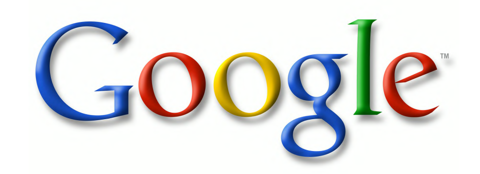
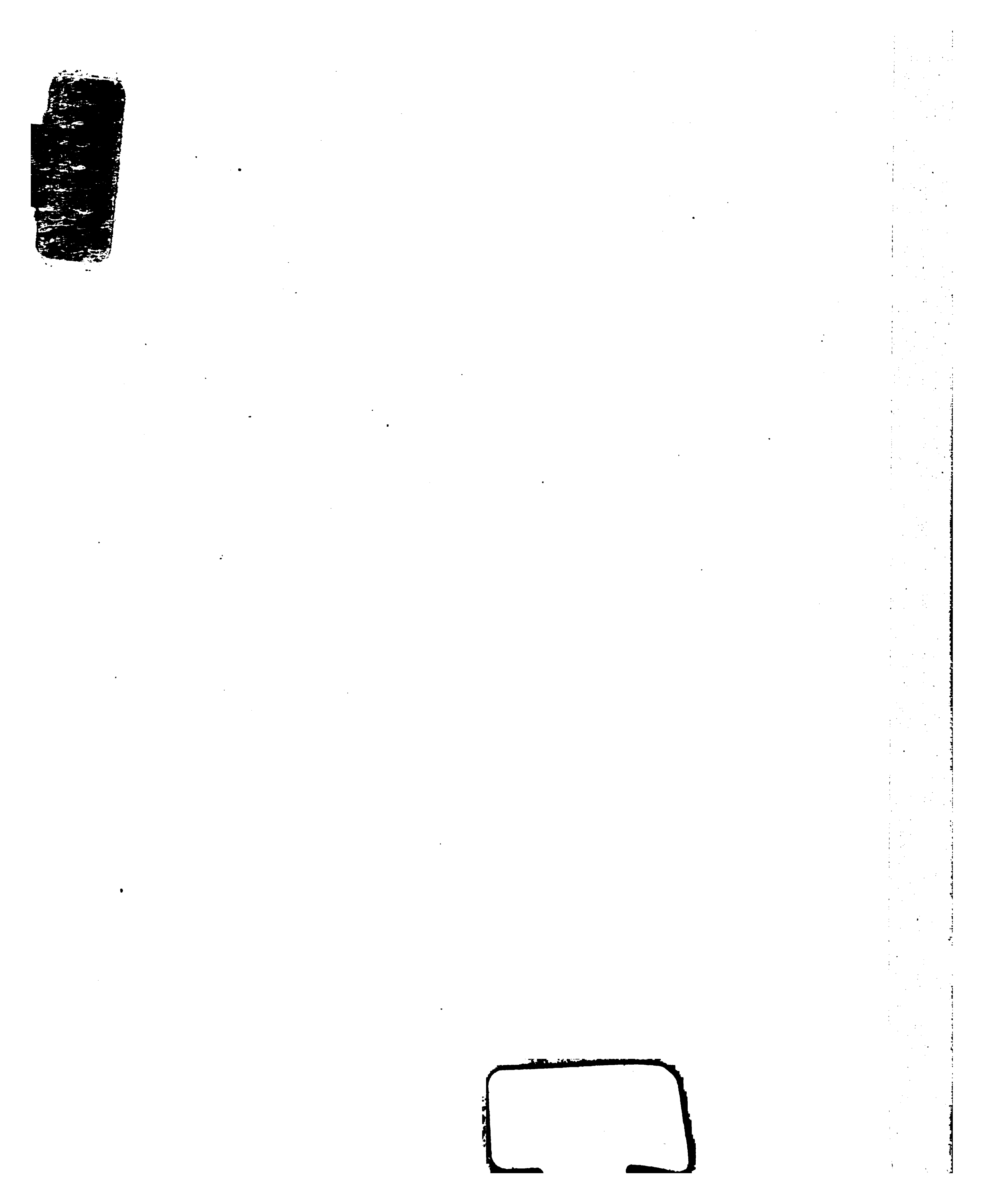
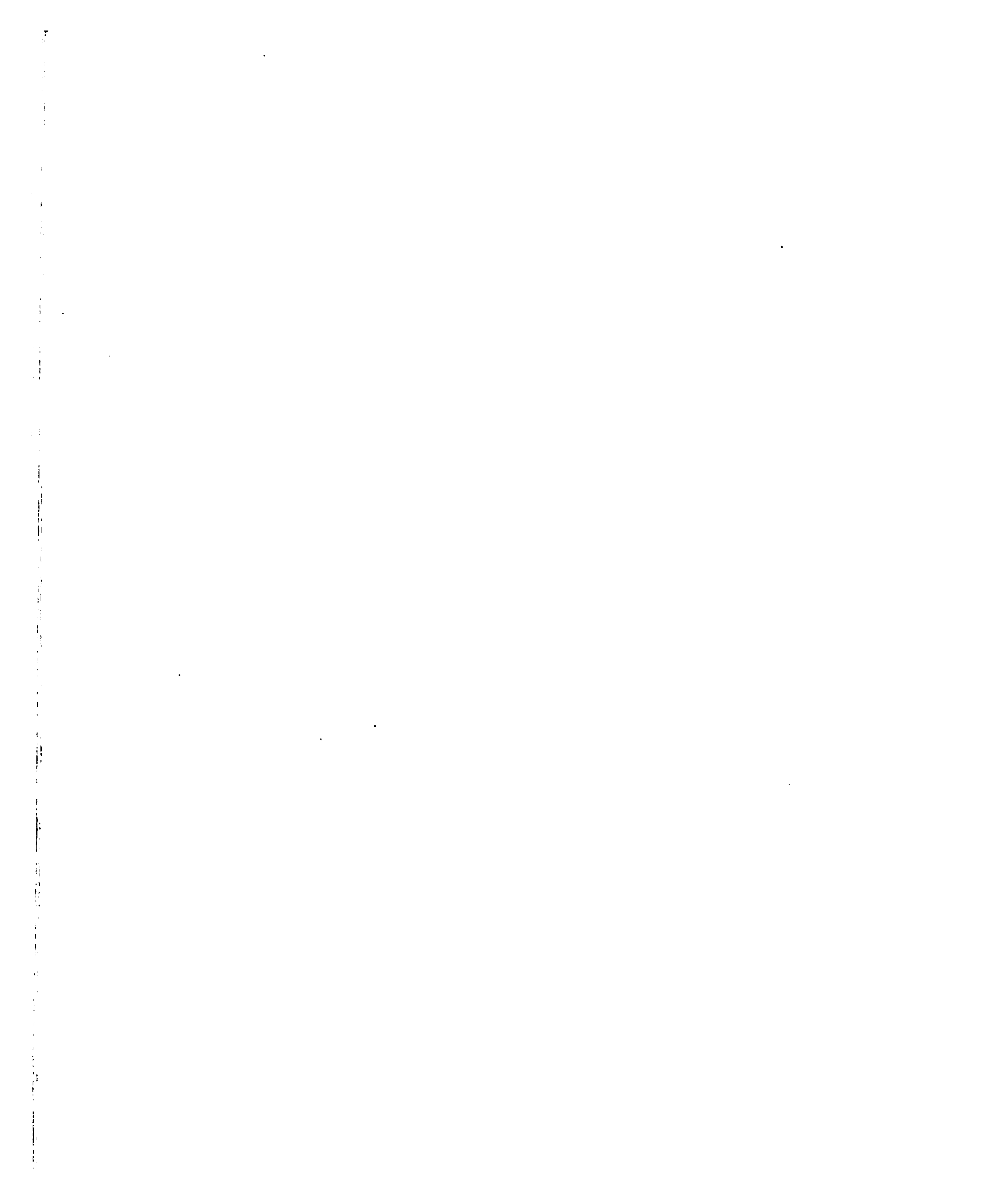
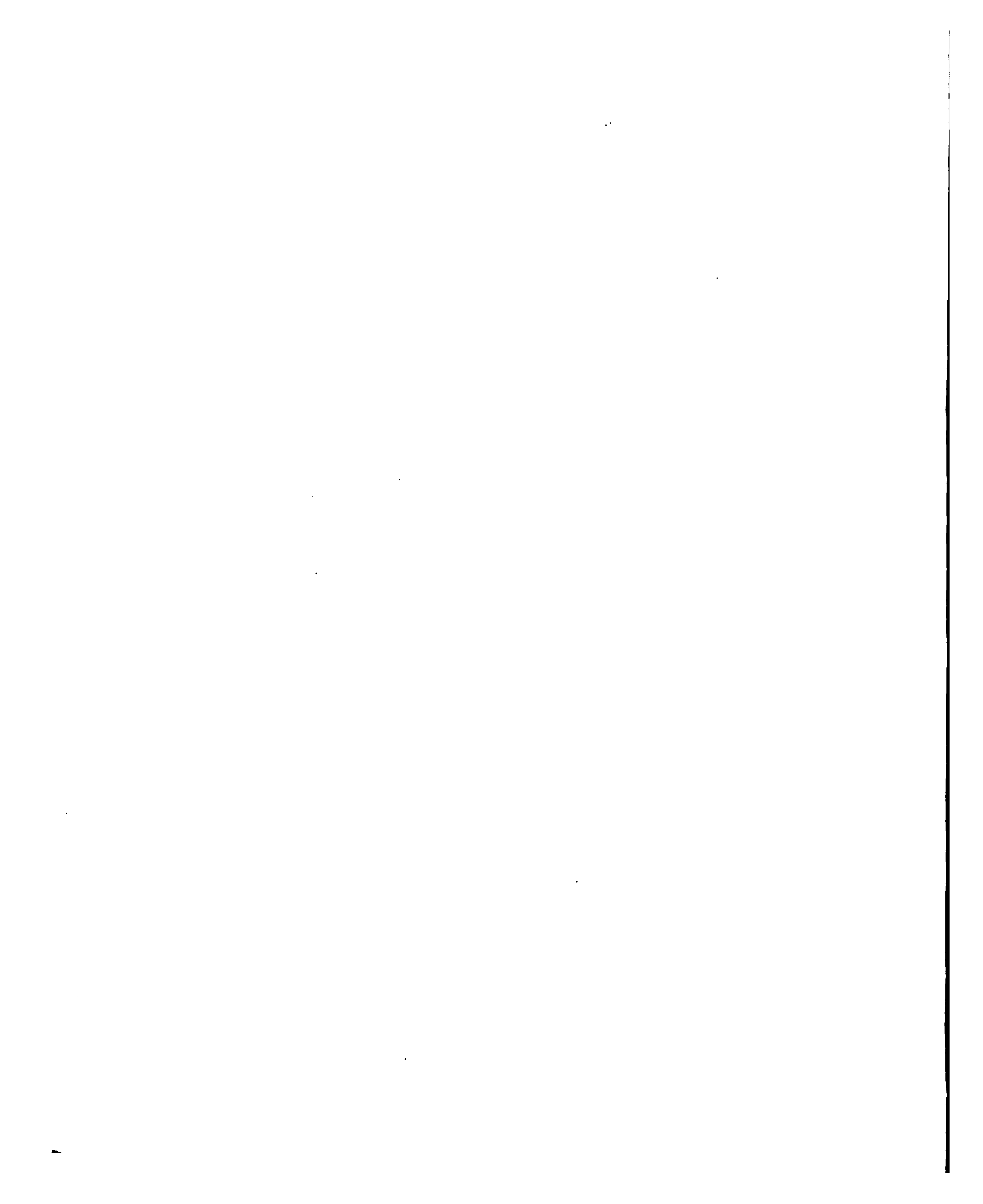










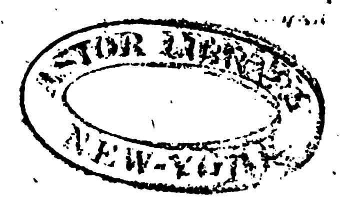
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1791.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.



JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürstl. sächs. Zeitungs-Expedition.
1791.

1 Numero 265. 2

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. October 1791.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Nuovo Dizionario Italiano-Tedesco*, composto sul Dizionario dell' academia della Crusca, e su quello dell' Abate Francesco Alberti di Villanuova, oder: *Neues italienisch-deutsches Wörterbuch* bearbeitet nach dem Werke der Academie della Crusca und dem Wörterbuche des Abts Francesco de Alberti. 8. 1786. Erster Theil S. 1956. und:

Neues deutsch-italienisches Wörterbuch, bearbeitet nach Adelungs deutschem Wörterbuche als zweyter Theil des neuen italienischen Wörterbuchs nach den Werken der Academie della Crusca und des Abts Francesco d'Alberti von Villanuova. 8. 1789. S. 2344.

Hr. Karl Heinrich Reich, (so nennt sich der Herausgeber), sagt in der Vorrede zum ersten Theile, dass, da dem ungenannten Vf. seine überhäuften Geschäfte nicht erlaubt hätten, dieses Wörterbuch mit überall gleicher Genauigkeit zu bearbeiten; so habe er den hier zum Grunde gelegten Alberti, mit unverdrossenem Fleisse nachgelesen, das Manuscript des Vf. damit verglichen, das Mangelnde ergänzt, und das Unrichtige nach *seiner Einsicht* verbessert. Mehr kann man unstreitig von keinem Manne verlangen; nur kommt alles darauf an, wie diese *eigne Einsicht* beschaffen sey? Allein Rec. ward bey seiner Untersuchung darüber selbst in Ansehung der Wörter, die der Herausgeber als Probe seiner Verbesserungen anführt, gar nicht befriedigt. In der Vorrede heissts nemlich: „Im Alberti sind die „beygesetzten französischen Wörter oft fehlerhaft, zu „gewagt, dem Sinne des italienischen Worts nicht ent„sprechend, und veranlassen, wegen ihrer vielfachen „oder wenig bekannten Bedeutungen, leicht irrige und „falsche Begriffe. So möchte sich nun wohl mancher „verleiten lassen, z. B. das Wort, *seggiola*, nach dem, „bey seiner dritten Bedeutung stehenden Worte, *filiere*, „durch *Zieheisen* und, *tenta incerata* dem Worte *bougie* „gemäss, durch *Wachslicht*, *Wachskerze*, zu übersetzen, „wie solches in neuern italienischen Wörterbüchern „wirklich geschehen ist." Nach diesem Prolog erklärt denn nun Hr. Reich im Buche selbst diese Wörter also: *Seggiola*, sagt er, sind „*kleine Balkenstücke, die unten* „*an die Dachsperren befestigt werden, damit das Dach* „*etwas über die Mauer hinaus gehe, Traufhaken.* Allein Traufhaken sind es nicht; diess widerspricht selbst seiner sehr unverständlichen Umschreibung; sondern seggiola sind *(Dach) Stuhlfetten.* *Tenta incerata* erklärt er durch *ein mit Wachs überzogenes Stäbchen, das in die Harnblase gesteckt wird, um sie offen zu erhalten.* Warum nicht durch *Bougie*, (in der Chirurgie) *wächserne Sonde*, so wäre es kurz und kunstmässig. Uebrigens ist *Wachsstock*, *Wachskerze*, *Kerze*, *Wachsfaden*, nicht so fehlerhaft, wie der Hr. Verbesserer meynt. Man findet diese Wörter in den besten chirurgischen Werken, nach dem lateinischen, *candela cerea*, *cereum filum*, *specillum cereum* u. s. w. Es wäre also nur darauf angekommen, anzuzeigen, dass diese deutschen Wörter zur Chirurgie gehören. Was soll man nun nach diesen Proben vom ganzen Werke denken, da sie der Vf. selbst anführt, um seine Verdienste dadurch zu beurtheilen? Doch wir wollen dem Leser das Urtheil über diess neue Wörterbuch selbst überlassen, und ihn dabey blos durch Anführung einiger Bemerkungen, die uns beym Durchblättern aufsielen, behülflich seyn. Man denke, man habe ein Werk von der Structur und den Krankheiten des Auges vor sich liegen, das aus dem italienischen ins deutsche übersetzt werden soll, und frage nun unsern Lexicographen um Rath:

Occhiaja heisst bey ihm *die Augentiefe*, muss heissen *die Augenhöle*, (orbita).

Il globo. La balla. Der *Bulbus*, *Ball*, *Augapfel*, fehlen.

Pupilla, der *Augapfel*, m. h. die *Pupille* (im gemeinen Leben heissen freylich Iris und pupilla der Augapfel)

Le camere. Die *Augenkammern* fehlen.

Cispa. Feuchtigkeit, die aus den Augen träufelt; hässliche Umschreibung! Man sagt auch nicht aus den Augen *träufeln*, sondern *schwitzen*. Richtiger: *Augenschleim* (vulgo *Augenbutter*).

Le ciglia. Die Augenwimpern ist nicht berührt.

Il ciliare: in der Anatomie ein Augenmuskel. Sehr unbestimmt! m. h. *der Schliessmuskel* oder *ringförmige Muskel der Augenlieder. L'orbicolare*, welches eben das ausdrückt, fehlt ganz.

L'indignatorio, ist auch unbestimmt bey dem Vf., so wie es überhaupt alle Augenmuskeln sind.

Von Augenfehlern findet man wenig oder nichts, so gar die *gota serena* fehlt. Wahr ist es freylich, dass unsers Lexikographen Vorgänger fast alle eben so unvollkommen bey diesen Wörtern sind, wie er; aber wozu denn ein neues Wörterbuch liefern, wenn eben dieselben Unvollkommenheiten immer bleiben sollen? Doch damit man uns nicht vorwerfen könne, dass wir einseitig urtheilen, wenn wir uns einzig auf eine gewisse Gattung von Wörtern einschränken, so wollen wir noch andere Beyspiele von den Mängeln und Unvollkommenheiten dieses neuen Wörterbuchs anführen; wobey wir indess den Fleiss und guten Willen des Vf. auf keine Weise verkennen, sondern vielmehr, bey allen den grosen Mängeln, den Ankauf seines Werks, so lange wir noch kein besseres haben, empfehlen; denn selbst

das neueste italienische Wörterbuch von *Jagemann* hat uns nicht ganz befriedigt, und wir halten das von *Flathe* noch für besser und vollständiger als jenes. Flathe scheint uns kürzer und präciser zu seyn wie unser Vf., welches vielleicht von grösserer Sachkenntniss herrührt. Aber unser Vf. hat mehr zusammengetragen, und besonders in seinem deutsch italienischen Wörterbuche grosse und nützliche Belesenheit gezeigt. Nur hätten wir mehr Präcision und genauere Auswahl gewünscht. Unser Tadel soll daher dem Vf. einzig zeigen, dass wir sein Werk mit Aufmerksamkeit gelesen haben, dass uns aber dabey noch manches zu desideriren übrig geblieben ist, und welches durch nochmalige fleissige Durchsicht und Zuratheziehung sachkundiger Männer, vorzüglich in Büchern, wo ihm Sachkenntniss abgeht, z. B. wie es scheint, in der Medicin, Chirurgie, Botanik u. s. w. ersetzen muss. Beynah aber möchten wir wünschen, dass eine neue Ausgabe dieses und ähnlicher Werke, so lange hinaus gesetzt werden möge, bis Hr. Licentiat *Nemnich* in Hamburg mit seinem grosen und bewundernswürdigen Unternehmen des Catholicons zu Stande gekommen ist. In den bereits gelieferten Proben wenigstens ist eine so ausgebreitete Sprach- und Sachkenntniss vereinigt, die uns ihrer Seltenheit wegen den Vf. bewundern lehrt, ihres Nutzens wegen aber, den er mit unermüdeten Fleisse durch sie verbreiten will, uns uneingeschränkte Hochachtung gegen ihn einflösst. Durch dieses Werk werden die gewöhnlichen Lexikographen, wenn der Vf. seinem Plan getreu bleibt, nicht nur ihre Schwäche kennen lernen, sondern auch ihr abhelfen können.

Arcuccio, ein *kleiner Spriegel über die Kinderwiege*; man sagt im deutschen lieber: *der Bogen der Kinderwiege*.

La befana nennt der Vf. eine *Lappenpuppe*. Es ist diess ein nächtliches Fest zu Florenz im Anfange des Carnavals, das den Bachanalen nicht unähnlich ist. Eine von Stroh verfertigte mit Epheu oder Lorbeerzweigen bekränzte Frau wird in einem offenen Wagen, mit Lerm, Gesang und Tanz durch die Stadt geführt. Der Nahme ist corrumpirt und stammt von *Epiphania* her.

Betel ist sonderbar bezeichnet: *eine medicinische Pflanze, welche gebauet wird*.

Cavalletto (Buchdrukr.) ist in *der* Hinsicht elend beschrieben. Und warum hat der Vf. nicht alle Bedeutungen beygefügt, die diess Wort in der Druckerey hat?

Cassetta, hier fehlt (Buchdr.) der *Schriftkasten*.

La cuccagna, ein Spiel in Neapel, fehlt.

Frullo. Ausser mehrern Bedeutungen, die hier fehlen (z. B. *ein Quirl*), fehlt auch: *der Sattel in einer Nuss*. Daher die Redensart: *Non montare un frullo*, keinen Pfifferling werth seyn.

Galantuomo, *ein ehrliebender*; *rechtschaffener Mann*. Diese Bedeutung hat freylich das Wort im italienischen; aber das ist nicht die ursprüngliche, sondern die ist: *ein vornehmer, begüterter Mann*. Dann bekommt es die Bedeutung eines Mannes von Erziehung, Grundsätzen u. s. w., wie der Vf. sagt.

Il giuoco della ruzzola. Ein Spiel, das Aehnlichkeit mit dem Discus der Römer hat, fehlt, so auch ganz; *il giuoco della palotole*.

Lazzaroni. Wer kennt diese nicht? fehlen ganz.

Stufa, bedeutet, 1) bey warmen Bädern *den Ort, wo der warme feuchte Dunst aus der Erde steigt*. 2) *Das Gemach, welches mit diesen warmen feuchten Dunsten erfüllt wird*. Hierauf können denn die vom Vf. angeführten Bedeutungen folgen.

Timpano (Anatom.) *Gehörblättlein*, ist sonderbar! Ueberhaupt sagt man itzt lieber *Pauke* und *Paukenfell* als *Trommel* u. s. w.

Torchio hat nicht nur die Bedeutung von einer *Buchbinder*- sondern auch von einer *Buchdrucker-Presse*.

Vantaggio (Buchdr.) Hier wäre das Kunstwort *Schiff* hinlänglich gewesen.

Zerno, Malmorto. *Die arge Raude*, (ehedem die *Ruse*), fehlt.

MARBURG, in der n. acad. Buchh.: *Archiv für die morgenländische Literatur* von *Georg Wilhelm Lorsbach*, Prof. u. Rector zu Dillenburg. Erstes Bändchen. 1791. 318 S. 8.

Unter diesem Namen erhalten die Freunde der morgenländischen Literatur wieder eine neue Zeitschrift, zu welcher sie sich Glück wünschen müssen und welcher alle die längste Dauer weissagen können, wenn anders die folgenden Bände, wie es von dem Fleiss und der Gelehrsamkeit des Hn. Vf. zu erwarten steht, diesem ersten, an innern Gehalt gleichen werden. Es enthält nemlich Aufklärung zum Ebn Chalecan und zum Bar Hebraeus. Hr. L. hat das Stück aus Ebn Chalecans Lebensbeschreibung berühmter Männer, welches Hr. *Adler* aus einer Kopenhagner Handschrift im Eichhornschen Repertorio Th. XV. S. 266 bis 278 hatte abdrucken lassen und welches die Geschichte Hackem's, des Stifters der Drusischen Religion, enthält, aufs neue übersetzt und durch Anmerkungen erläutert. Mit Grunde empfiehlt der Vf. Behutsamkeit in der Beurtheilung Hackem's nach den bis itzt bekannten Quellen seiner Geschichte, welche insgesamt seinen Erbfeinden, den Sunniten, ihren Ursprung zu verdanken haben, oder auch aus ihnen geschöpft sind. Um ein gegründetes Urtheil über ihn fällen zu können, müsste man auch erst Anhänger seiner Religionspartey, die den Fatemiden ergebenen Schiiten, und unpartheyische Geschichtschreiber über ihn hören. Eine Bemerkung, welche diejenigen beherzigen mögen, die aus den Bruchstücken, welche man von den Drusen und dem Stifter ihrer Secte kennt, sogleich etwas Ganzes liefern wollen. Auch hier ist das *Festina lente* zu empfehlen. — Die Uebersetzung ist, mit der Adlerischen verglichen, oft in einer edlern Sprache abgefasst, welches freylich dem zweyten Uebersetzer leichter wird, als dem ersten; aber sie ist auch an sehr vielen Stellen richtiger und genauer. Dabey hat Hr. L. nicht so oft einzelne Wörter und Redensarten unübersetzt gelassen, sondern, welches besonders allen Beyfall verdient, den Grad der Gewissheit seiner Erklärungen mit angeführt und seine eignen Zweifel angegeben. Wer also diese Uebersetzung mit Vergleichung des XV. Th. des Repertoriums in der Absicht braucht, um Fortschritte in der Kenntniss des Arabischen zu machen, wozu sie vorzüglich brauchbar ist, der wird nie verleitet werden, etwas ungewisses, als eine ausgemachte Sache, auf Treu und Glauben anzunehmen.

Die Anmerkungen enthalten theils historische und geographische Erläuterungen, sowohl aus andern morgenländischen Schriftstellern, als auch aus neuern Reisebeschreibungen, theils Erklärungen einzelner schwerer

Wörter,

aber nicht bloſs aus dem Wörterbuch geſchöpft, ſondern aus dem Gebrauch und der Vergleichung anderer arabiſcher Bücher und der übrigen morgenländiſchen Dialekte. Bisweilen finden ſich auch kritiſche Vermuthungen, welche nicht unwahrſcheinlich ſind: z. B. S. 276. Z. 6 fand Hr. Adler hinter الجعل ein unleſerliches Wort, welches er alſo auch ausließs. Hr. L. vermuhet mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daſs hier المقطم geſtanden habe, der Name des bekannten Gebürges, wo Hackem ermordet wurde. Andre Conjecturen, welche ſich auf die Verſetzung und Weglaſſung eines Punktes oder auf die leichte Veränderung eines Buchſtaben günden, ſind ziemlich häufig. Beyläufig werden auch manche Stellen andrer arabiſcher Schriftſteller erläutert, welches allen Dank verdient. Nur wenn der ſel. *Michaelis* bey einer Stelle in Abulfeda's Aegypten S. 21. über Alexandrien zurecht gewieſen wird (ſie lautet: ولها جزيرة فيها بساتين ومنارة, welches er *Inſulam habet, in qua horti ſunt et* P*harus* überſetzt, ſtatt *amoena loca*, weil er منارة zu ſehen glaubte); ſo iſt das ein Verſehen, welches er ſchon vor vielen Jahren abgebüſset, und, wenn nicht ſchriftlich, doch mündlich, ſeinen Zuhörern eingeſtanden, oder wie er ſich auszudrücken beliebte, ihnen ſeine Sünde bekannt hat. — Auſser dieſer Ueberſetzuug und den Anmerkungen zum ganzen Stück iſt noch eine Stelle (Repert. XV. S. 268.) beſonders erläutert, oder vielmehr die kleine Schrift, welche im vorigen Jahr unter dem Titel: *über eine misſverſtandene Stelle des arabiſchen Geſchichtſchreibers Ebn Chakkan*, erſchien, wieder mit geliefert.

Die Beyträge zum *Bar Hebräus* haben die Form von Recenſionen der drey kürzlich erſchienenen Bücher, die Schriften von ihm liefern: 1) *Bar Hebraei Chronicon Syriacum ed. Brunſii et Kirſchii*; 2) *Kirſchii Chreſtomathia Syriaca*. 3) *Appendix ad Chronicon Gregorii Abulpharagii ſive Bar Hebraei ed. P. I. Bruns.* (im neuen Repertorium für bibl. und morgenl. Literatur Th. I.) Hr. L. läſst den verdienten Herren Herausgebern alle Gerechtigkeit wiederfahren, weicht aber in mehrern Stellen von ihrer Erklärung ab, beſonders in der ſyriſchen Chronik. Hierüber wird ſich niemand wundern, der es weiſs, was es heiſst, bey den wenigen und eingeſchränkten Hülfsmitteln zur Kenntniſs der ſyriſchen Sprache, die wir bis itzt haben, ein ſyriſches Werk von ſolchen Umfange, als die ſyriſche Chronik des Abulpharag's iſt, ohne Vorgänger zu überſetzen. Die Herausgeber ſelbſt werden es nicht erwartet noch gehoffet haben, den Sinn überall zu treffen und es muſs ſie freuen, daſs ein Mann, wie Hr. L., ſich ſo bald und ſo eifrig mit ihrem Autor beſchäfftigt, um durch eine ſolche Anzahl von Erläuterungen den Gebrauch des Werkes erleichtern zu können. Wirklich liefert der Vf. Anmerkungen zu 100 Stellen, theils philologiſchen, theils hiſtoriſchen und geographiſchen Innhalts; die kritiſchen verſparte er bis auf eine andre Zeit. Wir geben zur Probe nur eine und zwar die erſte Stelle. S. 180. der ſyr. Chronik ſteht: ܘܫܢܬ ܫ ܕܛܝ̈ܝܐ ܗܘ ܕܝܢ ܫܢܬ ܐܪܟܕ (ܐܠܦ ܪܟܕ) ܕܝܘܢ̈ܝܐ ܐܬܚܙܝܬ ܒܗ ܨܒܝܬܐ ܕܝܠܕܬ ܥܘܠܐ ܘܣܓܝ̈ܐܐ ܚܙܘܗܝ ܠܥܘܠܐ ܒܗܢܕܘ ܓܘܝܬܐ. Hr. Bruns verglich bey ܨܒܝܬܐ das arab. نُجَيلة *arbor exigua*. 2. *praeclara natura, pulcra forma figura* und verwechſelte ܥܘܠܐ mit ܥܘܠܐ, welches unter andern auch einen Embryo bedeutet, und überſetzte daher: *Anno Arabum* 300., *i. e. anno Graecorum* 1224. *apparuit pulcra quaedam figura, quae peperit, multique viderunt ejus Embryonem in regione Indiae exterioris.* Anſtatt daſs alſo dieſem zufolge Bar Hebräus die Merkwürdigkeit erzählt, *daſs ein ſchönes Frauenzimmer niedergekommen ſey*, läſst Hr. L. ihn ſagen: *Im 300ten Jahre der Hedſchra d. i. im 1224 Jahre der Seleuciden, warf eine Mauleſelin im dieſſeitigen Indien ein Füllen; viele Leute haben daſſelbe geſehen.* Und dieſs wäre dann, als eine ſeltene Naturerſcheinung, der Bemerkung allenfalls werth geweſen. ܥܘܠܐ bedeutet aber wirklich *ein Füllen* und bey ܨܒܝܬܐ vergleicht Hr. L. das arabiſche بَغْلَة *mula*. Am Ende frägt der Hr. Vf. an, ob er, um die ſyriſche Chronik gemeinnütziger zu machen, ſie ganz von Anfang bis zu Ende durchgehen und erläutern ſoll, oder ob es beſſer ſey, eine eigne deutſche Ueberſetzung auszuarbeiten und mit gedrängten Anmerkungen zu verſehen? Rec. würde für das erſtere ſtimmen, wenn anders der Vf. nicht auf jeder Seite oder beynahe in jeder Periode Aenderungen zu machen nöthig finden ſollte. Vielleicht finden ſich noch mehrere Gelehrte, welche gelegentlich auch ihre Bemerkungen bekannt machen; und wenn erſt recht viel geſammlet und gebeſſert wäre, könnte man eine Ueberſetzung erwarten, welche der Vollkommenheit nahe käme. Auf jeden Fall iſt es zu wünſchen, daſs Hr. L. uns ſeine Erläuterungen mittheilen möge, es mag in einer Form geſchehen, in welcher es wolle, ſo wie gewiſs jeder Freund der morgenländiſchen Literatur der Fortſetzung dieſes Archiv's auf den angefangenen Fuſs mit Vergnügen entgegen ſehen wird.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin u. Leipzig, b. Rottmann: *Heinrich Stillings häusliches Leben*: Eine wahrhafte Geſchichte 1789. 275. S. 8.

Es iſt noch immer der Stilling, der uns ſo angenehm in ſeine Jugend und Jünglingsjahre zurück zu ſchwatzen wuſste, den wir gern auf ſeiner Wanderſchaft begleiteten, ihn endlich ausübenden Arzt werden ſahen, und den wir mit dem Wunſche einer reichen Praxis verlieſsen *). Er ſetzt jetzt ſeine offenherzigen Geſtändniſſe in voriger Manier fort, erzählt, wie er mit 5 Thalern baarer Münze im Vertrauen auf Gottes Vaterſorge angefangen und ſeiner *Vernunft*, die ihn zu gewiſſen Zeiten ſehr *geplaget*, kein Gehör gegeben, wie er ſeine pietiſtiſche, runde, nur wenig gepuderte, Perücke mit einer Haarbeutel

 Perücke

*) Stillings Jugend. Berl. u. Lpz. 1777. Stillings Jünglingsjahre, daſ. 1778. Stillings Wanderſchaft. daſ. 1778.

Perücke vertauschet, dazu sich auch Hand- und Halskrausen am Hemd erlaubet und sich erkläret habe, dass er, nachdem er lange genug von Pflichten *geschwatzet*, sie jetzt ausüben wolle. Dass er es durch alles dieses mit den Pietisten verdorben habe, kann man sich denken. Er macht dabey (S. 5. und 98.) die sehr richtige Bemerkung: „Ich gestehe gern, dass die rechtschaffensten Leute und besten Christen unter den Pietisten sind; aber sie verderben alles Gute wieder durch ihren Hang zum Richten. Wer nicht mit ihnen grade eines Sinnes ist, mit ihnen nicht von Religion tändelt und empfindelt, der gilt nichts und wird für unwiedergeboren gehalten. Die grosse Lehre Jesu, den sie doch sonst so hoch verehren: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet; beobachten sie so wenig. Sie bedenken nicht, dass das Maulchristenthum gar keinen Werth hat, sondern dass man sein Licht durch gute Handlungen müsse leuchten lassen.“ Nun beginnt die Geschichte seiner kümmerlich ihn nährenden Praxis, der Kränklichkeit seiner Frau, seiner Schriftstellerey u. s. w. Wenn er in äusserster Geldnoth ist, wird ihm oft geholfen. Ein Fuhrmann wirft z. E. eine Ladung Steinkohlen vor seinem Hause ab, Stilling hat kein Geld, den Mann zu bezahlen: ihm klopft das Herz und seine Seele ringt mit Gott. Auf einmal tritt ein Mann herein, der — ihm für eine Cur schuldig war, trägt seine Schuld ab, und die Steinkohlen können bezahlt werden. Ein anderes Mal drängt ihn ein Gläubiger um 70 Thaler, die auf einen Freytag bezahlt werden sollen. Dem armen Stilling „geht wieder das Wasser an die Seele. Er und seine Frau beten wechselnd, dass es einen Stein hätte bewegen sollen.“ Der furchtbare Freytag bricht heran. Beide beten fort. Um zehn Uhr tritt der Briefträger herein, in der einen Hand das Quittungsbüchelchen, in der andern einen schwer beladenen Brief. Es ist ein Brief von Göthe, der ohne sein Wissen *Stillings Jugend* hatte drucken lassen und hier das Honorar von 150 Thalern schicket. Stilling findet darinn eine sichtbare und *wunderbare* Hülfe der Vorsehung, und wer mag gegen diese, in seiner damaligen Lage natürliche, Empfindung etwas erinnern? Stilling vergisst aber bey solchen Gelegenheiten das *Richtet nicht!* was er den Pietisten zuruft. Denn er schimpft nun auf die Andersdenkenden, nennt sie Sophisten und ruft: „o ihr Tüncher mit losem Kalk! wie sehr schimmert der alte Greuel durch.“

Die Geschichte seiner ersten Staarcur, wozu er fast gezwungen wurde, und die so viele glückliche Curen zur Folge hatte, lieset man mit vieler Theilnehmung, bedauert ihn wegen seiner erlittenen Verfolgungen, und freut sich, wie ihm eine andre Laufbahn eröffnet wird. Stilling ward Lehrer an der Cameralschule und zuletzt Professor zu Marburg. Es sind alles gewöhnliche Lebensvorfälle. Aber anziehend ist es immer, zu lesen, wie ein Mann von seiner Geistesstimmung, und der sich zeiget, wie er ist, sich in dem allen schicket, wie er denket und handelt, wie sich seine Trauer bey dem Verluste der ersten Frau äussert, wie er um die zweyte wirbt, u. s. w. Sein Vortrag ist bekanntlich sehr simpel; mit unter sinken seine Bilder zur Plattheit herab. Wenn er z. B. sagen will, dass ihn seine Trübsale gebessert haben, so drückt er das so aus: Gott habe seine eigne Unlauterkeit zur Seife gebrauchet, um ihn mehr und mehr zu reinigen. (S. 197.)

St. Gallen: *Auf Zollikofers Tod.* 1 bis 9. Sammlung. Zusammen 20½ Bogen. 8. 1788.

Die durch Zollikofers Tod veranlassten kleinen Schriften haben die Herausgeber gesammelt. Es sind die ersten Empfindungen der Trauer bey seinem Verluste. Die Zollikofer finden nicht gleich in den ersten Monaten nach dem Tode ihrer Hirzel. Unter den hier gesammelten vielen mittelmässigen Hexametern und Jamben und Reimen und Kanzelvorträgen zeichnen sich wenige aus. Heidenreichs Todtenfeyer hat schöne Stellen. Kindervater vergleicht Zollikofern in Ansehung der Wohlredenheit nicht unrecht mit Cicero. „Die sorgfältige Wahl der einzelnen Worte, die natürliche, kunstlose Zusammensetzung der einzelnen Ausdrücke, der überdachte mässige Gebrauch der Tropen, Figuren und Bilder, welche dem Ganzen die reizendste Abwechselung geben, und die Ideen, welche sie bezeichnen, die seltene Rundung und der ungemeine Wohlklang der Perioden, die strenge lichtvolle Ordnung der auf einander folgenden Gedanken, der schnelle gleichmässig fortwallende Strom der Rede, die ausgesuchteste Haltung des Ganzen und diejenige Leichtigkeit und edle Simplicität, die bey dem Kenner die grösste Bewunderung erweckt und den Nichtkenner dergestalt täuscht, dass er sich einbildet, mit leichter Mühe eben so, oder wohl noch besser zu schreiben; wer liesse sich wohl in Absicht dieser Vorzüge mehr mit dem Cicero vergleichen, als Zollikofer?“

Baireuth, b. Lübecks Erben: *Bild des menschlichen Herzens nach Geschichte und Erfahrung*, entworfen von M. *Joh. Konrad Kirschner.* S. 221. 8. 1791.

Unter dieser viel umfassenden Aufschrift, die, wie der Vf. sagt, von dem Verleger herrührt, schildert Hr. K. für diesmal nur *eine* Seite des menschlichen Herzens, nemlich Güte und Wohlwollen; er verspricht aber, das Werk noch fortzusetzen. Ueber Wohlwollen, Mitleid, Freundschaft, Grosmuth, Verachtung des Reichthums, Zufriedenheit, Religiösität, und über die Schwachheiten, wozu das gute Herz durch Laune, Leichtsinn, Leichtgläubigkeit, Argwohn, Menschenfurcht, Menschengefälligkeit und Schmeicheley verleitet werden kann, schickt es erst gut gemeynte, aber nicht tiefgedachte, Betrachtungen in langweiligen Declamationen voraus, die er dann durch Beyspiele aus der Geschichte und aus seiner eignen Erfahrung zu bestätigen sucht. Die Betrachtungen, die nicht zur Bereicherung der Psychologie dienen, sondern zu den gewöhnlichen Gemeinplätzen der Moral gehören, klingen, wie Fragmente aus Predigten, oder Andachtsbüchern, und wirklich hat des Vf. besage des vom Verleger angehängten Bücherverzeichnisses, vor einigen Jahren ein Erbauungsbuch herausgegeben. Die historischen Beyspiele, die er beybringt, sind theils zu bekannt, theils zu matt erzählt, und zu wenig durch bündige Raisonnemens unterstützt.

Numero 266. 10

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 3. October 1791.

MATHEMATIK.

PARIS: *Nouvelle architecture hydraulique*, par Mr. de *Prony*, Ingenieur des ponts et chauffées. Première partie. 1790. 621 S. und 72 S. Tafeln in gr. 4. mit 15 Kupfertafeln.

Dieser erste Band eines wichtigen Werks ist in fünf Abschnitte abgetheilt, denen noch eine allgemeine Einleitung in die Grundlehren der Mechanik vorangeht. In dieser zeigt der Vf., auf was für Grundbestimmungen es bey Betrachtung der Bewegung eigentlich ankomme, und in wiefern sich die Verhältnisse dieser Grundbestimmungen, die, an sich betrachtet, heterogene Grössen seyen, dennoch durch Gleichungen ausdrücken und durch geometrische Vergleichungen darstellen lassen. Dann folgen die Eintheilungen in die verschiedenen Arten möglicher Bewegungen, und umständliche Betrachtungen darüber, mit Anwendung auf unsere Schwere, wo er besonders die bekannte Fundamentalformel für die gleichförmig beschleunigte Bewegung nach Hn. d'Alembert sehr umständlich, vielleicht nicht ganz von französischer Weitschweifigkeit entfernt, betrachtet. Allgemeine Sätze und Formeln für die Kräfte und ihre Wirkungen; dabey von dem bekannten Streit über das *Maass der Kräfte*, den der Vf. mit Recht nur für einen blossen Wortstreit erklärt, und durch richtige Distinctionen ins gehörige Licht setzt. Allgemeine Begriffe vom Hebel, der schiefen Ebene und dem Keil u. dgl. Nun folgt der *erste Abschnitt: von der Statik*, von der Zerlegung und der Zusammensetzung der Kräfte; von den Momenten; von den ersten Anfängen der Geschwindigkeit, welche einander entgegengesetzte Kräfte im Fall des unterbrochenen Gleichgewichts bewirken (*des vitesses virtuelles.*) Wenn die Producte aus den Kräften in dieses Bestreben nach Geschwindigkeit gleich gross sind, so seyen die Kräfte unter einander im Gleichgewicht. Dieses ist Hn. *de la Grange* Grundsatz der Statik in seiner *Mechanique analitique*, Paris 1788. Freylich ein sehr fruchtbarer Fundamentalsatz, aber bey weitem nicht ein Satz, der für einen *Grundsatz* gelten könnte. Er ist im Grunde mit dem bekannten Cartesischen Grundsatz der Statik einerley. Der Vf. scheint ihn gleichwohl aus Hochachtung für Hn. *de la Grange* als Grundsatz gelten zu lassen, „*puisqu'il donne des résultates absolument conformes à tous ceux obtenus d'ailleurs.*" Welche Rechtfertigung! Vielerley Anwendungen dieses reichhaltigen Satzes, die zugleich zur Erläuterung der dahin gehörigen Sätze des Hn. *de la Grange* dienen. Von der Schwere; genaue Formel für die beschleunigende Kraft, mit Rücksicht auf die Grösse und Entfernung der Massen, welche gegen einander beschleunigt werden; Herleitung derselben aus Newtons allgemeiner Schwerkraft; wie sich diese bis zum Mond ändert, auf unserer Erdfläche aber als unveränderlich angesehen werden kann. Für Anfänger zum Unterricht in dieser Materie lehrreich und deutlich. Von dem Schwerpunct und dabey zugleich von Berechnung des Flächen- und Körperinhalts bey allen Arten von Körpern. — Sehr umständlich und reichhaltig mit Benutzung alles Nützlichen, was auch auswärtige Schriftsteller darin geleistet haben. — Von einem aus Schnüren zusammengesetzten Zug (*de la Machine funiculaire.*) Man kann Schnüre oder Seile auf mancherley Art mit widerstehenden Massen und unter einander selbst, und mit Kräften, welche sie anspannen, verbinden; und eine solche Zusammensetzung nennt der Vf. mit andern französischen mechanischen Schriftstellern *machine funiculaire*. Sie beruht auf der Lehre von Zusammensetzung der Kräfte. Hier wird sehr umständlich davon gehandelt. Erst allgemeine Anmerkungen davon, dann Anwendungen auf besondere Fälle: wobey der Vf. auch endlich auf die besondere Formel für die *Kettenlinie* auf eine sehr leichte Art geführt wird. Durch so mancherley Anwendungen wird diese Untersuchung sehr reichhaltig, und es wird sich nicht leicht eine hieher gehörige Frage aufwerfen lassen, die man hier nicht unmittelbar beantwortet fände. Vom Hebel sehr umständlich, doch noch mit Beyseitesetzung physischer Nebenumstände, z. B. der Reibung u. dgl. Von der Rolle, von Flaschenzügen, vom Haspel, von der Erdwinde, von verzahnten Rädern u. s. w. Umständliche Untersuchungen über die schiefe Ebene, die Schraube und den Keil. S. 153. Von dem Gleichgewicht bey Gewölben, eine sehr ausführliche Abhandlung von S. 152—168; doch nur noch auf steinerne Gewölbe anwendbar. Die Anwendung auf Gewölbe von andern Materialien behält sich der Vf. auf die folgenden Theile vor.

Zweyter Abschnitt. Von der Dynamik. D'Alemberts allgemeiner Grundsatz der Bewegung; von der Bewegung der Schwerpunkte; von der Zerlegung jeder Bewegung in drey auf einander senkrechte; von dem Druck eines in einer krummen Linie sich bewegenden Körpers gegen diese krumme Linie; vielerley Folgen daraus; Anwendung auf die Bahn geworfener Körper, doch noch ohne Rücksicht auf den Widerstand der Luft; von der Bewegung einer vorgeschriebenen krummen Linie, ohne Rücksicht auf die Reibung, besonders in der Cycloide; Vergleichung solcher Bewegungen mit den Schwingungen eines Pendels; Methode, die beschleunigende Kraft der Schwere durch das Pendel zu bestimmen; fortgesetzte Untersuchung der Bewegung in vorgeschriebe-

nen krummen Linien; Anwendungen der Theorie von der Bewegung um einen festen Punct; physisch mathematische Theorie vom Stofs, sehr umständlich und lehrreich; von der Bewegung bey den Maschinen; wie dabey grösere Geschwindigkeit eine kleinere Kraft giebt; dahin gehörige allgemeine Formeln, und wie solche das Maximum des Effects bestimmen.

Dritter Abschnitt. Von der Hydrostatik. Als charakteristische Eigenschaft der flüssigen Masse nimmt der Vf. mit Euler und d'Alembert den Satz an, dass der Druck auf eine flüssige Masse sich auf alle Theile derselben gleich stark ausbreiten müsse, wofern ein Gleichgewicht entstehen solle. Eintheilung in elastische und unelastische flüssige Massen, dabey von den neuern Beobachtungen über die specifische Schwere und Ausdehnung der Luft bey gegebenen Temperaturen. Vom Gleichgewicht flüssiger Massen unter mancherley Umständen und ihrem wagerechten Stande. Weitläuftig vom Nivelliren, und dabey von der Brechung der Lichtstralen in der Atmosphäre, mit Benutzung dessen, was Herr Lambert darüber gesagt hat. Eben so vom Druck des Wassers auf anliegende oder untergetauchte Körper, und dabey gründlich von den Dämmen mit Benutzung der besten neuern Untersuchungen. Von den Wasserwagen, besonders der von Hn. de Parcieux. Von dem Gleichgewicht elastischer flüssiger Massen, besonders der Luft, wobey es nach dem Zweck dieses Werks nicht getadelt werden kann, dass von verschiedenen Luftgattungen nach Lavoisier, Kirwan, Monge, Meunier, de la Place, Bertholet u. a. nur das Nöthigste mit eingestreut wird. Vom Höhemessen mit dem Barometer. Hiehergehörige Formeln und deren Correctionen von Hn. de Lüc und Hn. Trembley. Beobachtungen geben letzterer den Vorzug; stimmen aber noch genauer mit den Formeln ohne jene Correctionen zusammen. Von den Maschinen zur Erhebung des Wassers, besonders den Pumpen; doch aber hier nur der theoretische Theil davon, auch nur in Rücksicht auf das Gleichgewicht.

Vierter Abschnitt. Von der Hydrodynamik. Der Vf. gesteht gleich anfangs, ohngeachtet seiner genauen Bekanntschaft mit alle dem, was andere Schriftsteller bis jetzt in diesem Theil geleistet haben, die unendlichen Schwierigkeiten, womit derselbe noch immer verwebt ist. Dann folgen allgemeine Formeln über die Bewegung des Wassers in Gefäsen und Röhren; aber noch ohne Rücksicht auf Erfahrungen, blos nach der Theorie der beschleunigenden Kräfte. Vom Ausfluss des Wassers aus einem Gefäss durch eine kleine Oeffnung wieder unter der vorigen Einschränkung. Dabey von den Wasseruhren, deren Theorie aber freylich bey weitem nicht in der Ausübung brauchbar ist, da es hierbey auf Genauigkeiten ankömmt, die nicht anders als durch wirkliche Versuche erreicht werden können. Von der Bewegung des Wassers in Gefäsen, die durch lothrechte Schiedwände mit kleinen Oeffnungen zusammenhängen, wieder ohne Rücksicht auf Erfahrungen. Von dem Ausfluss des Wassers aus Gefäsen mit willkührlichen Oeffnungen, bekanntlich durch logarithmische Differentialien. Von dem Ausfluss durch lothrechte Oeffnungen von verschiedenen Gestalten, wo der Vf. mehrere für die Ausübung erleichterter Formeln hätte beybringen sollen, wogegen er die Theorie der Wasseruhren ganz hätte übergehen oder nur berühren dürfen. Jetzt folgen Erfahrungen zu den bisherigen Untersuchungen. Von der bekannten Zusammenziehung des Wasserstrahls. Erfahrungen darüber aus des Hn Bossut Hydrodynamik. Inzwischen giebt die unmittelbare Messung des zusammengezogenen Strahls seine Gröse zu unsicher an; doch können solche Messungen zur Ueberzeugung dienen, dass die Verminderung der Ausflussmenge wirklich von der Zusammenziehung des Strahls herrühre. Erfahrungen über die Ausflussmengen, wieder von Hn. Bossut; daraus lässt sich die Gröse der Zusammenziehung sicherer *berechnen.* Erfahrungen mit konischen und cylindrischen Röhren, darauf gegründete correctere Formel für den Ausfluss des Wassers, und ihre Uebereinstimmung mit besondern Versuchen. Von dem Druck des Wassers an die Wände, zwischen denen es durchfliesst. Von dem Stofs und Widerstand des Wassers; dabey die richtige Bemerkung, dass die Geschwindigkeit eines unterschlächtigen Rades wegen der Friction nach der Theorie allemal weniger, als den dritten Theil, von der Geschwindigkeit des Wassers betragen müsse. Angehängte Erfahrungen. Allgemeine Theorie von der Bewegung flüssiger Massen nach einer besondern Methode des Hn. Euler; — gut zur Uebung im Denken und Calculiren, aber, nach Rec. Meynung, ohne Nutzen für die Ausübung einer Wissenschaft, worinn jede Formel bey jedem einzelnen Fall, sobald man zur Anwendung schreitet, ihre eigene Einschränkung erfodert.

Fünfter Abschnitt. Von den Maschinen und den dabey anwendbaren Kräften, mit Rücksicht auf die mancherley eintretenden Nebenumstände. Von dem Einfluss, welchen die Adhäsionskraft, die Reibung und die Steifigkeit der Seile oder Ketten auf die Bewegung und das Gleichgewicht bey Maschinen haben, von S. 427 bis 515. Hier findet man alles benutzt, was Theorie und Erfahrungen bisher vermocht haben, besonders nach Hn. Coulomb, dessen grose Verdienste in diesem Fache bekannt sind. Von den Kräften des Menschen von S. 516 bis 540 mit Rücksicht auf alle besondere Umstände, nach Hn. Lambert. Von der Kraft der Pferde, ihrer vortheilhaftesten Anwendung und Einspannung, Geschwindigkeit, Dauer im Ziehen u. f. w. bis S. 548. Von der Kraft des in Dämpfen aufgelösten Wassers. Dabey chemische Bemerkungen, Erfahrungen und daraus hergeleitete Formeln für die Ausdehnungskraft der Dämpfe bey den verschiedenen Temperaturen der Wärme und gut zusammenstimmende Vergleichungen der Theorie mit den angeführten Erfahrungen, die sich indessen mit den Zieglerischen, auf welche Lambert in seiner Pyrometrie und Langsdorf in seiner Theorie, hydrodynam. und pyrom. Grundlehren gebaut haben, nicht geradezu vergleichen lassen, weil Zieglers Erfahrungen auf die Temperatur der *Dämpfe*, die des Hn. Bettancourt aber, welche der Vf. zum Grund legt, auf die Temperatur des *Wassers* gehen, welches dampft; reducirt man aber die Wärmegrade des Wassers auf die der Dämpfe nach

nach den Formeln, welche Langsdorf in seinen hydrod. und pyrom. Grundlehren im 11ten Kap. angegeben hat, so findet man eine merkliche Abweichung der Resultate von den unmittelbaren Erfahrungen, die hier der Vf. mittheilt.

Zuletzt eine kurze Geschichte, Beschreibung und Zeichnung der neuesten Dampfmaschinen; und nun folgen auf 68 Seiten 11 brauchbare berechnete Tafeln: 1) von kubischen Maassen in Decimalbrüchen, 2) von Höhen und zugehörigen Geschwindigkeiten und 3) umgekehrt; 4) von Zeiten und zugehörigen Höhen des Falls, 5) und 6) sehr ausgedehnte Tafeln von specifischen Schweren, 7) von den Ausdehnungen verschiedener Luftgattungen, 8) von den Ausdehnungen der gemeinen Luft, 9) von übereinstimmenden Queckfilber- und Wasserhöhen, 10) für die Ausdehnungskraft der Wasserdämpfe, 11) eine Tafel zum Gebrauch beym Nivelliren. Diese ausführliche Anzeige wird von der Reichhaltigkeit dieser Archit. hydraul., wovon der gegenwärtige erste Band nur die Theorie enthält, hinlänglich überzeugen. Was Belidors Werk, das mit so vielem Beyfall aufgenommen wurde, für die damalige Zeit war, das, und in der That noch weit mehr, ist dieses Pronysche Werk für die jetzige, d. h. Hr. Prony hat alles geleistet, was sich von einem Schriftsteller fodern lässt, der um mehr als 50 Jahr später, als Belidor, in einer Wissenschaft schrieb, die seitdem durch Prüfungen, Berichtigungen, Erweiterungen und neue Erfindungen zu einer beynahe ganz neuen Wissenschaft geworden ist. Rec. ist von einem französischen Buchhändler versichert worden, dass noch vor Ende dieses Jahrs der 2te Band dieses trefflichen Werks erscheinen werde.

Leipzig, bey Weidmann: *Unterricht in der mathematischen Analysis und Maschinenlehre.* Erster Band, enthaltend die *Buchstabenrechenkunst und die sogenannte Analysis endlicher Grössen*, wie sie in seinen Papieren Herr *Joseph Mitterpacher von Mitternburg* hinterlassen hat. Herausgegeben von *Joh. Pasquich*, der Phil. D. und ordentl. Prof. der höhern Mathematik an der Ungar. Univ. z. Pest. 1790. 588 S. in 8. (2 Thlr.)

Ganz unstreitig eines der trefflichsten Lehrbücher, welche wir über die Analysis endlicher Grössen haben, man mag auf Reichhaltigkeit des Inhalts oder auf Gründlichkeit des Vortrags sehen. Ueberall siehet man, sowohl in M's Arbeiten, als in P's Zusätzen, den selbstdenkenden gründlichen Analysten, der nicht nur das, was er von Andern vorgearbeitet fand, in sein Eigenthum zu verwandeln, und durch seine eigenthümliche Darstellung gleichsam wieder neu zu machen weiss, sondern der auch sehr oft seinen eigenen selbstgebahnten Weg gehet. Bey einem Buche von so vielem Gehalt ist es nöthig, den Inhalt desselben durch eine gedrängte Anzeige bemerkbar zu machen. Die drey ersten Abschnitte enthalten die ersten Gründe der Algeber bis zu den Gleichungen vom ersten Grad. So wenig man auch schon hier den selbstdenkenden Analysten verkennt, so scheinen sie doch dem Rec. auf einer Seite mangelhaft zu seyn, wo es freylich viele Lehrbücher sind, nämlich in der Entwickelung der ersten Begriffe. Die Buchstaben, die der Analyst braucht, sind dem Vf. durchgehends nur Zeichen *von Zahlen*, nicht *von Grössen überhaupt*. Eben daher kömmt es vermuthlich, dass die Begriffe der einfachen Rechnungsarten fast ganz übergangen, und wie es scheint, als bekannt vorausgesetzt, besonders aber gar nicht so allgemein gefasst werden, dass man daraus sähe, dass Analysis nicht etwa bloss ein Surrogat für Zahlenrechenkunst, sondern ein *allgemeiner Grössencalcul* sey. Der 4te und 5te Abschnitt entwickelt die vornehmsten Eigenschaften der geraden, ungeraden und einfachen Zahlen, desgleichen die continuirlichen Brüche. Zwey Abschnitte, die mit wahrem Euklideischen Geiste gearbeitet sind. Der 6te bis 8te Abschnitt handelt von den Wurzelgrössen und dem Bin. Satz. Der Beweis seiner Allgemeinheit ist der Kästnersche, aber gleichsam aus der Differentialsprache mit vielem Scharfsinn in die gemeine übersetzt. Der 9te Abschnit enthält die quadratischen und unbestimmten Aufgaben. S. 216 schlüpft der Vf. über eine Schwierigkeit hinweg, über die man in allen Lehrbüchern wegschlüpft, nämlich bey der Wegschaffung der Radicalien. Die gewöhnlichen auch hier gegebenen Regeln gelten allgemein nur von Wegschaffung der Quadratwurzelzeichen; bey höhern Radicalien ist diese Methode nur in gewissen Fällen hinreichend. Man versuche doch nur vermittelst dieser Regeln aus der Gleichung $\sqrt[n]{a} + \sqrt[n]{b} = c$ die Radicalien wegzuschaffen. Schon bey dem Fall $n = 3$ muss man etwas anders verfahren; bey höhern Werthen aber siehet Rec. die Möglichkeit nicht ein, durch dieselben Mittel, als bey $n = 2$, den Zweck zu erreichen. Der 10te und 13te Abschnitt sind den allgemeinen Untersuchungen über die Gleichungen gewidmet, vollständiger, als in irgend einem andern Lehrbuch; vorzüglich schön ist die Untersuchung über die unmöglichen Wurzeln. Der 14te Abschn. enthält die Entwickelung der Functionen in Reihen, hauptsächlich derer, welche aus Entwickelung gebrochener Functionen entstehen, also *recurrirender*, obgleich der Vf. diess Wort, so wie den Begriff von *scala relationis*, nicht braucht, sondern die Entwickelung vermittelst einer eigenen gewählten Bezeichnung der Coefficienten des Zählers, Nenners und der Reihe auf eine sehr leichte und einfache Art bewerkstelliget. Endlich Abschn. 15. die Logarithmen, 16. Summirung der Reihen, 17. trig. Analysis, 18. Zerfällung gebrochener Functionen, in Partialbrüche. Diese vier letzten Abschnitte nach Euler, doch überall mit Eigenthümlichkeit, vorgetragen. Der 15te Abschnitt ist mit vielem eigenen Scharfsinn ausgeführt; doch glaubt Rec., dass ein Anfänger viel wird studiren müssen, ehe ihm der Begriff von Modell eines Systems, und daher auch der Begriff vom nat. Log. System ganz helle wird. Der 17te Abschnitt enthält eine vollständigere Sammlung von trig. Formeln und Reihen, als Rec. irgendwo anders gefunden hat.

Presburg, bey Weber: *Anfangsgründe der Mathematik, Karls Hadaly von Hada*, Prof. der Mathematik, der bürg. Bau- und Wasserbaukunst, Bücherrevisor

revisor und Censor in d. k. k. Presb. Akadem. — Erster Band. Die Algebra. 1789. 264 S. 8. (20 gr.)

Rec. hat lange in keinem mathematischen Lehrbuche so viel Neues und Unerwartetes gefunden; diess gewährt ihm die grosse Bequemlichkeit, bloss referiren zu dürfen, wobey er sich aber freylich nur auf das Allerbemerkenswürdigste einschränken muss. Ein neuer Begriff S. 224: „Die unendlich kleine Grösse wird als eine solche angesehen, welche durch Hinwegnehmung „aller angeblichen Grössen ohne Ende gemindert ist, „folglich ohne Ende kleiner, als jede angebliche." Ein neuer Satz S. 210: „In der unendlichen Reihe ist sowohl das letzte Glied, als die Anzahl der Glieder ohnendlich." Kunst des Vf., wichtige Untersuchungen ins Kurze zu ziehen: die ganze Lehre von den unbestimmten Gleichungen, die in manchen Lehrbüchern so weitläuftig behandelt wird, findet man hier auf 2½ Seiten, S. 182—184. Einen neuen algebraischen Kunstgriff, von welchem der Vf. nicht einmal erwähnt, dass er neu ist, ob man gleich erstaunenswürdige Dinge dadurch ausrichten, ja das Unmögliche möglich machen kann, findet man in dem Kapitel von den Würden- und Wurzelreihen der natürlichen Zahlen. Er läuft kürzlich darauf hinaus: Wenn die Summe der natürlichen Zahlenreihen $1+2+3+\ldots+u = s$, so nenne man geradezu die *Summe der Quadrate* s^2, die *Summe der Würfel* s^3 u. s. w., und man wird erstaunen, was sich mit dieser Bezeichnung ausrichten lässt; wirklich hat auch der Vf. die Summirung der (ganzen und gebrochenen) Potenzen der natürlichen Zahlen weit vollständiger geliefert, als Euler in seiner Differentialrechnung. Mit welcher Unerschrockenheit übrigens des Vf. sein Werk unternommen, davon kann unter andern auch diess zum Beweise dienen, dass er sich durch die vielen mislungenen Versuche, alle Kunstwörter einer Wissenschaft *auf einmal* ins Deutsche überzutragen, nicht hat abschrecken lassen, in der Algeber eben das zu thun, so lesen wir hier von Rechenkünstlerischen, Messkünstlerischen Reihen, von Grössenvorsteher, (Coefficient,) Grössenausweisern, (Exponent,) u. dgl. m.

LITERARGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Hösch: *Christophori Theophili de Murr Memorabilia Bibliothecarum publicarum Norimbergensium et Universitatis Altdorfinae. Pars II.* cum XIV, tabul. aen. 1788. 337 S. in gr. 8.

Hr. *v. M.* liefert hier die Merkwürdigkeiten von vier Nürnbergischen Bibliotheken. Die erste Stelle giebt er unter No. II. der *Dilherrschen Bibliothek*, welche der vormals berühmte Antistes, *Joh. Wilh. Dilherr*, der Kirche zu St. Sebald vermacht hat. Unter den Handschriften dieser Bibliothek verdienen R. *Mosis Maimonidis Jadchasaka*, ein schöner pergamentener Codex in gr. Fol., *Gemisti Plethonis* Refutatio ad Scholarium pro Platonicis, griechisch, ebenfalls auf Pergament, in 4.; auch eine deutsche Uebersetzung und Erklärung des 110ten Psalms, *nach der hebräischen Lectur*, aus dem 15ten Jahrhundert, auf Papier in 4. und ein Sinesisches Buch bemerkt zu werden. Unter den gedruckten Büchern finden sich viele seltene Stücke aus dem 15ten Jahrhundert. Auch ist bey dieser Bibliothek eine nicht unbeträchliche Sammlung von griechischen und römischen Münzen. Die Bibliothek *in der Sacristey der neuen Hospitalkirche zum h. Geist* unter No. III. enthält nur einige neuere Handschriften aus dem 16ten Jahrhundert und einige seltene Bibelausgaben u. s. w. Die *Fenitzerische Bibliothek* bey der Pfarrkirche zu St. Lorenz, unter No. IV., hat ihre Benennung von ihrem Stifter, einem Messerschmiede, *Johann Fenitzer* zu Nürnberg, welcher 1615 und 1624 das Stammcapital zu derselben vermacht hat. Obgleich diese Bibliothek nicht reich an Handschriften ist: so findet man doch in derselben eine beträchdliche Anzahl der kostbarsten und seltensten gedruckten Bücher, z. B. einige Polyglotten und andere seltene und brauchbare Bibelausgaben, verschiedene Kirchenväter, Concliensammlungen, die Antwerp. Ausgaben der Actor. sanct. complet, die Venet. Ausgabe des Corp. Scriptor. rer. Byzantinarum und eine Menge anderer grosser Werke. *Joh. Mich. Weise* hat 1736 einen *Catalogum Bibliothecae Fenizerianae* drucken lassen, welchen Hr. Schaffer *Rinder* 1776 vermehrt herausgegeben hat. Die *Ebnerische Bibliothek*, deren Merkwürdigkeiten Hr. v. M. unter No. V. anführt, verdient unter den öffentlichen Bibliotheken zu Nürnberg einen vorzüglichen Rang. Der Vf. verzeichnet hier nur die Handschriften dieser Bibliothek, deren Anzahl sich auf 372 beläuft, nebst den in derselben befindlichen, im 15ten Jahrhunderte und bis 1550 gedruckten Büchern, deren Sammlung sehr beträchtlich ist, und viele Seltenheiten enthält. Der gedruckten Bücher in der Ebnerischen Bibliothek sind über 22000. Von der Ebnerischen Sammlung von Gemälden der grössten Meister und von Alterthümern, Gemmen u. s. w., findet man hier auch ein Verzeichniss. Allenthalben hat Hr. v. M. aus den reichhaltigen Schätzen seiner eigenen literarischen Kenntnisse lehrreiche Anmerkungen beygefügt, die jedem Literator sehr willkommen seyn werden. Die Kupfertafeln sind, bis auf eine einzige, auf welcher zwey Bildnisse von einem Stücke eines alten gemalten römischen Glases befindlich sind, Abdrücke von den Kupfern in *Schönlebens* Beschreibung des prächtigen griechischen Codicis N. T. in der Ebnerischen Bibliothek.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 4. October 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Hamburg, b. Herold: *Das Neue Testament.* Neu übersetzt, mit einer durchaus anwendbaren Erklärung, von *Joh. Otto Thiess.* Erster Band: Matthäus. 66, 84 u. 318 S. 1790. Zweyter: Markus. 14, 68 u. 222 S. 8. nebst dem Brustbilde des Vf.

Es ist schwer, sich von der wahren Absicht dieser neuen Bearbeitung des N. T. eine genau bestimmte präcise, Vorstellung zu machen, so oft und weitläuftig auch der Vf. selbst mit seinen Lesern darüber Abrede nimmt. Vielleicht würde man eher herauskommen, wenn er weniger davon spräche, und es andern überliesse, zu urtheilen, wie gut er seinen Vorsatz im Ganzen, eine für jedermann brauchbare Einsicht in die Schriften des N. T. zu befördern, ins Werk gerichtet habe; man würde das Buch nehmen, wie es ist, und seinen Werth nach Befinden würdigen können. Aber so, da Hr. *Th.* von einer ganz einzigen und eigenthümlichen Hauptidee und Einrichtung seiner Arbeit so viel und doch so undeutlich spricht, da er sich gegen so viele Ansprüche und Erwartungen, mit denen man eine praktische Erklärung des N. T. zur Hand nehmen möchte, verwahrt und verschanzt, weiss man gar nicht, wie man daran ist; fürchtet leicht, ihm Unrecht zu thun, ihn nicht nach seinen eignen Absichten und Grundsätzen zu beurtheilen, und, indem man dies vermisst, jenes wegwünscht, zur Antwort zu erhalten: das war nicht in meinem Plane, das durfte nicht wegbleiben u. s. w. Von einer durchaus anwendbaren Bearbeitung des N. Test. würden wir nicht sowohl erwarten, dass dabey eine buchstäblich treue, den Geist, die landübliche Denkart und Redemanier aller Schriftsteller überhaupt, und das Charakteristische eines jeden insbesondre ausdrückende, selbst die Fehler des Originals copirende, Uebersetzung zum Grunde gelegt würde, wie sich dies der Vf., obwohl unter manchen Einschränkungen, zur Regel gemacht zu haben bekennet; denn eine solche Uebersetzung wird nothwendig um so viel mehr befremdende, dunkle, und einer Erklärung bedürftige, Stellen enthalten, je genauer und bis in die feinsten Züge getreuer der Uebersetzer den Orientalismus aller dieser Bücher und das Idiotische eines jeden einzelnen wiedergegeben hat. Vielmehr würde es zweckmäsig seyn, diese Schriften, wofern es ja noch einer neuen Uebersetzung bedürfte, in reiner, jetzt üblicher, fliesender, und, wo es zur Verständlichkeit nöthig wäre, umschreibender Büchersprache reden zu lassen. Und was den Commentar betrifft, so würde, da der grosse, weitläuftige Umfang des mannichfaltigen Publicums, welches der Urheber eines solchen, durchaus anwendbaren, Werks sich vorstellte und wünschte, die Betrachtung der vielfältigen Bedürfnisse und der ungleichen Vorkenntnisse seiner Leser, und die Erfahrung, dass, wer zu viele Zwecke sich vorsetzt, leicht aller verfehlt, ihn bald bestimmen, sich bedächtig auf eine gewisse Klasse von Menschen, auf eine gewisse Gattung von Zeitbedürfnissen derselben, vorzüglich einzuschränken, wobey er doch immer, indem es schon schwer ist, zehn Personen von gleichem Alter, Stande, innerm und äussern Verhältniss etwas zu sagen, was allen in gleicher Masse nöthig, verständlich, und wichtig genug ist, Freyheit genug behielte, sich mitzutheilen. — Doch es führt uns zu weit ab, dass wir von oben her die allgemeinsten Regeln einer solchen Arbeit auseinander setzen; sie sind auch schon von andern theils richtig angegeben, theils fleissig befolgt, obgleich jeder neue Versuch ihrer Ausführung neue besondere Vorzüge haben kann. Aber Hr. *Th.* bemüht sich nur gar zu sehr, sich über seinen complicirten Hauptzweck sehr warm und enthusiastisch zu erklären, um sich es selbst zu verhehlen, dass er nicht ruhig und sorgfältig genug über die beste Art der Ausführung seines Vorhabens nachgedacht hatte, und um denen, welche sich darüber mit ihm einlassen möchten, ihre Kälte und ihre Missverständnisse verweisen zu können.

Wir können denn seine Arbeit nicht, wie es sonst billig wäre, nach diesen seinen eignen Erklärungen über ihre Absicht, beurtheilen, da wir dieselben zu ergründen und auf feste Regeln zurückzubringen ausser Stande sind; wir müssen sein Werk überhaupt als einen neuen Versuch gemeinnütziger, praktischer Auslegung und Anwendung des N. T. betrachten, und, nach unsern Einsichten davon, richten. Und da wollen wir denn gar nicht leugnen, dass der Vf. in der Uebersetzung und im Commentar von so vielen treflichen Arbeiten, als wir über das N. T. haben, zu seiner Absicht fleissigen Gebrauch gemacht, mit eignem Urtheil gewählt und verworfen, überall selbst gedacht, und mancher Stelle der beiden ersten Evangelisten neues Licht gegeben habe. Aber was, nach unserm Bedünken, an beiderley Arbeiten bald bemerkbar, und gewiss auch ihrer Nutzbarkeit hinderlich wird, ist ein gewisses Streben nach *Originalität.* Er möchte gar zu gern keinem andern Schrifterklärer etwas zu verdanken, alles selbst erfunden, oder doch so sich zu eigen gemacht, und in solche Form gebracht haben, dass es als eigne Arbeit anzusehen wäre. *„Ich lasse mich,“* so sagt er selbst, (Vorr. S. 22.) *„mit allen Uebersetzern gewissermassen in einen Wettstreit ein; wie könnt ich denn einen von ihnen zum Führer wählen wollen?“* und (S. 35.) von dem Commentar: *„Es ist gewissermassen der erste Versuch in seiner Art.“* Gewisserma-

ssen,

ssen, ist hier, wie es scheint, nicht eine bescheidene Einschränkung des zu viel gesagten, sondern eine Erweiterung des zu wenig gesagten. — Und dieses Streben nach Originalität erzeuget denn eben viel Singularität in Sprache, in Sachen. Häufig wird gerade da ein gewisser unerschöpflicher Reichthum von Gedanken und Empfindungen zu erkennen gegeben, wo ein anderer subalterner Mensch wenig denken und empfinden würde; es wird bald mit bittern Sarkasmen, bald mit frommen Seufzern, die Lauigkeit derer, die nicht so mitdenken und mitempfinden wollen, abgefertiget; hier findet der Vf. etwas tief verborgenes, wo andern alles plan ist; dort will er alles Forschen verbieten, wo andre sichs erlauben; wiederum hier macht er den Orthodoxen, dort den Neologen. Viele Begebenheiten sucht er von einer ganz eigenen Seite darzustellen, denkt sich mit lebhafter Phantasie in die Lagen und Gesinnungen der Handelnden und Redenden herein, bringt da manches durch Vermuthung und Folgerung zum Vorschein, wovon die Geschichte nichts, oft das Gegentheil, sagt, und erweitert sich auf die Art den Stoff zu einer historischmoralischen Schilderung. Der ganzen Erklärungsmanier sieht man so nicht das Bemühen an, Licht zu geben, als das, sich des Lichts zu rühmen. Kurz, der Vf. macht Parade, prediget sich selbst, und zeigt bey aller Demuth seiner Geberden doch eine so starke Selbstgefälligkeit, dass wenig physiognomische Kunst dazu gehört, ihn zu entdecken. Aus Originalität, oder, wie *er* sagt, *aus freyer evangelischlutherischer Gesinnung*, hat er sogar die gewöhnliche Abtheilung in Kapitel und Verse verlassen; doch nur im Matthäus; beym Markus sind sie am Rande bemerkt. In seiner Sprache ist das Suchen von Sonderbarkeiten recht sichtbar; immer ein gewisser warmer, pathetischer Klang; bald nervigte Stärke und gedankenvolle Kürze, bald ein wilder Strom der Rede; bald ein Selbstgespräch; bald eine Apostrophe; bald altfränkische, bald neumodische Redeformen; bald Antithesen in ähnlichlautenden, bald Tavtologien in ungleichlautenden Worten. Alles, was er sagt, soll Geist seyn; aber eine Wasserbrühe bleibt Wasser, wenn sie auch noch so gewürzt wäre.

Wir müssen uns begnügen, diese Bemerkungen mit einigen Proben zu bestätigen, ohne bey jeder von diesen insbesondre zu verweilen. Zuerst führen wir *aus der Uebersetzung* Stellen an, wo der Vf. theils unnöthigerweise, theils fälschlich, theils aus blosser Ziererey anders, als Luther, übersetzt hat. *Luther* sagt: *Sünden*; Hr. *Thiess*: *Gebrechen*. L. *Engel*; Th. fast immer: *Machtbote*. L. *Kleidung*; Th. *Gewand*. L. *Zinne des Tempels*; Th. *Erker des Heiligen*. L. *Galiläa der Heiden*; Th. *Völkergemisch*. L. *Die Pharisäer sahen*; Th. *gewahrten*. L. *Schiff*; Th. *Nachen*. L. *Splitter* und *Balke*; Th. *Strohhalm* und *Splitter*. L. *Gassen*; Th. *Durchgänge*. L. *auf den Backen schlagen*; Th. *auf die Wange*. L. *zu Tische sitzen*; Th. *tafeln*. L. *klug wie die Schlangen, und ohne falsch wie die Tauben*; Th. *listig, wie Schl. und truglos wie T.* L. *Hölle*; Th. *Höle*. L. *lässt seine Sonne scheinen für Gute und Böse, und regnen für* etc. Th. *seine Sonne scheint auf — sein Regen fällt auf* etc. Noch einige verfehlte Stellen, die zum Theil auch L. besser getroffen hat. Matth. 3, 15. *allem, was heilig ist, Genüge leisten* (πληρωσαι πασ. δικαιοσ.) 4, 14. *sein Ruf verbreitete sich durch ganz Syrien* (αφηκεν εις.) 5, 23. *dass dein Bruder etwas wider dich hat* (falsch, wie L.) 5, 39. *dem Gegner nicht entgegnen* (μη αντιστηναι τω πονηρω, die Beleidigung nicht erwiedern.) 6, 22. *Das Licht am ganzen Menschen ist das Auge. Ist nun dein Auge rein, so wird alles an dir Licht seyn. Trügt aber dein Auge, so wird alles an dir finster seyn. Wenn nun auch dein Licht* (fehlt: το εν σοι) *finster ist, o welch eine Finsterniss! Einer kann nicht zwey Herrn dienen; er wird entweder den einen zurücksetzen, und den andern vorziehen, oder den einen hoch und den andern gering achten.* (Sind hier die Fälle verschieden, oder dieselben?) 27. *Wer von euch, wie ängstlich er sorge, kann seinem Wuchs eine Elle zusetzen?* (Wäre auch ηλικια hier *Statur*, so passt doch *Wuchs* nicht so gut, als L. *Länge*.) 34. *Sorgt also nicht auf morgen. Morgen wird schon für sich selbst sorgen. Der Tag hat an eigner Plage genug.* 7, 11. *Wisst ihr nun, doch böse, euren Kindern gutes zu thun.* 15. *Afterpropheten, die, wie Lämmer, vor euch erscheinen.* 29. *Er unterrichtete es, wie ein Gesetzgeber, nicht wie die Gesetzausleger.* Manchmal geht des Vf. Jagd nach Eigenheiten im Kleinen bis ins Spasshafte; z. E. 8, 3. *Jesus — sprach: sey rein, und weg war der Aussatz.* 9, 20. *Das Weib — nahte sich ihm von hinten, und zupfte ihn beym Kleide. Denn, sprach sie bey sich selbst, komm ich ihm nur an den Rock.* 10, 8. *Umsonst habt ihrs, umsonst gebt es.* 27. *Was ich euch ins Ohr raune, das macht öffentlich kund.* 31. *Mehr, wie an viel Sperlingen, liegt an euch.* 32. *Jeder, der mich bekennt vor Menschen, bekennen werd ich auch ihn vor meinem Vater, dem im Himmel; — abläugnet, abläugnen werd ich ihn.* — *Wer euch aufnimmt, mich nimmt er auf.* Wir bleiben hier bloss bey den ersten Capp. Matth.; alles übrige ist den gegebenen Proben ähnlich. Markus redet noch mehr in studirter Härte, als Matthäus. Vermuthlich soll dies sein Originalstil seyn. Nur noch einiges aus dem Commentar, jedoch mit Abkürzung des Vortrags. „Ev. *nach* dem Matthäus; das *nach* ist bescheidener; Nachredner. Die Ueberschrift klingt so schön, wie: das neue Testament, oder Bibel; so gross, so allumfassend!" — Ueber Joseph, Mariens Verlobten, drey Blätter voll eitler Empfindeley. „Vielleicht fasste er gar den heldenmüthigen Entschluss, sie heimlich zu verlassen. — Liebe wars, was ihm den Entschluss eingab, sie heimlich zu verlassen." Erst *vielleicht*; dann *gewiss*; der Schriftsteller sagt: er wollte sie in der Stille, ohne Aufsehen zu machen, *entlassen*, ihr aufsagen. — Von Joh. des Täufers Lebensart wird bey Matth. gesagt, in einem *Walde* liess sich keine andre führen, und bey Mark. wird darüber der frostige Postillenwitz aufgewärmt, dass diese Lebensart ein Bild von dem damaligen Zustande der Welt gewesen sey; „es war *wüste*, Kopf und Herz der Menschen leer, und ihre von Leidenschaft erzeugten und genährten Thaten glichen *wild aufwachsenden Früchten*." Weiter über die Anrede Joh. an die Pharisäer: „So war wohl noch kein Pharisäer, der sich sonst so in der Gunst des Volks zu erhalten wusste, kein Sadducäer, der bey den Grossen so viel galt, *im Beyseyn einer Menge Menschen* (wo steht das?) angefahren und abgefertigt worden, wie von diesem *Waldphi-*

philosophen, der die Stadtmanieren und Hoffitten ganz bey Seite setzte. Da standen sie nun unter freyem Himmel (aber doch im Walde?), und keiner hatte das Herz, wider die Donnerstimme Johannis, die wie ein Waldstrom daher rauschte,(!) anzugehn. Mit inquisitormäsigem Ansehn waren sie daher getreten, und in tiefster Beschämung, mit verhaltner Wut, im bittern Gefühl eines ohnmächtigen Zorns, musten sie sich verstohlen wegbegehen." — „Noch steht Joh. am Jordan; tausende hat er schon getauft, tausende will er noch taufen, und plötzlich hält er inne; denn er wird Jesum gewahr. Wer dieser war, wuste er nicht, wuste nicht, dass es Jesus, noch weniger, dass dieser J. der Christus, der Weltheiland, war. Zwar war er sein Verwandter; allein die verschiedenen Jugend- und spätern Schicksale beider Männer hatten sie frühzeitig von einander getrennt, und Joh. kannte Jes. von Ansehn nicht. Allein sein menschenkennendes Auge, sein richtiger Scharfblick, sonderte ihn gleich von der Menge aus. So viel Würde und Grösse, Erhabenheit, Adel — gegen diese vollkommenste Menschengestalt kam er sich selbst klein vor. Die Hand, die schon zur Taufe aufgehoben war, sank unter dies entblösste heilige Haupt herab, und unwillkührlich hielt er den schönen Fremdling zurück, der vielleicht eben jetzt auf ihn blickte. Was willst du, so redete er ihn in dieser bezauberten Gemüthsstimmung an" u. s. w. Doch, wir sind der Faseleyen müde. Dergleichen findet man aber durch das ganze Buch angebracht, z. B. in der Versuchungsgeschichte. In dem Abschnitt: Jesus macht Jünger, in fast allen Wundergeschichten. Schwere dogmatische Fragen, über Teufel, Wunder, heil. Geist u. a. wirft sich der Vf. häufig auf, und verwickelt und verwirrt sich dabey so sehr, dass er zuletzt nicht anders herauskommen kann, als dadurch, dass er die von ihm selbst geschürzten Knoten mit dem Schwerdte des Glaubens zerschneidet. *Quid opus erat*, möchte man ihn mit Seneca fragen, *nodos operose solvere, in quos licuit non descendere*? Wir bekennen noch einmal, dass der Vf. viel gutes, besonders über die Sittenlehren Jesu, gesagt habe. Aber eine Erklärung des N. T. ist das Ganze durchaus nicht; am allerwenigsten eine durchaus anwendbare. Passender würde man es einen Versuch in sentimentalen Phantasien über die Evangelisten nennen dürfen.

Leipzig, b. Schwickert: *Christliche Kirchengeschichte*, von *Joh. Matthias Schröckh*. Dreyzehnter Theil. 1789. 479 S. Vierzehnter, 1790. 458 S. Funfzehnter, 1791. 547 S. gr. 8.

Wir nehmen diese drey Theile zusammen, da mit ihnen erst die Geschichte des Zeitraums von Kaisers Julians bis zu Augustins Tode, (J. 363 — 430,) von welchem der Vf. schon im Anfange des siebenten Theils ausging, vollendet ist. So scheinbar dem ganzen Werke der Vorwurf ausschweifender Weitläuftigkeit, und, was damit gewöhnlich verbunden ist, des Mangels an einem wohl überlegten und festen Plane gemacht werden dürfte; so befriedigend ist doch die Verantwortung, die der Vf. für die Ausführlichkeit ablegt, mit welcher er dieses Zeitraums Geschichte bearbeitet hat. Wer in dieser Geschichte nicht fremd ist, und die vornehmste Absicht dieses Werks vor Augen hat, wird nicht eben den Aufwand des Papiers mit der Grösse des Zeitraums zusammenhalten, und eine Verschwendung darinn finden, dass in weniger nicht, als neun Bänden, oder auf zwölf bis dreyzehn Alphabeten, die Kirchengeschichte von mehr nicht als höchstens siebenzig Jahren, enthalten ist. Wenn die Geschichte der ersten viertehalbhundert Jahr ein Drittel weniger an Bogenzahl des Werks betrug, so liegt auch darinn keine Disproportion oder fehlerhafte Oekonomie, so wie, wenn vielleicht jeder nachfolgende Band den Leser um ein halbes Seculum weiter führt, keine gerechte Klage über verhältnisswidrige Kürze entstehen dürfte. Die wichtigen Bedürfnisse, welchen der Vf. durch dies Buch abhelfen wollte, erfoderten gerade in dem nun durchgearbeiteten Zeitabschnitt eine solche Ausführlichkeit, wenn auch nicht der Stoff der Geschichtsbeschreibung so reichhaltig wäre. Geschichte der *Religion*, aller, auch weniger merklichen, Veränderungen, Zusätze, Ausschmückungen, Anwendungen, Ausartungen und Wiederherstellungen; — Geschichte des *theologischen Lehrbegriffs*, seiner Entstehung und allmählichen Ausbildung, seiner vielfachen Gestalten und Abwechselungen, — Geschichte der *theologischen Gelehrsamkeit*, der mancherley Methoden im Erklären der Schrift, im Vortrage der Dogmen, des gesammten Gangs dieser Wissenschaft, des Gewinns und Verlusts, den sie erfuhr, — und endlich *Geschichte der christlichen Lehrer*, die Christenthum und System fast ganz in ihrer Gewalt hatten, die länger als auf ein Jahrtausend, festsetzten, was Wahrheit und Irrthum in der Religion sey, die so häufig verkannt, dort über alle Maasse erhoben, hier unbillig verlästert, als eine Reihe herrschsüchtiger und zänkischer Dummköpfe vorgestellt wurden, die also, um sie einer reifen und unparteyischen Würdigung zu unterwerfen, in ihrer ganzen Thätigkeit, im Zusammenhange mit allen erheblichen Auftritten ihrer Zeit, und deren Schriften, als Denkmäler ihrer Bemühungen, als Abdrücke ihres Geistes und ihrer Wissenschaft, ihrer Absichten und Affecten, endlich auch als die Quellen, aus welchen so viele Tausende Religion und Theologie geschöpft haben, vollständig aufgeführt werden musten; — dies war es, worauf der Vf. sein vornehmstes Augenmerk richtete. Wenn nun eben die Periode, in welcher sich die katholische Kirche über jede andere Religionspartey, der Nicänische Lehrbegriff über den Arianischen, der Augustinische über den Pelagianischen, den Sieg verschaffte, in welcher überhaupt so viele andre theoretische und praktische Sätze, wo nicht zuerst zum Vorschein kamen, aber doch ihr entschiedenes Ansehn, ihre bleibende Form und Erklärung erhielten, in welchen auch unter Griechen und Lateinern die geachtetsten Kirchenlehrer und Schriftsteller lebten, dem Geschichtschreiber, bey einem solchen Plan, einen ungleich reichern Vorrath von Merkwürdigkeiten darbot, so kann man in der That den weitern Umfang seiner Erzählung nicht zweckwidrig finden.

Vorzüglich sind es denn auch theologische Schriftsteller und theologische Streitigkeiten, bey welchen sich der Vf. am umständlichsten aufhalten musste, wenn sie in

einer der angegebenen Betrachtungen von entscheidender Wichtigkeit waren. Und das waren, erstlich die Schriftsteller gewiss, deren Leben und Charakter, Verdienste und Thaten, Schriften und Literatur, in diesen drey Bänden abgehandelt werden. Sie sind: *Basilius der Grosse* (Th. XIII. S. 1—220.), *Gregorius von Nazianz* (S. 275 — Ende), *Gregorius von Nyssa* (Th. XIV. S. 1—147.), *Ambrosius* (S. 148 — 332.), *Theodorus von Mopsvestia* (Th. XV. S. 176 — 218), und *Augustinus* (S. 219 bis Ende). So oft auch bereits in den vorigen Theilen aller dieser Männer bey verschiedenen Gelegenheiten, theils als rüstiger Streiter, theils als kirchlicher Politiker, theils als Beförderer des Mönchswesens oder in andern Hinsichten als bedeutender Geschäftsleute, als Mitbewirker des besondern innern oder äussern Zustandes der Kirche, ihrer Zeiten und Gegenden, Erwähnung geschehen war; so waren sie doch einer solchen vollständigern Darstellung ihrer persönlichen Umstände, ihrer eigenthümlichen und localen Verhältnisse, ihrer theologischen und sittlichen Denkart, ihrer schriftstellerischen Arbeiten, wohl würdig; wie denn auch sie alle Ehre davon haben, dass ihre Biographien von einer solchen Meisterhand bearbeitet sind. Des Vf. Methode in dieser Art Abhandlungen kennen die Leser aus den vorigen Theilen dieses Werks. Von keinem protestantischen Gelehrten ist die Literatur und Kritik der Kirchenväter so geschickt, so geschmackvoll, so lehrreich und unparteyisch behandelt worden. Und bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts hat man in diesem Werke nun nicht nur alles beysammen, was in *du Pin's*, *Tillemonts* und anderer vorzüglicher Patristiker Schriften brauchbares enthalten ist, sondern hat auch zugleich dies alles nebst den bis auf unsere Zeit in diesem Gebiete der Literatur gemachten Entdeckungen auf eine viel freyere Weise zum fruchtbaren Studium der Kirchenväter angewandt. Mit der sanften und schonenden Beurtheilung derselben, die sich der Vf. zum Gesetz gemacht zu haben scheint, streitet die strenge Wahrheitsliebe nicht; sie ist offenbar mehr das Werk seines Herzens, als seiner Einsicht. Zweytens, von theologischen Streitigkeiten kommen hier noch die Geschichte des Apollinarismus (Th. XIII. S. 221 — 274.) und die des Pelagianismus (Th. XIV. S. 333 — Th. XV. S. 147.) in Betrachtung. In beiden hatte der Vf. trefliche Vorarbeiten, vornemlich die Walchische Ketzerhistorie, vor sich; aber man kann hier auf das deutlichste erkennen, wie weit sicherer und glücklicher in Untersuchungen dieser Art ein Mann fortkomme, der sie ohne alle theologische Vorurtheile angreift, und mit der gründlichsten Genauigkeit zugleich Philosophie in der Geschichtsentwicklung und guten Geschmack in der Geschichtsbeschreibung verbindet. Mit Vergnügen würde Rec. hier, besonders aus der höchst interessanten Pelagianischen Geschichte, einiges ausheben, wenn er nicht bedächte, dass dies ganze Werk keiner weitern Anempfehlung, als die schon in der Anzeige seines Fortgangs und Inhalts liegt, bedürfe. Unfehlbar wird in den folgenden Theilen der wichtige Einfluss, den wechselseitig katholische Theologie und katholische Hierarchie auch schon in der nun vollendeten Periode auf einander gehabt haben, im Zusammenhange mit den nachfolgenden Wirkungen desselben bemerkbarer gemacht werden, als bisher geschehen ist. Auch hoffen wir, dass zum bequemern Gebrauch des ganzen Werks, vorzüglich derjenigen Theile, in welchen die Erzählung gleichzeitiger Merkwürdigkeiten stückweise enthalten ist, dereinst am Schlusse des Ganzen, oder auch eines künftigen wichtigen Zeitabschnitts ein allgemeines Sachregister hinzukommen werde.

PAEDAGOGIK.

Leipzig, b. Crusius: *Christiani Henrici Wolkii Commentarius in Tabulas centum elementares, aeri incisas, a Daniele Chodowiecco, exceptis XIIX, delineatas, rationem continens juventutis doctrinarum et linguarum scientia simul facile et jucunde imbuendae*, in latinam linguam conversus. In posteriores XLVII Tabulas. 1789. 54 und 154 S. 8.

Eine *sehr* gute Uebersetzung der letzten Hälfte des Wolkischen Elementarwerks, mit zwar sparsamen, aber verständigen, und den Vf. bisweilen zurechtweisenden Anmerkungen des Uebersetzers. Historische Uebereilungen sind gleich in dem Texte berichtigt. In der vorzüglich schön geschriebenen Vorrede des Uebersetzers wird ein Aufsatz von Hn. *C. L. Lenz, über die Versinnlichungs- und Sprachmethode bey dem Sprachunterricht sowohl überhaupt, als bey dem Lateinischen insbesondere* (in den *Nachrichten aus Schnepfenthal für Aeltern und Erzieher*, 2. B. S. 105. — 261.) freundschaftlich geprüft, und scharfsinnige und treffende Erinnerungen gegen denselben gemacht. Vermuthlich ist es Schonung, dass es nicht gerügt wird, dass bey der von Hn. Lenz empfohlenen Methode viel zu viel auf die *Leichtigkeit*, und viel zu wenig auf die *Schärfung der Urtheilskraft* gesehen wird. In der That muss derjenige, der im Ernste glaubt, die frühere Erlernung fremder Sprachen *hindere die eigene Denkkraft* des Menschen, (s. die Vorr. S. 9.) die rechte Methode, Kindern Sprachen beyzubringen, nicht kennen.

Druckfehler. No. 208. S. 235. Z. 8. v. o. statt *Wärme* lies *Warne*. Z. 17. v. u. statt *nach dem* lies *noch den*. S. 236. Z. 4. v. o. st. *die* l. *das*. Z. 5. v. o. st. *sie* l. *es*. S. 239. Z. 18. v. o. st. *Undeutlichkeiten* l. *Undeutschheiten*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. October 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, in der Nationaldruckerey: *Observations sur les hopitaux, par Mr. Cabanis* D. M. 1790. 40 S. 8.

Diese wenigen Bogen enthalten eine gedrängte Darstellung der Grundsätze, die man bey Hospitalreformen vor Augen haben muss, und der Vorzüge kleinerer Hospicen vor grossen Hospitälern, ganz mit der Wärme und Freymüthigkeit vorgetragen, die man von der jetzigen Lage Frankreichs und von einem *Cabanis*, dem Arzte und Freunde *Mirabeaus*, erwarten kann. Bey der grossen Umschmelzung, die jetzt alle Verfassungen und Einrichtungen daselbst erfahren, musste nothwendig die Reihe auch an die Hospitalanstalten kommen, die einen so wichtigen Gegenstand für die allgemeine Glückseligkeit ausmachen, und doch bis jetzt ihre wohlthätige Absicht so schlecht erfüllen. (Man sehe *Tenons* Werk über die Mängel der Französ. Hospitäler). — Nachdem Hr. *C.* die Unentbehrlichkeit der Hospitäler und ihre Vorzüge vor Versorgungsanstalten der Kranken in Privathäusern gezeigt hat, geht er zu dem Vorschlag über, den die Commissarien der Akademie der Wissenschaften gethan hatten, das Hotel Dieu in vier abgesonderte Hospitäler zu zerschlagen, und beweiset, dass auch diese noch zu gross seyn würden, weil doch jedes 1000 bis 1200 Kranke enthalten müsste. Er nimmt als Grundsätze an, dass kein grosses Etablissement Bestand haben könne, wenn es nicht auf persönliches Interesse gegründet, und so eingerichtet wäre, dass sich die Missbräuche nicht unter der Menge von Geschäften verbergen und leicht aufgefunden und verbessert werden könnten. In grossen Hospitälern muss alles nach bestimmten Regeln gehen, und man erfährt hier mit Erstaunen, dass es im Hotel Dieu bestimmte Stunden zur Austheilung der Nahrung, Arzneyen, u. s. w., ja sogar bestimmte Tage zum Purgiren gab. Wenn man ferner bedenkt, wie unendlich verschieden der Charakter der Krankheiten ist, so ist es unmöglich, dass bey einer so ungeheuern Menge Kranken die Beobachtung sorgfältig genug seyn kann. Dazu kommt nun noch die Verderbniss der Luft, welche die geringsten Wunden gefährlich und grosse Operationen in solchen Hospitälern fast unmöglich macht. (Moreau war 50 Jahre dirigirender Wundarzt im Hotel Dieu, und trepanirte sehr oft; aber die Operation lief mehrentheils so unglücklich ab, dass man sie jetzt fast gar nicht mehr unternimmt). Und was das schlimmste ist, ein grosses Hospital ist nicht bloss ein Grab für die Gesundheit, sondern auch für die *Sittlichkeit*, und die Erfahrung hat nur zu sehr bestätigt, dass das Zusammendrängen der Menschen in einen Haufen nicht bloss die Luft, sondern auch den Charakter, vergiftet. — Vorzüglich aber wird der Arzt in einem kleinen Hospital alles weit besser zu dirigiren und das ganze Regime nach dem Bedürfniss jeder Krankheit einzurichten im Stande seyn, und um ihn dazu desto gewisser zu verpflichten, müssen Tagebücher nach Hippokratischer Form gehalten werden, in welchen zuerst die allgemeine epidemische Constitution, dann die Veränderungen der Atmosphäre, nach ihrer Wärme, Schwere, Trockenheit, u. s. w., und endlich die Geschichte jeder Krankheit nach ihren kleinsten Umständen und Veränderungen, die Beurtheilung derselben, die daraus gezogenen Indicationen, angewendeten Mittel und ihre Erfolge aufs sorgfältigste aufgezeichnet werden. So würde auf gleiche Weise das Wohl der Menschheit und das Wachsthum der Kunst befördert werden, besonders wenn man damit zugleich praktische Schulen verbände, in welchen die Studirenden am Krankenbette selbst zu ihrem künftigen Geschäfte angewiesen würden. — Ein Hospital nach diesem Plan würde 100, aufs höchste 150 Betten (versteht sich nur für eine Person), enthalten. Zuletzt äussert der Vf. den Wunsch, dass man die Versorgungsanstalten der Armen mit diesen Hospitälern vereinigen möchte, und sagt bey dieser Gelegenheit viel treffliches über die durchaus nöthige Ausrottung der Betteley und ein neues System der allgemeinen Wohlthätigkeit, das ein jedes arbeitsfähige Mitglied der Gesellschaft in den Stand setzt, sich durch Arbeit zu erhalten, und nur Alte, Kinder und Kranke durch eigentliche Almosen unterstützt, *denn*, sagt er sehr schön, *Arbeit ehrt den Menschen; sie veredelt und heiligt alle unsere Genüsse; keiner kann diese von unserer Bestimmung unzertrennliche Obliegenheit abschütteln, ohne sich zu erniedrigen und an seiner Freyheit einzubüssen, denn je grösser die Reichthümer sind, desto mehr ist derjenige davon abhängig, der in sich selbst keine Hülfsmittel findet, um ihren Mangel zu ersetzen.* — Muss nicht jeder, der Deutsche Hospital- und Armenanstalten kennt, stolz auf sein Vaterland werden, wenn er sieht, dass das an vielen Orten bey uns schon ist, was Frankreich erst nach einer gewaltsamen Revolution zu erreichen hofft?

PARIS, b. Garnery: *Vôeux d'un patriote sur la Medecine en France, où l'on expose les moyens de fournir d'habiles Medecins au Royaume, de perfectionner la Medecine et de faire l'histoire naturelle de la France,* 1789. 208 S. 8.

Auch dieses Product verdankt seine Erscheinung der gegenwärtigen Veränderung der Dinge im Frankreich. Schon lange lag es in Manuscript; aber erst jetzt konnte der ungenannte Vf. hoffen, dass man seinen Bemerkungen über die Mängel der Medicin Aufmerksamkeit schen-

ken, und dafs fich kein perfönliches Intereffe irgend eines Miniftero oder Leibarztes feinen Vorfchlägen zu deren Verbefferung entgegen ftellen werde. — Unter die Mifsbräuche, welche das Aufkommen der Medicin in Frankreich hinderten, rechnet er vorzüglich die Kürze der Studien, die noch durch die zu grofse Menge der Univerfitäten, welche die Zahl der Studirenden zu fehr vertheilen, vermehrt wird, den Zeitverluft und die Zerftreuung, die der zu grofse Umfang mancher Univerfitätsftädte hervorbringt, den Mangel von Plan und Verbindung unter den verfchiedenen Vorlefungen felbft und noch mehr in ihrer Befuchung, die Verabfäumung guter Compendien und der fo nützlichen Examinatorien und Difputatorien, die Vernachläfsigung der Mathematik und Phyfik, die Verkäuflichkeit des Doctorgrads (denn es gehet in Frankreich wie anderswo; ift auch eine Facultät zu gewiffenhaft, um den Candidaten anzunehmen, fo reifet er 10 Meilen weiter, und wird von einer andern für fein Geld mit offnen Armen aufgenommen, und Frankreich hat 25 Univerfitäten!) und endlich der Mangel praktifcher Vorübungen. Der Vf. fchliefst diefen Abfchnitt mit einer trefflichen Schilderung des wahren Arztes, und zeigt, wie unentbehrliche Erfoderniffe Moralität und Gewiffenhaftigkeit dabey find; denn man bedenke: *In feinen Händen fteht Leben und Gefundheit, und doch exiftirt kein anderes Tribunal feiner Handlungsweife, als fein eigenes Gewiffen.* Er theilt hierauf feine Ideen über Erlangung der Doctorwürde mit, wünfcht, dafs nur vier Facultäten in Frankreich diefes Recht haben, dafs man mit der gröfsten Sorgfalt und Strenge dabey zu Werke gehn, und die dadurch eingehenden Gelder, nicht den Profefforen, fondern der öffentlichen Kaffe zu Unterhaltung der Akademie zuerkennen möchte. Vorzüglich aber wünfcht er die Errichtung eines grofsen akademifchen Inftituts zu Paris, unter dem Nahmen: *Inftitut royal de Medecine,* in welchem alle Hülfsmittel der Kunft, die beften Lehrer, gut eingerichtete Hofpitäler u. f. w. aufs vollkommenfte verbunden wären, und die Studirenden in einem Haufe unter den Augen der Lehrer zufammen wohneten, damit dieselben die Fähigkeiten und Aufführung der jungen Leute defto beffer beurtheilen könnten. Die Lehrer bekommen weder die Vorlefungen noch Promotionen bezahlt, haben aber gute Befoldungen; doch nimmt der Vf. den Grundfatz jenes Kaifers an: *nutriendi, non faginandi,* und behauptet, dafs eine *aurea mediocritas* auch hier das befte Mittel fey, ihre Talente und das beftändige Streben nach Vollkommenheit zu erhalten. — Wir können uns nicht ins Detail des nun folgenden trefflichen Studienplans einlaffen; Nur diefs bemerken wir, dafs das ganze Studium in drey Claffen eingetheilt ift, wovon die erfte Phyfik und Mathematik, die andere Chemie, Pharmacie, Botanik, Anatomie und Phyfiologie und die dritte die eigentliche praktifche Medicin begreift. Kein Studirender wird von einer Claffe in die andere aufgenommen, wenn er nicht jederzeit die nöthigen Prüfungen ausgehalten hat, und in der erften Claffe fteht es auch frey, ihn ganz zurückzufchicken, wenn er gar zu wenig Anlage blicken läfst. In der letzten Claffe werden die Kranken unter Führung und Anleitung der Lehrer befucht und in dem letzten Jahre Kranke felbft den Candidaten anvertraut. Es ift nöthig, dafs der Schüler 7 bis 8 Jahre lang in dem Inftitut bleibe. (Gewifs nicht zu viel; wenn man etwas vollendetes erwartet). — Um diefem Inftitut nun noch mehr Einflufs auf die Beförderung der Arzneykunft im Ganzen zu geben, fo müfste es nebft der Facultät zu Paris den Mittelpunkt formiren, mit dem alle Aerzte und medicinifchen Collegien der Provinzen in Verbindung ftünden, und dem alle neue Bemerkungen und Fortfchritte der Kunft mitgetheilt würden. Vorzüglich wünfcht er, dafs durch eine folche Verbindung gelehrter und erfahrner Männer ein Werk zu Stande käme, wovon er fich den gröfsten Nutzen verfpricht: eine Sammlung aller alten und neuen Erfahrungen, aller beftätigten und wirklich nützlichen Wahrheiten der Medicin. — Nun folgt eine Berechnung, aus der fich ergiebt, dafs der Betrag der aufzuhebenden Stellen und der Promotionsgelder vollkommen zu Beftreitung der neuen Einrichtungen, und der Befoldungen für 11 Profefforen zu 6000 L., eilf zu 2000 L., 30 Phyficorum in den Provinzen zu 2000 L., 30 Collegen zu 2000 L., und 150 Correfpondenten zu 600 L. zureichen würden. — Die Beantwortung der Einwürfe, die man gegen diefe Reform machen könnte, macht den Befchlufs diefer mit vieler Einficht gefchriebnen und eine Menge trefflicher Wahrheiten enthaltenden Schrift. — Möchte fie doch nicht nur in Frankreich, fondern auch an andern Orten, Eindruck machen!

Nouveau Plan de Conftitution pour la Medecine en France, préfenté à l'Affemblée Nationale par *la Société royale de Medecine.* 1790. 201 S. 4.

Nach fo vielen vorläufigen Erinnerungen und Vorfchlägen erfcheint nun endlich der Hauptplan einer neuen medicinifchen Conftitution in Frankreich von der Königl. Societät der Aerzte der Nationalverfammlung vorgelegt; ein Werk, in welchem das Befte und Anwendbare aller jener Vorläufer benutzt ift, und das von Seiten der Verfaffer, des Gegenftands, und der günftigen Zeitumftände für dergleichen Reformen, die gröfste Aufmerkfamkeit verdient. — Nach einer kurzen Ueberficht der zeitherigen Mängel und Mifsbräuche der Medicin in Frankreich zeigt die Gefellfchaft, dafs ihre Abficht fey, diefelbe vor allen Dingen durch *Wiedervereinigung der Arzneykunft mit der Chirurgie,* die fo unnatürlich und zum gröfsten Nachtheil beider von einander getrennt würden, zu ihrem urfprünglichen Zuftand von Simplicität und Einigkeit zurückzubringen. Die Reforme felbft umfafst erftens den Unterricht und die Bildung des Arztes, dann die Ausübung der Kunft, ferner die medicinifche Polizey, hierauf die Vieharzneykunft, und endlich die Mittel, die Fortfchritte der Heilkunde zu befördern. — *I. Der Unterricht* foll auf zweyerley Art ertheilt werden; entweder in den Collegien, oder in den praktifchen Schulen der Departements, wo er mehr für das Bedürfnifs der Landärzte und Landwundärzte eingerichtet feyn foll. Medicin und Chirurgie werden zufammen gelehrt; die fie ftudirt haben, müffen fich einerley Prüfungen unterwerfen, erhalten einerley Rechte, und führen alle den Nahmen: *Medecin.* — Jedes Collegium befteht aus 10 Profefforen, von denen jeder

jeder die zusammengehörigen Theile der Wissenschaft vorträgt; den praktischen Theil der Medicin tragen 2 Lehrer vor. Privatvorlesungen sind verboten, weil dadurch die öffentlichen leiden würden. Der Vortrag soll nicht dictirend, sondern frey, so viel möglich durch Erfahrungen und Experimente unterstützt, und mit Fragen untermischt seyn. — Die Besoldung der Professoren ist gleich, ausgenommen dass die 2 Lehrer der praktischen Medicin, die einen grosen Theil ihrer Zeit im Hospital zubringen müssen, doppelt salarirt sind. Diese Besoldungen werden aus dem öffentlichen Schatze, und von den Honorariis der Studenten bestritten. Die Summe der Collegiengelder, die ein Student für die ganze Studienzeit zu bezahlen hat, steigt nicht über 500 oder 600 Livres, und hierbey ist zu bedenken, dass die *Examina sowohl als die Promotionen ganz umsonst geschehen.* — Alle Semester wählen die Professoren einen Präsidenten aus ihren Mitteln, der bey öffentlichen Feyerlichkeiten den Vorrang hat. Uebrigens erstreckt sich ihre Autorität oder Direction weder auf die Aerzte ausser den Collegium, noch auch auf die Studenten ausser dem Unterricht, welche alsdann unter der öffentlichen Polizey stehen. Zur Oberaufsicht werden eigene Comités von *dem Corps electoral* ernannt, unter dem Nahmen *Censeurs des Colleges,* welche darauf zu sehen haben, dass Unterricht, Prüfungen, Promotionen, legal geschehen, und ihre Bemerkungen den Administrateurs mittheilen; Auch sie werden alle 2 Jahre erneuert. — Die Zahl dieser medicinischen Collegien ist fürs ganze Königreich auf fünf bestimmt, eines zu *Paris*, eines zu *Strassburg*, eines zu *Montpellier*, eines zu *Nantes* und eines zu *Besançon.* — Was die *Wahl der Professoren* betrifft, so hat die Societät unter allen Methoden keine sicherer gefunden, als den Concurs. Man macht die Vacanz durch die öffentlichen Blätter bekannt, und bestimmt die Zeit der Wahl. Von der Concurrenz ist niemand ausgeschlossen. Es werden hierauf 5 Richter, 2 aus den Professoren des Collegiums und 3 aus den Aerzten des Districts, gewählt, welche die Candidaten öffentlich examiniren, worauf die Stimmen von den Richtern, den Studenten, welche die 2 ersten Examina ausgehalten haben, und von den Concurrenten gesammelt werden. Die Majorität sowohl der Studenten als Concurrenten gilt nur für eine Stimme; diese zwey und die fünfe der Richter entscheiden die Wahl, welche sodann dem Könige vorgelegt, und von ihm bestätigt wird. — Die Dauer der Studien sollte wenigstens 6 Jahre seyn, und dabey eine gewisse hier vorgeschriebne Ordnung der Lectionen befolgt, und die letzten 3 Jahre hindurch die Hospitäler besucht werden. Doch ist hierüber nichts gesetzlich befohlen, weil diess die Freyheit zu sehr einschränken hiesse, und natürlicher Weise dem einen mehr Zeit nöthig ist als dem andern. Beym Examen kommt es bloss darauf an, was er weiss, nicht wie lange und auf welche Art er studirt hat. Zu Ende jedes Jahrs werden 3 Examina, 2 theoretische und 3 praktische, gehalten. Sie geschehen öffentlich, in französischer Sprache, dauern mehrere Tage nach einander, und jedem Studenten, der sich gemeldet hat, werden jeden Tag eine bestimmte Anzahl Fragen vorgelegt, welche er ausführlich und schriftlich beantworten muss, woran er den ganzen Tag, aber unter Aufsicht, (um alle fremde Hülfe zu verhindern,) arbeitet. Bey dem letzten praktischen Examen werden noch ausser den Fragen einige Tage zu chirurgischen Operationen an Cadavern und zu Beurtheilung der Krankheiten am Krankenbette selbst angewendet, welche die Candidaten auch schriftlich nebst Bestimmung der Heilart angeben müssen. Die Antworten werden feyerlich öffentlich vorgelesen, und die Candidaten entweder abgewiesen oder zu *Medecins* proclamirt, nachdem sie den Bürgereid geschworen haben. Disputationen und Theses sind abgeschafft; doch können die Studirenden zu Privatausarbeitungen der Art aufgemuntert werden. — Zu jedem Collegium gehören 2 Amphitheater, eines für die Anatomie und chirurgischen Operationen, das andre für die Physik, Chemie und Pharmacie, ein Cabinet der chirurgischen Instrumente, der physikalischen und chemischen, ein Naturalienkabinet, Hörsäle, eine nicht zahlreiche, aber doch auserlesene, Bibliothek, ein botanischer Garten, ein Hospital, eine Apotheke, (in welcher ebenfalls Studenten angestellt werden.) Wohnungen für die Professoren. Sehr nützlich wäre es auch, wenn unter den Studenten selbst eine Societät zur Aufmunterung des Fleisses, Repetitionen u. s. w. errichtet würde. — Da aber der schönste und wichtigste Zweck der neuen med. Constitution der ist, nicht bloss gelehrte Aerzte für die Städte zu erziehn, sondern vorzüglich das Land mit brauchbaren und geschickten Aerzten und Wundärzten zu versorgen, so folgt nun die zweyte Art des medicinischen Unterrichts: Die *Errichtung medicinisch-praktischer Schulen in dem besten Hospital jedes Departemens des Reichs.* Hier muss man sich erinnern, dass die Medicin ursprünglich auf Erfahrung beruht, und dass sie eher existirte als Physik, Mathematik u. s. w. Man würde sich also auf concentrirte Vorträge der Anatomie, Physiologie, Chemie, Botanik, Materia med. und Pharmacie einschränken, und jährlich in den Compendien dieser Wissenschaften die neuen Fortschritte und Entdeckungen derselben anführen; vorzüglich aber die allgemeinen Gesetze der kranken Natur, unter dem Nahmen pathologische Physiologie, recht anschaulich machen, und alles auf das praktische beziehen. Es würden dazu 2 Professoren der klinischen Medicin und Chirurgie nöthig seyn. Auf diese Weise würde jeder, der auch nicht im Stande wäre, die 5 Collegia zu besuchen, seine Studien leicht und wohlfeil machen können, würde im Hospital selbst wohnen und beständig Kranke beobachten und sich also vollkommen zum praktischen Geschäfte bilden können. Die Errichtung dieser Schulen wird sehr leicht seyn; denn in jeder Stadt von einiger Bedeutung giebt es ein Hospital und Aerzte, die den Unterricht übernehmen können. In diesen Schulen gebildet, stellt sich dann der Candidat vor einem Collegio, um zum *Medecin* befördert zu werden. Vielleicht wäre es gut, wenn man auch in den Collegien selbst solche praktische Schulen errichtete, so dass man da den grosen oder kleinen Cursus machen könnte, (nach Hn. *Grunets* Vorschlag, der hier ausdrücklich genennt ist). II. *Die Ausübung der Arzneykunst.* Ihr wichtigster Zweck muss seyn, die Vorsorge für Erhaltung der Gesundheit

sundheit gleichförmig im ganzen Reich, besonders auf dem Lande, und unter den Armen, zu verbreiten. In dieser Absicht werden die in den praktischen Schulen gebildeten Aerzte, die gewissermasen dem Departement angehören, das ihnen freyen Unterricht gegeben hat, in bestimmten Distanzen auf dem Lande vertheilt werden. Jedes *Departement*, (den Durchmesser zu 18 Lieues gerechnet) wird in 9 *Districte* getheilt, wovon jeder 6 Lieues im Durchschnitt oder 36 Quadrat-Lieues hält, und jeder District wieder in 9 *Cantons*, jeden von 4 Quadratlieues. Auf diese Weise würde das Königreich 6733 Cantons enthalten, und zu jedem Canton etwa 6 Parochien gehören. In jedem Canton würde nun ein *Medecin* angestellt, und, wenn man die Population des Königreichs zu 22 bis 24 Millionen annimmt, so würden auf jeden Canton, die Städte abgerechnet, 2000 Menschen kommen, also 50 bis 100 Kranke den Tag. Unter diesen, nach dem angenommenen Verhältnis von 20 zu 1, 3 bis 4 Arme gerechnet, würde es dem Arzt leicht seyn, diesen allen Beystand angedeihen zu lassen, und er würde wohlhabende Kranke genug haben, um gut leben zu können. Dem Staat liegt es ob, ihn für die Besorgung der Armen zu bezahlen. Der *Medecin* des Cantons hat die Medicin, Wundarzneykunst, Pharmacie, auszuüben, die nöthige Geburtshülfe zu leisten, Inoculationen zu machen, Aufsicht auf Findel- und Pflegekinder. Redaction seiner dahin einschlagenden Beobachtungen sind damit verbunden. In jeder Hauptstadt eines Districts ist ein Arzt angestellt, mit dem diese Landärzte in Correspondenz stehen, und ihn bey wichtigen Fällen consultiren können, und der bey grossen Epidemieen Hülfe anordnen muss. Jedes Directorium eines Departements formirt mit Zuziehung der Stadtärzte ein *Collegium sanitatis*, das die Aufsicht über die gehörige Hülfleistung bey Epidemieen, über die Mittel zu Verbesserung der öffentlichen Gesundheit und über die Besetzung der Landarztstellen hat. — Um diesen Collegien sowohl als den einzelnen Aerzten einen Mittelpunkt zu verschaffen, wird noch ein Corps medical academique vorgeschlagen. — Auch in den Städten werden besoldete Aerzte für die Armen angestellt, die zugleich die Armenhospitäler zu besorgen haben. Es wird bey dieser Gelegenheit sehr schön gesagt: *Les pauvres font en general peu de cas des conseils; ce sont des secours qu'ils reclament, et pour les bien distribuer dans les campagnes, il faut les y repandre, il faut soi meme les y porter.* — Die für die Armen nöthigen Arzneyen werden von den Corps administratifs angeschafft. — Zum praktischen Unterricht der Hebammen muss in jeder Hauptstadt eines Departemets ein erfahrner Arzt bestimmt werden, bey dem sie umsonst unterwiesen und zugleich bestätigt und logirt werden. Sie werden sodann nicht besoldet, aber für jedes Accouchement mit 6 Livres bezahlt. — *Organisation der Hospitäler.* Fürs Land und kleinere Städte werden *Hospicen* errichtet, zu 50 bis 60 Betten; für grosse Städte *Hospitäler*, doch nie über 600 Betten; ausserdem noch besondere für schwache Alte und Kinder, ansteckende Krankheiten, Wahnsinnige, für die Blatterinoculation, und Soldaten. Die Säle dürfen nie mehr als 15 bis 20 geräumig gestellte Betten enthalten. Bey grossen Hospitälern ist das beste, sie in einzelnen Pavillons zu erbauen. — Nie darf ein Arzt und ein Wundarzt mehr als 150 Kranke zu besorgen haben. Das Geschäft der bey den Hospitälern angestellten Eleven ist, beständige Aufsicht in den Sälen zu halten, und die Beobachtungsregister zu führen, bey den chirurgischen Operationen und in der Apotheke Beystand zu leisten, und anatomische und chemische Untersuchungen anzustellen. Sie sind darnach in 5 Klassen getheilt. — Was die innere Organisation und Behandlung der Hospitäler betrifft, so ist nichts gewisser, als dass hier das Wohl der Kranken und das Beste der Kunst unzertrennlich sind, und dass dasjenige Hospital gewiss auch das wohlthätigste für die leidende Menschheit ist, was am schicklichsten zur Belehrung und zum Wachsthum der Kunst eingerichtet ist. Es werden nun Tabellen zur Eintheilung der Kranken in klinischer Absicht mitgetheilt, die sehr instructiv, aber keines Auszugs fähig sind. Auch die Einrichtung der Krankenbesuche, Beobachtung, Anweisung der Studenten u. s. w. ist aufs genauste angegeben. Wir führen nur folgendes an. Jeder Saal hat sein Registerbuch, worinn jeder Krankenbesuch eingetragen wird, und in sechs Columnen der Anfang der Krankheit, die Hauptsymptome (nach jedem Tag), der Nahme der Krankheit, und wenn dieser noch nicht klar ist, ihre hauptsächlichsten Zufälle, dann eine summarische Uebersicht des täglichen Zustands, die angewendeten Mittel oder Operationen, und das Regime verzeichnet werden. Aus diesen Registern und aus den Bemerkungen, welche die Eleven in der Zwischenzeit der Besuche machen, wird dann das Register der Beobachtungen zusammengesetzt, mit denen die meteorologischen Observationen verbunden werden. Bey den Besuchen wird allemal erst die Geschichte des gestrigen Tags und der seitdem erfolgten Veränderungen vorgelesen. Unmittelbar auf die Krankenbesuche folgt die klinische Lection, wo der Lehrer die vorzüglichste der gesehenen Krankheiten auswählt, und seine Bemerkungen, Erklärungen und praktische Regeln beyfügt.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Berlin*, b. Vieweg dem ältern: *Versuch einer praktischen Anleitung zum Teltower Rübenbau, nebst Beleuchtung einiger dabey eingeschlichenen Missbräuche.* Ein kleiner Beytrag für die abgebrannte Schule zu Neu-Ruppin, und zur Ausbauung unserer noch unvollendeten Kirchen-Orgel, von *Christoph Ludwig Sannow*, Pastor zu Teltow etc. Ohne Jahrzahl. 92 S. 8. (9 gr.) Die *gute Absicht* hat diessmal auch eine *gute Schrift* hervorgebracht, denn wir halten sie wirklich für das beste und vollständigste, was noch über die Teltower Rübchen geschrieben worden ist, und empfehlen sie allen, die wenigstens ein Analogum dieser Delicatesse bey sich zu Hause erzielen wollen, und denen die gütige Natur — den Sand dazu verliehen hat. Mit der kosmopolitischen Offenherzigkeit des Hn. Vf. contrastiret ein wenig seine Eifersucht auf die benachbarten Dörfer von Teltow, die sich ebenfalls mit diesem Nahrungszweige beschäfftigen, und die doch nur alsdenn zu tadeln sind, wenn sie die Teltower Firma missbrauchen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 6. October 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Nouveau Plan de Constitution pour la Medecine en France etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

III. *Medicinische Polizey.* Nichts darf weniger eingeschränkt werden, als das Zutrauen der Menschen. Also jeder nach obigen Gesetzen approbirte *Medecin* hat die Erlaubniss, die Kunst auszuüben und zu lehren, wo er will. Aber die bey den Collegien und bey den Hospitälern anzustellenden müssen erst noch besonders geprüft werden. Keine Hofcharge kann das Privilegium zu prakticiren geben; denn man kann leider dieselben durch eine Menge anderer Mittel als das Verdienst erwerben. Die gerichtlichen Aerzte (*Medecins du Barreau*) müssen von den Mitgliedern der Tribunäle erwählt werden. Anleitung zur genauern Abfassung der Berichte. — Die *Apotheker* müssen ihre Kunst in den Collegien oder Hospitalapotheken erlernt haben, werden öffentlich examinirt, und können dann ihre Kunst ausüben, wo sie wollen. *Weder Aerzte, noch Chirurgen noch Apotheker dürfen in Zukunft eine Corporation formiren, und jeder kann unter dem Schutz der Gesetze seine Kunst frey ausüben.* Der Verkauf und die Zubereitung der in der Medicin nöthigen Simplicium und Compositorum bleibt den Apothekern ausschliesslich zugetheilt. Die Apotheken werden zu unbestimmten Zeiten visitirt. Die wichtigsten und sich lange haltenden Arzneyen werden im Grosen in den Hauptstädten von den geschicktesten Apothekern mit der grössten Genauigkeit bereitet; statt des obsoleten Theriacs wird man künftig Tartarus emeticus, Kermes u. s. w. auf diese Art verfertigen, wodurch diese Mittel mehr Authenticität und Beständigkeit erhalten. Durchaus dürfen die Kaufleute, welche zur Nahrung dienende Materialien verkaufen, keine Gifte führen. — Schlechterdings soll künftig kein *geheimes Mittel* mehr autorisirt, und alle, diesen entgegen stehende, Privilegien abolirt werden. Im ganzen Reich soll nur ein Corps de Medecine die Untersuchung geheimer Mittel haben. Diese erforschen erst, ob das Mittel zu Versuchen angewendet werden dürfe, und machen dieselben, wobey sie aber das Mittel, um allen Betrug zu vermeiden, selbst präpariren. Findet sichs nun, dass es neu und den bisherigen vorzuziehen ist; so wird es auf Kosten des Staats gekauft, und die Zubereitung öffentlich bekannt gemacht.

Die Veterinärschulen werden mit den Collegiis verbunden. — Zum Beschluss wird gezeigt, wie nöthig es zum Wachsthum der Kunst sey, dass eine *Academie* oder *Societé de Medecine* in der Hauptstadt existire, welche zum Mittelpunkt der Verbindungen in- und ausländischer Aerzte, und besonders der für die öffentliche Gesundheit wachenden, diene, ihre Arbeiten benutze und sammle, beständige Correspondenz mit ihnen führe, und ihre Anfragen beantworte, gemeinnützige Preisfragen aufstelle, die neuen Mittel untersuche, und eine vollständige Bibliothek aller neuerscheinenden medicinischen Schriften sammle. — Hierauf folgt noch eine Nachricht von allen den Memoiren, die der Societät über diese Reform aus allen Theilen des Reichs vorgelegt, und von ihr benutzt worden sind.

Man wird schon aus diesem, nur das Wesentlichste enthaltenden, Auszuge sehen, wie musterhaft dieser Plan ist, und was für ein goldenes Seculum für die Französische Arzneykunde sich von der Ausführung derselben erwarten lässt. Man muss ihn selbst lesen, und man wird auf jeder Seite fühlen, dass hier Männer sprechen, die ihren Gegenstand philosophisch durchdacht haben, die den Vorzug einer einfachen naturgemässen Medicin kennen, und ihren höchsten Zweck, vermehrtes Wohlseyn der Menschheit, nie aus den Augen verlieren, die endlich frey sind und reden, aber auch die Freyheit anderer respectiren. — Genug diese Frucht der Französischen Revolution ist ein ehrenvoller Beweiss ihres wirksamen und wohlthätigen Einflusses auf Veredelung der Nation und Verbreitung allgemeiner Glückseligkeit auch in den entferntesten Theilen!

Hildburghausen, b. Hanisch: *Der Tod in Töpfen,* zur Warnung für diejenigen, die gesund seyn wollen; Oder, *von der verkehrten Sorge für die Gesundheit.* Ein Lesebuch für Leute, die keine Aerzte sind. 1790. 290 S. 8.

Schon vor 22 Jahren äusserte Hr. *Zimmermann* den Wunsch, dass doch jemand Tissots Buch fürs Landvolk in einen Auszug bringen, und dem gemeinen Mann bloss die Ursachen seiner Krankheiten, die er vermeiden und zugleich das, was ihm in der Krankheit schaden könnte, vor Augen legen, alles hingegen, was er zur Heilung *thun sollte,* weglassen möchte. Und gewiss ist bey dem Landmann schon viel gewonnen, wenn er weiss, was er nicht thun soll, da seine Natur allein in vielen Fällen schon hinreicht, wenn sie nur durch keine verkehrte Behandlung gestört wird. Aber unter allen den Volksanleitungen, die seit der Zeit zur medicinischen Aufklärung des gemeinen Manns erschienen sind, haben nur sehr wenig, und nur im Vorbeygehen, diesen nützlichen Weg eingeschlagen; sondern man hat eine Menge medicinischer Vorschriften, und Recepte, selbst zu sehr gefährlichen Mitteln, gehäuft und ihm in die Hän-

Hände gegeben, wovon gewiss, bey dem so leicht möglichen Missbrauch, eben so viel Schaden als Nutzen zu erwarten und wenigstens nichts gewisser vorauszusehen war, als dass Pfuscher und Afterärzte dadurch erst recht zahlreich und recht privilegirt werden würden. — Um so mehr freuen wir uns, dass diese Schrift jener Idee fast ganz entspricht, und noch überdiess in einem so fasslichen und populären Tone vorgetragen ist, dass sie auch dem gemeinen Mann verständlich seyn wird, weswegen wir auch mit dem Vf. wünschen wollen, dass sie von Obrigkeiten, Landgeistlichen u. s. w. angeschafft und benutzt und auf solche Art unter dem Volke verbreitet werden möge. Besonders wäre es einmahl Zeit, dass man, anstatt so vieles unnützen Unterrichts, den die Jugend in den Schulen erhält, nun auch anfing, ihnen richtige Begriffe von Gesundheit und ihrer Erhaltung beyzubringen; — gewiss eine der wichtigsten Kenntnisse für den Jüngling, vorzüglich in dem Zeitpunkt, wo Leidenschaften, Unerfahrenheit und Verführung ihm so manche Falle legen. — Der Vf. handelt erst von der *verkehrten Sorge für die Erhaltung der gegenwärtigen Gesundheit*, und geht da die Gewohnheiten des Aderlassens, Schwitzens, Purgirens, der Frühlings- und Brunnenkuren, und besonders der harten Erziehung durch, wo er eine sehr vernünftige Mittelstrasse wählt; dann von *dem verkehrten Verfahren, sich vor herumgehenden Krankheiten und vor solchen, die man schon gehabt hat, zu verwahren*, wo uns besonders das sehr treffende Gleichniss wohlgefallen hat, dass derjenige, welcher eine zu fürchtende Krankheit nicht durch verbesserte Diät, sondern durch ewiges Arzneynehmen, verhüten will, einem Menschen gleicht, der in seinem Hause nachlässig mit dem Feuer umgehet, dadurch einen Brand veranlasst, und nachdem derselbe gelöscht worden, um einen neuen zu verhüten, nicht mit dem Feuer sorgfältiger umgehet, sondern unaufhörlich sein Haus anfeuchtet, wodurch es nach und nach zerstört und doch innerlich die Gefahr eines neuen Brandes nicht verhütet wird. — Bey *der verkehrten Sorge für die Wiederherstellung der verlohrnen Gesundheit* wird besonders das schädliche und höchst abgeschmackte Vorurtheil, sein eigner Arzt seyn zu wollen, oder andern unverständigen Rathgeben und Quacksalbern zu folgen, bekämpft, und endlich gezeigt, wie verkehrt man handelt, wenn man sich zwar dem rechten und einsichtsvollen Arzt anvertraut; aber (wie so häufig geschieht) nicht den rechten Gebrauch davon macht, wohin das zuspäte Rufen, das Verheimlichen mancher Umstände, der Mangel des Zutrauens, die Unfolgsamkeit, die Ziererey mit dem Einnehmen, das heimliche Zuratheziehen anderer Aerzte oder Quacksalber u. dgl. gehören. — Genug, das Büchlein enthält ungemein viel gutes und der jetzigen Denkart des sich selbst weise dünkenden Publikums angemessenes, und wir sind überzeugt, dass diese bloss negative und warnende Anweisung mehr Gesundheit verbreiten kann und wird, als Hausärzte, Hausapotheken u. s. w., die den Laien selten klug, aber wohl kühn, machen, und ihm nur Waffen in die Hand geben, mit denen er sich eben so leicht selbst verwunden als vertheidigen kann.

BERLIN, b. dem Vf.: *Fr. Aug. Walter Vertheidigung meiner Schriften*, mit Beytagen. 1791. 222 S. kl. 8.

Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung, worinn der Vf. sich über die Recensenten seiner Annotationum academicarum in den Commentariis de rebus in scientia naturali et medicina gestis und in der A. L. Z. beschwert, wo er den Leipziger Recensenten einen seichten Kopf, und unsere Recension (S. 5.) ein Pasquill nennt, liefert er den Abdruck dieser beiden Recensionen nebst den englischen Recensionen aus den Montbly u. Critical Reviw, von denen er selbst sagt, dass sie ihre verschiedenen Meynungen mit sehr vieler Bescheidenheit, und in der That mit grosser Höflichkeit, äusserten. Darauf folgen die Actenstücke in Extenso, die in dem Processe seines Vaters gegen den Geh. Rath Mayer gewechselt worden. Wir wollen unsern Lesern einige Proben vorlegen. Walter nämlich sagt S. 41.: „Ich habe den Hn. G. Rath aus seinem absoluten Nichts hervorgezogen. Ich bin es, der sich ihn zum zweyten Professor der Anatomie ausgebeten, und da er in der Anatomie nichts, schlechterdings nichts, verstand, ihm zur nächtlichen Zeit (?) zwey anatomische Demonstrationen so lange vorzeigte und vorbereitete, bis er sie fertig aus dem Kopfe hersagen und sie nachher vor dem versammelten Obercollegio medico ablegen konnte.„ — Dieses waren die Demonstrationes, die — der H. G. R. Mayer — ablegen und von denen er an Eides Statt betheuern musste, dass er sie ohne alle fremde Beyhülfe abgelegt habe. — Dass er zwey volle Jahre zu thun gehabt habe, ihm nur das Alltägliche in der Anatomie beyzubringen; — dass er durch sinnlose Compilationen die Gelehrten genothzüchtigt, sich auch bey Kennern zum Gelächter gemacht hätte, dass nur Ungeheuer in der Kräuterkunde — von ihm zu erwarten stünden. (Allein wir möchten fragen, warum gab sich denn Hr. *W.* so viele Mühe mit einem so ungelehrigen armseligen Discipel? — Wie kann man, wenn solche Dinge der Vf. selbst vom sogenannten Cursiren in Berlin erzählt, noch ferner alle Landskinder nöthigen, mit Kosten und Zeitverlust sich nach Berlin zu begeben. Wir haben nie auf dieses Cursiren etwas gehalten; glaubten aber nicht, durch solche Gründe in unserer Meynung bestärkt zu werden.) Hr. Mayer giebt nun freylich dieses nicht zu; indessen fällt nach demjenigen, was er selbst bey der Gelegenheit beybringt, dennoch nicht aller Verdacht gegen ihn weg, ohngeachtet man wohl sieht, dass sein Gegner die Sache übertreibt. Noch weniger überzeugend scheinen seine Vertheidigung (oder vielmehr bloss Läugnung und Beziehung auf das Attest des G. Ch. Gericke) gegen die eidlich bekräftigten Aussagen des N. U. Stinil, die ihn einer fast völligen Unwissenheit in der Botanik und fast unverzeihlichen Nachlässigkeit in Nachholung derselben beschuldigen; Uebertrieben ist es doch wahrlich, wenn Hr. *M.* S. 188 sagt: er erkenne Waltern nicht für seinen competirendeu (?) Richter, in anatomischen Sachen, und indem er Walters Rath bey dem Schlagfluss, die venas jugulares internas zu öffnen, nach der Autorität von Bohn, Teichmeyer und Büttner verwirft, schreibt er S. 190. gar: „Wer da auch kein Anatomiker ist, sieht hier den verderblichen Fehler und die auffallendste Probe der *groblten*

gröbsten Unwissenheit." Wie kann man doch so etwas von Waltern, der sich gerade um die Nerven des Kopfs und Halses so äusserst verdient machte, zu schreiben wagen? von dem Hr. Haller in seiner Bibliotheka anatomica Tom. 2. p. 536. rühmte: Accuratae Venarum faciei capitis et Colli tabulae? Ja den Hr. *M.* selbst ehedem wegen dieser Nerven in der Vorrede seiner Angiologie lobte; — oportet esse memorem. Von den inBerlin jetzt veränderten Ton zeugen auch diese Process-Sachen. Z. B. S. 9. schreibt man von *einer* Seite. — „Kein gerechter Christ verzagt, bloss der Spötter. Ich bin kein Hypocrit — Nein von dieser grossen Sünde bin ich frey." Und S. 422. „So muss der Christ, so muss der ehrliche Mann schreiben." — Und von der *andern* S. 202. „Ich verhalte mich als als ein Christ dabey leidend, und sollte es Ihnen nicht möglich seyn, diesen unglücklichen Hass gegen *mir zurück* zu nehmen, so werde ich auch in der Folge *duldend* seyn; denn meine Tage gehen dahin und ich würde bey anders Denken Gott beleidigen und mir selbst Verdammniss erbitten, wenn ich im Vaterunser mir so Vergebung erbitte, wie ich meine Schuldiger vergeben. — Ihnen wahrhaftig an Ihrer Seeligkeit Schaden — Ist er (Mayer) nicht so *Mechanisch Gros als dieselben*, was hindert Ihnen *solches*? Danken Sie Gott welcher Ihnen grössern Ruhm verliehen." Bis jetzt hat letztere, (wie aus diesen Pröbchen scheint, die frömmste) Parthie, gesiegt, oder Walter gegen Mayer verloren. Zuletzt wird noch der Contract mitgetheilt, der die Abtretung der Stelle des Hn. Prof. Mayer an den Prof. Telckenberg betrifft, zufolge welchem Letzterer an Ersteren jährlich 200 Rthlr. zahlen musste.

BERLIN, b. Vieweg d. ält.: *Nachgelassene Manuscripte über die Pferdearzneywissenschaft* von *J. A. Kersting*, gewes. Churhannöv. Oberhofrossarztes, herausgegeben und mit einem Anhang versehen von *O. Sothen*, Hauptmann und Regimentsbereiter von Churhannöv. 8ten Cavall. Regiment von Estorff Dragoner. 1789. 594 S. 8. mit zwey Kupfertafeln (1 Rthlr. 6 gr.)

Kerstings Unterricht, Pferde zu beschlagen und die Gebrechen der Füsse zu heilen, wurde vor einiger Zeit von dem Publikum zu gut aufgenommen, als dass es nicht auch dem Hn. Herausgeber für gegenwärtiges ziemlich vollständiges Handbuch über die praktische Pferdearzneykunst und die beygefügten Anmerkungen Dank wissen sollte. Zwar stehet der Vf. mehr als einmal bey der Angabe der Krankheitsursachen und der Heilungsart mit einem *Wollstein* und mehrern andern neuen Vieharzten im Widerspruch, auch vermisset man mehrere neue Entdeckungen und Berichtigungen; wird aber dafür durch einen kernhaften und auf wiederholte Erfahrungen gebauten Unterricht hinlänglich schadlos gehalten, so dass sich Rec., bey Durchlesung dieses Handbuches nicht des Wunsches enthalten konnte, dass es dem Hn. Herausgeber, dem es, wie es scheint, nicht an nöthigen Kenntnissen gefehlet hat, hätte gefallen mögen, durch mehrere hinzugefügte Anmerkungen demselben die Vollkommenheit zu geben, der es fähig ist und welche der Vf., wenn er selbst seine Papiere der Welt mitgetheilt hätte, ohne Zweifel, diesem Werke zu verschaffen, sich hätte angelegen seyn lassen. Es ist nicht möglich, in der Kürze diejenigen Stellen anzuzeigen, welche dergleichen Erweiterungen, Umänderungen und Berichtigungen verdienen, oder das Wesentlichste derselben, unbeschadet der Deutlichkeit, in einem gedrängten Auszug beyzubringen; daher begnügen wir uns mit Darlegung eines kurzen Inhalts Verzeichnisses. — Erster Theil von den innerlichen Krankheiten der Pferde. I. Von der Vollblütigkeit nach Boerhavens Grundsätzen. II. K. Von dem Mangel des Blutes. III. K. Von der Dickblütigkeit. IV. K. Von der Verschleimung des Blutes. V. K. Von der Drüse. VI. K. Von dem Rotze. Beide Krankheiten, so oft sie auch vorzukommen pflegen, sind noch lange nicht so untersuchet und beobachtet worden, als sie es verdienen. VII. K. Von dem Wurm. Eine unschicklich benannte Krankheit. Die Beulen, die in der Haut zu entstehen pflegen, nehmen nicht ihren Ursprung von Insecten, eben so wenig als die Pestbeulen, sondern ohne Zweifel aus einem verdorbenen Blute. VIII. K. Vom Grinde. Ebenfalls eine Hautkrankheit, welche nicht immer eine Schärfe des Blutes, sondern sehr oft Unreinigkeit und Vernachläsigung der Haut zum Grunde hat. IX. K. Von den Fiebern, nach Boerhave's Lehrsätzen betrachtet. X. K. Von den kalten Fiebern. XI. K. Von dem drusigten Fieber. XII. K. Von dem faulen Fieder. XIII. K. Von den Entzündungsfiebern. Die ganze Lehre von den Fiebern läst sich bey dem Thiere fast auf die nehmliche Weise, als bey den Menschen zu geschehen pfleget, eintheilen und abhandeln, ohne auf gewisse den Thieren eigenthümliche Fieber Rücksicht zu nehmen. XIV. K. Von der Entzündung des Gehirns. XV. K. Von der Bräune. XVI. K. Von der Entzündung der Lunge. XVII. K. Von der Entzündung der Leber. XVIII. K. Von der Entzündung der Nieren, dem Blutharnen und der Zurückhaltung des Harns. XIX. K. Von der Entzündung der Milz. XX. K. Von der Entzündung des Magens und der Gedärme, oder der Darmgicht. Rec. weiss aus Erfahrung, dass die Larven des Oestrus Ventriculi diese Krankheit, wenn sie in ziemlicher Menge vorhanden sind, ohne Beytritt einer andern Ursache hervorbringen können. XXI. K. Vom Koller. XXII. K. Vom Schwindel. Er kann öfters von den Larven des Oestrus Nasalis herrühren. XXIII. K. Vom Krampf und der Klemme, oder der Hirschkrankheit. XXIV. K. Von der Schwerennoth oder der fallenden Sucht. XXV. K. Von dem Bauchblas. XXVI. K. Von dem Mangel des Hungers. XXVII. K. Von der Colik. XXVIII. K. Von den Würmern; ist sehr unvollständig, verdienet aber doch einiger seltenen Beobachtungen wegen, die Aufmerksamkeit des Lesers. XXIX. K. Vom Durchfall. XXX. K. Von der Verstopfung. XXXI. K. Von der Rehe, dem Verschlagen oder Verfangen. Der zweyte Theil von den äusserlichen Gebrechen der Pferde scheinet dem Vf. besser, als der erste, gerathen zu seyn. I. K. Von der Entzündung der Augen. II. K. Von der Halsfistel. III. K. Von demjenigen Schaden, der durch das Satteldrücken hervorgebracht wird. IV. K. Von den Wunden. V. K. Von den Geschwülsten. VI. K. Von der Mauke, Straubfuss, Raspe

 u. dem

u. dem Wolf. VII. K. Von den Warzen. VIII. K. Von Stellschwämmen und Piphacken. IX. K. Von den Gallen. X. K. Vom Spat und dem Ueberbeine. XI. K. Von den Schwinden. XII. K. Von der Verrenkung des Kreuzes und den Kennzeichen, wenn dasselbe zerbrochen ist. XIII. K. Von der Lähmung in der Huft. XIV. K. Von der Lähmung im Schulterblatt, und vor dem Blatt. XV. K. Von den Lähmungen am Vorderknie. XVI. K. Von dem Sehnenklapp. XVII. K. Von der Verrenkung des Oberköthenbeines oder der Ausweichung desselben. XVIII. K. Vom Stitzelfuss. XIX. K. Von der Schaale oder dem Leist. Anhang. Uebrigens ist die Aufsuchung der Krankheitsursachen nicht selten mit vielem Scharfsinn geschehen, und die Zusammensetzung der Heilmittel vernünftiger vorgetragen, als insgemein geschieht, obgleich manche noch weit einfacher seyn können, ohne von ihrem Nutzen zu verlieren. Endlich bedauert Rec., dass er nicht die von D. *Hinderer* herausgegebene *Kersting'sche* Anweisung zur Kenntniss und Heilung der innern Pferdekrankheiten bey Händen hat, um zu sehen, wie weit diese Manuscripte von jenem Handbuche unterschieden sind, oder ob sie beide, wie Rec. fast vermuthet, wörtlichgleichen Inhaltes sind.

Leipzig, b. Schwickert: *Versuch eines chirurgischen Handbuches für neu angehende Hufschmidte und Pferdärzte*, von K. *A. Oehlmann*, Universitäts-Stallmeister zu Erfurt. 1789. 78 S. 8. (4 gr.)

Die gute Absicht, den Hufschmidten und andern unerfahrnen Personen, welche mit Pferden umzugehen haben, eine hinlängliche Kenntniss von den meisten äusserlichen Gebrechen dieser Thiere beyzubringen und sie zur Heilung derselben anzuweisen, hat zwar schon mancher Schriftsteller vor Augen gehabt, aber nicht selten diesen Endzweck, theils weil er nicht die Gabe, sich verständlich zu machen, besass, theils weil er seinen Vorschriften nicht die nöthige Kürze zu geben und sie dadurch brauchbar und wolfeil zu machen wusste, verfehlet. Hr. O. hat bey diesem Entwurf eine ähnliche Absicht zu erreichen sich vorgenommen, und, wie wir nicht ohne Grund vermuthen, mit ziemlich gutem Erfolge. Der Kürze dieses Handbuches ungeachtet werden die meisten äusserlichen Krankheiten der Pferde, ihre Entstehungs- und Heilungsart deutlich und bündig vorgetragen und dem Unerfahrnen mancher Wink gegeben, welchen er in theurern und weitläuftigern Werken nicht leicht oder doch nur mit Mühe finden wird. Für angehende Pferdeärzte, obgleich der Vf. den Vorwurf, dass er seinen Gegenstand unscientivisch behandelt oder die Bemühungen der neuern Rossärzte unbenützt gelassen habe, nicht verdienet, ist dieser Versuch, wenn sie sich einzig dessen zum Leitfaden bedienen wollten, seiner Kürze und einiger eigenen Vorschriften und Behauptungen wegen, minder brauchbar. Hingegen wünschet Rec., dass er in recht viele Hände der Hufschmidte kommen möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygel. *Leiden*, b. Luchtmanns: *Antonii Jocobi van Doeveren*, med. Doct. *observationes pathologico-anatomicae*. Cum figuris. 1789. 4. 49 S. u. drey Kupfertafeln. Die Beobachtungen, welche in diesem Werk (der wieder abgedruckten Inauguralschrift des Vf.) enthalten sind, sind insgesammt wichtig und tragen zur Aufhellung unserer Kenntnisse von den Krankheiten der Brust und des Unterleibes vieles bey. Zwey davon hat Hr. Ed. Sandifort dem Vf. mitgetheilt. Die erste betrifft eine Anfressung der Speiseröhre und der neben derselben laufenden grosen Schlagader, welche endlich zerborsten war. Das Blut war aus dem Riss in die Speiseröhre geflossen und hatte den Magen und einen Theil des Gedärms völlig angefüllt. Es ist Schade, dass der Vf. von der Krankheit der Frau keine weitere Nachricht erhalten konnte, als dass sie schnell gestorben sey. Die Geschichte der Zufälle würde zur Erläuterung dieses Falles vieles beygetragen haben; aber der Vf. hat auch solche Umstände, die er ziemlich genau angeben konnte, z. B. das Alter der Person, übergangen. Er glaubt, die Entzündung und Vereiterung der Speiseröhre habe die Beschädigung der Schlagader nach sich gezogen, weil die Ritze in der innern Haut der Schlagader und der weitere Umfang der Zerfressung der äussern Haut deutlich anzeigte, dass die Verletzung von aussen in die Schlagader gedrungen sey. Eine Anlage, welche bey dieser Verletzung wohl mitgewirkt hat, hat Hr. *van D.* bey Erklärung der Krankheit nicht bemerkt. Das Weib war höckericht und die Brust war sehr verschoben und eng. Dieses hat gewiss beygetragen, dass die Schlagader dem Antrieb des Blutes weniger widerstehen konnte und dass ihre innere Haut eher bersten musste. Beyläufig spricht er auch von der Entzündung und Vereiterung der Speiseröhre und den Folgen davon. Er erzählt einen Fall, wo ein Mensch, der schwer schluckte, nach dem Gebrauch zusammenziehender Mittel eine Membran herausbrach, die völlig nach der Speiseröhre gebildet war. Er glaubt, diese Haut sey als eine Wirkung der Entzündung anzusehen, von welcher aber der Kranke keine Zufälle hatte, und es ist bekannt genug, und die Infarctus des Unterleibes lehren es, dass solche widernatürliche Häute in den Canälen, ausser der Entzündung, noch durch andere Veranlassungen entstehen können. Die zweyte Beobachtung handelt von einer Anfressung der Speiseröhre und der an derselben liegenden Luftröhre, wobey das, was in erstere kam, sich in die letztere und in die Lungen ergoss. Die Krankheit war von einem beschwerlichen Schlucken entstanden, welches eine Verhärtung der Schlunddrüsen zur Ursache hatte. Das Geschwür im Schlund hatte die Luftröhre an mehrern Orten zerfressen und die Nahrungsmittel waren nun in die Luftröhre und in die Lunge gedrungen und hatten die Kranke endlich erstickt. Die dritte Beobachtung handelt von einem Krebsgeschwür in der Magendrüse, an der Stelle, wo der Magen an ihr anliegt. Das Geschwür hatte den Magen zerfressen und der Tod war erfolgt, indem sich alles Blut aus den zerfressenen Gefäsen in den Magen und Darmcanal ergossen hatte.

Numero 270.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 7. October 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

Auf die Ausbildung der polnischen Sprache, die in den verschiedenen Gattungen der Dichtkunst des höchsten lyrischen Schwunges eben so fähig, als der sanftesten einnehmendsten Zartheit ist, und durch ihre eigenthümlichen *freyern Constructionen* dem Dichter unzählige Vortheile verschafft, und jede Wendung ihm erleichtert, — müssen Versuche von Uebersetzungen englischer Meisterstücke, sollten sie auch anfangs nicht allen Foderungen der Kritik entsprechen, den unverkennbarsten Einfluss haben. Zwey von den jetztlebenden polnischen Dichtern haben sich an den — Pope gewagt, und, was Rec. gleich anfangs mit Verwunderung und Besorgniss erfüllte, zwey seiner vollendetsten durch Interesse des Inhalts und poetischen Werth gleich ausgezeichneten Gedichte, den *Essay on Man* und den *Essay on Criticism* in polnische gereimte Verse überzutragen gesucht. Das Wagestück ist beiden nicht gleich gut gelungen.

KRAKAU, b. Ignaz Grebel: *Alexandra Pope Początki Moralności czyli Wiersz Filozoficzny o Człowieku, przez X.*(iędza) *A.*(dama) *Cyankewicza*, Akademika przełozony. (*Alexander Pope's Grundsätze der Moral* oder *Philosophisches Gedicht über den Menschen*, von dem Abt *Abram Cyankewicz* auf der Akademie zu Krakau übersetzt.) 1788. 126 S. 8. (16 gr.)

An dem einigermassen sonderbaren Titel, den dieser Uebersetzer gewählt hat, muss man nicht anstossen: er hat vermuthlich seinen Grund in localen Verhältnissen. Und obgleich ein stark gedachtes und vorurtheilfrey geschriebenes Gedicht durch das *Imprimatur* eines wackern *Hugo Kołłątay* Schutz genug für sich zu haben schien: so hat Hr. Cyankewicz in der Vorerinnerung gegen diejenigen, die sich *eines süssen Giftes* (doch wohl nicht des Optimismus?) *in diesem Gedicht* befahren möchten, dennoch anmerken zu müssen geglaubt, dass Pope hier als Philosoph, nicht als Theolog, geschrieben habe, und dass man die Ausbrüche der vom Dichterfeuer getriebenen Einbildungskraft nicht mit theologischer Strenge beurtheilen müsse.

Vielleicht hat Hr. C. mittelst dieser Erklärung ein strenges geistliches Tribunal glücklich befriedigt, aber wir wünschten von Herzen, dass er durch die ganze Ausführung seiner Arbeit dem noch unbestechlichern Richterstuhl der Kritik und des guten Geschmacks ein Genüge gethan haben möchte. Als Versuch bringt ihm sein dabey bewiesener Muth immer Achtung; aber Pope's *Geist*, *Energie* und *Schönheiten* muss man nicht wiederfinden wollen. Es ist fast mehr Umschreibung, die eine gegebene Zahl von Versen des Originals gemeiniglich durch das *Alterum Tantum* gedehnter polnischer Verse wiedergiebt. So ist z. B. der im Original aus 18 Versen bestehende herrliche Anfang der vierten Epistel S. 92 u. 93. der polnischen Uebersetzung durch 36 zum Theil äusserst matte Zeilen ausgesponnen. Wie unähnlich, in aller Betrachtung, die Copie dem Urbilde sey, mögen Kenner aus diesem nicht absichtlich gewählten Beyspiel ersehen, wie Hr. C. kurze stark gesagte Gedanken, welche den 33 und 34sten Vers der ersten Epistel im englischen Original ausmacht:

> *„Is the great chain, that draws all to agree,*
> *And drawn supports, upheld by God, or thee?"*

in folgenden Schwall von Worten *dilairt*:

> *Ręka to Boska, lub twa mdłość zwątlała*
> *Spoiła, i ten ukryty piastuie*
> *Łańcuch, ktorego moc ciągnie wsze ciała*
> *I one ciągnące ich ruchem kieruie?*

wörtlich übersetzt: *„Ist es Gottes Hand, oder deine ohnmächtige Schwäche, die diese verborgene Kette zusammengefügt und erhält, deren Macht alle Wesen an sich zieht, und durch diesen Zug ihre Bewegung regiert."* Und wo bleibt immer noch das: *to agree*?

Unter dem Text der Uebersetzung und am Ende jeder der vier Episteln hat Hr. C. erklärende und philosophische Anmerkungen, zum Theil aus der englischen Urschrift, hinzugefügt, und in der Einleitung, ausser einer kurzen Darstellung des Inhalts, eine Kritik aus den Mémoires de Trevoux, der es wohl nicht bedurft hätte, nebst des Ritter Ramsay, Racine's und Pope's über den Essay gewechselten Briefen ins Polnische übersetzt. Vor jeder Epistel geht noch eine besondere Inhalts - Anzeige vorher.

Weit besser ist ein zweyter Versuch ausgefallen, den Hr. *Hyacinth Przybylski* mit dem Essay on Criticism zwey Jahre später gemacht, aber seinen Vorgänger in aller Betrachtung gewiss weit übertroffen hat:

KRAKAU, b. Anton Grebel und J. May: *O Krytyce Alexandra Pope.* Przekładania *Jacka Przybylskiego* Wiersz Polski Obok z Angielskim. (*Alexander Pope* über die Kritik, aus dem Englischen, von *Hyacinth Przybylski* übersetzt, zur Seite das englische Original.) 1790. 64 S. 8. (10 gr)

Mit Vergnügen sieht man in dieser Uebersetzung, in der gewiss nicht viel geringere Schwierigkeiten zu überwinden waren, Pope's männliche Urtheile, seinen treffenden Witz und glücklich kühne Bilder in fast eben so viel gedrungene, und dennoch leicht und angenehm fliessende,

de, Verse übergetragen, in welchen Hr. P. mit seinem Original sichtbarlich gewetteifert, zuweilen es wohl gar an Kürze des Ausdrucks und Präcision übertroffen hat. Gleich im Anfang die gefeyerte englische Stelle:

„Tis with our judgments, as our watches; none
Go just alike, yet each believes his own —

Wie glücklich und präcis, besonders das: *none go just alike* im Polnischen:

Zdania nasze skazuią, jak nasze zegary,
Wszystkie niezgodne; lecz ktoż swemu nie da wiary?

Oder wenn Pope v. 366. u. f. dem Dichter die Harmonie des Verses sogleich in eigenen Beyspielen zeigen will:

Soft is the strain when Zephyr gently blows,
And the smooth stream in smoother numbers flows;
But when loud surges lash the sounding shore,
The hoarse, rough verse should like the torrent roar.
When Ajax strives some rocks vast weight to throw,
The line too labours, and the words move slow:
Not so, when swift Camilla scours the plain
Flies o'er th'unbending corn, and skims along the main.

Wer mag das glückliche Talent des Uebersetzers und die ausserordentliche Geschmeidigkeit und den vieltönigen Wohlklang der Sprache auch für diese Gattung des Lehrgedichts in folgender Stelle verkennen:

Łagodny iest wiersz, kiedy słodki Zefir dycha,
I w gładszych miarach rzeka płynąć musi cicha.
Lecz gdy się szumne wały o brzeg tłuką z wrzawą,
Wiersz ryczy, jak nawałność skrzypnie i chrapawo.
Gdy Ajax ciężką rzucić sili się opoką,
Wiersz się też poci, słowa z oporem się wloką.
Nie tak, gdy bieży chybka Kamilla, co zboża:
Nie gnie w polu, a ledwie zpieni nurty morza.

Worinn vielleicht nur der *falsche Reim* in den beiden letzten Versen zu tadeln wäre.

Statt vieler andern, vortreflich gelungener, Stellen, setzen wir nur noch die einzige auf den Longinus her; V. 667.:

An ardent Judge, who zealous in his trust,
With warmth gives sentence, yet is always just;
Whose own example strengthens all his laws,
And is himself that Great Sublime, he draws.

Sędzia ognisty, równie wierny, jak gorliwy,
Choć w gorących wyrokach, zawsze sprawiedliwy,
Swe Ustawy Przykładem własnym umocował,
Sam jest Wielkiem Wyniosłem, które zarysował.

Im 270sten V. des Orig. S. 25. der Uebers. hätte der *englische* Name *Dennis* auch in der Uebersetzung beybehalten, und nicht in *Dyonyzy* verändert werden sollen, welches leicht ein lächerliches Missverständniss veranlassen, und an den *griechischen Dionys* im Pope's 605. Vers erinnern könnte; da doch vermuthlich in jener Stelle *Dennis* gravitätisches Buch: *The Usefulness of the stage to the Happiness of Mankind* (Lond. 1698. 8.) einen spöttischen Seitenblick erhalten soll.

London, b. Baldwin: *A Catalogue of the Pictures* etc., in the Shakspeare Gallery, Pallmall. 1790. 143 S. in gr. 8.

Mehrmals schon hatten wir in diesen Blättern Gelegenheit, des grossen Unternehmens zu gedenken, wodurch der verdienstvolle *Boydell* sowohl dem grössten Schauspieldichter, als seiner ganzen Nation, und seinem eignen Eifer für die Kunst, ein glänzendes und ungemein rühmliches Denkmal stiftet. Die Anlage einer eignen Gallerie von Gemälden, welche Shakspearische Scenen darstellen, und wetteifernd von den besten Künstlern geliefert werden, ist, wie bekannt, mit der Veranstaltung einer Ausgabe von den Werken dieses Dichters verbunden, die an Pracht und Eleganz alle vorhergehende zahlreiche Ausgaben dieser Werke weit übertreffen wird. Nur in England konnte ein so grosses und kostbares Unternehmen den schnellen und glücklichen Erfolg erwarten, den es wirklich gehabt hat. Hr. *Boydell* beginnt die erste, schon 1789 geschriebene, Vorrede dieses Gemäldeverzeichnisses mit lebhaftem Danke für die, in ihrer Art einzige Freygebigkeit der zahlreichen Subscribenten. Seine vornehmste Absicht bey dieser ganzen Unternehmung ging auf die Gründung einer *englischen Schule der historischen Mahlerey*; und in dieser Absicht glücklich zu seyn, durfte er desto sichrer hoffen, da es ihm gelungen war, durch seine bekannten vieljährigen Bemühungen, eine *Schule der Kupferstecherkunst* in seinem Vaterlande zu stiften. Als er seine Kunsthandlung anfing, wurden alle die besten Kupferstiche, die man in England verkaufte, aus dem Auslande, vornemlich aus Frankreich, herbeygeschafft. Jetzt ist der Fall umgekehrt; nur wenig Blätter kommen aus der Fremde, die meisten werden, zum grossen Vortheil des Landes, von England aus verschickt. Auch die übrigen Künste und Manufacturen der Engländer gewannen dadurch nicht wenig. Seit den letzten zwanzig Jahren that bey ihnen die Kunst unleugbar grosse und schnelle Fortschritte. Der Kunstgeschmack des jetzt regierenden Königs trug dazu nicht wenig bey, und ermunterte den Eifer und die Freygebigkeit vieler bemittelter Privatpersonen. Die Mahlerey blieb indess vornehmlich nur auf Bildnisse eingeschränkt. *Shakspeare's* Scenen boten für die historische Mahlerey den ergiebigsten Stoff dar, obgleich nicht zu läugnen ist, dass sein Genie nur allzu oft dem meisterhaftesten Pinsel des Mahlers unerreichbar bleibt, dass selbst die Stärke eines *Michel Angelo*, vereint mit der Grazie *Raphael's*, umsonst gestrebt haben würde, des Dichters Darstellung ganz zu erreichen. Und eben daher darf man hier zwar sehr viel, aber doch nicht mehr erwarten, als die Kunst vermag. Hr. *B.* masst sichs nicht an, uber den Werth der bisher für seine Unternehmung gelieferten Gemälde zu entscheiden. Absolute Vollkommenheit findet sich in keinem menschlichen Kunstwerke. So viel aber glaubt er behaupten zu dürfen, dass jedes Gemälde dieser Gallerie wenigstens Etwas lobenswerthes hat. Alle Künstler wissen, dass ihr künftiger Ruhm von ihren gegenwärtigen Bemühungen abhängt. Denn

Denn hier bleiben die Arbeiten des Mahlers beständig unter den Augen des Publicums, beständig der Vergleichung mit den Talenten und Werken seiner Zeitgenossen ausgesetzt, indess seine übrigen Gemälde entweder in den Sammlungen der Kunstliebhaber verschlossen bleiben, oder im ganzen Lande umher, in den Häusern ihrer Besitzer, zerstreut sind, und vergleichungsweise nur wenig zu seinem gegenwärtigen Glücke und zu seinem künftigen Ruhme beytragen können. In Ansehung der nach diesen Gemälden zu verfertigenden Kupferstiche entschuldigt Hr. *B.* im voraus den unvermeidlichen Verzug; es ist indess, wie wir hören, mit der Lieferung derselben nun wirklich schon der Anfang gemacht. Sein Neffe und Handlungsgenosse, Hr. *Josiah Boydell*, ist ein sehr thätiger Beförderer des ganzen Unternehmens. Ueber den Abdruck des Textes, wovon gleichfalls schon der Anfang geliefert ist, führt der bekannte Buchhändler *Nicol* die Aufsicht, und hat dazu neue Typen giessen lassen, die an Schönheit und Sauberkeit, besonders aber an Fülle, und Befriedigung des Auges, mit den treflichsten Versuchen dieser Art wetteifern.

Hr. Boydell hat der gedachten Vorrede noch eine spätere Nachricht beygefügt, welche den erwünschten Fortgang und die fernere Erweiterung seines Unternehmens betrifft. Den eigentlich Shakspearischen Gemälden in dieser Gallerie hat man noch eine beträchtliche Anzahl anderer Gemälde hinzugesellt, deren wir in der Folge gedenken werden. Sie sind zum Theil von den grössten Meistern, und man hat jetzt den Vortheil, sie hier beysammen aufgestellt zu sehen.

Gegenwärtiges Verzeichniss scheint vornehmlich zur Erklärung des Inhalts der Gemälde bestimmt zu seyn. Diese wird jedoch nicht durch Beschreibung der Figuren und ihrer Anordnung gegeben, sondern, wie es zwar am leichtesten, aber doch auch wohl am rathsamsten, war, durch Mittheilung der Shaksp. Scene oder Stelle, worauf das Gemälde anspielt, oder welche es darstellt. Der eigentlichen shakspearischen Gemälde sind bis jetzt *fünf und sechzig*; und sie scheinen in der Folge, wie sie geliefert sind, verzeichnet zu seyn. Gut wär' es indessen gewesen, wenn ein Verzeichniss der Stücke, in der gewöhnlichen Folge, beygefügt, und nun die zu einem jeden gehörigen Gemälde beysammen nachgewiesen wären. Auch ein Register über die Namen der Künstler, und die Anzahl der von ihnen gelieferten Stücke, wäre nicht überflüssig gewesen. Dies letztre wollen wir hier wenigstens geben, weil doch die Anführung aller einzelnen Numern zu weitläuftig ausfallen würde.

Unter den bisher gelieferten, und hier verzeichneten, Gemälden sind also von: *Wright*, 1; *Peters*, 4; *Durno*, 2; *Kirk*, 2; *Rigaud*, 3; *Hamilton*, 6; *Smirk*, 4; *Füessli*, 8; *Wheateley*, 5; *Downman*, 1; *Hodges*, 3; *Opie*, 3; *Northcote*, 6; *Jos. Boydell*, 3; *Reynolds*, 2; *West*, 2; *Barry*, 1; *Miller*, 2; *Romney*, 3; *Stothart*, 1; *Tresham*, 1; und von unsern Landesleuten, der *Angelika Kaufmann*, 2; und Hn. *Ramberg*, 1. Dies letztere ist aus dem Lustspiele, *Twelfth Night*. Act III. Sc. IV. genommen. — Auch sind drey *Basreliefs* von der Hand der Mistress *Damer*, in dieser Gallerie aufgestellt, wozu der Stoff in zweyen aus dem *Koriolan*, und im dritten aus *Antonius* und *Kleopatra*, entlehnt ist. Am Frontispiz des Gebäudes ist ein Hautrelief von Hn. *Banks* angebracht. *Shakspeare* sitzt auf einem Felsen zwischen der *Poesie* und *Mahlerey*. Jene ist ihm zur Rechten, reicht ihm einen Lorbeer, und spielt sein Lob auf ihrer Leyer. Sie trägt eine doppelte Maske, die komische und die tragische; und der Dichter scheint ihr mit Aufmerksamkeit und Vergnügen zuzuhören. Ihm zur Linken steht die Mahlerey, die sich gegen den Zuschauer wendet, die eine Hand gegen seine Brust ausstreckt, und auf ihn, als den würdigsten Gegenstand ihres Pinsels, hinweist; indess er seine linke Hand auf ihre Schulter stützt, um dadurch die Annahme ihres Beystandes anzudeuten.

In dem mittlern Zimmer der Gallerie sind noch achtzehn, hier verzeichnete, Gemälde verschiedner engl. Künstler befindlich, die keine Beziehung auf *Shaksp.* haben; und in dem der Gallerie gegenüber belegenen Zimmer 170 Zeichnungen nach den herrlichsten Gemälden, welche ehedem die Sammlung des Grafen *von Orford*, zu *Houghton* in Norfolk, ausmachten, und unlängst an die Kaiserin von Russland verkauft sind. Die Zeichnungen sind von *Joseph* und *George Farington* und von *Josiah Boydell*. Noch befinden sich in dem grossen Zimmer neben der Gallerie an die dreyhundert Zeichnungen nach den schönsten Gemälden in England von eben diesen Künstlern, und zum Theil von *Robertson* und *Earlom*, die fast alle schon in Kupfer gestochen, oder noch in der Arbeit sind. Die prächtige *Houghtonsche* Sammlung ist, wie bekannt, schon vor zwey Jahren, in zwey grossen Foliobänden, vollendet worden.

London, b. Stokdale: *Shakspeare's Dramatic Works; with Explanatory Notes*. A New Edition. To which is now added a copious Index to the remarkable Passages and Words. By the Rev. *Samuel Ayscough*. F. S. A. and Assistant Librarian of the British Museum. Embellished with a striking Likeness of Shakspeare, from the Original Folio Edition. Vol. I. II. III. 1752 S. in gr. 8. 1790. (1 L. 11 Sh. 6 D.)

Schon 1784 lieferte der Buchhändler *Stockdale* eine neue Ausgabe der shakspearischen Schauspiele, welche sie insgesammt in einen einzigen Grossoctavband begriff, um dadurch sowohl den Preis des Ankaufs derselben zu erleichtern, als auch denen, welche die Werke des grossen Dichters gern auf Reisen mit sich nehmen wollen, die Anzahl und Unbehülflichkeit mehrerer Bände zu ersparen. Denn für eine Taschenedition war der Band freylich zu gross und corpulent, obgleich ein sehr klarer Druck dazu gewählt, und der Text, nach Art der englischen Magazine, in zwey Columnen abgedruckt war. Der Beyfall, welchen diese Idee in England fand, machte eine neue Ausgabe nothwendig. Und bey dieser kam der reichhaltige Index hinzu, der mehr als ein Drittheil des Ganzen beträgt, und nun freylich den schon starken einzelnen Band um so viel stärker machte. Man legte daher noch zwey besondre Titelblätter bey, um dieser Unförmlichkeit abhelfen, und das Ganze in drey Bände vertheilen zu können.

Dass der erklärenden Anmerkungen bey dieser Einrichtung nicht gar viele seyn konnten, und dass sie nicht sehr ausführlich seyn durften, versteht sich von selbst.

Es sind nur kurze Winke, die zur Erläuterung veralteter Ausdrücke, ungewöhnlicher Redensarten, alter Gebräuche, oder minder verständlicher Anspielungen dienen können.

Was aber dieser Ausgabe ein ganz eignes, und wirklich nicht unbeträchtliches, Verdienst giebt, ist der gedachte reichhaltige *Index*. Er ist von Hn. *Ayscough* verfertigt, der in mühvollen Arbeiten dieser Art schon geübt ist, und dem man, ausser dem Handschriftenverzeichnisse des brittischen Museums, auch die allgemeinen Register über das Monthly Review und Gentleman's Magazine zu danken hat. Schon *Pope* versuchte ein Register über die shakspearischen Charaktere, Gedanken, Reden und Beschreibungen, der auch in *Theobald's* Ausgabe aufgenommen wurde, aber sehr mager ist, und nicht mehr als dreyssig Seiten füllt. Mit der vor sechs Jahren erschienenen *Concordanz* über *Sh.*, die wir zu seiner Zeit angezeigt haben, wurde diesem Mangel nicht abgeholfen; sie war mehr Florilegium, als Register. Bey der gegenwärtigen Unternehmung war es zuerst die Absicht, *alle* in *Sh.* vorkommende Worte in ein alphabetisches Verzeichniss zu bringen. Dazu wären aber mehr als siebenmal hundert tausend Nachweisungen nöthig gewesen. Man müsste sich also auf die vornehmsten Wörter einschränken, die doch hinlänglich seyn mussten, um jede Stelle aufzufinden. Dies ist aber nicht der einzige Nutzen solch eines Registers; vielmehr besteht der vornehmste Vortheil desselben darinn, dass man durch den gemeinschaftlichen Ueberblick aller der Stellen, worinn irgend ein schwieriges Wort von *Sh.* gebraucht ist, über die eigentliche und jedesmalige Bedeutung mehr Licht erhält, und zugleich den zu des Dichters Zeiten wirklich vorhandnen Vorrath von Wörtern und Redensarten der englischen Sprache besser übersehen kann. Auch fällt dadurch seine grösse und mannichfaltige Kenntniss unzähliger Gegenstände und Begriffe noch deutlicher in die Augen.

Zunächst ist dieser Index freylich für die gegenwärtige Ausgabe eingerichtet, wovon die Seitenzahlen, und sogar die zwischen den Columnen bemerkten Zeilen jeder Seite überall nachgewiesen sind. Da man indess auch zugleich den Act und die Scene der Schauspiele bey jeder aus denselben gezognen Stelle bemerkt hat; so kann er auch beym Gebrauch andrer Ausgaben dienlich seyn. Er ist wirklich mit grossem Fleisse zusammengetragen, und kann von Zeit zu Zeit durch Nachträge noch vollständiger werden.

Vor dem ersten Bande ist noch die Lebensbeschreibung des Dichters und eine chronologische Tafel über seine sämmtlichen Schauspiele, beygefügt worden, wobey *Malone's* in dieser Absicht angestellte Untersuchungen zum Grunde liegen. Schade, dass nicht auch schon die Berichtigungen des Textes, welche man diesem so arbeitsamen und unermüdeten Forscher und Kunstrichter in seiner neulich angezeigten letzten Ausgabe des Dichters zu verdanken hat, bey dem gegenwärtigen Abdrucke benutzt werden konnten, der übrigens von Seiten des Aeussern viel empfehlungswürdiges hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Ruprecht: *Joh. Dav. Michaelis* und *Thomas Christian Tychsen's Neue orientalische und exegetische Bibliothek.* Achter Theil. 1791. 254 S. 8.

Der Hr. Geh. Justizrath Michaelis tritt hier mit dem Freunde, welchen er schon seit dem sechsten Theil der N. Bibliothek um Beyhülfe in Ausarbeitung derselben gebeten, namentlich auf, und Rec. ist überzeugt, dass alle Leser der neuesten Theile dieses inhaltreichen Journals schon zum Voraus eben diesen gründlichen, genau prüfenden, und auch mit den seltneren Fächern der oriental. Literatur vertrauten Mitarbeiter ungenannt erkannt haben. Gerade für dieses Feld der Kenntnisse sind recensirende Untersuchungen von Männern, welche dabey alle Hülfsmittel in und ausser sich mit hinreichender Musse verbinden, und mit ihren Beurtheilungen ins Einzelne gehen können, ein bleibendes Bedürfniss, weil sich ohne diese Aufmerksamkeit nirgends schneller als hierinn seichte Halbkenner unter einem Zaubermantel, welchem die orientalische Charaktere magisches Ansehn genug geben, dem unkennerischen Publicum als Wundergelehrte erscheinen, und überhaupt alle nur etwas scharfsinnige Behauptungen, sobald sie mit dem Schleyer dieser Gelehrsamkeit umgeben sind, immer desto ungescheuter sich eindrängen würden, je weniger wahre und tiefere Einsichten in einem aus so vielfachen Kenntnissen zusammengesetzten Fach allgemein seyn können. Der gegenwärtige Band ist ganz von Hn. Prof. *Tychsen*, aber auch Hr. *Michaelis* will nicht ganz von den Lesern dieser Bibliothek Abschied genommen haben. Alle werden ihm indess für die gute Wahl des Stellvertreters verbunden seyn, welchem er sie zuführt, und zugleich den dankbarsten Blick auf den ganzen Weg zurückwerfen, auf welchem sie dieser für sein Fach Epoche machende Greis nun seit 1771 mit den hervorstechendsten neuen Entdeckungen auf diesem Felde unter so vielen eigenen Bemerkungen und gelegentlichen Anwendungen bekannt gemacht hat. Rec. bekennt, dass seine frühe Neigung zu orientalischen Studien bey ihm selbst und einigen seiner Jugendfreunde vorzüglich durch die ingeniöse Behandlungsart entschieden geweckt worden ist, durch welche der Vf. dieser Bibliothek seinen Weg durch diese Gefilde, welche leider nicht immer den persischen Rosengärten gleichen, aus seinem unerschöpflichen Vorrath von anziehenden Bemerkungen mit Blumen zu bestreuen gewusst hat. Die Recensionen in diesem Stück sind zum Theil ausführliche Abhandlungen. Alle sind eben so gründlich, als billig und bescheiden. Man sieht, dass auch bey dieser Aenderung die Bibliothek alle Classen des Fachs zu umfassen fortfährt. Der Anhang, welcher für eigene Aufsätze bestimmt bleibt, giebt ausser den VV. LL. zu Johannes, aus *Georgii fragmentum Ev. Johann. graeco-copto-thebaicum* auch Varianten zu den 4 Evangelien aus einem *Constantinopol. Menologium* des 8ten Jahrhunderts. —

N. S. Dass diese Recension noch vor dem Tode des um die biblisch-oriental. Literatur unsterblich verdienten *Michaelis* verfasst war, zeigt ihr Inhalt. Wir hoffen, dass der von ihm selbst so glücklich gewählte Mitarbeiter nun in der Fortsetzung dieses nützlichen Instituts ganz seine Stelle vertreten werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. October 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in der Dykischen Buchh: *Das befreyte Jerusalem.* Erster Theil, 1791. 304 S. 8.

Tasso behauptet unter den neuern Heldendichtern, wenn nicht die erste, doch gewiss eine der ersten Stellen. Eine gute Uebersetzung seiner *Befreyung Jerusalems* wäre ein sehr schätzbarer Beytrag zu unserer schönen Literatur. — Die erste deutsche Uebersetzung, die wir haben, ist von dem *Obersten Dietrich von dem Werder* und dem Kaiser Ferdinand III zugeeignet. Die zweyte Auflage, die Rec. zu Gesichte bekam, ist von 1651. Die Uebersetzung ist in Stanzen von sechsfüssigen Jamben mit drey verschränkten Reimen und einem Schlussreime, eine wahre Ottava Rima. Zur Probe setzen wir die 2 St. des 1 Ges. her:

O Musa! nicht, so da den welken Lorbeerkrantz
Auff ihrem Haupte führt am Berge Helicone.
Nein: sondern die du trägst von mehr als Sonnenglantz
Auff ewigwehrend' Arth, ein' hell-umbsetzte Krone,
Gib Klarheit meinem Lied, entzünde mich auch gantz,
Mit deiner Himmel Brunst, und meiner gnädig schone,
Wann Warheit ich mit Schertz vermeng' und schmück allhier
Mit dein- und andrer mehr, Ergetzung mein Papier.

Die zweyte Uebersetzung ist von Koppen, und in Leipzig 1744 bey Breitkopf herausgekommen. Auch diese ist in Stanzen von sechsfüssigen Jamben. Da aber die Reime nie verschränkt sind, so fällt eine grosse Schönheit der Stanzen, ja ihr eigenthümlicher Charakter, weg. Doch dieses möchte hingehen, wenn nur nicht die ganze Uebersetzung platt und wässerig, viele schöne Bilder ausgelassen, noch mehrere durch gemeine und pöbelhafte Ausdrücke vollkommen verunstaltet wären.

Die dritte Uebersetzung ist die Heinsische mit beygefügtem Original; Mannheim, 1781. Als eine wörtliche prosaische Verdeutschung könnte sie Anfängern bey Lesung des Tasso gute Dienste leisten, wenn sie nur nicht so platt und undeutsch, ja mit unter ganz falsch, wäre. Hr. Mahso, der sich unter der Vorrede als Vf. dieser Uebersetzung nennt, ist ein paarmal durch sie irre geführt worden; und eben so auch Hr. *Karl Kramer*, welcher im vorigen Jahr eine Uebersetzung des sechzehnten Gesanges in das Märzstück der Deutschen Monatsschrift einrücken liess. *Diese letztere ist die Frucht eines freundschaftlichen Streites über die Frage: Ob dies Meisterstück der italienischen Dichtkunst in deutsche Ottave Rime übersetzbar sey?* Hr. K. weiss sich zwar viel mit seiner Treue; doch hat er mehr als Eine Felonie auf der Seele. So heisst z. B. in der 21 St.

L'Uno di servitù, l'altra d'impero
Si gloria.

Der eine ist *stolz* auf seine Dienstbarkeit, die andere auf ihre Herrschaft, nicht aber;

Er ist *beglückt* als Sclav, sie als Gebieterinn,

wie Hr. K. mehr nach Heinse als nach Tasso übersetzt. Doch das ist eine Kleinigkeit. Auch baaren Unsinn bringt er zu Markte. St. 11.;

Bey der entkeimten *reift* die *alte* Feige.

Wie gefällt dem Leser eine *alte* Feige, die *reifet*? Noch mehr wird er sich wundern, eine *übertriebene Mässigung* St. 53. zu finden;

Wahr ist's, du hast gefehlt und immer *übertrieben*
Hast du die *Mässigung* im Hassen und im Lieben.

sagt Rinaldo zur Armida. Für diesen Fehler wird auch die übertriebene Mässige gehörig bestraft; denn St. 71. muss sie eine *Bahn nehmen*, die, seit es Bahnen giebt, noch niemand genommen hat: *Sie nimmt queer übers Meer die s c h w e b e n d g r a d e B a h n.* Wir übergehen die häufigen Hiatus, die vortreflichen Reime: *Indier Meer; neigt schleicht, Held erwählt, machte versagte*, die Bereicherung der Sprache mit den Wörtern: *Flüchtlinginn, Fremdlinginn* u. d. gl., und bleiben bey dem Wohlklange stehen. Tasso ist desshalb berühmt, und es gehörte zur Treue des Uebersetzers, ihm auch hierinn nachzuahmen. Zu diesem Endzwecke hat Hr. Kramer eine eigene Sammlung harmonischer Wörter angelegt, z. B. *Wuthanfall, Einsiedler, Ausschweifung*, deren musikalischen Werth er noch dadurch erhöhet, dass er sie als Amphimakros (— ∪ — scandiret. Man höre nur!

St. 5. Der Schiffe Wutanfall, womit sie sich begrüssen.
St. 26. Er wandelt unter Bäumen und *Gewild*, wenn er
Nicht bey ihr ist, wie ein verliebter *Einsiedler*,
St. 55. Hier sey das Ende unsrer *Ausschweifung*,

Doch es ist nicht genug, in der Wahl einzelner Wörter genau zu seyn; man muss auch den Vers und Periodenbau verstehen. Hierinn ist Hr. Kramer ein wahres Original. Wieland, Uz, Hagedorn haben zwar den Abschnitt bey längeren Versen für unentbehrlich gehalten. Das Genie aber bricht sich überall eine neue Bahn. Zur Belehrung angehender Dichter wollen wir die 25 St. und die Hälfte der vorhergehenden ausheben, wo Tasso den Homer copirt, und vom Gürtel der Armida redet:

keinen schönern Zierrath kannst du schauen
ren Gürtel, der auch nackend sie umflicht.
nie verkörpert war, verkörpert sie und mengt
sche, die zu mischen Niemand unterfängt.

wir auch sehen, wie unrichtig Hr. Adelung *un-*
s für ein Reciprocum ausgiebt.)

ebtes Zürnen, sanfte, stille Weigerungen
süsse Thränentropfen, holde Zärtlichkeit
Lächeln, Wörtchen, froh *Aussöhnungen*
ochne Seufzer und der Küsse Süssigkeit;
s alles schmelzte sie zu *Einigungen!*
schwacher Fackelglut gab sie ihm Härtigkeit,
bildete daraus den Gürtel wunderbar,
dem ihr schöner Leib auch jetzt umschlungen war.

ser Probe sehen wir, wie vollkommen Hr. K. den
ntschieden, und seinen Freund widerlegt hat.
dieser vollkommenen Widerlegung hält Rec. es
ich beynahe für unmöglich, den ganzen Tasso in
re Ottava Rima zu übersetzen, ohne dass Diction
reue merklich verlöre. Er billigt also sehr, dass
nso die freyere Stanze, wie Alxinger im Doolin,
t hat. Anapäste hat er nicht eingemischet, ausser
wenigen, welche die daktylischen Beywörter:
heilige etc., veranlassten. Auch diese wünschten
r Gleichheit halber weg. Uns scheint die Einmi
eines Anapästes in ein ganz jambisches Gedicht
sserer Misston, als der, den die Ausstossung des
ächet. Auch ist das Beyspiel aller deutschen Dich-
uns, den einzigen Wieland ausgenommen. Das
en Uebersetzer zu schwere Gesetz der genau ab-
nden Reime hätte sich Hr. M. nicht auflegen dür-
n einer und derselben Stanze müssen freylich nicht
gleichartige, am wenigsten zwey weibliche, Rei-
ammenstossen; aber bey verschiedenen Stanzen
immer hingehen! In Originalwerken, wie Obe-
oolin etc., kann diese Zusammenstossung leichter
den werden; auch ist sie ein kleiner, unmerkli-
ehler, der im Iris selbst sehr oft vorkommt.

. Manso liefert nur die ersten fünf Gesänge des
nen Heldengedichtes. Die Reime sind rein, und
sbau verdient mit einigen Ausnahmen allen Bey-
Zu diesen Ausnahmen gehören vorzüglich jene
worinn *vollkommene* Trochäen vorkommen, z. B.
3 St. *Dankbar antwortet er.* Einige Stanzen sind
ur harmonisch, sondern auch treu, gedrängt und
ungen. Wir wollen eine davon hersetzen. Sie
12 des 1 Ges.

ählig wendet sich vom östlichen Gestade
goldne Sonne mittagwärts,
üchtet, weit umher, die staubbedeckten Pfade,
lockt des Blitzes Strahl aus dem berührten Erz,
stille Raum der Luft sprüht Funken und erscheinet
einziger, ununterbrochner Brand,
mit der Waffen Klang vereinet
Rosse Wiehern sich und übertäubt das Land.

Mit mehrern andern können wir nicht so zufrieden seyn. Nicht nur kommt der Hiatus allzu häufig vor, sondern die Sprache selbst ist sehr oft gezwungen, manchmal sogar grammatisch unrichtig. Hier sind Beyspiele. 1 G. 38 S.

Itzt unterm blanken Helm versteckt das lange Haar,
Ist ihre Sehnsucht Krieg und Waffen ihre Freude.

Eine ganz fehlerhafte Participialconstruction. Das Participium kann sich auf nichts beziehen, als auf *Sehnsucht*, welches der Sinn verbietet. Man glaube nicht, dass es zu den vorhergehenden Versen gehöre. Hier sind sie: 38:

Gott dienten sie (Wilhelm und Ademar) vordem
im Chor und brachten beide
Gesang ihm und Gelübde dar.

Bey den Imperfectis *sandte* und *wandte* wirft Hr. Manso das E weg, ohne dass ein Selbstlaut folgt. Das ist mehr als eine poetische Freyheit, und weder durch Gründe, noch Beyspiele, zu rechtfertigen.

Im II G. 43 St. sagt Klorinde:

Ich selbst verbürge mich
Für seinen (des Königes) Zorn und des Verzuges Strafe.

da sie sagen will: Sie verbürge sich, dass der König nicht zürnen werde. Die Verba *sagte* oder *sprach* sind öfters ausgelassen; aber dieser Latinismus, den schon Hr. v. *Nicolai* wagte, thut eine abscheuliche Wirkung im Deutschen. In der 53 St. des V G. f. kommt er gar zweymal vor: *Der Feldherr diess, ihm Guelph:*

Auch unedle Ausdrücke sind dem Uebersetzer hie und da entschlüpft; z. B. III G. 35 St.: *Und sagt zum König, dem der Held ins Auge sticht.* Noch ärger ist im V G. 15 St. der Ausdruck *bestechen* für *gewinnen*. *Und jener eilt, für ihn die Ritter zu bestechen.*

Was die Treue betrifft, so steht zwar auf dem Schmutztitel: *Nach dem Italienischen.* Aber auch der Nachahmer muss nicht vortrefliche Stellen weglassen, noch weniger das Original entstellen, und widersprechende Dinge sagen. Im II Ges. 41 St. (im Tasso ist es die 43) wendet sich Klorinde

Ad un uom, che canuto avea da canto.

(zu einem Greise, der ihr zur Seite stand.) Das übersetzt nun Hr. Manso nach Heinse: *Und unfern stand ein Mann mit schwarzem krausen Haar.* In der folgenden Stanze macht er ihn gar zu einem *Mohren!* In eben dem Gesange hat ihn Heinse noch zu zwey sehr grossen Fehlern verleitet. Die Christen werden auf Aladin's Befehl getrennt. Tasso ruft also in seiner 55 St. des II Ges. aus: *Dura Division!* (Harte Trennung!) Hr. Manso übersetzt mit Heinse: *Grausamer Unterschied!* St. 53. Gleich in der folgenden Stanze beschreibt Tasso die Entfernung der Stadt Emaus von Jerusalem:

Emaus è città, cui breve strada
Della regal Gerusalem disgiunge;
Ed uom, che lento a suo diporto vada,
Se parte mattutino, a nona giunge.

(Emaus

Emaus ist eine Stadt, die nur einen kurzen Weg von Jerusalem entfernt liegt. Einer, der langsam bloss zu seinem Vergnügen gehet, trifft, wenn er sich früh aufmacht, zur None ein.) Die None ist, wie bekannt, eine kanonische Stunde, und zwar die neunte des Tages; d. i. um drey Uhr nach Mittag. Diese None machen die Hn. Heinse und Manso zu einem — *Frühstücke*. Doch, wir wollen die ganze Stelle aus dem letzten hersetzen; 54:

> Nur einen kleinen Feldweg weit
> Liegt von Jerusalem durch einen Hayn (Hain) geschieden,
> Der Flecken Emaus. Wer sich zur rechten Zeit
> Des Schlafes Arm entreisst, trifft, ohne zu ermüden
> Noch bey dem Frühstück ein. —

Noch einen zweyten Fehler hat Hr. *M.* begangen. Er redet von einem Haine, wovon Tasso nicht ein Wort sagt. Wie konnte er es auch, da um Jerusalem ein einziger Wald ist, und dieser so versteckt in den Thälern, dass ihn ein Mann von Syrien den Franken erst zeigen musste. Man sehe den III Ges. 54. und 71 St. (beym Tasso 56 u. 74.) Im III Ges. 3 St. werden die Verse:

> *Ma quando il Sol gli aridi campi fiede,*
> *Con raggi assai ferventi e in alto sorge*

(Aber da die Sonne die trocknen Felder mit sehr heissen Strahlen spaltet, und in die Höhe steigt) also übersetzet:

> Kaum aber schmückt der Sonne Licht
> Die *abendwärts* gelegnen Hügel.

Agone (Kampfplatz) wird von Heinse durch *Rennbahn*, von Hn. M. aber gar durch *Reitbahn* gegeben, III G. 30 St. Der König der Hölle sagt sehr nachdrücklich beym Tasso IV. 17. *Sia destin ciò, ch'io voglio.* Heinse übersetzt richtig: *Was ich will, sey ein Verhängniss;* aber Hr. M.: *Ein Schicksal treffe sie* St. 15. — Diese Beyspiele mögen genug seyn, ob es gleich leicht wäre, mehrere anzuführen. Sie beweisen, dass Hr. Manso entweder geeilet habe, wie Heinse, oder der italienischen Sprache nicht mächtig genug sey.

Vor der Uebersetzung stehet nebst einer Vorrede und dem Inhalte des ganzen Gedichtes eine Abhandlung: *Ueber die Fabel des befreyten Jerusalems und Tasso's Verdienste in Absicht auf Erfindung und Anordnung*, am Ende einige Anmerkungen, die theils historisch, theils grammatisch sind. In der Abhandlung kommen viele gute Beobachtungen vor. Hr. *M.* zeiget, wie Tasso die Geschichte benutzt, und was er aus ältern Dichter nachgeahmet habe. Doch ist das Verzeichniss der Nachahmungen bey weitem nicht vollständig. So wird z. B. nicht angemerkt, dass die Ausfoderung Argants im VII G. der des Hector im VII B. der Ilias nachgebildet sey. Auch die erste Idee zu den Gärten Armidens ist eher aus dem Homer, als aus dem Ariost. Sogar einzelne Bilder sind copirt. Man halte den 120 u. 121 V. des VII. B. der Odyssee

> Ὄγχνη ἐπ' ὄγχνῃ γηράσκει μῆλον δ' ἐπὶ μήλῳ
> Αὐτὰρ ἐπὶ σταφυλῇ, σταφυλὴ σῦκον δ' ἐπὶ σύκῳ.

zu Tasso's Vers:

> *Sovra il nascente fico invecchia il fico.*

Auch irret Hr. *M.*, wenn er, wie es scheint, die Erfindung von Rodomonts Charakter dem Ariost zuschreibt, sie gehöret ganz dem Bojardo. Dagegen hätte er einige Stellen anführen können, wo Tasso von Petrarca borgte:

> *E le nascente lagrime a vederle*
> *Erano a rai del Sol cristalli e perle.* G. IV St. 74.

erinnert auf die Verse des Petrarca:

> *Ch'oro forbito e perle*
> *Eran quei di a vederle*

Den Vers *Ascingandosi gli occhj col bel velo* in der schönen Canzone: *Chiare fresche e dolci acque* hat Tasso wörtlich in die 84 St. des IV G. aufgenommen. Vielleicht wollte er auch hierinn den Virgil nachahmen, der einige Verse des Ennius in der Aeneis benutzte.

Hr. *M.* stimmt in den Tadel vieler Kunstrichter, besonders Voltaire's, ein, welche dem Tasso die Einmischung der Zaubereyen übel nahmen. Allein wenn noch im achtzehenten Jahrhunderte ein berühmter Arzt, von Haen, die Bezweifelung der Magie für schriftwidrig erklärt, wenn selbst unter den Protestanten viele heimliche Gesellschaften auf solche Endzwecke hinarbeiten; so verstehen wir nicht, wie man einen Dichter des sechzehenden Jahrhunderts die Benutzung dieses damals allgemeinen Volksglaubens verargen kann. Hr. *M.* meynt zwar, diese Art Maschinen schicke sich nur für die romantische Epopee: er führt aber keinen hinlänglichen Grund für seine Meynung an, und da er es *dem Tasso nicht zum Vorwurfe anrechnet, dass er die Bewohner der Hölle thätigen Antheil an dem Kriege nehmen lässt;* so muss er ihm auch die Zauberey als ein Mittel hingehen lassen, deren sich die Bewohner der Hölle zu Erreichung ihrer Absichten bedienen, und nicht über *die zweyfache Mischung des Wunderbaren, ungleichartige Quellen* und *gestörte Einheit,* klagen. Was ist einfacher, und dem Volksglauben angemessener, als die Zauberey der Hölle zuzuschreiben? Hätte Tasso nicht Zauberey, sondern Feerey in sein Heldengedicht gebracht; dann würde er mit Recht können getadelt werden. Ein weit billigerer Vorwurf wäre der gewesen, dass er heidnische Gottheiten, z. B. den Pluto, eingemischet, und seinen zweyten Helden, Reinhold, über seinen ersten, Gottfried, erhoben hat. Hr. *M.* bemerkt ganz richtig, dass dieser nach dem Agamemnon, jener nach dem Achill gezeichnet sey. Aber beym Homer ist Achill der Hauptheld. Es ist wahr, Gottfried zeigt sich bey allen Gelegenheiten als einen weisen und vorsichtigen Feldherrn; aber Weisheit und Vorsicht können wohl nicht so sinnlich dargestellt werden, als persönliche Tapferkeit, eine Ursache mit, warum man mehr Antheil an Reinhold nimmt, als an dem Hauptbelden.

Noch wollen wir über ein Paar grammtische Anmerkungen des Hn. M. unsere Meynung sagen. S. 295. heisst es: *Ich kann mich nicht überzeugen, dass laden für rufen, fodern, von laden für schwere Körper von einem Orte zum andern bringen;* (es soll heissen: sie zur Fortschaffung auf einen andern bringen,) *in der Beugung des*

des Präsens unterschieden werden müsse, da es in beiden Bedeutungen das Imperfect und Particip irregulär conjugirt: Wenigstens sollte ich glauben, könne man dem Dichter ladest und lädst, ladet und lädt verstatten, da weder Undeutlichkeit noch Missklang wider den Gebrauch der letztern Form streiten. Auch Rec. ist der Meynung, dass man dem Dichter diese Freyheit verstatten soll, da der Unterschied gewiss nicht so allgemein angenommen ist, als z. B. im Participio von *mahlen*, welches, nachdem das Verbum *pingere* oder *molere* heisst, *gemahlt* oder *gemahlen* macht. Den Unterschied zwischen *längs* und *längst*, den Hr. *M.* wider Adelung S. 296. will gelten machen, nimmt Rec. nicht an, vielmehr hält er *längs* für die Niederdeutsche Form von *längst*. Die *mehreren Schriftsteller, welche diesen Unterschied bereits anerkennen*, hätte Hr. *M.* anführen sollen. Eben so wenig Beyfall hat *gesunden* statt *genesen* gefunden, welches Hr. *M.* S. 302. in Schutz nimmt, und schon Bürger im Schwanenliede brauchte:

> Denn, Herzchen, ich gesunde
> Sonst nie von meiner Noth.

Rec. gestehet, dass er diesem analogisch richtigen und harmonischen Worte eine bessere Aufnahme gewünschet hätte.

Piacenza, b. Orcesi: *Novelle morali* di *Francesco Soave* C. R. S. ad uso de' fanciulli. 1790. 201 S. 8. (16 gr.)

Auch in Italien fängt man allmählich an, die Nothwendigkeit einer bessern Erziehungsmethode einzusehen, den Mangel brauchbarer Kinderschriften zu fühlen, und auf Mittel zu denken, ihm abzuhelfen. Zum Beweise hievon können unter andern diese Novellen dienen, von denen wir hier eine neue, verbesserte Auflage, anzeigen. Sie danken ihr Daseyn einem Preis, den der Graf *Bettoni* auf 28 moralische Erzählungen setzte, in denen die Hauptsätze der Moral auf eine für die Jugend anziehende Art in Beyspielen behandelt wären. Die von dem Grafen erbetenen Richter, die Aufseher der öffentlichen Schulen in Brescia, unter denen sich auch der berühmte Cesarotti befindet, krönten gegenwärtige Novellen des *P. S.* Er hielt sich nicht genau an die bestimmte Zahl, sondern gab in zwey Theilen zusammen 34 Erzählungen. Nur der kleinste Theil ist von der eigenen Erfindung des Vf. Zu den meisten ist der Stoff aus der ältern und neuern Geschichte und Romanen entlehnt. Gleich in der Zueignung an den Grafen B. zeigt sich der Vf. als einen hellen Kopf, der über die Erziehung nachgedacht hat, den jugendlichen Geist und seine Bedürfnisse kennt, und durchgehends sehr gesunde Grundsätze äussert. Die Geschichten und Anekdoten sind gut gewählt, und wenn man in Anschlag bringt, dass der Vf. Italiener und Prediger ist, auch ziemlich gedrängt vorgetragen. Die Moral ist rein und ohne die mindeste Spur von Mönchsgeist. Was uns am tadelhaftesten dünkt, ist eine gewisse Eintönigkeit in der Erzählung, und der oft allzuromantische Zuschnitt, wie z. B. im *Richard Macvil*, *Alimek* etc. Kaum ein paar sind von der Art, dass sie den Kindern falsche oder doch überspannte Begriffe von Recht oder Gesetzlichkeit und moralische Pflicht beybringen, oder sie verführen können, beide zu vermischen: I Th. 3 N. Das Gesetz kann Betrug untersagen, aber nicht Edelmuth gebieten. Der Vf. hielt sich von dem überwiegenden Vortheil überzeugt, die Tugend immer belohnt, das Laster immer bestraft darzustellen. Wir wissen, dass auch unsre Pädagogen es sich sehr angelegen seyn lassen, die unmittelbaren guten Folgen guter und die üblen Folgen böser Handlungen zu zeigen, und die ersten sogleich auf der Stelle zu belohnen; allein diese gut gemeynte Methode hat, wie die Erfahrung lehrt, sehr wesentliche Nachtheile. Die Kinder gewöhnen sich zu leicht, nur dasjenige Gute zu thun, und nur das Böse zu unterlassen, wovon ihnen unmittelbarer Vortheil oder Nachtheil einleuchtet. — Diese Novellen sind für Kinder von 8—14 Jahren bestimmt; allein mehrere dürften schwerlich in diesem Alter ganz richtig gefasst werden können, und wohl reifere Leser erfodern. Beweise von der liberalen Denkungsart und Aufklärung des Vf. geben vorzüglich die 14 N. des ersten und die 10 und 18 des zweyten Theils: G. Tell; i fantasmi notturni; G. Penn. Unmöglich kann die Finsterniss in dem Lande, in welchem ein Mönch *so* schreiben und drucken lassen darf, so tief und allgemein seyn, als einige Reisende uns einbilden wollen. Die wiederholten Auflagen, die diese nützliche Kinderschrift in mehrern Städten Italiens in kurzer Zeit erhalten, zeigen, dass man ihren Werth anerkennt, und erregen die Hoffnung, dass nach und nach mehrere italienische Schriftsteller aufgemuntert werden dürften, den von dem Vf. so rühmlich betretenen Weg weiter zu verfolgen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Nürnberg, b. Zehe: *Kurze Naturgeschichte des Thierreichs.* Ein Lesebuch für junge Leute. 3ter Th. 1791. 106 S. 8.

Berlin, b. Maurer: *Geschichte der Königin Elisabeth von England*, von Mad. *de Keralio*; a. d. Fr. 3ter B. 1791. 456 S. 8.

Ebend., b. Ebend.: *Oeuvres de Moliere.* Avec la vie de l'auteur. Par M. *de Voltaire.* XI. XII. T. 1791. 12.

Neuwied, b. Gehra: *Anekdoten grosser und kleiner Männer und Weiber*, gesammelt von *L. T. v. Buri.* 3 B. 1 2 Abth. 1791. 300 S. 4.

Stutgart, b. Erhard u. Löflund: *Verwandelte Ovidische Verwandelungen.* 2 u. 3 Buch. 1791. 190 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 10. October 1791.

GESCHICHTE.

London: *The history of the reign of Peter the cruel, King of Castile and Leon, by John Talbot Dillon.* 1788. 2 Vol. 8.

Die Geschichte Peter des Grausamen, Königs von Castilien, hat nicht nur für den Geschichtsforscher, sondern auch für den blossen Liebhaber, Interesse genug, um einem Buche Leser zu verschaffen, das dieselbe umständlich abhandelt. *Dillon*, der schon aus verschiedenen Werken als ein guter historischer Schriftsteller bekannt ist, weiss auch an der einen Seite seiner Erzählung Annehmlichkeiten zu geben, die sie auch für gewöhnliche Leser unterhaltend machen, und an der andern dringt er tief genug in die Materien ein, um den Mann, der Unterricht sucht, zu befriedigen. Peter, den man selbst nach D. Erzählung mit Recht den Grausamen nennt, folgte seinem Vater Alphons XI 1350 in der Regierung. Er war erst funfzehn Jahr und sieben Monat alt, als sein Vater starb, welcher ausser ihm keinen rechtmässigen Erben hinterliess; aber viele natürliche Söhne, die der König mit Leonore von Guzmann gezeugt hatte. Von denselben besassen besonders Heinrich Graf von Trastamara und Friederich von Castilien, den sein Vater schon zum Grosmeister des Ordens von St. Jago ernannt hatte, Eigenschaften, die sie sehr beliebt bey dem Volke machten, und die die Furcht und Eifersucht des jungen Königs erregten. Nun war zwar ihr Ehrgeiz gross genug, dass Peter Ursach hatte, sie zu fürchten. Aber sein Betragen gegen sie war auch von Anfang an so beschaffen, dass es sie reizen musste. Denn Albuquerque, des Königs Minister, schlug sogleich nach Alphons Tode vor, dass man sich der Person des Grafen von Trastamara bemächtigen möchte, und es wurde allein aus Furcht vor den Familien Guzmann und Ponce unterlassen, von denen seine Mutter herstammte. Indessen wurde Eleonore doch in Gewahrsam genommen, und da sie ihren Sohn verleitete, seine Vermählung mit Johannen von Villena, mit der er verlobt war, in ihrem Gefängniss zu vollziehen; wurde sie nach Carmona geführt, wo man sie enger bewachte, und härter hielt. Sie wurde bald darauf auf Befehl der verwittweten Königin umgebracht. Trastamara entfloh vom Hofe. Seit dieser Zeit blieb er immer ein gefährlicher Gegner des Königs, und ward endlich sein Besieger und Mörder. Albuquerque verleitete diesen jungen Prinzen zuerst zu Grausamkeiten, um sein Ansehen aufrecht zu erhalten, und seine Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Aber des Königs Gemüthsart brauchte nur wenig Aufmunterung zu blutigen Handlungen. Man lieset in der folgenden Erzählung mit Entsetzen und Abscheu die grausamen Mordthaten und Hinrichtungen, die theils in Gegenwart dieses Prinzen von seinen Trabanten, theils auf seinen Befehl geschahen. Oftmals war er der erste, der dem Opfer, das sich seine Wuth ausgezeichnet hatte, den Dolch in die Brust stiess; oft fand er Vergnügen daran, den blutenden Körper seines Feindes noch mehr zu zerfleischen, oder ihm den letzten Stoss zu geben. Zu den schrecklichsten Mordthaten gehörte die Hinrichtung seines Halbbruders, Don Friedrich, Grossmeister von St. Jago, und des Infanten von Arragonien, seines Vetters. Beide lockte Peter durch grosse Versprechungen an seinen Hof. Don Friedrich wurde vor des Königs Cabinet erschlagen; einer von seinem Gefolge entfloh in das Gemach der Maitresse des Königs, Donna Maria de Padilla, und umfasste seine mit ihr gezeugte Tochter Beatrix. Der König liess ihn losreissen, und erstach ihn selbst mit einem Dolche. Als er darauf durch den Saal ging, wo der Körper seines Halbbruders lag, und fand, dass er noch nicht todt sey; so gab er seinen Dolch an einen von seinen Leuten, um ihn völlig hinzurichten. Die schreckliche Scene vollständig zu machen, speisete er den Mittag in dem nemlichen Saale, worinnen der blutige Leichnam des edlen Friedrichs lag, der einen vortreflichen Charakter hatte, und diesen grausamen Tod gar nicht verdiente. Von diesem Augenblicke an, sagt *Dillon*, wurde Peter einem reissenden Tiger ähnlich, der einmal Menschenblut gekostet hat, und nun täglich darnach dürstet. Unterdessen bemüht er sich doch an mehrern andern Orten, ihn zu entschuldigen, und tadelt es selbst, dass man ihm den Beynamen des Grausamen gegeben habe. Es war damals, sagt er, die allgemeine Verfahrungsart, sich seine Feinde auf eine solche Art vom Halse zu schaffen, und die Prinzen, welche die grösten Lobeserhebungen in der mittlern Geschichte erhalten, sind eben so verfahren. Um dieses zu beweisen, erzählt er das Beyspiel des edlen Prinzen von Wales, Eduards III Sohn, der gewöhnlich der schwarze Prinz heisst. Er war Peters Bundesgenosse, als derselbe die Schlacht bey Nagera von Heinrich von Trastamara gewann. Der König wurde von ihm bewogen, den mehresten gefangenen Rebellen das Leben zu schenken, und sie in Freyheit zu setzen. Gleich darauf liess der Prinz von Wales die französische Besatzung in Limoges, welches gegen ihn rebellirt hatte, und 3000 Einwohner niederhauen, und dennoch, sagt *Dillon*, heisst Peter der Grausame, und der Prinz Eduard der Grossmüthige. Aber ausser dem, dass der Prinz Eduard nichts weniger als eine sanfte Regierung geführt hat, und dass seine französischen Unterthanen eben deswegen gegen das Ende seines Lebens häufig gegen ihn rebellirten, so ist es ein Unterschied, hart im Kriege zu verfahren,

fahren, und gegen abgefallene Unterthanen scharfe Strafen zu verhängen, und mit kaltem Blute Anverwandten und grosse Männer, die man zum Theil mit List und grossen Versprechungen herbeygelocket hat, in seiner eignen Gegenwart ermorden zu lassen, und oft mit Hand anzulegen. Das letzte kann nur ein Mann thun, der alle menschliche Gefühle aus seiner Brust zu verbannen gewusst hat. Aber Grausamkeit war nicht die einzige und erste Ursach, welche die Herzen der Unterthanen, und besonders der castilianischen Grosen, von Petern entfernte. Er verliebte sich gleich anfangs seiner Regierung in Maria de Padilla, und dennoch liess er sich bereden, die Prinzessin Blanche von Bourbon zu heirathen, welche er aber den Tag nach der Vermählung wieder verliess, um zu seiner Geliebten zurückzukehren, deren Anverwandten die Geschäfte der Regierung jetzt völlig an sich rissen. Der König sahe die unglückliche Blanche nie wieder, und sie starb endlich in einer Art von Gewahrsam, worinn sie ihr abscheulicher Gemahl hielt, entweder von Gift oder aus Gram. Der König erklärte in der Folge den Cortes, dass er schon vor dieser Vermählung mit Maria de Padilla verheirathet gewesen sey, und verlangte, dass die Kinder, welche er mit ihr gezeugt hatte, als rechtmäsige Erben angesehen werden sollten, welches auch geschah. Peters Unterthanen waren seit dieser Zeit gegen ihn fast stets in den Waffen. Sie nöthigten ihn schon 1354 durch den Vergleich zu Toro, alle seine Minister abzuschaffen, und seine Lieblinge von sich zu lassen. Aber er entwischte der siegenden Partey, und erhielt sehr bald wieder die Oberhand. Der Graf von Trastamara entfloh nach Frankreich, und kam nicht eher in sein Vaterland zurück, als an der Spitze der Armee, mit der er dem Könige den Thron streitig machte. Peter fing einen völlig unnöthigen Krieg mit Arragonien an, in welchem er zwar vielen Muth, aber nicht die Eigenschaften eines geschickten Feldherrn, zeigte. Seine unzufriedenen Grosen hatten nun einen sichern Zufluchtsort. Ein kurzer Frieden unterbrach diesen Krieg. Während desselben setzte Peter den vertriebenen König Mohammed von Granada wieder auf den Thron, vertrieb seinen Nebenbuhler Aben Zaid, und liess ihn hinrichten, als dieser Prinz kam, sich in seine Arme zu werfen. Bey Erneuerung des aragonischen Kriegs brach Heinrich Graf von Trastamara in Castilien ein, hatte einen entscheidenden Fortgang, und liess sich zum Könige dieses Reichs ausrufen. Peter floh zu dem Prinzen Eduard von Wales, der ihn mit einer Armee nach Castilien begleitete. Heinrich wurde bey Nagera völlig geschlagen, und musste abermals nach Frankreich flüchten. Neue Grausamkeiten des unbekehrbaren Tyrannen sammelten bald wieder eine Armee von seinem natürlichen Bruder, der mit derselben zum zweytenmale in Castilien einbrach. Auf beiden Zügen begleitete ihn und war die Seele seiner Unternehmungen der grosse *Bertrand de Guesclin*. Heinrich war diesesmal glücklicher. Er schlug den König bey Montiel, und sperrte ihn in dem Schlosse ein. Peter kam in Gueselins Zelt, um sich mit demselben zu unterreden; aber man hatte Heinrich Nachricht davon gegeben, der gleichfalls sich zu dem französischen General begab. Die beiden Brüder kamen bald zu Thätlichkeiten; nachdem sie eine Zeitlang mit einander gerungen hatten, brachte Heinrich den König unter sich, wobey es nicht gar zu ehrlich zuging, und erstach ihn mit einem Dolche. Dillon schreibt plan und natürlich, in der ächten historischen Schreibart, die unsre Landesleute noch immer nicht lernen wollen. Denn nachdem wir angefangen haben, den Kanzleystil aus unsern historischen Schriften zu verbannen; so finden einige unsrer guten Historiker ein grosses Behagen in sich selbst, wenn sie in einer affectirten philosophischen Kraftsprache reden, neue Wörter zusammensetzen, veraltete in ihre neologische Wendungen bringen, durch Inversionen und völlig undeutsche Wortstellung der Periode ein auffallendes Ansehen geben. Das ist nicht das, wodurch Hume, Robertson, Voltaire hinreissen! Eine gesuchte Wortstellung läfst uns bey einem Alltagsgedanken nicht weniger kalt. Dillon hat einen andern Fehler in seinem Stile, nemlich die häufige Aufnahme französischer Wörter; so sagt er Tom. I. p. 147. sogar *rendezvoused!* S. 161. *a new eclat* u. m. Einen grossen Werth erhält das Buch durch schön gesammelte Nachrichten von der spanischen Staatsverfassung in den mittlern Zeiten, und von einigen spanischen Familien in den hinten angefügten Noten und Zugaben. — Es ist davon schon eine deutsche Uebersetzung erschienen, unter der Aufschrift:

LEIPZIG: *Regierungsgeschichte Peter des Grausamen*, Königs von Castilien und Leon, nach dem Englischen des Hn. *Talbot Dillon*. 1790. 8.

Man kann sie höchstens mittelmäsig nennen, und sie gehört zu den gewöhnlichen Messfabrikwaaren. Perioden wie folgende, S. 13: Um diese Zeit bekam der König einen starken Anfall von einer Unpässlichkeit, *welche zu grosser Unruhe Veranlassung wurde*; findet man ohne mühsames Suchen. Aber vieles ist noch schlimmer; z. B. S. 232: „Bertrand de Guesclin — war der erste vollkommne Feldherr — *ohnerachtet er nicht lesen soll gekonnt haben.*" S. 290. „Guyenne verlor sich *von* England." S. 325. „Heinrich, Graf von Medina - Celi, wurde der Stifter einer der ersten herzoglichen Häuser in dem Königreiche, *ausser einem sehr grossen Landguthe*, welches seine Nachkommen bis auf den heutigen Tag in Besitz haben." *With an immense estate.* Die Flüchtigkeit ist desto unverzeihlicher, da die nemlichen Worte auf dieser Seite noch einmal vorkommen, und dasmal besser durch: unermessliche Landgüter, übersetzt sind. S. 328. hat die Endsylbe in *Justiz* den Uebersetzer verleitet, diesen Staatsbeamten für ein Gericht zu halten. Aber der Anschein der Leichtigkeit, den die Uebersetzung eines historischen Buchs hat, verleitet viele, ohne gehörige Sach und Sprachkenntniss, sich daran zu wagen. Der gutmüthige oder nachläsige Recensent blättert etwas darinn, und sagt dann: Die Uebersetzung läfst sich gut lesen.

STOCKHOLM, b. Carlbohm: *Kort Utkast til Konung Adolph Fredrics och dess Gemåls Lefvernes Beskrifning, in Anledning af de öfver dem slagna Skådepenningar.*

ningar. (Kurzer Entwurf einer Lebensbeschreibung König Adolph Friedrichs und seiner Gemahlin, nach Anleitung der auf sie geschlagenen Schaumünzen.) 244 S. 8.

Im vorigen Jahr haben wir der kurzen Lebensbeschreibungen schwedischer Könige und ihrer Gemahlinnen aus Münzen, von Gustav Adolf an bis auf K. Friedrich gedacht, welche der verstorbene Kanzleyrath Bereh herausgegeben hat. Diesen fügt nun hier ein anderer Vf., Hr. S Rosenhane, als eine Fortsetzung, die Biographie des K. Ad. Friedrichs und der Louisa Ulrica, auf gleiche Art bearbeitet, bey. Auch hier freylich für die Geschichte nicht viel Neues, besonders da der Vf. zu einer Zeit, die uns noch so nahe ist, und wo noch so manche Personen leben, die in die damaligen Staatsgeschäfte Einfluss hatten, mit einer grosen Behutsamkeit schreibt; doch kann man ihm dabey die Unparteylichkeit nicht absprechen. Eins und das andere will Rec. doch hier daraus bemerken. K. Carl XII war Ad. Friedrichs Gevatter, und schenkte ihm zum Pathengeschenk ein Officierspatent bey der Leibgarde. Und dieser Prinz ward hernach 1743 an eben dem Tage, an welchem Gustav I seinen Einzug in Stockholm gehalten hatte, zum Thronfolger in Schweden ausgerufen. S. 34. wird gedacht, dass Ad. Frid. schon 1750 mit der Krone Dännemark wegen des Tausches von Holstein gegen Oldenburg und Delmenhorst überein gekommen sey, ohne doch anzuführen, wer und was ihn dazu bewogen habe. Sein Vorfahr durfte keinen zum Ritter machen, als mit Einwilligung des Senats; dies wurde bey seiner Krönung aufgehoben. Die Geschichte der unruhigen Reichstage unter A. F. ist ziemlich gut beschrieben, doch ohne in die geheimen Triebfedern der Handlungen und Begebenheiten einzudringen. Bey dem Pommerschen Kriege 1760 erklärt sich der Vf. S. 80., dass, obgleich freylich die Armee das Recht habe, ihre Bevollmächtigte zum Reichstage zu schicken, dieses Recht der Armee doch verschwinden müsse, wenn sie im Felde steht. Auch das, was 1768 bey der kurzen Niederlegung der Regierung des Königs A. F. und auf dem Reichstage 1769 vorgegangen, ist sehr gut und zusammenhängend erzählt.

In der Lebensbeschreibung der Königin Louisa Ulrica wird unter andern angeführt, dass der damalige König von Neapel, Carl VII, diese Prinzessin 1738 zur Gemahlin begehrt habe; aber von dem für seine Religion so eifrig gesinnten König Fridrich I einen Abschlag erhalten habe. Auch habe er selbige, wie es scheine, gern bey sich behalten wollen. Die Kaiserin Elisabeth schlug ebenfalls derselben eine Verbindung mit dem Grosfürsten von Russland vor. Allein sie erhielt den Thronfolger von Schweden, und der Uebertritt von der reformirten zur lutherischen Religion war ihr um so leichter, da sie, heisst es, das allezeit als Wahrheit erkannte, was der Bischof Jablonski so oft, selbst vor dem königlichen Hause, behauptete, dass die Reformirten und Lutherischen ohne Verletzung des Gewissens übereinstimmen könnten. Sehr richtig bemerkt der Vf. S. 195., dass die Königin, ob sie gleich eine ausländische Prinzessin und im Geschmack für französische Literatur erzogen war, doch nie einen Ausländer an den Hof gezogen hat. Sie überliess es gerne den übrigen europäischen Regenten, dass jeder für das Aufkommen seiner Landessprache und die schönen Wissenschaften in solcher sorgte. Sie hatte schon erklärt, ihr Herz sey ganz schwedisch, und daher fasste sie auch die Liebe für die schwedische Sprache, und den Flor der Wissenschaften. Sie hatte auch dazu nicht nöthig, Fremde in das Land zu berufen, da es Schweden damals nicht an Genies fehlte, deren Namen zu allen Zeiten berühmt seyn werden. Zur Verbreitung und Beybehaltung des guten Geschmacks stiftete sie daher 1753 die Akademie der schönen Wissenschaften. — Der Verdriesslichkeiten, welche die gute Königin 1756 wegen der Juwelen und sonst auszustehen hatte, ist mit keinem Worte erwähnt worden.

So wie im Werke selbst bey verschiedener Gelegenheit alle hieher gehörige Medaillen beschrieben sind; so ist am Ende noch eine Beschreibung auch aller sonst noch während dieser Regierung geschlagenen Münzen angehängt worden.

Wien, b. Stahel: *Leben des regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und Sternberg.* 1789. 135 S. 8.

Eine auf Thatsachen gegründete, und den Leser anziehende, Lobschrift des grosen Mannes. Nur selten bemerkt man einen mit Acten beschäftigten Mann in einigen Ausdrücken; öfter den richtig denkenden und fein fühlenden Mann! Unter dem Vorbericht unterschreibt sich der Verfasser *Germanus*, macht sich aber als persönlichen Freund des Grafen, und als vertrauten Correspondenten mit der Gemahlin des Verewigten kenntlich genug.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stockholm, b. Carlbohm: *Tankar om Landbruket, Bergs-Rörelsen, Manufacturerne och Handelen m. m. til Åminnelse af Stamfadren Herr Louis de Geer såsom Svenske Näringarnes mägtige Befordrare i förra Seculo,* (Gedanken über Ackerbau, Bergbau, Manufacturen, Handel u. s. w.; zum Andenken des Stammvaters, Ludwig de Geer, als des mächtigsten Beförderers schwedischer Gewerbe im vor. Jahrhundert.) 1789. 168 S. 8.

Die königl. patriot. Gesellschaft in Schweden hatte schon 1783 einen Preis von 30 Ducaten auf die beste Gedächtnisschrift auf L. de Geer, diesen Stammvater eines angesehenen Geschlechts in Schweden, gesetzt, der durch seine Geschicklichkeit, seinen Credit, sein Vermögen und seine Thätigkeit, Gewerbe und Nahrungen in Schweden zuerst recht in Flor brachte. Allein es ward keine Schrift darüber eingesandt. Indessen veranlasste diese Aufgabe den Vf. dieser Schrift, den merkwürdigen Zeitpunct, worinn dieser um Schweden so verdiente Mann lebte, näher zu untersuchen, und er bekam dabey Lust, einen pragmatischen Versuch einer Geschichte der vornehmsten Gewerbe in Schweden, von König

Gustav I bis auf die Königin Christina, mit Anwendung und Hinsicht auf L. de Geer, der darinn Epoche machte, zu schreiben. Und diesen nicht übeln, nur mit fast zu vielen Digressionen angefüllten, Versuch, dem wir auch bisweilen etwas mehr Ordnung wünschten, haben wir hier vor uns.

Ludwig de Geer stammte aus einem uralten Geschlecht. Schon 1170 kommt einer desselben mit Namen Florent vor, welcher sich Herr und Baron von Hamal nannte. Im J. 1280 nahm einer dieser Familie unter mehreren Brüdern den Namen de Geer an, und von ihm stammte Ludwig de Geer, geb. 1587, in gerader Linie ab. Dieser begab sich unter König Gust. Adolph wegen der Religionsverfolgungen in den Niederlanden nach Schweden, und brachte Vermögen, Credit, Einsicht und Thätigkeit mit dahin. Da es der Krone damals an Geld fehlte, und sie eine Summe von 271,105 Rthlr., und zwar gegen 20 Procent, aufnahm, so schoss de Geer allein dazu 32060 Rthlr. her. Der König sowohl als Ax. Oxenstiern hielten sehr viel auf ihn, und er ward 1641 auch in den schwed. Adelstand erhoben. Er brachte die wichtigsten Nahrungen und Gewerbe in Schweden empor, besonders auch den Bergbau, liess viele auswärtige Arbeiter kommen, führte die Wallonische Arbeit ein, und brachte Norrkoping durch Anlegung einer Gewehrfabrike und eines Messingwerkes in Flor. Auch der Ackerbau in Schweden bekam durch ihn eine andre Gestalt Als Holland in dem Kriege mit Dännemark 1644 Schweden die verlangte Hülfe unter allerhand Entschuldigungen versagte; so brachte er durch seine Vorstellungen 24 bewaffnete Fahrzeuge von Privatpersonen in Holland zusammen, mit der er Wrangeln den grossen Sieg über die Dänen erfechten half, und wodurch er Gothenburgs Retter ward! Zur Ersetzung seiner Kosten, und für eine der Krone noch in verschiedenen Posten vorgestreckten Summe von 118,214 Rthlr. erhielte er Tinspång, Leufsta u. s. w. Er starb 1652.

Doch der grösste Theil dieser Schrift beschäftiget sich noch mit allgemeinern Gegenständen. Man lernt die ganze Beschaffenheit des Ackerbaues, des Bergbaues, der Manufacturen und Fabriken, die damalige Erziehung, den Luxus der Zeit, den Zustand der Wissenschaften u. s. w. von König Gustav I bis auf die Zeit, da Christina die Regierung niederlegte, und eine Menge darüber ergangene, zum Theil wenig bekannte, alte königliche Verordnungen kennen; auch findet man viele miteingerückte Schilderungen damaliger schwedischer Könige, Ax. Oxenstjernas u. s. w. Nur einiges hier zur Probe. — — Der Brantwein ward erst unter König Erich dem XIV in Schweden eingeführt, aber auch damals ganz als eine der grösten Landplagen angesehen; und unter der, von den Ständen 1569 bekannt gemachten sogenannten wahren und rechtmäsigen Ursachen zur Absetzung des K. Erichs wird auch das gerechnet, dass er die Gefangenen durch gegebenen Brantwein zum Bekenntniss zwingen wollen. In der Zollordnung kommt der Brantwein 1591 zuerst vor, doch durften die Krüger, die schwedisches Bier feil hatten, bey hoher Strafe keine fremde Getränke, Wein oder Brantwein verkaufen. In der Zolltaxe von 1648 wird der Brantwein doch schon unter den von Schweden nach Russland ausgehenden Waaren angeführt. Aber nur erst in diesem Jahrhundert ward der Gebrauch desselben so unmäsig, dass man ihn durch Verordnungen einschränken, und gar verbieten musste. Der Gebrauch des Tabacks ward erst unter der K. Christina so allgemein. Kurz vorher kannten ihn die Bauern so wenig, dass, da ein Schiff mit Rolltaback an der Küste von Halland strandete, sie die Rollen für Schnüre oder Stricke hielten, um das Vieh damit anzubinden. Der Taback mit dem zum Brantwein aufgehenden Getreide nimmt jetzt in Schweden jährlich über 100,000 Tonnen fruchtbares Erdreich ein. Aus einem Briefe des Reichskanzler Oxenstierna von 1620 sieht man, dass die Krone damals von den aus Schweden und Finnland ausgeschifften Roggen an Zoll 108,000 Rthlr. hatte, dass von Schweden allein an 7000 Last, und vorher weit mehr, ausgeführt werden konnte. Die Ausbeute der Silbergrube zu Sala, die vom J. 1242 bis 1500 oft 21 bis 24000 Mark Ausbeute gegeben, fiel unter K. Sigismund bis auf 2000 Mark herunter. Im J. 1630 gab Fahlu Kupfergrube 12992 Schiffpf. 14 Lispf. Kupfer, und sie hat zusammen von Einrichtung der Wage, 1633 bis 1761 (in diesem Jahr doch nur 3646 Schiffpf. 1 Lispf.) 1,180724 Schpf. 10 Lispf. Ausbeute geliefert. An Stangeneisen ward damals nur etwa 12000 Schiffpf. gemacht. Um das schwedische Bergwesen, und dessen Verbesserung haben besonders die Deutschen, Hr. Steffens, Angerstein, und Hentzell grosse Verdienste, die hier angezeigt werden u. s. w. Ueberhaupt wird man hier manche Zusätze und Erläuterungen zu *Zetterstens Handelshistoria* und *Modeers försök til en allmän Historia om Svenska Handeln* 1770, finden.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHR. *Wünsche an meine Vaterstadt.* 1790. 1 B. 8. — Diese Vaterstadt ist *Ulm*, und die Wünsche sind: dass die Menge der armen Studirenden vermindert, und die Ohrenbeichte abgeschafft werden möge. Bey Gelegenheit des ersten Wunsches behauptet der Vf. die Schädlichkeit der vielen Freytische, Stipendien und dergl. Stiftungen, durch welche wahrlich Indolenz und Wohlleben häufiger als Fleiss und gute Sitten befördert werden. Voran gehen Klagen über die einreissende Gleichgültigkeit in der Religion und über das gesunkene Ansehen des geistlichen Standes.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 11. October 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Auf die in Nr. 71 und 243 dieser Blätter angezeigten Schriften von *Burke* über die französische Revolution, ist noch eine dritte gefolgt, unter der Aufschrift:

London, b. Dodsley: *An Appeal from the new, to the old whigs, in Consequence of some late discussions in Parliament, relative to the Reflections on the french Revolution.* 1791. 139 S. 8. (3 Shill.)

Rec. fühlt sich in einer Art von Verlegenheit, indem er über diese Schrift zu reden anfängt. Für den grössten Theil des deutschen Publicums, für die mehresten unter den auch am besten unterrichteten und gebildeten Lesern dieser Blätter ist sie nicht gemacht, und doch hat Rec. Ursache zu wünschen, dass sie nicht durchaus unbemerkt bleibe. Sie ist ganz durch einheimische Verhältnisse im Vaterlande des Vf. veranlasst worden. Die vom Rec. in einem frühern Blatte erwähnte Uneinigkeit unter den grössten Männern der Oppositionspartey im englischen Parlemente, zu der die Verschiedenheit ihrer Urtheile über die französische Revolution die Gelegenheit gegeben, ist, wie man aus den politischen Blättern weiss, so lebhaft geworden, dass Burke und Fox förmlich der politischen Verbindung entsagt, welche Gleichheit der Gesinnungen über Angelegenheiten des Staats und gemeinschaftliche Freunde unter ihnen erzeugt, und gemeinschaftliche langwierige Arbeiten unauflöslich gemacht zu haben schienen. Freylich ist es nicht bloss die Verschiedenheit des Urtheils über eine fremde Sache, sondern vielmehr die mit diesem Urtheile verbundenen und dadurch belebten Gesinnungen über den jetzt auch in England auflodernden Geist der Neuerung. Burke hat es für nöthig geachtet, sein Betragen und seine Grundsätze über die Staatsverfassung seines Vaterlandes in der oben genannten Schrift gegen die Verdrehungen seiner Gegner zu rechtfertigen, und den falschen Schein, den sie darauf geworfen, dadurch zu entfernen, dass er zeigt, sie stimmen mit den Gesinnungen derjenigen patriotischen Partey überein, die in der englischen Geschichte unter dem Namen *Whigs* bekannt ist, welche vormals Wilhelm III und das Haus Hannover auf den Thron erhoben, und seitdem immer dahin gearbeitet hat, die königliche Würde in den Schranken und bey der gemässigten Gewalt zu erhalten, welche das eigenthümliche der englischen Verfassung ausmacht. Das alles geht zunächst nur England an, und in so weit es eine Rechtfertigung des Vf. enthält, möchten wohl wenig Deutsche, selbst Liebhaber der englischen Geschichte, sich so tief in das einzelne derselben einlassen, dass die Schrift für sie einen Werth erhielte. Allein sie ist dennoch von mehreren Seiten für weit mehrere Leser interessant, als es den Anschein haben möchte. Erstlich ist es doch der Endzweck alles Studiums der Geschichte, in so fern es nicht in juristischer Absicht getrieben wird, den Geist der Menschen, der Nationen, ihrer Verfassungen kennen zu lernen. In so fern ist also das Raisonnement eines grossen erfahrnen, ja gar praktischen, Kenners der ganzen englischen Politik, über die Grundsätze, nach denen so grosse Männer und angesehene Parteyen gehandelt haben, höchst interessant für jeden, der auf die englische Geschichte einige Aufmerksamkeit wendet. Ausserdem aber sind alle Schriften des Vf. voll treflicher, feiner, und durch eigne Erfahrung entstandner und bewährter Bemerkungen über Grundsätze der Staatsverfassung und Verwaltung überhaupt, und über die Wirkung einzelner Einrichtungen in dem Zusammenhange des grossen Ganzen, und erhalten dadurch einen, in ihrer Art ganz einzigen, Werth für den, der sich über diese wichtigen Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts zu belehren wünscht. In philosophischen Systemen findet er ein ganzes Fachwerk wohlgeordneter Einrichtungen, ein ganzes Uhrwerk wohlcalculirter harmonirender Räder. In Burkes Schriften öffnet sich ihm eine ganz neue Welt von lebenden Menschen, die jenes Fachwerk bewohnen, und die Maschine in Bewegung setzen, und da erscheinen ganz neue Hindernisse und Schwierigkeiten, und neue Kräfte, die noch gar nicht berechnet seyn konnten. Wenn man sie daher mit andern sehr guten Schriften über die englische Verfassung vergleicht, so findet man, wie vieles nach einer philosophisch theoretischen Kenntniss der Grundgesetze derselben noch zu lernen ist. Diese Bemerkung aber wird von der grössten Wichtigkeit, wenn man betrachtet, dass sie unmittelbar angewandt werden kann, um den Wahn zu benehmen, der so leicht durch das Studium systematischer und rein speculativer Schriften über die Politik entsteht: als ob jedes Land glücklich werden müsse, sobald man ihm nur eine den Grundsätzen der englischen Verfassung als einem Ideale nahe kommende Staatsverfassung geben könnte.

Aus diesen Gründen wünscht Rec. diejenigen Leser, die berufen sind, in die Kenntniss der Staatskunst tiefer einzudringen, auf Burke's Werke, und auch auf diese letzte Schrift aufmerksam zu machen, da sie leicht unter die ephemeren Producte der Zeitumstände gezählt werden könnte.

Der Vf. beschliesst dieselbe mit einer ganz vortreflichen Ausführung der Nichtigkeit des grossen Arguments für alle Revolutionen, die vom Volke ausgehen, und mit dem Willen der Majorität desselben gerechtfertigt werden sollen. Er zeigt, dass dem Gesetze der Natur allein

zufolge, diese Majorität durchaus kein Recht hat, die Mitbürger, die nicht mehr Mitbürger sind, sobald der Stand der bürgerlichen Gesellschaft aufgerufen, und ein neuer gebildet werden soll, zu zwingen, ihr nachzugehen, und dafs der ganz unbestimmte Ausdruck: Wille des Volks, daher überhaupt nur eine Täuschung erregt, als sey damit ein rechtmäfsiger Grund angegeben, der bey der Prüfung ganz verschwindet.

GESCHICHTE.

STRASBURG, in der akad. Buchh.: *Le veritable homme dit au Masque de Fer.* Ouvrage dans lequel on fait connaitre, sur preuves incontestables, *a qui ce celebre infortuné dût le jour, quand et où il naquit.* Par M. *de St. Mihiel*, Ancien Grand-Bailli de la Principauté de Salm, etc. 1790. XXIV u. 238 S. 8.

Die Geschichte des unter dem Namen *Masque de Fer* bekannten Gefangnen greift zwar, so viel man bis jetzt sieht, in die Reihe politischwichtiger Begebenheiten kaum ein; sie ist aber doch für den Geschichtforscher interessant, weil sie Privatverhältnisse merkwürdiger und vornehmer Personen nahe anzugehen scheint: und weil sie als ein, in seiner Art beynahe einziges, historisches Räthsel bereits so viele Untersuchungen veranlasst hat.

Die erste Frage wäre wohl: ob überall an der Geschichte etwas sey, oder ob das Räthsel vielleicht ganz ohne reellen Grund, auf irgend eine Art durch Muthwillen oder Misverstand, entstanden? Es wäre nicht das erstemal, dafs man lange über eine Sache gestritten, die durch eine solche Präliminarfrage ganz verschwunden wäre, welche aber auch nur ein sehr dreister Zweifler aufzuwerfen wagt. Solche Zweifler leisten daher den Wissenschaften oft die gröfsten Dienste. Die erwähnte skeptische Frage ist wirklich vor Kurzem über die eiserne Maske aufgeworfen worden. Allein wenn man die Umstände, unter denen die Nachricht zuerst ins Publicum gekommen, und die Zeugnisse erwägt, auf welche Voltaire, dem über französische Staatsangelegenheiten so leicht nichts aufzuheften war, Erwähnung davon thut, und das in einem Werke, auf welches er so viel Sorgfalt gewendet hat, und so grofsen Werth setzte (Siecle de Louis XIV); so ist wohl nicht zu zweifeln, dafs diese Erzählung Voltaire's, welche einfach und ohne übertriebnen Anstrich vom Wunderbaren vorgetragen ist, Glauben verdiene.

Alle Auflösungen des Problems, welche bis noch vor Kurzem versucht wurden, sind so innerlich unwahrscheinlich, oder so leicht durch die Vergleichung chronologischer Umstände zu widerlegen, dafs scharfsinnige Köpfe, als *St. Foix* u. a., wirklich nur durch die gänzliche Unmöglichkeit, etwas besseres zu entdecken, bewogen werden konnten, sich mit solchen Vermuthungen zu befriedigen. Die letzte Hypothese, welche vor der Erscheinung der *Mémoires du Duc de Richelieu* vorgebracht worden, der Gefangne sey ein älterer Bruder Ludwig XIV, hätte doch in so weit etwas für sich, dafs sie erklärte, warum dem Gefangnen so grofse Ehre wiederfuhr, wenn gleich nicht begreiflich ist, warum man ihn eingesperrt, und ihm den jüngern Bruder vorgezogen habe; wie man dies mit Sicherheit habe thun können, und wie man es habe wagen dürfen, ihm nächstdem das Leben zu lassen.

Der Herausgeber der *Mém. de Richelieu* hat zuletzt eine Auflösung des Räthsels gegeben, welche vollkommen befriedigt, sobald man voraussetzt, dafs der Auffatz, den er einrückt, authentisch sey. Allein der schriftstellerische Charakter des Vf. dieser berühmten, aber abgeschmackten, Compilation, die so viel gutes und schlechtes enthält, davon die Quellen so selten angegeben werden, läfst Raum zu zweifeln über diese Authenticität. Das Billet in Chiffern, welches Mlle. de Valois dem Herzoge von Richelieu bey Uebersendung des Memoire über den Masque de Fer geschrieben haben soll, scheint dem Rec. offenbar untergeschoben zu seyn. An sich selbst ist kaum glaublich, dafs sie ein solches Billet geschrieben habe, und wenn man die Umstände erwägt, die der Vf. selbst von seiner Unterredung mit dem Marschalle erzählt; die Zurückhaltung, mit welcher dieser von den Prinzessinnen gesprochen; den Widerwillen, den er bezeugt, sich deutlich über die Sache herauszulassen; so wird es unwahrscheinlich, dafs er sogar jenes Billet mitgetheilt habe, wenn er auch ein solches erhalten, und wenn es es aufgehoben hätte. Mit dem Billette aber wird auch das ganze beygefügte Memoire leicht verdächtig. Die Sache ist also durch die Memoires de Richelieu noch nicht so ganz aufser Zweifel gesetzt, dafs man nicht noch andre Untersuchungen anstellen, oder doch anhören dürfte.

Der Vf. der hier genannten Schrift giebt eine andre Erklärung, die er selbst nur für Hypothese anzugeben wagen sollte, da er keine directen Beweise dafür hat, die er aber zu einem Grade von Wahrscheinlichkeit zu erheben glaubt, den er selbst der Gewisheit gleich achtet. Ihr zu folge soll der berühmte Gefangne in einer bald nach dem Tode Ludwig XIII eingegangnen Ehe seiner Wittwe mit dem Cardinal Mazarin erzeugt, und im Jahr 1644, etwa 15 Monate nach dem Tode des Königs, gebohren seyn.

Die Gründe für diese Hypothese sind folgende: das öffentliche Gerücht einer Heirath des Cardinal Mazarin und der Anne d'Autriche, das in so vielen Schriften der Zeit aufgezeichnet ist, und auch in den kürzlich herausgekommenen Briefen der Madame d'Orleans bestätigt worden. Einen weitern Beweis dieser Heirath giebt indessen der Vf. nicht: vielmehr bemerkt er, und nicht ohne Grund, dafs es sehr schwer seyn würde, urkundliche Beweise von solchen Dingen zu finden. Sie bleibt also auch problematisch.

Ferner findet er in den bekannten Memoires de *Madame de Motteville* (T. I. S. 174. der Edit. in 4 Duodez-Bänden,) dafs Anne d'Autriche im J. 1644 plötzlich das Louvre, welches sie seit vielen Jahren bewohnt hatte, unter dem Vorwande, dafs ihre Zimmer ihr nicht mehr gefielen, verlassen, sich nach den Palais royal begeben, und daselbst von einer Gelbsucht befallen worden. Diese Krankheit, sagt er, sey überhaupt beym weiblichen Geschlechte sehr ungewöhnlich, und gebe demselben einen guten Vorwand, sich von allen Menschen abzusondern und sich nicht sehen zu lassen, weil sie so häslich macht.

Die

Die Königin aber sey überdem von sehr guter Gesundheit gewesen, und es finden sich fast keine Spuren von andern Unpäfslichkeiten. Dieser Umstand passe also sehr gut zur Verbergung einer heimlichen Niederkunft: und die Zeit harmonire mit dem Alter des Gefangnen, so wie er es kurz vor seinem Tode, dem Zeugnisse aller Schriftsteller nach, angegeben hat.

Die Erklärung, welche in den Memoiren de Richelieu enthalten ist, macht der Vf. hingegen durch viele Einwendungen verdächtig, unter denen im Grunde denn doch nur die einzige von Bedeutung ist, dass es unglaubliche Schwierigkeiten gehabt haben würde, es geheim zu halten, wenn die Königin, bey deren Niederkunft mit Ludwig XIV so viele Menschen zugegen waren, ein zweytes Kind gebohren hätte. Es finden sich durchaus keine Spuren von dieser zweyten Geburt, und doch müssten so viele um dieselbe gewusst haben: andern hätte es durch zufällige Umstände in der Folge bekannt werden müssen.

Dies ist nicht ohne Grund. Aus allem aber folgt denn doch nur, dass seine eigne Erklärung für eine wohlausgedachte, und in die Umstände passende, Hypothese zu halten, und dass die Aechtheit des von Abbé Soulavie in den Memoiren de Richelieu mitgetheilten *Actenstückes* noch weiter zu prüfen sey.

Das Buch enthält dieses wenige hier ausgehobne Gute in ermüdender Weitschweifigkeit; daneben in unnützer Weitläuftigkeit ausgeführte Erzählungen aller auch nur entfernt mit der Sache verwandter Dinge, überflüssige Widerlegung andrer Hypothesen, und einer grossen Menge abgeschmackter oder ganz unbedeutender Argumente. So viel scheint indessen nunmehr für ausgemacht angenommen werden zu können: Ein Sohn der Anne d'Autriche muss der Gefangne wohl gewesen seyn. Auf keine andre Weise passte der Umstand, dass dieser politisch so unwichtige Mann, im Gefängnisse, selbst von Ministern, mit einem Respecte behandelt worden, der in Frankreich damals nur Personen von königlichem Geblüte erwiesen werden konnte. Die nähern Umstände seiner Geburt, und sein Vater mögen bis zu künftiger Bestätigung als ungewiss angesehen werden.

BARBY: *Fortsetzung von David Cranzens Brüder-Historie.* 1791. 1 Alph. 4 Bog. 8.

Seit dem J. 1769, mit welchem sich das bekannte Buch des 1777 gestorbenen Predigers der Brüdergemeine zu Gnadenfrey in Schlesien, Dav. Cranz, endiget, hat die Unität viele merkwürdige, grösstentheils erfreuliche, Begebenheiten erlebt. Diese machen den Inhalt des vor uns liegenden Buchs aus, dessen Vf. sich unter der Vorrede *J. K. Hegner*, zu Herrnhut, unterschreibt. Er folgt seinem Vorgänger in der Anordnung, der einfältigen und deutlichen Darstellung der Sachen; aber seine Berichte sind ungleich ausführlicher, als die Cranzischen, wie schon daraus erhellet, dass sie nur die Geschichte von zwölf bis dreyzehn Jahren in sich fassen. Diese wird hier von einer Brüdersynode zur andern, im ersten Abschnitt von 1769 — 75, im andern von 1775 — 82 also erzählt, dass der Leser zwar über Mangel an Abwechselung nicht klagen, aber auch, wenn sein Geschmack irgend durch gute Geschichtsbücher verwöhnt ist, kein sonderliches Vergnügen von dieser Lectüre erwarten darf. Bald sind es Missionsberichte, bald Notizen von neuen Büchern, bald Todesfälle und andre Personalien, bald aus dem einen, bald aus dem andern Welttheile, welche hier, ohne eine nähere Verbindung, als welche das brüderliche Interesse und die Zeitverwandschaft unter ihnen knüpft, auf einander folgen. Viele werden auch vieles, was sie hier lesen, zu wenig merkwürdig finden. Indessen erfodert die Billigkeit, dass man das Buch nach seiner ersten Absicht nehme und beurtheile. Diese geht wohl vorzüglich dahin, den evangelischen Brüdern selbst eine fortgesetzte Anzeige von allen ihren fast auf der ganzen Erde ausgestreueten Gemeinen und Anpflanzungen, und von allen für das ganze Corps oder einzelne Theile desselben in verschiedener Beziehung erheblichen Unternehmungen und Vorfällen, sofern sie ohne Bedenken bekannt gemacht werden können, in die Hände zu geben, oder das Andenken davon unter ihnen zu bewahren. Da bedarf es denn weder einer sorgfältigen Auswahl dessen, was überhaupt wissenswürdig ist, noch des Bemühens, der Erzählung besondere Reize mitzugeben. Von Angehörigen und Freunden, welche eine lange Zeit oder ein fernes Land von uns trennt, lesen wir auch wohl den schlichtesten Bericht von ihrem Zustande, ein kunstlos hingeworfenes Tagebuch voll trivialer Begebnisse, nicht ohne Vergnügen. Wer aber weiss, welch ein inniges Band der Theilnehmung und Freundschaft das Brüderinstitut unter seinen Genossen stifte, und was für ein enthusiastischer Gesellschaftsgeist eben dadurch unter ihnen erhalten werde; den wird es nicht befremden, wenn ein Buch, das er vielleicht nicht bis zu Ende durchlaufen kann, in vielen hundert, vielleicht tausend, Familien begierig gelesen, als ein wichtiges Bedürfniss angesehen, als eine Hauschronik in grossen Ehren gehalten wird. Wenn man ausserdem, theils in diesem Buche oft lieset, theils auch aus der Erfahrung weiss, dass die Anzahl der, (wie es hier heisst,) *mit den Brüdern in Herzensgemeinschaft Erweckten* in allen Weltgegenden nicht klein ist; so wird die Vorstellung von dem Publicum, in welchem eine solche Geschichte ihre Aufnahme findet, noch mehr erweitert; wie sie von der Vorliebe gegen alles, was die Brüder angeht, freundlich bewillkommt werden muss, so verstärkt sie auch wiederum den Grad der Wärme, mit welchem sie für das Institut eingenommen sind. Wir zählen daher Schriften von dieser Art zu den wirksamsten Mitteln, durch welche diese Societät zusammengehalten, und ihr Einfluss vergrössert wird.

Rec. hat hier wenige wichtige Nachrichten, den Fortgang der Brüderanstalten betreffend, vorgefunden, welche ihm nicht schon aus des ehrwürdigen Spangenbergs und anderer Schriften, der Hauptsache nach, bekannt gewesen wären. Die umständlichen Erzählungen von den Reisen und Schicksalen einzelner Brüder; und von den besonders ausser Europa bestehenden Colonien, geben indessen auch manche Aufklärung. Man sieht deutlich, wie viel die Gesellschaft vermöge, wie kostbare Unternehmungen sie bestreite, wie sie noch immer durch die stille, sittsame und unschuldige Aufführung ih-

ser Mitglieder, durch die Gewalt religiöser, ruhiger und behaglicher Empfindungen, die ins alltägliche Leben, in die Geschäfte und Angelegenheiten jeder Klasse von Menschen, verwebt werden, durch die so geformte und systematische innere Verfassung, Ordnung und Zucht, durch die von dem Mittelpunct aus wirkende vereinigte Kraft, Menschenkenntniss und Regierungskunst vieler guter Köpfe, durch die Gängelbänder, die sich die Alten, wie die Jungen anlegen, und an welchen sich träge, gutmüthige Seelen so willig, denkende und selbstthätige so unmerklich ziehen und leiten lassen, — wie sie durch das alles nicht nur zu festerer Consistenz gelange, sondern auch ihre Bezirke noch immer weiter ausdehne. Man muss sich herzlich freuen über das viele Gute, das auf diesem Wege gestiftet wird, und das, wenn auch der Weg nicht der richtigste wäre, doch wohl schwerlich auf einem andern, ausgerichtet seyn würde. Zuweilen, wo der Vf. bloss äusserliche Facten erzählt, oder wo er jene allgemeinen, in der Brüdersprache durch den häufigen Gebrauch fast kraftlos gewordenen Phrasen: *hier war der Segen Gottes sehr sichtbar, das waren rechte Gnadentäge, der Heiland liess es gelingen* u. dgl. anbringt, möchte man wünschen, dass er bestimmter geredet, und sich in die Ursachen und in den innern Gang der Begebenheiten tiefer eingelassen hätte. Auch würden viele Leser von den Anlagen und Früchten der Industrie, des Kunstfleisses und der Handelschaft in den Colonien mehrere Nachrichten, als hier vorkommen, gewiss nicht ungern angetroffen haben, da doch diese Dinge, wenn sie gleich nicht unmittelbar zu dem Plane der Unität gehören sollten, unstreitig mittelbar ihr wichtig sind, und der äusserliche, bürgerliche Wohlstand ihrer Gemeinen und Genossenschaften dem ganzen Institute selbst als moralischer und religiöser Erziehungsanstalt betrachtet, zur grossen Ehre gereicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaften. *Berlin*, b. Mylius: *Gründliche Anweisung zum Satteln und Packen, dass kein Pferd gedrückt werde.* Von *Frac-Rex.* 1791. 77 S. 8. — Diese kleine Schrift ist durch eine Aufgabe, welche über das Satteln in Dänemark 1783 gegeben wurde, entstanden. Der Hr. Vf. hat den Preis von 10 Ducaten erhalten. Für den gedientern Cavalleristen enthält dies Büchelchen freylich eben nicht viel Neues; doch verdient die Art, wie der Hr. Vf. die Packriemen legt, und die Bemerkung über die Nachtheile der Packküssen alle Aufmerksamkeit. Rec. erinnert sich nicht, dass über diesen Gegenstand etwas für den Soldaten geschrieben ist; wenigstens ist Hn. v. Millers reine Taktik, so weitläuftig auch da das Pferd behandelt ist, nicht befriedigend. Den Huf mit Fett zu schmieren, hält Rec. in mehrer Rücksicht nachtheilig. Statt des Recepts, welches der Vf. bey gedrückten Pferden vorschlägt, kann man sich auch bloss des Weinessigs oder auch Salmiaks bedienen. Rec. weiss dies aus vielfältiger Erfahrung.

Berlin, b. Petit u. Schöne: *Vorschläge zur Beförderung bürgerlichen Wohlstandes im gemeinen Militär*, hauptsächlich in Hinsicht auf Verpflegung der Soldatenkinder und Versorgung der Invaliden. Von *J. S. B. Neumann.* 1790. 144 S. 8. — Aeusserst wichtig sind die Betrachtungen, welche der Hr. Vf. über die Lage anstellt, in der sich der gemeine Soldat jetzt in vielen Diensten, und besonders im preussischen, befindet. Er zeigt hier, dass er in dem Verhältniss nicht die Moralität, Betriebsamkeit und Vaterlandsliebe haben kann, die den Civilisten eigen sind. Man müsse ihn daher in eine andre Lage bringen, die ihn mehr zum Bürger mache, ohne dass dadurch der militärische Geist und die militärischen Beschäftigungen litten. Casernen, in denen der Soldat seinen eigenen Haushalt triebe, seyen sicher in dieser Absicht von Nutzen. Um ihnen Verdienst zu geben, könnten sie alle Bedürfnisse für das Regiment verfertigen, sich ihre Gartenfrüchte ziehen etc. Am meisten sey darauf zu denken, den Soldaten, der viele Kinder habe, einige Erleichterung zu verschaffen, indem er auf dieselben nichts erhalte. Vortreflich sind die Bemerkungen über die Erziehung der Soldatenkinder. Der Hr. Vf. zeigt, dass es für den Staat von grossem Nutzen seyn würde, wenn der Aufwand, welche die Waisenhauser u. a. Institute der Art kosten, unter die ganze Masse vertheilt, und in die Hände der Aeltern oder Verwandten kämen. Man könnte alsdenn 3mal mehr Kinder, als jetzt, versorgen. Bey der Potsdamschen Anstalt habe man den Uebeln der Erziehung in öffentlichen Instituten schon vor 10 Jahren einigermassen abgeholfen, und einige hundert Kinder in kleine Städte und aufs platte Land an Ackerwirthe gegen Verpflegungsgeld untergebracht. Diese Waisen seyen bey menschlichen und christlichen Leuten, wie leibliche Kinder, gehalten. Auch habe der Erfolg gezeigt, dass sie bey besserer Gesundheit erhalten, und zu bessern Sitten sich gewöhnt haben. Mit vieler Wärme schildert der Hr. Vf. den unglücklichen Zustand des alten Soldaten. Zu Bedienungen schicke er sich nicht, man habe diese zu weitläuftig ohne Noth gemacht, man entledigte sich [illegible] seiner, wenn er dazu käme, und gebe ihm dieselben auch nur selten. Man helfe lieber Bedienten etc. Andere Quellen des Unterhalts seyen durchaus unentbehrlich. Wir können diese und eine Menge Bemerkungen, die überall Beobachtung und Einsicht anzeigen, hier nicht weiter ausführen. Vielumfassender Blick und das wärmste Gefühl für das Wohl der Menschheit ist in diesem kleinen Werke unverkennbar. Möchte es doch von denen gelesen werden, welche in dieser, für die Menschheit so wichtigen, Sache etwas thun können!

Druckfehler. No. 212. S. 271. Z. 40 u. 41. lies *Angaben* statt *Abgaben*. No. 213. S. 276. Z. 28. *H.* st. *R.* Z. 38. *Reussischen* st. *Preussischen.* S. 277. Z. 14. *des* st. *der.* Z. 28. *Concurs suchen* st. *Concurssachen.* No. 251. S. 580. Z. 13. v. u. lese man: *der Titel dieses Buchs* u. s. w. S. 582. Z. 23. l. *Auditus* st. *Staditus.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. October 1791.

LITERÄRGESCHICHTE.

Zürich, b. Orell u. Comp: *Carl Joseph Bougine,* Hochfürstl. Badischen Kirchenraths, wirkl. Rectors und Prof. der Gelehrtengeschichte zu Carlsruh, *Handbuch der allgemeinen Literargeschichte nach Heumanns Grundriss.* Vierter Band. 1791. gr. 8. (2 Rthlr. 2 Gr.)

Hr. *B.* und seine Verleger liefern mit jeder Messe einen Band über die allgemeine Literärgeschichte, um diess Händewerk so geschwind als möglich zu beendigen. Besser wäre wohl ihnen und den Käufern des Werks gerathen gewesen, wenn sie mit Weile geeilt, und zur Verbesserung dieser Compilation Zeit zu gewinnen gesucht hätten, deren Plan und Ausführung die billigsten Foderungen eines im Literaturfache nicht ganz fremden Mannes schwerlich befriedigen dürften. Beurtheilung des zum Grunde gelegten Plans liegt ausser den Grenzen der gegenwärtigen Recension. Sie wäre auch überflüssig, da der Vf. ihn selbst (in der Vorrede zum ersten Bande) für fehlerhaft erklärt, und nur zu verbessern sich anheischig gemacht hat. Bloss von der Ausführung desselben kann also hier, und zwar in Rücksicht auf den vor uns liegenden Band die Rede seyn, welcher die *Fortsetzung der Miscellanschriftsteller des 18ten Jahrh. enthält.* Dass in *diese* Classe von Schriftstellern so mancher Theolog und Jurist, der notorisch nur in *seinem* Fache geschrieben hat, verwiesen wird, ungeachtet im 3ten Bande den Theologen und Rechtsgelehrten schon eigne Abschnitte gewidmet sind, — so mancher aus irgend einem Bibliothek- oder Buchhändlerkatalog bloss mit dem Titel Eines dort aufgefundenen Buches copirter Name hier isolirt dasteht, — so manche Seite mit überflüssigen Wiederholungen aus *Jöcher* und *Adelung*, (welches überall sehr sonderbar nicht unter *seinem*, sondern unter *Jöchers*, Namen citirt ist, wodurch das Nachschlagen erschwert wird), aus *Saxe* und *Meusel* angefüllt ist, die Hr. *B.* sich und den Käufern seines Buchs, wo er nichts besseres zu sagen, auch nichts hinzuzusetzen wusste, mit Auszeichnung einiger Hauptschriften, durch Zurückweisungen auf die in aller Literaturfreunde Händen befindlichen Werke jener Vf., hätte ersparen können, — so manche gute Quellen wenig oder gar nicht, andre nachlässig, noch andre bloss dem Vorgeben nach, und einzelne Biographien höchst selten benutzt sind; — — das alles, und noch vieles mehr, verdient schon getadelt zu werden, wenn man dem Vf. gleich den Mangel der Vollständigkeit, die von keinem einzelnen Schriftsteller in diesem Fach erwartet werden darf, nicht zum Fehler anrechnen, und keinen Vorwurf über die von ihm getroffene Auswahl lebender Schriftsteller machen will; wo es doch befremden muss, dass gerade mehrere Badische Gelehrte von unstreitigen Verdiensten übergangen sind.

Doch lieber möchte Rec. alles eignen vorangeschickten Urtheils sich enthalten, und bloss Data aus dem *vierten Bande dieses literarischen Handbuchs* für die Leser der A. L. Z. sammeln, um ihrem Urtheile nicht vorzugreifen. Um auch den Schein der Partheylichkeit dabey zu vermeiden, so mag Hr. *B.* ihnen den Massstab selbst in die Hände geben, mit welchem sie, an jenen Datis, die Höhe oder Tiefe seines Verdienstes um die Bearbeitung und Ausführung seines Plans ausmessen können. Er hat ihn im Vorberichte zum ganzen Werke geliefert. „Ein vollständiges, richtiges, allgemeines, und so viel möglich von Fehlern gereinigtes Handbuch der Gelehrtengeschichte fehlt, seiner Versicherung nach, uns noch. Diess wollte er also liefern. Zu dem Zwecke *sammelte er seit mehr als 20 Jahren*, benutzte die Quellen, benutzte alle, auch die neuesten, Schriften, deren er habhaft werden konnte, verglich mit Vorbedacht, schrieb, so viel er konnte, mit Zuverlässigkeit, warf nicht, wie *Jöcher* und *Ladvocat*, ungeprüfte, oft falsche, Nachrichten hin; sondern zeigte alles genau an, was zur Kenntniss der Gelehrten und ihrer Schriften gehört, verband Bibliographie und Literatur mit einander, und mit beiden zugleich den biographischen Theil der Gelehrtengeschichte, *sah überall selbst*, *prüfte selbst*, schrieb, mit den Pflichten eines Historikers bekannt, die geprüften Thatsachen nach der Wahrheit nieder, um und liess, seiner Sache gewiss zu seyn, *alles, sogar Kleinigkeiten, durch seine Hände und Augen gehen.* Mehr konnt' er nicht thun." Und mehr wollen wir auch nicht von ihm fodern; wir wollen nur sehen,

quid dignum tanto tulerit promissor hiatu,

der, „*weil zur Compilation nur Fäuste und Augen, zur historischen Sammlung aber Auswahl, Ueberlegung, Beurtheilung und Nachsinnen erfodert* werden, nicht *compilirt*, sondern *gesammelt* haben will."

Alle Namen der Schriftsteller (von C. bis S. inclusive, so weit sie nach alphabetischer Folge in dem vor uns liegenden Bande gehen) und alle Verzeichnisse ihrer Schriften genau zu revidiren, würde eine undankbare Mühe, auch für den Raum dieser Blätter viel zu weitläuftig, seyn. Rec. begnügt sich daher, nur einige auszuheben, die auf den ersten Anblick wider des Vf. Zuverlässigkeit zeugen.

S. 6. 7. *Ciaconii* von *Fr. Dion. Camusat* edirte *Bibliotheca Librorum et Scriptorum* ist ein unvollendetes Werk, welches *J. E. Kapp* vermehrt und mit neuen Zu-

Zusätzen von *Camusat* zu *Amst. u. Leipz.* 1744. in fol. zum zweytenmal herausgegeben hat. Diese Ausgabe vermisst man hier sowohl, als S. 367. unser *Kapps* Namen. S. 8. *Heinr. Cannegieter*. Hier ist *Saxii Onomasticon* (eine übrigens oft seichte Quelle, wenn man die Nachrichten von Niederländ. und einigen Franz. Schriftstellern ausnimmt) bloss zur Parade citirt, welches auch häufig bey andern Citaten des Hn. *B.* der Fall ist. Hätte er das Buch selbst nachgeschlagen, so würde er mit Gewissheit erfahren haben, dass die *Antiquitates Domburgenses* und *Monumenta Bataviae Romanae* 18 Jahre nach *Cannegieters* Tode noch nicht edirt waren. S. 10. *Capassi*, Brüder – s. *Adelung* II. 86. S. 11. *Carolus*, Vater und Sohn, s. *Jöcher* I. 1688. S. 12. *I. B. Carpzov*. Ein sehr vernachlässigter Artikel, bey welchem eine vom Vf. nirgends gebrauchte Hauptquelle hätte benutzt werden sollen: *Nachr. von niedersächs. berühmten Leuten*. (*Hamb.* 1768. 69.) 2 B. S. 202—232. Aus dem pro forma citirten *Gel. Teutschl.* ist das Schriftverzeichniss zu suppliren. S. 14. *Cassel* — *Jubelhochzeitmünzen. Brem.* 1759. 4. Auch hätte die von *Saxe* berichtigte Anekdote, die *Casselsche* Sammlung zu einer neuen Ausgabe des *Martianus Capella* betreffend, wenigstens berührt zu werden verdient. *Castelli*, s. *Adelung* II. 178. S. 20. *le Cerf*, s. *Tassins Gel. Gesch. der Congreg. von St. Maur.* II B. S. 387—93. u. *Adelung* II. 218. *Chamber* — muss heissen: *Ephr. Chambers* — s. *Adelung* II. 236, den Hr. *B.* ausserdem zu oft vernachlässigt hat, als dass Rec. in der Folge jedesmal auf denselben zurückweisen könnte. S. 21. *Edv. Chandler* soll den *Sam. Crell* widerlegt haben, mit Zurückweisung auf *Acta Erud.* 1730. Dort wird zwar p. 534. seq. dieses Vf. *Vindication of the defence of Christianity from the Prophecies* (welche Hr. B. nicht bemerkt hat) recensirt, aber mit keinem Worte einer darin befindlichen Widerlegung *Crells* erwähnt. Auch *Götten*, der im 3 Th. des *gel. Europa* S. 295. u. f. die Widerlegungen desselben in chronol. Ordnung anzeigt, nennt *Chandlern* unter den Gegnern nicht. Auch das Buch, in welchem *Morgan* refutirt wird, ist nicht von ihm, sondern von *Sam. Chandler*. S. 22. Von *Joh. de la Chapelle* sagt *Jöcher* mehr. S. 25. *de la Chaussée*. Seine antiquarischen Abhandlungen findet man in *Graevii Thes. Ant. Rom.* T. V. X. XII. abgedruckt. S. 29. *Chossin*. Hier, wie überall, citirt Hr. B. den blosen Namen *Meusel*, obgleich er bey verstorbenen Schriftstellern jedesmal *die Ausgabe* des *gel. Teutschlandes* hätte nachweisen sollen; in welcher sie angetroffen werden. In der 3ten und 4ten findet man den *Chossin* nicht mehr. Man muss ihn in der 2ten suchen. S. 40. Der 1687. verstorbene *Dav. Clodius* gehört nicht hieher. S. 48. *Corsini*. Seine hier fehlenden numismatischen Schriften sind aus *Hirschii Bibl. num.* p. 28 nachzuholen. S. 52. hat Hr. B. den Hn. *Adelung* sehr misverstanden, wenn er den Schottländ. Mathematiker *Craig* in Streitigkeiten mit *Leibnitz* verwickelt, von welchem er vielmehr wider *Bernoulli* vertheidigt wurde. S. 62. Von (*A. Pherotée*) *de la Croix*, der über Afrika geschrieben, und dessen Zeitgenossen *François Petit d. l. Cr.*, welcher ganz übergangen ist, hätte der Vf. mehr im *Adelung* II. 544—46. finden können.

S. 72. Den englischen Titel von *Dart's* Werke zeigt *Adelung* an. S. 74. *Deguignes*. Das Original kam unter dem Titel: *Histoire generale des Huns, des Turcs, des Mogols et des autres Tartares occidentaux, avant et depuis I. C. jusqu' à present*, zu *Paris* 1756. 57. in 5 Quartb. heraus. Hr. B. führt überhaupt sehr oft Französische und Englische Schriftsteller auf, von deren Werken er nur Uebersetzungen anzuzeigen weiss. Ein Uebelstand, dem doch so leicht aus guten Buchhändlerkatalogen, von *Georgi* z. B., *Walther*, *Osborne*, u. a., abzuhelfen war. S. 76. *Desbillons* hat auch den *Th. a Kempis de imitatione Christi* zu *Mannheim* 1780. 8. herausgegeben. S. 105. *Eckhel*: *Anfangsgründe zur alten Numismatik. Wien* (1787) gr. 8. S. 115. 16. *I. A. Ernesti* war von 1731—34. Conrector an der Thomasschule zu *Leipzig*, muss also 1733 nach *Frohndorf* in Thüringen, wo sein angeblicher Sohn *Aug. Wilh. Ernesti* in dem Jahr geboren wurde, eine Lustreise gemacht haben. Allein Ernesti hat, wie bekannt ist, nur eine Tochter hinterlassen, und der noch lebende ältere Hr. Prof. *Ernesti* ist sein Vaterbrudersohn. S. 124. *Joh. Ernst Faber*. Dieser Artikel muss aus der zwoten Ausgabe des *gel. Teutschl.* und *Adelung* II. 974. 75. berichtigt und ergänzt werden. S. 127. *Fakfius*, Rector zu Clausthal, nach *Adelung*. S. 128. u., solls heissen: *Niceron* 4 Th. *Le Long Bibl. hist. de la France* daneben, ohne Seitenzahl und Nummer, gehört zu den Werken, die Hr. B. in mehreren Stellen citirt, wenn und wie er sie von andern angeführt findet. Rec. kann nur aus der ersten Ausgabe v. 1719, die er besitzt, S. 782. 83. n. 15217. als hieher gehörige Hauptstelle nachweisen. S. 142. lässt der Vf. Hn. Prof. und Rector *Fischer* in Leipzig 1767 sterben, obgleich er später von ihm herausgegebene Schriften anzeigt, zu welchen die neueste Ausg. des *gel. T.* mit den Nachträgen eine neue Nachlese liefert. Offenbar sind weder *Meusel* noch *Harles*, auf die Hr. B. zurückweist, von ihm benutzt, nicht einmal die *dritte* Ausgabe von jenem, und von diesem die *vitae philol.* unrichtig p. 254—64 (statt: 271—84) citirt. S. 151. Der jüngere *Forster* ist zu *Nassenhuben* gebohren. S. 153. *I. E. Foullon*, ein 1668. verstorbener Jesuit, wegen einer neuen Auflage seiner *Geschichte von Lüttich* ins 18te Jahrh. versetzt. s. *Fullon* im *Jöcher*, II. 806. S. 154. *Joh. Ge. Frank* starb d. 20. Jan. 1784. So wenig auch Rec. geneigt ist, die von Hn. B. unverzeihlich übergangenen Schriftsteller nachzuholen, so kann er doch hier, wo er unter den *Franken* den berühmten Verf. des in seiner Art einzigen *Bünauischen Katalogs* vermisst, die Bemerkung nicht zurückhalten, dass ein Literator wenigstens doch mit den Schriftstellern in seinem eignen Fache bekannt seyn, und diese vor andern in einer Nomenclatur hervorziehen sollte. Ein *Osmont* wird mit seiner erbärmlichen Compilation von ihm angezeigt. Aber die Namen *Audiffredi*, *Blaufuss*, *Braun*, *De Bure*, *Crevenna*, *Gemeiner*, *Gras*, *Helmschrott*, *I. C. Hennings*, *Hummel*, *Laire*, *Lengnich*, *A. T. Pfeiffer*, *I. D. Reuss*, *Reviczki*, *Riederer*, *Strauss*, und vieler andern Bibliographen, sucht man vergebens. S. 163. *Frölichs* Leben hat *Khell*, nicht *Oetter*, geschrieben. Man sehe des letztern eigne Erklärung darüber im Anh. zum 4 Th. des *Joachimschen* Münz-

Münzkab. p. 203. 4. S. 168. steht Aug. Galland am unrechten Orte. S. 182. 83. Von G. Gerberon handelt Tassin am a. O. im 2. B. S. 483—548. sehr ausführlich, den der Vf. nicht zu Rath gezogen hat. S. 194. Glafey. Bibliotheca Rinckiana. Lips. (1747) 8 maj. Eins der vorzüglicheren systematischen Bücherverzeichnisse. S. 204. Von J. M. Goeze (nicht Goetze) s. Nachr. v. Niedersächs. ber. L. I B. S. 73—91. S. 214. I. Gramm, ohne Angabe der Quelle, aus Jöchern abgeschrieben — wie mehrmals. Mehr von ihm in Harlesii vitis Philol. Vol. 3. p. 146—56. aus den Gött. gel. Anz. S. 217. Joh. Gratian, nach Adelung II. 1583. zu ergänzen. S. 219. Thomas Gray, und Gray, auf der folg. S. ist ein und derselbe Dichter. Die Citata f. g. h. sind am Schlusse der Rubriken Gray und Gravina zu berichtigen. S. 223. Gabr. Groddeck starb 1709. Benj. Groddeck ward 1720 gebohren. Beide chronologische Data sind richtig. Mithin kann der letztere (der den 8 Jun. 1776 starb) unmöglich des ersteren Sohn seyn. Er war vielmehr ein Sohn Carl Groddecks, Rathsherrn in Danzig, eines Bruders von jenem. S. 223. 24. Abr. Gronov. Saxii T. VI. Hier hat Hr. B. seinen Vorgänger einmal ergänzen wollen, und Taciti Opera 1721. 4. eingeschaltet, an welcher Ausgabe gleichwohl A. G. nur einen unbedeutenden Antheil, von 5 Blättern gesammelter Varianten, einer Dedication und kurzen Vorrede hat, weswegen auch nicht sein, sondern seines Vaters Jacob, Name auf dem Titel steht, der den Abdruck dieser von ihm vollendeten Edition nicht erlebte. S. 227. I. F. Gruner. Harles l. c. Vol. I. p. 246 - 59. S. 231. De Guignes — ist S. 74. schon einmal angezeigt.

S. 260. Jac. Harris. Dessen Hermes u. s. w. mit Anm. u. Abhandlungen von F. A. Wolf, und dem Uebersetzer C. G. Ewerbeck I Th. Halle 1788. gr. 8. S. 262. E. Haarwood. A View of the various Editions of the Greek and Roman Classics. Lond. 1775. 8. übersetzt, verbessert und stark vermehrt von F. C. Alter in beiden folgenden Werken: Uebersicht verschied. Ausgaben der Classiker, und Bibliograph. Nachrichten von Ausgaben der Bibeltexte und Kirchenväter. Wien 1778. 79. gr. 8. S. 264. von Hassfer, f. Adelung II. 1824. S. 265. Hauris. Scriptores hist. rom. An dieser Sammlung der Röm. Geschichtschreiber hat Carl Heinr. von Klettenberg mehr Antheil, als der hier genannte Herausgeber. S. 271. Hedlinger. Dieses grosen Künstlers Leben und Medaillenverzeichnifs hat auch J. C. Fuesfli im 3 B. f. Gesch. der Schweizerkünstler S. 74—123. geliefert. Von eben demselben ist Hedlingers Medaillenwerk, welches J. E. Haid in schwarzer Kunst bearbeitet hat, gezeichnet und mit einer Nachricht von dessen Leben begleitet. Augsb. 1781. fol. Das zu Basel 1776. herausgekommene Werk hat nicht von Mechel, sondern ein ungenannter braver Kupferstecher Scheiz gestochen. Der Text ist von de la Veaux. Hr. v. M. war blos Entrepreneur und Verleger, mit Vorsetzung seines Namens auf dem Titel. S. 273. Sam. Heinicke (nicht Henicke.) S. 276. Helbig, f. Adelung II. 1888. S. 300. J. C. Hirsch hat nie an einer Uebersetzung des Horaz Antheil gehabt, wohl aber Georg Ludw. Hirsch. S. Meusels Nachtr. zur 3 Ausg. p. 214. S. 332. Hunter. Die Beschreibung seines hinterlassenen antiken Münzkabinets ist von Carl Combe. S. 340. Jänichen. Von seinen Meletem. lit. kam 1762 nach s. Tode zu Breslau noch ein 4ter Tom heraus. S. 357. Jugler ist nicht 1785, sondern erst zu Anfange dieses Jahrs gestorben. Von ihm S. Nachr. v. N. S. ber. Leuten. I B. p. 358—375. S. 327. Kleins eigner Lebenslauf ist der von Kautz gehaltenen Leichenpredigt angehängt, womit Sendels Lobrede auf ihn zu vergleichen ist. Beide sind zu Danzig 1759 gedruckt, in welchem Jahr K. gestorben ist (nicht 1760.) S. 381. J. B. Köhler lebt seit 1786 in seiner Vaterstadt. Keiner von Meusels neuesten Nachträgen ist hier benutzt. S. 382. Körner starb als Pastor zu St. Thom. und Superintendent zu Leipzig. S. 393. J. A. Kulmus. Ohne alle biograph. Nachricht, die doch Jöcher schon geliefert hat. S. 412. Lesser. Besondre Münzen auf Gelehrte. Leipz. 1739. 8. S. 432. van Loon's franz. Ausg. besteht aus 5 Bänden. S. 441. 42. Georg Littleton und der Vf. der im Engl. Orig. 1747 zuerst herausgekommenen Schrift, über Pauli Bekehrung, sind nicht verschiedene Personen. S. 446. Maittaire Annales, 9 Bände, wovon die vermehrte Ausgabe des ersten Theils, (nicht des ganzen Werks,) oder der Tomus IV, nach des Vf. Absicht, der 6te und 7te Band ist. S. 450. Manni. Istoria degli Anni santi hätte wenigstens unter den von Saxe angezeigten Schriften nicht weggelassen werden sollen. S. 472. Mazzuchelli. Das Museum Mazzuch. steht unrichtig unter seinen Schriften. Pierr' Antonio de Conti Gaetani ist Vf. dieses Commentars über die Mazzuch. Medaillensammlung, welchen eine Ital. Uebersetzung des Ritters Cosimi Mei in gespaltenen Columnen begleitet. S. 473. von Mechel. S. die Anm. zu S. 271. oben. S. 486. 87. Matthäus der jüngere, und Casp. Merian sind wegzustreichen.

S. 529. Negelein. Thes. num. modernorum huj. Saec. X Theile oder Jahrgänge, nebst einem Suppl. von 1700 bis 1709. (Also nicht 21 Theile) Alles zusammen füllt einen starken, oder zwey mäsige Folio Bände. S. 538. D. G. Niemeyer starb d. 6. Febr. 1788. S. 546. 47. Oetter hat auch numismatische Abhandlungen geschrieben. S. 568. Pellerin. Ein Werk, nicht zwey verschiedene. Es besteht aus 9 Bänden und Additions aux neuf Volumes du Recueil de Medailles de Rois, de Villes, etc. imprimées en 1762. 63. 65. 67. 68 u. 70. av. des remarques sur quelques medailles deja publiees, à Paris 1778. 4. Auch unter eignem Titel: Lettres de l'Auteur du Recueil etc. eb. das. 1770. S. 580. Steph. Picart, und S. 597. vier Preisfsler gehören ins Künstlerlexicon. S. 595. Ephr. Prätorius hat ein Danziger Lehrergedächtnifs in 2 starken Folianten in der Handschrift hinterlassen, wovon Rec. vielleicht an einem andern Orte zur Ergänzung Jöchers und Adelungs Gebrauch machen wird. S. 597. Georg Pray. S. Meusels 3 Ausg. p. 802. (In der 4ten, und deren sämtlichen Nachträgen fehlt er, ohne gleichwohl in der Todtenliste aufgeführt zu seyn.) Vielleicht ist J. G. Pray, der einen Indicem rar. librorum Bibl. Universit. Reg. Budensis, nebst einem Suppl. in 2 Oct. Bänden zu Ofen 1780. 81. herausgegeben hat, derselbe. (Diess Bücherverzeichnifs hat Rec. bisher vergebens aufgesucht.) S. 601. Es. Pufendorf gehört ins 17te Jahrhundert. S. 608. Vom Abt Racine und dessen Kirchengeschichte steht am a. O. im

im Dunkel, wo von dem berühmten Dichter *Jean Racine* gehandelt wird, kein Wort. S. 692. *Pütter*; sein Leben und Schriftenverzeichniss findet man im I B. der *Nachr. von Niedersächs. ber. Leuten* p. 161—173. S. 631. *Mich. Richey* starb 1761. d. 10 May. S. am a. O. p. 146 – 162. im 2 Bande. S. 667. *Jac. Savary* der ältere, und S. 668. *Phil. Ludw. Savary*, aus dem 17 Jahrh. S. 672. *H. Scharbau*, Senior und Past. in Lübeck, starb d. 6 Febr. 1759. Leben und Schriften im 2 B. der eben angeführten *Nachrichten* p. 258—75. S. 673. *von Scheyb. Orestrio, von den Künsten der Zeichnung, Wien* 1774. 2 Theile gr. 8. Mehr in *Meusels* 3 Ausg. p. 1014. S. 685. *Schmeizel. Erläuterungen der Gold- und Silbermünzen von Siebenbürgen. Halle* 1748. 4. m. K. S. 691. *Schneider*, seit 1774 Fortsetzer der *N. Act. Eccles.* S. 708. *G. Schütze*. S. *Nachr. v. N. S. ber. Leuten* 1 B. p. 313—31. S. 742. Von *Staphorst* und S. 743. von *C. H. Stark* nicht einmal *Jöcher* nachgeschlagen.

Mögen nun doch unsere Leser entscheiden, wie gut oder schlecht Hr. B. mit eignen Augen gesehen, und wie viel oder wenig die Literärgeschichte durch seine 20jährige darauf verwandte Bemühungen gewonnen hat. Und die lobpreisenden Recensenten der vorhergegangenen mit gleicher Treue bearbeiteten Bände mögen es bey den Käufern, unter welchen der Rec. des gegenwärtigen sich leider mit befindet, wenn sie können, verantworten, dass sie ihnen für diese theure und grossentheils unbrauchbare Compilation ihr Geld abgelockt haben. Schwerlich wird ein Supplementband die vielen Ergänzungen fassen, deren das Werk noch bedarf, wenns auch nur den Dilettanten im Literaturfache zum Handbuche dienen soll; die ohnehin schon dadurch vom Gebrauch desselben abgeschreckt werden müssen, dass für ihre Bequemlichkeit beym Nachschlagen auch nicht im geringsten gesorgt ist, indem die allgemeinste aller Seitenrubriken; *von Anfang und Fortgang der Gelehrsamkeit*, ohne alle chronologische oder andere nähere Bestimmung der Unterabtheilungen, durch sämmtliche vier Bände fortläuft. Für die ganz unentbehrlichen Berichtigungen wäre der versprochene Realindex der einzige schickliche Ort, wofern der Vf. sein Gesammeltes noch einmal sichten will. Jeder andre Versuch, die Besitzer des Werks am Schlusse desselben durch angehängte Verbesserungen zu entschädigen, würde unzweckmässig seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Leipzig*, b. Barth: *Von dem Nutzen und der Einrichtung eines zu logischen Uebungen bestimmten Collegiums.* Eine Einladungsschrift von *I. H. Abicht* der Phil. Doctor. XXII S. Vorr. 50 S. gr. 8. Der vornehmste Inhalt dieser Blätter, der in der That ihr ganzes nicht unbeträchtliches Verdienst ausmacht, ist keineswegs durch den Titel, der nur die XXII S. — lange *Einladungsschrift* bezeichnet, angegeben. Er ist *Plan zu logischen Uebungen* überschrieben, liefert aber grösstentheils eine interessante Auswahl logischer Definitionen und Regeln, an deren Precision, Fruchtbarkeit und zum Theil auch Neuheit der Geist der Kritik der reinen Vernunft nicht zu verkennen ist, dem sich der Vf. in seinen logischen Ueberzeugungen eben so sehr nähert, als er sich in seinen metaphysischen Principien von ihm entfernt. Durch wenige Zusätze könnte dieser Aufsatz zu einem sehr brauchbaren Leitfaden für Vorlesungen über die Logik werden. Die *Einladungsschrift* ist nach Gewohnheit dieses Vf., wenn er sich von der Trockenheit des didaktischen Vortrags entfernen will, in dem geschraubten und pretiösen Tone abgefasst, mit welchem, wenn man lauter ungemeine Dinge sagen will, gewöhnlich gemeine Gedanken in ungemeinen Ausdrücken und Wendungen vorgebracht werden. Hier sind Proben. „Der *Logiker* hat zur Absicht, *Virtuosen in Begreifen und Denken* zu bilden, eben solche „wie sie von den *übrigen* (?) *Facultisten* mit Recht gefodert „werden, wenn sie der Arten *ihrer Virtuosität* fähig seyn sollen. — „Auch wollen wir selbst *aufklären*, aber *o guter Himmel!* etwa „mit der unter dem Stempel der Aufklärung *geprägten Münze*, „mit der wir uns selbst vielleicht haben betrügen lassen? Von uns „ist das Volk berechtigt, geprüfte ächte *Münze* zu erhalten. — „Wahrheit ist kein *Monopol* der alten und neuen Zeit; Wahrheit ist *nur Monopol* der nach ihren Regeln prüfenden Vernunft; „schöne glatte Worte sind das Kleid der Lehre, nichts weiter, „und ein *schönes* Kleid kann auch die Lüge, so wie der Bösewicht, „tragen. — Ueberall wo nur Lorbeerkränze für uns grünen, „(und diess ist u. s. w.) überall, sag' ich, sehen wir die wahrhaft „ehrenden Ehrenkränze nur für unseren geübten richtigen Verstand grünen." — Am allerwenigsten sollte sich der Vf. auf *Ironie* einlassen, die ausserdem, dass sie einen sehr geübten und festen Geschmack des Schriftsteller überhaupt voraussetzt, der individuellen Sinnesart des Hn. *A.* gänzlich zu widerstreben scheint. Was halten unsere Leser von folgender Ironie. „Sind nicht sehr „viele von dieser Wahrheit" (nemlich dass die Kenntniss der logischen Regeln noch keinen Denker bilde) „so vollkommen überzeugt, dass sie mit herzlicher *Bedauerniss* über die alte Pedanterey vor der Schule der Logik vorübergehen, und, stolz auf ihren Mutterwitz, jedem zu beweisen bereit sind, dass sie mit ihrem Beyspiele die Tirade zu schanden machen können: *o Logik, Logik, wie rächest du dich an deinen Verächtern!* Dergleichen für so mancherley Absichten wohlthätige Ueberzeugung aus theilt man gerne mit; und sie findet, vielleicht so wie alle „Wahrheit, leichten Eingang bey uns, die wir einen natürlichen „Hang nach dem *Wohlthätigen* haben; man sollte sagen; sie „wie jener Engländer, von dem Enthusiasmus und der Schwärmerey, *sie* steckt an wie der Schnupfen. Also wie gesagt, meine „Herren, wir bedürfen darüber, dass die logischen Regeln allein keinen Denker bilden, keines Beweises mehr." — Es ist auffallend, dass unsere Prediger gemeiniglich eher alles andere als die *Beredsamkeit*, und unsere Schriftsteller eher alles als die Kunst *zu schreiben* studiren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 13. October 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Die A. L. Z. ist ihren Lesern noch die Anzeige der meisten von den durch die *Dänischen Finanz-Reformen* und besonders durch die bekannte *Schleswig-Hollsteinische Münz-Veränderung* veranlassten zahlreichen Schriften schuldig, von denen bisher bloss einige von verschiedenen Mitarbeitern einzeln angezeigt worden. Rec., dem die Anzeige des grössten Theil derselben zufiel, überzeugte sich sehr bald, dass, bey der Beziehung aller dieser Schriften auf einander und auf eine gemeinsame Angelegenheit, eine getrennte Anzeige derselben nicht anders als sehr unfruchtbar, und für den Leser, dem es um eine nähere Kenntniss der Sache selbst, und um eigne Prüfung desjenigen, was die Münztheorie und die Finanzwissenschaft überhaupt bey diesem Hin- und Herstreiten gewonnen hat, zu thun ist, äusserst unbefriedigend ausfallen könne. Er entschloss sich also zu der mühseligen Arbeit einer vollständigen und zusammenhängenden Darstellung des Geistes aller hierhin gehörigen Schriften, und hielt diese dem Zweck der A. L. Z. um so mehr angemessen, da hier wirklich nicht von der Angelegenheit bloss *eines* Tages oder *eines* Landes, sondern von sehr wichtigen allgemeinen Untersuchungen über die ersten und wesentlichsten Grundsätze der Geld- und Münzpolitik für alle Zeiten und alle Völker die Rede ist; bey denen die specielle Veranlassung derselben bloss als Vehiculum, zugleich aber auch als ein höchst lehrreicher Commentar anzusehen ist; die daher auch noch alsdann, wenn diese specielle Veranlassung nicht mehr unter die Begebenheiten des Zeitalters gehört, hohes wissenschaftliches Verdienst behalten, und deren Resultat folglich mit höchstem Recht in den Annalen der Literatur aufbewahrt zu werden verdient. Schon der Umstand, dass in diesem Streit die Namen *Oeder*, *Tetens*, *Hensler*, *Büsch*, *Ehlers*, *Fabricius*, *Eggers* und andrer gleich verdienter Männer vorkommen, berechtigt zu Erwartungen, und nach Rec. Ueberzeugung ist nicht leicht irgend ein Schriftwechsel über eine specielle Angelegenheit der Staatsverwaltung eine Quelle reicherer und wichtigerer Aufklärungen, eine Veranlassung zu gründlicherer Analyse grosser Erfahrungen geworden, als der gegenwärtige Münzstreit. Noch nie ist die Theorie des Geld- und Münzwesens, des Münzfusses, der Banken und der Finanzverwaltung in so weitem Umfang, von so mannigfaltigen Seiten, und in so fruchtbarer Zusammenstellung jedes Pro und Contra, jeder Gründe und Gegengründe, erwogen worden, als bey dieser Gelegenheit; und hauptsächlich hat die Betrachtung des Geldes als Waare, die Theorie des Gold- und Silberhandels, und die davon abhangende Theorie des Geldhandels durch diesen Streit neue und grosse Aufklärung gewonnen, und erscheint hier unter manchen neuen und vielleicht einzig wahren, obwohl von den Grundsätzen unsrer meisten Münzpolitiker zum Theil sehr abweichenden, Gesichtspunkten.

Eben daher muss denn aber diese Anzeige, wenn sie eine vollständige und zusammenhängende Geschichte dieser Verhandlungen liefern soll, sich nicht bloss auf die einzeln gedruckten Auffätze, sondern auch auf solche erstrecken, die hie und da in Zeitschriften vorkommen, da diese zum Theil die Veranlassung zu den einzeln gedruckten Schriften wurden, oder doch in unzertrennlicher Beziehung auf dieselben stehen. – Sehr oft sind auch gerade diese die wichtigsten und interessantesten, und verbreiten vieles und neues Licht nicht nur über die speciellen Verhältnisse, sondern auch über die Münztheorie überhaupt. Sehr natürlich! der Geschäftsmann, der die Sache am genauesten kennt, am reiflichsten erwogen hat, aus Erfahrung spricht, und Folgen im Zusammenhang übersieht, hat selten Zeit und Geduld, ganze Bücher darüber zu schreiben; er sagt lieber seine Meynung kurz und bündig in einem allgemein gelesenen Journal, weil sie da am lautesten gehört wird, und, als ein Wort zu seiner Zeit geredet, am kräftigsten wirken kann.

Noch eine allgemeine Bemerkung über die hier anzuzeigenden Schriften sey Rec. erlaubt. Sie betrifft die in allen diesen Auffätzen im höchsten Grad herrschende Publicität und Freymüthigkeit, eine glückliche Folge der durchaus unbeschränkten Pressfreyheit, dieses ausgezeichneten und seit undenklichen Jahren ungekränkten Kleinods der Dänischen Staaten. Herzerhebend ist es, zu sehen, wie hier der Bürger einer durchaus unumschränkten Monarchie gegen die Regierung, der im Dienst des Staats stehende Mann gegen den Staat das Wort nimmt; mit Freymüthigkeit nicht nur, sondern oft sogar vorlaut, und selbst mit Bitterkeit, seinen Tadel gegen öffentliche Verfügungen, seine Bedenklichkeiten und Einwürfe dawider, vorbringt; wie Männer am Ruder es nicht unter ihrer Würde halten, sich auf diese Einwürfe einzulassen, sondern es für Pflicht achten, solche zu prüfen, und das System der Regierung zu vertheidigen; und wie durch dieses Pro und Contra, durch dieses laute Debattiren über Staatsangelegenheiten, nicht nur die Aufklärung des Publicums, seine Zufriedenheit mit der Regierung, sondern auch die Administration selbst gewinnt, und durch Entwöhnung von einseitigen Begriffen, durch stilles Aufmerken auf die Stimme des Volks, und durch Betrachtung einer jeden Idee von mehr als einer Seite, nothwendig gewinnen muss. Dass diese Dänische Münzrevolution für die Theorie des Geld- und Münzwesens

fens weit lehrreicher wird, als die beiden verwandten Ereignisse unsers Jahrhunderts, die berüchtigte Lawische Operation in Frankreich in den Jahren 1716—1720, und die schwedische Münzrevolution vom Jahr 1774, es zu ihrer Zeit wurden, liegt freylich zunächst in den Männern selbst, die hier als Votanten auftreten, und an diese Veranlassung ihre Untersuchungen des Gegenstandes selbst anketten, und die in *einem* Staat und in *einem* Zeitalter selten in dieser Anzahl zusammen treffen. Aber ohne Pressfreyheit würden wir schwerlich diese Vota gehört haben, und die wichtigsten und interessantesten Untersuchungen wären wahrscheinlich für die Theorie verloren gewesen. Noch eine vierte Krise dieser Art ist unserm Jahrhundert vorbehalten, die fürchterlich lehrreich werdende Geschichte der jetzt in Frankreich erschaffenen Assignaten, die aber noch zu nahe und zu unvollendet liegt, und auf die daher die Kritik bis jetzt nur warnend hindeuten kann.

Die meisten dieser Schriften fallen in die Jahre 1787 und 1788, und die Leser der A. L. Z. hätten also deren Anzeige mit Recht schon früher erwarten können. Allein ungerechnet, dass manche derselben erst später und zum Theil erst im vorigen und in diesem Jahr erschienen sind, und folglich eine frühere Anzeige in der That unvollständig hätte ausfallen müssen, hat Rec. noch in einer andern Rücksicht diese Arbeit absichtlich verspätet. Er glaubte immer, dass bey dem Urtheil über Streitschriften, die irgend eine Reform in der Staatswirthschaft betreffen, das Object selbst nicht zu nahe liegen müsse; dass eine unbefangene Prüfung erst nach völlig geschlossenen Acten, erst alsdann möglich werde, wenn der Federkrieg geendigt, und die Gährung selbst verbraust ist, und die Erfahrung mehrerer Jahre über die neue Einrichtung selbst, und über die von den Schriftstellern bestrittenen Erwartungen oder Besorgnisse entschieden hat. Soll die Kritik über Schriften dieser Art, die nicht Theorie allein, sondern nur Theorie mit Beobachtung des Erfolgs verbunden, gehörig würdigen kann, mehr seyn, als bloser Novitätenkatalog, so kann sie nur in dieser Entfernung ihren Standpunkt wählen, und auf diesem Standpunkt glaubt Rec. in Absicht dieses Gegenstandes erst jetzt zu stehen.

Gerne hätte Rec. die Ordnung der anzuzeigenden Schriften so gewählt, dass der Leser von der Geschichte und Veranlassung der Zerrüttung des Dänischen Finanz- und Geldwesens zu den getroffenen oder vorgeschlagenen Mitteln, und zu den Urtheilen über diese Mittel, und von hier aus zu den allgemeineren Untersuchungen fortgeleitet worden wäre. Aber er müsste diesen Gedanken sehr bald aufgeben, weil die meisten Schriften mehrere dieser Gesichtspunkte, und einige von ihnen alle zusammen mit einander verbinden. Die Ordnung nach der Zeitfolge blieb daher, in Rücksicht auf die Beziehung, worinn sämtliche Schriften auf den Finanzplan selbst, und die späteren unter ihnen auf die früheren stehen, im Ganzen die einzige anwendbare; doch hat Rec. sich auch von diesem Plan einzelne Abweichungen erlauben müssen, um nicht Gesetz und Commentar, Antwort und Gegenantwort von einander zu trennen. Immer aber behält diese Anordnung die Unbequemlichkeit, dass derjenige Leser, der die Staatsangelegenheit selbst, über die gestritten wird, nicht schon vorher kennt, erst späterhin diejenige historische Uebersicht gewinnt, die, um ihn zu eignem Urtheil zu leiten, ihm gleich zu Anfang hätte gegeben werden sollen; eine Unbequemlichkeit, der Rec. nicht anders abzuhelfen weiss, als durch Aufopferung einiger Zeilen zur Ausfüllung dieser Lücke.

Der ganze Streit nemlich betrifft die Finanz-, Geld-, und Münzverwirrung, in die der Dänische Staat seit mehreren Decennien, und besonders seit den Zeiten der Struenseeischen Administration, gerathen war. Unaufhörliche Abwechslungen im Ministerium, unaufhörliches Schwanken in den unfesten stets veränderten Grundsätzen der Administration, Mangel an Staatsökonomie, und grosse Fehlgriffe in der Anwendung schädlicher Palliativmittel hatten den sonst glücklichen Staat nahe an den Rand des Verderbens gebracht; dies ist das einmüthige Zeugniss aller in den Grundsätzen noch so abweichender Schriftsteller. Dringende Noth hatte die Regierung vermocht, die ursprünglich auf wirklich vorhandne Valuta sich gründenden Zettel der Kopenhagener Bank in der Folge auch ohne Valuta auszugeben, erst sie von der bis dahin als Privatinstitut bestandenen Bank als Anleihe aufzunehmen, und dann die Bank selbst für Rechnung des Königs zu übernehmen; Leichtsinn und Gewinnsucht hatten diese so leicht und glücklich scheinende Operation in der Folge zu schwindelnden Fabrik- und Handelsunternehmungen grenzenlos gemissbraucht, besonders während des die neutralen Flaggen so sehr begünstigenden amerikanischen Krieges; die Ueberhäufung der Bankzettel wirkte von einer Seite schädliche Ueberspannung der Circulation, steigende Preise, und vermehrten Luxus; von der andern Seite machte sie die Realisation unmöglich; der Credit der Zettel fiel in Verhältniss der täglich mehr erschwerten Realisation; ihr Werth gegen baare Münze in Verhältniss ihres immer tiefer sinkenden Credits; die baare Münze gieng für ausländische Bedürfnisse aus dem Lande, weil der Ausländer keine Zettel nehmen wollte; in- und ausländische Wipperey trieb die schwereren Geldstücke in den Schmelztiegel, um die übrig bleibenden leichteren mit Vortheil wieder in Circulation zu bringen, und wiederholte diese Operation, so oft der Preis des dadurch verschlimmerten Geldes noch tiefer gefallen war; die ost- und westindischen Speculationen verunglückten; und so trat schlechtes Geld in die Stelle des guten, Papier in die Stelle der Münze, Luxus in die Stelle der Frugalität, Indolenz in die Stelle der Industrie, und Verarmung in die Stelle des Wohlstandes. Die Frage, welche Wege eine jetzt ans Ruder getretene weisere Staatsverwaltung einzuschlagen habe, um unter diesen Umständen dem Lande aufzuhelfen, den Staat und seine Bürger zu retten; die dadurch veranlassten Verfügungen, und deren Zweckmässigkeit oder Unzweckmässigkeit, sind das grosse lehrreiche Object dieses Schriftwechsels.

Der Plan zur Abhelfung so mannichfaltiger und tief eingewurzelter Uebel, ohne gewaltsame Zerrüttung, war ohne Zweifel ein äusserst schweres Werk; erfoderte mannichfaltige und complicirte Operationen. Die von der Regierung beschlossne *Münzveränderung* ist weder der

erste noch der einzige Schritt in diesem Finanzplan; aber er ist der wichtigste, und in seinen Folgen der schnellwirkendste und bedenklichste; mit Recht ist er daher als der Mittelpunkt der ganzen Operation anzusehen. Und so classificirt sich denn der Natur der Sache nach die ganze Folge der hier anzuzeigenden Schriften 1) in solche, die *vor der beschlossenen Münzveränderung*, 2) in solche, die *in der Zwischenzeit von der beschlossenen Münzveränderung bis zu ihrer wirklichen Ausführung*; und 3) in solche, die *nach wirklich ausgeführter Münzveränderung* erschienen sind; für eine 4te Classe gehören alsdenn noch diejenigen, welche auf das *Benehmen der benachbarten Staaten und Handelsstädte in Absicht dieser Münzveränderung* Beziehung haben.

A. Schriften, welche vor der den 8ten November 1786 beschlossenen Münzveränderung erschienen, oder doch durch die vor der Münzveränderung vorhergegangenen Verfügungen veranlasst worden sind.

Mit Zutrauen erwartete das Land von dem im April 1784, an eben dem Tage, als der Kronprinz zuerst dem Staatsrath beywohnte, ernannten *neuen Ministerium*, und von dem im Junius eben desselben Jahrs niedergesetzten *Finanzcollegium*, zweckmässige Vorkehrungen zur Abhelfung des Uebels. Der erste und nächste Gesichtspunkt dieser Administration gieng auf die *Aufrechthaltung des Credits der Bank*, und auf die *Tilgung der Bankfoderung an die Regierung, und der übrigen Landesschulden.* In dieser Rücksicht erschien ein Jahr nach diesem Zeitpunkt, im Julius 1785, in Dänischer Sprache und zugleich in deutscher Uebersetzung:

1) *Patent, betreffend den Abtrag der königlichen Schuld an die Bank, wie auch die Errichtung eines Zinsenfonds, und eines sinkenden Fonds zur Verzinsung und Tilgung der Staatsschulden. Friedrichsberg d. 8 Jul. 1785.* (Steht auch in der *zweyten Fortsetzung der Urkunden und Materialien zur Kenntniss der Geschichte und Staatsverwaltung nordischer Reiche*, (ohne Druckort 1790.) S. 278—287.)

Hierinn wird festgesetzt: 1) Die Bank soll von den königlichen Finanzen gänzlich abgesondert seyn; 2) die Foderungen der Bank an die Krone sollen theils durch baare Zahlung, theils durch den Ertrag einer zu eröffnenden Anleihe, theils durch Cession liquider Schulden, und theils durch sichres Unterpfand liquidirt werden; 3) für die Verzinsung der Bankfoderungen an die Krone soll durch sichre Anweisung gesorgt, und zugleich ein sinkender Fond zur allmäligen Tilgung des Capitals gesammelt werden; 4) jährlich soll die Rechnung zwischen der Bank und der Regierung abgeschlossen werden; 5) die Bankdirection erhält zugleich die Direction des sinkenden Fonds; 6) über den Zinsenfonds sowohl als über den sinkenden Fonds darf nie eine andre Anwendung, als zum Besten der Bank, in Vorschlag gebracht werden.

Mit diesem Placat wurde verbunden

2) *Verordnung wegen einer Anleihe von 500,000 Rthlr. Courant, welche gegen Annuitäten von 1000 Rthlr. zu 4 Procent und von 150 Rthlr. zu 2 Procent jährlicher Zinsen in Kopenhagen eröffnet werden soll. Friedrichsberg d. 8 Jul. 1785*, und

3) *Verordnung wegen einer unter gleichen Bedingungen in Altona zu eröffnenden Anleihe von 500,000 Rthlr. Species oder Banco, unter eben demselben Datum.* (Die Hauptpunkte der letztern stehen gleichfalls in der eben angeführten *zweyten Fortsetzung der Urkunden und Materialien*, (1790) S. 291—294.)

Jede dieser beiden Anleihen bestand aus 500 Actien, jede von 1000 Rthlr., welche innerhalb 28 Jahren allmalig in steigender Proportion von 10 zu 30 Actien durch Loos zurückbezahlt, bis dahin jede Actie mit 4 Pct verzinst, auch überdies einer jeden Actie eine mit 2 Pct. zu verzinsende Annuität von 150 Rthlr. unentgeldlich beygelegt, und diese gleichfalls innerhalb 35 Jahren in steigender Proportion ausbezahlt, und bis zur Auszahlung mit 2 Pct. verzinset werden sollen. Die Kopenhagener Anleihe wurde sehr bald vollzählig; mit der Altonaer aber hatte es nicht eben den glücklichen Fortgang.

Als Commentar über diesen Tilgungsplan, oder eigentlicher als Apologie desselben, erschienen bald nachher

4) Hamburg, b. Hoffmann: *Briefe über den neuen Finanzplan für Dannemark*, 1786. 104 S. 8.

als deren Vf. einer der ersten Altonaischen Kaufleute, Hr. Hofagent (jetziger Etatsrath) *Lawätz*, genannt wird. Der Vf. sagt in einer edlen Sprache im Vorbericht sehr viel Lesenswürdiges über Publicität der Staatsverwaltung, was nie genug beherzigt werden kann, und verbreitet sich dann in sechs Briefen über die dermalige Lage des Dänischen Finanzwesens, und über die von dem neuen Finanzplan zu hoffenden Folgen mit vieler Einsicht, und mit steter Beziehung auf Rechnungsresultate, obwohl als unbedingter Apologist dieses Plans. Der *erste* Brief entwickelt, warum seit 1784 noch kein Schritt zur Finanzverbesserung geschehen konnte? Der *zweyte* sagt viel Richtiges über den Nachtheil von zu leichtem Credit und von Papiergeld. Der *dritte* spricht von den Vortheilen, die die in dem Patent vorläufig angekündigte (nachher näher zu erwähnende) Creditcasse, bey zweckmässiger Einrichtung, für das Land haben könne. Im *vierten* Briefe wird von dem Belauf der königlichen Schuld an die Bank gehandelt, die der Vf. nach den vormals von *Büsching* angegebnen Datis auf 8 bis 9 Millionen, die übrige Roullance der Bank aus beygebrachten specificirten Angaben auf 5 bis 6 Millionen, und also die ganze damalige Circulation der Bankzettel auf 14 bis 15 Millionen anschlägt. Ferner von der unter No. 2. und 3 angekündigten Anleihe, deren Zinsfuss der Vf. mit Inbegriff der Prämie auf 4½ Pct. berechnet, und die für die Steigerung des hypothekarischen Zinsfusses, und des Preises der Actien in den Handlungscompagnien, davon befürchteten Nachtheile zu widerlegen sucht. Die im 2ten §. des Placats No. 1. erwähnten Cessionen an die Bank schlägt der Vf. mit Inbegriff des Ertrags der Anleihen auf 6 Millionen an, so dass, *nach dieser Rechnung*, der König nur 2 bis 3 Millionen an die Bank schuldig bliebe. Der *fünfte* Brief spricht von dem in der Verord-

Verordnung festgesetzten Fonds zur Zinsenzahlung und sinkenden Fonds. Der Vf. nimmt, ausser der Schuld an die Bank, die ausländischen Staatsschulden auf 13 Millionen, und die inländischen auf 2 Millionen an, und berechnet, dass, wenn der sinkende Fonds im ersten Jahr 20,000 Rthlr. ausmache, und in jedem folgenden Jahr um 10,000 Rthlr. zunehme, diese Schuld, zu 5 Pct. Zinsen gerechnet, mittelst desselben in 26 Jahren abgetragen, auch dieser Zeitpunkt durch zweckmässige Ersparungen in der Ausgabe noch verkürzt werden könne. Der *sechste* Brief enthält bloss einige allgemeine Bemerkungen über den Ungrund des Missvergnügens über die erwähnten Verordnungen.

Einen andern weniger mit den Grundsätzen der Regierung einverstandenen Commentator hat das Patent No. 1. späterhin gefunden in den

5) *Urkunden und Materialien zur nähern Kenntniss der Geschichte und Staatsverwaltung nordischer Reiche. Zweyte Fortsetzung.* (Ohne Druckort.) *1790. S. 12—30. der Vorrede.*

Der bekannte Herausgeber dieser für die Dänische Statistik äusserst lehrreichen und nach Verdienst geschätzten Sammlung, Hr. *Gaspari*, theilt hier einige allgemeine Bemerkungen über die Dänische Finanzzerrüttung überhaupt, und über deren Quellen, und einige specielle Bemerkungen über das Patent No. 1. und über die so eben unter No. 4. angezeigten Briefe mit. Er sucht zu beweisen, dass die von Hn. *Lawätz* auf 8 bis 9 Millionen angeschlagnen Schulden des Königs an die Bank zwar bis zur gänzlichen Uebernehmung der Bank nicht mehr als etwa 2½ Millionen betragen hätten; in der Folge aber sey die durch die immer fortgesetzte Erschaffung neuer Bankzettel vermehrte indirecte Schuld des Königs zu einer unbestimmbaren Grösse angewachsen. Die in den Patenten No. 2. und 3. angekündigte Anleihe sey in Rücksicht der allmäligen Wiederzahlung auf sehr richtige Grundsätze gebaut, aber zu complicirt gewesen, um Zutrauen zu finden. Den wahren Zinsfuss dieser Anleihe und der damit verbundnen Annuitäten-Lotterie berechnet er auf 4¼ Pct., (Hr. *L.* hatte ihn auf 4½ Pct. angeschlagen;) bey einem directen Zinsfuss von 5 Pct., meynt er, würde die Anleihe weit mehr gesucht, und um mehrere Jahre früher getilgt worden seyn. Die (von Hn. *L.* auf 14 bis 15 Millionen angeschlagene) ganze Masse der circulirenden Bankzettel, glaubt er, auf 20 bis 21 Millionen setzen zu können, und zweifelt sehr, dass die Bank, (wie Hr. *L.* glaubt,) sichre Effecten dafür besitze.

Einige andre in dieser Sammlung vorkommende hieher gehörige Aufsätze werden weiter unten angezeigt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Tübingen*, gedr. b. Fues: *Le Bret pr. disquisitio de fragmentis Theodori Mopsvesteni.* 1790. 4. 18 S. Unstreitig müsste es von keiner geringen Wichtigkeit seyn, wenn jemand ein *neues* kritisches Verzeichniss der noch vorhandenen Schriften und Fragmente des berühmten Bischofs von Mopsvestia in Cilicien verfassete und uns belehrete, was wir von diesem Manne wirklich schon besitzen, wie es um die Aechtheit desselben stehe und wo wir Mehreres zu suchen hätten; wir wünschen daher recht sehr, der Hr. Vf. möge bey der Fortsetzung seiner Arbeit *vorzüglich* auf diese Puncte Acht haben, alle nicht zur Sache gehörigen Erörterungen meiden, und uns so genaue Resultate, als möglich ist, liefern. S. 4. wird gegen die Geschichte behauptet: *omnis Nestorii, qui Theodorum nactus fuerat praeceptorem, tragoedia ideo maxime lugubris est, quod inde ab illo tempore bonae interpretationis leges obsolescere paulatim inciperent.* Leider! finden sich schon in dem ersten christlichen Zeitraum die schlimmsten exegetischen Grundsätze überall in Ausübung. Zu der nemlichen Seite bemerken wir, dass vor Mosheim schon Rich. Simon in der *histoire crit. des princ. comment. du N.-T.* dem Theodorus als Interpreten Gerechtigkeit wiederfahren liess. S. 5. lesen wir die Namen derjenigen, welche Fragmente von Theodor gesammelt haben; hier kommt natürlich auch Münter vor, aber mit dem ganz überflüssigen Beysatz: *cui hac occasione bilem movit invidia custodis Vaticanae, quem Pius VI, quod suae bibliothecae praefecerat, in despectum virorum gravium et literatorum Vaticanae etiam praefecit.* Warum S. 6. nicht gesagt werde, dass Theodor wahrscheinlich auch Andragaths Unterricht in der Philosophie genossen habe, da doch Walch in der Ketzergeschichte, die Hr. *le B.* beständig vor sich gehabt zu haben scheint, dieses Umstands gedenket, wissen wir nicht. Die Erklärungen über die heilige Schrift fallen nicht in das 17te Jahr Theodors, wie S. 7. steht, sondern wenigstens 3 Jahre später f. Schröckhs Kirchengesch. XV. Th. S. 190. Ein offenbarer Druckfehler ist es, wenn S. 8 das Todesjahr Theod. auf 409 gesetzt wird, es ist das Jahr 428 oder 429. Wenn man S. 9. hört: *Ibas Edessenus de versione librorum Theodori sollicitus cum magistro suo nominis immortalitatem peperit, ut jam major illius librorum inter Syros, Arabas et Persas — — suppeteret copia, quam inter Graecos — —*; so kommt man in Versuchung zu glauben, die arab., persischen und andern morgenländischen Uebersetzungen seyen alle aus der syrischen geflossen, welches nicht erweislich ist. Bald darauf kommt die sehr artige Bemerkung vor: *Vindobonenses possidere feruntur Theodori commentarium manu exaratum in 12 prophetas minores, quamvis mirarer, Cl. Münter, qui tamen — ad bibliothecam Vindobonensem provocat, seque aliqua ex illis codicibus exscripsisse profitetur, altum de ea re silere* — wir sehen aber nicht, worauf sich die Worte *ex illis* beziehen. Unlateinisch ist der Ausdruck: *conjectura tantum valens, quantum potest.* Nur noch eine allgemeine Bemerkung bey dieser Gelegenheit: Theodor ist gewiss einer der besten Exegeten und Theologen der früheren Jahrhunderte gewesen; aber unsere Meynung von ihm ist eben so gewiss öfters dadurch überspannt worden, dass ihn seine Lobredner nicht immer nur im Verhältniss gegen seine Zeit lobeten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 14. October 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Fortgesetzte Anzeige der Schriften über das Dänische Finanzwesen und die Schleswig-Holsteinische Münzveränderung.

Zur Geschichte dieses Zeitraums gehört noch die Anzeige folgender Schriften:

6) *Johann Georg Büsch von der Kopenhagner Bank.* Steht als ein 4ter Anhang zu seiner *Abhandlung von den Banken* im *dritten Theil* seiner *Schriften über Staatswissenschaft und Handlung. Hamburg und Kiel*, bey K. Friedrich Bohn. 1784. S. 377 392.

Hn. *B.* classische Abhandlung *von den Banken* ist aus seinen 1772 herausgegebenen *kleinen Schriften über die Handlung* als das Hauptbuch über diesen Gegenstand bekannt, als die erste systematisch-richtige Belehrung, welche die Theorie über diesen Gegenstand erhielt, und die auch itzt nach 20 Jahren noch immer Hauptbuch bleibt. Hier erscheint dieselbe vermehrt und erweitert, und mit einem vierfachen Anhang begleitet, dessen Zweck hauptsächlich dahin geht, die in der Abhandlung selbst allgemein und grossentheils nur kurz vorgetragenen Wahrheiten durch Geschichte und Beurtheilung einzelner Banken praktisch zu beweisen. Rec. schränkt sich hier um so mehr auf die Anzeige des erwähnten das Dänische Bankwesen unmittelbar betreffenden 4ten Anhangs ein, da er voraussetzen kann, dass die Abhandlung selbst und deren Inhalt allen denjenigen Lesern, die über den Inhalt der hier anzuzeigenden Schriften unterrichtet zu seyn wünschen, ohnehin gegenwärtig ist.

Die Kopenhagner Bank ward 1737 als Assignations-, Wechsel-, und Leihbank errichtet. Ihr Fonds bestand anfangs aus 500,000 Rthlr. dänisch Courant in 1000 Actien vertheilt. Ihre Münze war die dem Lübschen und Hamburgischen Münzfuss gleichkommende Dänische Courantmünze. Durch die 1757 zu 2 Rthlr. Courant ausgeprägten Courantducaten, in denen das Preisverhältniss des Goldes, zum Silber auf 1 : 15$\frac{1}{10}$, mithin 3 Prct. besser, als der Marktpreis, fixirt war, wurde die nun unvermeidliche Einschmelzung der Silbermünze veranlasst, und jede Ausmünzung in Silber nach dem bisherigen Münzfuss unmöglich oder doch höchst nachtheilig gemacht; wobey indessen die Bank den Vortheil hatte, den Werth ihrer Zettel in dem zu hoch vermünzten Golde realisiren zu können. Ihr Dividend stieg auf 12 Prct. Im J. 1760 wurde der Fonds mit 100.000 Rthlr. neuer Actien vermehrt. Die Kriegsrüstungen von 1762 machte eine auf 11 Millionen gerechnete Anleihe der Bank an die Krone nothwendig; die Anzahl der Bankzettel stieg dadurch auf das 20fache des Fonds; die Realisirung ward unmöglich, und man schuf, um sich zu helfen, einzelne Thalerzettel. Bis 1771 suchte die Regierung durch holländische Geldnegociation zu Abzahlung der Schuld Rath zu schaffen. Im J. 1773 machte sich die Krone zum Eigner der Bank. Durch die damals gut stehende Handelsbilanz, durch die von Holland negociirten 6 Millionen, und durch einige Palliativmittel in Aufkaufung der Bankzettel zu Hamburg und Altona zu höherem, als dem Börsenpreise, gelang es, den Werth der Bankzettel und den Wechselcurs in den nächsten Jahren wieder ins rechte Gleis zu bringen. Aber von 1778 an ward, der damals aufs höchste gestiegenen Handlung ungeachtet, der Wechselcurs immer schlechter, weil alles ohne baar Geld betrieben wurde, und dieses selbst für den täglichen Verkehr gänzlich mangelte. Im J. 1782 kurz vor dem Frieden, war der Curs auf 15 und im Julius 1783 auf 17½ Prct. unter Pari gefallen; nachher erhob er sich wieder um etwa 6 Prct.

Dieser ganze Vorgang ist ein praktischer Erweis des sonst schwer zu begreifenden Paradoxons, dass eine Nation ohne Krieg, bey einer anscheinend vortheilhaften Handelsbalanz, bey zunehmender Bevölkerung und bey vermehrtem nutzbarem Eigenthum dennoch durch ihre Bank von baarem Gelde entblösst werden könne. Vermehrter Wohlstand nemlich befördert zwar den Luxus, jedoch kann, so lange keine andre Zeichen des Werths, als baar Geld, vorhanden sind, nicht mehr baares Geld für ausländische Bedürfnisse aus dem Lande gehen, als für den inländischen Verkehr entbehrt werden kann. Wenn aber durch das Papiergeld eine Menge neuer Zeichen des Werthes in Umlauf kommen; so wird dadurch das Vermögen, sein nutzbares Eigenthum zu geniessen, viel allgemeiner verbreitet, und ein jeder kann das baare Geld ohne Anstand weggeben, so lange ihm für den inländischen Verkehr Bankzettel und etwas Scheidemünze übrig bleiben. Kann in diesem Fall das Land sich nicht selbst die Gegenstände des gemehrten Wohllebens verschaffen und bearbeiten, so ist Verschwinden des baaren Geldes und Steigerung aller Preise die unvermeidliche Folge. Die Ausbeute der Norwegischen Bergwerke wird durch die Silberversendung im Asiatischen Handel überwogen, und auch bey der vortheilhaftesten Handelsbilanz würde keine Baarschaft ins Land zurückkehren, so lange noch Banknoten im Auslande zu haben sind, und so lange diese im Lande selbst für voll gelten müssen.

Diess ist der Inhalt dieser Schrift, die das hohe Verdienst hat, die *erste* zu seyn, die über diese Angelegenheit schon zu einer Zeit, da inländische Schriftsteller noch schwiegen, gründliches Licht verbreitete; bey der der Vf. übrigens durch Glimpf und Bescheidenheit (wie

er sich ausdrückt) dem Vorwurf der Tadelsucht vorzubeugen sucht, und daher wohl in Hinsicht einiger Punkte, und besonders über den Zustand der Handelsbilanz und des Landeswohlstandes, absichtlich weniger helle Farben aufgetragen hat, als mehrere seiner Nachfolger.

7) Ohne Druckort: *An Dännemark und seine braven Bürger, zum neuen Jahr.* 1786. 75. S. 8.

Enthält blofs S. 62. ff. einiges Wahre und Gutgesagte über den Nachtheil einer nicht zu realisirenden Menge von Papiergeld, und über die Nothwendigkeit, dasselbe einzuziehen, und die Masse des baaren Geldes zu vermehren, ohne jedoch auf die Untersuchung, *wie* dieses geschehen könne und müsse, sich näher einzulassen. Der übrige Inhalt dieser kleinen Schrift ist bereits von einem andern Recensenten angezeigt worden.

8) *Joh. Christ. Fabricius Abhandlung von dem Handel* (Im *ersten Theil* seiner *Policeyschriften, Kiel 1786. 8.*) S. 113—306.

Als *Haupthindernisse des Dänischen Handels* rechnet Hr. F. die vielen ausschliessenden Handelprivilegien und das Schwankende und Veränderliche in dem Handlungssystem. Dieser Hindernisse ohngeachtet stieg der Dänische Handel, besonders in unsern Zeiten, zu einer sehr ansehnlichen Höhe. In den ältern Zeiten war der Nordische Handel ganz in den Händen der Hansestädte. Christian IV suchte zuerst den Dänischen eignen Handel aufzuhelfen, und Friedrich III gelang es, ihn wirklich zu gründen. Aber noch immer fehlt es dem Kaufmann zu sehr an eignen Kräften, weil er zu früh nach Rang und Titeln strebt, und sein Vermögen dann gewöhnlich dem Handel entzieht. Daher wird dann der meiste Handel für fremde Rechnung getrieben, und die allgemeine Ausbreitung des Dänischen Handels im amerikanischen Kriege hat auf den Wechselcurs und auf die Verbesserung der Handelsbalanz nicht den Einfluss gehabt, den sie sonst würde gehabt haben. Die Lage der Dänischen Staaten, und die Landesproducte selbst sind dem Handel äusserst vortheilhaft; die Colonien schaffen einen vorzüglichen Markt für die Producte, und liefern zugleich eine Menge Waaren zum inländischen und ausländischen Absatz. Hauptsächlich ist der zuerst 1616 entstandne *Ostindische und Chinesische Handel* in den letzten Zeiten wichtig geworden, den der Vf. für sehr vortheilhaft hält, weil jährlich mehr an Fremde verkauft wird, als der ganze Einkauf an baarem Gelde kostet. Der *Westindische Handel* wurde besonders im amerikanischen Kriege durch die Neutralität der Dänischen Colonien und der Dänischen Flagge wichtig; aber der Markt wurde überladen, und die Preise fielen. Weniger vortheilhaft, obwohl des Sklavenhandels wegen nothwendig, ist der *Guineische Handel.* Der *Maroccanische Handel* war ohne allen Vortheil. Der *Europäische* Handel ist später und in geringerm Umfang gelungen, als man bey so mancher ausgezeichneten Unterstützung, besonders seit Friedrich V Zeiten, hätte erwarten sollen. Vortheilhafter als der Handel mit dem *südlichen Europa* ist der nach *England*, besonders wegen der norwegischen Producte, aber noch grösser Verbesserung fähig. Der nachtheiligste Handel ist der auf *Holland*; er entzieht dem Lande den Gewinn mit eignen Producten, vermindert die Volksmenge und unterdrückt die Fabriken. Vortheilhafter ist der *Ostseeische Handel*; nachtheilig aber der auf *Deutschland*, weil er den Wechselcurs erhöht, (erniedrigt), und das baare Geld wegzieht. Der *Isländische und Grönländische Handel* könnte noch nützlicher werden, als er schon bis jetzt ist. Zur *Verbesserung des Handels* muss *Vermehrung der Menge und des Werths der Waaren* der erste Schritt seyn. Die vorhandnen Handelsbilanzen gründen sich blofs auf Zollregister, und sind daher wegen des äusserst hoch gestiegenen und nicht zu verhütenden Schleichhandels höchst unzuverläsig. Ein weit sicherer Masstab ist der Wechselcurs, der sich durch keine Künsteley heben läst, so lange die Handelsbilanz nachtheilig ist. Ausgedehntere Freyheit ist allein im Stande, den Umfang des Handels zu erweitern. Jede Einschränkung, jede Begünstigung inländischer Fabriken durch diese Einschränkungen, ist mehr oder minder nachtheilig; diess beweist der Vf. durch Facta. Noch nachtheiliger sind die Monopolien; den Beweis geben das eben daher auch bald wieder aufgehobene Tobacksmonopolium, und die monopolisirenden Handlungscompagnien. Der zweyte Schritt zur Verbesserung des Handels besteht in der *Vermehrung des Credits.* Hier bemerkt der Vf. den Einfluss des Wechselcurses und der Circulation auf den Credit, und folgert daraus, dass jedes künstliche Mittel, und besonders auswärtige Geldanleihen, nichts als Palliative sind, jede Radicalverbesserung aber auf Vermehrung und Verbesserung der Producte begründet werden müsse. Das dritte, aber höchst gefährlicher Misgriffe fähige, Mittel zur Aufhelfung des Handels liegt im *Münz- und Bankwesen.* Der Vf. theilt hier blofs die allgemeinsten Grundsätze über gute und schlechte Münze, über äussern und innern Werth der Münze, und über den Nachtheil unrichtiger oder an eine gesetzliche Bestimmung gebundener Verhältnisse der Metallpreise mit. Schlechte Münze hat Dänemark nur ein einziges mal unter Friedrich IV gehabt, aber fast immer schwankenden unbestimmten Münzfuss; daher das Verschwinden des baaren Geldes, und die immer grösser werdende Nothwendigkeit einer allgemeinen Ummünzung. Hr. F. räth aus Gründen, von denen auch Rec. sich längst überzeugt hielt, bey einer ohnehin nöthigen Ummünzung zu Einführung eines leichtern Münzfusses. Verbote der Geldausfuhr können nie wirksam seyn; alles kömmt blofs auf Verbesserung des Nahrungsstands an. Banken können, ausser der Leichtigkeit des Umsatzes, auch als Leihanstalten wichtig werden, und durch Ausgebung von den als Münzzeichen anzusehenden Bankzetteln die Circulation vermehren; nur müssen diese allemal auf Verlangen gegen baares Geld eingelöst werden. So war es auch im Dänischen bis 1761, wo die russischen Händel starke Rüstungen nothwendig machten, zu deren Bestreitung man nicht anders als durch Erschaffung von Papiergeld Rath schaffen konnte. Aber diesem Papiergelde fehlte die Valuta; die Zettel konnten nicht realisirt werden, das Fallen des Werths war daher unvermeidlich, und gieng in kurzer Zeit auf 15 bis 18 Procent. Das vierte und fünfte Mittel ist die Austheilung von *Privilegien*, nur dass sie nicht in Monopolien ausarten müssen, und die Vermehrung der *Messen und*

Jahr-

Jahrmärkte. Das sechste die *Beförderung der Schiffahrt*. Letztere ist seit Friedrichs IV Zeiten, hauptsächlich aber im amerikanischen Kriege, zu einer grossen Höhe gestiegen, auch fahren viele Landeseinwohner auf fremden Schiffen. Eine Hauptquelle aber zur Vermehrung der Landesglückseligkeit ist *Frugalität und Bürgertugend*, deren Wohlthätigkeit der Vf. am Schluss seiner Abhandlung in einer treflichen Schilderung seinen Mitbürgern vorzeichnet.

Diess ist der getreue Auszug jener Schrift, die für die nähere Kenntniss des Dänischen Handlungswesens und des Landeswohlstandes äusserst wichtig ist, und von jedem, der die nachher erschienenen Schriften richtig beurtheilen will, nothwendig gelesen werden muss. In den meisten Punkten ist Rec. mit dem Vf. einverstanden. Einige Facta, worinn mehrere der weiterhin anzuzeigenden Schriften von ihm abweichen, werden aufmerksamen Lesern von selbst auffallen.

9) *Dännemarks Handelsbalanze am Ende des Jahrs* 1782 (Im *Kielischen Magazin vor (für) die Geschichte, Staatsklugheit und Staatenkunde*, herausgegeben von *Valentin August Heinze*, d. W. D. u. Prof. zu Kiel, 2 Band (Kiel u. Leipz. 1784.) 1 *Stück S.* 7—14.

Der Vf. rechnet den im Ost- und Westindischen Handel roullirenden Fonds an ausgesandten Cargaisons, und in- und ausländischen Waarenlagern, (den Werth von 400 neuerbauten Schiffen ungerechnet), auf 25 Millionen; die Bankzettel zu Anfang des amerikanischen Kriegs auf 8 Millionen, die Vermehrung derselben während des Kriegs auf 7 Millionen, mithin die ganze damalige Zettelroullance auf 15 Millionen. (Diese Angabe kömmt mit No. 4. überein, nicht aber mit No. 5.) Die Kosten der Ausrüstung, die Roullance fremder Wechsel und das nach Ostindien erforderliche Silber beträgt, nebst den Zinsen der ausländischen Schulden, seiner Berechnung nach, nicht mehr als 5,300,000 Rthlr., daher er dem Lande nach der Zurückkunft aller Ladungen einen reinen Vortheil von 19,700,000 Rthlr. prophezeit, womit nicht nur alle Bankzettel eingelöset, und alle Staatsschulden getilget werden könnten, sondern überdiess noch ein höchst ansehnlicher Zuwachs des Nationalreichthums übrig bleiben werde. Wie sehr die Erfahrung diese glänzenden Speculationen vereitelt, und, zur allgemeinen Zerrüttung des Landes, in offenbaren und ungeheuren Schaden verwandelt habe, ist bekannt; auch werden darüber in einigen der spätern Schriften noch nähere Data vorkommen.

10) Ohne Druckort: *Urkunden und Materialien zur nähern Kenntniss der Geschichte und Staatsverwaltung nordischer Reiche.* 1786. 30 und 578 S. 8.

In diesem ersten Band dieser bereits unter No. 5 erwähnten Sammlung, (deren vollständige Anzeige nicht hieher gehört), finden sich folgende auf das Dänische Finanzwesen sich beziehende Stücke:

1) S. 180: *Etat des Revenues, Depenses et de l'Armée de Dannemark*, 1726. Die gesammten Einkünfte aus den Königreichen, Herzogthümern und dem Oldenburgischen betrugen in dem erwähnten Jahr 3,074,753 Rthlr., die gesammten Staatsausgaben 2,937,994 Rthlr. mithin waren damals noch beynah 150,000 Rthlr. jährlicher Ueberschuss in den Staatscassen.

2) S. 291: *Verzeichniss der Königlichen inländischen und ausländischen Activ und Passivschulden zu Ende des Jahrs* 1770. Die königliche directe Schuld an die Bank betrug damals noch nicht mehr als 1,550,000 Rthlr.; die ganze Passivschuld an Ausländer 7,139,762 Rthlr. 52 Sch., an Inländer 10,051,184 Rthlr. 35½ Sch., zusammen 17,190,946 Rthlr. 87½ Sch.; nach Abzug der Activschulden blieb die ganze Schuldenlast 12,798,635 Rthlr. 8⅓ Sch. Diese Angabe ist um desto zuverlässiger, da sie sich auf authentische Berechnungen gründet.

3) S. 292: *Handlungsbalanze der Dänischen Staaten im Jahr* 1768. Nach diesem aus den Zolllisten aufgenommenen Ueberschlag hatte das Königreich Dänemark in diesem Jahr eine Unterbalanz von 686,155 Rthlr. 88 Sch.; das Königreich Norwegen dagegen, eine Ueberbalanz von 476,085 Rthlr. 8 Sch., und die Herzogthümer eine Ueberbalanz von 62,036 Rthlr. 51 Sch.; mithin sämtliche Staaten ein Unterbalanz von 148,034 Rthlr. 29 Sch. (Des ungeheuren Schleichhandels wegen bleiben diese Angaben immer höchst unzuverlässig; indessen läst diese Unzuverlässigkeit nur die Wahrscheinlichkeit einer grössern Unterbalanz übrig, nicht den entgegengesetzten Fall.)

4) S. 505—516. *Unmassgeblicher Vorschlag zur Hebung des nachtheiligen Curses der Dänischen Wechsel, des Courantgeldes, und besonders der Bankbillets.* Anleihen hält der Vf. für ein gefährliches Palliativmittel. Die ganze umlaufende Summe der Bankzettel rechnet er auf 22½ Millionen, (folglich noch 1½ bis 2½ Millionen höher als No. 5.) und hält es für nothwendig, zwey Drittel dieser Summe innerhalb 5 Jahren zu tilgen, und nur das übrige Drittel, jedoch unter stets offner Realisation, in Circulation zu behalten. Zur Einziehung der 15 Millionen in 5 Jahren soll jeder Wohlhabende im Lande (der Vf. schlägt ihre Anzahl auf 100,000 an) jährlich 30 Rthlr., mithin in allem 150 Rthlr. oder auch jeder Unterthan ein verhältnissmässiges Quotum beytragen. Die Bank müsste sodann der Kaufmannschaft wieder übergeben werden. — Das Chimärische und Unausführbare dieses Plans fällt ohne Commentar selbst ins Auge, gesetzt auch dass die Voraussetzungen richtig wären.

Der *zweyte* Schritt des neuen Finanzcollegiums gieng auf *Vermehrung des Nationalwohlstandes durch Beförderung der Production und der Industrie.* Man glaubte mit Recht, von den in Uebermaass circulirenden Banknoten, so lange man nicht zu ihrer Einziehung schreiten konnte, keinen wahrhaft nützlichern Gebrauch machen zu können, als mittelst derselben durch zweckmässige Anleihen zu niedrigen Zinsen den Productionsfond zu vermehren, und es wurde in dieser Rücksicht die Anordnung einer Landesindustriecasse unter dem Namen einer *Creditcasse* beschlossen, unter welcher man sich also nicht, wie bey den Preussischen und Hamburgischen Anstalten eine hypothekarische Versicherungsanstalt, sondern zunächst eine Vorschusscasse zur Beförderung der Production, denken muss. Hierüber erschien 1786:

11) *Verordnung, betreffend die Errichtung einer Cre-*

ditcasse für die Königreiche Dänemark und Norwegen, und für die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Vom 16ten August 1786. (Steht auch in Hn. Beckmanns Sammlung auserlesener Landesgesetze, welche das Polizey- und Cameralwesen zu Gegenstand haben 5 Th. (Frankf. am Main b. Andreä 1787. 4.) S. 256–264. und in der zweyten Fortsetzung der Urkunden und Materialien zur nähern Kenntniss der Geschichte und Staatsverwaltung nordischer Reiche, (ohne Druckort. 1790. 8.) S. 294–310.)

Die *Einleitung* bestimmt den Zweck dieser Creditcasse dahin, „aus derselben gegen hinlängliche Sicherheitsleistung, zum Behuf solcher Einrichtungen, welche „zur Verbesserung der producirenden Besitzungen und „zur Vermehrung der Production abzielen, insonderheit „aber den norwegischen Unterthanen, und unter diesen „vorzüglich den Bergwerksbesitzern, die nöthigen Summen vorzustrecken." Der 1 *Art.* handelt von der Direction dieser Creditcasse. Der 2 *Art.* giebt eine detaillirte Bestimmung der zur Unterstützung vorzüglich bestimmten Gegenstände, und zwar 1) in Dänemark u. den Herzogthümern, und 2) in Norwegen. Nach dem 3 *Art.* sollen die der Unterstützung am meisten bedürftigen Subjecte, besonders aber solidarische Associationen, vor andern den Vorzug haben. Der 4 *Art.* bestimmt, in wie ferne hypothekarische Anleihen auf Grundstücke bey der Creditcasse gesucht werden dürfen. Der 5 u. 6 *Art.* handelt von der Art, die Anleihen nachzusuchen, und darüber zu erkennen. Nach dem 7 u. 8 *Art.* muss binnen Jahresfrist, und, bey Terminweise verwilligten Anleihen, vor Erhebung des zweyten Termins, der Beweis, dass die Anleihe wirklich angegebenermassen verwandt worden, beygebracht werden, bey 10 Prct. Strafe. Der 9 *Art.* bestimmt die Modalität für solidarische Vereinigungen mehrerer Personen zur Verwendung einer Anleihe aus der Creditcasse. Der 10 u. 11 *Art.* setzt den Zinsfuss dieser Anleihen auf 2 Prct.: der Abtrag des Capitals aber soll mittelst einer mit der Zinsenzahlung zu verbindenden in jedem einzelnen Fall näher zu bestimmenden Annuität geschehen. Der 12 *Art.* handelt von dem Verfahren gegen säumige Zahler; der 13 *Art.* von der Befristung derselben; der 14te von der Verzinsung und Loskündigung der hypothekarischen Anleihen auf Grundstücke, (diese werden mit 4 Prct. verzinset,) und der 15te von der Befreyung aller Anleihen der Creditcasse von der für sonstige Anleihen verordneten ½ Procentssteuer.

(Die Fortsetzung folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Frankfurt a. Main, b. Jäger: *Frankfurter medicinische Annalen für Aerzte, Wundärzte u. Apotheker*, herausgegeben von D. J. V. *Müller*, jun. u. D. G. F. *Hoffmann*, jun. 1 Jahrg. 3. Q. 1789. 206 S. 4 Q. 206 S. 8.

Leipzig, b. Heinsius: *Der Kön. Schwed. Akademie d. Wissenschaften neue Abhandlungen aus der Naturlehre, Haushaltungskunst u. Mechanik auf das Jahr* 1789. a. d. Schwed. übersetzt von A. G. *Kästner* u. D. J. D. *Brandis*, 10ter B. 1791. 304 S. 8.

Königsberg, b. Nicolovius: *Geschichte unserer Zeiten.* a. d. Lat. des Baron *Schulz v. Ascherade.* übersetzt von D. Th. *Schmalz*, 2ter Th. 1790. 175 S. 8.

Leipzig, in d. Weidmannischen Buchhandl.: *Beyträge zur Beruhigung u. Aufklärung.* Herausgegeben von J. S. *Fest*, 2 B. 3tes St. 1791. 579–865 S. 8.

Ebend., b. Schneider: *Auswahl kleiner Reisebeschreibungen.* 15ter Th. 1791. 274 S. 8.

Ebend., b. Ebend.: *Angenehme Beschäftigungen in der Einsamkeit.* 7ter Th. — *Neue Sammlung von Anekdoten aus der wirklichen Welt.* 2ter Th. 1791. 224 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgel. *Leipzig*, b. Beer: Beantwortung der Frage: *Warum nennen wir uns Protestanten?* von D. *Joh. Georg Rosenmüller.* 1790. 39 S. 8. Ueber den *Ursprung* dieses Namens wird aus der Reformationsgeschichte das Bekannte angeführt, und der wesentliche Inhalt des Speyerischen Reichstagsabschieds vom J. 1529, gegen welchen die Evangelischen protestirten, nebst der Protestation selbst, in zwey Beylagen geliefert. Hieraus wird denn auch die *Bedeutung* dieses Namens sehr einleuchtend und nachdrücklich erklärt, und aus dieser eine doppelte Folgerung gezogen, dass nemlich weder der Lehrvortrag protestantischer Prediger, an gewisse authorisirte Regeln und Auslegungen, oder Symbole gebunden seyn, noch auch in Absicht gottesdienstlicher Gebräuche alles durchaus beym Alten bleiben müsse. Bey der ersten stösst der Vf. auf den *berühmten* Rostockischen Staatsrechtlehrer, Rönnberg, und vornemlich auf dessen Pastoralvorschrift, dass der Prediger, auch als ehrlicher Mann, anders denken dürfe, als er lehre, und als Staatsbürger anders lehren müsse, als er denke. – „Was soll man hiezu sagen? Ist das nicht wahrer Hildebrandismus? Guter Luther, wie würde es dir gegangen seyn, „wenn dein Churfürst einen solchen Staatslehrer zum Rathgeber „gehabt hätte! — Doch das Ansinnen des Hn. Rönnberg ist zu „unmoralisch, als dass es Aufmerksamkeit verdiente. Es hätte „sich noch hören lassen, wenn er gesagt hätte: ein Protest. Lehrer solle nichts wider die symbol. Bücher lehren, solle den darinn „enthaltenen Lehrsätzen nicht widersprechen, sie in Predigten und „Schriften nicht bestreiten, sondern das, wovon er sich nicht „überzeugen kann, als zum Wesen der Religion nicht gehörig, „an seinem Ort gestellt seyn lassen, und nur dasjenige lehren, „was er nach gewissenhafter Ueberzeugung für wahr und nützlich erkennt. Aber der Hr. Hofr. fodert noch weit mehr. Der „Volkslehrer soll nach den symbol. Büchern lehren, alles, was „darinnen steht, auch das, was er selbst im Herzen für falsch „hält, lehren; und wenn er auf Punkte kommt, die sogar seinen „Zuhörern anstössig seyn dürften, so soll er sich damit entschuldigen, dass er als Staatsbürger lehre, was dem Evangel. Lehrbegriff gemäss ist. Das ist eine ganz neue und in der Evangel. „Kirche unerhörte Foderung." — Diese kleine Schrift ist aus einer Predigt, die der Vf. am Reformationsfeste gehalten, entstanden. Jeder Wohldenkende hat Ursache sich zu freuen, wenn angesehene Theologen, bey dergleichen schicklichen Gelegenheiten, zumal an Orten, wo es noch sehr nöthig ist, die grossen Wahrheiten, die den Inhalt dieser Schrift ausmachen, freymüthig und laut von den Dächern predigen, und der unerträglichen Tyranney, welche sie zwingen will, Heuchler zu werden, mit aller Kraft sich widersetzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. October 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Zweyte Fortsetzung der Anzeige der über das Dänische Finanzwesen und die Schleswig-Holsteinische Münzveränderung erschienenen Schriften.

Einen vollständigen Commentar über diese Verordnung und über die Anstalt findet man in folgendem Aufsatz:

12) *Authentische Beschreibung der Einrichtung der Creditcasse für die Königreiche Dänemark und Norwegen und die Herzogthümer Schleswig und Holstein, von Hn. Prof.* (von) *Eggers in Kopenhagen.* (In dessen *deutschen gemeinnützigen Magazin, 2ten Jahrgangs 2ten Viertelj.* (*Leipz. bey S. L. Crusius* 1789) *S.* 56—93. *und 4te Viertelj.* (*Ebend.* 1790.) *S.* 106—149.)

Die einzelnen Veranstaltungen des Staats zur Vermehrung der Production, sagt Hr. *v. E.*, können von zwey verschiednen Wegen ausgehen; entweder man setzt Prämien auf die Production selbst, oder man vermehrt die Anlagen zur Production. Im letztern Fall ist weniger Unterschleif möglich, und die Wirkung dauerhafter. Aber die näheren Bestimmungen zur Vertheilung und Anwendung dieser Hülfe sind anders in Absicht der Anlage zur Kunstproduction, und anders in Absicht der Anlage zur Naturproduction. Am sichersten und wirksamsten sind die Vorschüsse zu Verbesserungen von Grund und Boden, hauptsächlich alsdann, wenn man der grössesten Schwierigkeit, der Wiederbezahlung, durch allmäligen Abtrag abzuhelfen sucht.

Nach diesen Grundsätzen sey denn die Dänische Creditcasse eingerichtet, und unterm 6 Jul. 1785 vom König fürs erste 750,000 Rthlr. zum Fonds dieser Casse bestimmt. Ausser der (so eben angezeigten) gedruckten *Verordnung* bezieht sich der Vf. annoch auf drey andre ungedruckte Quellen, auf die zugleich mit der Verordnung erlassene *Instruction der Direction*, und auf die *Königlichen Resolutionen vom* 31 *Jan.* 1787 *und vom* 13 *Jan.* 1788, durch welche letztre einige von der Direction auf die bisher gemachten Erfahrungen begründete Vorschläge approbirt worden. Rec. beschränkt sich hier auf Anführung desjenigen, was aus der Verordnung selbst noch nicht bekannt ist, und das Wesen der Anstalt betrifft. Aller Zinsenertrag der Creditcasse, samt den Zinsen von Zinsen, wird fortdauernd zur Vermehrung des Fonds selbst angewendet. In Absicht der Grösse der Anleihen hat man bisher keinen Fall gehabt, dass unter 500 Thaler ausgeliehen worden. Nur die Anleihen zu unmittelbaren Grundverbesserungen werden zu 2 Pct. Zinsen vorgestreckt; Anleihen zu Veranstaltungen, wovon jene Verbesserungen bloss mittelbare Folgen sind, müssen 4 Pct. Zinsen geben. In dem Detail über die verschiednen Arten der Anleihen und die dabey zu beobachtenden Untersuchungen über die Sicherheit der Anleihen, und über die Verwendung der Gelder kann Rec. dem Vf. unmöglich folgen, so sehr auch die in allen diesen Vorkehrungen herrschende Simplicität, Ordnung, Bestimmtheit und Hinaussicht auf alle möglichen Fälle, (die sicherste Schutzwehr gegen Vernachläsigung und gegen Unterschleif in allen Anstalten dieser Art,) seine ganze Hochachtung erregt hat. Sehr richtig bemerkt der Vf., dass es für die Ueberhäufung der Circulation bedenklich werden könne, zu viele Anleihen zum Abtrag hypothekarischer Schulden aus der Creditcasse vorzuschiessen, und dass dieser Nachtheil von den Anleihen zur Verbesserung der Production weit weniger zu befürchten sey, weil hier das Geld sich nur allmälich, und durch viele kleine Canäle, in die Circulation verbreite. Der vorhin erwähnte *Fonds der Creditcasse* besteht aus sichern königlichen Activfoderungen, worauf die Casse entweder zu 2 Pct. bey der Bank, oder zu höhern, in diesem Fall vom König vergüteten, Zinsen bey Privatpersonen, unter Königlicher Garantie Gelder leiht, ohne dass jedoch neue Bankzettel dieserwegen gemacht werden. Auch werden die Anleihen der Creditcasse auf Hypotheken zu 4 Pct. hauptsächlich von andern Privatpersonen, die lieber einer öffentlichen Casse als einem Privatschuldner ihr Geld anbetrauen, aufgenommen, um auf diese Weise das Gleichgewicht in der Circulation um so weniger zu stören. Die ganze ausgeliehene Summe betrug in den ersten 3 Jahren kaum 300,000 Thaler, nachher hat sie sich allmälich vermehrt. Die Creditoren der Casse sind hauptsächlich durch den, wenn kein Verlust existirt, (der hier doch schwer zu vermeiden seyn dürfte,) jährlich steigenden ansehnlichen Ueberschuss gesichert. Am Schluss handelt der Vf. noch von den über den Zweck und die gehörige Verwendung der Anleihen anzustellenden Untersuchungen; von der von den Anleihern zu stellenden Sicherheit; von dem Abtrag des Capitals mittelst einer Annuität, (die indessen mit Inbegriff der Zinsen nie mehr als jährlich 6 Pct. betragen darf;) von der Art der Berechnung dieser Annuitäten, und von den sonstigen der Creditcasse verwilligten Begünstigungen. Jährlich legt das Finanzcollegium dem König einen umständlichen Bericht über den Zustand der Casse, und über den Endzweck der ausgeliehnen Gelder vor, welcher letzre (warum nicht auch der erstre?) allemal in der Dänischen Monatsschrift *Minerva* gedruckt erscheint.

Schon vor diesem eben angezeigten Auffatz waren über die Creditcasse folgende kleine Auffätze erschienen:

13) *Etwas über Anleihen aus der Staats-Indüstriecasse* von *O. J. Fink*, (in den *Schleswig-Holsteinischen Provincialberichten* 2ten Jahrgangs 1ster Band (Altona 1788.) S. 337—345.

In einer nachher näher anzuzeigenden Schrift *über Banken* (No. 22.) hatte Hr. F. behauptet, dass die Anleihen aus der Creditcasse auf 28 jährige Annuitäten zu 4 Prct. dem Staat schädlich wären. Dies führt er hier weiter aus, und giebt zum Grunde an, dass dadurch die Bankzettel aufs neue in Circulation gebracht würden, der Fonds zum Schuldenabtrag durch diese Anleihen vermindert würde, und Vorschüsse dieser Art doch ihren Zweck selten erfüllten. Durch beygefügte Berechnungen sucht er zu erweisen, dass der Staat, den Zinsfuss zu 5 Pct. gerechnet, bey einer Anleihe dieser Art von 50,000 Thalern in 28 Jahren 79,201 Thlr. 10 Schill. aufopfre.

Zugleich mit diesem Auffatz erschienen:

14) *Anmerkungen zu vorstehendem Auffatz* des Herrn *O. J. Fink*, von *M. Ehlers*, (in den *Schleswig-Holsteinischen Provincialberichten* 2ten Jahrgangs 1 Band (Altona 1788.) S. 346—360.)

Gewinn und Verlust des Staats, sagt Hr. *E.* mit hohem Recht, sey nicht nach dem Gewinn und Verlust der Indüstriecasse zu berechnen; diese könne starken Verlust leiden, und der Staat dennoch durch die Verwendung der Gelder sehr gewinnen. Wenn die ohnehin schon vorhandnen Banknoten zu diesen Anleihen angewendet würden, so würde ihre Anzahl dadurch nicht vermehrt. Die zu grosse Menge der Bankzettel beweise noch nicht, dass man sie auf einmal unbedingter Weise aus dem Staat wegschaffen könne, ohne zugleich die Arbeitscirculation ins Gedränge zu bringen; um so weniger könne es nachtheilig seyn, die zu vertilgenden Zettel vor ihrer Vertilgung noch zur Vermehrung der Production und Indüstrie wirken zu lassen. Sie zu Abbezahlung von Staatsschulden zu verwenden, würde durch die alsdenn unvermeidliche Verschlimmerung des Curses weit mehr schaden als nützen. Indüstrieanleihen könnten diesen Nachtheil nicht nach sich ziehen, so lange sie sich blos auf inländische Gewerbe beschränkten. Eine anderweitige Benutzung dieser Anleihe zu 5 Pct. sey also nicht denkbar, mithin auch der von Hn. *F.* berechnete Schaden nicht.

Hiewider schrieb Hr. *Fink*:

15) Altona, b. Eckstorf: *Erwiederung gegen* des Hn. Prof. *Ehlers* in Kiel *Anmerkungen über mein Etwas über Anleihen aus der Staatsindüstriecasse.* 1788. 32 S. 8.

Hr. *F.* läugnet nicht, dass in Hn. E. Anmerkungen viel Durchdachtes vorkomme; nur sey es, meynt er, zu verwickelt, und auf den vorliegenden Fall nicht ganz anwendbar. So lange der Staat nicht schuldenfrey sey, so lange sey auch die im Staat vorhandene Geldmasse nicht des Staats Reichthum, so lange sey das zur Indüstriecasse verwendete Geld nicht des Staats, sondern seiner Gläubiger Eigenthum, und so lange dürfe es folglich nicht zu diesem Zweck verwandt werden. Verminderung der Bankzettel halte er für das einzige Mittel zur Aufhelfung des Landeswohlstandes; hierinn könne man nie zu weit gehen, und das Bedürfniss der Circulation und dessen Verhältniss zur Dienstthätigkeit könne nur alsdann in Betracht kommen, wenn es mit baarem Gelde oder mit jederzeit zu realisirenden Papiergelde bestritten werden könne. Seiner Meynung nach hätte man mit der Tilgung der Landesschulden den Anfang machen, und dazu ganz andre Wege einschlagen müssen, worüber er sich auf einen dem Kronprinzen übergebenen ungedruckten Auffatz bezieht. (Einen Anszug dieser Schrift findet man auch in den *Schleswig-Holsteinischen Provincialberichten*, Jahrg. II. B. 2. S. 376 bis 79.)

Dagegen erschien:

16) Ohne Druckort: *Etwas über die Erwiederung des* Hn. *Finks* in Altona *gegen die Anmerkungen des* Hn. Prof. *Ehlers* in Kiel, und bey dieser Gelegenheit *noch etwas über die Dänische Finanzadministration, Civile und Militairebediente, so wie auch Pensionisten, in den Königlich Dänischen Staaten* von *Philalethes.* 1789. 56 S. 8.

Der Vf. will Hrn. E. vertheidigen, und mengt dabey manches über sämtliche auf dem Titel genannte Gegenstände mit ein; thut dieses aber so schlecht und unzusammenhängend, und in einer so verworrenen und ungezogenen Sprache, dass es nicht der Mühe verlohnt, den Inhalt dieser Schrift näher zu entwickeln.

Nach diesen beiden Vorarbeiten ging jetzt der *dritte* Schritt der Regierung auf die *Verminderung des Papiergeldes*, auf die *Vermehrung der baaren Geldmasse*, und auf die *Hebung des Curses*. Man nahm an, das dieses Letztere nur Resultat der beiden ersteren Operationen seyn könne, und dass die zweyte dieser Operationen, die Vermehrung der baaren Geldmasse, nie erreicht werden könne, so lange neben dem neuzuprägenden Gelde das noch übrige ausgewippte schlechte Geld, und besonders die unverhältnissmäsige Menge schlechter Scheidemünze, mit der das Land überschwemmt war, zu gleichem Zahlwerth im Umlauf bliebe, weil in diesem Fall das neue und gute Geld mit geringem Aufgeld gegen altes und ausgewipptes würde aufgewechselt, und mit Vortheil eingeschmolzen werden können. Es ward daher, um diesen Folgen vorzubeugen, unterm 8 Nov. 1786 die wichtige und bedenkliche Operation einer *gänzlichen Münzveränderung* beschlossen, wobey indessen die eigentliche Modalität des neuen Münzplans noch nicht bestimmt, oder doch wenigstens nicht bekannt gemacht würde.

Mit dieser Epoche beginnt die zweyte Classe der hier anzuzeigenden Schriften.

B. *Schriften, welche von der beschlossenen Münzveränderung an, bis zur Publication des Edicts über die Einführung der neuen Münze, d. i. vom 8 Novemb. 1786 bis zum 29 Februar 1788 erschienen sind.*

Einige

Einige Anzeigen in Journalen gaben die erste Losung zu einer zahlreichen Menge von Streitschriften, und dürfen daher hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

17) *Das Politische Journal vom J. 1786, Hamburg.* (oder vielmehr *Altona*,) 8. Monat *November. S.* 1164. ertheilte die erste Nachricht von dieser beschlossnen Münzveränderung mit aller der Emphasis, die man von diesem Journal in Absicht alles dessen, was Dänische Landesverfügungen betrifft, gewohnt ist. Die auszumünzende Summe wird hier auf 2 Millionen Rthlr. angegeben; die neue Münze solle, durch Bestimmung doppelten Zahlwerths, zugleich als Courant- und als Species-Valuta gelten, und vor der Hand bloss in den Herzogthümern zur Landesmünze gemacht, auch mit dieser Ausmünzung die Ausgebung von 2 Millionen Rthlr. neuer Banknoten von eben dieser zwiefachen Valuta verbunden werden.

Eine spätere Ankündigung erschien in

18) *A. L. Schlözers Staatsanzeigen,* 10 *Band,* 39 *Heft. S.* 346.
wo der Besitzer eines Kupferwerks bey Hamburg, und nachherige Entrepreneur der Ausmünzung, *Olde*, als erster Projectant des Münzplans genannt, und zugleich die Vermuthung geäussert wird, dass die neue Münze bald eben so nur in der Hamburgischen Bank zu sehen seyn werde, wie die in den 70ger Jahren ausgeprägten Dänischen Speciesthaler; eine Idee, die eben so unrichtig, als unmöglich ist, und bloss einen Beweis abgiebt, dass der Vf. dieses Aufsatzes die Hamburgische Bank eben so wenig kenne, als den Gang der Geldgeschäfte.

Von weit mehrerer Einsicht und Sachkunde zeugt ein späterer Aufsatz in

19) *A. L. Schlözers Staatsanzeigen* 11 Band, Heft 43, Göttingen 1788. S. 271—277.
in welchem erzählt wird: die erste Idee des Münzplans sey das Werk des Finanzministers, Grafen *Schimmelmann*, und schon seit 1783 vorbereitet worden; eine Commission des Finanzcollegiums habe ihr Bedenken darüber geben müssen, und dies sey dem Bankcomtoir zu Altona, unter Zuziehung von dem vorhin erwähnten *Olde*, zur Prüfung mitgetheilt worden. Nach diesen Datis habe alsdann das Finanzcollegium den Plan selbst entworfen, der erst, nachdem er auch der Kopenhagener Oberbank-Direction vorgelegt worden, vom Staatsrath gebilligt sey.

Auf Veranlassung der erstern im *politischen Journal* mitgetheilten Ankündigung (No. 17.) erschienen einige fliegende Blätter, die nicht sowohl durch ihren in den späterhin folgenden Schriften weit gründlicher von allen Seiten erwogenen Inhalt, als vielmehr bloss dadurch merkwürdig sind, dass sie die späteren gründlicheren Untersuchungen veranlassten. Zuerst erschien in Dänischer Sprache:

20) Kopenhagen: *Bedenken auf Veranlassung des wichtigen Gerüchts von der Einführung einer neuen Münze in Holstein.* 1786. 8.

Der Vf. (Hr. *F. L. Bang*, Prof. und Hospitalarzt in Kopenhagen, der sich in der Folge selbst als Vf. genannt hat,) macht verschiedene Aufmerksamkeit verdienende Einwendungen gegen die beschlossne Münzveränderung, hauptsächlich in Absicht der Herbeyschaffung des zur Ausmünzung erfoderlichen *Fonds*, in Absicht des festzusetzenden *Verhältnisses zwischen Courant und Species*, und in Absicht der intendirten *exclusiven Einführung* der neuen Münze in den Herzogthümern.

Hiewider erschien gleichfalls dänisch:

21) Kopenhagen: *Erläuternde Beantwortung des Bedenkens über die neue Münzoperation.* 1787. 70 S. 8.
worin behauptet wird: Der zur Ausmünzung erfoderliche *Fonds* sey durch Ersparung herbeygeschafft; zur Erleichterung des Umlaufs solle eine *Bank* errichtet werden, und diese die alten Bankzettel gegen neue Münze einwechseln; diese Bank solle zugleich dazu dienen, die neue Münze in den Dänischen Staaten *zurückzuhalten*; auch werde sie keine neue Bankzettel ausgeben, wofür sie nicht *reelle Valuta* habe.

Gegen diese Schrift vertheidigte Hr. *Bang* seine in der Schrift No. 20. vorgetragenen Behauptungen in einem Aufsatz unter dem Titel:

22) *Gegen die erläuternden Beantwortungen des Bedenkens auf Veranlassung etc.* (im 11ten Stück v. J. 1787 eines in Kopenhagen unter den Titel *die Abendpost* (*Aftenpost*) erscheinenden Wochenblatts.).

Zugleich erschien gleichfalls gegen No. 21 und gegen einen im Januar des *politischen Journals* mitgetheilten Auszug dieser Schrift, dänisch geschrieben:

23) Kopenhagen: *Untersuchungen über das Schreiben aus Kopenhagen vom 20 Jan. d. J. im politischen Journal über den neuen Dänischen Münzplan.* 1787. 8.
worinn die in No. 20. geäusserten Bedenklichkeiten näher entwickelt, und der neue Münzplan dem Lande als äusserst nachtheilig vorgestellt wird; ingleichen, gleichfalls dänisch:

24) Kopenhagen: *Gedanken auf Veranlassung der erläuternden Beantwortung des Bedenkens über die neue Münzeinrichtug in Holstein,* 1787. 8.
worinn, äusserst oberflächlich und verworren, behauptet wird, der neue Münzplan sey zwar wohl nicht eben gefährlich, werde aber seinen Zweck schwerlich erfüllen.

(Die Fortsetzung folgt.)

LITERARGESCHICHTE.

Nürnberg, in der Bauer- u. Mannischen Buchh.: *Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung D. Martin Luthers,* vom J. 1517 an, bis 1581 von M. *Georg Wolfgang Panzer*, Schaffer an der Hauptpfarrkirche zu St. Sebald in Nürnberg. Zweyte mit Zusätzen vermehrte Ausg. 1791. 1 Alph. 13 Bog. 8.

Ebend.: M. G. W. *Panzers — Zusätze zu s. Entw. einer vollst. Gesch. d. deutschen Bibelübers.* u. s. w. 1791. 2½ Bogen. 8.

An dem *Entwurfe* selbst ist nichts geändert. Der ersten Ausg. vom J. 1783 ist nur ein neuer Titel vorgehängt, um sie nebst den Zusätzen aufs neue in Umlauf zu bringen. Die *Zusätze* betreffen vornehmlich verschiedene Abdrücke von Lutherischen Bibeln oder einzelnen Stücken derselben, die der Vf. erst, nachdem er den Entwurf herausgegeben und seinen Bibelvorrath dem Durchl. Herzoge von Würtenberg überlassen hatte, kennen lernte. Am wichtigsten darunter ist das N. T. Wittenberg 1527, dessen Existenz Hr. P. ehedem nur für sehr wahrscheinlich hielt. Jetzt besitzt ers selbst, und obgleich der Druck von Melchior Sachs, also zu Erfurt, besorgt ist, so scheint doch kein Zweifel zu seyn, dass diese Ausg. in der dem Emserischen N. T. beygefügten Widereinanderstrebung etc. gemeynt sey. Von einzelnen Abschnitten oder Kapiteln heil. Bücher hätte sich vielleicht noch eine stärkere Nachlese machen lassen; so glaubt Rec. von dem Trostbrief an die Miltenberger, Entw. S. 49. Zus. S. 8. noch einen fünften Druck von 1524 vor sich liegen zu haben, wenn sonst die Beschreibung des hier gedachten ersten diplomatisch richtig ist. Und mit einiger Mühe des Aufsuchens und Vergleichens getrauet sich Rec. noch einige Blätter voll Zusätzen dieser Art zusammenzutreiben. Allein so schätzbar eine solche genauere Bibliographie Freunden dieses Faches der Literatur seyn mag (durch Hn. O. C. R. *Webers* Sammlung von Lutherischen Avtographen wird vielleicht noch manche Lücke ausgefüllt werden); so hätten wir doch in diesen Zusätzen fast noch lieber Beyträge zur Geschichte von Luthers Uebersetzung der Bibel, als zur Notiz ihrer Ausgaben gefunden. Zum Theil ist dieser Wunsch durch die von Hn. Strobel dem Vf. mitgetheilten Stellen aus Luthers lateinischen Briefen an seine Freunde, darinn er ihnen von seiner deutschen Bibelübersetzung von Zeit zu Zeit Nachricht giebt, befriediget. Es ist interessant, wenn man hier lieset, wie Luther seinen Spalatin um die deutschen Namen und Unterschiede gewisser Vögelarten und anderer Thiere befragt, oder ihm die Schwierigkeiten beschreibt, die ihm das Buch Hiobs machte: *In transferendo Hiob tantum est nobis negotii ob stili grandissimi granditatem, ut videatur multo impatientior esse nostrae translationis, quam fuit consolationis amicorum; aut certe perpetuo vult sedere in sterquilinio,* etc. Aber es müsste sich aus den Schriften des grossen Mannes noch mehreres Lehrreiche zur Geschichte des Anfangs, der Schwierigkeiten und Hülfsmittel dieses unsterblichen Werks, und der Grundsätze, welchen er im Uebersetzen folgte, zusammentragen lassen. So findet man in der Schrift: Von den letzten Worten Davids (Witt. 1543.); noch mehr aber in der: Ein Sendbrieff von Dolmetschen und Fürbitte der Heiligen (Witt. 1530) manche treffliche Anmerkung Luthers über sein Unternehmen. Rec. kann sich nicht enthalten, aus der letztern hier einiges herzusetzen: „*Das merkt man wohl, dass meine Feinde aus meinem Dollmetschen und Deutsch lernen deutsch reden und schreiben, und stehlen mir also meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewusst, danken mir aber nicht dafür, sondern brauchen sie viel lieber gegen mich. Aber ich gönne es ihnen wohl; denn es thut mir sanft, dass ich auch meine undankbare Jünger, dazu meine Feinde, reden gelehrt habe. Dass ich das N. T. verdeutscht habe, habe damit Niemand gezwungen, sondern freygelassen, dass ers lese, und allein zu Dienst gethan denen, die es nicht besser machen können. Ist Niemand verboten, ein bessers zu machen. Es ist mein Testament, und mein Dolmetschung, und soll mein bleiben und seyn. — Es heisst: Wer am Wege bauet, der hat viel Meister: also gehet mirs auch. — Ich hab mich des geflissen, dass ich rein und klar deutsch geben möchte, und ist uns wohl oft begegnet, dass wir 14 Tage, drey, vier Wochen haben ein einiges Wort gesucht und gefragt, habens dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiten wir also, M. Philips, Aurogallus und ich, dass wir in vier Tagen zuweilen kaum drey Zeilen kunten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kanns ein jeder lesen und meistern; läuft einer izt mit den Augen durch drey oder vier Blätter, und stösst nicht einmal an; wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er izt überhin geht, wie über ein gehoffelt Brett, da wir haben müsst schwitzen und uns ängsten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist. — Wenn Christus spricht: Ex abundantia cordis etc. und ich soll dolmetschen: Aus dem Ueberfluss des Herzen redet der Mund; sage mir, ist das deutsch geredt? so wenig als Ueberfluss des Kachelofens; sondern also redet die Mutter im Hause, und der gemeine Mann auf dem Markte, dem du auf das Maul sehen sollst: Wes das Herz voll ist etc. Item da der Engel Mariam grüsset: Maria voll Gnaden; wo redt der deutsche Mann so! Er muss denken an ein Fass voll Bier, oder Beutel voll Geldes. Darumb hab ichs verdeutscht: Du holdselige. Und hätte ich das beste Deutsch sollen nehmen, so hätte ich also verdeutschen müssen: Gott grüsse dich, du liebe Maria! denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredet haben, wenn er hätte wollen sie deutsch grüssen. Ich halt, sie sollten sich wohl selbs erhenkt haben für grosser Andacht zu der lieben Maria, dass ich den englischen Gruss so zunichte gemacht habe. Aber was frag ich darnach. Wer deutsch kann, der weiss wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist: Du liebe Maria! Der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann; ich weiss nicht, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und gnugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden müge, das also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinne, wie es thut in unser Sprache.*" — Die ganze Schrift wäre werth, in einer Geschichte der Lutherischen Bibelübersetzung abgedruckt zu stehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. October 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Dritte Fortsetzung der Anzeige der über das Dänische Finanzwesen und die Schleswig-Holsteinische Münzveränderung erschienenen Schriften.

Kurz nach diesem vorläufigen Schriftwechsel kam, erst dänisch, und bald darauf deutsch übersetzt, eine der Hauptschriften heraus, die um desto mehr Aufmerksamkeit verdient, da ihr (seitdem verstorbener) Vf. eines von den Mitgliedern des Finanzcollegiums war, und mit in der Sache gearbeitet hatte; von der Rec. daher, ob sie gleich bereits in der A. L. Z. 1788. Bd. 2. S. 4. im Allgemeinen angezeigt ist, hier einen Auszug mittheilen muss. Diese Schrift ist folgende:

25) Kopenhagen u. Altona, b. Proft: *Versuch zur Entwicklung fester Begriffe von Arbeit und Handel, als den Mitteln zur Beförderung des Wohlstandes; wie auch von Geld und Vermögen; Münzen; der in den Herzogthümern einzuführenden neuen Speciesmünze; Banken; und der in Altona zu errichtenden Bank;* veranlasst durch *einige Schriften über den am 8ten November v. J. approbirten Plan zur Veränderung der Münze in den Herzogthümern, und Errichtung einer Bank in Altona,* von *J. Zoëga,* Etatsrath und Finanzdeputirten. 1787. 144 S. 8.

Der gelehrte und einsichtsvolle Vf. holt in der *Einleitung* und in dem *ersten Abschnitt* sehr weit aus, über menschliche Bedürfnisse und deren Befriedigung, über Verhältniss des Menschen zu andern Geschöpfen, über Naturproducte und Arbeit, über Geld und Handel u. s. w. Alle diese Gemeinsätze hätten immer ungesagt bleiben können; sie ermüden den Leser, der specielle und praktische Untersuchungen erwartet, und eine Digression dieser Art am wenigsten von einem praktischen Geschäftsmann vermuthet.

Im *2ten Abschnitt, vom Geld und Vermögen,* kömmt der Vf. seinem Zweck näher. S. 44. setzt er die *Ursachen von dem Verschwinden des baaren Geldes* aus einander, doch nicht ganz mit der Deutlichkeit, die bey diesem Phänomen so leicht ist, so bald man von der Veranlassung und Wirkung des Wippens eine richtige Idee hat. Rec. wird hierüber bey Gelegenheit des 3ten Abschnittes noch einige Worte hinzusetzen. S. 46. giebt er sehr richtige und verständliche Erklärungen vom *Geldcurs.* Weniger richtig spricht er S. 49. von *Wechselcurs,* und vergisst unter den von ihm erwähnten Bestimmungsgründen des Wechselcurses einen der hauptsächlichsten, die mehrere oder mindere Concurrenz der Nachfrage, ganz und gar. S. 51. folgen gute Bemerkungen über *Circulation, producirendes Vermögen, todtes Vermögen* und Nachtheile einer *zu grossen, und hauptsächlich durch Papiergeld übertriebenen Circulation.* Richtig und deutlich setzt der Vf. S. 58. aus einander, wie in einem Staat, der die Handelsbilanz gegen sich hat, das baare Geld natürlicher Weise aus dem Lande gehen müsse; aber er vergisst hier wieder, dass hierinn nicht die einzige Ursache vom Verschwinden des baaren Geldes liege, sondern dass dieses selbst in einem Staat, der die überwiegendste Handelsbilanz für sich hat, immer nicht nur möglich, sondern bey Fehlgriffen im Münzwesen unvermeidlich sey. Ueberzeugend wahr, aber noch immer von Fürsten und Ministern, die dem Nationalwohlstand keinen höhern Schwung geben zu können glauben, als wenn sie alle ausländische Producte ohne Unterschied dem Lande einheimisch zu machen streben, viel zu wenig beherzigt, ist, was der Vf. am Schluss dieses Abschnittes S. 59—62 über das Erzwingen inländischer Fabricate sagt, die wohlfeiler aus der Fremde eingeführt werden können; sehr richtig verweist er hier den Staat auf das Beyspiel des Hausvaters, der die Sachen, die er wohlfeiler kaufen kann, selbst verfertigen, d. h., seine Zeit, die er in andrer Arbeit höher benutzen kann, an diese Arbeit verwenden wird. Schade, dass Hr. Z. hier nicht Friedrichs II. Fehlgriff in Absicht der Erzwingung der Zuckerfabriken in den preussischen Staaten als Beyspiel anführt, den Hr. *Büsch* in seiner Schrift *über die Zuckerfabriken* so einleuchtend entwickelt hat; ein treffenderes Argument hätte sich für diese wichtige Staatslehre schwerlich finden lassen.

Der *3te Abschnitt* ist überschrieben: *Von Münze.* Der Vf. entwickelt die Erfodernisse für das Material der Münze ziemlich richtig; aber ein Haupterfoderniss hat er ganz übergangen, nemlich Theilbarkeit ohne Verlust des Ganzen, begründet auf die Möglichkeit, die getrennten Theile ohne Mühe wieder in ein Ganzes zu vereinigen. Hierinn allein liegt der Vorzug der edlen Metalle zur Münze vor dem Edelstein, hierinn allein der innre Werth der Münze, und ihr wahrer Credit, unabhängig von ihrem äussern Werth, oder von dem Credit des Staats, der ihr Gelten mit dem Symbol seines Gepräges dem Annehmer verbürgt. Eben so entwickelt der Vf. sehr richtig die Folgen einer zu leicht oder zu schwer ausgeprägten Münze; aber er vergisst, vor den Fehlschlüssen zu warnen, denen man sich aussetzt, wenn man die Richtigkeit der ausgeprägten Münze bloss nach dem gemeinschaftlichen Gewicht einer grössern Quantität derselben beurtheilt, ohne auf das demungeachtet vielleicht sehr abweichende Gewicht jedes einzelnen Geldstücks Rücksicht zu nehmen. Die unvermeidliche Folge ist alsdann, dass jedes schwere Stück ausgewippt wird, dass

nur die leichteren Stücke übrig bleiben, und dass dadurch die ganze in Circulation bleibende Masse schlechter wird; alsdann muss der Geldcurs nothwendig fallen, der Staat mag die Handelsbilanz für oder wider sich haben, und dies giebt dann dem Wipper neue Gelegenheit, die schwersten Stücke abermals mit Vortheil einzuschmelzen, die übrig bleibende Geldmasse dadurch abermals um so viel schlechter zu machen, und so einen immer wiederkehrenden Zirkel von immer tieferm Fall des Curses und vom Auswippen der schwersten unter den jedesmal übrig bleibenden Geldstücken zu veranlassen, der so lange unaufhaltsam fortgeht, bis zuletzt lauter gleich unwichtige Geldstücke da sind. Eben dies ist, wie der Vf. S. 70 sehr richtig bemerkt, die Ursache, warum von der an Münzkosten theurern, und folglich an innern Gehalt schlechtern, Scheidemünze nie mehr ausgeprägt werden muss, als es für den Umsatz höchst nothwendig bedarf, weil nur diese Seltenheit, und das davon abhangende Bedürfniss, sie im Werth halten kann, bey dessen Verminderung aber ihr Werth natürlicher Weise fallen, und Aufwechselung und Einschmelzen des gröbern und an innerm Gehalt bessern Geldes nach sich ziehen muss. Hier giebt denn der Vf. auch sehr sorgfältige und detaillirte Bestimmungen vom Schrot und Korn sämmtlicher bis dahin im Königreich und in den Herzogthümern im Umlauf befindlichen Münzsorten. Am Schluss dieses Abschnittes findet man sehr wichtige Bemerkungen über das Verhältniss des Speciesthalers zum groben Courantgelde sowohl, als zu dem, bekanntlich nicht als Münze, sondern als blosses Rechnungsgeld existirenden, Hamburger Bankthaler.

Im *4ten Abschnitt* kömmt Hr. Z. zu dem eigentlichen Hauptgegenstand, *von der in den Herzogthümern einzuführenden neuen Münze.* Sie soll, wie Hr. Z. als Sachkundiger versichert, an Gehalt dem Hamburger Bankthaler gleich seyn, zugleich aber als Courantmünze die Stelle des dermalen in Circulation befindlichen Courantgeldes vertreten. Für diese Verbindung eines doppelten Geldfusses in einem und eben demselben Geldstück giebt Hr. Z. den Grund an: Speciesgeld ist, wie rohes Silber, blosse Waare, und folglich dem Steigen und Fallen unterworfen; Courantgeld ist dieses nicht, sondern bloss für den inländischen Umsatz bestimmt. Das Steigen des Silberpreises und der Species hat daher den nachtheiligen Einfluss, dass die Species alsdann gegen Courantgeld aufgewechselt und eingeschmolzen werden, und umgekehrt trifft beym Fallen der Species und der Silberpreise die Einschmelzung das alsdann höher stehende Courantgeld. Wenn daher beide Münzsorten in jedem einzelnen Geldstück verbunden sind; so kann nie ein Grund zur Einschmelzung vorhanden seyn. Dies ganze Raisonnement ist sehr scheinbar; ob es eben so haltbar ist, ist eine andre Frage. Rec. sollte doch glauben, dass Courantgeld eben so gut Waare sey, als Species, und dass Species eben so gut Münze sey, als Courantgeld, d. h., dass der Curs von allen beiden der Einwirkung des Silberpreises unterworfen sey, aber dass demungeachtet immer noch ein grosser Unterschied zwischen feinen Silberbarren und zwischen Münze, d. h. mit Kupfer mehr oder weniger versetztem Silber sey, was erst mit Arbeit und Kosten, also mit Verlust, eingeschmolzen und raffinirt werden muss. Ist aber dies, so sieht Rec. nicht, wie die Verbindung doppelter Valuta in ein Gepräge hier die Einschmelzung hindern könne, die immer bloss von dem Steigen und Fallen des Silberpreises, verglichen mit der jedesmaligen mehrern oder mindern Nachfrage nach dem Gelde, und von der gleichförmigen Ausmünzung der einzelnen Geldstücke abhängig bleibt; übrigens aber bey dieser mit doppeltem Zahlwerth versehenen Münze immer eben so gut statt haben wird, als bey zweyfacher mit verschiedenem Zahlwerth versehener Münze. Hr. Z. zieht aus seiner Behauptung die Folge, es könnte bey dieser Vorkehrung nie ein Curs zwischen Courant und Species statt finden: aber, möchte Rec. fragen, auch nie ein Curs zwischen ganzen Thalern und zwischen kleinerer Münze? zwischen Münze und zwischen Silber? und wenn diese Frage nicht verneint werden kann, was hilft dann alle Fixirung des Curses zwischen Courant und Species? Hr. Z. wirft alsdann folgende drey Fragen auf: Wird der neue Speciesthaler in Hamburg stets dem Bankthaler gleich genommen werden? Wie tief kann er aufs höchste gegen den Bankthaler fallen? Und kann er, so lange er nicht bis zu diesem Grad gefallen ist, ohne Verlust eingeschmolzen werden? Hr. Z. meynt, der neue Speciesthaler werde nie gegen den Hamburgischen Bankthaler fallen können, als in dem einzigen ausserordentlichen Fall; wenn Holstein die Handelsbilanz mit Hamburg, die der Regel nach *für* Holstein ist, durch zufälliges Zusammentreffen von Umständen gegen sich hätte; der tiefste Punct, auf den alsdann der Speciesthaler gegen Hamburgisches Bankgeld fallen könne, sey 1½ Proc.; und nur erst in diesem Fall könne die Einschmelzung ohne Schaden statt finden. Nach Rec. Ueberzeugung ist dies alles hier viel zu rasch weg entschieden, und grossen, von unendlich mannichfaltigen Conjuncturen der Umstände abhängenden Einschränkungen unterworfen, hauptsächlich aber auf die ewige und wesentliche Verschiedenheit eines als Münze existirenden Speciesthalers von einem bloss als Rechnungsgeld, und folglich als ungemünztes Silber, existirenden Bankthaler, der nie, ohne diese seine Eigenheit zu verlieren, sich als Münze darstellen lässt, viel zu wenig Rücksicht genommen. Der Raum erlaubt Rec. nicht, dieses hier näher zu entwickeln; auch wird weiterhin bey der Anzeige der Gegenschriften hievon noch mehrmalen die Rede seyn.

Der *5te Abschnitt* handelt *von Banken.* Hier ist zuerst von der Hamburger Bank die Rede, von der Hr. Z. eine ganz richtige Idee giebt, bis auf den einzigen durchaus unwahren Umstand S. 94., dass der Grosshandel nicht anders, als in Bankgeld, geführt werden *dürfe.* Ueber die Altonaer Bank nur wenig Worte. Dann von Zettelbanken, und namentlich von der Kopenhagener Bank, ihren Fehlschritten, und der dadurch entstandnen Zerrüttung, von denen Hr. Z. mit voller Offenheit spricht, und sehr wichtige Gründe angiebt, warum seiner Meynung nach nicht neue Ausmünzung allein zur Vermehrung der baaren Geldmasse hinlänglich sey, sondern warum eine gänzliche Ummünzung erfodert werde. Dass diese Ummünzung alsdann alle künftige Ausführung und Einschmelzung unmöglich machen werde, ist wieder eine viel zu rasch angenommene Behauptung.

6ter Abschnitt: Von der in Altona zu errichtenden Bank. Sie soll zugleich Depositenbank und Zettelbank seyn, auch in der Folge Leihbank werden. Dies wird hier bloss im Allgemeinen angekündigt.

Der *7te Abschnitt* endlich beschäftigt sich mit der *Widerlegung von einzelnen Behauptungen in den unter No. 19 und 22. angezeigten Schriften*, worinn Rec. das Recht meistens auf Hn. *Z's* Seite zu seyn scheint, und worinn manche trefliche, zum Theil noch sehr verkannte, Bemerkungen, besonders über den Wechselcurs vorkommen, von denen Rec. nur eine S. 123. zur Probe ausheben will: „Unsrer Nachbarrepublik Hamburg zur Last legen wollen, dass sie unser schlechtes Geld gegen ihr „gutes nach richtigen in der Natur der Dinge liegenden „Gründen evaluire, ist eben so, als wenn man jemanden einen Betrüger nennen wollte, der sich weigert, „ein 24 Schillingstück für 18 Schillinge zu geben, sondern 6 Schillinge zu verlangt. Nicht die Hamburger, „oder Lübecker, oder Engländer, oder Franzosen, tragen zu unserm Curs bey, oder betrügen uns; wir haben uns selbst durch unrichtige Vorstellungen und darauf gegründete Handlungen betrogen; niemanden in „der ganzen Welt haben wir etwas vorzuwerfen, als „uns selbst," u. s. w.

Im Ganzen enthält diese Schrift viel Wahres, aber auch viel Halbwahres und Missverstandenes; man sieht, dass ihr Vf. reiflich über seinen Gegenstand nachgedacht, und viele praktische Belehrung darüber gesammelt hat, aber es fehlt ihm an Zusammenhang, an Ordnung des Ganzen, an Leichtigkeit der Uebersicht, und an Präcision und Deutlichkeit des Ausdrucks; sein Ideenvorrath ist reichhaltig genug, um sehr lehrreich zu werden, und über viele Gegenstände neues Licht zu verbreiten; aber so wie alles hier an einander gereiht ist, ermüdet er selbst den Kenner, und schreckt den Nichtkenner ganz ab.

Als Gegner von Hn. *Z.* trat zuerst der bereits vorhin als Vf. von No. 19. und 21. genannte Hr. Doct. und Prof. *Bang* in einer Schrift auf, die bald nachher übersetzt erschien, unter dem Titel:

26) COPENHAGEN, b. Proft: *Ferneres Bedenken zur Antwort auf* des Hn. Etatsrath *Zoëga Versuch* etc., von dem Verfasser des Bedenkens etc. *F. L. Bang*, Prof. Aus dem Dänischen. 1787. 60 S. 8.

Ordnung, Präcision, Bescheidenheit und Entfernung aller Persönlichkeit, sind Vorzüge, durch welche Hr. *B.* sich in seinen Schriften über seinen Gegner weit erhebt. Hr. *B.* hatte sich in seinen ersten Schriften nicht genannt, wurde aber dennoch sehr bald errathen. Hr. *Z.* ignorirte dies, und widerlegte nicht nur des Ungenannten Behauptungen, sondern suchte ihn als einen gefährlichen und ehrvergessnen Bürger darzustellen. Hr. B. nennt sich jetzt selbst als Vf., gesteht über einen Theil seiner ersten Besorgnisse durch Hn. Z. beruhigt, doch in der Hauptsache nicht überzeugt zu seyn, vertheidigt sich auf den zwölf letzten Seiten mit eben so vieler Würde als Schonung gegen Hn. Z's Angriffe, und wünscht, nach ausgemachter Sache ihm als alten Bekannten und Freund die Hand geben zu können. Die ersten 48 Seiten beschäftigen sich bloss mit der Sache selbst. Der *Vortheil des Königs*, die vorhin in Bankzetteln eingekommenen Contributionen der Herzogthümer künftig in baarem Gelde erheben zu können, meynt Hr. B., werde durch den zu dem auszumünzenden Geldvorrath erfoderlichen Capitalvorschuss mehr als aufgewogen. Der *Vortheil der Herzogthümer*, das Papiergeld loszuwerden, sey bloss eingebildet, indem sie die Bankzettel nicht für voll, sondern nur nach laufendem Curs aus dem Königreiche angenommen hätten. (Die Unrichtigkeit dieser Schlussfolge selbst ungerechnet, vergisst Hr. B. bey dieser Behauptung, dass der Curs erst allmählich fiel, dass während dieses Fallens das Land schon mit Zetteln überschwemmt war, und dass folglich der allmählige Fall des Curses in Absicht der ganzen in den Herzogthümern umlaufenden Zettelmenge immer reiner Verlust für dieselben wurde.) Die Herzogthümer gewönnen also nicht in Verhältniss gegen die Königreiche, sondern verlören vielmehr die Differenz der nunmehr in baarem Gelde zu bezahlenden Steuern. Gegen das Ausland aber bleibe Gewinn und Verlust der Herzogthümer in gleichem Verhältniss wie vorhin, indem Zahlung in Zetteln nach laufendem Curs dem Lande nichts mehr gekostet habe, als künftig Zahlung in baarem Gelde. (Hier vergisst Hr. B. abermals den Verlust, den das Land beym allmähligen Fallen, und bey der Gefahr des immer tiefern Herabsinkens, an der ganzen umlaufenden Zettelmasse unvermeidlich leidet.)

Die beiden *Hauptgründe gegen den neuen Münzplan* setzt Hr. B. 1) in der *Unsicherheit der in Altona anzulegenden neuen Bank*, und in ihrem *verderblichen Einfluss auf die Einwohner als Leihbank.* Diese Unsicherheit befürchtet Hr. B. theils aus der Analogie so mancher andern Zettelbanken, und theils aus der Unmöglichkeit, die versprochne Einlösung der alten Bankzettel anders, als mit den Capitalien der neuen Einleger bewirken zu können. Eine Leihbank aber werde in Altona so gut, wie in Copenhagen und anderswo, Uebermaass der Circulation, und Uebertreibung der Handelsspeculationen sowohl, als Vermehrung des Luxus, hervorbringen. 2) In dem unvermeidlichen *Nachtheil für den Zwischenhandel der Königreiche und Herzogthümer* bey Verschiedenheit der Geldsorten. Die Analogie des Zwischenhandels zwischen den Königreichen und den westindischen Colonien könne hier nicht als Argument gelten, da theils diese Handelsverbindung lange nicht so enge, theils hier nur Papiergeld gegen Papiergeld in Betracht komme, und theils auch schon in dieser Rechnung manche Schwierigkeit und Unsicherheit entstehe. Liquidation durch Wechsel sey nicht immer möglich; und dass genug hollsteinisches Geld in Copenhagen seyn werde, sey theils blosse Supposition, theils müsse solches doch erst mit Mühe und Aufgeld eingewechselt werden. Der Vf. setzt diesen wichtigen Punct, den Nachtheil eines verschiednen Geldfusses in zwey zu einer Regierung gehörigen Provinzen hier noch weiter auseinander, und sagt darüber sehr viel Lesenswürdiges in Rücksicht auf allgemeine Verbreitung des Zwischenhandels, Erleichterung der dazu erfoderlichen Kosten, Sicherheit bey den wechselseitigen Zahlungen, und Anwendbarkeit des in Bezahlung empfangnen baaren Geldes; setzt alsdann noch einiges (aber höchst unvollständiges) über die auch bey der neuen Münze übrig bleibende Möglich-

lichkeit der Ausführung und Einschmelzung hinzu, und schliesst mit dem Vorschlag, statt der neuen Ausmünzung lieber die Herzogthümer ihre Contributionen in baarem Gelde oder in Bankzetteln für voll, bezahlen zu lassen, um dadurch den einzigen von dem Münzplan zu erwartenden Vortheil für den König auf andre unschädlichere Weise zu erreichen.

So sehr sich alles dieses durch Ordnung, durch Deutlichkeit und durch scharfsinnigen Rückblick auf so manche warnende, und zum Theil sehr nahe liegende, Erfahrungen auszeichnet, so sieht man doch sehr bald, dass Hr. B. einen wesentlichen Hauptpunct der Untersuchung ganz aus dem Gesichte verliert, nemlich die schwere Frage: Wie ist ohne Ummünzung dem immer tiefern Fall des Curses und der davon unzertrennlichen Einschränkung des baaren Geldes Einhalt zu thun? und wie muss die neue Münze beschaffen seyn, wenn sie beides mit Zuverlässigkeit verhindern soll?

(*Die Fortsetzung folgt.*)

MATHEMATIK.

Berlin, b. Hesse: *Anleitung zum Rechnen.* Erster Theil. Zweyte verbesserte Auflage. 1790. 120 S. 8.

Auch die Beyspiele und Uebungsaufgaben im Unterrichte der Jugend nicht so ganz aus der Luft zu greifen, sondern gleich durch wahre und wissenswerthe Angaben und Sachkenntnisse nützlich zu machen, dieser Satz des sel. Sulzers ist ja wohl, unter den arithmetischen Schriftstellern, von Hn. Splittegarb zuerst mit vorzüglicher, und überhaupt von ihm mit der grösten Sorfalt befolgt worden. Grösstentheils lehrreiche, und Kindern angenehme, Aufgaben für die 4 Species und die Regel de tri füllen zweckmäsig das meiste dieser Bogen aus, und nächstdem die Erklärungen jener Rechnungsarten. Rec. glaubt sich zu erinnern, dass sein Vorgänger über die erste Ausgabe manches anzumerken hatte. Genau genommen, möchte das in mehrerer Hinsicht immer noch der Fall seyn. Indessen können und müssen wirs diesem Rechenbuche nachrühmen, dass man nicht viele hat, worinn mit so sichtbarer Sorgfalt und in solchem Grade richtig gesprochen wird; nur dass insbesondere die Proportionen auch hier ihre Rechte ausüben, die sie über jeden zu haben scheinen, der sich nicht ganz eigentlich mit Mathematik beschäftigt hat. Alles, was hier über ihre leichteste Anwendung auf die Regel de tri gesagt wird, zeigt wiederum, dass auch Hr. S. die goldne Regel aus den Proportionen noch nicht herzuleiten weiss. Hier wäre allenthalben, im Ganzen und Einzelnen, viel Wesentliches zu erinnern; auch in Rücksicht auf die Behauptung, „dass es in der Natur keine unbenannte Zahlen giebt," wofern sie wirklich so verstanden oder doch angewandt wird, als es diesem Buche opponirt werden könnte: ob sie gleich übrigens einen Satz ausmacht, bey dem ein Respondent das letzte Wort behalten kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Speyer*, b. Enders: *Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Gymnasiums zu Speyer.* Von *S. Heynemann*, Rector. 27 S. 4. — Diese Nachricht ist auf *ausdrücklichen obrigkeitlichen Befehl* dem Publicum mitgetheilt worden, damit einheimische Aeltern sowohl als fremde erfahren, auf welchem Wege man ihre Kinder an dem dasigen Gymnasium zum Ziele ihrer Bestimmung führt. Die Schüler erhalten nicht bloss die jedem Bürger nöthige Realkenntniss, Ausbildung des Verstandes und Herzens; sondern sie werden auch so zubereitet, dass sie mit Nutzen eine Universität beziehen können. Die *allgemeinen* Lectionen, woran alle Schüler, studirende und nichtstudirende, Antheil nehmen, sind folgende: Anweisung zum *guten* Lesen; Religion, die nach *Seiler* gelehrt wird; Kalligraphie, Orthographie, Rechenkunst, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Anweisung zur Verfertigung deutscher Aufsätze, Uebungen, den Verstand zum Nachdenken zu gewöhnen, Declamationsübungen, lateinische und französische Sprache. Bey Erlernung aller dieser Wissenschaften wird nur darauf gesehen, dass immer ein Lehrer dem andern in die Hände arbeitet, und jeder sein eigenes Pensum von Arbeit mit den jedesmaligen Schülern seiner Klasse wohldurchgeht, damit sie sodann mit Nutzen den Lectionen einer höhern Ordnung beywohnen können. Während die *besondern* Lectionen, von denen die Nichtstudirenden losgesprochen sind, getrieben werden, werden die letztern mit einer ihrem künftigen Berufe nützlichen Arbeit beschäftigt. Zu diesen besondern Lectionen gehören nun die griechische und hebräische Sprache, Mathematik, Naturlehre, Naturgeschichte im wissenschaftlichen Zusammenhange, Logik, die natürliche Religion, die praktische Philosophie, Einleitung in die schönen Wissenschaften, Antiquitäten und Mythologie, soviel davon zur Erklärung der lateinischen und griechischen Klassiker nöthig ist. Jünglinge, welche eine Universität beziehen wollen, erhalten in dem letzten halben Jahre eine Uebersicht der Wissenschaft, welcher sie sich widmen, und eine Anweisung, *was* und in *welcher Ordnung* sie es hören müssen. Damit kein Lehrer in seinem Unterrichte gehemmt wird, überhaupt auch die vestgesetzte Ordnung der Lectionen beobachtet werden kann; so muss der Schüler, welcher zwar in manchen Kenntnissen so weit ist, dass er den Unterricht in einer obern Klasse mit Nutzen geniessen kann, in andern aber zurück ist, das Versäumte in einer untern Klasse nachholen. Deswegen werden in der ersten und zwoten Klasse die Lectionen, in welchen der Fall möglich ist, in einer Stunde gelehrt. Damit nun die Schüler den bestmöglichsten Nutzen von dem Unterrichte ziehen, damit, soviel möglich, Einförmigkeit in der Lehrart herrsche, und ein Lehrer dem andern gehörig vorarbeiten kann, und also eine Klasse in die andre, wie ein Rad in das andre, eingreife, treten die Lehrer wöchentlich zusammen, um sich über die nöthigen pädagogischen Grundsätze und alles, was den glücklichen Fortgang der Schulanstalt befördern, oder ihm hinderlich seyn kann, zu unterreden, und die halbjährigen Lectionscatalogen zu verfertigen. Wenn alles, oder auch nur das meiste in diesem Plane enthaltene geleistet wird, so ist kein Zweifel, dass viel Gutes gestiftet werden wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 17. October 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Vierte Fortsetzung der Anzeige der über das Dänische Münzwesen, und die Schleswig-Holsteinische Münzveränderung erschienenen Schriften.

Hr. Z. beantwortet diese Schrift in einem Auffatz, der zugleich mit Hn. B. Schrift und in fortlaufender Seitenzahl mit derselben, unter folgendem Titel deutsch übersetzt, erschien:

27) Kopenhagen, b. Proft: *Anmerkungen zu des Hn. Prof. Bang fernerem Bedenken über die neue Münzeinrichtung in Holstein.* Von Zoëga. Aus dem Dänischen. 1787. 7½ Bog. 8.

Dieser Auffatz enthält keine zusammenhängende Ausführung, sondern, wie auch schon der Titel zu erkennen giebt, 21 einzelne, (diesmal ohne alle Persönlichkeiten gegen Hn. B.) vorgetragene, Anmerkungen zu einigen Stellen von No. 26., in denen aber manches Merkwürdige vorkömmt. Besonders wird in der *ersten* dieser Anmerkungen sehr richtig und deutlich auseinander gesetzt, dass die Münzveränderung zwar für das ganze Land Bedürfniss sey, aber dass es die Kräfte des Staats überwiege, sie auf einmal auf das ganze Land zu erstrecken; dass man also erst mit einem für sich bestehenden Theil des Ganzen den Anfang machen müsse; und dass man dazu aus guten Gründen die Herzogthümer bestimmt habe, indem in Dänemark die Circulation zu gross, und der Handel zu sehr in der Unterbalanz sey, um dort den Anfang zu machen, in Norwegen aber, das Bedürfniss, die Circulation einzuschränken, und für baares Geld zu sorgen, weniger dringend sey, als in dem dem Verkehr mit dem Auslande, und besonders mit Hamburg, so unmittelbar ausgesetzten Holstein. Das dort zuerst gestörte Uebermaass der Circulation werde indessen nicht blos für die Herzogthümer wirksam seyn, sondern auch für die Königreiche Wohlthat werden. Uebrigens werde die Ummünzung die so unendlich beschwerliche Differenz zwischen Münze und Papier gänzlich heben, den grössern Umsatz auf den als baares Silber anzusehenden (?) Thaler einschränken, die Circulation der Scheidemünze blos auf das Bedürfniss des kleinen Verkehrs zurückführen, dem Handel mehr Festigkeit geben, die Preisverhältnisse heruntersetzen, den Curs heben, und das baare Geld im Lande erhalten. In einigen der folgenden Anmerkungen wird Hn. B's Behauptungen hauptsächlich folgendes entgegen gesetzt: Die Steuern der Herzogthümer wären auch bisher zum Theil in baarem Gelde bezahlt worden; der hieraus für den König zu erwartende Vortheil sey um so unbedeutender, da das meiste der Einnahme wieder für Besoldungen etc. ausbezahlt würde. Missgriffe der neuen Bank wären nicht anders möglich, als bey vorsetzlicher Abweichung von den vorgeschriebnen Grundsätzen. Das Uebermaass der Circulation würde sich durch blosse Einziehung einer mässigen Anzahl von Zetteln heben lassen, ohne Rücksicht auf Vermehrung der baaren Geldmasse; aber die Restitution des Verhältnisses zwischen Münze und Papiergeld erfodre nicht allein eine weit grössere Verminderung der Zettelmenge, sondern auch, um alsdann die Circulation nicht zu hemmen, die Ausmünzung eben so viel baaren Geldes. Eine Leihbank, die blos auf edle Metalle, nicht auf liegende Gründe und Mobiliareffecten, leihe, könne nie ein schädliches Uebermaass von Circulation bewirken. Dass auch bey verschiedener Münze der Umsatz nicht stocke, beweise der Verkehr zwischen Dänemark und Schweden. (Daraus möchte nun wohl noch nicht folgen, dass nicht bey gleicher Münze der Verkehr noch ungehinderter fortgehe, und dass nicht das Land, was schwere Münze hat, eben bey dem kleinen Grenzverkehr nothwendig verlieren müsse.) Am Schluss hängt Hr. Z. noch eine allgemeine, mit sehr vielem Scharfsinn ausgeführte, Uebersicht derjenigen Grundsätze an, welche bey der Entwerfung des Münzplans zum Grunde gelegt wurden, von denen Rec. einen concentrirten Auszug hier mitzutheilen um so nöthiger hält, da er den ganzen Geist des neuen Münzplans weder in Hn. Z's übrigen Schriften, noch bey irgend einem der andern Verfasser, mit so viel Scharfsinn und Deutlichkeit dargestellt gefunden hat: Nachtheiliger Wechselcurs und zu hohes Preisverhältniss deuten auf Uebermaass in der Circulation. Diese lässt sich nur entweder durch Vermehrung der Production, oder durch Einschränkung der Circulation hemmen; aber die erstre wirkt zu langsam. Differenz des Papiergeldes gegen baares Geld deutet auf fehlerhaftes Verhältniss der von beiden vorhandenen Masse; bey der Verminderung der Circulation muss also zugleich auf die Restitution dieses Verhältnisses Bedacht genommen werden. Die Verminderung der Circulation kann am schnellsten durch Einziehung der Bankzettel bewirkt werden; aber auf einmal ist dies weder möglich noch rathsam; es muss allmählig geschehen; und bis dahin bleibt dem Staat Papiergeld nöthig. Die Restitution des Verhältnisses zwischen der umlaufenden Masse von Papiergeld und von Münze kann nicht anders bewirkt werden, als durch Vermehrung der baaren Geldmasse, d. i. durch Ausmünzung. Aber es muss auf einmal so viel ausgemünzt werden, dass Uebermaass der Circulation sowohl, als Differenz des Papiergeldes, dadurch auf einmal ins gehörige Ebenmass gebracht werden. Geschieht dies nicht, so bewirkt zu geringe Vermehrung der gangbaren Landesmünze nichts als deren abermalige Ausführung und Einschmelzung. Die Anschaffung dieses ansehnlichen Münzvorraths durch fremde Anleihen, würde den Staat auf andre Weise d-

eken. Ausmünzung andrer Münzsorten neben der alten würde die Einschmelzung nicht hindern, und überdies den kleinen Umsatz durch doppelten Curs erschweren. Der einzige Weg zur Erreichung des Zwecks bleibt also, zuerst einen verhältnissmässigen Theil des Staats mit neuer Münze, und mit einem neuen in gehörigem Verhältniss bloss auf diese neue Münze sich beziehenden Vorrath von Papiergeld zu versehen, die Circulation aller alten Münze aber, und alles alten Papiergeldes, bloss auf die übrigen zu diesem Bezirk nicht gehörige Theile des Staats einzuschränken. — Der Schluss enthält noch einige vorläufige Bekanntmachungen über die Modalität der Einführung des neuen Geldes, von denen schicklicher bey der Erwähnung der dahin gehörigen Publicationen die Rede seyn wird.

Um eben diese Zeit hatte das Kopenhagensche Wochenblatt, *die Abend-Post*, eine Prämie von 50 Rthlr. für eine bessre Belehrung über die in Hn. *Zoëgas* Versuch (No. 25.) behandelten Gegenstände ausgeboten, (*Politisches Journal* 1787 *August S.* 773.) und diess veranlasste, wie man sagt, die Erscheinung von folgender *zweyten* Widerlegung der von Hn. Z. behaupteten Grundsätze:

28) *Zufällige Untersuchungen über feste und irrige Begriffe über Arbeit und Handel, und die Mittel zur Beförderung des Wohlstandes*, auf Veranlassung des *Versuchs zur Entwicklung fester Begriffe von Arbeit und Handel, als den Mitteln zur Beförderung des Wohlstandes.* 1787. 160 S. 8.

Rec. kann von dieser ihm nicht zu Gesicht gekommenen Schrift nichts weiter sagen, als dass sie, dem Vernehmen nach, sich gegen den neuen Münzplan, und gegen Hn. *Z's* Vertheidigung desselben erklärt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil nach des Vf. Meynung die Speciesmünze doch aus den Herzogthümern herausgehen würde, und also doch auf allen Fall die Ausmünzungskosten verloren seyn würden, gesetzt auch, dass das eingeschmolzene Silber wieder zu neuer Ausmünzung mit Banknoten aufgekauft werden könnte. Uebrigens legt man ihr einen verworrenen und inconsequenten Vortrag, und eine abschreckende Sprache zur Last.

Die im August 1787 der Kopenhagener *Abend-Post* abermals vorkommenden Ausfälle auf Hn. *Zoëga* und seine Schriften (s. *Polit. Journal* 1787 *Septemb. S.* 794.) kann Rec. nicht unter die Zahl der Widerlegungen rechnen. Mit desto höherm Recht aber folgende von Hn. *Otto Jacob Fink*, Kaufmann in Altona, der diesen seinen Namen auf allen Exemplaren eigenhändig unterzeichnet hat, herausgegebene Schrift:

29) ALTONA, b. Eckstorf: *Unvorgreifliche Prüfung dessen, wodurch* Hr. Etatsrath *Zoëga*, Finanzdeputirter des königlich dänischen Staats, *dasjenige, was er von dem Plan der projectirten neuen Münzveränderung in den Herzogthümern Schleswig und Holstein in seinen Schriften bekannt gemacht, hat rechtfertigen wollen.* 1787. 52 S. 8.

Diese kleine Schrift von höchst reichhaltigem Inhalt sagt sehr interessante Erfahrungen, und sehr praktische Wahrheiten, mit hoher Freymüthigkeit, und mit eindringender Bündigkeit. Die Quelle des Unglücks sey, dass der König sich habe bereden lassen, die Bank den Händen der Interessenten zu entziehen, und nun *mit Papiergeld* grosse Unternehmungen aller Art machen zu wollen. So ein Vorgang unter der Regierung eines *guten* Fürsten sey ein warnendes Beyspiel, was man überhaupt von Banken in monarchischen Staaten zu erwarten habe. Wenn *Foliobanken* Leihbanken würden, so bestehe ihr Anlehn immer in baarem Gelde; und so könne, wenn bloss auf edle Metalle angeliehen werde, zwar bey zu raschem Ausleihnen Stockung, aber nie wirklicher Schaden entstehen. Wenn aber eine *Zettelbank* eine Leihbank würde, so sey ihr Anlehn blosses Papier, und hiebey die Gefahr grenzenlos. (Diese Behauptung scheint Rec. nicht ganz richtig. Wenn *bloss* auf edle Metalle angeliehen wird, so kann es *in dieser Rücksicht* gleich seyn, ob der Anlehner Münze oder Papier zum Anlehn erhält, weil für den Werth des Papiers alsdann baare Valuta vorhanden ist.) Noch grenzenloser sey die Gefahr, wenn ihre Administration nicht in den Händen freyer Bürger, die jährlich Rechenschaft ablegen müssen, sondern in den Händen der Regierung sey. Wenn der *Staat* itzt Eigenthümer der Kopenhagener Bank sey, so sey auch der *Staat* für alles, von der Bank ausgegebene, Papiergeld verantwortlich, und dürfe sich von dessen Einlösung nicht lossagen. Könne die *Regierung* dazu nicht Rath schaffen, so müsse das *Land selbst* dafür sorgen. (Man sieht leicht, welche weit aussehende Folgen auf diesen Grundsatz gebaut werden könnten, da nicht abzuleugnen ist, dass die Nation zu solchem Schritt Recht haben würde; aber ob unter diesen Umständen, wo der Schaden des allmählig gefallenen Papiergeldes einmal verschmerzt, und ein grosser Theil dieses Papiers in auswärtigen Händen war, der Vorschlag, dass die Nation solches zu vollem Zahlwerth einlösen solle, der angemessenste war? das ist eine andere Frage.) Bey der neuen Bank werde keiner dem Papiergelde weiter trauen, sondern ein jeder sich zur Herausholung des baaren Geldes drängen; da aber dies für alle circulirende alte Münze und Papiergeld bey weitem nicht hinreichen werde; so werde von diesen beiden der Curs fürchterlich sinken, und allgemeinen Verlust verbreiten. (Diese Besorgniss hat der Erfolg in Absicht des alten Courants nicht bestätigt; vielmehr ist dieses mit dem neuen fast zu gleichem Curs in Umlauf geblieben.) Durch die neue Speciesmünze werde der durch Münzverträge mit den Nachbarn auf 122$\frac{14}{17}$ Procent gegen Hamburger Bankgeld bestimmte Courantfuss eigenmächtig auf 125 Procent heruntergesetzt, und dagegen der itzige auf 127$\frac{1}{4}$ bis 129$\frac{1}{4}$ Procent gesunkene Curs des Courantgeldes, zum grossem Nachtheil der itzt einmal an das schlechtere Geld gewöhnten Unterthanen, auf 125 Procent erhöht. Kippen, Wippen und Verschleissen würden den Thaler leichter machen, den doch die Bank nicht anders als nach dem Gewicht nehmen wolle; noch schlimmer werde es mit der kleinern Münze gehen. Der Curs des neuen Courant werde also gegen den Hamburger Bankthaler fallen, trotz der darauf geprägten Speciesvaluta. Eben so werde sicher jede Veränderung des Gold- und Silberpreises eine Veränderung im Geldcurs nach sich ziehen; schon in dieser Hinsicht sey die Fixirung des Geldcurses gar nicht denk-

denkbar. Die Kosten der Ummünzung wären also reiner Verlust für das Land, die bey dem Ankauf und der Administration begangenen Fehler ungerechnet. Wenn alle alte Zettel durch die Ummünzung nach Dänemark geschafft werden sollten, so werde dies dort das schädliche Uebermaass der Circulation nur noch vermehren. Was Hamburg baar an Holstein zu bezahlen habe, werde zwar nie viel seyn; aber auch selbst im Fall der vortheilhaftesten Handelsbilanz sey es undenkbar, dem Käufer in Absicht der Zahlungsmünze Regeln vorschreiben zu wollen, und so werde die alte Münze immer vor wie nach im Gange bleiben. (Die Erfahrung hat diese Vorhersagung ganz und buchstäblich bestätigt.) Die baaren Zahlungen nach der Ostsee werde viele der neuen Thaler aus dem Lande führen. Für den Umfang der Circulation sey der bestimmte neue Münzvorrath viel zu gering. (Auch dies hat sich bestätigt, und war wohl die Hauptursache, dass das alte Geld nicht aus dem Umlauf kam.) Die Loswerdung des alten Geldes und der alten Zettel werde unzähliche Schwierigkeiten unterworfen seyn, wenn sie nicht grenzenlosen Verlust verursachen solle. Der Vortheil für die Krone, die Steuern künftig in baarem Gelde zu erheben, werde durch die Zinsen des zur Ausmünzung erfoderlichen Silbervorraths weit überwogen; der Zinsenüberschuss der Bank beym Belehnen werde durch die erfoderlichen Salarien aufgehen. Der gehoffte Vortheil für Dänemark verwandle sich durch den dadurch noch schlechter werdenden Curs der alten Zettel in offenbaren Nachtheil. Holstein sey keinesweges in dem überwiegenden Wohlstande, den man ihm in Dänemark beylege. Holstein sey so schon mit schlechter Kupfermünze überschwemmt, und bedürfe keiner noch grössern Ueberschwemmung mit derselben. Solle der ärmere Unterthan seine bisher in Bankzetteln bezahlte Steuern künftig in der weit theurern Speciesmünze bezahlen, so werde er dadurch auf das Duplum erhöht. Der hohe Schlagschatz der Kupfermünze, (Hr. *F.* rechnet ihn auf 55 Procent,) werde unvermeidlich Einschmelzung des Silbergeldes und Nachschlag der Kupfermünze veranlassen. Das Land sey nichts gebessert, wenn es für schlechtes Papier schlechte Münze erhalte. Dem alten und dem neuen Gelde jedem einen eignen Circulationskreis anweisen zu wollen, sey eine durchaus unausführbare Idee. Der angekündigte sinkende Fonds und die Anleihe auf Annuitäten sey nur ein Palliativmittel. (Letztre wohl; aber auch erstrer?) Die Münzoperation sey auch dies nicht einmal. Vermehrung der Industrie, und Ersparungen in der Administration, wären die einzige Radicalcur, die aber leider mit Untersuchungen über die bisherige Verwaltung, mit den alsdann unvermeidlichen Wiedererstattungen, mit dem Interesse von Grossen und Pensionisten, und mit der Erhaltung der so schädlichen Handelscompagnien, zu sehr in Collision kommen würde, um als ausführbar angesehen zu werden. (Die von Hn. *Z.* gegen die Anwendbarkeit dieses hier vorgeschlagenen Mittels schon zum voraus gemachten Einwendungen waren doch auf andre, und wie Rec. nicht in Abrede stellen kann, solidere Gründe gebaut.)

Diese Schrift hat Hr. *Zoëga* nicht beantwortet, — vielleicht weil sie *deutsch*, und in *Holstein* geschrieben war.

Als ein *vierter* Gegner von Hn. *Z.* unter No. 25. angezeigter Schrift erscheint der in seinen spätern Schriften als Vf. genannte Hr. *Johann Heinrich Wiehe*, Besitzer einer Zuckerfabrik in Kopenhagen, in folgendem Aufsatz:

30) KOPENHAGEN, b. Proft: *Bemerkungen über Banken, wie auch über die in Altona zu errichtende neue Bank.* In einem Sendschreiben an einen Freund. 1787. 80 S. 8.

Der Vf. schränkt sich blofs auf den 6ten und 7ten Abschnitt der *Z.* Schrift ein, und sagt über die auf dem Titel benannten Gegenstände sehr viel Unbestimmtes und Schwankendes, obwohl mit unter manche praktische Bemerkung vorkömmt. Man sieht, der Vf. hat manche richtige Beobachtung aus der Erfahrung geschöpft; aber es fehlt ihm an Scharfsinn und systematischer Uebersicht, um diese Beobachtungen auf richtige Grundsätze zu reduciren. Seine Widerlegung zerfällt in 4 Theile. 1) *Von Banken.* Der Vf. meynt, der alleinige Zweck einer Girobank sey Erleichterung der Handlung. (Erleichterung des Umsatzes hat er wahrscheinlich sagen wollen. *Veranlassung* der Banken war dies freylich; aber darum nicht alleiniger *Zweck*?) Hamburgs Bank sey um die Zeit errichtet, als der hanseatische Handel sich dort concentrirt habe. (Offenbar falsch. Die Hamburgische Bank ward bekanntlich 1619 fundirt; zu einer Zeit, wo die blühende Periode der Hansa längst vorüber war, und der Hanseatische Bund nur noch im Schattenbilde existirte.) Die Altonaische Girobank sey eine Satire auf Banken, weil kein Zusammenfluss von Handlung dort existire. (Also kürzer gesagt, eine Girobank kann nur da gedeihen, wo groser Handelsumsatz sich concentrirt.) Die Hamburger Bank sey nur dadurch ganz sicher, dass Hamburg eine Festung sey. (Als ob in unsern Zeiten Sicherheit des Eigenthums von Wall und Mauern abhienge!) Nur eine Girobank werde schon durch die Natur der Sache verhindert, im Belehnen zu weit zu gehen; eine Zettelbank könne darinn sehr weit und sehr unbemerkt über die Grenzen hinausgehen. (Dies hatte schon Hr. *Büsch* auseinander gesetzt, und weit gründlicher entwickelt.) 2) *Von Zettelbanken.* Der Vf. sieht die Vergrösrung der Circulation als Zweck der Zettelbanken an, und glaubt, die Bank könne eine viel grösre Summe an Zetteln ausgeben, als sie in Geld oder Geldeswerth besitze, ohne darum in den Fall zu kommen, die Einlösung der Zettel verweigern zu müssen, indem immer nur eine geringe Anzahl der Zettel auf einmal zur Einlösung präsentirt werde. (Wahr, in so ferne die Bank den Credit hat, dass sie immer zur Einlösung aller präsentirten Zettel im Stande seyn werde; dieser Credit aber gründet sich immer doch nur auf die *Gewissheit*, dass die Zettel nicht in übergroser Menge fabricirt werden.) Der Vf. setzt die Londoner und Stockholmer Bank hier gegen einander, als zwey Extreme, die erste von Credit, die andre von Misscredit. Aber worinn diese Differenz begründet sey, darüber läfst er den Leser, der es nicht aus andern Quellen, hauptsächlich aus Hn. *Büschs* 2tem und 3tem Anhang zu seiner unter No. 6. erwähnten Abhandlung von Banken, weiss, herzlich unbefriedigt,

 so

so gut er auch die Sache erklärt zu haben glaubt. Wer nach Hn. *Büsch* über diesen Gegenstand schreiben will, sollte wenigstens erst ordentlich darüber denken lernen. Aber Hr. *W.* scheint diesen gar nicht gelesen zu haben. 3) *Von der Kopenhagener Bank.* Hier liefert der Vf. sehr wichtige Beyträge zu Hn. *Büschs* unter No. 6. angezeigter Abhandlung. Die Actien der Kopenhagener Bank waren bis 1760 aufs Duplum gestiegen, und gaben dennoch einen jährlichen Dividend von 6 Procent. 1767 sah man sogar sich in den Stand gesetzt, jedem Interessenten für seine anfangs für jede Actie eingeschossne 500 Rthlr. 800 Rthlr. zurück zu bezahlen, und die übrig bleibenden 200 Rthlr. trugen einen jährlichen Dividend von 14 Procent. Dieser Fehlgriff entblösste, da die meisten Interessenten Ausländer waren, das Land vom Gelde, und die Bank bereicherte durch ihren überspannten Credit, und durch die Ueberhäufung der Circulation, ihre grossentheils ausländischen Interessenten, und machte das Land verarmen. Den bald nachher natürlicher Weise in Fall gerathenden Curs, und den Werth der Bankzettel, suchte man mit grösseстem Schaden mittelst Anleihen aus der Fremde, neue Ausmünzung, und Vermehrung der baaren Geldmasse zu heben, die bey dem nachtheiligen Curs durch unvermeidliche Einschmelzung verschwunden war; indess man die Quelle des Uebels, übertriebene Circulation, durch Ausgebung neuer Bankzettel auf nirgends existirende Handelseffecten in allen 4 Welttheilen, unaufhaltsam vermehrte. Von diesen Factis kömmt der Vf. wieder auf Theorien, und behauptet, der verminderte Credit der Bankzettel entstehe nicht von zu grosser Menge derselben, sondern vom nachtheiligen Wechselcurs, und dieser von der Unterbalanz im Handel. (Richtig, dass die Unterbalanz im Handel den Fehler früher und stärker merklich macht; aber Rec. möchte doch sehen, ob in diesem Fall die Zettel je fallen würden, so lange die Bank im Stande und bereit ist, sie auf Vorzeigung zu realisiren. Dies, die nie fehlende Einlösung jedes Zettels gegen baares Geld, ist, wie der Vf. selbst bald nachher sehr richtig bemerkt, die einzige ächte Charakteristik einer wohleingerichteten und soliden Zettelbank.) Die Einziehung der Zettel, meynt der Vf., sey gefährlich, weil sie die Circulation vermindre, und dieses der Industrie schade. (Hier kömmt alles auf Maass und Uebermaass an.) Auch könne die Einziehung nicht anders geschehen, als durch Zurückbezahlung der an die Krone geleisteten Vorschüsse, diese aber nicht anders, als durch Aufnehmung von Anleihen, bewirkt werden. (Doch wohl auch durch Ersparungen und durch einen Tilgungsfonds?) Einschränkung der Belehnung bloss auf edle Metalle mache es nicht allein aus. (Dies beweist noch nicht, dass diese Einschränkung darum nicht heilsam und nothwendig sey.) Das ganze Unglück liege in der Unterbalanz der Stadt Kopenhagen; diese mache das Elend des ganzen Landes. (Als ob dies sich sogleich, als ob es sich überall helfen liesse, und als ob keine Unterbalanz im Handel existiren könne, ohne Münzverwirrung zu veranlassen!) Das neue Speciesgeld werde, wenn es nicht sehr gleichförmig ausgeprägt sey, so gut ausgewippt werden, wie das alte Courantgeld; und die Kupfermünze, des zu grossen Gewinns wegen, (der Vf. rechnet ihn, mit Hn. *Fink*, der ihre in der Schrift No. 29. auf 55 Procent angeschlagen hatte, beynah übereinstimmend, nach Abzug der Kosten auf 60 Procent.) sehr bald nachgeschlagen werden. (Beides wagt Rec. nicht zu läugnen.) 4) *Von der in Altona zu errichtenden Bank.* Eine Girobank könne, der Natur der Sache nach, nur an einem Ort existiren, wo grosser Umsatz, und der ein Marktplatz für ganz Europa sey. Was in Hamburg möglich sey, sey darum nicht auf gleiche Weise in Altona, und überhaupt nicht in einem Lande möglich, was, wie die Herzogthümer, sich auf mässigen Ausfuhrhandel beschränke. (Sehr wahr!) Könne die Bank durch immer offne Realisation ihre Zettel in vollem Werth erhalten, so werde es keiner Depositenbank zur Festhaltung des baaren Geldes bedürfen, und könne sie dies nicht, so werde auch die Bank diese Festhaltung nicht bewirken. Ueberhaupt lasse sich die Einschränkung der Circulation des neuen Geldes und Papiers auf die eine Provinz, und des alten auf die übrigen Provinzen eines und eben desselben Landes gar nicht denken. Die neuen Zettel würden, so lange sie vollen Werth hätten, im ganzen Lande und ausser Landes in Umlauf kommen, der fremde Inhaber so gut wie der Inländer berechtigt seyn, baares Geld dafür aus der Bank zu holen, und sey dieses dann nicht gleichförmig ausgeprägt; so würde keine Vorsicht es gegen Auswippen und Einschmelzen sicher stellen können. Die Befugniss der neuen Bank, ausser Gold und Silber auch auf leicht zu realisirende Effecten zu leihen, sey von äusserster Bedenklichkeit; und eine fast unvermeidliche Veranlassung zu Missbräuchen. (Dieser Theil des Raisonnements ist unstreitig das Wichtigste und Gründlichste von allem, was der Vf. sagt; aber auch diese Grundsätze sind bey ihm so undeutlich und unbestimmt vorgetragen, dass es Rec. Mühe gekostet hat, des Vf. unbestimmte Darstellung zu entwickeln.)

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Leipzig, b. Crusius: *Wöchentliche Beyträge zur Beförderung der ächten Gottseligkeit.* 18tes Bändch. 1791. 184 S. 8. (6 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes.* 11ter Th. 1791. 324 S. 8. (12 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *J. M. Galanti's neue historische und geographische Beschreibung beider Sicilien;* a. d. Ital. übersetzt, von C. J. Jagemann. 3ter B. 1791. 478 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 18. October 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Fünfte Fortsetzung der Anzeige der über das Dänische Finanzwesen und die Schleswig-Holsteinische Münzveränderung erschienenen Schriften.

Gegen diese Schrift erschienen:

31) Kopenhagen, b. Popp: *Anmerkungen zu der unter dem Titel: Bemerkungen über Banken, wie auch über die in Altona zu errichtende neue Bank*, kurzlich erschienenen Schrift. 1787. 72 S. 8.

Der ungenannte Vf. greift manchen der vorhin an No. 30 gerügten Unbestimmtheiten und Fehlschlüsse mit vieler Redseligkeit und mit zum Theil sehr oberflächlichen Gegengründen an; manche andre beantwortet er ganz richtig; sehr viele hingegen sind ihm völlig entgangen: und die vielen von seinem Gegner, besonders im letzten Abschnitt, gesagten Wahrheiten übergeht er ganz mit Stillschweigen. Die S. 11—13 aus Hn. *Büsch* abgeschriebene Stellen enthalten unläugbare Wahrheit, gehören hier aber nicht zur Sache. S. 21.ff. kommen gute Bemerkungen über den Gang der Nordischen Handlung und Schiffarth während des amerikanischen Krieges, and über die dadurch veranlasseten übertriebenen Speculationen vor; indess war auch dieser Gegenstand schon vorhin von Hn. *Fabricius* in der unter No. 8. angezeigten Schrift, von Hn. *Büsch* in einem im ersten Bande der *Handlungsbibliothek* vorkommenden Auffatz, und von Hn. *Ehlers* in einer nachher unter No. 33 anzuzeigenden Schrift weit gründlicher behandelt. Sehr wichtige Data über diesen Gegenstand lieferte in der Folge annoch Hr. *Wiehe* in einer unter No. 63 anzuzeigenden Schrift. S. 41 meynt der Vf., die Nachmünzung des Kupfergeldes sey nicht zu befürchten, weil keiner solches in grossen Quantitäten werde anbringen können. (Mit gleichem Grunde könnte man die Nachmünzung aller Scheidemünze für unmöglich ansehen. Und doch lehrt die Erfahrung, dass nichts leichter ist, als Scheidemünze in grosen Quantitäten an Mann zu bringen, so bald man sie zu so schlechtem Curs weggiebt, als der Nachmünzer diess da überall in seiner Gewalt hat, wo die Ausmünzung mit unverhältnissmäsigem Schlagschatz belegt ist.) Die Widerlegung des ganzen die neue Altonaer Bank besonders betreffenden Abschnittes dreht sich um den ewigen Widerspruch, dass alles baare Geld dort gegen Ausschleppung und Einschmelzung verwahrt werden, und nur in seinen Symbolen, den Bankzetteln, circuliren, und dass doch jeder dieser Zettel auf Vorzeigung sogleich realisirt werden solle. Wie unter dieser letztern Voraussetzung das Erstere möglich gemacht werden könne, davon kann Rec. sich keine Idee machen. S. 59. träumt der Vf. sogar, (was selbst Hn. *Zöga* nie zu hoffen eingefallen ist,) dass dereinst die goldene Zeit kommen werde, wo die Kopenhagener Bank alle alte Bankzettel zu vollem Werth einzulösen im Stande seyn werde. Diese Proben werden hinlänglich seyn, diese Schrift als eine der schwächsten im ganzen Streit zu charakterisiren.

Einen wichtigeren Gegner fand *Wiehens* Schrift (N. 30) an dem Vf. von No. 29, dem auch hier durch eigenhändige Unterschrift auf jedem Exemplar genannten Herr Kaufmann *Fink* in Altona, in folgender Schrift:

32) Altona, b. Eckstorff: *Auch Etwas über Banken, Banknoten und Handlung.* Zur Beantwortung eines Sendschreibens aus Kopenhagen. 1788. 44 S. 8.

Hr. F. behauptet, keine Zettelbank müsse jemals mehr Zettel ausgeben, als ihr Fonds betrage. Sonst könne ihr Credit nicht bestehen. (Die Erfahrung lehrt, sie könne, in so ferne sie an feste Grundsätze gebunden, und die Administration in Privathänden, und folglich der Verantwortlichkeit und Rechnungsablegung unterworfen ist, etwas weiter gehen, weil alsdann ihr Credit fundirt ist, und nie alle Zettel auf einmal zur Einlösung vorkommen werden. Selbst die Analogie der Foliobanken, die immer einen Theil des Fonds zu Anleihen auf edle Metalle verwenden können, weil nie alles auf einmal zurückverlangt wird, entscheidet für diese Möglichkeit. Wenn dieser Plan bey vielen Zettelbanken verunglückte, so lag das entweder an Ueberschreitung der Grenze, oder an Mangel des Zutrauens zur Administration.) Nie müsse eine Zettelbank Staatsbedürfnissen abhelfen sollen, nie an die Regierung leihen; selbst die Befugniss, Wechsel zu discontiren, sey schon eine Klippe. Die englische Bank sey kein Beyspiel hierwider; ihre Banknoten wären in den Augen des Kenners nichts mehr und nichts weniger als englische Staatsschuldscheine, weil ihr Credit, so wie der Credit der Bank selbst, sich nicht auf ihre Organisation, sondern auf den Nationalcredit gründe, auch Englands isolirte Lage und vortheilhafte Handelsbalanz mit dazu beytrage. Der nachtheilige Curs sey nicht Ursache, sondern Folge von dem gesunkenen Werth der Bankzettel, deren Preis bloss dadurch gefallen sey, dass sie nicht auf Vorzeigung hätten eingelöst werden können, weil ihrer zu viel waren, und die in diesem Uebermaass fabricirt worden wären, um ausländische Staatsschulden zu bezahlen, und um an grosen Handelsspeculationen Theil nehmen zu können, und so von der Regierung selbst in die auswärtige Circulation gebracht wären. Die Dänische Handelsunterbalanz habe ihren Grund weniger im Mangel

an Industrie, und in der Unzulänglichkeit der Landesproducte, als in dem zu hohen Staatsaufwand, und in dem davon abhängenden Deficit in der Staatsbalanz. Viehzucht und Kornertrag wären in gutem Stande, obwohl letztrer noch vieler Verbesserung fähig; aber der Handel sey durch die monopolisirten Compagnien zu Grunde gerichtet. Der itzt ins Werk gesetzte Verkauf der Compagniegüter könne bey allem der Regierung dadurch zuwachsenden Schaden dennoch dieses Uebel nicht wieder gut machen, (der Vf. berechnet den bey dem Verkauf der Ostsee- und Guineischen Compagniegüter erlittenen Schaden der Regierung auf 339,545 Rthlr;) sondern jeder nicht durch Privatinteresse misleiteter Vorschlag, müsse auf gänzliche Aufhebung der Compagnien gehen. Unter die Fabricate, deren Aufhelfung Hauptaugenmerk seyn müsse, rechnet der Vf. hauptsächlich die Verfertigung der Tonderschen Spitzen. In allem übrigen stimmt Hr. F. dem Vf. von No. 30. ganz bey; blos die von ihm behauptete Unzweckmäsigkeit und Insolidität der Altonaer Foliobank ausgenommen.

Während dieses Streits waren noch folgende Schriften erschienen:

33) *Von dem Einfluss der Zettelbanken in den Zustand des Staats*, von *Martin Ehlers*, Prof. der Philosophie zu Kiel, (in dessen *Winken für gute Fürsten, Prinzenerzieher und Volksfreunde*, 2ten Theil (Kiel u. Hamburg, b. Bohn 1787. 8.) S. 1—196.)

Diese schätzbare Abhandlung empfiehlt sich durch Ordnung, Klarheit, Interesse des Vortrags und edlen Ausdruck ganz vorzüglich zur Belehrung aller derjenigen Staatsbürger, die mit Finanz- und Geldgeschäften weniger vertraut sind, und denen doch in Hinsicht auf öffentliches und Privatwohl eine deutliche Einsicht dieser Angelegenheit wichtig ist. Ihre Belehrung scheint auch Hr. E. hauptsächlich zur Absicht gehabt zu haben, obgleich auch der Kenner hier manches, wo nicht neu, doch von einem sehr philosophischen Kopf von neuen Seiten und mit vielem Scharfsinn dargestellt, und besonders unter dem Anschein einer allgemeinen Entwicklung der von einer Zettelbank zu besorgenden Gefahren, Misgriffe, Unterschleife und Zerrüttungen, die Geschichte des Dänischen Bank- und Zettelwesens mit so wahren und kräftigen Farben gezeichnet finden wird, dass sich das *de te fabula narratur* schlechterdings nicht verkennen läst. Zuerst treffliche und praktische Bemerkungen über die Nothwendigkeit einer allgemeinen Belehrung über diesen Gegenstand, besonders in einem Staat, wo Pressfreyheit diese leicht macht. Dann Untersuchung des Gegenstandes selbst, in Rücksicht auf Zweck und Wirkung. Gegeneinanderstellung von Girobanken und Zettelbanken. Analogie der Zettelbanken mit dem Wechselgeschäft. Sie sind fast immer, wo nicht schlechterdings immer, die Frucht eines auf eignen Vortheil sinnenden Kopfs. Darstellung der Kunstgriffe, einer solchen Anstalt Credit zu verschaffen, und sie dem Lande als wichtig vorzuspiegeln. Schädlichkeit auch der uneigennützigsten Zettelbank. Sie ist ein blosses Schattengebäude, welches dem Volk für ein nur einmal existirendes Geld zwey und mehreremal Zinsen wegnimmt. Anleihen von Bankzetteln zur Production wesentlicher Lebensbedürfnisse, da, wo solche Industrieanleihen nicht in baarem Gelde beschafft werden können, ist der einzige wahre Nutzen einer Zettelbank. Aber dieser wird weit überwogen durch die schädliche Anwendung eben dieser Anleihen zur Production von Gegenständen des Luxus, zur Vermehrung eines schädlichen Credits für blosse Verzehrer, zu schwindelnden Handlungsunternehmungen, zu Fabrikanlagen ohne Absatz, und zu übertheuertem Ankauf von Grundstücken. In Absicht auf das Nationalvermögen kömmt der blofs imaginaire Werth der ganzen Zettelmasse gar nicht in Anschlag, untergräbt vielmehr den Nationalcredit durch die Besorgniss der ermangelnden Realisation; macht es möglich, die ganze inländische Circulation mit Papiergeld zu unterhalten, und alle baare Münze zu auswärtigem Handel zu verwenden, und treibt auf diese Weise die Baarschaft, als das eigentliche Nationalvermögen, ganz aus dem Lande. (Rec. ist in allem diesen mit Hn. E. ganz einverstanden; nur nicht darin, dass er dem Nationalreichthum blofs nach der im Lande vorhandenen Gold- und Silbermasse bestimmt. Alles, wofür ich mir den allgemeinen Maasstab des Reichthums, Gold und Silber, verschaffen kann, ist so gut Reichthum, als Gold und Silber selbst. Ein Staat kann des Goldes und Silbers wenig haben, und doch an Effecten, auswärtigen Activschulden und nutzbarem Eigenthum weit reicher seyn, als ein andrer, in welchem sich vielleicht, bey allgemeiner Verschuldung, und bey allgemeinem Creditmangel, viele Baarschaft in den Händen einzelner Einwohner unverhältnissmäsig anhäuft.) Bankzettel vermehren freylich die Circulation, aber darum noch nicht den Wohlstand; die preussischen Staaten wurden bey mäsiger Circulation sehr wohlhabend; manches Land dagegen hat weit stärkern Geldumsatz, und ist verschuldet. Vermehrte Circulation ohne vermehrte Production bleibt immer unfruchtbar, stört die Production, und schadet der Moralität. Fast nie rivalisiren producirende Länder im Speculationshandel mit Vortheil gegen eine angrenzende grosse Handelsstadt, und am wenigsten dann, wenn diese in eine Girobank von festem Credit den Handelsverkehr der ganzen Gegend concentrirt. Nur sehr allmälich, und nur durch eignen freyen Gang der Natur, reift ein Staat zu einem Handelsstaat; gesetzliche Leitung hilft hier nicht, sondern schadet. Die ganze Handelstheorie eines producirenden Staats beschränkt sich auf Beförderung der Productionsthätigkeit, auf Freyheit aller Gewerbe, auf Verhinderung des ausländischen Luxus, und, wenn der Staat vom Meer begränzt wird, auf Beförderung der Schiffbauerey und des Frachthandels. Erschaffung eines papiernen Scheinreichthums vermehrt überdies den Luxus, steigert die Preise der Dinge, vermindert dadurch die Ausfuhr, stört die Production, und vermehrt die Einfuhr aus dem Auslande, und die Oberbalanz des Staats neigt sich allmälich zur Unterbalanz; die Anzahl der müssigen Verzehrer wird vermehrt; der Handarbeiter, dem Erhöhung des Arbeitslohns erst spät oder gar nicht gelingt, muss verarmen; und dem Staatsdiener, der von festem nicht erhöhtem Gehalt leben soll, gebricht das nöthige Auskommen. Alles dies schon ist Folge einer mäsigen Papiermasse. Und nun entwickelt der Vf. mit

mit eindringender Klarheit, warum die Bankdirection fast nie auf diesem Punkt stehen bleibt, wie der ansehnliche Zinsenertrag des imaginairen Papiergeldes und der dadurch vermehrte Cassenfonds sie zu neuer Papiermünzung, das hiedurch entstehende Gedränge der Circulation sie zur Verkleinerung der anfangs nur auf grösere Summen lautenden Banknoten, und der immer wachsende Dividend der Bankactien sie zur Lenkung des Actienhandels, durch falsche Gerüchte und andre Kunstgriffe veranlasst; wie dadurch der unvermeidliche Zeitpunkt sehr bald herbeygeführt wird, wo das Papier gegen baares Geld erst ein kleines Aufgeld verliert, und dann allgemein zu fallen anfängt; wie alsdann die Operation eines sachkundigen Capitalisten entsteht, Bankzettel in groser Menge aufzukaufen, und auf einmal zur Realisation zu präsentiren; wie nun durch die Einwechselung des zur Realisation erfoderlichen baaren Geldes der Preis des Papiers aufs neue fällt, diess Aufkaufen und Fallen immer im Cirkel geht, der Capitalist, der diese Operation treibt, dadurch immer höhere Vortheile zieht, die Bank dadurch in immer gröseres Gedränge kömmt, und immer mehrere und immer kleinere Zettel in Umlauf bringt; wie alsdann durch diese Ueberhäufung alle vorhin erwähnte Nachtheile des Papiergeldes in immer steigender Progression bis zur äusersten Zerrüttung des Nationalwohlstandes sich vervielfältigen; und wie alle diese und noch viele andre wucherhafte und das Land gänzlich aussaugende Operationen, dem Millionair, der ihnen gewachsen ist, in einem noch weit fürchterlichern Umfang gelingen, wenn er sie von einer benachbarten grosen Handelsstadt aus betreibt; wie alsdann alles baare Geld aus dem Lande geht, und der Staat in die entschiedenste Unterbilanz sinkt. Alsdann fangt die Realisation der Zettel an, die Kräfte der Bank ganz zu überwiegen, die Bankactien fallen, und die Regierung sieht sich, wenn sie die Bank erhalten und allgemeinem Bankrott wehren will, zu dem Machtspruch gedrungen, dass die Bank nur den 10ten oder 20sten Theil eines jeden Zettels baar zu realisiren gehalten seyn, und dass jeder Einwohner die Bankzettel zu vollem Zahlwerth annehmen solle. Letztres ist dann auf der Grenze unausführbar, vielmehr drängt sich hier jeder Einwohner, für den Rest seines baaren Geldes wohlfeilere Zettel anzukaufen, um sie tiefer im Lande hinein für voll anzubringen, und so zieht sich vollends alles baare Geld vom platten Lande in die Handelsstädte, und aus diesen über die Grenze. So wie der Scheinreichthum itzt verschwindet, fallen die über Werth gestiegenen Preise der Besitzungen wieder, und der Credit erstirbt. Der Agioteur der Hauptstadt erfindet indess das neue Gewerbe, dem Landbewohner die Zettel gegen mässiges Agio abzukaufen, und alsdann die Bank, die immer nur den 10ten oder 20sten Theil baar, den Rest in Zetteln realisirt, mit steter Wiederholung der Zettelpräsentation zu ängstigen; ein Kunstgriff, dem diese durch das Verbot, dass keiner anders, als zu den nöthigsten Bedürfnissen, Zettel realisirt verlangen solle, vergebens zu wehren sucht, weil der Agioteur, um sein Gewerbe zu verstecken, nur den simpeln Kunstgriff anzuwenden braucht, sich vieler verschiedenen Hände zur Präsentation zu bedienen.

Hier bricht Hr. E. ab, weil die Frage, wie in dieser Lage zu helfen sey, über die jeder Patriot seine Stimme zu hören, dringend gewünscht haben würde, hier nicht in seinen Plan gehört. Dagegen fügt er noch die Untersuchung bey, was die Folgen einer Zettelbank seyn würden, die nie mehrere Zettel, als ihr baarer Fonds beträgt, in Umlauf brächte, sich blos auf ganz sichre Anleihen einschränkte, sich mit dem dadurch entstehenden Zinsenvortheil begnügte, und diesen zur baaren Vermehrung ihres Fonds anwendete. Eine Bank dieser Art, meynt Hr. E., würde zwar minder schädlich, aber durch Ueberhäufung der Circulation, und durch alle davon entstehenden üblen Folgen, doch immer schädlich werden, und die Direction doch immer auf Kosten der arbeitenden Classen bereichern. Letztres falle freylich weg, wenn der Staat selbst die Bank errichte; aber auch in diesem Fall bleibe die schädliche Circulationsvermehrung, und die gefährliche Versuchung für die Staatsbeamten, die Bank zu Privatvortheilen zu misleiten. In einem Staat, der hinreichenden Vorrath an klingender Münze und edlen Metallen hat, würde Hr. E. die blose Vorschlagung einer Zettelbank zu einem Staatsverbrechen machen; die preussische Regierung unter Friedrich II zeige, dass es dieses Mittels zur Staatswohlfarth nicht bedürfe. Nur in einem durchaus geldarmen Staat würde Hr. E. eine nach den so eben erwähnten Grundsätzen eingerichtete Zettelbank anrathen, die Direction derselben aber von aller andern Staatsbedienung ausschliessen, alle Theilnahme derselben an Handlungs-, Actien-, oder Fabrikgeschäften mit dem Leben bestrafen, die Administration an die strengste Beobachtung der vorgeschriebenen Grundsätze binden, und den ganzen Zweck auf die Ansammlung eines baaren Fonds zu Industrieanleihen einschränken; so bald dieser zu einer hinreichenden Grösse angewachsen sey, müssten alle Zettel eingezogen und vernichtet werden. Ganz am Schluss zeichnet Hr. E. den Plan einer blos zur Bewahrung des baaren Geldes für Kippen und Wippen; zur Erleichterung des Umsatzes, und zu Anleihen dienenden Zettelbank, (folglich einer solchen, wie die neue Altonaer Bank seyn soll.) Eine oder mehrere solcher Banken hält Hr. E. einem geldreichen Staat für sehr zuträglich, wenn gleich in Absicht der Zerstreuung des Eigenthums des Geldes im ganzen Lande, und in Absicht der dadurch entstehenden Erschwerung des Wechselumsatzes an dem Bankplatz selbst, einige Schwierigkeit entstehen möchte.

Rec. hat gesucht, den Geist dieser Schrift in möglichster Vollständigkeit, Präcision und Gedrungenheit darzustellen, und hofft, dass es ihm gelungen sey, sie durch diesen Auszug als eine der wichtigsten, vollständigsten und praktischsten über diesen grosen Gegenstand zu charakterisiren, und die Aufmerksamkeit aller Leser, denen sie noch nicht bekannt ist; darauf hinzuleiten.

34) *Dänemarks Finanz- und Schuldenwesen*, von Hn. Prof. *Fabricius*. (In *Val. Aug. Heinze neuem Kielischen Magazin vor* (für) *die Geschichte, Staatsklugheit und Staatenkunde*, 2 Band (Kopenhagen b. C. G. Proft, 1787. 8.) S. 1—29.)

Friedrich IV tilgte unter den widrigsten Umständen alle Staatsschulden, und hinterliess dennoch Millionen. Seine Nachfolger verbrauchten unter den glücklichsten Umständen nicht nur diesen Schatz gänzlich, sondern zogen, bey vergrösserten Abgaben, dem Lande eine Schuldenlast von vielen Millionen zu. Um dies zu erklären, vergleicht Hr. *F.* mit hoher Freymüthigkeit die Simplicität und Oekonomie jener Staatsverwaltung mit der Prachtliebe und Verschwendung unter *Christian VI*, mit der unbegrenzten Freygebigkeit, dem steigenden Luxus, und der Einführung der Bankzettel unter *Friedrich V*, und mit den steten Abwechslungen des Staatssystems unter der itzigen Regierung. Zur Verbesserung dieser Umstände, meynt Hr. *F.*, werde die gegenwärtige Münzoperation so wenig helfen, als die vorhergehenden; das alte Geld werde im Umlauf bleiben und das neue in den Tiegel gehen. Die bessren und einzigen Mittel würden seyn, die Ausgaben zu vermindern, und den Nahrungsstand zu verbessern. Hr. *F.* sagt auf Veranlassung des *erstern* Vorschlags sehr viel Ofnes, vielleicht nur etwas zu bitter, über das zu zahlreiche Personale in sämtlichen Collegiis, über die Menge der Geschäftsträger an auswärtigen Orten, über Titelsucht, Pensionisten, verunglückte oder unzeitige Projecte, (unter welche letztre er auch den Holsteinischen Canal rechnet,) und über die schädliche Verwicklung der Regierung in den bürgerlichen Nahrungsstand und Gewerbe. Auf Veranlassung des *zweyten* Vorschlags spricht er, mit gleicher Offenheit, von der Unterdrückung des Bauernstandes, von Kopenhagens nachtheiliger Begünstigung, und von der Schädlichkeit der Kopfsteuer. Mit dieser Auseinandersetzung dessen, was *nicht* hatte geschehen sollen, bricht der Aufsatz ab, unter dem Versprechen, die anzuwendenden Mittel künftig vorzuschlagen. Diese Fortsetzung aber ist Rec. bisher nicht zu Gesicht gekommen; wenigstens hat er sie in den folgenden Stücken dieses Magazins und in andern verwandten Zeitschriften eben so wenig, als in Hn. *F. Policeyschriften* gefunden.

35) *Ueber Papiergeld*; (in *A. L. Schlözers Staatsanzeigen* 11 Band, 43 Heft, (1787) S. 369—384.) 8.

Als Vf. dieses Aufsatzes nennt sich im *12ten Bande der Staatsanzeigen S. 316*, Hr. *v. Oeder*. Der Inhalt ist folgender: Girobanken und Wechselbriefe, und die damit verbundene Bequemlichkeit des Umsatzes, leitete auf die Erfindung des Papiergeldes. Gelingt es mit dessen Umlauf, so kann der Aussteller, weil nicht alles auf einmal zur Einlösung präsentirt wird, sich dadurch einen artificiellen Reichthum verschaffen, und der dafür verbürgte Vorrath von Münze kann geringer seyn, als die in Umlauf gebrachte Papiermasse. Absichtliche Anfälle zur Störung dieses Systems sind nicht leicht zu erwarten, weil sie mit Kosten und Gefahr für den Unternehmer verbunden sind, und lassen sich durch Verbindung mit andern öffentlichen oder Privatcassen leicht abwehren. Aber der Unternehmer muss wohl eingedenk seyn, dass hier alles nicht auf Realität, sondern bloss auf Credit beruht. Jede Unternehmung dieser Art sollte immer Werk des Staats, nie Werk von Privatpersonen seyn; das lehrt schon die Theorie des Münzregals, und die Rücksicht auf die Anwendung derselben nicht bloss zum Gewinn, sondern zur Unterstützung der Production, giebt noch höhere Gründe dafür an die Hand. Ungegründet ist es, dass eine solche Bank in den Händen von Privatpersonen leichter Credit finden sollte. (Hier kömmt alles auf den Grad des Zutrauens an, den der Staat, der eine Bank anlegen will, durch sein bisheriges Benehmen und durch seinen Finanzzustand sich erworben hat.) Vermehrung der Geldmasse durch vortheilhafte Handelsbilanz bewirkt Vermehrung der Circulation und niedrige Zinsen. Artificielle Vermehrung durch Papiergeld bewirkt bloss höhere Preise und Unzulänglichkeit der Einnahme. Die Masse des in Circulation zu bringenden Papiergeldes räth der Vf. auf ¼ der jährlichen Staatseinkünfte zu setzen; das Verhältniss des Papiergeldes zum vorräthigen Einlösungsfonds auf 3 zu 1; zugleich sey dieser Fonds ein treflicher Nothpfenning. Zu dieser Masse des Papiergeldes dürfe allenfalls noch der jährliche Ertrag eines Spaarfonds hinzukommen. Nur in höchsten Nothfällen dürfe der Staat weiter gehen, und auch diess nur auf kurze Zeit. Friedrich von Preussen habe indessen dies Mittel nie gewagt, selbst im 7 jährigen Kriege nicht. Aber als Mittel gegen anhaltendes Untergewicht in der Einnahme dürfe das Papiergeld nie Statt finden; es sey dies gefährlicher als Schuldenmachen, wenn gleich die Zinsen dabey bespart würden; sey der gerade Weg, das baare Geld aus dem Lande zu treiben, die Preise zu steigern, das Auskommen zu vermindern und nachtheiligen Wechselcurs zu veranlassen. Die Folge sey dann, Palliative anzuwenden, durch Einlösung einiger Zettel kurzes, aber eben so schnell verschwindendes, Steigen des Curses zu bewirken, und im Grunde sey die ganze Operation Anticipation der Staatseinkünfte auf viele Jahre hinaus. Die Cur des Uebels sey äusserst schwer; der einzige Weg sey, das Papier durch Abmachung mit dem Inhaber möglichst wegzuräumen, und durch auswärtige Anleihen sich hierzu die Mittel zu verschaffen; nur müsse man diess letztre Mittel nie ergreifen, wenn man nicht jene erstre Absicht dabey zum Zweck habe.

Wenn diese Grundsätze auch kein neues Licht über die Sache verbreiten, so sind sie wenigstens wahr, der Sache ganz angemessen, und für denjenigen, der bisher dieselben nicht studirt hat, belehrend; nur wäre ihnen eine leichtere Einkleidung und eine weniger schwerfällige Sprache zu wünschen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. October 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Sechste Fortsetzung der Anzeige der über das Dänische Finanzwesen und die Schleswig-Holsteinische Münzveränderung erschienenen Schriften.

36) *Ueber die verschiednen Wirkungen des Papiergeldes, in den verschiedenen Situationen einer Nation, die sich dessen bedient.* (In dem von Hrn. Prof. v. Eggers zu Kopenhagen herausgegebenen *Deutschen gemeinnützigen Magazin* 1 Jahrg. 2 Viertelj. (Leipz. b. Crusius 1787. 8.) S. 136—149.)

Der Inhalt dieses Auffatzes ist folgender: Eine ganz isolirte Nation würde sich so gut mit Papiergeld als mit Metallgeld behelfen können. (Schwerlich, indem das Papier immer dem Verderben weit mehr ausgesetzt bleibt, als edles Metall.) Aber auch bey ihr müsste die ganze Masse dieses Papiergeldes das Bedürfniss der Circulation nicht übersteigen; wäre dessen mehr vorhanden, so würden die Preise der Dinge steigen, und der Werth des Geldes fallen. Metallgeld könne unter ähnlichen Umständen noch als Material des Luxus dienen. Gesetzt dieses isolirte Volk käme in Verkehr mit einem Volk, wo Metallgeld im Umlauf sey; so würde, bey Gleichheit der Handelsbalanz, in Absicht des Geldes keine Veränderung erfolgen. Im Fall der Unterbalanz gegen die benachbarte Nation würde diese das Papier nicht als Geld, sondern als Schuldschein annehmen; aber die Anzahl dieser Schuldscheine würde sich mit jedem Jahr häufen, die Einlösung immer schwerer werden, und daher der Werth dieser Schuldscheine immer tiefer fallen. Entstände vollends dem Volk die Nothwendigkeit, irgend eine grosse Auszahlung in die Fremde mit baarem Gelde bestreiten zu müssen; so würde es dieses gegen seine Zettel von seinen Nachbarn einwechseln müssen, und so die Last seiner Schuldscheine aufs neue vermehren. Stünde aber im Gegentheil dieses Volk gegen seine Nachbaren in der Oberbalanz, so würde ihm dadurch Metallgeld zufliessen, was es entweder als blosses Material des Luxus verarbeiten, oder auch allmälich in die Stelle seines Papiergeldes treten lassen, und von diesem sodann eine gleich grosse Summe vernichten könnte. Ohne diese allmäliche Vernichtung des Papiergeldes, würde bey diesem Hinzukommen des Metallgeldes die Circulation überhäuft werden, und wahrscheinlich das Metallgeld wieder für Bedürfnisse des Luxus aus dem Lande gehen. Es könne aber auch alles Papiergeld vor der Hand in Circulation bleiben, und alles Metallgeld in eine öffentliche Casse deponirt werden, aus der man es im Fall des Bedürfnisses gegen Papiergeld herausholen könne; jedoch setze dies voraus, dass immer so viel Metallgeld, als das Bedürfniss des Herausholens erfodre, in der Casse vorräthig sey. Der Vf. schliesst mit der Anwendung dieser Grundsätze auf den Zustand einer Nation, die durch Ueberschwemmung mit Papiergeld ins Verderben geführt worden, und auf die Schädlichkeit des Vorschlags, unter diesen Umständen einen Theil der Zettel mittelst eines zinsbar aufgenommenen baaren Capitals abzutragen, weil dies zwar den Werth der Zettel für eine kurze Zeit heben, gleich nachher aber ihn eben so tief wieder fallen machen und keinen andern Erfolg haben würde, als der Nation eine neue Zinsen erfodernde Geldschuld aufzuladen.

37) *Ueber das Dänische Finanzwesen*, (in *Schlözers Staatsanzeigen*, 11 Band 42 Heft. (1787.) S. 237—246.) nebst *Anmerkungen* eines andern Verfassers, (ebendaselbst 44 Heft S. 507—510.) 8.

Der Vf. des *ersten* Auffatzes giebt eine Hauptübersicht von *Zoëga's* Schrift (No. 25) und tritt im Ganzen seiner Meynung bey, widerspricht aber *Z's* Missbilligung der Aufwandsgesetze aus guten Gründen, und sagt darüber viel Wahres und allgemein Anwendbares. Ersparung im öffentlichen und in Privataufwand, und Anlegung einer Zollstätte bey Lübek, von woher unzähliche Contrebande zollfrey in die Dänischen Staaten kömmt, hält er für die einzige Quelle, Dänemark vortheilhaftere Handelsbalanz und bessern Curs zu verschaffen. Der Vf. des *zweyten* Auffatzes berichtigt einzelne Stellen des ersten Auffatzes, und glaubt, (mit Hn. *Fabricius* in der Schrift No. 8.) in einem Lande von offner Lage, wie Dänemark, würde sich die Contrebande nie hindern lassen, vielmehr durch jede Zollerhöhung der Reiz zum Schleichhandel vermehrt werden. Am Schluss folgen einige nicht ganz wahre Erinnerungen gegen Hn. *Finks* Schrift No. 29.

38) *Ueber die neue Münzeinrichtung in den Herzogthümern;* (in den *Schleswig-Holsteinischen Provincialberichten* 1 Bd. (Altona 1787. 8.) S. 378—389.)

Diese Abhandlung ist, wie auch der Vf. selbst gesteht, nichts weiter als ein (fast zu sehr concentrirter) Auszug aus Hn. *Zoëga's* Schrift No. 25.

39) *Dänischer Geldcours von 1736* (nicht 1763, wie unrichtig auf dem Titel steht,) *bis 1787. nebst einigen Anmerkungen;* gleichfalls in den *Schlesw. Holst. Provincialberichten* 1 Bd. S. 241—270.).

Ein Auffatz von wenigen Blättern, aber äusserst reichhaltig an höchst merkwürdigen Erfahrungsresultaten, und an den richtigsten Grundsätzen, mit überzeugender Bündig-

Bündigkeit entwickelt. Der Vf. nennt sich nicht, aber Sprache und Gang der Ideen lassen schwerlich den denkenden Verf. des bald nachher unter No. 45 anzuzeigenden Aufsatzes *über Geld-Münze und Banknoten* in ihm verkennen. Erst Bemerkungen über die Wichtigkeit der bisher zu wenig beobachteten Erfahrungen über das Steigen und Fallen des Geldcurses, als des zuverlässigsten Barometers über National- und Privatwohlstand, Sicherung des Eigenthums, Production, und Handelsbalanz. Dann über die Annahme des Hamburgischen Bankthalers zum Richtpfennig (standard) in diesen Berechnungen, und über den in den folgenden Tabellen genommenen Durchschnitt eines jeden Jahrs. Hierauf die Tabelle der letzten 50 Jahre über Silberpreis, Preis des Dänischen groben Courants, Kopenhagener Wechselcurs, und Preis der hannöverschen Zweydrittel Stücke. Ueber dieses alles die einleuchtendsten Erklärungen, und dann folgende Resultate: In den ersten 20 Jahren stand der Silberpreis im Durchschnitt 1½ Procent über Pari; das Dän. Cour. war im Preise etwas höher, die neuen ⅔ etwas niedriger als der Silberpreis; Banknoten waren nur 1½ Pct. niedriger im Preise, als grob Courant. Zu Anfang der folgenden Periode stieg der Silberpreis auf 15 bis 16 Pct. über das Pari. Der Vf. entwickelt meisterhaft, dass diess nicht Folge des 7jährigen Krieges seyn konnte, sondern lediglich Folge des damaligen, zwar sehr bald abgeholfenen und nachher für immer unmöglich gemachten, aber noch immer äusserst lehrreichen, Fehlschrittes der Hamburger Bank, aus verkehrter Fürsorge für die Sicherung des Credits die Herausholung des Silbers einzuschränken. Eben so meisterhaft entwickelt der Vf. die gegentheiligen Folgen der in eben diesen Zeitpunkt fallenden Ueberhäufung der Dänischen Staaten mit Papiergeld. Er zeigt erst die Folgen, die jede übermässige Vermehrung der *Münze* auf Nachfrage, Circulation, Wipperey und Curs haben müsse, und kömmt dann auf den noch grössern Nachtheil des überhäuften *Papiergeldes*. Dieses muss auf doppelte Weise im Preise fallen, erst als *überhäuftes* Geld, und dann als Geld, das keinen innern, sondern bloss einen *relativen* Werth hat, und das alsdann, als solches, sobald es fällt, alles baare Geld unaufhaltsam zum Lande hinaustreibt. „Die Münze wird alsdann verlesen, „ausgewogen und geschieden; und wenn das einmal geschehen ist, und der Geldcurs so steht." (eben dadurch so tief gefallen ist,) „dass man es nochmals um 2—3 „Procent wohlfeiler kaufen kann, noch einmal gekauft „und wieder verlesen, ausgewogen und geschieden. Bey „jedem Verlesen und Auswägen gehen die leichtesten „Stücke wieder in den Umlauf, und sehen dann auch „oft so verschlissen, schmächtig und mager aus, dass „man oft keiner Wage, sondern nur des Auges bedarf, „um die Sichtung zu erkennen. Was aber noch irgend „gute vollwichtige Stücke sind, das geht bey Seite und „geht den Weg alles Geldes, den Weg, woher es kam. „Alles Fleisch geht den Weg des Fleisches, war Erde, „und wird wieder zur Erde. Alles Geld geht den Weg „des Geldes, war Silber, und wird wieder zu Silber. „Der Tiegel vertritt die Stelle des allumfassenden Grabes, und die des Todtengräbers vertritt der Wipper „und der Schmelzer." In den Jahren 1775—77 schaffte man einige Millionen baaren Geldes aus dem Umlauf und schmelzte sie ein; dass dies der rechte Weg war, sieht man an dem bessern Curs dieser Jahre. Aber man hätte die Circulation noch mehr vermindern müssen, hauptsächlich im Papiergelde. In den folgenden Jahren ward das Papiergeld noch vermehrt; und so kam es mit dem Fallen des Papiergeldes gegen Münze, und mit dem Fallen des Courantgeldes gegen Bankgeld sehr bald dahin, dass kein Palliativmittel weiter möglich blieb, sondern man die Sache bis zur Radicalcur gehen liess, wie sie ging.

Beide Fehlgriffe, den Hamburgischen und den Dänischen, so ganz verschieden sie waren, reducirt der Vf. auf den einzigen und gemeinschaftlichen Hauptgrundsatz: „Der Bürger muss über sein Geld zu allen Zeiten und „zum Vollen in Absicht der Realisation disponiren kön„nen," und zeigt alsdann, wie durch so einen Fehlgriff, wenn ihm nicht gleich abgeholfen werde, die gesamte Geldmasse nicht nur, sondern das gesamte Vermögen der Unterthanen in sich selbst vermindert und vernichtet werde, und wie diese schreckliche und unvermeidliche Folge hauptsächlich den Niedern im Volk und den arbeitenden Theil der Nation treffe.

Das einzige Mittel, jetzt dem Uebel abzuhelfen, schliesst der V., sey, das schlechte Geld zu mindern, ehe man gutes aufs neue in die Circulation bringe. Mit Recht habe der Staat daher schon in den Jahren 1785 und 1786 in der Stille 2 bis 3 Millionen Banknoten vernichtet. (Dies hatte keiner der bisherigen Vertheidiger des Münzplans erwähnt.) *Alle andre Mittel, neue Münzung, neuer Münzfuss u. s. w. könne schwerlich das Wahre seyn.* — Schade, dass der Vf. gerade mit dieser bedeutenden Aeusserung abbricht, und das Weitre dem eignen Nachdenken der Leser überlässt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VOLKSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Sittenbuch für den christlichen Landmann, mit wahren Geschichten und Beyspielen,* zur Lehre und Erbauung geschrieben. von *M. C. Pothmann*, Prediger zu Varenholz im Lippischen. 1790. 354 S. 8. (8 gr.)

Ein Sittenbuch für den christlichen Landmann kann nichts anders enthalten, als eine solche Darstellung der praktischen Lehren des Christenthums, bey welcher alles, was eine Beziehung auf die Umstände and Bedürfnisse des Landmanns haben kann, aus dem gesammten Umfang der christlichen Moral ausgehoben, mit steter Hinsicht auf diese Bedürfnisse bearbeitet, in einen leicht zu fassenden Zusammenhang gebracht, und so verständlich und anschaulich, als möglich, eingekleidet ist. Der Vf. der Schrift, welche wir hier anzeigen, hat die Eigenschaften, die ein solches Buch haben muss, nicht nur gekannt, sondern es ist ihm auch der Versuch, sie dem seinigen mitzutheilen, keineswegs misslungen. Gegen die Auswahl der Lehren, welche er vorträgt, ist nichts einzu-

einzuwenden. Man sieht auch aus der Art, wie er sie behandelt, dass er mit den Vorurtheilen, Fehlern, Bedürfnissen und Umständen des Landvolks sehr wohl bekannt ist, und sie immer vor Augen gehabt hat. Die Ordnung, in der er alles vorträgt, ist natürlich und leicht; die Einkleidung endlich wegen der fasslichen Schreibart, die im ganzen Buche herrscht, und wegen der überall beygebrachten Exempel fast durchgängig so beschaffen, wie sie bey einer solchen Schrift beschaffen seyn muss. Wir tragen daher kein Bedenken, dieses Werk für sehr brauchbar und gemeinnützig zu erklären, und wünschen nur, dass es der Classe von Menschen, der es bestimmt ist, auch wirklich in die Hände gebracht werden möge. Wird dieser Wunsch erfüllt, so dürfte dieses Buch bald von neuem, und vielleicht oft wieder aufgelegt werden. In diesem Falle würden wir es dem *Vf.* zur Pflicht machen, demselben einen höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, dessen es, bey allen sonstigen guten Eigenschaften, allerdings noch bedürftig ist. Wir wollen daher ausführlich und freymüthig anzeigen, was wir noch in demselben vermissen, oder wo uns eine Abänderung und Verbesserung nöthig zu seyn scheint.

Dass die *Lehren*, welche der Vf. vorträgt, für den Landmann wirklich gehören, und die *Auswahl* derselben allen Beyfall verdiene, haben wir schon bemerkt. Allein diese Auswahl ist *nicht vollständig genug*, und wir haben manches vergeblich gesucht, worüber dem Landmann ein sorgfältiger Unterricht zu ertheilen ist. Um nur einiges anzuführen, so ist in dem Abschnitt, wo die Pflichten gegen die bürgerliche Gesellschaft erklärt werden, die Verbindlichkeit, *Kriegsdienste zu thun*, ganz übergangen; ein Mangel, der um so wesentlicher ist, da aus dem Bauerstande bekanntlich die grösste Zahl gemeiner Soldaten gewählt wird, und sehr unrichtige Vorstellungen von dieser Sache unter dem Landvolk herrschen. Eben so nöthig wäre es gewesen, eine Belehrung über die Gefahren zu geben, denen sich Personen beiderley Geschlechts aussetzen, *wenn sie vom Land in grosse Städte eilen*, um daselbst, wie sie meynen, *ihr Glück zu machen*. Man weiss es, wie viel Unerfahrne dieser Art vornehmlich darum in den Städten ihren Untergang finden, oder doch ihre Unschuld verlieren, weil man ihnen die Fallstricke, die ihnen da überall gelegt sind, nie gezeigt hat. Von der immer herrschender werdenden Sucht der Landleute, *sich in höhere Stände emporzudrängen*, auch viele ihrer Kinder den Künsten, oder selbst dem Studiren zu widmen, hätte gleichfalls geredet werden sollen. Die Materie vom *Aberglauben* endlich hat der Vf. zwar nicht übersehen, aber die Warnung wider denselben ist offenbar viel zu kurz ausgefallen: diese Hauptkrankheit des Landvolks hätte er nicht nur nach ihren mannichfaltigen Symptomen genauer beschreiben, sondern auch bey der Anzeige der Heilmittel viel ausführlicher seyn sollen, als er gewesen ist.

Was die *Behandlung* der einzelnen Lehren selbst betrifft, so ist sie grösstentheils zu billigen. Insonderheit ist es gut, dass der Vf. die Aufmerksamkeit seiner Leser überall auf die natürlichen Folgen der Tugend und des Lasters richtet, und den mit jeder guten Eigenschaft verknüpften Vortheil eben so wohl, als den aus jedem Fehler entspringenden Schaden so vollständig, als möglich darzulegen sucht. Aber *damit* können wir nicht zufrieden seyn, dass er diesen Vortheil und Schaden *fast allein* zum Beweggrund macht, warum das Gute gethan, und das Böse gelassen werden müsse; die höhere Betrachtung hingegen, dass man um des Gewissens willen, dass man darum, weil das Gute einen innern, von allen sinnlichen Vortheilen unabhängigen, Werth hat, dass man aus Gehorsam gegen das in unsrer Vernunft liegende moralische Gesetz seine Pflichten erfüllen muss, bey den meisten Lehren ganz vorbeylässt, und bey andern nur kurz berührt. Auch der gemeine Mann fühlt die Kraft solcher Vorstellungen, und er würde der grossen Uneigennützigkeit und Selbstverläugnung nicht fähig seyn, von welcher der Vf. selbst Beyspiele angeführt hat, wenn er bloss durch den Gedanken von Vergnügen und Missvergnügen, von Vortheil und Schaden gelenkt werden könnte. Der Vf. hätte also die höhern und reinen Beweggründe zur Tugend fleissiger anführen, der Sinnlichkeit dadurch ein auch bey gefährlichen Reizungen wirksames Gegengewicht geben, und so mehr auf eine wahre *Veredlung* des Landmanns hinarbeiten sollen.

Dass überall *Beyspiele* eingemischt werden mussten, foderte die Anschaulichkeit und Klarheit, welche dem Vortrag durch alle nur mögliche Mittel verschafft werden sollte. Es ist auch sehr zu loben, dass der Vf. lauter wirklich geschehene Exempel gewählt hat, und die meisten derselben sind sehr gut und treffend. Aber dessen ungeachtet bedarf auch dieser Theil des Buchs noch mancher Verbesserung. Einige von den angeführten Beyspielen *sind nicht aus der Sphäre des Landmanns*, wie das S. 108. erzählte. Andre sind dem Landmanne *nicht verständlich genug*; dahin gehören die aus der französischen Geschichte, welche voll fremder Ausdrücke und Namen sind, die der Bauer nicht einmal lesen und aussprechen, geschweige denn etwas dabey denken kann. Warum blieb der Vf., da er doch für deutsche Landleute schrieb, nicht innerhalb der Gränzen ihres Vaterlandes? Hin und wieder ist die angeführte Geschichte auch *nicht passend*. Niemand wird aus der S. 79 befindlichen den Satz lernen kennen, dass es Sünde sey, wenn man den Landesherrn um Abgaben betrügt; der Vf. scheint es, wie man aus dem Schlusse der Erzählung sieht, selbst gefühlt zu haben, dass er etwas Unschickliches und ziemlich Unerbauliches hieher ziehe. Manche Exempel sind *nicht heilsam*, und können leicht Missbrauch veranlassen; diess gilt von den S. 102 erwähnten Lotteriegewinnst; solche Beyspiele erwecken, oder nähren die Hoffnung, auf ähnliche Art glücklich zu werden, die ohnehin schon allzuwirksam bey dem Landvolk ist. Hier und da hat sich auch etwas *Unschickliches* eingeschlichen. Dahin rechnen wir den S. 229 angeführten Beweis von der in *Mainz* überhandnehmenden Religionsduldung, der darinn besteht, dass der dasige Scharfrichter *Kraus* bekannt gemacht hat, er wolle seine Scharfrichterey, mit dem dazu gehörigen Wasen, *ohne Rücksicht der Religion*, an den Meistbietenden verkaufen. *Mainz* hätte doch wahrlich anständigere Beyspiele

 einer

einer zunehmenden Duldung darbieten können, als dieses. Ueberhaupt ist in diesem Theile des Buches noch vieles zu ändern, und der Vf. wird bey einer neuen Bearbeitung desselben sehr darauf zu sehen haben, der so nöthigen und nützlichen Erläuterung durch Beyspiele, von denen er diesmal noch keinen hinlänglichen Vorrath bey der Hand gehabt haben mag, um immer gut wählen zu können, eine bessre Einrichtung, und mehr Vollkommenheit zu ertheilen.

Die *einzelnen Gedanken und Sätze*, welche er vorträgt, sind fast durchgängig wahr, und mit vieler Bestimmtheit ausgedrückt. Indessen ist uns doch zuweilen auch eine kleine Unrichtigkeit aufgestossen, die selbst dem Landmann auffallen könnte. Die Behauptung S. 76. dass der, welcher sich Defraudationen erlaubt, *die Gottheit selbst betrüge*, hat doch wirklich keinen Sinn. Wie der betende Pharisäer im Tempel, der aus der Gleichnissrede Jesu bekannt ist, S. 202 *der Götze der Jüdischen Nation* heissen könne, ist auf keine Weise abzusehen. Die Erzählung S. 216 stimmt, wie ein bibelfester Landmann bald bemerken wird, mit Mosis Nachricht nicht genau genug überein. Dass Joseph, wie S. 218. gesagt wird, *zu Aegyptens Thron gekommen sey*, ist nicht richtig; da müsste er König geworden seyn. Was der Vf. S. 302. von *Gelübden* lehrt, ist der wahren christlichen Sittenlehre auch nicht sehr gemäss. Er hätte alle Gelübde geradezu widerrathen, und sie als Schwachheiten vorstellen sollen, deren sich ein vernünftiger Christ schämen muss. — Beym *Ausdruck und der Einkleidung* hat sich der Vf. sehr rühmlich beflissen, Popularität mit Würde zu verknüpfen, und das Meiste wird der Fassungskraft des Landmanns angemessen seyn. Doch nehmen wir Worte, wie *Bestimmung*, *Verhältnisse*, *Wirkungskreis*, *Vervollkommung*, *zweckwidrig*, *Staat*, für Vaterland oder bürgerliche Gesellschaft, auch einige andre, aus der philosophischen Kunstsprache entlehnte Ausdrücke, die der Vf. einmischt, aus, und wünschen, dass er sie künftig mit verständlichern vertauschen, und mancher schwerfälligen Participialconstruction mehr Leichtigkeit geben möge. Zwischen S. 240 am Ende, und S. 241 am Anfang scheint etwas vom Setzer weggelassen zu seyn; die Stelle hat keinen Zusammenhang.

Berlin, in der K. Preuss. akad. Kunst- und Buchh.: *Lesebuch für den Mittelstand*, erstes Bändchen, 1790. 132 S. 8.

Weil der Sammler bemerkte, dass historische Romane, Reisebeschreibungen und Anekdoten jetzo zu den currentesten Artikeln gehören, und dass das Publikum gegenwärtig eine solche zeitkürzende Lectüre, die zugleich etwas Wahres und Belehrendes enthält, den bloss erdichteten und belustigenden Erzählungen vorziehe, so glaubte er, dass sich ein Allerley von der Art immer auch noch verkaufen könnte. Er schränkte sich aber auf kürzere Aufsätze von der Art ein, und liess Originalaufsätze und Uebersetzungen mit einander abwechseln. Unter dem *Mittelstande* dachte er sich den lesenden Handwerker; aber wahrscheinlich war es ihm nur darum zu thun, einen Titel für seine Sammlung zu haben; denn er bittet am Ende der Vorrede höflichst, dass doch auch andre Leute, die zum Zeitvertreib lesen, sein Büchelchen eines Blicks würdigen möchten. Unter dem *Mittelstande* denkt sich der Sammler vermuthlich auch Leute, die noch wenig gelesen haben, indem er sonst so bekannte Dinge, wie die Geschichte von *Sidney und Silli*, und von der *Bianka Capello* nicht wiederholt haben würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Ratzeburg*, b. Gläser: *Etwas über die Vortheile der Stallfütterung des Hornviehs, nebst einer Nachricht von einer solchen Einrichtung im Lüneburgischen.* 1789. 31 S. 8. (2 gr.) Bey einem so kleinen Schriftchen kann man sich bloss freuen, dass die Stimmenmehrheit für die gute Sache zunimmt, zumal da dies eine Stimme aus der Wüste, — der Lüneburger Heide, ist.

Vermischte Schriften. *Die Standhaftigkeit im Glauben. Gemacht für den gemeinen Mann.* 1791. 8 S. in 8. Man verkauft diese Verse in der Gegend von *Mannheim*. Hier ist eine Probe:

Satan schreibt, und dessen Schriften
Kauft und liest die Welt mit Lust.
Manches Herz lässt sich vergiften,
Nur das gute riecht den Wust.

Niemal soll mir meinen Glauben
Satans wüste Feder rauben.

Recensenten, Broschüristen,
Dies gelehrte Teufelthum,
Machen aufgeklärte Christen,
Machen unsern Zeiten Ruhm.
Fort, zum Henker — Meinen Glauben
Soll mir diess Geschmeiss nicht rauben.

Wenn der Lästerzahn im Lande
Wie ein toller Melack beisst.
Wenn der Neid mit Fluch und Schande
Auf geschorne Köpfe schmeisst.
Hunde werden meinen Glauben
Mir in Ewigkeit nicht rauben.

Wahrlich ein Glaube dieser Art ist nicht Jedermanns Ding!!!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 20. October 1791.

RECHTSGELAHRTHEIT.

SPEYER, b. Enderes: *Anleitung zur Kenntniss der Rechte* mit Rücksicht auf die Reichsstadt Speyerische Statute für solche, die keine Rechtsgelehrte sind. 1789. 263 S. 8. (9 gr.)

Der Hr. Vf wollte einen Rechtskatechismus entwerfen, der in den Schulen als Lehrbuch eingeführt, bey dem mündlichen Unterricht schon etwas erwachsener Schüler zum Leitfaden dienen soll. In dieser Absicht nimmt er, wie er in der Vorrede sagt, in seinem Buche bloss auf die gewöhnlichern Vorfälle und solche Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens Rücksicht, wo der Bürger sich selbst überlassen ist, und sich nicht Zeit nehmen kann, von Sachverständigen Belehrung einzuziehen, und handelt daher bloss von den Verträgen, Vormündschaften und der Erbfolge. — Ohne hier in die Frage einzugehen, ob es nach unsrer jetzigen Einrichtung möglich sey, einen solchen Plan auszuführen, und ob nicht noch der Geist unsrer Zeiten eine grosse Revolution erleiden müsse, ehe man mit Ernst an ein so grosses, für die Menschheit so wichtiges, Werk Hand legen kann, können wir dem Hn. Vf. das Lob nicht absprechen, dass er in einem fasslichen, deutlichen Vortrage die ersten und wichtigsten Grundsätze der gewöhnlichsten rechtlichen Angelegenheiten im bürgerlichen Leben ziemlich vollständig vorgetragen, und durch die bey jeder Materie angehängten, sehr zweckmässig eingerichteten, Formulare die Brauchbarkeit seiner Schrift sehr vermehrt hat. Er selbst räumet indessen in der Vorrede ein, dass es sehr wohl möglich sey, dass hie und da noch mehrere einzelne Fälle berührt, auch manches für das Fassungsvermögen noch deutlicher und bestimmter hätte vorgetragen werden können. Rec. ist wirklich auf manche Stellen gestossen, die ihm theils wegen ihrer Unrichtigkeit, theils wegen ihrer Unbestimmtheit aufgefallen sind; z. B. §. 10. S. 8. heisst es: Ein Minderjähriger, der schon als Bürger, oder Inwohner, angenommen ist, wird als ein Grossjähriger angesehen, *und kann folglich alle Arten von Verträgen schliessen, ohne den Vortheil der Minderjährigen zu geniessen,* und §. 365. S. 203. *Für volljährig erklärte Personen werden den wirklich majorennen Personen in den Rechten gleich geachtet;* nur dass sie vor zurückgelegtem 25sten Jahr nicht Vormünder anderer minderjähriger Personen werden können. In dem §. 47. S. 27. ist die Lehre von der Gewährleistung sehr dürftig und unbestimmt vorgetragen. §. 56. S. 32. sagt der Vf.: Die Gesetze wollen, dass der Verkäufer alle nicht sogleich in die Augen fallenden Fehler der zu verkaufenden Sache dem Käufer vor Schliessung des Contracts redlich und ohne Rückhalt anzeige. Hat er es nicht gethan; *so kann der Käufer entweder binnen zwey Jahren, von geschlossenem Contract an gerechnet, darauf klagen, dass der Kauf ganz aufgehoben werde, oder binnen vier Jahren, von der Zeit an gerechnet, da er den Fehler entdeckt hat, dass der Verkäufer ihm so viel von dem Kaufgeld wieder herausgebe, als die Sache weniger werth ist.* §. 74. S. 45. heisst es: Eine Art des Näherkaufsrechts ist die sogenannte Losung und Zugsgerechtigkeit, vermöge welcher gewisse Personen bey Veräusserungen *unbeweglicher Güter vor dem, welchem sie übergeben werden sollen,* einen Vorzug geniessen, wenn sie sich eben die Bedingungen gefallen lassen, zu welchen sich jener verstanden hat. §. 96. S. 59. Die Schenkungen haben vor den andern Contracten das besondere, dass solche auch ein Dritter ohne Auftrag in eines andern Namen gültig annehmen kann; z. B. Mevius verspricht, in meiner Abwesenheit mir 100 fl. zu schenken. Ein anderer, der dies mit anhört, nimmt das Versprechen in meinem Namen an, ohne einen besondern Auftrag von mir zu haben. *Nun ist Mevius so gut verbunden, mir die 100 fl. zu geben, als ob ich gleich anfangs sein Versprechen selbst angenommen hätte.* §. 172. S. 102. wird behauptet, die Einrede des nicht bezahlten Geldes finde nach zwey Jahren gar nicht mehr statt. §. 228. S. 130. sagt der Vf.: derjenige, welcher eine Schuldfoderung an sich kauft, hüte sich wohl, *dass er den Gläubiger, oder Verkäufer, nicht zum Verkauf berede, oder die Schuldfoderung nicht um ein gar geringes Geld an sich bringe.* Denn sonsten ist ihm der Schuldner zu nichts mehr verbunden, als er selbst dem Gläubiger für die Foderung bezahlt hat. Ferner §. 401. S. 220. Ein Ehegatte, der in der zweyten Ehe lebt, kann seinen zweyten Ehegatten nicht mit mehreren im Testament bedenken, *als ein jedes Kind erster Ehe bekömmt.* §. 408. S. 224. Geschwister können im Testament ganz übergangen werden. Nur dann, *wenn eine Person von schändlicher Aufführung* zum Erben eingesetzt wird, muss ihnen der Pflichttheil verschafft werden. §. 459. S. 253. Läfst sich einer zum voraus für etwas bezahlen, was er ohnehin zu thun schuldig ist; so kann ich das Geld in der Folge wieder von ihm zurückfodern. Mit Unwillen las Rec. die Stelle im 472. §. S. 260.: Hauptsächlich ist keinem zu rathen, einen Juden bey einem Geschäfte als Zeugen zu gebrauchen, *wenn er andere ehrliche Leute zu Zeugen haben kann,* und was das heissen soll, wenn der Vf. §. 474. S. 261. sagt: Ist einer durch ein rechtskräftiges Urthel zu etwas verurtheilt, und er befolgt dasselbe halsstarrigerweise nicht zu rechter Zeit; so kann er auf Anrufen seines Gegentheils in noch einmal so viel verurtheilt werden; verstehen wir nicht.

BAYREUTH, b. Lübecks Erben: *Theoretisch-praktischer Commentar über die Pandekten nach Anleitung des Hellfeldischen Lehrbuchs*, worinn die schwersten Gesetze hinlänglich erklärt, eine Menge Beyspiele angeführt, viele Rechtsfälle untergelegt, und in den wichtigsten Controversen die Gründe und Gegengründe der angesehensten Rechtslehrer ausführlich auseinandergesetzt sind, von *Johann Albrecht Bauriedel. Zweyter und letzter Band.* 1789. 598 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Grade so wie der Rec. des ersten Theils (A. L. Z. 1789. Dec.) konnten auch wir uns beym Durchlesen dieses sogenannten Commentars des Gedankens nicht entwehren, dass das Ganze weiter nichts sey, als ein flüchtig und unordentlich nachgeschriebenes Collegienheft. Ja was noch mehr ist, unglücklicher Weise muss der Lehrer, dem Hr. B. seine Weisheit verdankt, bey dem zweyten Theile gar sehr geeilet haben; denn er ist noch weit elender und unvollständiger als der erste. Rec. hat sich die Mühe genommen, das zwanzigste und ein und zwanzigste Buch dieses Commentars mit dem Hellfeldischen Lehrbuche genau zu vergleichen, und hat nichts als theils eine wörtliche Copie, theils eine höchst fehlerhafte Uebersetzung gefunden. Nicht ein einziger Rechtssatz ist näher entwickelt und erläutert; die irrigen Meynungen Hellfelds sind gradezu aufgenommen, ohne nur einmal zu bemerken, dass andre Rechtsgelehrte andrer Meynung sind, und das Compendium ist sogar nicht selten vollständiger, als der Commentar. Einige wenige Beyspiele sind hin und wieder zur Erläuterung beygesetzt; aber auch sogar in der Wahl dieser ist Hr. B. nicht glücklich gewesen. Von allem dem hingegen, was der Titel verspricht, von einer Erklärung der schwersten Gesetze, von erzählten Rechtsfällen, von der Erörterung der wichtigsten Controversen mit Gründen und Gegengründen haben wir doch auch nicht eine Spur gefunden. — Nur einige Sätze zur Rechtfertigung dieses Urtheils. — §. 1080. heisst es: Pignus speciale erstreckt sich nur auf res singulares. Dazu gehört aber auch eine Universitas rerum; z. E. eine Bibliothek, Waarenlager, *Landkutsche*. §. 1084. Nur noch die Distinction: Pignus ist entweder ein Pignus speciale, oder generale s. mixtum. Hier können die Exceptiones excussionis vorgeschützt werden, *dort aber finden sie nullo modo statt.* In dem §. 1092., wo die Regel aufgestellt ist: was zur Veräusserung erfoderlich ist, das ist auch bey der Verpfändung nothwendig, — sagt Hellfeld — *Porro in Saxonia res immobiles sine consensu magistratus competentis et feuda sine domini directi consensu ad effectum producendi jus reale contra tertium pignori dari non possunt.* — Statt dessen sagt Hr. B.: *Immobilia bona sine consensu judicis rei sitae oppignorari nequeunt. Dies gilt auch von Mobilibus, die in jure für unbeweglich gehalten werden; z. E. Bibliotheken, Waarenlagern, Naturaliensammlungen. Feuda non sine consensu domini directi.* — Des weiteren sehr unbestimmten Satzes von Hellfeld: — *Rei vero communis oppignoratio ab uno socio invito altero facta valet et ad totam rem se extendit* — gedenkt der Hr. Commentator auch nicht mit einem Worte. In dem §. 1094. ist der achte Fall von einer qualificirten Hypothek — *qui in re vendita hypothecam sibi reservarunt* — ganz mit Stillschweigen übergangen. In dem §. 1109. heisst es: Es befreyet den Verkäufer von der Gewährsleistung nicht, dass er sagt: er stehe für keinen Fehler. *Denn er scheint hier offenbar dolose zu handeln, und die Fehler verbergen zu wollen.* Ob die in dem vierten Titel des zwanzigsten Buchs zugelassene Privatverkaufe der Pfänder, und die sich darauf beziehenden übrigen Verordnungen noch heut zu Tage statt finden, besonders ob noch auf das gesetzliche biennium Rücksicht genommen werde, über das alles sucht man hier vergeblich Nachricht. — Mehrere Beweise hier anzuführen, halten wir für überflüssig und zwecklos, da das einstimmige Urtheil aller Kunstrichter über den Werth des ersten Theils so wenig Eindruck auf den Vf. gemacht hat, dass er dreist genug ist, in der Vorrede zu diesem zweyten Theile zu sagen: der erste Theil ist, wie ich sattsam belegen könnte, *im Ganzen gut aufgenommen worden.* Ich darf also meine Arbeit nicht verloren achten. *Nur ein einziger Recensent* hat seinen ganzen Unwillen über mich ausgeschüttet.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Philipp Peter Guden vom Wechsel- und römischen Rechte über Schuldverschreibungen* und ihrem Einflusse auf den Wohlstand der Einwohner. 1790. 116 S. 8.

Die Preisaufgabe der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen: „Welcher Nutzen, oder Schaden ist von Einführung des Wechselrechts für einen Staat, der noch keinen starken auswärtigen Handel, auch noch wenige Fabriken hat, zu erwarten?" hat den Hn. Vf. zu der Ausarbeitung dieser Schrift veranlasst. Der herrschende Gesichtspunct, von dem er ausgehet, ist der: „Das römische Recht begünstiget die Schuldner, das Wechselrecht die Gläubiger zu sehr. Sowohl das eine, als das andere, ist unbillig, und dem gemeinen Wesen nachtheilig. Werden diejenigen Artikel aus dem Wechselrechte, worinn es mit den Schuldnern zu strenge verfährt, weggelassen, und diejenigen Artikel, worinn es die zu milde Nachsicht des römischen Rechts gegen dieselbe schärft, beybehalten; so entsteht ein Schuldrecht daraus, welches für alle Länder vortheilhaft ist, sie mögen Handlung führen, oder nicht. In dieser Hinsicht zerfällt die Schrift in zwey Theile. Der erste handelt bloss von dem Wechselrechte, der zweyte von dem römischen Rechte über Schuldbriefe. — Wechselrecht über trassirte Wechselbriefe, sagt der Vf., ist für jedes Land vortheilhaft, und in keinerley Betrachte nachtheilig. Das Wechselrecht über eigene Wechselbriefe hingegen enthält manche Verordnungen, die in einem Lande, das wenige Fabriken und keinen grossen Handel hat, unstatthaft sind. Dahin gehören: 1) die Nothwendigkeit des persönlichen Erscheinens der Parteyen und Ausschliessung der Advocaten ohne Unterschied der Personen §. 10.) 2) Ausschliessung der Beweismittel durch Eideszuschiebung und Zeugen (§. 11.) 3) Ausgeschlossene Einrede der Incompetenz des Richters und ermangelnder Legitimation der Vormünder für Minderjährige (§. 12.) (Was der Vf. damit sagen will, siehet Rec. nicht ein.) 4) Es ist unbillig, dass der Schuldner keines von seinen

seinen Gütern zur Bezahlung anbieten darf, sondern baares Geld schaffen, oder so lange in Arrest bleiben muss, (§. 13.) 5) Dem Bürgen wird unbilliger Weise die Exceptio excussionis nach Wechselrecht verweigert (§. 14.) — Zu den übertriebenen Begünstigungen, die das römische Recht den Schuldnern angedeihen läfst, werden hier gerechnet: 1) Die Exceptio non numeratae pecuniae (§. 20.) (Dieses Gesetz ist nach des Vf. Meynung eines der unbilligsten in dem ganzen corpore juris, und ihm scheinet besonders auch das hart, dass dem Schuldner eine unbestimmte Zeit nach zwey Jahren gelassen wird, den Empfang des Geldes zu läugnen, wenn er selbst beweisen will, dass es ihm nicht ausgezahlt sey.) 2) Die Exceptio pecuniae non in rem versae (§. 21.) 3) SC. Velleianum und Auth. si qua mulier (§. 22.) (Viel gerechter und passender scheinet dem Vf. die Verordnung des preussischen Gesetzbuchs über diesen Gegenstand.) 4) SC. Macedonianum, in so ferne volljährige Kinder, die noch unter väterlicher Gewalt stehen, überall nicht die Befugniss haben sollen, einen gültigen Schuldcontract zu schliessen, und sich zu Bezahlung einer Schuld auf die Zukunft verbindlich zu machen (§. 23.) 5) Exceptio divisionis (§. 24.). Endlich 6) scheinen dem Vf. *Verzichte auf Einreden und Rechtswohlthaten bey Schliesung eines Contracts*, wie auch eidliche Verpflichtung zu ungültigen Contracten überhaupt überflüssig und untauhaft. — Aus diesem allem nun ziehet Hr. G. den Schluss, dass, wenn nach den angegebenen Hinsichten aus dem Wechsel- und römischen Rechte ein neues Schuldrecht gebildet, und die Form der Schuldbriefe nach dem Beyspiele der Wechselbriefe unveränderlich vorgeschrieben würde; so würden Gläubiger und Schuldner gehörig sicher gestellt seyn, und viele Concurs- und andere Processe verhütet werden. Er giebt deswegen mehrere Formulare an die Hand, und verbindet damit manche Vorschläge, die allerdings Beyfall verdienen. — Diese vollständige Inhaltsanzeige beweist, dass der Vf. seinen Gegenstand nach mehreren Rücksichten gut beurtheilet, und wenn er gleich die Materie nicht erschöpft hat, auch dem prüfenden Leser manchen Zweifel in Ansehung seiner Behauptungen übrig läfst, so verdienet doch seine gute Absicht eben so sehr Lob, als seine lichtvolle Darstellung Beyfall.

Regensburg, in der Montagischen Buchh.: *Kleine Abhandlungen*, veranlafst durch die gegenwärtige Reichstagsberathschlagungen *über die Wiederherstellung der ordentlichen Kammergerichtsvisitation*, von *K. A. H. Meister.* 1790. 156 S. 8. (9 gr.)

Diese kleine Schrift soll, (wie der Vf. am Ende S. 144. äussert,) gröstentheils als Einleitung zu einer Geschichte der K. G. Visitationen dienen, welche er bald zu liefern gedenkt, und wozu er von einem Minister zu Regensburg Aufmunterung und wesentliche Unterstützung erhalten zu haben versichert. In diesem Betracht muss man die unvollständige und meist rhapsodische Ausführung entschuldigen, welche sich mehr über die Geschichte des Kammergerichts als über die Visitationen desselben verbreitet. Der Vf. holt sehr weit aus. Er fängt mit allgemeinen Betrachtungen an, über die Verbesserung der Gesetze, und über die Möglichkeit, ein *Nationalgesetzbuch für Deutschland* zu errichten. Dann folgen lange und bekannte Klagen über das ehemalige Faustrecht, nebst einer Berechnung der Vortheile des Landfriedens, wobey dessen Geschichte und die damit verbundene Entstehung des *itzigen Kammergerichts* ganz kurz erzählt wird. Selbiges sey, (wie auch Deckherr und mehrere andere behaupten,) kein ganz neues Gericht, sondern, seinem ersten Ursprung nach, das nemliche *Hof- und Kammergericht*, welches zu Friedrichs III Zeiten im Gang war, und noch während des Wormser Reichstags blühete. S. 97. wird endlich von den K. G. Visitationen selbst gehandelt. Die erste Veranlassung dazu sey nicht sowohl Untersuchung der Personalmängel, als vielmehr Sorge für den Unterhalt und die Aufrechthaltung des Gerichts gewesen. S. 121. Unterschied derselben von den ordinairen Reichsdeputationen. *Das Schema* von 14 Ständen, wo auf jeder Seite 2 Kurfürsten, 3 Fürsten, 1 Curiatenstimme und 1 Reichsstadt vorkommen, scheint dem Vf. das Zweckmäfsigste zu seyn. Er hält es für besser, solches für alle Klassen zu bestimmen, als einstweilen nur die vordersten Klassen anzuordnen. In dem Religionstheil könne die Einrichtung seiner Seite des Schematis überlassen bleiben, jedoch unter beständiger Rücksicht auf die dabey zu beobachtende Hauptgrundsätze. (S. 131.) *Der Mangel einer guten und vollständigen Instruction* war ein Hauptfehler bey der letzten Visitation: hiezu werden einige Vorschläge gethan. Statt der protokollarischen Abhörung einzelner Kameralpersonen vor dem Visitationsconsess, sey es besser, ihre Antworten schriftlich zu vernehmen. Einige *Realmängel*: Die *Weitläuftigkeit des Votirens* und *Referirens* der *Actenextracte* und *Protokolle*; — die *Postfesta*; die *Recurrentsachen* und *Adjunctionen*; die schlechte *Direction des Processes*; der *Missbrauch der Mandate* und *Ordinationen* etc. werden am Ende mit wenigen Worten berührt. Der Vf. übertreibt die Klagen über die Weitläuftigkeit der Vorträge, die doch bey weitem nicht ein so allgemeiner Missbrauch ist, wie er sich vorstellt. Er hätte auch billig bemerken sollen, dass über diesen Punct, ingleichen über die anderen Realmängel, Bericht an Kaiserl. Maj. und Reich von dem Kammergericht erstattet werden sollen, (die auch schon zum Theil im vorigen und in diesem Jahre erfolgt sind,) und dass mithin diese Materie allem Ansehen nach vom Reichstage eher entschieden seyn wird, als die erwünschte Visitation in Gang kommen dürfte.

Stuttgard, in Comm. der Erhard- u. Löflundischen Buchh.: *Betrachtungen über die Justizverfassung in Deutschland, während eines Zwischenreiches.* Von Dr. *W. A. F. Danz.* 1790. 103 S. 8.

Der Vf. theilt seine Abhandlung in 3 Abschnitte: 1) von den Rechten der Reichsvicarien in Ansehung des Kammergerichts; 2) von den Rechten derselben in Ansehung der R. Vicariatshofgerichte; 3) von den Verhältnissen der höchsten deutschen Gerichtshöfe gegen einander. Im 1 Abschnitt, (wobey das meiste zu sagen war,) geht er, ohne sich bey theoretischen Gründen aufzuhalten, die Geschichte der seit Errichtung des Kammer-

mergerichts, eingetretenen Zwischenreiche, in den Jahren 1496, 1519, 1612, 1619, 1657, 1711, 1740, 1745 u. 1790 durch, und zieht am Ende das Resultat: den Reichsverwesern stehe, bey wirklich erledigtem Kaiserthron, nur das Recht zu, das Kammergericht zu beschützen und zu beschirmen, und die kammergerichtlichen Erkenntnisse unter ihrem Namen und Insiegel ausfertigen zu lassen, nicht aber ein Bestätigungsrecht, noch auch die Befugniss, die während eines Zwischenreichs erledigten Stellen derjenigen Cameralpersonen, die der Kaiser einseitig ernennt, zu besetzen. (Dies letztere folgt aus den von dem Vf. erzählten Beyspielen nicht. Dass die von den R. Vicarius Ao. 1612. 1711. 1740 und 1745 zur Kammerrichterstelle geschehene Präsentationen unbefolgt blieben, oder erst im Namen des bald darauf erwählten Kaisers zum Vollzug kamen, dies rührte theils von zufälligen Umständen, theils von Hindernissen her, die heimlich in den Weg gelegt wurden, und nicht öffentlich zur Sprache kamen, und kann wenigstens dem während des Vicariats behaupteten Besitzstand nicht nachtheilig seyn. Man bemühete sich zwar, die Präsentationen fruchtlos zu machen; dem Präsentationsrecht selbst ward aber nie widersprochen. Es läfst sich auch kein Grund angeben, warum dies Präsentationsrecht, welches an sich zur Beförderung der Justiz gereicht, und daher nicht füglich einen Aufschub leidet, lediglich der Person des Kaisers vorbehalten seyn sollte? — Rec. muss hiebey anmerken, dass der Vf. S. 56. dem verstorbenen Moser nachschreibt: „Im J. 1745 sey Graf Ernst zu Montfort von den Reichsvicarien wirklich zum Kammerrichter bestellt, aber von dem neuen Kaiser wieder zu resigniren bewogen worden." Hiervon ist jedoch am Kammergericht gar nichts bekannt, wie der Kammergerichtsassessor v. Fahnenberg in seiner *Geschichte des Kammergerichts unter den Reichsvicarien* II B. S. 143. versichert. Rec. vermisst auch den neuesten Fall von 1745, da nach Absterben des Grafen von Virmont der Fürst von Hohenlohe von den R. Vicarien zum Kammerrichter ernannt wurde; jedoch damit bis zur Wahl des neuen Kaisers wartete, und dann von selbigem, ohne der Reichsvicarien zu erwähnen, ein anderweites Anstellungsdecret erhielt.) Das *Recht der Vicarien, das Kammergericht zu bestätigen*, kam seit 1612 bey jedesmaliger Vacanz zur Frage: es wurde jedoch nicht förmlich darüber gestritten; sondern solches vom Kammergericht nur auf eine höfliche Art abgelehnt; durch die Antwort: „dass das Gericht durch den Tod des Kaisers „nicht erloschen sey, und in seinen Verrichtungen nach „wie vor, fortfahre." Im IIten *Abschnitt* setzt der Vf. voraus: die Verhältnisse des R. Hofraths seyen im ganzen auch diejenigen der Vicariatsgerichte, und beide kämen in ihrer Verfassung fast ganz überein. Er giebt daher nur die wenigen Unterschiede an: 1) dass Kurmainz bey den Kanzleyen der Vicariatsgerichte seine Erzkanzlerrechte nicht ausübt; 2) dass die Reichsverweser ihre Vicariatsgerichte bloss mit eigenen Räthen besetzen, und auf Religionsgleichheit nicht Rücksicht nehmen. Dies letztere wird mit Recht getadelt. Der Vf. hat durchgehends die gedruckten Hülfsquellen gut benutzt, und solche in den Noten angezeigt. Seine Arbeit ist zwar nicht als ein ausführliches Werk, (dergleichen Hr. v. Fahnenberg in Betreff des Kammergerichts geliefert hat,) aber doch als eine kurze, systematische, in einem guten Stil vorgetragene Uebersicht, zu empfehlen.

Wetzlar, b. Winkler: *C. E. Weisse, über die Berichtserstattung auf Klagen deutscher Unterthanen gegen ihre Landesherren an den höchsten Reichsgerichten*; ein Beytrag zur Erläuterung des 19ten Art. der Neuesten Wahlcapitulation. 1791. 213 S. 8.

Dieser wichtige Theil des Extrajudicialprocesses, (worüber wir, ausser der vom *Deckherr* commentirten, auf die heutigen Zeiten nicht mehr ganz passenden, Dissertation von *Limbach*, keine eigene Abhandlung haben,) verdienten allerdings nach den neuen Gesetzen und dem dazu genommenen Gerichtsbrauch, dargestellt zu werden. Der Hr. Vf. hat solches mit gutem Erfolg geleistet. Er schickt eine kurze Geschichte der Berichtserstattung voraus, und findet, dass die anfänglich wegen des noch nicht ganz vertilgten Faustrechts, beym Kammergericht sehr häufig erkannte Entbindung vom Urfeden, die erste Vorschrift der Berichtserfoderung in solchen Fällen, im Vis. Absch. v. 1531. §. 22. veranlasste, dass ferner die um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, wegen der anwachsenden Landeshoheit beym Kammergericht gehäufte Klagen der Unterthanen, die Visitatores Ao. 1568 bewogen, dem Gericht in allen dergleichen Fällen die Berichtserfoderung anzurathen; dass darauf die allgemeine Vorschrift im §. 97. R. A. von 1594 erfolgt sey; allein der dabey eingeflossene Ausdruck: *nicht leichtlich*, (welcher sich nicht auf die Berichtserfoderung, sondern auf die Bescheinigung der Narratorum, beziehe,) bey den nachherigen Gesetzgebungen und dem Gerichtsbrauch einen Missverstand veranlasst habe, bis solcher im Vis. Schluss vom 1. Febr. 1769 gehoben, und *bey allen Klagen der Unterthanen gegen ihre Landesherren die Berichtserfoderung vorgeschrieben*, auch zuletzt in der neuesten Wahlcapitulation art. XIX. §. 7. *alle vorläufige Anordnungen in meritis causae untersagt worden*. Dann folgen im 3ten Abschnitt die *rechtlichen Grundsätze und die Verfahrungsart* bey dieser Berichterstattung, wobey die Fälle sehr gut auseinander gesetzt, und mit neuen Beyspielen erläutert werden. Die Vollständigkeit und Genauigkeit, welche der Vf. durchgängig zeigt, lassen uns ferneren ähnlichen Ausarbeitungen desselben mit Vergnügen entgegen sehen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kussler: *Sammlung elektrischer Spielwerke für junge Elektriker.* 4te Lief. 1791. 94 S. 8.

Nürnberg, b. Felseckers E.: *Fortgesetzte auserlesene Literatur des katholischen Deutschlands.* 1 B. 1 St. 1791. 150 S. 8.

Berlin, b. Petit u. Schöne: *Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelm I.* 10te Samml. 1791. 128 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 21. October 1791.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Junius: *Das Ganze der Schafzucht*, aus Beurtheilung und Berichtigung älterer und neuerer Theorien, nach Gründen und eigner Erfahrung, von *C. F. Germershauſen*. Zweyter Theil. 1790. 454 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

In dieſer Fortſetzung des Buchs, deſſen erſter Theil in Num. 29 dieſer Zeit. 1790 weitläuftiger, als wir es bey dieſem zweyten nöthig haben, angezeigt iſt, werden die noch übrigen Kapitel der Lehre von der Schafzucht: *von dem Salzen, Tränken, von der Wollſchur, von den Schäfern und Schäferrechnungen, vom Ertrag der Schäfereyen, von Veredlung der Wolle, von Futterſchäfereyen, vom Hordenſchlag und Schafmiſt, von dem Schafſtalle, und von den Krankheiten der Schafe*, nachgeholet, und das Ganze damit beſchloſſen. Das Salzfüttern, deſſen verſchiedene Methoden erwähnt und geprüft werden, ſcheint Hr. G. nicht für ſo nöthig zu halten, als es gewöhnlich geſchieht, und er ſchreibt verſchiedene Krankheiten auf Rechnung dieſes Gebrauchs, der freylich auch übertrieben werden kann. Hingegen tränkt er ſeine Schafe, und es iſt wirklich unbegreiflich, wie man auf die unnatürliche Diät hat fallen können, den Schafen das Waſſer zu verſagen. Eine der nachtheiligen Folgen davon iſt, daſs ſie alsdenn über jedes unreine Waſſer ohne Wahl herfallen, das ſie ohne brennenden Durſt aus Inſtinct vermieden haben würden. Zwar die Egeln, oder den Saamen davon, wie Hr. G. meynt, werden ſie nicht einſchlucken; es iſt nun auſser Zweifel, daſs dieſer Wurm bloſs in dem Schafe, und nicht in den Sümpfen, lebt. Bey der Wollſchur und Behandlung der Wolle hat faſt jedes Land ſeine eignen Gebräuche und Grundſätze, die oft widerſinnig genug ſind. Am meiſten ſind die Meynungen darüber getheilt, ob es rathſamer ſey, die Schafe vor der Schur, oder nachher die Wolle zu waſchen; jenes iſt doch wohl, wenn es ſonſt die Umſtände erlauben, das beſte. Das Verfahren der Engländer zeichnet ſich auch in dieſem Zweige der Landwirthſchaft aus, und verdient Beherzigung und Nachahmung, wo ſie möglich iſt. Eins der vorzüglichſten Kapitel iſt das 4te, von den Schäfern und ihren Rechnungen, in welchem auch zugleich die verſchiedenen Arten, eine Schäferey zu benutzen, abgehandelt werden. Das Regiſter der perſönlichen Eigenſchaften eines Schäfers iſt groſs, und ſelbſt der Schafhund wird ſelten an das hier gezeichnete Ideal reichen. Die Verpachtung der Schäfereyen, entweder eines Stammes von Vieh, oder der bloſsen Trift, die Bewirthſchaftungen durch Lohn- und Deputatſchäfer, oder durch Sätz- und Gemengeſchäfer, werden ausführlich mit einander verglichen, und die Vorzüge und Nachtheile jeder Art durch Beyſpiele von Contracten und Rechnungen ſehr gut auseinandergeſetzt. Aber überall iſt das Unbedeutende des Profits, wenn Deputat und Fütterung abgezogen wird, z. B. S. 157, auffallend. Die Betrügereyen der Schäfer haben von jeher ein eignes und ſtarkes Kapitel in der Landwirthſchaft ausgemacht, das auch hier ſehr vollſtändig und brauchbar ausgeführt iſt. Wenn es wahr iſt, daſs niemand Ackerbau treiben ſoll, als der Bauer; ſo iſt dies noch weit richtiger von dem Schafehalten. Man erſchrickt über die Menge von Betrügereyen, denen der Herr ausgeſetzt iſt; ein beſtändiges ſchlimmes Miſstrauen zwiſchen ihm und ſeinen Leuten muſs die Folge davon ſeyn, und was das traurigſte iſt, ſo wird es dem Herrn eben ſo ſchwer, die Ehrlichkeit als den Betrug zu entdecken und kennen zu lernen. Am wenigſten hat uns das Kapitel von dem Ertrage der Schäfereyen befriediget; es enthält nur einen Anſchlag aus *Eckhardts Experimental-Oekonomie*, und zwey aus den *ökonomiſchen Briefen*, mit einigen Anmerkungen darüber. Hier fällt nun wohl ein ganz beträchtlicher Ueberſchuſs aus, aber es iſt auch weder das Kapital der Heerde, noch die Unterhaltung der Gebäude, noch die Trift, in Anſatz gebracht. Auf die letztere beſonders kommt alles an, aber darauf achtet man ſo ſelten! Rec. hat Schäfereyen vor Augen, wo allein der Schaden, den die Wieſen durch das Behüten im Frühjahre bis zum elften Mai, leiden, zuverläſsig allen Nutzen verſchlingt! — Auf die in der Recenſion des erſten Bandes geäuſserten Bedenklichkeiten über die Privatvortheile des Schafhaltens, antwortet Hr. G. im 7ten Kapitel. Er glaubt, iſolirte Schäfereyen (auf groſsen entlegenen Feldfluren) und Heideſchäfereyen, (die ſich beſonders in Wäldern nähren,) würden ſich ohne Nachtheil für die übrige Cultur erhalten können. Das glaubt Rec. auch, ſo lange nemlich die Menſchen den iſolirten Schäfereyen nicht näher rücken, und ſo lange — wiewohl das ſchon jetzt nicht mehr der Fall iſt — wir die Waldungen ſo überflüſsig haben, daſs wir ihren Nachwuchs den Schafen preisgeben können. Bürger-, Bauer-, ſelbſt auch Ritterguts-ſchäfereyen, das giebt er zu, würden ſich endlich vermindern, dadurch würde die Wolle theurer werden, und ſo alles ins Gleichgewicht kommen. Das iſt aber eben der Fall, vor dem wir uns zu fürchten haben, und wider den Rec. ein Präſervativ wünſchte; die Wolle ſollte allenfalls theurer, aber nicht ſeltner, werden, oder ſie ſollte um den Preis, den ſie gilt, erzeugt werden können. Die Erfüllung dieſes Wunſches hält Hr. G. geradezu für unmöglich; aber vielleicht nur um deswillen, weil er bey allen ſeinen Berechnungen den

Werth der Trift außer Anfatz gelassen, und also nicht genau angegeben hat, wie theuer wir unsre Schafe jetzt schon halten. Es ist sicher zu vermuthen, dass er seine eigne theure Heufütterung, und selbst die modificirte Stall- und Hordenfütterung, (die er zu unserm unerwarteten Vergnügen gar nicht für unmöglich hält,) wohlfeiler finden würde, als wenn die Heerden selbst fouragiren. Es gieng ja mit der Stallfütterung des Rindviehes nicht anders, man hielt sie für mühselig und kostbar, für gelehrten Tand: und die Stubengelehrten haben denn doch die Freude erlebt, Recht zu behalten. Für den Schafstall empfiehlt der Hr. Vf. dringend, wie es die Sache verdient, eine beständige kühle u. reine Luft. Das Kapitel von den Krankheiten bedarf vielleicht noch die Revision eines Arztes, enthält aber doch viele sehr vernünftige Vorschriften; nur hätten die wirklich verdienstlichen Bemühungen der Leipziger ökonomischen Societät in diesem Fache mehr benutzt werden können. Hr. G. ist so glücklich gewesen, der Arzneyen bey seinen Schafen nur selten zu bedürfen, und dies ist eine Empfehlung mehr für die Güte seines Unterrichts.

London, b. Dilly: *Letters and Papers on Agriculture, Planting etc., addressed to the Society instituted at Bath, for the encouragement of agriculture, arts, manufacture and commerce.* Vol. V. 8. 1790.

Dieser 5te Band, welchen die ökonomische Gesellschaft zu Bath herausgegeben hat, gleicht in der Einrichtung den vorigen. Hr. *Wimpey* macht einige Bemerkungen über die seit 50 Jahren in Grossbrittannien mit Nutzen eingeführten Verbesserungen im Ackerbau. Diese Verbesserungen betreffen vorzüglich das Pflügen, und der Vf. lobt sehr den vor kurzer Zeit erfundenen doppelten Pflug. In einer 2ten Abhandlung sucht Hr. *Wimpey* zu bestimmen: welches die leichteste und vortheilhafteste Weise sey, Kartoffeln zu pflanzen? Dr. *Anderson* handelt von der besten Methode, die Butter einzusalzen, so dass sich dieselbe lange Zeit halte. Er behauptet, dass jederzeit, wenn eine Kuh gemolken wird, die erste Milch dünner und schlechter sey, als die nachfolgende; dass, wenn man die Milch stehen lasse, der Rahm, welcher zuletzt in die Höhe steigt, schlechter und dünner sey, als der Rahm, welcher zuerst aufsteigt; und dass das Schütteln der Milch das Aufsteigen des Rahms verhindere. Zum Einsalzen der Butter räth er, einen Theil Zucker, einen Theil Salpeter, und einen Theil grob gekörntes Küchensalz zu nehmen. Auf diese Abhandlung folgt eine andere, über die *Schafzucht.* Ein Jahr in das andere gerechnet, werden in England ungefähr 3,000,000 Pfund spanische Wolle eingeführt, und im Jahr 1787 stieg diese Einfuhr bis auf 4,188,280 Pfund, für welche über 600,000 Pf. Sterl. nach Spanien bezahlt wurden. Hr. *Locke* handelt von Verbesserung der Wiesen. Statt des Düngers bediente er sich der Asche und zum Theil auch des Sandes aus der See. Hr. *Kirkpatrick* macht einige Bemerkungen über den Nutzen des Gypses als Dünger betrachtet. Die Nordamerikaner bedienen sich desselben häufig. Sie erhalten ihn aus Frankreich. Hn. *Wagstaftes* Bemerkungen über das Wachsthum einiger Bäume sind lehrreich. In sandigtem Erdreich kommen die Pappeln (*Populus alba* und *tremula*) gut fort: aber Tannen und Fichten bleiben zurück. Die Birke wächst beynahe in jedem Erdreich. Hr. *Anstruther* und Hr. *Adam* handeln von einigen neuerfundenen Methoden zu pflügen, wobey zugleich Hn. *Cookes* neuer Pflug beschrieben wird. Saamen von Indianischem Waizen (*Zea Mays*), welcher 34 Jahr war aufbehalten worden, hatte nichts von seiner vegetirenden Kraft verloren, als er, nach dieser Zeit, gesäet wurde. Hr. *Key* macht einige Bemerkungen über das Schwärmen der Bienen. Hr. *Stevens* beschreibt eine Methode, aus dem Aepfelwein, durch Einkochen, guten Wein zu bereiten. Die übrigen Aufsätze sind unbedeutend.

Frankenhausen, in der Cölerischen Officin: *Handbuch für Gartenfreunde und angehende Botaniker; oder systematisch Verzeichniss von 2261 Arten Saamen und Pflanzen, sowohl zum Gebrauch für Küchen-, Blumen-, als auch Baumgärten, nebst Anzeige ihrer Dauer, ihrer Cultur, der Classe und Ordnung, darinn sie im Linneischen System stehen;* so wie auch *die neueren Bemerkungen der Botanisten, nebst verschiedenen noch nicht bekannten Beobachtungen;* sodann mit der *Accentuation aller botanisch-lateinischen Benennungen;* und endlich nebst *einem Provinzial-Wörter-Register über alle im Verzeichniss befindliche Saamen und Pflanzen:* welche um beygesetzte Preise zu haben sind bey dem Kaufmann Neuenhahn dem jüngern in Nordhausen. 1788. 199 S. 8. (15 gr.)

Zwar bloss eine Preiscurante, die aber ziemlich reichhaltig, und durch die systematische Einkleidung, und das übrige, was der Titel weitläuftig genug erzählt, den Liebhabern allerdings etwas interessanter gemacht ist.

München, b. Strobl: *Tabellen zur Bestimmung des Innhalts unbeschlagener Baumstämme* nach Kubikfuss und Scheiterklaftern, mit einer Anleitung zu deren Gebrauch. Von *G. A. Däzel.* 1791. 8.

Der Cubikinhalt unbeschlagener Stämme, nebst ihrem Gehalt an Scheiterklaftern, die Klafter zu 114 Cubikschuh, ist in diesen Tabellen vom Umfang zu 12 Zoll bis zu 158 Zoll mit Bemerkung der Durchmesser angegeben. Da sich aber auch andere körperliche Gehalte der Scheiterklaftern finden, so ist eine Ergänzungstabelle beygefügt, welche den Cubikinhalt von 1—700 Cubikschuh, in Scheiterklaftern von 112—78 Cubikschuh angiebt. Eine Anleitung zum Gebrauche dieser Tabellen, zeigt ihre Anwendung für den Forstmann in den gewöhnlichen Vorfällen deutlich.

GESCHICHTE.

Gotha, b. Perthes: *Nekrolog* auf das Jahr 1790. Enthaltend *Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Personen.* Gesammelt von *Friedrich Schlichtegroll.* Erster Band. 1791. 378 S. 8.

Der Gedanke, eine literarisch-biographische Todtenliste jedes Jahrs aufzunehmen, ist nicht neu. In Frankreich erschien vor etwa fünf und zwanzig Jahren eine ähnliche, und eben so betitelte, periodische Sammlung, die

die aber, so viel wir wissen, nur einige Jahre hindurch fortgesetzt wurde. Aber eine so gute Idee verdiente auch in Deutschland erneuert zu werden; und ihre Ausführung wird hier wirklich so gut und zweckmässig angefangen, dass wir auch in dieser Rücksicht Ursache finden, ihr einen recht langen Fortgang zu wünschen. Mit Recht bemerkt der Vf. in der Vorrede, dass es vielleicht wenig Gegenstände gebe, über die das Urtheil Aller so übereinstimmend ausfällt, als über das Anziehende, das die Erzählung von dem Leben, den Schicksalen, der Denkungsart, und den Handlungen seltener, sich auszeichnender, Menschen für uns zu haben pflegt. Auch läst es sich allerdings wohl ohne Paradoxie behaupten, dass alles, was uns zu cultivirten Menschen macht, dass alle Erfindungen, alle Künste und Wissenschaften, in der Geschichte des Lebens, Denkens und Handelns einzelner Menschen liegen, und in dieser enthalten seyn müssten, wenn wir im Stande wären, eine Reihe von Biographieen nach der Ordnung, wie ein Mensch immer um einen Schritt weiter als sein Vorfahre gieng, aufzustellen; ob es uns gleich selten einfällt, bey der Betrachtung eines nun da stehenden vollständigen Systems an diese allmählige Erzeugung desselben zu denken. Sehr gut setzt der Vf. die Vorzüge aus einander, welche in manchem Betracht die Geschichte einzelner denkwürdiger Personen vor der allgemeinen Weltgeschichte voraus hat. Und wie die Zusammenstellung der Weltbegebenheiten eines nächstverflossnen Jahrs viel Angenehmes und Lehrreiches hat; so kann auch eine Uebersicht der im letzten Jahre verstorbnen merkwürdigen Personen nicht anders als unterhaltend und lehrreich ausfallen, wobey dann auch der Menschheit gleichsam Rechnung abgelegt wird, was für ein Deficit in diesem Jahre unter dem entstanden ist, was sie gerade für ihr edelstes und schätzbarstes halten muss. Gegenwärtige Sammlung ist für diesen Zweck bestimmt; und sie soll möglichst charakteristische Lebensbeschreibungen solcher Personen enthalten, die in dem eben verflossenen Jahre verstorben sind, und die sich durch besondre Schicksale, durch nützliche Thätigkeit, durch umfassende Kentnisse, oder auf sonst eine Art ausgezeichnet haben, in was für einem Stande, und durch welche Wirksamkeit das immer geschehen seyn mag. Grösstentheils werden es Biographieen von merkwürdigen *deutschen* Männern seyn; aber auch vorzüglich grosse und denkwürdige Ausländer werden in dieser Sammlung ihren Platz finden; denn sie gehörten nicht blos ihrem Vaterlande, sondern der Welt, der gesammten Menschheit an, in deren Dienste sie standen und arbeiteten. Gar sehr wünscht der Vf. und wir mit ihm, Beyträge über das Leben solcher Männer zu erhalten, deren Wirksamkeit nicht sehr ins Auge fiel, die aber viel nützten und handelten, die sich durch edle, uneigennützige Betriebsamkeit, oder durch besondre Schicksale, vor andern auszeichneten. Und da grosse Kräfte immer Aufmerksamkeit verdienen, selbst wenn sie zum Verderben wirken; so könnte es kommen, dass auch zuweilen Nachrichten von ausgezeichnet *bösen* Menschen hier einen Platz fänden; jedoch nur von solchen, über deren Betragen die öffentliche Meynung ihr Urtheil schon gefällt hat. — Der Vf. fodert alle patriotische Männer zur Mitwirkung für sein Unternehmen auf; und es ist zu wünschen, dass diese Auffoderung ihres Zwecks nicht verfehlen möge. Er verspricht übrigens keine *Biographieen*, im eigentlichen und strengen Sinne des Worts, zu liefern; sondern nur biographische Nachrichten, mehr oder weniger fragmentarisch, je nachdem es möglich war, sie zusammen zu bringen. Den Lebensnachrichten von Schriftstellern wird kein Verzeichniss ihrer Schriften beygefügt werden, da man diese mehrentheils in *Meusel's* gelehrtem Deutschlande nachgewiesen finden kann; nur, wo diese Nachweisung unvollständig ist, wird sie hier ergänzt werden. Fast möchten wir hierin doch eine Abänderung wünschen, zu der sich der Vf. auch bereit erklärt; denn es wird doch wohl den meisten Lesern dieser so leicht zu ersetzende Mangel nicht ganz gleichgültig seyn.

Jedes Jahr werden von diesem *Nekrolog* zwey Hefte erscheinen. Dieser erste enthält Nachrichten von den in der ersten Hälfte vorigen Jahrs verstorbenen merkwürdigen Personen; der zweyte wird von den in der zweyten Hälfte erfolgten Todesfällen Nachricht geben, und ausserdem noch einen Nachtrag liefern. Die hier mitgetheilten biographischen Nachrichten betreffen folgende Personen: 1) *Jacob Christian Schäffer*, Superintendent zu Regensburg, dessen Verdienste als Naturforscher bekannt sind. 2) *M. Christoph Jeremias Rost*, Rector in Bautzen, ein geschickter Philolog und Schullehrer, obgleich nie Schriftsteller für den Buchhändler- und Messkatalog. 3) *Johann Howard*, berühmt durch seine unermüdeten und äusserst wohlthätigen Bemühungen zur Verbesserung der Gefängnisse, Werkhäuser und Hospitäler. 4) *Johann Gabriel Domeyer*, Bürgermeister zu Moringen und landschaftlicher Deputirter der kleinern Städte im Fürstenthum Göttingen, bekannt durch seine Geschichte der beiden Städte Moringen und Hardegsen. 5) *Johann Friedrich Stahl*, Hof- und Domänenrath und Professor zu Stuttgard, Verfasser des Forstmagazins, und verschiedner ökonomischer Abhandlungen. 6) *Jacob Andreas Mallet*, Professor zu Genf, Mathematiker und Astronom. 7) *Friedrich Wolfgang Reiz*, Professor zu Leipzig, einer der trefflichsten deutschen Philologen in der alten Literatur. 8) Die Gräfin *Sabine Elisabeth Oelgard*, geborne und verwitwete *von Bassewitz*, die sich durch seltne Vorzüge des Geistes und Herzens auszeichnete. 9) *Jobst Heinrich Meier*, ein biedrer und geistvoller Bauer zu Tündern im Hannöverischen, welcher der Weser drey Acker Landes abgewann. 10) Die Wirtembergische Prinzessin *Elisabeth*, verheirathete Erzherzogin von Oesterreich. 11) Kaiser *Joseph der Zweyte*, dessen Leben und Charakter hier zwar in gedrungner Kürze, aber pragmatisch und mit Würde beschrieben wird. 12) *Johann Rudolph Schlegel*, Rector zu Heilbronn, durch seinen Antheil an der allg. Geschichte der bekannten Staaten, und durch seine Bearbeitung der Mosheimischen Kirchengeschichte, vorzüglich bekannt. Sein Charakter wird hier sehr einnehmend geschildert, und, wie der Herausgeber sich ausdrückt, hat ihm einer unsrer berühmtesten Gelehrten, der ehemals Schlegels Zuhörer war, viele Farben dazu

dazu gemischt. 13) *Johann Jacob Lenz*, Inspector und Oberprediger zu Hornburg im Halberstädtischen, ein wirklich in mehrern Betracht denkwürdiger Mann, von dem hier aber nur wenig gesagt, zu mehrerm aber Hoffnung gemacht wird. 14) *Aug. Heinr. Reinhardt*, reformirter Prediger zu Magdeburg, der sich durch seine Denkungsart und durch sein Verhalten ein stilles, aber wahres und bleibendes, Verdienst erwarb. 15) *Joh. Lambert Krahe*, Hofkammerrath und Director der Mahlerakademie und Gemähldegallerie zu Düsseldorf; ein Mann voll warmen, hohen Gefühls für die Kunst, der sich um dieselbe, und um die Bildung seiner Zöglinge, vielfach verdient machte. 16) *Wilh. Heinr. Schulze*, Oberconsistorialrath und Hofdiakonus zu Weimar; ohne auszeichnende Talente, aber einer der wirksamsten und nützlichsten Männer, besonders für die Armenanstalten und die Erziehung der Waisenkinder zu Weimar und Jena. 17) *Benj. Wilh. Dan. Schulze*, Prof. am Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin, nicht ohne Verdienst um die hebräische Sprachkritik. 18) *Georg Christian Crollius*, Hofr. und Prof. zu Zweybrücken, ein würdiger und thätiger Mann, der, wie bekannt, an der Zweybrücker Ausgabe lateinischer Autoren rühmlichen Antheil hatte, und sich in seinem Wirkungskreise überaus nützlich machte. 19) *Felix Toetzner*, Rector in Neckermünde, von dem hier nur wenig, und fast bloss der Umstand angeführt wird, dass er seine Schule zur Universalerbin seines nicht unbeträchtlichen Vermögens einsetzte. 20) *Ludewig IX*, Landgraf von Hessen - Darmstadt, dessen Schwächen und Eigenheiten doch von vielen trefflichen Eigenschaften überwogen wurden. 21) *Joh. Heinr. Dan. Moldenhauer*, Domprediger in Hamburg; ein nicht gemeiner biblischer Philolog, fruchtbarer Schriftsteller, und redlicher Mann, der ein hohes Alter mit ausdauernden Kräften erreichte. 22) *Johann Jacob Ferber*, k. preuss. Oberbergrath, von bekannten ausgezeichneten Verdiensten als Mann, Gelehrter und Schriftsteller. 23) *Franz Xaver Huter*, Weltpriester und Schulinspector zu Straubingen, ein redlicher und aufgeklärter Schulmann. 24) *Benjamin Franklin*. Seine Lebensbeschreibung füllt, wie billig, den meisten Raum, von S. 262 bis 311; und zuletzt eine kurze Parallele zwischen ihm und Joseph II, den beiden denkwürdigsten Verstorbenen des vorigen Jahrs. 25) *Karl Gottfr. Winkler*, Ordinarius der Leipziger Juristenfacultät; ein gründlicher und fleissiger Rechtsgelehrter. Seine Lebensumstände werden nur ganz kurz berührt. 26) *Samuel Heinicke*, Director des Taubstummen-Instituts zu Leipzig. Nicht viel umständlicher. 27) *Sam. Fried. Urfelt*, Prediger bey Danzig; ein zwar im Stillen wirkender, aber in seiner Art sehr verehrungswürdiger Geistlicher. 28) M. *Philipp Matthäus Hahn*, Pfarrer zu Echterdingen im Würtembergischen, Erfinder und geschickter Verfertiger astronomischer und anderer Maschinen. 29) *Joh. Gessner*, Chorherr und Lehrer der Physik und Mathematik zu Zürich. 30) *Georg Christoph Oertel*, Rector des Gymnasiums zu Neustadt an der Aisch.

KLEINE SCHRIFTEN.

VOLKSSCHR. *Leipzig*, b. Barth: *Sendschreiben an meine lieben Landsleute, die zu leiden glauben.* 1791. 39 S. 8. (2 gr.) Unter dem Namen Gotthold Sachsenfreund sucht der Vf., besonders durch Erzählung seiner Lebensgeschichte, — der zufolge er als ein Taglöhners Sohn wegen seines fähigen Kopfs vom Pfarrer des Orts in besondern Unterricht genommen, dann in die Schreibstube eines Advocaten empfohlen, in der Folge Verwalter bey einem Rittergutspächter, und endlich selbst Oberaufseher oder Inspector auf einem herrschaftlichen Gut geworden war, durch seinen Dünkel und Mangel an gründlicher Wissenschaft aber diese Stelle wieder verlor und bis zum Nachtwächter gesunken war, — seine Landsleute von dem in neuern Zeiten unter dem Bauernstand in Sachsen eingerissenen Hang zur Unzufriedenheit und Aufruhr zu heilen und sie zu belehren, „dass niedriger „Stand nicht Beschwerde und, was uns Elend zu seyn scheine, „oft unser Glück sey." Alles, was der Vf. darüber sagt, ist richtig und einleuchtend, auch mit vieler Wärme und Herzlichkeit niedergeschrieben. Nur Schade, dass gerade die Klasse von Menschen, für welche auch diese Schrift zunächst bestimmt ist, dergleichen Schriften gerade am wenigsten liest, und wenn sie solche liest, sie doch nicht versteht, sich nicht dadurch überzeugt fühlt; zum grossen Theil aus der Ursache, weil der Schriftsteller den Ton und die Sprache nicht zu treffen wusste, die dem gemeinen Mann ans Herz greift. Dass es dem Vf. des Sendschreibens hierinn auch nicht ganz gelungen, mag unter mehrern Stellen, die wir zum Beleg anführen könnten, folgende beweisen: S. 35. „Sehet nur einmal den Bauer und Taglöhner, wie munter „und heiter er des Morgens von seinem Lager aufsteht, wenn „mancher andre, der sich mit ängstlichen Sorgen für Andrer „Wohl — für das Wohl des Staats — herumschlagen musste, „durch unruhigen Schlaf, oder gar eine schlaflose Nacht mehr „abgemattet als erquickt, auf seiner Ruhestätte da liegt, — sehet, „wie vergnügt er sein Morgenbrodt verdient, und wie ruhig er „dies dann in einer Wasser - oder Mehlsuppe, auch wohl in ei„nem der guten Milch wegen doppelt schmackhaften Caffee, ein„nimmt, wenn manchen andern, der sich weniger durch nächt„liche Ruhe gestärkt fühlt, die Hälfte des Tages hindurch vor al„lem, auch der künstlichst zubereiteten Speisen, Genuss ekelt „etc." — Das ist keine Periodologie, in der man sich dem Handwerker, dem Bauersman verständlich macht. Hier muss man ganz kurze, plane, und einfache Wortfügungen, und die allergewöhnlichsten alltäglichsten Ausdrücke wählen, wenn man verstanden seyn, und überzeugen will; muss ja nicht glauben, durch mahlerische hochtrabende Schilderungen den Bauer von dem Glauben abbringen zu können, dass es den Sinnen behaglicher sey, seiner Ruhe pflegen und Weinsuppen essen zu können, indessen andre mit Anbruch des Tags zum Pflug greifen und mit Mehlsuppe vorlieb nehmen müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. October 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Weidmann: *Oberon*; ein Gedicht in zwölf Gesängen. Neue und verbesserte Ausgabe. 1789. 310 S. 8.'

In der Vorrede zu den *auserlesenen Gedichten* äusserte Hr. Wieland, dass er in dieser Sammlung seinen Gedichten die letzte Feile gegeben habe. „Der Verfasser schmeichelt sich nicht," heisst es daselbst, „dass sie dadurch untadelich worden seyen. Aber endlich muss man doch die Hand von seinem Werke abziehn; und der goldne Spruch des weisen Chilon gilt ganz gewiss auch hier" u. s. w. Dennoch fand der Dichter bey dieser neuen Ausgabe, wie er in der Vorerinnerung sagt, *noch manche Kleinigkeiten zu verbessern, und es war also noch nicht Zeit zu dem Zurufe: manum de tabula!* Die Besitzer jener Sammlung werden sich über diese Veränderungen um so weniger beschweren, da das Aeussere derselben ohnehin der Erwartung nicht entsprach, die man sich von einer Ausgabe der letzten Hand *Wielandscher auserlesener Gedichte* machen durfte. — Wer hier endlich eine schöne Ausgabe des Meisterstücks deutscher Dichtkunst zu erhalten glaubt, findet sich noch mehr getäuscht. Der Druck ist nicht einmal so gut, wie in der ersten Ausgabe im deutschen Merkur; auch nicht frey von Druckfehlern, wovon folgende die auffallendsten sind: G. 1. St. 58. Z. 3. fehlt *ein* nach *Hüon*; 7, 59, 8. steht *fasst* statt *labt*; 11, 19, 6. *Geräusch* st. *Gesträuch*; 12, 73, 6 *blickt* st. *bückt*.

Man sammelt ängstlich alle Varianten alter Schriftsteller, die doch grossentheils nur blosse Schreibfehler sind, und oft für die Kritik sehr geringhaltige Ausbeute liefern. Wie viel unterhaltender ist es, die Veränderungen aufzusuchen, die ein Wieland mit seinem Werke vorgenommen hat! Haller sammelte selbst die Varianten aller Ausgaben seiner Gedichte, und fügte sie ihnen bey. — Rec. glaubt daher den Freunden der Dicht*kunst* einen Gefallen zu erzeigen, wenn er ihnen die Mühe des Vergleichens erspart, und die in dieser neuen Ausgabe des Oberon angebrachten Veränderungen hier sammelt.

Statt *zween* und *zwo* ist durchgängig *zwey*; statt *izt*, *jetzt* oder *nun*; statt *Fahr*, *Gefahr*; statt *kömmt*, *kommt*; statt *Reuter*, *Reiter* gesetzt. — *Als wie* ist G. 2. St. 21. ganz weggefallen, 2, 27. statt *als wie ein*, *gleich einem* gesetzt, und 3, 54. *als wie gefroren* in *wie angefroren* verändert. — Ungewöhnliche Worte und Redensarten, wie *gestracks*, *ansiegen*, *just*, *all der Schnee*, *noch Stand noch Alter*, sind mit gewöhnlichern vertauscht. Es heisst daher nun 1, 68. *Eh du es stracks vollzogen*; 3, 20. *Ihn zu bezwingen*; 3, 41. *Nicht dass sie wissentlich mit jemand ihn verglich*; 5, 21. *dieser Schnee*; 5, 47. *kein Stand noch Alter*. — Verschiedene Elisionen, als 1, 26. *Abenteu'r*, als 3, 58. *im grossen Aug'*, 6, 18. *in seinem Blick'*, 6, 23. *diesem Feind'*, 7, 1. *bey gutem Wind'*, 7, 34. *allgewalt'ge*, 9, 31. *Lieb'*, die in der ersten Ausgabe standen, in der zweyten aber verworfen waren, sind hier wieder von neuem aufgenommen; so auch 8, 11. *güt'gen*. Hingegen sind aber auch einige Elisionen der zweyten Ausgabe hier nicht aufgenommen worden, als 1, 5. *Schilfe*, 1, 17. *Feuer*, 11, 5. *Dämmerungszeit*; auch vor einem Voeal ist die Elision nicht beybehalten, 11, 19. *Was Nadine in ihrem Blick gelesen*, und 12, 77. *die Seine*, *an deren Bord sie stehen*.

Die übrigen Veränderungen sind folgende:

Ges. 1. St. 31. im Hayn bey Montlery; *statt*: im Wald —

St. 33. Gerard seinem Pferde Entstürzt; *st.*: Gerardin vom Pferde Gestürzt.

St. 34. rühr ihn nur mit einem Finger an; *statt*: rühr ihn noch —

Ges. 3. St. 21. der tiefe Schlaf; *statt*: der Schlaf.

Herr zu Jericho; *statt*: Herr von Jericho.

St. 32. seinem Muth und Ritterstande treu,
statt: seinem Muth und Ritterstand getreu.

St. 33. und danke deinem Glücke; *statt*: und dank' es —

St. 57. der sanftsten Sommerluft, wenn um der Nymfe Knie
Im stillen Bach sich kaum die Silberwellen kräuseln.
Der Ritter zwischen Schlaf und Wachen höret sie
Mit schlaffem Ohr stets leiser leiser, wie
Aus tiefer Ferne wehn, bis unter ihrem wiegen —

St. 58. Ihm däucht er geh', *statt*: ihm däucht er gieng.

Ges. 5. St. 22. Ists billig, wieder —; *statt*: Ists Zeit auch wieder —

St. 26. die ersten Emirn; *statt*: die höchsten Emirn.

St. 29. wie ein wahrer Sultan da: *statt*: wie ein Sultan da.

St. 30. Silberstoff; *statt*: Silberstück.

St. 38. Sie fahren allzuhauf; *statt*: Sie fahren — Und greifen; *statt*: Und griffen.

St. 44. zur grässlichen Medusen; *statt*: so grässlich wie Medusen.

St. 68. lässt sich der Geisterfürst —; *statt*: lässt Oberon sich —

Ges. 6. St. 50. weit offner Augen voll; *statt*: von offnen Augen voll.

St. 62. kam niemand sonst hinein; *statt*: kam keine Seel' hinein.

St. 66. bey viel und mancherley Gebrechen; *statt*: in viel und —

St. 78. Sein Hüftweh überfiel; *statt*: — überfällt.

Ges. 7. St. 15. Und länger hält die Menschheit nicht mehr aus. *statt*

statt: Und länger hält die Menschheit es nicht aus.
St. 64. es glühn wie Rosen ihre Wangen; *statt:* ihr glühn wie —
Ges. 8. St. 18. Zehn Jahre lang wird ihm —; *statt:* — ward ihm —
Allein sein Schicksal ist —; *statt:* — war —
St. 65. Und ein Elysium steht aufblühend vor ihr da.
statt: Und ein Elysium steht blühend vor ihr da.
St. 72. vor ihrem Blick, er taucht sich stets in tiefre Schatten,
und sanft sich selbst verlierend schlief sie ein.
Ges. 10. St. 25. dass er lebt; *statt:* dass ihr lebt.
St. 43. die kräftger ist als ein Laudan.
statt: die kräftger ist als irgend ein Laudan.
Ges. 11. St. 17. jedem Blatt, das an einander schlägt.
statt: jedem Blatt, das an ein andres schlägt.
St. 53. aus seinem Auge bricht; *statt:* aus seinen Augen bricht.
Ges. 11. St. 36. ob ich fühllos bin; *statt:* ob ich unerkenntlich bin.
St. 43. von ihrem Lager hastig auf.
statt: in wilder Hast von ihrem Lager auf.
St. 54. bis an den Vorsaal; *statt:* bis in den Vorsaal.

Nur an Einer Stelle sind ganze Verse verändert; es sind nemlich die vier letzten Zeilen der 24sten Stanze im 8ten Gesange ganz weggefallen, und statt deren folgende neue gesetzt worden;

Zum Garten wird ein Anger zubereitet,
Der südwärts um die Wohnung her sich zieht,
Und eine Quelle, die dem nahen Fels entsprüht,
Durch seine Pflanzungen geleitet.

So gern man auch diese Veränderung lieset, so ungern sieht man doch, dass dadurch die beiden vorhergehenden Zeilen:

Wie sie dem Alter eines Weisen
Geziemt, der minder stets begehret als bedarf.

ihres Reimes beraubt sind.

Göttingen, b. Dieterich: *Alfonso*; ein Gedicht in acht Gesängen. 1790. 248 S. 8. (12 gr.)

Der Dichter versetzt den Leser nach zwey, nur durch eines Tages Fahrt getrennten, Inseln in dem Ocean zwischen Africa und America. Man findet sich unter edeln, freyen Menschen.

Ein ew'ger Frühling, den kein Wintersturm verdrängt,
Die lieblichste von allen Erdenzonen
Aus Zephyrshauch und sanfter Glut gemengt,
Erhält sie stark und schön vor allen Nationen,
Die nah am Thron des Sonnengottes wohnen.
Die Liljen ihrer Haut versengt
Sein sprühend Feuer nicht und läst auf ihren Wangen
Der Rosen schöne Glut in sanfter Mischung prangen.

Beglücktes Land der Unschuld und der Wonne!
Das sich ein weises Volk zum stillen Sitz ersah,
Wie lächelnd liegst du jetzt im Glanz der Morgensonne
Vor meinen trunknen Blicken da!
Sie steigt herauf, vom Stundenchor umflogen,
Des Tages schöne Braut und sieht
So mild auf dich herab und röthet deine Wogen
Und deine Blumenflur, die goldner Thau durchglüht.

In lieblicher Verwirrung liegen
Dort ein Gebirg, auf dem sich Morgennebel wiegen,
Hier eine Flur, auf der die Wollenheerde springt
Und wo der Palmenhain das stille Thal umschlingt,
Die kleine Stadt von nachbarlichen Hütten.
Das Ganze, in den Duft des Morgenroths gehüllt,
O Dietrich! welch entzückend Bild
Für dich, der um den Preis mit der Natur gestritten!

Doch sieh! was schimmert dort, wo sich die Silberflut
Vom kühlen Morgenwind beweget,
Am murmelnden Gestade reget? —
Ein Jüngling ist's, der schlummernd ruht.
Woher, an dem noch unbesuchten Strande,
Du fremder Mann in spanischem Gewande?
Dort ragt ein Schiff zersplittert aus dem Meer —
Warf dich vielleicht ein Sturm von fernen Küsten her?

Wer folgt dem Dichter nicht gern, der so lieblich zu mahlen weiss? Der hier Schlafende ist der Held des Gedichts. Ein Schiffbruch warf Alfonso'n an's Ufer, aber getrennt von seiner Elmire, die ihn begleitet hatte. Beym Erwachen findet er seinen alten Lehrer Rodrigo. Wie dieser hieher gekommen, davon schweigt das Gedicht. Durch ihn wird Alfonso unter des alten Togorma Dach gebracht.

Malvina, fromm und gut, wie Gottes Engel sind,
Und lieblicher, als im bethauten Beete
Die Rose, wenn die Morgenröthe
In ihrem Kelche glänzt, des Greisen theures Kind,
Eilt, ihren kleinen Korb von Myrthen
Am schönen Arm, in's Gartenthal hinab,
Und pflückt die reifste Frucht von frühen Bäumen ab,
Den schönen Fremdling zu bewirthen.

Gormallan ist Malvinas Geliebter. Das glückliche Leben, das diese zusammenführen, wird im zweyten und dritten Gesange reizend geschildert, und schwer widersteht Rec. der Versuchung, einige Strophen abzuschreiben. Alfonso erzählt ihnen seine Geschichte, wie er Alba's Zuge nach den Niederlanden gefolget, aber ungeduldig, das Werkzeug der Wuth jenes Tyrannen zu seyn, mit seiner, Alba's Verfolgung entrissenen, Elmire über Meer nach Spanien geflohen sey. Die Schiffahrt veranlasst dann eine Schiffscene, wie die im Oberon zwischen Hüon und Amanda, an die der junge Dichter zu seinem Vortheile nicht so sehr hätte erinnern sollen. Bey der Ankunft in Spanien machte Alfonso die empörende Entdeckung, dass Elmire seine, von seinem Vater ausser der Ehe erzeugte, Schwester war. Furcht vor der Inquisition trieb die jungen Leute nach Amerika, und ein Schiffbruch warf Alfonso'n an diese Insel. Der Dichter hätte wohl durch andre Motive seinen Helden nach Amerika führen können. Denn dass die nahe Heirath zwischen Alfonso'n und Elmiren nachher noch einigen Ein-

Einfluss auf die weitern Begebenheiten habe, findet man nicht. Einen vom Fatum verfolgten Orest hat der Dichter aber wohl nicht aus seinem Helden machen wollen.

Alfonso verliebt sich nach gerade in Gormallans Braut, Malvina. Gormallan wagt sich bey einem Kriege mit dem Volke der benachbarten Insel zu tief in's Speergemenge, wird gefangen, — und Alfonso sieht sich nun von der Liebe in Malvinens Arm gerissen. In der Schilderung dieser wachsenden Leidenschaft zeigt sich der Dichter als einen würdigen Schüler seines Meisters, des Dichters des Oberon. Ueberhaupt muss Rec. gestehen, dass er noch keinen Stanzendichter kenne, der im Colorit und in der Leichtigkeit der Versification jenem Muster so nahe komme, als der Dichter des Alfonso.

Alfonso siegt, uneingedenk seiner Elmire, uneingedenk seines Freundes, über Malvinen, die nach dem höchsten Wonnegenuss ihm lispelt:

Sieh jenen Colibri, der in dem Kelch der Rose
Um süsse Düfte buhlt. Sie neiget dem Gekose
Die jugendliche Brust; wie zärtlich schmiegt er sich
In ihre Schönheit ein; mit welcher Sehnsucht trinket
Er ihren Balsam auf: — durch ihn entblättert sinket
Das Bild der Unschuld hin, und den, der von ihr wich,
Nachdem sie ihn beglückt, sieht sie mit leichten Schwingen
Um ihrer Schwester Gunst am nächsten Busche ringen.

— — — — Geh, heil'ge deine Triebe
Beweise deine Treu, durch ein noch süssers Band,
Und wirb bey deinem Freund' um seiner Tochter Hand.

Der Vater stimmt in den Bund. Alfonso und Malvina sind ein Paar. — Gormallan war indess seiner Schöne treuer geblieben, so sehr er auch nach ihrer Gefangenschaft von der Liebe der schönen Daura verfolgt war. Er reisst sich los, und — findet seine Malvina als Gattin seines Freundes, weh! eines Freundes, der ihrer schon müde ist. Liebe machte bey Alfonso'n den Verrath des Freundes, den er todt glauben konnte, einigermassen verzeihlich. Aber dass Alfonso seiner geliebten Malvina so bald müde wird, verzeiht man ihm nicht. Auch ist nicht abzusehen, warum der Dichter seinen Helden, für den er interessiren will, dieses zweyten Verrathes schuldig macht. Um alles folgende herbeyzuführen, war es schon genug, ihn in diesem Augenblicke erfahren zu lassen, dass — seine erste Gattin, Elmire, lebe. Die Entdeckung hätte wohl durch eine minder verbrauchte und unwahrscheinliche Weise geschehen können, als durch einen verlornen Brief. Alfonso ist in Verzweiflung. Er sagt mit Recht:

Malvinen soll
Ich schändlich undankbar verlassen,
Die guten Menschen hintergehn,
Sie, denen ich Erhaltung, Leben,
Und alles schuldig bin, dem Jammer übergeben.

Man erwartet einen Aufschluss, wie den in der Geschichte des Grafen von Gleichen. Aber Alfonso flieht wie Theseus. Malvina erfährt von Gormallan Alfonso's Flucht.

Sie sinkt, die Lippen starr, die Augen halb gebrochen,
Und leidet nicht — für einen Augenblick.

(Die letzte Zeile ist sichtbar verfehlt.) Malvina eilt dem Treulosen nach, der schon auf dem spanischen Schiffe ist. Durch Liebkosungen zieht sie ihn in ihren Nachen herab, und als er sich von ihr losreissen will, wirft sie sich mit ihm in's Meer. Sie ertrinkt. Er wird gerettet, — um von Gormallans Hand zu fallen. Man sieht, die Entwickelung ist mehr peinlich, als zu stiller Trauer hinreissend. Die Kunst in Schürzung des Knotens ist zu sichtbar. Der Künstler muss zu oft in's Rad greifen, damit sich der Knauel nicht zu leicht abwinde. Am Ende wird dann freylich die Zerhauung des Knotens nothwendig. Uebrigens haben wir schon zu viel gutes vom Talente des Dichters gesaget, und, wie wir glauben, bewiesen, als dass ihm diese Kritik den Muth benehmen könnte. Man sieht, dass er eine Fabel wohl zu leiten weiss, wenn sie nur gut angelegt ist. Seine Muse ist nicht hochfliegend; aber gern folget man ihr durch ihre geblümten Ebenen. Selten sinkt sie zur Prose, wie z. B. S. 50.:

So waren wir vor Gott durch eine süsse Pflicht
Ein treues Paar. Allein nach menschlichen Gesetzen
Galt dieser Bund beglückter Liebe nicht.
Fern war's von uns, das Wohl des Ganzen zu verletzen;
Wir liessen uns daher durch eine Priesterhand u. s. w.

Selten findet man Constructionen, wie folgende S. 18.:

empfindungslos und matt
Die äussern Sinne fest verriegelt,
Von keinem Traum die innern aufgestört,
So fesselt ihn ein Schlaf, u. s. w.

oder S. 183.:

Und wie sie auch, auch sie, in dem empörten Meere
Das Opfer seiner Wuth geglaubt.

Selten Reime wie diese:

Beym Himmel ja, ihr *seyd es*,
War's möglich, dass die Hülle dieses *Kleides* u. s. w.

oder:

— — zu lieben, *und*
Die Himmelslust, in wechselseit'gem *Bund* u. s. w.

Selten Schleppungen wie diese:

Die andre (Hand) scheint dem keuschen Strahle
Des Mondes manchen Reiz entwenden
Zu wollen, den das dünne Weiss
Des Flors zu treulos deckt. S. 110.

Haarlem, b. Loosjes: *Kabinet van Mode en Smaak.* 1791. *Louwmaand* - *Wiedemaand*, d. i. *Kabinet der Mode und des Geschmacks*; Jan. — Jun. 384 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der in Kunst und Handelsachen so erfindungsreiche, schöpferische Geist der Holländer, scheint in wissenschaftlicher Rücksicht, vorzüglich was schöne Literatur und angenehme Unterhaltung betrifft, fast einzig auf Nachahmen

ahmen und Ueberfetzen eingefchränkt zu feyn. Auch bey diefem periodifchen Werk liegt nicht nur der Plan des deutfchen Modejournals zum Grunde; felbft der gröfste Theil des Inhalts ift Ueberfetzung aus demfelben und andern deutfchen und franzöfifchen Schriften. Nur darinn unterfcheidet es fich, dafs für die Poefie ein eigner ftehender Artikel ift, und nicht blofs von jetzigen, fondern auch von ältern Trachten Befchreibungen und Abbildungen geliefert werden. Unter den gröfsern Auffätzen ift keiner original; doch war der Herausgeber fo fchlau, faft nie zu erinnern, dafs er blofs Ueberfetzung gebe. So ift bey dem römifchen Carneval *Göthe* nicht einmal als Vf. genannt. Ein grobes Plagiat ift die Abhandlung über das Luft- und Poffenfpiel, die, eine kurze Einleitung abgerechnet, wörtlich aus *Flögels* komifcher Literatur übergetragen ift. Die Nachrichten von Paris find aus der Schulzifchen Schrift über diefen Gegenftand: der Auffatz über die gefellfchaftlichen Vergnügungen in Venedig aus dem Modejournal: alles ohne Angabe der Quelle. Die wüfte Infel von Metaftafio ift gut überfetzt, bis auf die Verfe, die voll Enjambements find:

ik zag hem en geene
geene ruft is meer voor my —
o! dan vond ik hier het beeld
dezer deugd — —

Allein neu und intereffant für Ausländer find die Befchreibungen inländifcher Trachten, einer Südbeeveländifchen Bäuerin, eines Stutzers aus der erften Hälfte des 17, und einer Dame vom Ende des 16 Jahrhunderts; Coeffüren aus eben diefer Zeit; eine Friesländerin etc. Aus einem alten Gedicht: *Vrowlik Cierat von S. Agnes verfmaet*, lernt man, was damals in Holland für Schönheit galt, und durch welche Mittel man die natürlichen Reize zu erheben fuchte. Der Erfinder diefer lofen Künfte ift, wie man denken kann, kein anderer, als — Satan! „Von ihm rühren die Haartouren her: er lehrte „zuerft Wangen und Hals roth, Nafe und Bufen weifs „fchminken, und die Augenbraunen fchwärzen." Hohe Stirnen, fchlanke Taillen und blonde oder vielmehr gelbe Haare, in die man Safran ftreute, (*de ghéleende hair met fafranen en andre logen geeluw gemaekt*) wurden befonders gefchätzt. Die Kupfer find fauber geftochen und illuminirt, nur die franzöfifchen Moden etwas verholländert. Die Modeneuigkeiten aus Deutfchland, England, Frankreich find ohne Ausnahme aus dem Journal des L. u. d. M.; die Anekdoten, Erzählungen aus demfelben und den bekannteften franzöfifchen Zeitfchriften überfetzt. *Theater.* Die Liften von den aufgeführten Stücken ausländifcher Bühnen fehr unvollftändig. Ein Paar neue holländifche Stücke, von denen nur Eins original ift, werden zergliedert. Das Theater ift hier überhaupt noch in feiner Kindheit; Holland hat einige gute Schaufpieler, aber noch keinen dramatifchen Dichter, hervorgebracht, den es den Ausländern nennen dürfte. Nur Amfterdam hat ein Nationaltheater; in Haag, Rotterdam und Leyden ift franzöfifches Schaufpiel. *Poefien.* Fabeln, Lieder etc.; auch diefe find meiftens deutfchen Dichtern nachgeahmt. Folgendes artige Lied, deffen Originalität wir übrigens nicht verbürgen mögen, fcheint uns der Anführung werth:

O Damon, zie, wat fpartelt hier —

Nach einer faft wörtlichen Ueberfetzung:

O Damon, fieh, was flattert hier
In diefem Bufch? Ein zartes Thier,
Ein Droffelchen gefangen!
Es fah, dafs hier ein Beerchen hing,
Es pickt, und ach! das arme Ding
Ward, ohne Recht, gehangen.

Welch grofses Glück, ein Menfch zu feyn!
Dort hängen Beeren voller Wein,
Auf Hügeln voller Reben!
Wir pflücken fie, und fterben nicht,
Wir. kekern fie, und fterben nicht,
Wir trinken Wein, und — leben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literargeschichte. *Hamburg*, b. Matthiefsen: *Calvins und Bezas Schriften nach der Zeitfolge geordnet mit hiftorifch-kritifchen Anmerkungen*, von *J. W. H. Ziegenbein.* *Ein Beytrag zu Calvins und Bezas Leben.* 1790. 75. S. 8. — Zween in der Kirchengefchichte fo merkwürdige Männer, als *Calvin* und *Beza*, die gewiffermafsen unter die Polygraphen zu rechnen find, verdienten es allerdings, dafs ein Gelehrter die Mühe über fich nahm, ein genaues Verzeichnifs ihrer Schriften aufzufetzen; da alle bisherigen Verzeichniffe derfelben fehr unrichtig und mangelhaft waren. Hr. *Z.* hat diefe mühfame Arbeit mit Kenntnifs und Fleifs vollführt. Einen grofsen Theil der angeführten Schriften hat er felbft in Händen gehabt, und bey den übrigen hat er die Quellen, aus welchen er die Nachrichten genommen hat, treulich angegeben. Bey der Anführung der von Beza herausgegebenen Schrift: *Theodori*, Presbyteri Rhaetenfis, libellus adverfus haerefes etc. mufs Hn. *Z.* die neue Ausgabe diefer Schrift vom Hn. Abt *Carpzov* zu Helmftädt 1779 4. nicht bekannt gewefen feyn; fonft würde ihm der lächerliche Fehler Bezas nicht entgangen feyn, welcher den *Theodor* für einen *Priefter aus Graubünden* hält, der doch *Praepofitus Laurae f. Monafterii Raithu in Paläftina* gewefen war. Die ausführlichere Abhandlung des Vf. über den Geift der Schriften Calvins und Bezas, die er am Schluffe der Vorrede verfpricht, wird den Freunden der Kirchen- und Literargefchichte fehr willkommen feyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 24. October 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LONDON b. Johnson: *Medical facts and observations.* Vol. I. 1791. 224 S. in gr. 8.

Der Herausgeber dieser Sammlung, Hr. Dr. *Sam. Foart Simmons*, fängt mit diesem Bande eine neue periodische Schrift an, statt des *medical Journal*, welches er 10 Jahre lang fortgesetzt hatte. Dieser Band enthält folgende Abhandlungen. 1. *Geschichte einer Wasserscheu, nebst Beschreibung der Section des Kranken*; von D. *J. Ferriar* zu Manchester. Die Krankheit brach erst 3 Monate nach dem Bisse aus. In der Zwischenzeit hatte der Kranke einige pleuritische Anfälle. Sobald die Wasserscheu sich zeigte, halfen die angewandten Mittel: Moschus, Opium, Fieberrinde, Weinessig, Quecksilbersalbe, u. s. w. nichts, und der Kranke starb. Bey der Section fand man Wasser in den Gehirnhölen, und eine Entzündung in der Speiseröhre und in dem Magen. 2. *Beobachtungen über die Vorbauung und die Kur der Wasserscheu*, von Hn. *Wilhelm Loftie*, Wundarzt zu Canterbury. Ein Mann wurde von einem tollen Hunde in den Arm und in das Bein gebissen. Der Vf. schnitt, 20 Stunden nachher, die Wunden aus, und legte auf die Stelle Charpie, welche mit einer starken Sublimatauflösung befeuchtet war. Die Wunden eiterten, und der Kranke blieb von der Wasserscheu befreyt. In einem zweyten Falle bediente sich der Vf. desselben Mittels, mit demselben glücklichen Erfolge. 3. *Beschreibung einer ausserordentlichen Entzündung der Epiglottis*, von *Thomas Mainwaring*, Apotheker zu London. Die Epiglottis war so stark geschwollen, dass der Kranke nicht schlucken konnte, ohne dass die benachbarten Theile zu leiden schienen. 4. *Ueber das Ausziehen des Staars. Mit praktischen Bemerkungen*, von Hn. *Richard Sparrow*, Wundarzt zu Dublin. Die sicherste und beste Methode, das Auge während der Operation zu befestigen, besteht darin, dass man durch einen Gehülfen das obere Augenlied in die Höhe ziehen lasse, während der Operator selbst das untere Augenlied abwärts zieht, ohne den Augapfel zu drücken. Man sollte sich hüten, von der gläsernen Feuchtigkeit Etwas verloren gehen zu lassen. Sieht der Kranke, in den ersten Tagen nach der Operation, wiederholtes Blitzen im Inneren des Auges: so ist dieses ein günstiges Zeichen. Die Operation des Staarstechens gelingt selten, wenn die Constitution des Kranken nicht gut ist. Der Vf. operirte eine alte Frau und die Operation hatte den besten Erfolg. Die Frau konnte nähen und erkannte die Zahlen an der Uhr; aber in den Büchern, welche man ihr vorhielt, kannte sie keinen Buchstaben, auch nicht mit den besten Staarbrillen. Ueber diesen sonderbaren Fall dachte der Vf. lange nach, und fieng schon an, sich seine eigene Theorie zu bilden, als endlich, bey einer neuen Untersuchung, die Frau ihm ganz beschämt gestand: sie habe niemals lesen gelernt, und kenne keinen einzigen Buchstaben! 5. *Beschreibung einer Empfängniss ausser der Gebärmutter*, von Hn. *Wilhelm Baynham*, Wundarzt in Virginien. Das Kind wurde, durch einen Einschnitt, aus dem Unterleibe heraus genommen. 6. *Geschichte einer Geburt, in welcher die Natur selbst die Wendung machte*, von *Richard Simmons*, Wundarzt zu London. 7. *Geschichte eines Kranken, welcher Petechien ohne Fieber hatte*, von Dr. *Samuel Ferris* in London. Diese Krankengeschichte kommt mit andern ähnlichen, von *Graff* und *Adair* beschriebenen Fällen völlig überein. 8. *Ueber die Krankheit, welche Sauvages* Meteorismus ventriculi *genannt hat*, von *Robert Graves*, Arzt zu Sherborne in Dorsetshire. Die Kranke hatte eine grosse Geschwulst, welche sich von dem Brustbein bis unter den Nabel erstreckte. Der Vf. gab ihr Stahlmittel und sie genas. 9. *Beschreibung eines Falls, in welchem der Catheter in der Blase blieb*, von *Edward Ford*, Wundarzt zu London. Die Kranke war eine Weibsperson, welche an einer Umkehrung der Gebärmutter litt. 10. *Beschreibung eines Falls, in welchem der Mastdarm verschlossen war*, von *Ebendemselben*. Das Kind war zwey Tage alt, und brach sich beständig. Der Mastdarm hatte keine Oeffnung, und obgleich der Vf. eine künstliche Oeffnung machte, so starb dennoch das Kind in kurzer Zeit. 11. *Beobachtungen über den Pemphigus*, von Hn. *Blagden*, Wundarzt in Sussex. Der Pemphigus ist eine ansteckende Krankheit, wie aus dieser Krankengeschichte erhellt. 12. *Beschreibung eines sonderbaren Vorfalls, die monatliche Reinigung betreffend*, von Dr. *Thomas Denmann*, Arzt zu London. Mit dem Blute in der monatlichen Reinigung geht oft eine membranose Substanz ab, welche auf einer Seite voller Fasern, auf der andern aber glatt ist. Sie sieht vollkommen so aus, wie die *abfallende Haut*, welche *Hunter* tunica decidua genannt hat. Bey unverheyratheten Frauenzimmer geht diese Membran niemals mit der Reinigung ab, sondern bloss allein bey verheyratheten: jedoch ist der Abgang derselben kein Beweis eines vorher gegangenen Beyschlafs; denn diese Membran erzeugt sich von selbst in der Gebärmutter. Wenn die Membran abgeht, so empfindet das Frauenzimmer allemal Schmerzen, und solche, bey denen die Membran öfters abgeht, bleiben unfruchtbar. Diese Krankheit wird am besten durch kleine Dosen von Calomel geheilt. 13. *Praktische Bemerkungen über die Ursache und die Heilmethode der Wassersucht des Gehirns*, von Dr. *Thomas Percival*, zu Manchester. Sind die Schmerzen heftig, so thut der Mohnsaft gute Dienste. Blasenpflaster werden in allen Fällen mit Nutzen gebraucht. Die Digitalis hilft nicht. Queck-

silber bleibt noch immer eines der besten Mittel. Das Quecksilber verursacht, bey dieser Krankheit, auch in der stärksten Dosis, selten oder niemals den Speichelfluss. Wenn das Kind von der Wassersucht des Gehirns durch Quecksilber geheilt worden ist: so bemerkt man oft, dass dasselbe nachher sehr schnell wächst. Die Krankheit dauert gemeiniglich kurze Zeit; jedoch hält dieselbe zuweilen lange an: der Vf. sah einen Fall, wo diese Wassersucht 16 Monate lang fortdauerte. Auch nach dem 25 Jahr hat sie der Vf. noch gesehen. Einen andern Fall sah er wo die Krankheit von kalten Trinken bey starker Erhitzung des Körpers entstand. Skrophulöse Kinder sind dieser Art von Wassersucht vorzüglich unterworfen. 14. *Nachricht von der Bereitung, dem Gebrauch und den Wirkungen einer Salbe, welche* Roncalli *gegen skrophulöse Geschwülsten empfiehlt*, von *Heinrich Streitt*, Professor der Arzneyw. in der Kaiserl. medicinisch-chirurgischen Akademie. Aus dem ersten Bande der Abhandlungen der Josephin. Akademie. 15. *Nachricht von dem Tabaschir*, von *Patrik Russel.* Aus der 2 Abtheilung des 80 Bandes der *philos. Transact.* 16. *Nachricht von dem Indischen Nardus*, von *Gilbert Blane.* Aus dem 80 Bd. der *philos. Transact.* 17. *Beschreibung eines Kindes welches einen doppelten Kopf hatte* von *Everard Home.* Aus dem 80 Bd. der *phil. Trans.* 18. *Beschreibung einer Schusswunde in dem Munde, in welcher, wegen verhindertem Schlingen, ein biegsamer Catheter durch die Nase in die Speiseröhre gebracht wurde, und einen ganzen Monat darin liegen blieb*, von Hn. *Manoury*, Wundarzt an dem Hotel-Dieu zu Paris. Aus dem *Journ. de Chirurgie* des Hn. *Desault.* 19. *Beschreibung einer sonderbaren Veränderung, welche der menschliche Körper nach dem Tode, unter gewissen Umständen, leidet*, von Hn. *Thouret.* Aus dem Französischen übersetzt. Diesen Band beschliesst ein Verzeichniss medicinischer Schriften. Der Herausgeber bemerkt, dass die *Angusturarinde* weder von der *Magnolia glauca* noch von der *Magnolia grandiflora*, noch von der *Brucea antidysenterica* herkomme. Die wichtigen Auffätze und Abhandlungen, welche in diesem ersten Bande enthalten sind, machen uns auf die Fortsetzung dieser Sammlung sehr begierig.

BOSTON in Nordamerika, b. Thomas u. Andrews: *Medical Papers*, communicated to the *Massachusetts medical Society.* Published by the Society. Number I. 1790. 128 S. in 8.

Seit einigen Jahren ist zu Boston, in dem Staate Massachuset in Nordamerika, eine medicinische Societät entstanden, welche sich vorgenommen hat, von Zeit zu Zeit einen Band von Untersuchungen und Beobachtungen dem Publikum mitzutheilen. Der erste Band ist nunmehr erschienen, und wir sehen aus demselben mit Vergnügen, dass wir künftig auch aus der neuen Welt schätzbare Beyträge zu der Medicin und Chirurgie zu erwarten haben. Dieser Band enthält: 1) *Eduard August Holyoke* Beschreibung der Witterung und der epidemischen Krankheiten zu Salem in der Graffchaft Essex während des Jahres 1786. Nebst einer Sterbeliste für eben dieses Jahr. Der Keichhusten war die herrschende Krankheit, von welcher auch die Erwachsenen nicht ganz befreyt blieben. Unter die Krankheiten, welche in Nordamerika weit seltener vorkommen als ehemals, gehört die engländische Krankheit und die Bleykolik. Die engländische Krankheit, oder die Rachitis, war vor 40 Jahren unter den Negerkindern noch sehr häufig, jetzt aber sieht man sie selten. Die Bleykolik war, noch vor 26 Jahren, eine sehr gemeine und oft vorkommende Krankheit. Jetzt hingegen hat der Vf. seit 15 Jahren kaum 5 Kranke dieser Art gesehen. Er vermuthet: dieses komme daher, weil man sich heutzutage nicht mehr so häufig als vormals des Zinngeschirrs bey Tische bediene, welches, wie bekannt, jederzeit mehr oder weniger Bley in seiner Mischung enthält. Auch die Wechselfieber sind jetzt seltener als vormals. Dagegen haben die chronischen Krankheiten, und vorzüglich die Lungenschwindsucht zugenommen. An der Schwindsucht sterben zu Salem mehr Personen, als an irgend einer andern Krankheit. 2) *William Baylies* über die mit Geschwüren verbundene Bräune, wie dieselbe in der Stadt *Digston* in den J. 1785 und 1786 sich gezeigt hat. Ein Brechmittel, im Anfange der Krankheit, gleich nach dem ersten Anfalle gegeben, that in allen Fällen vortreffliche Wirkung. Abführende Mittel wurden nicht gegeben; aber, statt derselben, reizende Klystiere. Nachher die Chinarinde in grossen Dosen und Wein. 3) *Joseph Orne* Versuche mit dem wilden Pastinak gegen die Epilepsie. Diese Pflanze (wahrscheinlich das Heracleum Sphondylium *Linn.*) scheint gegen die fallende Sucht nicht ganz unwirksam zu seyn. 4) *Nathanael Appleton* über die glückliche Heilung einer Lähmung der unteren Gliedmaassen, welche von einem gekrümmten Rückgrad entstanden war. Die Krankheit wurde nach der von Pott beschriebenen Methode behandelt. 5) *Eduard Wigr* Bemerkungen über den grossen Nutzen der Methode, verwundete Theile mit der Haut zu bedecken. Die Vorzüge der Alansonschen Methode zu amputiren werden in dieser Abhandlung gezeigt. 6) *Isaac Rand* über ein Empyem, welches durch die Operation glücklich geheilt worden ist. Das Empyem war die Folge einer Pleuro-Peripneumonie. 6) *Isaac Rand* Bemerkungen über den inneren Wasserkopf. Der Wasserkopf ist sehr oft nicht eine chronische, sondern eine hitzige Krankheit, eine Entzündung der Häute des Gehirns. Der Vf. sah dieselbe bey einem Kinde von 18 Monaten. Das Wasser in den Gehirnhöhlen scheint mehr eine Folge der vorhergegangenen Entzündung des Gehirns, mehr ein Symptom, als eine wirkliche idiopathische Krankheit zu seyn. Morgagni erzählt Fälle, von Personen, welche an dem Schlagflusse starben, und bey denen man, nach dem Tode, Wasser in den Gehirnhölen fand. Wenn aber diese Theorie richtig ist, wenn der Wasserkopf eine Entzündungskrankheit ist: so kommt alles darauf an, dass man die Krankheit in dem ersten Stadium erkenne, so lange sie noch inflammatorisch bleibt, und ehe noch Wasser in dem Gehirne entstanden ist. Das Daseyn dieses Wassers erkennt man an dem Pulse, welcher langsam und unregelmäsig wird. In dem ersten Stadium ist der Puls schnell und hart, und ein Fieber, welches keine bestimmten Perioden hält, aber allemal gegen Abend schlimmer wird, ist jederzeit damit verbunden. In dem ersten Stadium muss die Krankheit ganz antiphlogistisch behandelt werden. 8) *Joseph Osgood* über eine

wieder-

widernatürliche Verschliessung der Mutterscheide. 9) *Thomas Welsh* über die Würmer im menschlichen Körper. 10) *William Baylies* über einen Stein, welcher in der Harnblase, nach der Einbringung eines fremden Körpers in dieselbe, entstand. 11) *Joseph Orne* Versuch, um den Nutzen der Sigaultischen Operation zu bestimmen. Der Versuch wurde an dem Leichname einer, während der Schwangerschaft, an Convulsionen plötzlich verstorbenen Frauensperson angestellt. 12) *Thomas Kast* über ein Anevrisma am Schenkel, welches durch die Operation gänzlich geheilt wurde, ohne dass das Glied unbrauchbar geworden wäre. In dem *Anhange* werden Auszüge aus einigen engländischen medicinischen Schriften gegeben. Der Zweck dieser Auszüge ist: die Landwundärzte in Nordamerika mit den neuesten Entdeckungen in der Arzneywissenschaft sobald als möglich bekannt zu machen.

ALTENBURG in der Richterschen Buchh.: *Merkwürdige Abhandlungen der zu London 1773 errichteten medicinischen Gesellschaft.* 1791. S. 326 in 8.

Eine Uebersetzung der in N. 243. der A. L. Z. v. 1790. angezeigten *Memoirs of the medical Society of London*, T. II, welche aber sehr flüchtig gemacht zu seyn scheint: denn an einigen Stellen läfst sich der Sinn kaum errathen. Auch ist diese Uebersetzung voller Druckfehler. Alle im Original befindlichen Kupfertafeln sind weggelassen worden, ohne dass dieses angezeigt wäre. So geht es aber jetzt mit den besten Schriften der Ausländer. Sie werden flüchtig übersetzt, flüchtig gedruckt; Abbildungen und Kupfertafeln, welche, in medicinischen Werken, zur Erläuterung nothwendig sind, werden weggelassen, und der deutsche Leser findet auf allen Seiten Unsinn, den er dem Vf. zuschreibt, da doch derselbe blofs allein von dem Uebersetzer herkommt. Der Schade, den dadurch die deutsche Literatur leidet, ist unglaublich grofs. Daran ist aber das deutsche Publikum selbst schuld; denn es macht keinen Unterschied zwischen einer guten und einer schlechten Uebersetzung, sondern es kauft immerfort, je wohlfeiler je besser. Diese schlechte Uebersetzung ist sogar mit einem Kurfürstl. Sächs. Privilegium versehen, um desto gewisser jede andere bessere verdrängen zu können.

LYON, b. Delamolliere: *Ioannis Emanuel Gilibert*, med. Prof. *Adversaria medico-practica prima*, seu *Annotationes clinicae.* S. 385 in 8. 1791.

Wenn ein Mann auftritt, der, wie der Vf., nach einer, in verschiedenen Ländern ausgeübten, 25jährigen medicinischen Praxis, das Resultat seiner Erfahrungen dem Publicum vorlegt: so erwartet man von ihm mit Recht einen wichtigen Beytrag zu der Geschichte der Arzneywissenschaft. Wer das vor uns liegende Werk mit dieser Erwartung in die Hand nimmt, wird auch seine Hoffnung nicht getäuscht finden: denn es enthält eine vortreffliche Sammlung von medicinischen Erfahrungen und Beobachtungen. Durch die sonderbaren Grundsätze des Vf. hat das Werk noch viel gewonnen: wenigstens in so ferne die Beobachtungen rein, und von allem eingemischten Raisonnement befreyt sind. Hr. G. hält sich gänzlich an die Natur, schreibt nieder, was er vor sich sieht, ohne sich zu bekümmern, aus welcher Ursache die Krankheit entstanden sey, und dabey verwirft und verachtet er alle Theorie. Er studirte zu Montpellier, kam 1763 nach Lyon, wo er 1768 zum Professor der Botanik und Anatomie gewählt wurde; im Jahr 1775 verschafte ihm Haller einen Ruf nach Grodno in Pohlen. Daselbst hielt er sich bis 1783 auf, und gieng dann nach Lyon, seiner Vaterstadt, zurück. Was er in seiner Praxis sah, das schrieb er täglich auf, und aus der ungeheuren Menge gesammelter Erfahrungen werden hier die wichtigsten mitgetheilt. Was uns interessant, neu oder merkwürdig schien, wollen wir hier, so kurz als möglich, bemerken. Kupferrothe Nasen, welche nach dem 25 J. sich zeigen, sind in gewissen Familien erblich, auch wenn sie keinen Wein trinken. Nach dem 50 J. wird die Farbe bleicher, und verschwindet ganz im Alter. Wenn das Gesicht und der Hals oedematös werden, so steht der Schlagfluss bevor. Bey empfindlichen Personen entstehen Furunkeln auf dem Rücken, wenn zwischen die Schultern ein Blasenpflaster gelegt wird. Kröpfe werden oft durch einen starken Durchfall geheilt, ohne dafs sie nachher wieder kommen. Das Pulver von gebrannten Schwämmen hilft nicht gegen die Kröpfe, so wenig als andere alkalische Salze. Balggeschwülste, welche 10 bis 25 Pfund wogen, hat der Vf. gesehen: auch bemerkt er, dafs diese Geschwülste in einigen Familien erblich seyen. Ein unwissender Wundarzt amputirte einer Frau den vorgefallenen Uterus, und sie lebte noch lange nach dieser schrecklichen Operation. Einen Cyklopen, mit einem einzigen Auge, mitten auf der Stirne, sah der Vf. Das Kind starb, und der Vf. bewahrt es in seinem Museum auf. Einem Jungen von 2 Jahren bifs ein Schwein die Zeugungstheile ganz ab, die Wunde heilte zu, und er genas, ohne alle Hülfe der Kunst. *Certe*, sagt der Vf. *nec chirurgi periti, nec medici tam magnum vulnus tractarunt: bona natura curante, sanus evasit.* Mit einer Sichel durchschnitt sich ein Mann die Achillessehne, und wurde geheilt. Bey einem Schlag oder Stofs auf das Auge, thun Blutigel die besten Dienste. Zu Heilung der Wunden ist die blutige Nath mehr schädlich als nützlich. Die Mastdarmfistel wird oft von der Natur, ohne alle Hülfe der Kunst, geheilt. Beinbrüche aller Art heilt die Natur, und der Wundarzt darf blofs allein für die schickliche Lage sorgen. Beschreibung eines Kindes, welches ohne Kopf und ohne Arme gebohren wurde. Die Schwämmgen der Kinder (*Aphthae*) heilt die Natur. Kinder, welche skrophulös sind, werden oft, ohne alle Arzneymittel, von der Natur geheilt, zu der Zeit, da sie mannbar werden. Flechten entstehen oft von unterdrückter monatlicher Reinigung. Arsenik wird, als ein Quacksalbermittel gegen intermittirende Fieber, in Pohlen häufig gebraucht. Der Vf. ist ein grofser Vertheidiger der Hippokratischen Lehre von den kritischen Tagen, und behauptet: dafs er die Krisen und die kritischen Tage vollkommen so beobachtet habe, wie Hippokrates dieselben beschreibt. Wahrscheinlich kam dieses daher, weil Hr. G. eben so, wie vormals Hippokrates, bey seinen Kranken ein blofs müssiger und unthätiger Zuschauer blieb, und nicht durch Arzneymittel den Gang der Natur störte. Gallenfieber, mit Unreinigkeiten in den ersten Wegen, heilt man: entweder durch Brechmittel, oder durch säuerliche Getränke. Im Wurmfieber der Kinder thut die Ipecacuanha, mit Manna verbunden, gute Dien-

Dienste. Die jüdischen Quacksalber in Pohlen bedienen sich häufig des Arseniks zur Kur der Wechselfieber. Mit diesen Fiebern sind sehr oft Krämpfe und Convulsionen verbunden. In den Masern ist weiter nichts nothwendig, als verdünnende Ptisanen und eine antiphlogistische Diät. In den bösartigen, zusammenfliessenden Blattern gab der Vf. Chinarinde und legte Blasenpflaster auf. Bey skrophulösen Kindern sind die Blattern sehr gefährlich. Den Pemphigus heilte der Vf. durch antiphlogistische Diät, ohne alle andere Arzneymittel. Wenn mit der Rose im Gesicht heftiges Fieber verbunden war: so fand der Vf. Aderlassen nöthig. Eine wahre Pleuritis hat der Vf. selten gesehen: nur 6 mal, unter 188 Fällen. Aderlassen fand er bey der Pleuritis nicht unumgänglich nothwendig. Bey Personen, die an dem Blutspeyen sterben, findet man in den Bronchien, bey der Section, nicht selten kreidenartige Verhärtungen. Die Lungenschwindsucht tödtet zuweilen in einem Monate; zuweilen erst nach 20 Jahren: Schwindsüchtige Frauenzimmer werden schwanger, und gebähren, mehr als einmal, und eben so leicht als gesunde. Von dem Waschen des Gesichts mit Bleymitteln entstanden anhaltende Zuckungen in den Gesichtsmuskeln, welche, vermittelst der Elektricität, zum Theil geheilt wurden. Gegen den chronischen Rheumatismus thut Leinöl, innerlich genommen, vortreffliche Dienste. Blutigel hinter den Ohren angesetzt, halfen gegen heftige Kopfschmerzen. Mädchen von 4 Jahren sah der Vf., welche schon ihre Reinigung hatten, und Mädchen von 13 Jahren, die an dem weissen Flusse litten. Frauenzimmer, welche den weissen Fluss haben, werden schwanger und gebähren, ungeachtet Hippokrates das Gegentheil behauptet. Eine mit dem gutartigen weissen Fluss behaftete Frauensperson kann den Mann, der ihr beyschläft, anstecken; aber der aus dieser Ansteckung entstandene Tripper geht bald vorüber. In grossen Städten sind wenige Weiber von dem weissen Flusse frey. Auch unverheirathete Mädchen leiden daran. Die Catechu-Erde thut vortreffliche, beynahe specifische Dienste gegen diese Krankheit. Wahnsinnige Nonnen findet man in den Nonnenklöstern häufig — *a frustrato coitu*, sagt Hr. G. Pillen aus den Blättern des *Chelidonium majus* thun gegen Verstopfungen des Unterleibs gute Dienste. Der Weichselzopf ist bey weitem nicht mehr so häufig in Pohlen, als er sonst war. Auszehrung, welche von der Selbstbefleckung entstand, hat Hr. G. bey ganz jungen Mädchen häufig gesehen. Die Swietensche Sublimatauflösung fand der Vf. gegen die Lustseuche nützlich. Gegen die Flechten that ihm die Dulcamara gute Dienste.

Dem Werke sind zwey Abhandlungen des Vf. angehängt. In der ersten handelt er: *von den Heilkräften der Natur*. Er warnt den Arzt vor allzugroser und unüberlegter Thätigkeit: vorzüglich aber, vor dem unvorsichtigen Gebrauch der Brechmittel und der Purgirmittel in hitzigen Krankheiten. Er habe, sagt er, in einer langen und vieljährigen Praxis gesehen, dass von dem Missbrauche der ausführenden Arzneymittel sehr oft die traurigsten Folgen entstehen. Die zweyte Abhandlung betrifft die Verbesserung des Unterrichts in der Arzneywissenschaft auf Universitäten. Hr. G. wünscht: dass auf Universitäten für die *medicinische Logik* eine besondere Lehrstelle errichtet werden möge, und dass man angehenden Aerzten Anweisung gebe, skeptisch zu verfahren, und die Behauptungen ihrer Lehrer mehr zu prüfen und zu untersuchen, als dieselben unbedingt anzunehmen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Berlin, b. Maurer: *Sagen der Vorzeit* von *Veit Weber*. 2ter B. 2te Aufl. 1790. 450 S. 8.

Frankfurt u. Leipzig: *Die lezten Offenbarungen Gottes* d. i. *die Schriften des Neuen Testaments*. Uebersetzt von D. C. F. *Bahrdt*. 1 B. 651 S. 2 B. 676 S. 8.

Berlin, b. Himburg: *Menschenhass und Reue*, von A. v. *Kotzebue*. 1791. 128 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneywissenschaft. *Königsberg*, b. Nicolovius: *Ueber die Zeichendeutung des menschlichen Auges in Krankheiten*, aus dem Lateinischen, nebst einer Vorerinnerung und einigen Zusätzen v. *H. Nudow*. 1791. 96 S. gr. 8. Ist eine Uebersetzung der göttingischen Dissertation des seel. D. Härtels *de oculo ut signo*. In der Vorrede erklärt Hr. *N.* sich über Inauguralschriften, die als erste Arbeiten sich ankündigender Aerzte gleichsam die ganze Denkkraft des jungen Mannes wie conzentrirt enthielten. (Unsers Bedünkens sollte man, um der unübersehbaren Fluth solcher Dinge ein Ende zu machen, bey der Promotion schlechterdings allen Zwang, etwas zu schreiben, aufheben und wer sich durch eine Schrift doch auszeichnen will, thue es so frey als möglich. Es ist wohl nichts widerlicher als im Anfange der allermeisten Inauguralschriften die Klagelieder, dass man sich wohl nicht hätte beygehen lassen zu schreiben, wenn man nicht gemusst hätte, dass man daher um Entschuldigung der Schlechtigkeit bitte, und was dergleichen mehr ist. Noch erbärmlicher klingt es, wenn selbst Professoren in diesem Tone für Candidaten schreiben.) Auch wünscht Hr. *N.*, dass bey der so grossen Menge von Bibliotheken, Magazinen, Archiven, Annalen, Repertorien und andern Sammlungen, sich doch ein Mann finden möchte, der für die Zeichenkunde Sorge trüge. Die nicht unwichtigen 38 Zusätze sind aus Metzger, Boerhaave, Wintringham, Kämpf, Hanke, Gruner, Lange, Ludwig, Jadelot and Odier entlehnt.

Druckfehler. N. 193. d. J. S. 113. Z. 23 v. u. die Geschich- lies die Geschichte. S. 115. Z. 17. v. u. Burggrafthum l. Burggrafen. S. 116. Z. 30. v. u. unwürdigen l. unmündigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 25. October 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Nürnberg, b. Felsecker: D. *Jo. Georgii Rosenmülleri emendationes et supplementa ad Scholiorum in novum Testamentum* Tomum III, qui continet *Acta Apostolorum et epistolam Pauli ad Romanos.* 1790. 142 S. 8.

Ebend., b. Ebend.: — — *ad Schol.* Tom. IV. et V., qui continent *epistolas Pauli ad Corinthios ejusdemque omnes reliquas, epistolas catholicas et apocalypsin Joannis.* 1791. 266 S. 8.

Die starke Seitenzahl zeiget schon, dass die Zusätze beträchtlich sind. Die seit der zweyten Ausgabe herausgekommenen vielen grossen und kleinen Schriften zur Erklärung der angeführten neutestamentlichen Bücher haben den meisten Stoff dazu hergegeben; und die Rosenmüllerschen Scholia enthalten nunmehr die besten Auslegungen, die man bisher ausgesonnen hat, in fruchtbare Kürze gebracht, und auf eine, selbst dem Anfänger deutliche, Art vorgetragen. Wir bestätigen unser Urtheil mit einigen Beyspielen; Ap. Gesch. 2, 4. erklärt der Vf. die Sprachengabe dahin, dass schon vor dem Pfingstfest die Apostel durch Umgang mit ausländischen Juden sich einige, obgleich unvollkommene, Kenntniss der einen oder andern Sprache erworben, dass sie aber an diesem Feste sie zuerst öffentlich an den Tag gelegt haben. Vers 17. Von dem aus Joel angeführten Spruche sagt er: *Petrus refert hoc vaticinium ad rem, quae modo contigerat.* 5, 3. *Vom Satan erfüllet seyn,* ist so viel, als solche Gesinnungen und Anschläge hegen, die man kaum einem Menschen zutrauen kann. Ananias glaubte, dass er die Apostel leicht betrügen könnte; bedachte aber nicht, dass diese durch den Beystand Gottes den Betrug leicht entdecken würden. 7, 54. Wenn Stephanus *voll des heiligen Geistes* genannt wird, so bedeutet dieses nur so viel, dass der heil. Geist ihm Muth verliehen habe, den jüdischen Senat aus der Geschichte zu überführen, dass die Juden zu jeder Zeit ungehorsam und strafwürdig gewesen sind. 8, 39. Kein Verschwinden noch gewaltsames Hinwegnehmen des Philippus. Er entschloss sich plötzlich, nach Gaza zurückzukehren, und nicht mit dem Eunuch nach Aethiopien zu gehen. 15, 20. wird von der Hurerey, die mit dem Götzendienst verbunden war, erklärt. Röm. 5, 14—21. Die Vertheidiger der Zurechnung des Falles Adam werden hier viel nützliches zur Berichtigung ihrer Meynungen antreffen. 8, 10. *Wenn die christliche Lehre euch beherrscht; so kann zwar der Körper durch begangene Sünden geschwächt seyn, aber das Christenthum verspricht euch Glückseligkeit, wenn ihr tugendhaft leben werdet.* Gegen diese, wie wir glauben, neue Erklärung erinnern wir, dass σωμα im eigentlichen und das ihm entgegengesetzte πνευμα im uneigentlichen Sinn genommen wird, da sie doch beide entweder im eigentlichen oder uneigentlichen Sinn genommen werden müssen. 8, 19. wird nach einem Programm des Hn. D. *Döderlein* vom J. 1789 erklärt. Bey den Episteln an die Corinthier beruft sich der Vf. oft auf Storr und Nösselt. 1 B. 5, 4. soll Paulus sich anheischig machen, es dahin zu bringen, dass der Schuldige in der Versammlung eine Krankheit bekommen werde. Diese Erklärung reimt sich nicht gut zu den Stellen, die des Vf. Abgeneigtheit gegen Wunder zu erkennen geben. 12, 1. Nach πνευματικων supplirt er ανθρωπων, *die Lehrer, die durch den göttlichen Geist unterrichtet sind.* 14. Erläuterung der Wundergaben selbst sucht man vergebens. Bardilis und Eichhorns Meynung von γλωσση λαλειν wird kurz berührt, und auf Storr nachgewiesen. In dem Briefe an die Hebräer ist Storr, in dem des Jacobus ist Nösselt, in den Briefen Johannis ist Carpzov benutzt. Die Zusätze zu der Apokalypse sind verhältnissmässig nur wenige. Es wird auch nur ein neues Hülfsmittel gedacht, dessen er sich bey der dritten Ausgabe bedient hat: Johannsen Offenbar. Johann.

Jena, b. Cuno's Erben: *Philologischer Clavis über das Alte Testament* für Schulen und Akademien. *Die Psalmen von Heinrich Eberhard Gottlob Paulus,* der Philos. u. der Or. Spr. Prof. 1791. 292 S. ohne Regist. 8. (1 Rthlr.)

Die Absicht des Vf. ging zunächst dahin, seinen Zuhörern ein Buch in die Hände zu geben, dessen sie sich bey dem Besuchen seiner Vorlesungen bedienen könnten, und wodurch theils das dem Studirenden lästige Nachschreiben erspart, theils das Verschreiben verhindert würde. Dass das Buch nicht allein von den Zuhörern des Vf., sondern auch von andern, vornemlich wenn es ihnen von ihren Lehrern empfohlen wird, und diese ihren Vortrag darnach einrichten, mit Nutzen gebraucht werden könne, sind wir vollkommen überzeugt. In den Büchern der Art wird selten an eine Vergleichung des hebräischen mit den verwandten Dialekten gedacht. Doch nehmen wir hievon aus Jo. Robertson clavis Pentateuchi, Edinburgi 1770, das aber nicht leicht ein deutscher Studiosus in Händen haben wird, und worinn die hebräischen Wurzelwörter mit den arabischen verglichen werden. Hier werden die verwandten Dialekte, insbesondere der arabische, zu Hülfe genommen, um die Bedeutung der hebr. Wörter zu bestimmen. Wir wünschen, es wäre dieses nicht bloss bey den meisten, sondern bey jedem Worte ohne Unterschied geschehen.

Das Wurzelwort, und seine Grundbedeutung, die Conjugation bey den Verbis und viele andere Winke, sind dem Anfänger vorgezeichnet, der die Ausarbeitung entweder von dem Lehrer erwartet, oder durch eigenes Nachdenken ergänzen muss. Durch die Inhaltanzeige, die bisweilen sehr umständlich ist, wird ihm das Eindringen in den Geist und den Zusammenhang der Psalmen erleichtert. Aber nicht blos für Anfänger ist dieser Clavis geschrieben. Schwerlich wird irgend ein Commentar so viele neue, mit wenigen Worten mehr hingeworfene, als durch Gründe unterstützte, und zum Theil sehr scharfsinnige und glückliche, Erklärungen enthalten, als dieser Clavis. Gleich in der Vorrede einige richtige Winke über die hebräische Kritik, Syntaxis, Psalmen-Aufschriften u. f. Was S. XVI. XVII. als eine neue Regel angegeben ist, dass, so oft das Zeitwort zwischen zwey Nennwörtern steht, welche beede (beide) der Form nach der Nominativ seyn könnten, immer das nach dem Zeitwort stehende das Subject der Rede ist, hätten wir gerne durch Exempel erläutert gesehen. Das aus Ps. 1, 6. angeführte passet nicht hieher, weil daselbst das Verbum vorangehet, und die beiden Nennwörter folgen. Ein diesem ähnlicher Fall ist 45, 2., wo nothwendig das erste Nennwort das Subject ist. Die in der Vorrede vorkommende Erklärung von Ps. 1, 6. *Der Weg des Bessern kennt den Jehova* (— sein Ziel); *du*, *der Bösen Weg*, *verlierst dich selbst*, ist wohl nicht die glücklichste. *Weg*, welches unzähligemal in der Bibel vorkömmt, und stets etwas bloses, leidendes, zertretenes ist, sollte hier personificirt werden! Ist dieses wahrscheinlich? und, *der Weg kennet*, man mag nun eine noch so entfernte Idee damit verbinden, ist doch sehr hart. — Wir wollen jetzt ein paar Exempel aus dem Inhalt, der den Psalmen vorangeschickt wird, ausheben. Ps. II scheint ein Trotzlied bey Salomos Regierungsantritt gegen auswärtige Feinde zu seyn. VIII. ein Danklied Davids für Errettung aus einer gedrohten Gefahr (möchte wohl ohne nähere Veranlassung geschrieben seyn.) XVI. ein Davidisches Danklied nach einer Krankheit. XXII. keine Weissagung auf Jesum. Wenn die Uebersetzung v. 17. *sie haben meine Hande und Füsse durchgraben*, für unerweislich gehalten wird, so geschiehet ihr wohl zu viel. Auch wird als ausgemacht angenommen, dass der Gekreuzigten Füsse nicht angenagelt, nicht einmal verwundet, sondern nur angebunden wurden. Gerade das Gegentheil wird von den Antiquaren behauptet. Man f. Bynaeus de morte Christi. XXV. Sehr glücklich ist der Gedanke, dass der Resch und Pe Vers jeder gedoppelt vorkomme, weil für den individuellen, sich auf David beziehenden, Vers noch ein anderer allgemeinerer angenommen ist. XLV. Kein Messiaslied. CX. An David, der ermuntert wird, zu Hause zu bleiben, und die Eroberung der Ammonitischen Hauptstadt Rabbe, die damals belagert wurde, seinem Heer zu überlassen. CXV. CXXIII. werden in die Zeiten der Makkabaer versetzt. Unter den vielen vortreflichen Anmerkungen haben uns die kritischen Conjecturen, obgleich der bescheidene Vf. sich kaum getraut, sie kritisch zu nennen, besonders gefallen, weil sie oft durch eine kleine Veränderung in der Stellung der Buchstaben oder Puncation den Sinn verbesserten; z. E. Ps. 9, 1. מוּתלבן als ein Wort: auf einem ziegelförmig gemachten Instrument. 10, 6. אָשֵׁר *steigen*, *hüpfen*. 22, 29. für לו אכרו liest er אַךְ לוֹ *nur ihm*, *Land und Regenten sind sein*. 29, 9. וּבְהֵי כָּ־יוֹ *Alles ist zerrissen* von بهى (Hier wäre בהה oder בהי mehr nach der Analogie der hebr. Sprache gewesen; auch das Suffixum macht Schwierigkeit). *Endlich wird all das Gewölk zerrissen, der Himmel wieder offen.* 32, 3. die letzten Worte: בְּשַׁגְאָתִי כָּלָה יוֹם *über meinem Fehler verzehrte sich die Zeit.* 37, 23. כּוֹנְנוֹ *er macht ihn fest.* 69, 4. מִצַּמְּתִי als parallel mit *Haupthaar*, wie schon Bischof Hare und andre Engländer vermuthet haben. Dass uns nicht alle Conjecturen gleich nöthig, und einige sogar unrichtig zu seyn scheinen, wird niemanden befremden; z. E. 15, 4. theilt der Vf. ab נִשְׁבַּע לְהָרַע *hat er sich selbst zum Schaden geschworen.* Hier hätte Hithpael stehen müssen. 42, 10. wird vorgeschlagen אמר הלאל.

Die Absicht des Vf. machte es nothwendig, auf die Grundbedeutung zurückzugehen. Hier unterscheidet er sich oft von seinen Vorgängern. Wir können nur wenige Beyspiele geben; z. B. 18, 5. אפר aus أفّ *Pfui sagen* und im Piel *ekelhaft*, *grauenvoll seyn*. חבלי מות *öde Gegend* von خبل, aber im 6ten, *Stricke* von حبل, mit der richtigen Bemerkung, dass der Hebräer nach Wortspielen hascht. V. 11. כרוב *Rachebilder*, *Angsterscheinungen*, *Unglücksboten* von كرب *bange*, *machen*. 19, 9. möchte der Vf. משחת mit Schin lesen, und erklären aus سحر *gerade machen*, *belehren*. Letztere Bedeutung ist doch nicht im Golius. 19, 15. גֹּאֵל *Freund*, *Retter* von جال *hin und herlaufen*, *ein Geschäft sich angelegen seyn lassen*. Michaelis verwarf diese Ableitung. 7. 4. זאת *Uebermut* von زاي זאה *stolz seyn*. 26, 4 נעלם von غلم *wollüstig*.

Wir sind aber auch nicht selten auf Stellen gestossen, denen wir uns' rn Beyfall aus grammatischen, antiquarischen u. a philologischen Gründen versagen müssen. Eine Beurtheilung aller Erklärungen würde ein Buch erfodern. Wir haben nur zu einigen Raum. 12, 3. עת, عي soll 1) *sehen*, 2) *besorgen*, *wahren* anzeigen. Golius kehrt es um, pavit, respexit. Die Gründe werden den Kennern beyfallen. V. 7. עליל ארץ *ein mit Erde bedeckter Tiegel*. Dass ארץ je anders als für Erdkreis, festes Land, Land gebraucht werde, ist uns nicht bekannt. 16, 3. wird gelesen וְאַדִּירֵי *weihe ich*

ich, von נדר *Gelübde thun und* י etwas irregulär für כי *mich*. Die erste Person des Verbum hat aber nie ein Suffixum der 1 Person bey sich. 16, 8. Auf der rechten Hand stunden vor Gericht nicht die Freunde, wie hier behauptet wird, sondern die Ankläger, Zach. 3, 1. Michaelis im krit. Colleg. hat die Redensart erklärt. 22, 16. *Der Tod macht mich Staub trinken* ..., *wirft mich nieder.* Sollte das Verbum in der Bedeutung wohl mit ל construirt werden können? 27, 3. בזאר *wider Trotz*. Dass ב nach ... so übersetzt werden könne, wünschen wir durch Exempel bestätiget. 69, 21. אנישה punctirt der Vf.: *ich bin krank*, von אנש *weich*, *weiblich* seyn. Davon müsste aber 1 Fut. Kal nicht אנושה, sondern אנשה seyn. Aus eben dem Grunde kann auch nicht ... seyn. Aus eben dem Grunde kann auch nicht ... 67, 16. von ... abgeleitet werden. 87, 1. Jerusalem stand nicht auf 7 Hügeln, wie aus Verwechselung Jerusalems mit Rom gesagt wird, sondern auf 4 Hügeln.

Tübingen, b. Heerbrandt: Η ΚΑΙΝΗ ΔΙΑΘΗΚΗ *Novum Testamentum graecum manuale* ex iterata recognitione b. *Jo. Alb. Bengelii S. T. D.* Quintae huic editioni praeter tabulam criticam, quam exhibuerat quarta nunc etiam accedit *Spicilegium Lectt. Varr.*, quas inprimis consideratu dignas judicavit b. *Bengelius*, in novo Prooemio descriptum, auctore M. *Ernesto Bengelio*, filio superst. 1790. 8. S. 500. Vorr. 34. Anhang 5 B. (1 Rthlr. 12 gr.)

Als der sel. Bengel im J. 1734 das N. T. mit dem Apparatus criticus in 4. herausgegeben hatte, so liess er gleich doch in demselben Jahre eine kleinere Handausgabe in 8. mit einigen von ihm ausgesuchten und unter dem Text gesetzten Lesarten, von welchen er sein Urtheil bloss durch bestimmte Zeichen äusserte, nachfolgen, und in den J. 1753 und 1762 mit der ersten Vorrede und einer hinzugesetzten Erinnerung wieder abdrucken. Nach seinem Tode besorgte dessen Herr Sohn im J. 1776 die vierte Ausgabe, fügte aber schon damals ein nach der Folge der neutestamentlichen Bücher gemachtes Verzeichniss aller Lesarten hinzu, über welche Bengels Urtheil in verschiedenen Jahren, nemlich in der grössern Ausg. vom J. 1734, in dem Gnomon vom J. 1741, und in der kleinern Ausg. vom J. 1753 verschieden ausgefallen ist; und vertheuert nunmehr auch noch diese 5te Ausgabe nicht allein durch eine, in der vorigen Ausgabe bloss nach Kap. und Versen auf 2 S. angehängte, hier aber mit den Texteswörten selbst vollständig auseinander gesetzte Nachlese von Lesarten, welche der sel. Bengel für vorzüglich richtig erklärt, und deswegen mit einem *circello* bezeichnet hatte, auf 38 S., sondern auch durch eine, ausser den beiden ersten, hinzugesetzte neue Vorr. von 16 S., worinn er nicht sowohl die Absicht gehabt hat, von den neuen Fortschritten in der kritischen Bearbeitung des N. T. Gebrauch zu machen, oder zwischen jenen und dem, was von seinem sel. Vater geleistet worden war, eine Vergleichung anzustellen, als vielmehr eine schon in der 4ten Ausg. 1776 S. 8. Vorr. N.* angebrachte, aber in dieser 5ten Ausg. weggelassene, Anmerkung weiter auszuführen. Der sel. Bengel hatte sich's nemlich bey seiner kritischen Ausgabe des N. T. zum Gesetz gemacht, keine Lesart, wenn er sie auch für die richtige hielt, in den Text zu setzen, wenn sie nicht vorher in einer oder der andern Ausgabe schon gestanden hatte. Da nun dieser Grundsatz von dem Hn. Griesbach (in seiner Vorr. zu den hist. B. des N. T. vom J. 1774. S. VIII.) *lex superstitiosa* genennt worden war; so fügte Hr. Sup. B. dieses Urtheil schon in der 4ten Ausg. am angef. Ort mit diesen damals noch verdeckten Worten: *lex a recentiorum quibusdam, ut fert licentiosior aetas, insulsae tantum non superstitionis incusata*; welche Worte folglich nunmehr in dieser 5ten Ausg. wegen der neuen Vorrede, worinn Hr. G. deshalb ausdrücklich und namentlich in Anspruch genommen wird, als überflüssig wegbleiben mussten. Allein diese ganze zur Vertheidigung seines sel. Vaters abzweckende Vorrede hätte füglich auch wegbleiben können, weil Hr. Griesbach überall mit der grössten Achtung von Bengels Verdiensten gesprochen, und nur das an ihm getadelt hatte, was wirklich an ihm zu tadeln war, und von vielen andern vorher schon getadelt worden ist, nemlich seine allzugrosse Gewissenhaftigkeit, vermöge welcher er eine, obgleich nach kritischen Regeln geprüfte, und für die richtig erkannte, Lesart doch in den Text aufzunehmen Bedenken trug. Wenn nun aber Hr. B. in diesem allgemeinen Urtheil, dass sein sel. Vater sich eine *allzugewissenhafte Regel (lex superstitiosa)* vorgeschrieben habe, einen Vorwurf eines *albernen Aberglaubens (insulsa superstitio)* zu finden glaubte; so war es nicht allein seine eigene Schuld, sondern hier auch gar nicht der Ort, wo man eine solche Vertheidigung hätte erwarten sollen. Gleiche Bewandniss hat es mit noch einigen andern Vorwürfen, welche Hr. G. dem sel. B. gemacht haben soll; indem Hr. Sup. B. die behutsamsten und bescheidensten Wendungen und Ausdrücke, welche Hr. G. gebraucht hatte, überall auf das schlimmste auslegt, und z. B. *saepe* in *saepissime* und *aliquot peccata* in *multa peccata* verwandelt, um nur zeigen zu können, dass man gegen seinen sel. Vater unbillig verfahren sey. Uebrigens ist diese Ausgabe ganz den vorhergehenden Ausgaben gleich; ausser dass hier vor jedem Buch, gleich nach der Ueberschrift, die Namen derjenigen Schriftsteller genennt werden, aus welchen Hr Sup. Less die Aechtheit desselben zu beweisen bemüht gewesen ist; und am Ende ist noch auf 2½ S. ein Verzeichniss von Druckfehlern angehängt worden, zu welchen auch noch dies hätte gerechnet werden sollen, dass von den beurtheilenden Zeichen der unter dem Text stehenden Lesarten der Buchstabe (ς), welcher auf den Apparatus criticus hinweisen sollte, in der *explicatio signorum* hinter der Vorr. S. 34. aus der vorhergehenden Ausg. nicht wiederholt, aber doch Marc. III, 27. stehen geblieben ist.

Altenburg, in der Richterschen Buchh.: *Die Schriften des neuen Testaments*, paraphrastisch erklärt, und mit kurzen erbaulichen Anwendungen zum Vorlesen in den Betstunden und sonst beym öffentlichen und Privatgottesdienste. *Dritter Theil*, welcher die sämmt-

sämmtlichen *Briefe der Apostel* enthält. 1790. 758 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf., welcher sich unter der Vorrede M. *Johann Gottlob Hase* nennt, und Prediger zu Clodra in Sachsen ist, bekennt selbst, dass er mit diesem dritten Theil seines Werkes, womit er dasselbe beschliesst, am schüchternsten hervortrete; gesteht zwar aufrichtig, dass er keine Mühe gespart habe, seiner Arbeit, wo nicht die möglichste Vollkommenheit, doch die möglichste Brauchbarkeit zu geben; dass er aber bey dem allen doch wohl selbst Stellen genug angeben könnte, wo ihm die gewählte Erklärung nicht genug thue, ungeachtet er zur Zeit keine bessere zu finden wisse. Dieses bescheidene Geständniss überhebt Rec. der Mühe, Stellen auszuzeichnen, wo der wahre Sinn verfehlt, oder undeutlich und unbestimmt ausgedrückt zu seyn scheint. Vielleicht würde aber Hr. H. dennoch manche richtigere Erklärung gefunden haben, wenn er mehrere Hülfsmittel gehabt und gebraucht hätte. Die Ausleger, die er in Stellen von zweifelhafter Erklärung am meisten zu Rathe gezogen hat, sind, wie er in der Vorrede selbst sagt, *Ernesti*, *Koppe*, *Zachariä*, und in der ersten Ep. an die Korinthier, *Mosheim*. Warum nicht auch *Nösselt*, *Morus*, und so manche gute Uebersetzung ganzer Briefe, die ihn auf die richtige Spur würden geleitet haben? Doch, wir wollen ihm keine Vorwürfe darüber machen, indemsein Werk zu dem Zweck, wozu es geschrieben ist, noch immer brauchbar genug bleibt. Bey fortgesetztem Forschen und dem sorgfältigen Gebrauch mehrerer Hülfsmittel wird er gewiss auf manche bessere Erklärung kommen, die er bey einer neuen Auflage nützen wird. Noch einen Wunsch können wir nicht unterdrücken. Der Vf. hat den Text der apostolischen Briefe so behandelt, dass er eine Art von Inhaltsanzeige eines jeden Abschnittes mit eingestreueten Erläuterungen mitgetheilt hat. Dieses wünschten wir abgeändert. Es ist sehr unangenehm, und ermüdend für den Leser und Zuhörer, wenn er in jedem Kapitel die nemlichen Wendungen wieder findet; nicht zu gedenken, dass der Stil eben durch diese Art des Vortrags oft holpericht wird. Zum Beyspiel wollen wir nur die einzige Stelle Röm. 7, 18. 22. 23. anführen. „Vom 18. Vers an (heisst es) legt Paulus von sich selbst das Geständniss ab, wie er gar wohl wisse, dass in seinem Fleische, d. h., in seiner verdorbenen Natur, nichts Gutes wohne. Er wünsche wohl, lauter Gutes thun zu können; aber doch vermöge er es nicht allezeit. — Der inwendige Mensch, sein durch die Religion erleuchteter Verstand und verbesserter Wille, sehe wohl die Vortrefflichkeit der Gebote Gottes ein, und wünsche denselben genug thun zu können; allein das Gesätz (Gesetz) in seinen Gliedern, oder seine ausgearteten natürlichen Triebe, die ihren Sitz grösstentheils im Körper haben, vereitelen einmal über das andere jene schönen Wünsche und Vorsätze, und machen ihn gleichsam zu einem Sklaven seiner sinnlichen Neigungen." Würde nicht eine eigentliche freye Uebersetzung in oratione recta weit deutlicher gewesen seyn? Aehnliche Stellen findet man in jedem Kapitel vom Anfang bis zum Ende. Die ausgehobene Stelle kann aber auch zum Beweis dienen, dass der Hr. Vf. bisweilen die richtigere Erklärung würde gefunden haben, wenn er bessere Hülfsmittel gekannt und gebraucht hätte. Er nimmt an: Paulus lege in den angeführten Worten ein Geständniss von sich selbst ab; und dies ist offenbar falsch; so gewöhnlich auch ehedem diese Meynung gewesen ist. Oben bey der Erklärung des 9 Verses war der Vf. auf die rechte Spur gekommen, und hatte ganz richtig umschrieben: *Ich will den Fall setzen, ich hätte erst eine Zeitlang in der Welt gelebt, ohne etwas von einem Gesätze* (Gesetze) *zu wissen* etc. Er scheint also die Rede des Apostels ganz recht für einen *Metaschematismus* zu halten. Aber warum soll denn Paulus von v. 18. an seinen eigenen Zustand beschreiben? Rec. findet hiezu schlechterdings keinen Grund. Vielleicht hatte der Vf. einen dogmatischen Grund, der aber so gut, als gar keiner, ist. Er sagt nemlich in der Application: „Wir finden in diesem Kapitel den Hauptsitz der christlichen Lehre, (er hätte sagen sollen: gewöhnlichen Augustinianischen Kirchenlehre,) vom natürlichen Verderben der Menschen. Denn Paulus muss gestehen: er fühle und wisse, dass in ihm nichts Gutes wohne, und dass er oft wider seinen Willen seine schuldigen Pflichten übertrete." Aber das sagt der Apostel nicht von sich; er konnte damals unmöglich ein *Sklave* seiner sündlichen Neigungen mehr seyn, wie ihn Hr. H. bekennen läfst; diess widerspricht ganz offenbar demjenigen, was Paulus gleich darauf Kap. 8, 2 ff. von sich und von jedem wahren Christen sagt, anderer Gründe nicht zu gedenken. Vielmehr fährt Paulus v. 22 ff. des 7ten Kap. fort, den Zustand eines Menschen zu beschreiben, der zwar Begriffe von Recht und Unrecht hat, er mag sie nun aus dem Gesetz der Natur, oder aus dem mosaischen Gesetz, erlangt haben, der aber das Christenthum noch nicht kennt, folglich auch noch nichts von den starken und rührenden Beweggründen weiss, wodurch der Christ in den Stand gesetzt wird, seine sinnlichen Triebe zu beherrschen, und von der Sklaverey böser Leidenschaften frey zu werden. Diess muss jeder einsehen, der das 7te und 8te Kapitel dieses Briefs im Zusammenhange und ohne Vorurtheil lieset. Freylich hat der Hr. Vf. ausser vielen ältern Auslegern auch den sel. *Koppe* zum Vorgänger in dieser Erklärung. Aber Rec. muss bekennen, dass er sich in diese, wie in so manche andere Erklärungen dieses berühmten und in so mancher Rücksicht gründlichen Exegeten, nie hat finden können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

TÜBINGEN, b. Cotta: *Georgina.* 2ter B. 1791. 205 S. 8.

GOTHA, b. Ettinger: *Neapel und Sizilien.* 3ter Th. 1791. 196 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. October 1791.

GESCHICHTE.

BIRMINGHAM: *The Battle of Bosworth-Fields between Richard III. and Henry Earl of Richmond* described by *William Hutton.* 1789. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die englischen Geschichtsforscher haben seit einiger Zeit viele Sorgfalt auf die Untersuchung der Begebenheiten des merkwürdigen Zeitpunkts verwandt, wo die Kriege der rothen und weissen Rose den Boden von ihrem Vaterlande so oft mit Blut befleckt haben. Nach einer in dem vor uns liegenden Buche befindlichen Angabe beträgt die Zahl der in diesen Kriegen blofs an der Seite der in den Schlachten Ueberwundenen gefallenen Krieger 105,000 Mann. Die Schlacht bey Bosworth endigte bekannter mafsen diesen langen Zwist, und die Begebenheit ist so wichtig, dafs eine wiederholte Untersuchung auch der geringsten Umstände, die dabey vorgefallen sind, den Engländern willkommen seyn mufs. Unterdessen müssen wir gestehen, dafs wir glauben, Hr. Hutton hätte das, was er neues von dieser Schlacht beybringt, recht gut in irgend ein Pamphlet einrücken lassen können, und sein Buch würde, wenn wir die Einleitung, das Bekannte und schon so oft Erzählte, ingleichen die ekelhafte Wiederholungen ein und eben derselben Reflexionen davon abzögen, auf wenige Blätter zusammen schrumpfen. Hr. *H.* liebt es, dergleichen Betrachtungen auf allen Seiten anzubringen; sie bestehen aber fast sämtlich in den bekanntesten Gemeinörtern. Ueberall herrscht in dem ganzen Buche ein sichtbares Verlangen, den philosophischen Geschichtschreiber zu spielen, wozu die Natur dem Vf. die Anlage völlig versagt zu haben scheint. Folgendes ist der Inhalt desselben. Einleitung: Eine kurze Ueberſicht des Schicksals der Plantageneten von ihrer Thronbesteigung an. Von 14 Regenten aus diesem Stamme erreichten nur drey ein etwas hohes Alter, fünfe starben eines gewaltsamen Todes, drey brachte frühzeitiger Kummer ins Grab, und andre drey starben ebenfalls frühzeitig eines natürlichen Todes. Richards Jugendleben; dieses ist uns der angenehmste und wichtigste Theil des Buchs, weil man das hier gesagte zwar auch wohl bey andern Schriftstellern, aber sehr zerstreut findet. Richard zeigte seine kriegerische Tapferkeit, und seine Feldherrn Talente, schon da er erst 18. Jahr alt war. Er hatte einen vorzüglichen Antheil an dem Siege bey Barnet, wo er einen Flügel commandirte, und die Bataille bey Tewkesbury gewann er allein. Der König Eduard IV überhäufte ihn schon während seiner Minderjährigkeit mit ausserordentlich reichen Besitzungen, zum Theil mit in der Absicht, um als Vormund die Revenuen davon zu ziehen, so lange Richard nicht majorenn wäre. Er vermehrte diese Reichthümer, und bekleidete seinen Bruder mit den vornehmsten Chargen des Reichs, so dafs bey Eduards Tode er der bey weitem mächtigste Mann im Königreiche war. Zu seinen vielen Aemtern gehörte auch die Statthalterschaft in den nördlichen Provinzen, woselbst er sich durch seine Gerechtigkeitsliebe und mäfsige Denkungsart sehr beliebt machte. Er verliebte sich in Annen, Tochter des grofsen Grafen von Warwick und Witwe des unglücklichen Prinzen von Wales, Eduards Sohn, Heinrichs VI. Der Herzog von Clarence, der zweyte königliche Bruder, hatte ihre älteste Schwester geheyrathet, und sich des ganzen Vermögens des Vaters bemächtigt. Er entführte die Prinzessin Anne, um nicht genöthigt zu werden, ihr Erbtheil herauszugeben, verbarg sie in London in einem gemeinen Bürgerhause, und nöthigte sie, die Kleidung einer Dienstmagd anzulegen. Der tapfre Richard, sagt *H.* in seinem sonderbaren Stile, suchte sie auf, mit den Augen eines Argus, dem Fleifse eines Jason, und dem Beystande der Liebe, gleich einem treuen Ritter aus der Romanenwelt. Er heirathete sie, und nöthigte seinen Bruder, die Erbschaft ihres Vaters mit ihm zu theilen. Bis dahin kann man Richards Charakter und Handlungen keinen Vorwurf machen. Den ersten Gedanken, sich des Throns zu bemächtigen, scheint er nach seines Bruders Clarence Hinrichtung gefafst zu haben, den er leicht hätte retten können, wenn er gewollt hätte. Eduards IV früher Tod, die Minderjährigkeit seiner Söhne, die Unterstützung des verrätherischen Herzogs von Buckingham, bahnte ihm den Weg dazu, wie es aus der Geschichte bekannt ist. Richard legte schon an seinem Krönungstage den Grund zu Buckinghams Unzufriedenheit, da er nicht ihm, sondern den Grafen von Surrey zum Grofsconnetable für den Tag ernannte. Richards wirkliche Regierungsjahre sind nur berührt. Nach dieser Einleitung folgt die eigentliche äufserst gedehnte Beschreibung der Schlacht bey Bosworth. Sie leidet keinen Auszug; auch kann kein andrer, als der den Platz selbst untersucht hat, beurtheilen, ob der Vf. in demjenigen, was er an andern Schriftstellern tadelt, Recht habe. So viel sieht man wohl, dafs auch er auf Hypothesen und Traditionen, die sich in der Nachbarschaft erhalten haben, viel baue. Richards Tod wird auf folgende Art erzählt: Die Schlacht war noch zweifelhaft, ungeachtet an Richards Seiten verschiedene grofse Männer gefallen waren, als Richarden gesagt wurde, dafs Heinrich hinter einem Hügel mit keiner starken Bedeckung halte. Er griff darauf dieses Corps sogleich mit solchem Erfolg an, dafs er persönlich Heinrichs Hauptfahne eroberte, und seinem Feinde, der weder tapfer war,

war, noch Kriegskenntnisse hätte, keine andre Wahl überzubleiben schien, als Flucht oder Tod. Aber in diesem Augenblick brach Sir William Stanley, der, ohne zu fechten, mit seinem Corps an dem einen Flügel stand, so wie sein Bruder Lord Stanley an dem andern, in die Flanke der königlichen Truppen, die theils flohen, theils getödtet wurden. Richard wehrte sich lange allein, und fiel endlich unter hundert Streichen. Sein Helm hatte die königliche Krone verloren, und war ganz zertrümmert, und aus seiner ordentlichen Gestalt gebracht. Man ging schändlich mit seinem Körper um. Das Treffen war nicht sehr blutig und es blieben kaum tausend Mann von beiden Seiten. Richards Charakter, seine kriegerischen Thaten und die Aussagen vieler Zeugen beweisen, dass er keineswegs verwachsen gewesen sey, noch weniger einen schwindenden Arm gehabt habe, mit welchen er sich in den Schlachten nur schlecht vertheidigt haben würde. Die Gräfin von Desmond nannte ihn auf einem Balle den feinsten Mann nach seinem Bruder. (Steht hier ohne allen Beleg.) Sein moralischer Charakter blieb gut bis auf Clarence's Fall, den man ihm zuschreiben muss. Dass er den Prinzen Eduard, Heinrichs Sohn, mit eigner Hand ermordet haben sollte, ist nicht wahrscheinlich, noch weniger aber, dass er Heinrich selbst getödtet hätte, welcher Prinz überhaupt schwerlich eines gewaltsamen Todes gestorben ist. Hingegen kann ihn nichts von der Beschuldigung befreyen, dass er die Söhne des K. Eduards und die vielen Grossen aus dem Wege geräumt hat, welche seiner Thronbesteigung entgegen standen. Die Anklage, dass er seine Gemahlin umgebracht habe, um Elisabeth von York zu heirathen, kann weder erwiesen werden, noch ist sie glaublich. Dagegen hatte Richard gute Eigenschaften auch als König. Er hat viele vorzügliche Gesetze gegeben, und sein Volk nie mit Auflagen gedrückt. Der grösste Fehler, den er beging, war der Verlust der Schlacht bey Bosworth; wäre er daselbst Sieger gewesen, so würde die Schmeicheley über alle seine Vergehungen einen Schleyer geworfen haben, anstatt dass die siegreiche Lancastrische Partey ihn nach seinem Tode als einen Teufel an Seel und Körper abgemalt hat. Heinrich VII war nicht besser als er, und ihm fehlten viele von Richards guten Eigenschaften. An einem andern Orte drückt der Vf. dieses etwas stark aus: Richard war ein Schurke (*rascal*) und Heinrich kein Jota besser. — Wir haben indessen nichts dagegen, dass man *scapham*, *scapham* nennt.

London: *The Progresses and public Processions of Queen Elizabeth from original Manuscripts or scarce Pamphlets printed and collected* by John Nichols. 1788. 4 maj. 2 Voll. mit Kupf. (15 Rthlr.)

Unter den Hülfsmitteln, welche Elisabeth anwandte, die Herzen ihrer Unterthanen zu gewinnen, und sich Popularität zu erwerben, gehörten auch ihre oftmaligen prachtvollen öffentlichen Erscheinungen, und die Aufzüge, welche ihr Gelegenheit gaben, an der einen Seite sich zwar mit allem Prunk der königlichen Würde ihren Augen darzustellen, an der andern aber auch durch die Freundlichkeit und Herablassung an sich zu ziehen, die sie so vortrefflich zu zeigen wusste, und die an dem Regenten nie mehr gefällt, als wenn wir sie mit dem höchsten Glanz ihrer Grösse umgeben erblicken. Ueberall aber gefiel sich Elisabeth in allem, was ihre Eitelkeit schmeichelte. Sie glaubte sich schön, so lange sie lebte, und zeigte sich daher gern öffentlich, welches so weit ging, dass es oft eine Art von Procession war, wenn sie einem von ihren Günstlingen einen Besuch auf dem Lande gab. Hr. *Nichols*, Buchhändler der Gesellschaft der Alterthümer in London, hat die Beschreibungen dieser feyerlichen Erscheinungen der Königin, ihrer Reisen in die Provinzen, und nach einigen der vornehmsten englischen Städte, der Lustbarkeiten, die ihr zu Ehren angestellt sind, und der Feyerlichkeiten, womit man sie empfing und unterhielt, in diesen zwey starken Bänden gesammelt, und laut einer dabey befindlichen Nachricht war er willens, noch einen Band nachfolgen zu lassen; wir wissen aber nicht, ob es geschehen sey. Er hat die Sammlung entweder Heftweise herausgegeben, oder verkauft die Beschreibung jeder Feyerlichkeit besonders. Denn jede Reise und jede Ceremonie ist besonders paginirt, und die Bogen sind mit besondern Buchstaben bezeichnet. Das Ganze hat überall ganz und gar die Gestalt einer Buchhändler Compilation, die denn doch aber nicht ohne Klugheit und Einsicht veranstaltet ist. Wir würden unsern Lesern keinen Dienst erzeigen, wenn wir ihnen das nackte Verzeichniss dieser Reisen und Feyerlichkeiten hier abschrieben. Aber es sey erlaubt, einige Anmerkungen im Ganzen darüber zu machen. Man erstaunt, wie weit getrieben die Schmeicheley ist, womit man die Königin allenthalben überhäufte, wie begierig Elisabeth nach derselben war, und wie schamlos sie sie herauszupressen wusste. Die Gedichte und Reden, welche ihr zu Ehren gehalten sind, machen den beträchtlichsten Theil dieser N. Sammlung aus. Man schämt sich im Namen dieses freyen Volks, und besonders seiner Gelehrten, wenn man diese Uebertreibungen liefet. Die Beschreibung ihres Aufenthaltes zu Cambridge und Oxford macht fast zwey Alphabethe aus, und die Gedichte in lateinischer und englischer Sprache sind unzählbar. Wenn man freylich liefet, wie dergleichen gelehrte Stiftungen oftmals Fürsten mit ihren langweiligen Solennitäten plagen, die nichts davon verstehen; so war es nicht zu verwundern, wenn sich alle Federn in Bewegung setzten, da eine so gelehrte Prinzessin, als Elisabeth wirklich war, in diesen Sitzen der Gelehrsamkeit, und wir können wohl hinzusetzen, der Pedanterey, erschien. Elisabeth scheint auch nicht zu ermüden gewesen seyn; ihr war alles willkommen, worinn sie gelobt wurde. Die Lustbarkeiten, welche man ihr hier und an andern Orten gab, hatten immer einen Anstrich von Gelehrsamkeit, und es ging niemals ab, ohne lateinische Gedichte oder ohne eine emblematische Vorstellung, die, dem Geist der damaligen Zeiten gemäss, aus der Göttergeschichte genommen war. Eine andre Bemerkung dringt sich dem Leser auf, wenn er die Beschreibung der Pracht der Lustbarkeiten liefet, mit welchen sie sowohl die Städte als einzelne Personen unterhalten haben, nemlich dass sie

eine ausserordentliche Last für die Unterthanen gewesen seyn müssen. Es sind unter denen, welche Privatpersonen gegeben haben, verschiedene, die viele tausend Pfunde gekostet haben müssen. Cecil, den sie oft besuchte, kostete ihre Gegenwart jedesmal 2 — 3000 Pf. St. Sie blieb mehrere Wochen, liess die Abgesandten fremder Höfe dahin kommen, und Cecil musste sie bewirthen. Auch erwartete sie nicht nur Pracht und Aufwand von ihren Wirthen, sondern auch auf gut orientalisch, kostbare Geschenke, ja sie nahm oft dasjenige, was ihr gefiel, mit, wenn es ihr auch nicht angeboten wurde. Als sie Sir John Puchering, ihren Lord Keeper, besuchte, so beschenkte er sie mit vielen Kostbarkeiten, unter andern mit einem Diamant 400 Pf. werth, und, sagt das alte Manuscript, *to grace his Lordship to more*, den Lord desto mehr zu begnadigen, nahm sie aus eigner Bewegung ein Salzfass, einen Löffel und eine Gabel von feinem Agat mit sich! N. gesteht selbst, dass man Elisabeth beschuldigt habe sie besuche ihre reichen Unterthanen, um sie arm zu machen, und beantwortet diesen Einwurf mit der elenden Entschuldigung, dass man nicht wissen könne, ob diese Edelleute diesen Aufwand nicht gern gemacht hätten, um die Gnade der Königin zu erhalten. Freylich war das der Grund, warum sie ihr Vermögen schwächten; aber was muss man von der Würde des Charakters einer Königin denken, welche ihre Gunst auf eine solche Art verkauft? Lieber wollten wir immer den Argwohn Platz finden lassen, dass die Königin die Absicht gehabt hat, durch diese theuren Besuche ihre reichen Grosaen zu Grunde zu richten. Denn ihre bedenkliche Stellung machte sie aufmerksam und eifersüchtig gegen jede hervorstechende Grösse, wie das selbst der Fall bey ihrem Liebhaber, dem Grafen von Leicester, war. Unter den Gedichten, welche in diesen beiden Bänden zu ihrem Lobe gesammelt sind, haben wir verschiedene von ungemeiner Schönheit gefunden. Unterdessen hat unsre Aufmerksamkeit vornehmlich eine ziemlich ausführliche Erzählung auf sich gezogen, die im ersten Theile stehet, und Elisabeth's Begebenheiten während der Regierung der Königin Marie enthält. Ausser dass Maria gegen Elisabeth die Abneigung fühlte, die man leider nur zu oft bey den Regenten gegen ihre Nachfolger wahrnimmt, welches durch Elisabeths Lauigkeit gegen die katholische Religion noch vermehrt wurde, waren beide Prinzessinnen verliebt in den schönen und grosse Vorzüge des Geistes besitzenden Grafen Courteney von Devonshire. Die Königin wünschte sehr, ihm ihre Hand zu geben und er wäre der Nation auch sehr angenehm gewesen; aber er gab der Prinzessin Elisabeth einen offenbaren Vorzug. Die Königin wurde dadurch so beleidigt, dass sie nicht allein den Grafen zu hassen anfing, sondern nun auch ihren Groll gegen Elisabeth offenbar blicken liess. Sie wurde jetzt mit vieler Verachtung behandelt; ihre uneheliche Geburt von Gardiner und andern Anhängern der Marie selbst im Parlement behauptet, und ihr diesem zu Folge die einer Prinzessin von Geblüt gehörenden Hofehrenbezeugungen entzogen. Als Thomas Wyatts Rebellion missglückte, nannte er Elisabeth als seine Mitschuldige, sie wurde in den Tower gebracht, blieb lange daselbst, und zu Woodstock in Gefängniss und wurde hart gehalten. Aber Wyatt nahm nachher seine Anklage selbst zurück, und es konnte nichts auf sie gebracht werden. Nach ihrer Loslassung wurde sie dem würdigen Sir Thomas Pope zur Aufsicht übergeben; selbst König Philipp hatte sich für sie verwandt. Er wollte nicht, dass sie das Leben verlieren, und die Hoffnung der Krone auf den Dauphin von Frankreich, den Gemahl der Schottischen Marie, fallen sollte. Elisabeth lebte bey Sir Thomas zu Hatfield-House sehr glücklich, und widmete sich gänzlich dem Studieren, bis sie daselbst die Nachricht von dem Tode ihrer Nebenbuhlerin, und ihrer Erhebung auf den Thron erhielt.

Nürnberg, in der Bauer- u. Mannschen Buchh.: *Joh. Christ. Gatterers*, Kön. Grosbr. und Churbr. Lüneburg. Hofr. u. Prof. der Geschichte zu Göttingen, *praktische Heraldik*, mit 6 Kupfer- u. 2 Stammtafeln. 1791. 150 S. gr. 8. (20 gr.)

Ein sehr nützlicher Gedanke des Hn. HR. Gatterers, dem bisher theils in dem Aufreissen, theils in der Deutung der Wappen beobachteten unregelmässigen Verfahren mehr Richtigkeit zu geben, und den bisher in Menge begangenen Fehlern wenigstens in der Folge vorzubeugen. Hr. G. setzt die gewöhnlichen und an sich leichten heraldischen Regeln als bekannt hier bey Seite, schickt ganz kurze Begriffe von den praktischen Arbeiten des Heraldikers voraus, lehrt darauf diese, nemlich das Blasonniren, das Historisiren, das Kritisiren und das Aufreissen aus den Beyspielen selbst und trägt dann seine Bemerkungen, theils über die als Exempel genommene Wapen, theils über die heraldische Kunst überhaupt, mit der ihm eignen Deutlichkeit vor. Um seinen Unterricht noch lehrreicher zu machen, hat er gerade solche Wapen gewählt, deren theils reiche, theils fehlerhafte Zusammensetzung und Deutung ihm ein weites Feld zu Beobachtungen öffnen mussten; das Oesterreich-Ungarische Wapen zu Marien Theresien Zeiten, das Römisch-Kaiserliche K. Franz I, das Grossbrittannische, das Königl. Preussische, das Mecklenburgische und Quedlinburgische Wappen. Da des Hn. Vf. Methode, Wappen zu untersuchen und zu beurtheilen, schon aus andern ähnlichen von ihm gelieferten Arbeiten bekannt ist, er auch über einige der hier gewählten Wappen noch weitläuftigere Untersuchungen in der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen vorgelesen hat; so wollen wir nur einige der wichtigsten historischen und heraldischen über verschiedene Wappen mitgetheilten Bemerkungen ausheben. Das älteste Siegel, das die drey englischen Leoparden als königliches Wappen führt, ist das Siegel Richards aus dem Hause Anjou. Unter Eduard III kamen der Titel und das Wappen von Frankreich mit dem Leoparden als Helmkleinod, und unter Heinrich VIII das Hosenband, die Schildhalter und der Wahlspruch *Dieu et mon Droit* in das englische Wappen. Wichtig sind die Prüfungen des Hn. G. über das jetzt mit dem grossbrittannischen Wappen vereinigte Churbraunschweig-Hannöverische Wappen. Er hat den Löwen zuerst an einem

einem aufgedruckten Siegel H. Heinrichs des Löwen an einer ihm aus dem Hannöverischen Archive mitgetheilten Urkunde vom J. 1144 gefunden, und hält daher alle ältre bekannt gemachte Siegel mit demselben für unächt. Nach seinen Untersuchungen sind die Leoparden das Wappen des ältern und der Löwe das Wappen des jüngern Welfischen Hauses. Der letztre erhielt das Beyzeichen einer jüngeren abgetheilten Linie, das mit rothen Herzen bestreuete Feld unter Otto dem Strengen und H. Ludwig von Braunschweig, der Sohn H. Magnus des Frommen, vereinigte beide Wappen zuerst in einem Siegel von 1355. Das silberne Pferd findet er seit 1361 im Gebrauch und deutet es mit Zuverlässigkeit auf Sachsen. — Die in dem Aufreissen des K. Preussischen Wappens, zu dessen Erklärung und Beurtheilung der Hr. Graf von Herzberg schon die wichtigsten Data geliefert hat, begangenen grosen Fehler zeigt Hr. G. mit vieler Freymüthigkeit an. Ausser einer richtigeren und den heraldischen Grundsätzen angemesseneren Stellung der Mittelschilde wünscht er statt Oranien und Ostfriesland, Brandenburg und Schlesien in die Mittelschilde gesetzt zu sehen. Das Mecklenburgische Wappen, zu dessen richtiger Deutung Hr. G. schon durch den ehemals mit dem Hn. Hr. Aepinus geführten freundschaftlichen Streit viele Beyträge gegeben hat, erhält in dieser praktischen Heraldik neue Aufklärungen. Das erstre Reitersiegel von Nicolaus I vom J. 1190 ist ohne alles Wappenbild; bald darauf erscheint bald der Büffelskopf, bald der Greif, beide bis zur Ländertheilung 1237 als blose Personen-, und von der Ländertheilung an als Länderwappen so gar in allen vier von *Borwin* abstammenden Linien. Wie darauf die Bilder des jetzigen Wappens nach und nach in den Schild gekommen, wie sonderbar sie verwechselt und wie falsch sie gedeutet worden sind, das alles hat Hr. G. in der Geschichtserklärung des Wappens so gut gezeigt, dass wir in der ganzen Untersuchung nichts als den Gebrauch der Abhandlung des Hn. *Evers Beschreibung einer in Rostock geprägten alten Münze,* die voll guter Bemerkungen über das Rostockische Wappen ist, vermisst haben. Der Plan des Wappens wird scharf, aber richtig, beurtheilt. Die Erklärung, die Hr. G. von dem Quedlinburgischen Wappen giebt, ist ganz neu. Er ist mit *Kettner*, *Koehler* und *Erath* einstimmig, dass die heutige Wappenfigur, die sogenannten Küchenmesser, zuerst in dem Siegel der Aebtissin Hedwig, einer Tochter des Churf. Friedrichs II von Sachsen, vorkommen; ist aber der erste, der den Ursprung und die wahre Deutung derselben in der Geschichte der Hedwig selbst aufsucht und bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit darthut. Er hält diese Küchenmesser für nichts anders, als für die Sächsischen Churschwerdter, die auch in dem Siegel der Hedwig unverkenntlich sind. Bis zur Hedwig war das eigentliche Stiftswappen die Burg und es hörte mit ihr auf, es zu seyn, weil der Churfürst *Ernst*, ihr Bruder, durch den Schutz, den er seiner Schwester gegen die widerspenstige Stadt Quedlinburg angedeihen liess, am Ende Schirmvogt des ganzen Stifts und damit sein Wappen das Landes- und auch das Stiftswappen wurde. Die einzige in dem angenommenen Wappen eingeführte, aus sehr vielen ähnlichen Beyspielen den Heraldikern durchaus nicht fremde, Veränderung ist diese, dass die Tincturen der Figur und des Feldes gegen einander verwechselt worden sind. Man muss Hn. G. ganze Ausführung selbst lesen, wenn man das Gewicht derselben fühlen will.

Da das ganze Büchelchen eigentlich nur zum Behuf der praktischen heraldischen Arbeiten geschrieben ist, so sind die beygefügten Kupfertafeln für den Gebrauch desselben sehr nützlich und wichtig. Ausser den heutigen Wappen, die der Vf. behandelt und beurtheilt hat, enthalten sie die diesen Wappen vorhergegangenen ältern Reiter- und Wappensiegel mit neuen nach den mancherley heraldischen Ordnungen entworfenen Planen zur Verbesserung der in dem Aufreissen derselben begangenen Fehler. Hr. G. ist freylich in der Vorrede für den Vorwurf eines sich aufdringenden Reformators besorgt; aber wie kann er es in diesem Falle seyn?

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Bergamo*, b. Locatelli: *Galateo dei Medici.* 1791. 63 S. 8. (Pr. 1½ Livr. Venet.) Der Vf. dieser kleinen Schrift ist Hr. D. *Pasta*, der schon durch mehrere Versuche Beweise seiner Kenntnisse und seiner Liebe für's allgemeine Beste abgelegt hat. Sie ist in acht Abschnitte abgetheilt und enthält in gedrängter Kürze das Beste und Wichtigste, was die berühmtesten Schriftsteller über die Eigenschaften und Pflichten eines Arztes gesagt haben.

Naturgeschichte. *Göttingen*, b. Dieterich: *Carol. Pet. Thunberg*, Med. Doct. et Prof. Bot. in Acad. Upsal. *Characteres generum insectorum* variis cum adnotationibus denuo edidit *Frid. Alb. Ant. Meyer*, utr. Med. et Philos. Dr. A. L. M. 1791. 3 B. in 8. Diese Gattungsmerkmale der Insecten erschienen zuerst 1789. zu Upsal unter der Gestalt einer Dissertation und blieben in Deutschland selten; daher hat die Bekanntmachung derselben unter uns allerdings etwas verdienstliches, wenn auch das Werkchen selbst von keinem grossen Nutzen seyn wird. Denn so sehr zusammengezogene Gattungsmerkmale der Insecten, wie die Thunbergschen sind, dienen nur zur allgemeinen Uebersicht eines Systems und erhalten ihre Brauchbarkeit erst durch die Verbindung mit den weitläuftiger ausgeführten, die sich doch hier gar nicht finden. Wer wird z. B. die Gattung *Melolontha* wohl von den durch die Fühlhörner verwandten Gattungen durch das einzige angegebne Unterscheidungsmerkmal: *caput angustatum*, unterscheiden? Auch finden sich hier und da Spuren, dass Hr. *T.* die unter dem angeführten Namen bekannte Gattungen nicht gekannt habe. So heisst es z. B. vom *Tritoma: corpus lineare depressum. Thorax quadratus.* Hr. *M.* hat die Linneischen abgekürzten Kennzeichen nach der Gmelinschen Ausgabe beygefügt, und zuweilen eine Vergleichung beider angestellt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 27. October 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Hoffmann: *Hermanns Tod. Ein Bardiet für die Schaubühne.* 181 S.

Hr. Klopstock scheint mit diesem Bardiet sein grosses Gemälde von Hermann und den Deutschen aus den Zeiten dieses Helden vollendet zu haben; es besteht nunmehr aus drey Theilen, deren Ungleichheit selbst dem Dichter das ehrenvolle Zeugniss spricht, dass sein Geist mit seinem Zeitalter gleichen Schritt hielt und durch die Jahre an Festigkeit und Reichthum gewann. Der Unterschied zwischen den beiden letzten Theilen, *Hermanns Tod* und *Hermann und die Fürsten*, ist natürlicher weise weniger auffallend als er es zwischen diesen und der um so viele Jahre frühern *Hermanns Schlacht* war; indessen ist es sehr erfreulich, hier manchen Punkt zu erkennen, wo der Dichter dem höchsten Schönen näher kam, als jemals vorher. Da aber die Gattung und die Manier des Dichters im Wesentlichen unverändert geblieben sind, so erfodert dieses Stück zugleich eine allgemeine, das Ganze dieser Dichtungen betreffende, Kritik. Der Enthusiasmus, dessen sich Hr. K. von einem grossen Theile seiner Leser zu erfreuen hat, kann die unbefangne Beurtheilung nicht stören; ausser insofern er durch Intoleranz und Ausschliessung der Vernunft an ästhetischen Fanatismus gränzen, und darum in die ruhige Kälte des Kunstrichters sich einige nicht ungerechte Erbitterung mischen könnte. Doch so wenig es auch jener Intoleranz zugelassen werden darf, dass sie die Kritik furchtsam mache, und ihre Untersuchungen durch das lächerliche Schreckbild eines *heiligen Dunkels* abwehre: eben so wenig darf die Philosophie der Kunst sich übereilen, wenn sie die Eigenthümlichkeit, welche jeden Gegenstand eines solchen Enthusiasmus immer auszeichnet, weil *sie* gerade der Grund zu dieser Stimmung in allzu empfänglichen Seelen ist, zu beleuchten und zu zergliedern wagt; so bedächtig muss sie zu Werke gehen, wenn sie es mit dem Genie zu thun hat; so wenig darf sie je vergessen, dass die Fehler des Dichters und des Stümpers, wenn sie zuweilen auch gleich seyn sollten, doch in ihrer Quelle zu verschieden bleiben, um als gleich angesehen zu werden. An einem Dichter, wie Hr. K., würde die Kritik also ihre Gerichtsbarkeit verwirken, wenn sie sich nicht angelegen seyn liesse, seine eigne Idee, geläutert von dem Menschlichen, was Verziehung und Gewohnheit ihr beymischen können, in seiner Composition aufzufinden, und diese hauptsächlich zum Gegenstand ihrer Beurtheilung zu machen. Aber durch den Namen, womit der Vf. selbst die *Gattung* seines Gedichts bezeichnet, hat er dem Kunstrichter diese Arbeit eben nicht erleichtert. Seine drey Stücke heissen *Bardiete für die Schaubühne*; nach *Tacitus* Erklärung scheint das Bardiet der Germanier von dem Kriegsgeschrey der Wilden wenig unterschieden; es bestand nicht sowohl aus bestimmten Worten als aus Muth verkündenden Tönen; *affectatur praecipue asperitas soni et fractum murmur*, sagt Tacitus ferner von dem *Barditum*, und Hr. K. selbst, wenn er diese Beschreibung vielleicht an mancher Stelle vor Augen hatte, widerlegt das Resultat nicht, dass, etwas dem ähnliches hervorzubringen, keine Aufgabe für die Sprache und für den Verstand, sondern allenfalls eher für die Musik wäre. Wenn man jedoch dem Vf. zugiebt, dass er sich von dem ursprünglichen Sinne dieser Benennung entfernt, und sie so willkührlich erwählt und angenommen haben könne, als Linné manchen Namen in seinem Natursystem; so bleibt es noch immer unglaublich, dass er diese Bardiete im Ernst für die Schaubühne bestimmt geglaubt habe, und man fällt auf die für das Selbstgefühl etwas niederschlagende Vermuthung, dass er es mit dem Zusatz *für die Schaubühne* eben so willkührlich als mit dem Wort *Bardiet* gemeynt, das heisst also, nach dem nun einmal festgesetzten Zweck der menschlichen Sprache, gar nichts damit habe sagen wollen. Es ist überhaupt von einer Seite keine ganz ungegründete Ausstellung gegen unsre dramatische Kunst, dass fast keines ihrer Meisterstücke den Bedürfnissen der Schaubühne ganz entspricht, da hingegen an unsern aufführbaren Stücken die Kunst so viel zu vermissen hat. Man erkennt zwar sehr gut, wenn man jene liest, wie fern Anstrengung des Geistes mit zum ästhetischen Vergnügen gehören kann, und sie bestimmen auf die befriedigendste Art, wie weit die Foderung der Deutlichkeit an den Dichter gehen kann; *diese* Bestimmung schliesst aber den unmittelbarer sinnlichen Eindruck, den die theatralische Darstellung auf das empfänglichste und gebildetste Publicum machen kann, noch immer aus, und wenn der Dichter auch nur ein idealisches Publicum von Zuschauern vor Augen haben könnte, so müsste seine Phantasie das Gesetz der Verschiedenheit jener Wirkung, die der Leser empfängt, von der, welche auf den Zuschauer berechnet werden muss, *das* Gesetz, dass Illusion und Anstrengung über einen gewissen Punkt hinaus unvereinbar sind, selbst bey diesem Publicum anerkennen. Auf alle andern Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten der Aufführung dieser Bardiete auf unsern Bühnen könnten wir vor der Hand Hn. K. antworten lassen, er habe sie für die Schaubühne bestimmt, die er sich denke und wünsche, für die Schaubühne, wie sie seiner Meynung nach seyn sollte. Wenn aber dramatische Gedichte, wie *Nathan*

der weise, wie *Carlos*, wie *Tasso* und *Egmont*, die Linie schon überschreiten, innerhalb deren die theatralische Darstellung durch die flüchtigeren Organe des Auges und des Ohrs dem menschlichen Geiste Kunstgenuss zuführen kann; wie möchte die Schaubühne, man idealisire sie wie man wolle, eine Dunkelheit vertragen, zu deren Erleichterung ihre Enthusiasten uns nichts anders als eine vollkommne Gefangennehmung des Verstandes zu empfehlen wissen; eine Dunkelheit, die nicht sowohl von dem eignen Gange dieses individuellen Kopfes herrührt, sondern die vielmehr der unbefangensten Empfänglichkeit für Kunstgenuss undurchdringlich bleiben muss, weil sie auf historische Facta und Anspielungen beruht, die ihrer Natur nach wenig bekannt seyn können, weil sie wenig bestimmt sind; eine Dunkelheit dieser Art, die nicht etwa allein einzelne Stellen des Gedichts bezeichnet, sondern in welche die ganze Abhandlung und die Charaktere, so zu sagen, gehüllt sind; eine antiquarische Dunkelheit, zu welcher gerade so viel poetische Beziehung hinzukömmt, dass sie auch für den Gelehrten unverständlich wird; eine Dunkelheit also, die alle Gränzen jeder Kunst überschreitet? Oder sollen wir uns einwenden lassen, es sey desto schlimmer für uns, dass uns diese Germanischen und Römischen Alterthümer nicht geläufig genug sind, um ihre Verarbeitung in dem Kopfe unsers patriotischen Dichters mit offenem, wohlbereitetem Sinne aufzunehmen? Sollen wir uns hier wieder durch das Beyspiel der Griechen beschämen lassen, die sich an den öffentlichen Vorstellungen von den Thaten ihrer Heroen ergötzten? Aber wir finden keine Spur, dass etwa *ein* gelehrter, in den Alterthümern seines Volks tief bewanderter, Grieche das Publicum von Athen zu einer historischen Vorstellung aus den Zeiten der *Pelasger* eingeladen, und seinen Landsleuten, ohne die geringste kunstmäsige Annäherung von *seiner* Seite, zugemuthet hätte, aus einem durch Entfernung und durch die Revolutionen der Zeit ihnen so fremd gewordnen Stoffe Illusion und Genuss zu schöpfen. Und für die Griechen knüpfte die Mythologie sehr entfernte Zeitalter noch zusammen; aber von dem frommen Sänger des *Messias* ist schwerlich zu vermuthen, dass er, zum Behuf seiner Bardiete für die Schaubühne, uns zur Anbetung von *Wodan* und *Hertha* zurückgekehrt, und überhaupt eines Glaubens noch empfänglich wissen möchte, der, so wie die Griechische Mythologie, unserm täglichen Lebenswandel, selbst bis auf unsre öffentlichen Belustigungen, eingewebt wäre. In keinem Falle würde gegen einen Kopf von diesem Gehalt Spott an seiner Stelle seyn; aber dabey, dass man die Motive, welche einen solchen Kopf zu der entschiedensten Verläugnung der Kunst und ihres Zwecks allein bestimmt haben können, bis auf ihre letzten Consequenzen erschöpft und verfolgt, gewinnt man das sehr tröstliche Resultat, dass positive Herabwürdigung der modernen Kunst so wenig als einseitige Anhänglichkeit an irgend eine Form der Kunst, durch welchen Namen man sie auch ausschliesslich zu machen oder zu heiligen suche, jemals ein vollkommnes Kunstwerk hervorbrachte. Beides engt die Phantasie ein, und rückt dem Dichter den Gesichtspunkt der Kunst im Allgemeinen vom Auge weg. Würde Hr. K. mit einer reineren, von jener Verachtung ungetrübten, Begeisterung nicht den Willen gehabt haben, die höchst bestimmte Individualität seines Costümes mit dem Endzweck der Kunst, man nenne ihn Schönheit, Ideal oder Effect, zu verschmelzen? Und dass ihm der Wille gefehlt habe, das Urtheil spricht ihm sein eigen Genie, und manche einzelne Stelle dieses Gedichts besonders.

Sein Held, *Hermann*, ist in den drey Gedichten sehr gleich gehalten, und sie müssen alle drey eigentlich zusammengestellt werden, um sie als Gemälde zu beurtheilen; aber freylich bringt diese Zusammenstellung die Harmonie nicht hervor, die in jedem einzelnen vermisst wird, sondern sie vermehrt durch ununterbrochene Einförmigkeit den ermüdenden und erkältenden Eindruck der allgemeinen Dunkelheit. Man erkennt zwar, dass diese Manier eben die *Einheit* des Gemäldes macht; aber welche Einheit ist es, bey welcher keine Situation hervorstechen, kein Charakter aufgefasst werden, keine Leidenschaft Theilnahme erwecken kann, und deren Gegenstand doch Situationen, Charaktere und Leidenschaften sind? Was würden wir zu dem Mahler sagen, der uns ein Nachtstück liefern wollte, und statt dessen mit *einer* schwarzen Farbe — die *Nacht* selbst uns vor Augen brächte? Der Anfang von *Hermanns Tod*, bis zu *Thusnelda's* Ankunft, hat indessen einen besondern und bestimmteren Charakter, dessen rührendem Eindruck man sich mit Vergnügen überlassen möchte, wenn er nicht durch die Ausdehnung der folgenden Scenen, durch die Unbestimmtheit der Handlung, durch die dunkle, nichts bezeichnende, Darstellung der nachher auftretenden Charaktere vertilgt würde. In den ersten Scenen hat auch der düstre philosophirende *Bojokal*, der Krankenwärter, der so naiv tröstlich ankündigt: er sey auch Todtengräber, und die gutmüthige *Hilda* einen genialischen und humoristischen Anstrich, der eine bisher noch zu bezweifelnde Vielseitigkeit von Hn. *K.* poetischem Talent in ein helles Licht setzt, aber sich freylich bald in jene nächtliche Einheit wieder verliert. Unter den verbündeten Fürsten, die der Dichter auftreten lässt, haben *Segest* und *Gambrio* noch die meiste Individualität; aber jenen, einen schalen und plumpen Bösewicht, diesen, einen ächten Germanischen Trinker, der dadurch an die Komödie gränzt, aus dem steifen orakelmässigen Dialog herauszustudiren, ist eine so schwere als wenig lohnende Arbeit. Unter den eingemischten Liedern ist in dem *Schlachtruf* ein Gegenstand wieder behandelt, bey welchem Hr. K. überhaupt die Gränzlinie zwischen den redenden und den bildenden Künsten zu übersehen gewohnt ist, da bey seiner Art, ihn zu bearbeiten, die Sprache, so grossen und schweren Aufwand er auch damit mache, ein undankbares Werkzeug bleibt, das doch immer dem Pinsel und der Farbe viel zu weit nachstehen muss. Dagegen kann keine schönere Beschämung für Hn. K. selbst, keine treffendere Widerlegung seiner poetischen Vorurtheile erdacht werden, als die unnachahmliche Vollkommenheit der meisten von den kleinen Liedern, mit welchen er *Thusnelda's* Wiederkehr zu *Hermann* feiern lässt; Simplicität, Grazie und Leichtigkeit wetteifern hier, die zartesten

Blumen

Blumen der Poesie hervorzubringen, deren leisen Duft die Vernunft selbst zu betasten sich scheut; und auch unter diesen wird das Gefühl der Freunde des Schönen die kleine tragische Ekloge, welche die Hirten singen, noch vorzüglich auszeichnen. Die höchst unbequeme Einrichtung, nach welcher Hr. K. die Handlung unter dem Dialog in Noten angiebt, und seine Personen in diesen Noten tödten und sterben läſst, ohne daſs man es gewahr werden könnte, wenn man sie übersähe, gehört wohl auch unter die unerklärlichen Wirkungen des verzognen Eigensinns, über welchen nur das Genie des Dichters in einzelnen Stellen zu siegen scheint. Eine Stelle dieser Art finden wir S. 44., da *Hermann* zu *Hilda*, der Amme seiner *Thusnelda*, sagt:

„Eins vergesse ich dir unter so vielem am wenigsten: daſs du sie, wenn dich die Liebe zu ihr nun so recht überfiel, immer Mädchen und nicht Fürstin nanntest, *weil* sie so gut wäre, sagtest du, und so stolz und so froh, und so schön!"

Auch das Alter des Dichters giebt dem jugendlich reinen, warmen, liebevollen Geist, der in diesen Stellen athmet, etwas so ehrwürdiges als rührendes.

Berlin, b. Lagarde: *Lafontaines Fabeln*, französisch und deutsch. Herausgegeben von *S. H. Catel*, Prediger in Berlin. Die ersten vier Bücher. 1791. 217 S. 8. (12 gr.)

Hr. C. giebt den Gesichtspunkt nicht an, aus dem er dieses Buch betrachtet wissen will, das zugleich eine neue Ausgabe eines unvergeſslichen Dichters, eine Sammlung ihm nachgeahmter Stücke deutscher Dichter, und Bekanntmachung ähnlicher, bisher noch ungedruckten Versuche ist. Er sagt nicht, in welcher Absicht er die deutschen Nachbildungen dem Original an die Seite gesetzt. Zum Verständniſs desselben wahrscheinlich nicht: denn selbst für die ersten Anfänger einer Sprache taugt es nicht, wenn sie Schriftsteller mit Uebersetzungen in die Hände bekommen. Ueberdieſs sind die hier gesammelten gröſstentheils so frey, daſs sie schon deshalb nicht zu diesem Zwecke dienen können. Wollte Hr. C. die Vergleichung des französischen Fabulisten mit seinen deutschen Nachahmern, als ein Mittel zur Bildung des Geschmacks, erleichtern, so hätte er besser nur Stücke von vorzüglichem Werth aufgenommen. — Nur sechszehn Fabeln sind aus den Werken bekannter Dichter entlehnt, die übrigen erscheinen jetzt zum erstenmahl. Ob der Herausgeber auch Vf. derselben sey, wird nicht bestimmt gesagt. Sie sind nicht ohne Werth, und zum Theil vorzüglich gut gerathen. Verdienstlicher gleichwohl wäre unsers Bedünkens die Bemühung des Vf. worden, wenn er, statt Stück für Stück zu verdeutschen, — eine Arbeit, die bey einem Dichter, wie Lafontaine, mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft war, — lieber einzelne Fabeln ausgewählt, und auf deren Bearbeitung desto mehr Zeit und Mühe verwandt hätte. Nicht alle deutsche Nachahmungen waren dem Herausgeber bekannt: er kennt aus diesen vier Büchern überhaupt nur 23. Rec. besinnt sich, ohne Nachsuchung, allein auf 33, alle von guten Dichtern. Als eine Probe seiner Arbeit sehen wir den Anfang der 14 F. des 1 Buchs her:

Simonides und die Götter.

Malherbe sagt: drey Sachen in der Welt,
Die Götter, die Geliebte und den König,
Lobt einer nie zu viel und oft zu wenig.
Malherb' hat Recht. Denn was gefällt
Uns mehr, als Lob? Was mag man lieber hören?
Die Könige belohnen es mit Ehren;
Die Schönen mit Gefälligkeit und Gunst;
Die Götter, wie? — Ihr sollt' es hören!

Simonides, berühmt in jener Kunst,
Die Götter und die Helden zu besingen,
Lieſs einstens sich von einem Fechter dingen,
Der in den Spielen Ruhm und Preis gewann,
Ihn zu verewigen. Der gute Mann
War ein Athlet und weiter nichts; kein Adel,
Kein alter Stamm, sein Leben schlicht und plan,
Gleich weit entfernt von Lob und Tadel.

Nachdem der Dichter alles mögliche gethan,
Um seinen Helden auszuschmücken,
Blieb ihm nichts übrig, als mit Seitenblicken
Sich aus der Noth zu ziehn; vom edlen Brüderpaar,
Das einst der Fechtkunst Zierde war,
Von Kastors Thaten, Pollux Siegen
Viel herrliches zu singen und — zu lügen.
Die beiden Götter nahmen vom Gedicht
Zwey Drittel ein. Es war für ein Talent bedungen,
Der Fechter zahlt ein Drittel nur und spricht:
„Hier ist mein Theil, du hast noch zwey besungen.
Von denen fodere den Rest; *ich* geb' ihn nicht.
Doch willst du diesen Abend bey mir essen,
Willst du den kleinen Zwist bey einem Glase Wein
Und einem vollen Tisch vergessen;
So finde dich bey Zeiten ein.
Du sollst mir sehr willkommen seyn,
Und wirst recht liebe Gäste finden."
Simonides, aus guten Gründen,
Mag keinen Streit, und denkt: man kürzt zwar meinen Lohn,
Doch dieſs ersetzt der Andern Beyfall schon.
Kurz er verspricht, sich pünktlich einzufinden,
Und kömmt. Man iſst, man trinkt u. s. w.

Diese ganze Fabel, und so noch mehrere, ist bis auf einzelne schwache Zeilen und prosaische Ausdrücke mit einer Leichtigkeit und Anmuth erzählt, die dem Vf. unter den bessern Nachahmern des L. eine Stelle geben. Doch nicht immer ist er so glücklich: wie tief er zuweilen sinken kann, beweisen folgende Zeilen:

Es heiſst, am sechsſten Schöpfungs*tag*
Versah uns die Natur mit zweyen Beutelsäcken.
Des Nächsten Fehler pflegt man *vorn zu stecken*,
Die eignen ruhn im Hinter*sack*.

L. Zuschrift an den Dauphin hat der Vf. in eine Dedication an den Prinzen Friedrich Wilh. Karl v. Preussen verwan-

verwandelt, ohne doch den so auffallend falschen Gedanken der letzten Verse zu ändern.

Et si de t'agréer je n'emporte le prix,
J'aurai du moins l'honneur de l'avoir entrepris.
Und wenn Dir ja diess Kinderspiel
Kein Lächeln abgewann, wenn es Dir nicht gefiel;
So lass ich's mir am *Ruhme* schon genügen:
Ich *wollte* Dich vergnügen.

Blosser guter Wille gewährt nirgend, am wenigsten in Sachen des Geschmacks, Ruhm und Ehre.

Stuttgardt, b. d. Vf.: *Fabeln und Erzählungen nach Phädrus und in eigner Manier* von *Joh. Fr. Schlotterbek*, mit einer Vorrede von Schubart. Erstes Bändchen. 1790. XVIII. u. 190 S. 8. (14 gr.)

Wenn Hr. *S.* gutem Rath folgen will, so läst er es, vor der Hand, bey diesem Bändchen bewenden. Sein Talent (wenn er dessen wirklich besitzt) und sein Geschmack sind beide noch viel zu roh, vor dem Publicum aufzutreten, das sich nur an schon erworbenen Kunstfertigkeiten ergötzen, nicht Zeuge der Uebungen des Anfängers seyn mag. Die dem Phädrus nacherzählten Fabeln sind mehr travestirt, als nachgeahmt. Wir würden diess nicht als Vorwurf sagen, wenn es mit Geist und ächter Laune geschehen wäre. Die eignen Erfindungen des Vf. sind sehr dürftig gerathen; die Moral ist meist gemein und passt selten zur Fabel. Der Vorredner selbst nennt den Vf. „einen sklavischen Nachahmer *Pfeffels*" (er hätte hinzusetzen können: und *Bürgers*, dem er in der Romanze unglücklich genug nachsingt) und darinn hat er sehr Recht; allein von „der Laune und dem *heimischen* Witz," den er ihm beymisst, haben wir die Spuren nicht entdecken können, sie müssten dann in Zügen, wie folgende, zu suchen seyn:

Feurig liebt' ich auch ein Mädchen,
Weiss, wie Postpapier, und fein —
oder: Wirf nicht selten einen Blick
Auf des Bruders grösre Plagen,
Um in deinem Missgeschick
Nicht, als *Haase*, zu verzagen.
oder: Dann (denn) seit Jäger *Hörner* tragen,
Trägt der Hirsch ein Hirschgeweih —
oder endlich: Nur muthig! Die Weiber sind sonderer Art,
Sind *weicher, als Butter*, und scheinen nur hart —

In der Vorrede urtheilt Hr. *Schubart* in seinem bekannten feyerlich-possirlichem Tone über die deutschen Fabeldichter ab. Er sagt nichts Neues, aber desto mehr Unrichtiges und Seltsames. Er klagt über den Mangel einer Geschichte der deutschen Poesie, glaubt aber doch, dass es jetzt, nachdem Bodmer, Ramler, Hottinger u. a. so *köstliche* Beyträge geliefert, *leicht* sey, „aus diesen „Porphyrtrümmern und Sandsteinen ein Pantheon zu er„richten, in welchen die Ehrensäulen unsrer Dichter „*nach allgemein anerkannter Rangordnung* aufgestellt wä„ren." Dagegen findet er die Sprache in den Fabeln der Minnesinger „*schwer* zu verstehen." Reineke der Fuchs, diess *weiland mit verschlingender Begierde* gelesene Gedicht, gehöre zwar zur komischen Epopöe, *sey* aber doch, *im Grunde genommen*, eine grosse, weitläuftig ausgeführte Fabel. Aphthonius soll die Fabel *am besten* definirt haben, und seine Classification *erschöpfend* seyn. *Rollenhagens* Schilderung des Mäusekönigs:

Kam aus dem Wald ein kleiner Mann,
Hat ein schön weisses Pelslein an,
Rothe Korallen um den Hals,
Einen Leibgürtel vergüldet als,
Und führt ein Schwänzlein, als ein Schwerdt,
Trabet hereiner, wie ein Pferd u. s. w.

kann Hr. S. *nie ohne Entzücken* lesen. Hingegen wirft er Gellerten „*Undeutschheit* in Worten, *Versbau* (!!) und Gesinnungen" vor. Was man nicht erlebt! Gellert muss sich der Undeutschheit bezüchtigen lassen, und zwar von einem Mann, der mehr als irgend einer die liebe Muttersprache mishandelt. An Pfeffel „dem Seher ohne Augen" preist Hr. S. „jene *Korrektheit, die* „*den Blinden eigen ist*, indem sie nicht zerstreut werden „durch die tausendfältigen Strahlenbrechungen und Far„ben äusserer Gegenstände." — Schade um die sinnreiche Erklärung, dass die Erscheinung selbst, die sie begreiflich machen soll, eine leere Grille ist, die alle Erfahrung gegen sich hat!

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgesch. *Nürnberg*, b. Bischoff: *Novae insectorum Species*, quas dissertationis academicae loco, in florentissima ad Auram Academia, Praeside *Johanne Leche*, Med. Doct. et Prof. ordin., naturae curiosis examinandas proponit *Isaacus Uddman* Ostrobotniensis. Aboae ad diem XXIII Junii Anno MDCCLIII. Editio altera, curante D. *Georg. Wolfgang. Fr. Panzero*, Reipublic. Norimb. Physico ordin. etc. 1790. 8 Bog. in 4 mit zwey Kupfertaf. Bey der Seltenheit dieser Uddmanschen Dissertation, in welcher 100 Insecten aus verschiedenen Ordnungen sehr deutlich und gut beschrieben sind, und deren Werth selbst der seel. Linné dadurch anerkannte, dass er sich in seinen Schriften sehr oft auf sie berief, war die abermalige Ausgabe derselben ein verdienstliches Werk, dergleichen wir schon mehrere dem um viele Fächer der Naturgeschichte verdienten Hn. D. *Panzer* zu verdanken haben. Durch die von ihm beygefügte Nomenclatur über die von Uddmann beschriebene Insecten, hat diese Ausgabe noch einen grossen Vorzug vor der ersteren.

Kinderschr. *Eisenach*, b. Meyer u. Sohn: *Buchstabir- und Syllabirbuch für die Schulen des Fürstenthums Eisenach.* Auf hohen Befehl u. mit herzogl. Sächs. Privilegio. 1¼ B. 8. Ist von dem Wuste der gewöhnlichen Fibeln gereinigt, enthält dagegen einige Paradigmen der deutschen Declinationen und Conjugationen, doch ohne grammatische Kunstwörter. Unter den Sprüchen und Versen sind doch manche, die Kindern unmöglich verständlich gemacht werden können. Z. B. Wandelt in der Liebe, gleichwie Christus euch hat geliebet. Drück Jesu in mein Herz dein Bild u. s. w. Das Vater Unser und die Morgen und Abendsegen fehlen auch nicht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 28. October 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

KEMPTEN, in der Stiftsbuchdruckerey: *Die heilige Schrift des Neuen Testaments.* Auf Befehl — Hn. Rupert II. Abten des F. Hochstifts Kempten, zum Nutzen und Gebrauch der hochfürstl. Unterthanen. Herausgegeben von *Dominikus von Brentano*, hochf. kemptischen geistl. Rath und Hofkaplan. Erster Theil. 1790. 680 S. Zweyter Theil. 1791. 1026 S. gr. 8.

Unter der Veranstaltung eines der aufgeklärtesten und thätigsten Prälaten der deutschen katholischen Kirche, durch dessen apostolische Hirtenbriefe und patriotische Einrichtungen in einer sonst verlasnen und öden Gegend schon manche edle Frucht erzeugt und zur Reife gebracht ist, sollte auch der Laye mit der Bibel genauer bekannt werden, in einer Uebersetzung, welche dem Geist unsers Zeitalters durch Deutlichkeit und Würde des Ausdrucks angemessen, durch Richtigkeit nach dem Original zur reinen Erkenntnifs der einfachen christlichen Wahrheit brauchbar, durch strenge Censur wider jeden Verdacht gesichert und durch die herzlichen Empfehlungen eines ächten Seelenhirten als legitim autorisirt wäre. Ueber diese edle Absicht erklärt sich der vorausgeschickte Hirtenbrief so würdig: „Wir entschlossen „uns — eine eigne Ausgabe des N. T. für nichtstudirte „Christen nach dem Grundtexte selbst besorgen zu lassen, „in der sichersten Ueberzeugung, dass, wenn wir dadurch „das Bibellesen unter dem gemeinen Volk beförderten, „der gemeine Mann auch bald heller denken, nicht „mehr so an Vorurtheilen und Aberglauben kleben, son„dern zum soliden christlichen Unterrichte gelehriger „und empfänglicher und zur Ausübung christlicher und „bürgerlicher Tugenden geneigter werden würde." Zwar scheint es, dass nach dem Wetteifer, womit seit einigen Jahren in öffentlichen und Privatversuchen neue Bibelübersetzungen durch katholische Theologen gemacht worden, eine neue Version überflüssig wäre; allein, auch ohne andre Schwierigkeiten ihrer Verbreitung, die in den Verhältnissen ihrer Verfasser und Localumständen liegen, würde doch, ehe sie sicher gelesen werden dürften, die Autorität der geistlichen Obern dazu kommen müssen, um den Layen sie zu gestatten: und da es allen bisherigen von *Weitenauer*, *Feilschütz*, *Braun* u. a. bald an Verständlichkeit, bald an Richtigkeit fehlt; so kann eine neue Uebersetzung, unter der Direction *dieses* Prälaten, der die Besorgung davon einem Manne, welcher dieser Arbeit gewachsen ist, übertragen hat, ein nützliches und schätzbares Product seyn: wenn nur nicht die Weitläuftigkeit und der grösere Preis des Werkes seiner Ausbreitung und seinem Gebrauch hinderlich wird.

Nach dem ursprünglichen Plan sollte die *Fuldaische* oder Feilschützische Uebersetzung zum Grunde gelegt, neben ihr, in Paraphrasengestalt, der Sinn ausführlicher und heller dargestellt und in den Anmerkungen die nöthigen Erörterungen über die dunklern Stellen mit der Anleitung zu ihrem moralischen Gebrauch ertheilt werden, um auf diese Art den Wünschen und Bedürfnissen aller Arten von unstudierten Lesern abzuhelfen: allein Hr. *v. Brentano* fand bald, dass es besser und verdienstlicher sey, eine neue Uebersetzung zu liefern, welche durch ihre Ableitung vom Grundtext, durch Genauigkeit, Kürze und Reinigkeit der Fuldischen den Vorzug streitig machen kann. Wie genau und gut sie ist, zeige die Uebersetzung von Luc. I, 1., die wir nirgends so präcis gefunden haben: *Da schon Verschiedene versucht haben, Nachrichten von den Begebenheiten zu geben, von deren Wahrheit wir versichert sind, wie uns auch diejenigen berichtet haben, die nicht allein Augenzeugen, sondern auch Prediger der Religion gewesen sind; so habe auch ich für gut erachtet, dir, werthester Theophile, alles nach der Ordnung zu beschreiben, was ich genau geprüft und bis zu seinem Ursprung verfolgt habe, damit du einsehen mögest, auf was für einen vesten Grund die Lehren gebaut sind, worinnen du unterrichtet worden bist.* Diese Kunst des Uebersetzers vermied glücklich in sehr vielen Stellen die Hebraismen, die der Verständlichkeit im Wege stehen. Z. B. Matth. 16, 17. *Menschen haben dir diess nicht sagen können — auf diesen Felsen will ich meine Gemeine so fest erbauen, dass sie auch die gröste Macht der Bosheit nicht überwältigen soll.* Luc. 1, 19. *er hat in Davids, seines Dieners Hause, uns einen mächtigen Helfer* (χερας σωτηριας) *entstehen lassen:* (doch v. 78. ist *der Aufgang aus der Höhe* wörtlich beybehalten.) Sie wird aber noch mehr sichtbar in der Erklärung, welche dem Schrifttext zur Seite steht und die wir nicht so wohl eine *Paraphrase*, wiewohl sie zuweilen umschreibend wird, als eine modernisirte Uebersetzung und entwickeltere Darstellung des Sinnes nennen möchten. Hr. *v. Br.* gesteht selbst, dass er hiebey sich der *Hessischen* schätzbaren Schriften bedient hat; es ist aber auch sichtbar, dass er die *Bahrdtische* Uebersetzung vor Augen hatte, aus ihr mit steter bedachtsamer und religiöser Prüfung alles benutzte, was ohne Theilnahme an dessen willkührlichen Deutungen und ohne Untreue gegen den Grundtext und die Religion genützt werden konnte, und sie durch die Annäherung zum Original und den Geist des Christenthums noch verbesserte. Man darf nur Eine Stelle vergleichen, um zu sehen, wie vorsichtig der Vf. eine Uebersetzung zu Rathe zieht, die in nicht dogmati-

matischen Stellen meist den Sinn gut und edel angiebt, und daher so viel Beyfall erhalten hat, und wie da, wo Eile oder Heterodoxie den Sinn verunstaltet hat, Brentano die wilden Auswüchse beschneidet. Röm. 14, 1. fgg.

Bahrdt.	*von Brentano.*
Was jene schwachen Brüder anbetrifft, welche aus Mangel an Vestigkeit der Erkenntniss sich aus mancherley Dingen ein Gewissen machen, so lasset uns dieselben mit Sanftmuth dulden, ohne sie ihrer Vorurtheile wegen zu verdammen. Der eine ist überzeugt, dass er alles essen dürfe; der andre erlaubt sich aus *unnöthiger* Gewissenhaftigkeit nur Gemüse. Es soll deswegen *keiner den andern verachten* oder *verurtheilen.* Denn Gott hat beide in sein Reich aufgenommen. Wer will sich also unterstehen, einen fremden Knecht zu richten? Genug wenn sein Herr mit ihm zufrieden ist. Er kann sich ja noch allemal bessern. Wenigstens ist es Gott ein leichtes, ihn auf den rechten Weg zu führen. V. 17. Bedenket, dass das Glück, ein Christ zu seyn, nicht grade darinn besteht, dass man essen und trinken kann, was man will, sondern dass *Tugend, Eintracht und ein im heiligen Geist vergnügtes Herz* dasselbe ausmache.	Sollte jemand unter euch noch so schwach im Glauben seyn, dass er aus Mangel an Festigkeit in Beurtheilung verbotener Dinge zu ängstlich wäre, so duldet ihn mit Sanftmuth, ohne ihn seiner Vorurtheile wegen zu verdammen. Hier ist einer, der sich kein Bedenken macht, von dieser, wie von jener Speise zu geniessen, dort ein andrer, der sich aus Gewissenhaftigkeit nur Gemüse erlaubt. Gut — der *erstere verachte* darum den letztern nicht; und *der letzre verurtheile* eben so wenig den erstern; nahm sich ja doch Gott seiner gnädig an. Wie willst du dich also unterstehen, einen fremden Knecht, *der nicht dein Knecht ist,* zu richten? Ist es nicht genug, wenn sein Herr mit ihm zufrieden ist? Er kann sich ja allemal noch bessern. Wenigstens ist es Gott ein Leichtes, ihn aufrecht zu erhalten. — V. 17. Bedenket, dass das Glück, ein Christ zu seyn, nicht darinn bestehe, dass man essen und trinken könne, was man will; sondern *Gottes Begnadigung, Eintracht und ein in dem Herrn vergnügtes Herz* machen die Glückseligkeit des Christen aus.

Man trifft fast durchgängig in diesen Erklärungen eine gute Bekanntschaft mit der Sprache des N. T. und den besten Auslegern, helle Blicke in den Geist der Religion, Unabhängigkeit von der exegetischen Tradition, unparteyische und von der Kirchenmeynung nie gelenkte Anzeige des Sinnes an, und es ist beynahe nirgends sichtbar, zu welcher Partey der Vf. gehöre, selbst in den Stellen nicht, aus welchen zuweilen einzelne Theologen Beweise für die, nicht von der Bibel allein abhängige, Kirchenlehren genommen haben. Z. B: Matth. 16, 18. oder 1 Cor. 3, 15. und wir haben wirklich Mühe gehabt, einige Stellen zu finden, denen wir mehr Licht, oder andre Ausdrücke gewählt wünschten, wie Matth. 6, 12. *Schenke uns*, die wir täglich viel sündigen, *Schuld und Strafe.* K. 7, 22. Wir heilten *begeisterte Krankheiten*; oder die unstatthafte Erklärung Matth. 24, 28. von dem Sprüchwort: *Wo ein Aas ist, da sammlen sich die Adler: Wie der scharfsehende Adler dort am leichtesten zu finden ist, wo er seinen Raub entdeckt, so wird man den Messias nur unter den Seinigen,* d. i. unter den wahren Gläubigen *finden.* (Kann Jesus seine Gläubigen mit einem Aas vergleichen?) Hin und wieder sind uns auch Auslassungen vorgekommen, davon zwar einige kritisch zu rechtfertigen sind, wie die Weglassung der Doxologie im V. U., andre aber vielleicht als Druckfehler angesehen werden müssen, wie z. B. wenn Off. J. 17, 9. im Text bloss heisst: *die sieben Köpfe sind sieben Könige*, da das Original hat: *Die sieben Köpfe sind sieben Berge, auf denen das Weib seinen Sitz hat; und es sind sieben Könige.* Zwar wird in der Erklärung und in den Noten die Lücke ergänzt und die Auslassung ist daher nicht vorsetzlich: aber es hätte lieber das ganze Blatt umgedruckt werden sollen. So sind auch Matth. 7, 6. die Worte μηποτε — ῥηξωσιν ὑμας, die doch sehr im Bilde bedeutend sind, in der Erklärung weggelassen. Die unter dem Text stehenden *Anmerkungen* sind theils historisch, (welche bey dieser Bestimmung des Buchs zum Privatgebrauch für Christen am ersten fehlen konnten,) zuweilen kritisch, häufiger erläuternd über den Text, wo er dunkel ist, und sonst praktisch. In der *Offenbarung Johannis* sind sie zugleich sacherklärend: und wenn wir nur anzeigen, dass der Vf. sich in diesem Buche gegen alle Gefahr willkührlicher Deutungen gewaffnet habe, dass er die Bilder *meist* aus dem prophetischen Stil A. T. erklärt, dass er mit dem richtigen Blick des ächten Auslegers die Bilder als ein Ganzes betrachtet, ohne für jedes einzelne einen besondern Gegenstand in der Kirchengeschichte aufzusuchen: so werden *Kenner* der Auslegung und Freunde der Religion auch hieraus, wie aus dem ganzen Buche, sehen, wie sehr sich Hr. *v. Brentano* zu dem Beruf legitimirt hat, ein Uebersetzer der Bibel zu werden, wie viel Dank ihm und seinem würdigen Fürstabt für diese Veranstaltung gebühre, und wie gross die Früchte seyn werden, die ein allgemeiner Gebrauch dieser vortrefflichen Uebersetzung, welcher selbst unter den Protestantischen an Güte keine gleich kommt, für Aufklärung in der Religion und für die Moralität erwarten lässt.

London, b. Egerton: R. *Porson's letters to Mr. Archdeacon Travis, in answer to his Defence of the three heavenly witnesses 1 Joh. 5, 7.* 1790. XXXV und 406 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Vor etlichen Jahren fing Hr. *Travis*, erst in dem Gentleman's Magazine und dann in einem eignen Buch, eine sehr ernstlich gemeynte Fehde mit *Gibbon* darüber an, dass dieser in seiner berühmten Geschichte beyläufig in einer Note geäussert hatte, der bekannte Spruch von den drey Zeugen im Himmel verdanke seine Stelle in unsern Ausgaben des N. T. der Bedenklichkeit des Erasmus, der ehrlichen Bigotterie der Complutensischen Herausgeber, einem typographischen Betrug oder Irrthum des Stephanus, und einer vorsätzlichen Unwahrheit oder einem seltsamen Missverständniss des Beza. Hr. Travis, ohne seine Kräfte zu prüfen, übernahm die Vertheidigung des Spruchs, und je weniger er von der ganzen Sache verstund, desto leichter schien es ihm, an Gibbon und an allen den Gelehrten, deren Urtheil dieser beygetreten war, zum Ritter zu werden. Seine Schrift (*Letters to Edward Gibbon Esq.*) erregten in England ungemeines Aufsehen, und erlebte kurz hinter einander (1784 und 1785) zwey Auflagen. Der Triumph der orthodoxen Freunde des Spruchs ward immer lauter, und man foderte in öffentlichen Blättern förmlich Hn. Gibbon heraus, mit dem

furcht-

furchtbaren Travis, wenn er das Herz habe, eine Lanze zu brechen. Da jener diesem die Ehre nicht erwies, Notiz von ihm zu nehmen, so hob endlich Hr. Porson den hingeworfenen Handschuh auf, und ergriff die kritische Geisel, die er, nach einem kleinen Vorspiel im Gentleman's Magazine, in dem vor uns liegenden Buch ohne die mindeste Schonung mit solcher Energie gegen Travis schwingt, dass man oft in Versuchung kommt, Mitleiden mit dem Manne zu haben. Hr. Porson selbst fand nöthig, in der Vorrede den Vorwurf, dass er sich zu viel Freyheiten gegen seinen Gegner, einen *Dignitary of the church*, erlaubt und die Gränzlinien der Höflichkeit überschritten habe, von sich abzulehnen. Im Grund läuft aber die ganze Apologie darauf hinaus, dass Travis, durch seine unglaubliche Unwissenheit, Sophisterey und Impudenz, diese und eine noch härtere Behandlung wohl verdient habe; dass niemand, der gehörige Sachkenntniss besitze, die Schrift des Gegners genau prüfen könne, ohne wechselsweise zum Lachen und zur Indignation unwiderstehlich gereizt zu werden; und dass er bey dem Lesen des Buchs des Hn. Travis, der verdienten Gelehrten äusserst verächtlich und insolent begegne, unvermerkt mit dessen Geist angesteckt worden sey. Hieraus wird man ungefähr den Ton, der in diesem Buche herrscht, abnehmen können. Man würde aber irren, wenn man daraus den Schluss machte, dass es nichts als Heftigkeiten enthielte, oder den Gegner nur lächerlich zu machen suchte, selbst aber an innerem Gehalt arm sey. Vielmehr gehört es zu den gelehrtesten und gründlichsten, die wir über Gegenstände der biblischen Kritik in neuerer Zeit aus England erhalten haben. Nur ist Schade, dass, da Hr. Travis auf allen Blättern schon zwanzigmal gekochten Kohl wieder aufwärmte, dem ehrlichen Martin fast bloss nachbetete; und nur seiner eminenten Unwissenheit und Dreistigkeit einiges Eigenthümliche verdankte, auch Hr. Porson genöthigt war, eine Menge längst ausgemachter und bekannter Sachen, die es aber doch unter *seinem* Publikum, wie man sieht, noch nicht so sind, und die auch in Deutschland manchem, der sie billig wissen sollte, noch nicht ganz geläufig seyn mögen, zu wiederholen. Indessen fand doch auch Rec. verschiedene ihm neu scheinende einzelne Bemerkungen, und einige Untersuchungen über sonst bekannte Materien dünkten ihm vorzüglich gut ausgeführt zu seyn. Auszüge gestattet die Natur der Sache nicht. Also nur eine allgemeine Anzeige des Inhalts, und dann einige Hinweisungen auf etliche der merkwürdigsten Stellen, jedoch mit Uebergehung dessen, was nur zur Beschämung und Correction des Hn. Travis und zur Rectificirung seiner Bewunderer bestimmt war. Die abgehandelten Materien sind folgende: Von Griechischen Handschriften, die entweder den bestrittenen Spruch haben, oder von denen vorgegeben worden ist, dass er darinn stehe; von der lateinischen, syrischen, koptischen, arabischen, äthiopischen, armenischen und slavonischen Uebersetzung, in so fern bey diesem Streit eine von beiden Parteyen sich auf sie beruft; dass kein einziger griechischer Schriftsteller der alten oder mittlern Zeit den Spruch jemals angeführt habe; dass er bey lateinischen Schriftstellern erst sehr spät vorzukommen anfange; endlich, von den Ausflüchten, die man gebraucht hat, um die Abwesenheit des Dictums in so vielen Handschriften, Uebersetzungen und Schriften der Kirchenväter zu entschuldigen. Vorzüglich bemerkenswerth scheinen dem Rec. folgende Stellen, ob sie gleich nicht lauter neue Entdeckungen enthalten: S. 30. und 39. wie Valla bey Abfassung seiner Annotationen über das N. T. seine griechischen Handschriften gebraucht habe; S. 43—53. dass die Complutenser Editoren den 7ten Vers in keiner ihrer griechischen Handschriften fanden, und Stunica keine, die ihn gehabt hätte, kannte, und wie jene zu ihrem griechischen Text gekommen seyn mögen. (Von dem über den Werth der Complutischen Ausgabe in Deutschland geführten Streit weiss der Vf. nichts, und in der Vorrede sagt er, dass er Semlers deutsche Abhandlung über den berühmten Spruch sich nicht habe verschaffen können.) S. 61. 80. und 89. wird an dem Exempel der Excerpte des Stephanus aus der Complut. Ausgabe einleuchtend gezeigt, wie unvollständig und fehlerhaft dieses Editors Auszüge aus den von ihm gebrauchten codicibus seyen. Der Beweis hätte aber noch sehr geschärft werden können, wenn auch auf die von neuern Gelehrten vorgenommenen Collationen Stephanischer Handschriften, z. B. Steph. β und η, Rücksicht genommen worden wäre. S. 97. wird bemerkt, dass nach R. Simon und Martin, der jenem vermuthlich nur nachspricht, in Hentenii lateinischer Bibelausgabe von 1547 das Auslassungszeichen 1 Joh. 5, 7. bloss zu den Worten *in coelo* gesetzt seyn solle. Hr. Porson aber fand in seinem Exemplar den ganzen 7ten Vers obelisirt. Es entsteht also die Frage, ob es von einander abweichende Exemplare der gedachten Ausgabe gebe, oder ob Simon geirrt und eine andre Ausgabe, etwa die Antwerper von 1572, im Sinn gehabt habe? Eine ähnliche Frage wird S. 132. wegen einer unsern Vers betreffenden Anmerkung der Löwenschen Theologen oder des Lucas von Brügge aufgeworfen. Simon führt sie aus der Ausgabe von 1574 an. Hr. Porson hat mehrere Exemplare der Antwerper Ausgabe von diesem Jahr gesehen, die aber weder Noten haben, noch in der Vorrede eine solche Bemerkung enthalten. Hingegen in den Ausgaben von Luc. Brug. Noten seit 1580 findet sich eine solche Anmerkung zu 1 Joh. 5, 7., nur ist sie bestimmter und unzweydeutiger als die von Simon angeführte, welche Travis sehr unrichtig von griechischen Handschriften, in denen die Löwenschen Theologen den Spruch gefunden haben sollten, verstund, da sie doch von griechischen Ausgaben redet. S. 105—117. einige gute Bemerkungen über die Dubliner Handschrift, (*cod. Montfortii*) welche den 7ten Vers hat, und dass sie von dem *brittannico* des Erasmus nicht verschieden sey; aber immer bleibt noch der Wunsch übrig, dass ein geübter Sachkenner eine wahrhaft kritische Beschreibung der auch in andern Rücksichten merkwürdigen Handschrift, und eine ganz vollständige genaue Collation derselben geben möchte. S. 131. werden 112 wirklich noch vorhandene griechische codices, die den Vers auslassen, aufgezählt. S. 180—199 umständlich von der Armenischen Uebersetzung und dem Werth ihres vermeynten

Zeugnisses für 1 Joh. 5, 7. S. 218. Euthymius Zigab. hat die Worte και τα τρια ἑν nicht aus 1 Joh. 5, sondern aus dem Gregorius Nazianz. genommen; das andere Allegat aber, in welchem Euthymius den 7ten Vers in extenso angeführt haben soll, fehlt in einer Bodlejanischen Handschrift eben so, wie in den dreyen von Matthaei verglichenen, und ist unwidersprechlich eine Interpolation des griechischen Herausgebers. S. 264—279. vergl. S. 347. sucht der Vf. gegen die gemeine Meynung wahrscheinlich zu machen, dass Fulgentius den 7ten Vers noch nicht in seinen Handschriften des N. T. gefunden habe, und in der bekannten Stelle seiner *Respons. ad Arian.* nur sagen wolle, die citirten Worte müssten, ob man sie gleich in Handschriften nicht finde, doch ächt seyn, *weil* Cyprian sie anführe. Rec. findet sich aber hier noch nicht völlig überzeugt. S. 291 — 306. sind die Gründe, dass Hieronymus nicht der Verfasser des Prologs zu den katholischen Briefen sey, gut aus einander gesetzt, und unter andern wird aus Handschriften die Bemerkung bestätigt, dass Hieronymus, wo er von den sieben katholischen Briefen zusammen genommen redet, sie nicht *canonicas*, sondern *catholicas*, nenne, obgleich die ältern Ausgaben seiner Werke die erste Benennung in etlichen Stellen haben, und er auch wirklich einzelnen Briefen dies Prädicat zuweilen beylegt. Nach S. 316. lassen wirklich die ältesten Ausgaben von *Eucherii formulis* (Paris ohne Jahrzahl, und Basel 1530) gerade so wie die von Griesbach angeführte Ausgabe des Flacius die drey himmlischen Zeugen weg, und erweisen also die Richtigkeit des Verdachts, dass Brassicanus hier den Eucherius verfälscht habe. S. 316 - 337. viel treffendes über das Glaubensbekenntniss der 400 Afrikanischen Bischöfe bey dem Victor. S. 343. wird mit mehrern Gründen wahrscheinlich gemacht, dass in dem Buch *contra Varimadum* die Anführung 1 Joh. 5, 7. 8. eine spätere Interpolation sey, die vermuthlich von eben dem Betrüger herrühre, welcher dem Pabst Hyginus eine Decretale, die grossentheils aus dem Buch *contra Varimadum* compilirt ist, unterschob, und seine Dankbarkeit für die aus diesem Buch erborgten biblischen Citate dadurch bewies, dass er es dagegen mit dem Allegat 1 Joh. 5, 7. 8. bereicherte, Dem nehmlichen Betrüger möchte H. Porson auch den dem Hieronymus angedichteten prologus zuschreiben. S. 349. wird behauptet, dass Cassiodorus in seinem Text des N. T. die himmlischen Zeugen noch nicht gefunden, sondern das, was man für eine Anführung derselben halten will, aus der mystischen Erklärung des Eucherius, dessen Schriften er auch sonst anführt, entlehnt habe. Hin und wieder giebt Hr. Porson auch Nachrichten von lateinischen Handschriften des N. T., die er selbst untersucht hat. So meldet er S. 139., dass er 50 Handschriften der Vulgate bey 1 Joh. 5. nachgesehen habe. 32 davon liessen den Schluss des 8ten Verses aus, und 18 behielten ihn; doch stund er in 2 nur am Rande, und in 1 war er roth unterstrichen; in allen aber lautete er entweder *et tres unum sunt*, oder *et hi tres unum sunt*. In 1 fehlten die Schlussworte des 7ten Verses; 2 hatten *filius* statt *verbum*, und eben das fand sich auch in 2 Handschriften in französischer Sprache; 2 liessen *sanctus* aus; 9 setzten den 8ten Vers vor den 7ten, wovon eine den achten mit *et* und den siebenten mit *quoniam* anfing, so wie in einer andern, welche die gewöhnliche Ordnung der Verse beybehält, der siebente mit *et* und der achte mit *quoniam* anhebt. Ferner hatte 1 die himmlischen Zeugen am Rand von der ersten Hand, und 1 hatte sie gar zweymal, vor und nach dem achten Vers. Die eine von den erwähnten französischen Handschriften liess *en terre* aus, und eben dieses *in terra* fehlte auch in 10 von Hn. P. nachgesehenen Handschriften des Beda Venerab. wovon eine vom Jahr 818 ist, und nur in einer einzigen, noch dazu jungen, fand es sich. Der Zusatz: *in Christo Jesu unum sunt*, der bey dem auctor *de trinitate*, den man für Vigilius Taps. hält, etlichemal vorkommt, gehörte nach Hn. P. Bemerkung ursprünglich zum achten Vers, wo ihn wirklich eine Handschrift zu Toledo und einige MSS. des Ambrosius haben; als aber aus dem achten Vers der siebente gebildet würde, ging auch dieser Zusatz aus jenem in diesen mit über. Der dem Hieronymus fälschlich beygelegte Prolog fehlte (S. 291.) in 6 Handschriften; in 34 stund er ohne Namen des Verfassers; nur 8 hatten ihn unter Hieronymi Namen; in 1 war das Blatt verloren gegangen, und von 2 hatte Hr. P. vergessen, sich etwas aufzuzeichnen. — Diese wenige Proben beweisen hinlänglich, dass Hr. P. aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse nicht nur Altes, sondern auch Neues vorzubringen vermöge. Bey Durchlesung der in diesem Buch enthaltenen summarischen Darstellung des Streits und der von beiden Parteyen gebrauchten Gründe, drängt sich besonders die Bemerkung auf, dass eines theils offenbare Betrügerey und andern theils Unredlichkeit oder doch strafbarer Leichtsinn der jüngeren Abschreiber und der Editoren ganz ausserordentlich in Verbreitung des berüchtigten Spruchs geschäftig gewesen sind. Offenbare Betrügerey sind Hieronymi Prolog, Hygins und Johanns Decretalen, und der Ravische Codex. Jüngere Abschreiber aber oder Editoren haben eigenmächtig die Stelle eingeflickt im Eucherius, dem auctor de trinitate etlichemal, dem Buch contra Varimadum, dem Euthymius Zigabenus, dem Bryennius, dem Apostolos, der Syrischen, Armenischen und Slavonischen gedruckter Uebersetzung, in welche sich der Spruch mehrere Decennien nach Luthers Tode erst eingeschlichen hat. Man wird wenige oder keine Beyspiele haben, dass von so vielen Menschen älterer und neuer Zeit so viele böse oder doch schlechte Künste zum Behufe irgend einer Stelle angewandt worden wären.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. October 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Haarlem, b. J. van Walre: *Verhandelingen uitgegeeven door de Hollandsche Maatschappye der Weetenschappen te Haarlem.* 26 Deel. 1789. 323 S. 8.

Dieser Band ist gröfstentheils hydraulischen Inhalts. Die Societät hatte die Frage aufgegeben: „Ob die „Schnelligkeit eines Stroms, in irgend einem Grad von „Tiefe, und dem zufolge auch die mittlere Schnelligkeit in irgend einem Abschnitte eines Flusses, durch „eine theoretische Formel bestimmt werden könne, und „ob diese Formel durch die Erfahrung bestätigt werde? „Oder ob diese Schnelligkeit blofs durch Messen könne „bestimmt werden? Sollte das Letztere wahr seyn; so „wird gefragt: durch was für ein Instrument die verschiedenen Schnelligkeiten eines Stroms, in jeder gegebenen Entfernung von der Oberfläche, am zuverlässigsten können gemessen werden?" Hr. *Christian Brunings*, Oberauffeher über die Flüsse in Holland und Westfriesland, hat diese Frage beantwortet, und seine Abhandlung ist hier eingerückt. In der ersten Abtheilung untersucht er die verschiedenen Theorien. *Galileis* Theorie gründete sich auf die Analogie, welche er zwischen der Bewegung des fliessenden Wassers, und dem Fall der Körper auf einer schiefen Fläche zu finden glaubte. Er schlofs hieraus, dafs die Schnelligkeit eines Stroms in eben dem Verhältnisse zunehme, als seine Entfernung von der Oberfläche, und dafs das Maafs der zunehmenden Schnelligkeit, von der Oberfläche bis in die gröfste Tiefe eines Flusses, durch einen rechtwinklichten gleichschenklichten Triangel ausgedrückt werden könnte, dessen Schenkel der Tiefe des Flusses gleich wäre. Der Vf. beweist sehr scharfsinnig die Unrichtigkeit dieser Theorie, und der Analogie, auf welche dieselbe gegründet ist. Dieses haben auch schon andere, vor Hn. Br., gethan. Er untersucht ferner die Theorie eines *Castelli* und *Guglielmini*, welche zwar von einander verschieden sind, aber doch in so ferne mit einander übereinkommen, dafs sie beide sich auf die Erscheinungen des aus der Oeffnung eines Gefäfses ausfliessenden Wassers gründen. *Castelli* nahm an: die Schnelligkeit des aus dem Gefäfse ausfliessenden Wassers verhalte sich, wie die Entfernung der Oeffnung des Gefäfses von der Oberfläche des in dem Gefäfse enthaltenen Wassers, und daher nahm er den triangelförmigen Maafsstab des *Galilei* an. *Guglielmini* hingegen hatte eine andere Theorie, welche in der Folge von *Grandi* in etwas abgeändert wurde. Diese verbesserte Theorie nahm der Abbate *Frisi* an, und die meisten Schriftsteller über diesen Gegenstand sind ihm gefolgt. Indessen bemerkt Hr. Br., dafs die Erscheinungen, welche das, aus der Oeffnung eines Gefäfses, das beständig voll bleibt, ausfliessende Wasser zeigt, höchstens mit solchen Erscheinungen Aehnlichkeit haben können, welche Flüsse zeigen, die aus einem See ausfliessen. So z. B. die *Adda*, der *Mincio* und der *Tiсino* in Italien; der *Rhein*, bey seinem Ausflusse aus dem Bodensee; und die *Rhone*, bey ihrem Ausflusse aus dem Genfersee. Aber sogar bey diesen Flüssen findet höchstens eine unvollkommene Aehnlichkeit mit dem Gefäfse statt; denn das Wasser, welches aus der Oeffnung eines Gefäfses ausfliefst, fliefst frey, und hat weiter keinen Widerstand zu überwinden, als den Widerstand der Luft. Hingegen fliefst das Wasser eines Flusses, der aus einem See ausfliefst, in einem Bette, in einem Kanal, und durch das Bett wird die Schnelligkeit des Laufes verändert. *Poleni* hat dieses durch Versuche bewiesen. Er befestigte einen Kanal an die Oeffnung des Gefäfses, und fand: dafs dadurch weit mehr Wasser aus dem Gefäfse ausflofs, als vorher; dafs die Menge des ausfliessenden Wassers zunahm, wenn der Kanal bis auf einen gewissen Grad verlängert wurde; dafs aber das Gegentheil geschah, wenn man den Kanal über diesen Grad verlängerte. Hiezu kommt noch, dafs, wenn der Versuch mit dem Gefäfse gelingen soll, die Oeffnung desselben mit seinem Inhalte (wydte of hoogte) in einem gleichen Verhältnisse (eene zekere evenredigheid) stehen muss. Wenn aber durch diesen kleinen Umstand ein so einfacher Versuch ganz anders ausfällt: wie läfst sich dann diese Theorie auf die Flüsse anwenden, welche so mancherley Veränderungen, in dieser und in anderer Rücksicht, unterworfen sind? Aber aufserdem, dafs diese Theorien, wie der Vf. beweist, durch Vernunftgründe umgestofsen werden können, sind alle bisher in natürlichen Flüssen angestellten Versuche, den angenommenen Theorien geradezu entgegen gewesen. Die Schnelligkeit des Laufs dieser Flüsse nimmt, wie die Versuche bewiesen haben, in gröfserer oder geringerer Entfernung von der Oberfläche, nicht einmal nach einem regelmäfsigen, bestimmten Gesetze zu oder ab; und sogar die Schnelligkeit der Oberfläche wurde zuweilen durch Rechnung 30 bis 40mal gröfser gefunden, als dieselbe in der That war. Aller Mühe ungeachtet, welche *Michelotti* und andere sich gegeben haben, um Gesetze zu entdecken, nach denen diese Rechnungen richtiger gemacht, und auf bestimmte Fälle angewandt werden könnten, sind wir hierinn noch nicht weiter gekommen. Denn, wenn wir auch im Stande seyn sollten, die Ursachen anzugeben, welche die wirkliche Schnelligkeit eines Flusses geringer machen, als dieselbe durch Berechnung befunden wird: so können wir doch unmöglich *a priori* den Grad bestimmen, in welchem diese Ursachen

bey jedem gegebenen Falle wirken. Hr. *Kästner* hat in seinen *Anfangsgründen der Hydrodynamik* vortrefliche Bemerkungen über diesen Gegenstand gemacht. Der Vf. untersucht auf das allergenaueste, und prüft die Versuche eines *Zendrini*, *Lecchi*, *Lorgna*, *Michelotti* und *Ximenes*. Er beweist, dass alle diese Versuche, weit entfernt, die Wahrheit irgend einer Theorie darzuthun, vielmehr zeigen, dass alle Theorien ungegründet sind. Daraus schliesst er: dass weder eine Theorie jemals erfunden worden ist, noch erfunden werden wird, nach welchen die Schnelligkeit des Laufes der Flüsse bestimmt werden könnte; dass diese Aufgabe blos allein eine physische Aufgabe sey; und dass demzufolge sorgfältig angestellte Messungen das einzige Mittel seyen, dieselbe aufzulösen. In dem dritten Abschnitte sucht der Vf. zu bestimmen, welches das beste Instrument seye, um die Schnelligkeit eines Flusses, in jeder gegebenen Entfernung von seiner Oberfläche, zu messen. Er beschreibt alle Instrumente, welche zu diesem Zwecke bisher sind erfunden worden. Er beweist, dass sie alle fehlerhaft sind, und beschreibt ein anderes Instrument, von seiner eigenen Erfindung, mit welchem auch schon einige Versuche in dem Rhein und in der Yssel gemacht worden sind, welche hier beschrieben werden. Auf diese Abhandlung folgen: *Bemerkungen über die Blüten des Baumes, welcher die Muskatnüsse trägt*, von Hn. *Houttuyn*. Von diesem Baume hat man schon viele Beschreibungen; aber der Blüthen wird nicht erwähnt. *Munting* sagt: diese Blüthen seyen weiss, wie die Blüthen des Kirschbaumes und des Pfirsichbaumes. Solche Blüthen trägt aber nur der wilde Muskatennussbaum, dessen Früchte nicht sehr geschätzt werden. *Rumpfs* Beschreibung kommt mit den Exemplaren überein, welche man in Holland aus Batavia erhalten hat. Aber über das Geschlecht dieser Blumen war man bisher noch ungewiss. Nun hat eine genauere Untersuchung mit dem Mikroskop bewiesen, dass die Blüthen Hermaphroditen sind, und unter die *Gynandria dodecandria* gehören. 3) Beantwortung der Frage: *Welches sind die Gegenstände der holländischen Naturgeschichte, von denen sich mit Grund erwarten läfst, dass eine genauere Untersuchung derselben für Holland nützlich seyn könnte?* von Hn. S. J. *van Gruns*. Der Vf. empfiehlt die *Urtica dioica* vor allen andern Pflanzen. Sie dient als ein vortrefliches Futter für die Kühe, und vermehrt die Menge der Milch. Auch soll diese Pflanze ein Vorbauungsmittel gegen die Ansteckung der Rindviehseuche seyn, indem man bemerkt habe, dass alle Kühe, welche damit gefüttert wurden, von der Ansteckung der Seuche frey geblieben seyen. Für die Schaafe geben die getrockneten Blätter derselben ein gutes Winterfutter (wintervoer). 4) *Nachricht von einem neuen Hyetometer*, von *Christian Brunnings*. Der Vf. zeigt, dass alle, bis jetzt erfundene, Instrumente um die Menge des in einer gegebenen Zeit gefallenen Regens zu bestimmen, fehlerhaft seyen. Nachher beschreibt er ein neues, zu diesem Zwecke von ihm erfundenes, Instrument, welches, zufolge der mit demselben angestellten Versuche, sehr genau zu seyn scheint.

STOCKHOLM, b. dem Controlleur Cronland: *Bruks-Idkares, Städers och Borgerskaps ömse förmoner och skyldigheter i stöd af författningar*, utgifne af *Jac. Albr. Flintberg*, Notarius i Kongl. Maj.ts och Rikes Commerce - Collegio. Andra Delen. *om Rikes Städer; första afdelningen.* (Vortheile und Kosten derjenigen, welche Bergwerksnahrung treiben, imgleichen der Städte und Bürger, nach Anleitung der desfalls ergangenen Verordnungen, herausgegeben von J. A. Flintberg, Secretair im königl. Commerzcoll. Zweyter Theil. Erste Abtheilung, von den Städten im Reich.) 1789. 3 Alph. 2 B. in 4.

Hr. F., der schon 1786 anfing, unter einem fast ähnlichen Titel: *Nachrichten vom Minuthandel und den Handwerken in Schweden in alphab. Ordnung* zu liefern, beschäftigte sich in dem ersten im v. J. schon angezeigten Theil dieses neuen Werks blos mit denjenigen, die mit den Bergwerken zu thun haben, ihren Rechten und Oneribus. Hier kommt er nun auf die Städte, und handelt in dieser ersten Abtheilung nur noch von den Städten, die in der Landshauptmannschaft von Stockholm, Upsala, Nycoping, Westerås, Örebro und Fahlu liegen, nemlich folgende: Stockholm, Södertelge, Norrtelge, Sigtuna, Östhammar, Öregrund, Upsala, Enköping, Nycoping, Trosa, Stregnäs, Thorshälla, Eskilstuna, Mariaefred, Malmköping, Westerås, Arboga, Köping, Sahla, Örebro, Askersund, Lindesberg, Nora, Fahlun, Hedemora und Säther. Bey einer jeden dieser 26 Städte wird geredet von ihrem Alter, ihrer Lage und Grösse, der Hafen und Stapelgerechtigkeit, dem innern Handel, der Seglationsfreyheit und Frachtfahrt, dem Handelsdistrict, der Fischerey, dem Holzzugang, den Märkten, Einkünften, Zöllen und Abgaben, sowohl an die Krone als an die Stadt, den Importen und Exporten, den Grosshändlern, Krämern und ihrer Anzahl, der Menge und Grösse ihrer Fahrzeuge und Schiffe, der Anzahl der Schiffer und Matrosen, den Handelscompagnien, den Fabriken und Fabrikanten, Arbeitshäusern, Handwerkern, der Volksmenge, Consumtion, dem Stadtregiment, dem Magistrat und den Altermännern, der Policey, der Posteinrichtung, der Matrosenhaltung, Wachhaltung, Einquartirung, den Streitigkeiten derselben mit andern Städten, den Bergwerksinhabern, dem Adel, den Landleuten, den Privilegien und liegenden Gütern u. s. w. einer solchen Stadt. Er bestärkt alles, was er darüber sagt, mit den dabey angeführten königl. Verordnungen. An Fleiss und Mühe hat er es nicht fehlen lassen, und da er nicht nur selbst Secret. im Commerzcoll. ist, sondern ihm auch nach einem königl. Befehl von 1786 alle von ihm verlangten Nachrichten aus den übrigen Reichscollegien und von allen Communen mitgetheilt werden sollten; so war er im Stande, uns ausführliche, zuverlässige, und aus den Quellen selbst geschöpfte, Nachrichten zu liefern, und man lernt hier die innere Verfassung der schwed. Städte weit genauer, als bisher, kennen. Von der eigentlichen Einrichtung des Stadtregiments hätten wir doch bisweilen mehr zu wissen gewünscht. Bey den Abgaben hat sich Hr. F. am weitläuftigsten verweilt. Rec. will hier nur etwas von Stockholm anführen, welche Stadt allein die Hälfte dieses Bandes einnimmt. So liest man z. E. S. 26. eine Nachricht von dem schwed. Product-Placat von 1724, welches allen Fremden bey Stra-

fe

se der Confiscation von Schiff und Gut verbietet, mit ihren Schiffen andere als ihre eigne Landesproducte, oder die aus ihren eigenen Colonien, Pflanzungen und Handelsplätzen kommen, nach Schweden zu bringen, noch schwedische Effecten von einem Ort des Reichs zum andern zu führen, und welches schwedischen Kaufleuten gleiche Strafe drohet, welche auf fremden Schiffen andere Waaren nach Schweden führen, als die in dem Lande, wo das Fahrzeug zu Hause gehört, erzeugt werden. Stockholms Frachthandel besparte im Jahr 1768 Schweden allein eine Summe von 25 T. Goldes S. M. Nirgends sind die Abgaben so ausführlich angezeigt, als hier, von S. 19 bis 194., und es sind allein 73 dergleichen verschiedene Abgaben, die in Stockholm zu erlegen sind, angeführt. S. 99. findet man die in Schweden errichtete Feuerbaker, wo des Nachts zum Zeichen für Seefahrende Lampen oder ein Steinkohlenfeuer unterhalten wird, und davon die meisten zur Vermehrung des Scheins mit polirten Stahlspiegeln versehen sind, aufgezählt; und S. 116. sind die dort gewöhnlichen Algierischen Seepässe, die gleich einer ehemaligen Tessera hospitalis durschnitten sind, beschrieben. Nach S. 126. war 1740 allen Krugmüttern und Trödelweibern in Stockholm anbefohlen, bey Verlust ihrer Nahrung eine gewisse Parthie Garn für dortige Fabriken zu spinnen. Um davon frey zu werden, erklärten sich die Krüger in Stockholm, zum Spinnhausfond jährlich 10000 Thaler S. M. zu bezahlen, welches auch noch geschieht. S. 199. ist nach einem von den fünf Jahren 1782 bis 1787 berechneten Medium angeführt, wie viel darnach jährlich von Stockholm ausgeführt worden, und betrug solches z. E. an Pech 10345⅓ Tonnen, Theer, 71620½ T. Bretter 35292 Dutzend, 1574 T. Hering, 27434 T. Salz, 1588 Schiffpfund 17 Lispf. 12 Pf. Alaun, 418 Schpf. 16 Lpf. 16 Pf. Vitriol, 1293 T. Braunroth, 1058 Schpf. 18 Lpf. 8 Pf. Kupfer, 2891 Schpf. 12 Lpf. Messingsdrath, 194079 Schpf. 2 Lpf. 4 Pf. Stangen-, Band- und Bundeisen, 6887 Schpf. 16 Lpf. an Kanonen, 5083 Schpf. 5 Lpf. an Kugeln u. s. w. 3861 Schpf. 4 Lpf. Eisenplatten, 1189 Schpf. 4 Lpf. Nägel, 3560 Schpf. 2 Lpf. Stahl u. s. w. In den 5 Jahren 1777 bis 1781 sind in Stockholm von fremden Orten angekommen 2642 Fahrzeuge, zusammen von 143531 Last. 1787 sind von Stockholm nach fremden Orten ausgelaufen 221 Fahrzeuge, zusammen von 21437 Last, und mit 298 Schiffern und 2127 Bootsleuten besetzt. S. 215 findet man Nachricht von den Westindischen Compagnien, und S. 219. vom General-Disconto-Comtoir. Die Anzahl der Grosshandler in Stockholm war am Schluss des Jahrs 1787 in allem 130, der Krämer 649, der Handwerker 1102, die Werkstätten hielten, und 499 ohne Werkstätten. Die Anzahl der sämmtlichen Einwohner belief sich auf 72444 Personen, welche zusammen 11169 Haushaltungen ausmachten. S. 222 liest man die neuesten Verordnungen wegen der Juden, die sich in den Städten Stockholm, Gothenburg und Norrkoping setzen dürfen. Sie können freyen Handel treiben; doch dürfen sie nicht hausiren gehen, können Fabriken anlegen, und allerhand Gewerbe treiben, die nicht eigentlich zu einer Innung gehören. Sie müssen aber ein Vermögen von 2000 Rthlr., so wie ihre Söhne von 1000 Rthlr., haben, wenn sie sich häuslich niederlassen wollen, müssen für die Freyheit des Gross- und Kleinhandels jährlich 100 Rthlr., und für andere Gewerbe 50 Rthlr., an die Stadtcasse bezahlen. Sie dürfen sich mit keiner Scheidung des Goldes und Silbers, keinen Verkauf von Victualien im kleinen, von Wein, Brandtwein, Bier und Medicamente befassen. Sie dürfen keine fremden Märkte besuchen. Ihre Kinder können bey christlichen Meistern für das Taglohn arbeiten; können aber selbst nicht Meister werden. Sie dürfen keine schwedischen Unterthanen in Dienst nehmen u. s. w. — Im J. 1787 waren in Stockholm überhaupt 512 Werkstätten für Fabriken, 1664 Stühle, 2081 Meister, Gesellen und Lehrbursche, und 3233 verschiedene Arbeiter. Alle S. 225 namentlich aufgeführte Fabriken verarbeiteten für 1 157,070 Rthlr. Waaren an Werth, darunter waren 184388 Ellen Flor, 94388 Ellen Sergeschnupftücher 89991 Ellen Taft u. s. w. Bey Eschilstuna wird S. 317. von der dortigen Einrichtung einer Freystadt für feinere Eisen- und Stahlwaaren, Nachricht gegeben.

VOLKSSCHRIFTEN.

Erlangen, in der Bibelanstalt: *Kurze Beschreibung der Künste und Handwerke.* — Ein Anhang zum allgemeinen Lesebuch für den Bürger und Landmann. 1791. 160 S. 8. (3 gr.)

Nach Aussage der Vorrede ist diese Beschreibung von einem mit dergleichen Kenntnissen wohl versehenen Gelehrten aufgesetzt, und von dem Hn. Hofrath Schreber zu Erlangen auf Verlangen des Hn. geh. K. R. Seiler durchgesehen worden. Von der Absicht der Beschreibung sagt übrigens der Herausgeber: Es könne selbige nicht die seyn, der Jugend von den Künsten und Professionen einen *vollständigen* Begriff zu geben, dies sey ohne Anschauen der Gegenstände selbst überhaupt *nicht nützlich*; aber dem allen ungeachtet werde dieses kleine Buch vielen Bürgersöhnen nützlich werden können, wenn es auf die rechte Weise gebraucht werde. Nun geben wir zwar gerne zu, dass man überhaupt, aus Büchern allein, keine recht lebhafte Idee von einem Handwerk oder einer Kunst bekommen, und dass in einer solchen zum Schulunterricht bestimmten Beschreibung derselben, nicht jeder Mechanismus, jeder Handgriff, jedes Handwerkszeug, insbesondre ausführlich und vollständig abgeschildert werden könne. Aber, sobald eine solche Beschreibung zum Unterricht für die Jugend dienen soll: so muss sie doch billig 1) deutlich, 2) richtig, 3) wenigstens so vollständig seyn, dass von den Haupt- und wesentlichsten Stücken einer Kunst oder Profession nichts ganz übergangen werde; und 4) müssen alle überflüssige, zwecklose, — nur schiefe oder gar geradezu verwerfliche Begriffe bey Kindern hervorbringende Einschiebsel aufs sorgfältigste vermieden werden. In wie weit die vorliegende Beschreibung diesen Erfodernissen ein gänzliches Genüge leiste, mögen folgende Proben daraus entscheiden. S. 8. in der *Einleitung* heisst es von dem Meisterwerden eines Handwerksgesellen: „Um dieses Recht „zu erlangen, muss er ein Meisterstück verfertige, *oder*

„*statt dessen* die Kosten zum *Meisterwerden* tragen." Ganz unrichtig; denn die Kosten zum *Meisterwerden* muss ein jeder tragen, auch derjenige, der das Meisterstück wirklich macht; nur zuweilen (der Ordnung nach sollte es eigentlich nie gestattet werden,) wird aber einem oder dem andern erlaubt, statt das Meisterstück zu verfertigen, noch besonders dafür etwas in Geld zu bezahlen. S. 10. werden bey Eintheilung der Handwerker in *mechanische* und *chemische*, unter die letztern, neben den Färbern und Bierbrauern, auch die *Schlosser* mitgerechnet. — Bey Beschreibung des *Müllerhandwerks* wird von den *Windmühlen* weiter gar nichts gesagt als S. 12.: „Windmühlen sind stärker" (sehr unbestimmt) „als Wassermühlen, und entweder auf holländische Art gebaut „oder Bockmühlen." Vom Mühlenwehr, einem wesentlichen Stück der meisten Wassermühlen, wird gar nichts erwähnt, und was S. 11 gesagt wird, wo es heisst: „Eine Wassermühle muss zuweilen *geschützt*, d. i., das „Wasser durch ein Grundwerk gesammelt und zum Steigen genöthigt werden," das etwa aufs Mühlenwehr Beziehung hab n könnte, ist sehr undeutlich und unbestimmt; indem der Gebrauch der *Schützen* bey Mühlen gar verschieden ist, und eben so oft dazu dient, das Wasser ins Mahlwerk zu treiben, als es von selbigem abzuweisen. — Nach S. 12. sollen die Müller „zur Ververtheilung der Mahlgäste, *zur Unkeuschheit* und Trunkenheit oft versucht werden." — S. 18. behauptet der Vf., nachdem er vorher gesagt, dass man aus Weizen, Gerste, Hafer und Roggen Bier braue. „Bey uns bedient man sich *bloss der Gerste* zum Bierbrauen." Und doch ist bekannt, dass ein grosser Theil der in Franken und selbst in der Gegend von Erlangen existirenden *weissen Biere*, zum Theil mit aus Weizen gebrauet, und eben deswegen an manchen Orten *Weizenbiere* genennt werden. — Auf eben der Seite heisst es: „Der Bierbrauer „weicht die Gerste ein, und verwandelt sie an freyer „Luft in *Luftmalz*, zu *weissem Bier*, oder durch mässiges Feuer in Darrmalz, zu *braunem Bier*." Nicht doch! Auch das weisse Bier wird grossentheils aus *Darrmalz* gebrauet, und *Luftmalzbier* und *weiss Bier* sind zwey ganz verschiedene Dinge. — S. 23. wird das Rothgerberhandwerk „schmutzig, ungesund und kostbar" genennt. Wozu Reflexionen dieser Art über ein sehr nützliches und unentbehrliches Handwerk, noch dazu in einem Schulbuch? — Aehnliche überflüssige und schiefe Randglossen finden sich beym Schuster, beym Perückenmacher angehängt, und der Artikel vom Leinweber schliesst sich mit der erbaulichen Anmerkung: „Die *gewöhnliche Krankheit* und Betrügerey der Leinweber ist „leider! bekannt genug." — Die S. 46. bey der Beschreibung des *Knopfmachers* beygefügte Lehre, dass er „bey „bestellter Arbeit solches Kameelgarn nehmen müsse, das „mit der Farbe des Kleids u. s. w., worauf die Knöpfe „kommen sollen, übereinstimme." lohnte wohl kaum der Mühe, 3 Zeilen damit auszufüllen. — Solch fades widersinniges Geschwätz wie S. 55. „Die Lehrjungen „der *Maurer* sind ihrer losen Streiche wegen sehr verschrieen. Sie bekommen aber auch, Meistersöhne ausgenommen, nur Kinder *vom geringsten Pöbel* zu ihrem „Handwerke, welches gleichwohl die Ehre hat, dass der „berühmte Freymaurerorden von demselben den Namen „führt," hätte billig dem Publikum gar nicht aufgetischt werden sollen. Und eben so hätte der bey Beschreibung der Buchdrucker hier ganz überflüssige Seitenhieb S. 91. „Ehrliche Buchdrucker darf man mit der bösen Brut der „*Nachdrucker* nicht verwechseln," gar füglich wegbleiben können, da zumal die Sünde des Nachdrucks eigentlich gar nicht auf dem Gewissen des handwerksmässigen Buchdruckers, sondern des Verlegers und Verbreiters desselben liegt. — Zu verwundern ist übrigens, dass die S. 121. befindliche Beschreibung der *Nad.r* sich bloss auf die Stecknadelfabriken einschränkt, und der Nähnadelfabricirung nur mit ein paar Worten ohne alle nähere Beschreibung und Bestimmung erwähnt, da doch, — wie im Buch auch selbst angeführt wird, — in jener Gegend so beträchtliche Nähnadelfabriken, insonderheit zu Schwobach, existiren.

Dies mag zum Beleg hinreichen, dass die vorliegende Beschreibung der Künste und Handwerker, wenn sie zum Unterricht der Jugend wahrhaft brauchbar werden soll, noch eine strenge Revision bedarf, bey der in den meisten Artikeln der Rath solcher Männer, die mit den Handwerken und Künsten aus eignem Betrieb derselben oder Verkehr damit bekannt sind, vielleicht bessre Dienste leisten dürfte, als alles, was man hierüber auch in den brauchbarsten Sammlungen und Beschreibungen der Art nachschlagen und excerpiren würde. Da übrigens die Seilerischen Schulbücher wegen mancher guten Eigenschaften derselben, und besonders auch wegen ihrer zweckmässigen Wohlfeilheit in gar vielen Orten eingeführt sind: so wäre um so mehr zu wünschen, dass Hr. *S.* durch gleich zu Anfange auf dieselbe verwandte, genauere Ausfeilung und Durchsicht derselben, ihre Brauchbarkeit erhöhte, und der bey Schulbüchern für die Volksklassen doppelt unangenehmen Ereigniss, — selbige in kurzer Zeit wieder in verbesserter Gestalt erscheinen lassen zu müssen, — wenigstens fürs erste Decennium vorbeugte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Des Hn. J. A. Murray D. Arzneyvorrath.* 5ter B.; a. d. Lat. übersetzt von *L. C. Seger.* 1791. 630 S. 8.

Ebend., b. Ebend.: *Geschichte Sandfords und Merton's.* 3tes Bändch. 1791. 348 S. 12.

Ebend., b. Ebend.: *Kleine Kinderbibliothek*; herausgegeben von *J. H. Campe.* 15ter Th. — *Sammlung interessanter Reisebeschreibungen für die Jugend.* 9ter Th. 1791. 512 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 31. October 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, in der akad. Buchh.: *Versuch eines Handbuchs der populären Arzneykunde, von Friedrich Jahn,* der Arzneyw. Dr. u. praktischem Arzte zu Meiningen. 1790. 8. 467. S. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf. dieser Schrift hat alle Talente, welche zu einem guten Volksschriftsteller erfodert werden. Er verbindet gute und geläuterte Kenntnisse mit einem sehr guten, unterhaltenden Vortrag, und wenn er, wie er am Ende seines Buches verspricht, nie aufhören wird, an dieser Schrift zu bessern; so hat man allen Grund zu hoffen, dass dieses Werk dereinst eines der vorzüglichsten zum Volksunterricht über medicinische Gegenstände seyn werde. Er hat Jadelots Physiologie so wie Iunkers und Tissots Schriften, vorzüglich genutzt, hat aber alles so verarbeitet, dass man den Schriftsteller überall erblickt, der von der zu ängstlichen Anhänglichkeit an seine Führer, und von einem andern Fehler mehrerer Volksschriftsteller, Paradoxien und unerwiesene Hypothesen vorzutragen, gleich entfernt bleibt. Sein Vorsatz bey Abfassung dieses Werks war nicht, das Volk bloss zu lehren, was es zu unterlassen habe; (Rec. hätte sogar gewünscht, dass der Vf. das Publicum öfter vor diesem oder jenem gefährlichen Mittel gewarnt haben möchte, z. B. vor den Fiebertropfen aus Rattenpulver, die das Fieber mit so sicherm Nachtheil vertreiben); er wollte dem Volke einen allgemeinen Begriff von allem geben, was er glaubte, dass demselben von medicinischen Gegenständen zu wissen nothwendig sey. Der erste Theil des Werkes enthält daher bis S. 148. eine populäre Physiologie, in welcher sowohl die wichtigsten Theile des Menschen kurz beschrieben, als die Verrichtungen und der Nutzen derselben angegeben werden. Recht geschickt hat der Vf., der überhaupt seine Leser gut zu unterhalten weiss, hin und wieder Gegenstände, die zur Pathologie gehören, unter seine physiologische Erläuterungen gemischt und dadurch seine Leser von der Wichtigkeit dessen, was er abhandelt, überzeugt. Die Verrichtungen des Gehirns, das Athemholen, die Verdauung und die Lehre von der Erzeugung hat er am weitläuftigsten abgehandelt. Bey letzterer hat er sogar Gegenstände berührt, die ihrer Dunkelheit wegen kaum in einer populären Schrift hätten abgehandelt werden sollen, z. B. die Lehre von dem Sitz der Seele des Kindes. Die nicht natürlichen Dinge, die Verhältnisse des Lebens, als Krankheitsursachen, und andere Ursachen, die von aussen auf den Körper wirken, werden nachher pathologisch und zugleich diätetisch abgehandelt, so dass also dieser Theil, der mit vorzüglichem Fleiss ausgearbeitet ist, einen grossen Theil der Lehre von Erhaltung der Gesundheit in sich begreift. Dann werden die allgemeinen Vorbauungsmittel wider Krankheiten, das Aderlassen, das Purgiren, das Brechen und nach diesem die Vorbauungsmittel wider andere Krankheiten abgehandelt, wo wir besonders die Artikel von den Nachtheilen der Aderlasse und der Frühlingscuren unsern Lesern empfehlen können. Der Artikel von den Vorbauungscuren durch mineralische Wasser ist nur kurz und unvollständig und scheint vorzüglich geschrieben zu seyn, um das Liebensteiner Wasser, welches im Vaterland des Vf. quillt, zu empfehlen. In dem Artikel von der physischen Erziehung, als Präservation, giebt der Vf. die besten Regeln, indem er die Mittelstrasse zwischen der zu verzärtelten, aber auch zu harten und rauhen Erziehung empfiehlt und von der Regel nicht abweicht, dass man bey der physischen Erziehung nichts erzwingen müsse, aber bey richtiger Leitung des Körpers nach und nach insgemein jeden Zweck erreichen könne. Der pathologisch-therapeutische Theil ist in vier Theile getheilt. Im ersten werden die Krankheiten des kindlichen Alters behandelt, im zweyten die, welche jedes Alter betreffen, im dritten die Krankheiten, die jedem Geschlecht eigen sind und im vierten die Krankheiten, welche schnelle Hülfe fodern. N. 1 ist am ausführlichsten, N. 2 am wenigsten ausführlich. Nur von Fiebern, Katarrhen und Ruhren ist die Rede, da doch wohl auch andere Krankheiten, der Durchfall, die Kolik, die Brüche, diese so häufige Krankheit, an deren Vernachlässigung so viele Menschen sterben und von welcher in medicinischen Volksbüchern so wenig vorkommt, auch eine Stelle verdienet hätten: N. 4 enthält blos Krankheiten, die von äusserlichen Ursachen entstehen. Von der Ohnmacht, dem Schlagfluss, dem Stickfluss liest man nichts.

So viel von dem Plan des Vf., der mehr umfasst, als man gewöhnlich in medicinischen Volksschriften abzuhandeln pflegt. Die Ausführung verräth überall den seines Gegenstandes mächtigen, denkenden Arzt. Etwas zu viele Theorie hat der Vf. zuweilen hineingetragen, z. B. bey den Fiebern, wo er Elsners Fieberlehre genutzt hat. Heilen lehrt er die Krankheiten nur bis auf einen gewissen Punkt, wo er die Hülfe des Arztes für nothwendig hält, wie bey der englischen Krankheit bis zum Zeitpunkt, wo sich die Auszehrung zeigt. Seine Arzneyen sind, wie sie in einem Volksbuch seyn müssen, ihrem Zwecke angemessen, einfach und wirksam. Bey den Ausschlägen in Fiebern hat er zu allgemein das Warmhalten empfohlen. Die ganze, grosse Classe der zufälligen Ausschläge fodert ja ein Verhalten, welches von dem Verhalten bey dem Fieber selbst, dessen Zufall der Ausschlag ist, gar nicht abweicht. Zur Verhütung der Folgen des Bisses wüthender Thiere führt er zu viele Mittel an, die den, der seine Vorschläge befolgen will, leicht verwirren und veranlassen können, ein weniger zuverlässiges zu wählen, das Ormskirkische Mittel, das Lon-

doner Pulver wider die Wasserscheu; das Tonquinische Pulver wird in unsern Zeiten Niemand brauchen, und zwey von diesen Mitteln beschreibt er ausführlich. Der Satz: dass die Aderlasse nach jeder Vergiftung unnütz sey, verdient auch Einschränkung, weil sie oft, nach genommenen reizenden Giften, bey blutreichen Constitutionen sehr wichtig ist. Die einzigen Arzneyen, die er als Gegenmittel wider reizende Gifte empfiehlt, sind präparirte Krebsaugen und Magnesie, die reichlich genommen werden sollen, — Mittel, mit denen kein reizendes Gift, als etwa ein saures, und dieses nicht so sicher, als mit seinem Laugensalz, gedämpft werden wird. Noch haben wir beym Lesen dieses Buches Folgendes bemerkt, welches bey einer künftigen Auflage zu ändern seyn möchte: Nach S. 36 entstehen schöne rothe Backen daher, dass eine grosse Menge eines mit scharfen Theilchen angefüllten Blutes nach dem Gesicht zuströmt. Dieses hätte viel genauer bestimmt werden müssen, wenn es wahr seyn sollte; denn allgemein wahr ist es, wie bekannt, nur bey scrofulösen Personen. S. 51 rechnet der Vf. die Verrichtungen des Gehirns ausdrücklich zu den Lebensverrichtungen, welches theils wider die Gewohnheit der Aerzte ist, theils auch der Note S. 128. widerspricht. S. 76 sagt er, dass sich der weibliche Urinweg in der Mutterscheide selbst öffne, dass unter diesem Gange das Hymen sey, welches aber den Abfluss des Urins nicht hindere. Es ist allgemein bekannt, dass sich die Sache anders verhält. Die Zweifel wider das Evolutionssystem S. 87 und die Folgen, die Hr. J. aus demselben zieht, sind nicht gegründet. Es folgt aus diesem System nicht, *„dass der Keim zu jedem Menschen in dem Leib der alten Dame Eva gelegen habe; dass wir, wie die Nachtwandler, schlafend und fühllos aus einem Bauch in den andern gewandelt sind, bis die Dosis Mohnsaft, die wir bey der ersten Schöpfung bekamen, aufhörte zu wirken, und wir hervorkrochen zum wachenden Vollgenusse des Lebens."* Die bessern Gründe wider dieses System vermisst Rec. dagegen ganz. Die Kennzeichen, aus welchen man schliessen soll, dass bey Krankheiten eine Aderlasse nothwendig sey, sind S. 145 sehr vollständig angegeben; doch beweisen manche Kennzeichen, die der Vf. aufstellt, wie schwer es sey, populär, und zugleich ganz nach den Gesetzen der Heilkunde zu schreiben. So ist z. B. der Schmerz in der Herzgrube beym Vf. allemal gallicht und keine Anzeige der Aderlasse, da er doch bey der Magen- und nicht selten bey der Leberentzündung ein sehr wesentliches Kennzeichen der Entzündung ist und in Verbindung mit andern Kennzeichen die Aderlasse anzeigt. Was S. 246 eine wohlschmeckende Zunge ist, wird mancher nicht wissen, so wie auch die Anmerkung S. 328, in welcher der Vf. sagt, *dass die Unterbindung des Nabelstranges wegen des ungewissen Ursprunges der Blutgefässe in demselben nothwendig sey*, wahrscheinlich wegen eines Druckfehlers entstellt ist. Dieser Druckfehler sind überhaupt viele, die wir unter den Verbesserungen nicht angezeigt gefunden haben, und die in einem Buch, das in die Hände so vieler Menschen kommen soll, Schaden stiften können. Man liesst z. B. S. 399 Reinlichkeit, statt Reitzbarkeit. Die wenigen Recepte hat der Vf. lateinisch und deutsch zugleich gegeben; aber auch diese sind nicht ohne Druckfehler. Wenn, um von mehrern ein Beyspiel anzuführen, der Kranke S. 414 in dem lateinischen Recept liest, dass er auf zwölf Loth Fieberrinde, sechs Pfund guten Rheinwein aufgiessen soll, in der deutschen Uebersetzung dieses Recepts dagegen weit weniger Fieberrinde und weit weniger Wein findet, so wird er wenigstens zweifelhaft und gegen die Richtigkeit der Angaben der Gewichte in den übrigen Recepten misstrauisch werden. Unrichtig ist auch der Ausdruck S. 435 dass die monatliche Reinigung vor Alter *unterdrückt* werden könne. Sie hört da zu fliessen auf.

WIEN, b. Kaiserer: *Dr. Heinrich Manning, über die Mutterbeschwerung.* Nach der 2ten Lond. Auflage aus dem Englischen übersetzt und mit einer Einleitung über die vorzüglichsten Ursachen dieser heut zu Tage herrschenden Krankheit, nebst vielen praktischen Zusätzen und Erläuterungen vermehrt von *Fr. Steph. Hanke*, Dr. M. Zum Gebrauch auch für Nichtärzte. 1790. 8. LXXII. S. Einleitung und 258 S.

Manning's Abhandlung ist sehr kurz. Sie fasst nur die wichtigsten Gegenstände, auf welche der Arzt bey der Geschichte und Cur der Mutterbeschwerungen zu sehen hat, und seine Heilung ist ganz die, welche schon von mehrern Engländern, besonders von R. Whytt, vorgeschlagen worden ist, die stärkende, zusammenziehende und besänftigende. Sehr vielen Raum nehmen dagegen die Zusätze des Ueberseszers ein, die wir näher anzeigen wollen. In der Einleitung spricht er von den Ursachen, welche machen, dass die Mutterbeschwerungen in Wien so häufig sind. Er sagt, es lasse sich in Wien, wenigstens jetzt, nicht zweifeln, *dass unter dem Frauengeschlecht allerdings drey Viertheile im Durchschnitt an hysterischen Zufällen leiden*", eine ungeheuer grosse Angabe, deren Wahrheit der Vf. nicht beweist, welche durch die Angaben, die er aus Sydenham und Black auf Wien überträgt, nicht bestätiget wird, und nach welcher in Wien kaum das fünfte oder sechste weibliche Geschöpf gesund seyn könnte, wenn man die übrigen Krankheiten überhaupt und die andern Krankheiten der Frauen mit in Anschlag bringt. Der Vf. spührt den Ursachen dieser Krankheit nach, welche die in grossen Städten herrschenden diätetischen Fehler und Laster sind. Wir haben alle Veranlassung zu glauben; dass Hr. H. seinem Gemälde zu starke Farben gegeben hat, ob er sich schon auf den Freyherrn von Störk beruft, der sein Werk gelesen und gebilliget habe: wenn aber auch nur die Hälfte von dem, was er sagt, wahr ist, so ist physische und moralische Erziehung und Pflege des Menschen in Wien auf eine sehr niedrige Stufe herabgesunken. Die Schilderung der Folgen der Lustseuche ist ekelhaft: der Vf. rechnet aber auch viele darunter, die nicht dafür gelten können, z. B. wenn der Harnweg bey Kindern gar nicht, oder an unrechtem Ort durchlöchert ist, so hat die Mutter eine verborgene Krankheit gehabt, u. s. w. Ueber die Nahrung der Kinder declamirt er viel. Es läuft alles darauf hinaus, dass man in Wien den Körper mit gleicher Betriebsamkeit vollfüllt und ausleert, wobey freylich die Verdauungswerkzeuge ihre Integrität nicht behalten können, besonders wenn die Nahrung so ist, wie sie der Vf. beschreibt, wenn die Kinder nicht an die freye Luft kommen

men und der Wiener *allsogleich* frühzeitig seine Kinder zu Kopfarbeiten anstrengt, dass das Mädchen im 14ten Jahr vier Sprachen reden, den Inhalt einer ungeheuren Menge von Romanen pünctlich wissen kann, u. s. w. Zu diesem kommt noch die schon bekannte Esslust der Wiener. Jeder neu angekommene Fremde, sagt der Vf., erstaunt über eine Menge der aufgetragenen Schüsseln, und noch mehr über die geschwinde Ausleerung der darinnen enthaltenen Gerichte. Die Mahlzeit wird von Amtswegen drey bis vier mal des Tages wiederholt, und dabey zeichnet sich das schöne Geschlecht vor andern aus. — Die andern Ursachen, welche angegeben werden, sind solche, welche in jeder grossen Stadt wirken. Von dem warmen Getränk, besonders vom Kaffe, handelt der Vf. am ausführlichsten, so wie er sich auch eine weitläuftige Ausschweifung über die Kennzeichen der von ihm so genannten verborgenen Liebeskrankheit erlaubet hat.

Die Anmerkungen zum Buche des Manning selbst fangen mit S. 57 an, und Rec. muss gestehen, dass er, Hn. H. in der Kunst, die Bogen auf eine sehr bequeme Art anzufüllen, für einen Meister hält. Viele lange Stellen aus Fothergill, Tissot, Kämpf, Metzler, nehmen eine Menge Raum ein. Das lange Verzeichniss der Gesundbrunnen und Mineralbäder in Deutschland, aus Kühns Schrift, füllt mehrere Bogen, die Boerhaavische Cur der Kinder zu Harlem, die er aus dem Text des Manning schon einmal übersetzt hatte, lässt er in den Anmerkungen noch einmal lateinisch abdrucken. Alles ist so weitläuftig und so undeutsch vorgetragen, dass Rec. beym Durchlesen mehr als einmal die Geduld verlohr. Man findet viel unverständliche Sätze und Worte, die am wenigsten in einem Buch vorkommen sollten, welches zu gemeinen Gebrauch bestimmt ist. (Was ist z. B. S. 13. *übermässige monatliche Kindbetterreinigung;* was S. 34 *der versüsste Salpeter;* was ist *Auskindbetten:* was ist *die Jausen*? R. Whytt ist bey dem Vf. fast durchaus *White*, ein Fehler, der um so viel schlimmer ist, da der letzten Schriftsteller über Gegenstände, die mit denen des Vf. verwandt sind geschrieben hat.) Auch hat der Vf. vieles falsche eingemischt. Wenn man nach S. 87 einen Nerven reitzt, so soll man eine Zuckung in dem benachbarten Muskel wahrnehmen, welches, wie bekannt, doch nur von den Muskeln gilt, die Aeste von dem gereizten Nerven erhalten, oder mit diesen in Verbindung stehen. S. 126 schreibt er den Weibern eine Saamenfeuchtigkeit zu, deren übermässige Ausleerung *die untröstliche, verzweifelnde Niedergeschlagenheit und die schleichende Rückendarre zu unzertrennlichen Gefährden hat.* Er beruft sich hierbey auf Tissot, der dieser Ursache wohl bey Männern diese Folgen zuschreibt, bey Weibern aber nicht, weil er mit Recht das Daseyn der Saamenfeuchtigkeit bey Weibern bezweifelt. Seine Curvorschläge werden nicht selten Gefahr bringen, wenn sie befolgt werden. Wenn bey Mutterbeschwerungen heftige Schmerzen vorhanden sind, welche allen übrigen Mitteln lange widerstehen und Zukungen und Schlaflosigkeit erregen, so soll man unbedingt zur Ader lassen. So soll man auch unbedingt bey der schwarzen Krankheit zur Ader lassen, weil die Natur diese Krankheit meist durch einen Blutfluss heilt *und die nachahmende Heilkunst, welche zuweilen Aderlasse in diesem Fall anordnet, ebenfalls in Abwendung des Uebels glücklich sey.* Die Aderlasse wird in beyden Fällen gar nicht selten die Kranken in das Grab stürzen, wenn sie ohne weitere Anzeigen, als welche der Vf. giebt, unternommen wird. — Wie die Uebersetzung des Manningschen Buches gerathen sey, kann man schon aus der Note S. 254 beurtheilen, in welcher der Vf. deutlich verräth, dass er nicht weiss, dass *Amber* im Englischen Bernstein heisst.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Hermann Boerhaavens Lehrsätze der theoretischen Medicin* mit Kommentarien, oder Auszügen aus den bisherigen Vorlesungen über diese Lehrsätze und nöthigen Zusätzen herausgegeben von D. *Wilhelm Friedrich Cappel*, Herzogl. Braunschw. Hofrath und Prof. der Arzneygel. zu Helmstädt. *Zweyter Theil.* 1790. 8. 487 S.

Den ersten Band dieses Werks besorgte der verstorbene D. Mümler; die Fortsetzung desselben wurde Hn. C. aufgetragen. Dieser Band enthält die Erläuterungen über Boerhaaves Institutionen von §. 193. bis 480. Was noch übrig ist, soll in dem dritten und letzten Band abgehandelt werden. Es war des Vf. Absicht, seinen Text zu erläutern, und die neuern Entdeckungen, die seit Boerhaaves Zeit in der Physiologie gemacht worden sind, einzutragen, und diese hat er meistens erreicht. Marherrs Vorlesungen und Hallers Werke hat er am meisten genutzt. Bey der Lehre von den Veränderungen, welche das Blut durch das Athemholen erleidet, hätten wir die Darstellung ausführlicher und lichtvoller gewünscht. Selbst Crawfords Theorie ist nur nach Hallers Physiologie von Sömmering und Meckel, mit den Zweifeln, die in diesem Werk vorkommen, vorgetragen worden. Auch die Lehre von den Bestandtheilen des Blutes ist dunkel und unvollständig. Alles, was der Vf. von der Entzündungshaut sagt, schränkt sich darauf ein, dass sie auf dem Blute solcher Personen angetroffen werde, die Entzündungskrankheiten haben, oft aber auch auf dem Blute der gesundesten Personen gefunden werde: dass sie *eine grosse Zähigkeit des gallertartigen Seri* anzeige, dass endlich die Krankheit, in welcher sich diese Haut zeigt, schwer zu heben sey. Auch bemerke man in Leichnamen nach heftigen Entzündungen, dass die Eingeweide mit einer weissen Rinde überzogen sind, welche aus einem zähen Serum entstanden ist, das durch eine starke Entzündung ausgeschwitzt und hiernächst coagulirt.

Leipzig, b. Weygand: *Neue Sammlung der auserlesensten und neuesten Abhandlungen für Wundärzte.* Aus verschiedenen Sprachen übersetzt. *Drey und zwanzigstes Stück.* 1789. 8. 256. S. *Vier und zwanzigstes Stück.* 416. S.

Das 23ste Stück enthält nur solche Abhandlungen, welche die Geburtshülfe betreffen, und zwar lauter Inauguralschriften junger Aerzte, die der Herausgeber ins deutsche übersetzt hat. Als Uebersetzer hat er seine Sache so gemacht, dass kein Tadel auf ihn fallen wird: besser aber würde er gethan haben, wenn er aus diesen Abhandlungen das Nützliche in einem kurzen Auszug geliefert und sich dadurch Raum für mehrere verschafft hätte. Das 24ste Stück ist mannigfaltigern Innhalts. Ein-

enthält, ausser etlichen Probeschriften, unter denen *Busch de vertigine* nicht in eine Sammlung für Wundärzte gehört, ein Stück aus Flajani chirurgischen Dissertationen, *Perry* über Stein und Gries; *Hunt* über den Blutumlauf; *Bell* über den Krebs und *Adrian Sanders von der Boon Mesch* von der gehemmten Ausleerung des Harns. — Dieses Werk soll künftig unter dem Titel: *Neueste Sammlung der besten Abhandlungen für Wundärzte* fortgesetzt werden.

Wien, b. Kaiserer: *Andr. Ios. Stiffts*, ausübenden Arztes in Wien *praktische Heilmittellehre*. Erster Band. 1790. S. 477. (Vorber. u. Einleit. S. XXXX.) 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Ein Originalwerk, welches denen, eines *Murray*, *Bergius*, *Cullen*, an die Seite gestellt werden könnte, ist gegenwärtige Heilmittellehre freylich nicht; indessen zeichnet sie sich, nach vorliegendem ersten Bande zu urtheilen, als ein Werk vom zweyten Range, vor vielen der in seltsamer Menge erschienenen neuern Werke vortheilhaft aus. Der Vf. hat seine Absicht, ein den Bedürfnissen angehender Aerzte angemessenes Buch zu liefern, dadurch am nächsten zu erreichen geglaubt, wenn er sich bemühete, vorzüglich den praktischen Theil der Arzneymittellehre genau, vollständig und umständlich zu bearbeiten; die Kräfte der Arzneymittel auseinander zu setzen; die Fälle, den Zeitpunkt, und die Art und Weise genau zu bestimmen, wo, wann und wie sie angewendet werden müssen; die Vorbereitung, Verbindung, Vorsichtigkeitsregeln anzugeben, u. s. w. Die Arzneymittel theilt er nach ihren Wirkungen, und nach allgemeinen Heilanzeigen, ein. Jeder Klasse derselben schickt er eine therapeutische Abhandlung voraus, worin er von den Wirkungen, der Anwendung, dem Nutzen, Misbrauch und Schaden der dahin gehörigen Mittel handelt; und man findet hier die aus den Werken klassischer Schriftsteller gezogenen, und durch Erfahrungen guter practischer Aerzte bewährt gefundenen Lehren und Vorschriften gesammelt und mit einer, von Weitschweifigkeit entfernten, Ausführlichkeit vorgetragen. Nach kurzem Vorberichte und einer zweckmässigen Einleitung, handelt der Vf. die Materien selbst in folgender Ordnung ab.

I. *Abtheil. Ausführende* (ausleerende) *Mittel*. I. *Abschn. Brechmittel.* Zuerst im allgemeinen von der Art und Weise, wie sie wirken; den Erscheinungen, welche ihre Wirkung begleiten; dem Nutzen, welchen sie im Körper äussern; den Anzeigen, welche ihren Gebrauch fodern; den Vorsichtsregeln: den schädlichen Folgen des Misbrauchs; den Gegenanzeigen, oder den Umständen, welche ihre Anwendung verbieten; den Gaben; der Auswahl derselben; dem Nutzen der Ekelkur, u. s. w. Hierauf folgt das Register der Krankheiten, und deren Unterabtheilungen, bey denen Brechmittel einen Nutzen schaffen. Die abgehandelten Brechmittel selbst sind I. aus dem *Pflanzenreiche*: 1) die *Haselwurzel*; 2) die *Ypecacuanha*. Von den ächten und unächten Arten dieser Brechwurzel, von den Kennzeichen des Unterschiedes derselben, u. s. w. ist das nöthigste nach den bewährtesten Schriftstellern beygebracht. II. aus dem *Mineralreich* 1) *Brechweinstein*. Ueber die beste Bereitung desselben: von den Fällen, worinn er den Vorzug vor der Brechwurzel verdient; von der Art seiner Anwendung, und den Gaben desselben; von seiner äusserlichen Anwendung zur Heilung alter Geschwüre, schwammichter Auswüchse, Augenentzündungen, u. s. w. 2) *Wachsspiessglanzglass*, — statt dieser, dem deutschen Sprachgenius nicht angemessener Wörterkomposition, würde Rec. doch lieber sagen: *verglaseter Spiessglanz, mit Wachs zubereitet*, — eben so entbehrlich, als 3) der *Brechwein*. Von der Ungewissheit der Gaben desselben, und deren Ursach. 4) *Brechsyrup*, sehr entbehrlich. 5) *Weisser Vitriol*. Seine Brechen erregende Kraft rühre bloss von der ihm anhängenden Kupfertheilen her; daher man zu dieser Absicht nie gereinigten verschreiben dürfe. III. Einige andere Arten, ein Brechen zu erregen. Dahin gehören: Erregung oder Zurückerinnerung einer unangenehmen, ekelhaften Vorstellung, ungewohnte Bewegungen, Reizung des Schlundes und der Speiseröhre, vermittelst des Fingers, einer Feder, u. d. gl. ferner lauwarme Getränke, in grosser Menge genommen. — Beyläufig vertheidigt der Vf. (S. 26 Note) seinen Lehrer, den sel. *Stoll*, gegen den, von einem berühmten Schriftsteller ihm gemachten Vorwurf der unbedingten Empfehlung der Brechmittel, und der ungegründeten Meynung, dass die Ursach aller Krankheiten im Unterleibe lägen. Er zeigt, dass *Stoll* diese Meynung nie gehegt habe; dass er vielmehr auf dass sorgfältigste die Behutsamkeitregeln bey Anwendung der Brechmittel eingeschärft, und gegen ihren Misbrauch gewarnt habe. Er habe öffentlich gesagt: dass er einst viel freygebiger im Gebrauch der Brechmittel gewesen sey; dass ihn aber eine längere und reifere Erfahrung behutsamer gemacht habe. Dies einzige sey an der ganzen Sache wahr. — II. *Abschn. Abführende Mittel*. Die Eintheilung derselben nach den Graden ihrer Stärke und Wirksamkeit; die Art, wie sie wirken; die Anzeigen und Gegenanzeigen; die Auswahl; die Gaben; die Form, unter welchen sie zu geben sind, u. s. w.; ferner die speciellen Krankheiten und Fälle, wo sie nützlich oder schädlich sind, — alles eben so fleissig und vollständig abgehandelt, als im ersten Abschnitte bey den Brechmitteln geschehen ist: womit dieser erste Band schliesst.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen.

Leipzig, b. Schneider: *Delectus opusculorum medicorum antehac in Germaniae diversis academiis editorum*, quae recudi curavit I. P. *Frank* 3. Vol. 1791. 395 S. 8.

Ebend., b. Ebend.: *Der Mann vom Stande* von *Prevot*. 2ter Th. 1791. 310 S. 8.

Ebend., b. Ebend.: *Pägnia*. 4te Samml. 1791. 325. S. 8.

Erfurt, b. Keyser: *Oekonomische Weisheit u. Thorheit*. 4ter Th. 1791. 214 S. 8.

Kopenhagen, b. Proft: *Philosophische Ideen* von *Tyge Rothe*. 2ter Th. 1791. 540 S. 8.

Regensburg, b. Montag: *Skizzen aus dem Leben galanter Damen*. 3te Samml. 1791. 322 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 1. November 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Nichols: *Travels in the Two Sicilies by Henry Swinburne* Esq. in The Years 1777. 1778. 1779 and 1780. The second Edition in four Volumes. 8. 1790 mit Kupfern. Vol. I. S. 307. Vol. II. S. 359. Vol. III. S. 414. Vol. IV. S. 394. — (9 Rthlr. 14 gr.)

Da diess, für Völker- und Länderkunde so wichtige Werk, vor dem Anfange der A. L. Z. zuerst herauskam, so gehört, nach den Gesetzen dieses Instituts, eine weitläuftige Anzeige des Inhalts desselben nicht hieher. Sie würde auch zu spät kommen, da Swinburne gewiss in den Händen aller ist, denen Italiens nähere Kenntniss am Herzen liegt, und Swinburne von allen Sachkundigen schon das Lob eingeerntet hat, was ihm, als schuldiger Tribut, gebührt. Indess vermag Rec. es nicht über sich, diese neue, wenn gleich nur wenig bereicherte, Auflage, mit einer leeren Anzeige ihrer Existenz abzufertigen; der innere Werth des Buches fodert mehr, und besonders mehr vom Rec., dessen Begleiter es bey seiner Reise durch Neapel und Sicilien war, und der demselben so viele Erweiterung seiner Kenntniss verdankt, und so oft den ruhigen, philosophischen Scharfblick des Vf. bewundert, sein Urtheil bewährt gefunden, sich über seine Menschenkenntniss gefreuet, und seine Alterthumskunde verehrt hat. Was seine Sprache anbetrifft, so scheint sie uns höchst correct zu seyn, wenn man es anders einem Ausländer darüber zu urtheilen nicht übel deutet; aber in Ansehung der Einkleidung steht er weit hinter Brydone zurück. Dieser besitzt das allerdings schätzbare Talent, jede seiner Nachrichten, und wären sie an und für sich selbst noch so unbedeutend, in ein glänzendes und gefälliges Gewand einzuhüllen, durch Mannigfaltigkeit seiner Wendungen, Lebhaftigkeit seiner Erzählung, und Feuer seiner Imagination zu unterhalten und zu belustigen. Nicht so Swinburne. Einige schöne, aus wahrem Gefühle hervorgesprossene Stellen ausgenommen, ist das Gewand seiner Erzählung ohne anziehenden Schmuck, und oft selbst bey aller Genauigkeit, mit dem Gewandwurfe Etruscischer Statuen zu vergleichen; man bewundert den Fleiss, mit dem es geworfen ist, kann aber dennoch das Urtheil: es sey trocken und schwer, nicht zurückhalten. Brydone ist unstreitig Meister in der Kunst, die Farben glücklich zu mischen, kennt die Wirkungen des Schattens und Lichts genau, und mahlt mit einem kühnen Pinsel; aber wo ist das Original zu seinem Gemälde? nicht in der wirklichen Welt, nur in seiner Phantasie. Wahrheit der Erzählung ist mit poetischen Bildern nüancirt, und diese sind so aufeinander gehäuft, dass aus ihrer Mitte die simple Wahrheit fast nirgends ungeschminkt hervorblicken darf. Swinb. hingegen stellt uns die simple Wahrheit nackt und ohne geborgten Schein dar, seine Erzählung schreitet ruhig fort, lässt auf ihrem Wege nichts unbemerkt, und zeugt durchaus von einem bewundernswürdigen Scharfblicke, der sich weder durch täuschende Vorurtheile blenden, noch durch Leidenschaft irre führen lässt. Brydone ist Dichter; aber wer will dem Dichter jedes Wort glauben? Swinb. hingegen ist Geschichtschreiber. Jenes Buch ist ein Roman; dieses wahre Geschichte.

Rec. hat die erste Ausgabe der Swinburnischen Reisen nicht vor sich, wohl aber Forsters Uebersetzung, und, da diese nach jener gemacht ist, so glaubt er, dadurch hinlänglich in den Stand gesetzt zu seyn, die Eigenheiten dieser neuen Ausgabe bezeichnen zu können. Und da überdiess der zweyte Theil der *Forsterschen Uebersetzung* in der A. L. Z. bloss angezeigt, noch nicht beurtheilt ist, so will er darüber noch einige Bemerkungen hinzufügen. Im ersten Theile finden sich, S. 62 bey Berechnung des Ertrags der Minen von *Elba*, die dem Fürsten von Piombino zugehören, S. 150 bey der Geschichte der Stadt Nola und S. 285 bey Bisceglia, wo angemerkt wird, dass bereits eine vortrefliche Landstrasse gemacht worden sey, einige unbeträchtliche Zusätze: weiter hat Rec. keine Veränderung wahrgenommen. Dieser Theil enthält 24 Abschnitte, geht bis zum Aufenthalte des Vf. in Bari, und hat ausser der rein gestochenen und grösstentheils richtigen Karte vom Königreiche beider Sicilien vier verschiedene Prospecte, die aber, da sie zum Verständnisse des Vf. nichts beytragen, von Hn. Forster in der Uebersetzung weggelassen worden sind. Die einzigen Zusätze, die Rec. im 2ten Theile wahrgenommen hat, sind: S. 11, wo eine kurze Anzeige einer merkwürdig seyn sollenden Hole bey Polignano gegeben wird. S. 38 findet sich eine Bestätigung der vorhin ertheilten Nachricht von den Hundsfressern in Terra d'Otranto. Gemeine Leute zu *Castelnovo* und *Lecce* lieben die Hunde zur Kost sehr, auch wird bey ihnen auf öffentlichem Markte Pferdefleisch verkauft, und damit man wisse, was man kaufe, so lassen sie den Schwanz daran und nennen es, *caprio ferrato*, beschlagenes Wildpret. S. 132 sagt der Vf., dass der Calabrische Fluss *Nieto* im Alterthume *Neoethus* geheissen habe, und eben das wiederholt Forster; aber dem ist nicht also, der Fluss hiess vor Alters im Griechischen Νηαιθος oder Ναυαιθος und im Lateinischen Neaethus. S. 212 (Uebers. Th. 1. S. 414) erinnert Sw. bey Squillace, welches Virgil Aeneid. Lib. III. v. 553 *Navifragum Scyllaceum* nennt, „*there are no hidden, nor*

„apparent dangers attending the approach of vessels.“ Ist dem also, so fällt Hr. Heyne's Erklärung *„naufragum dictum, sive propter scopulorum littus, sive propter tempestates inter tria promontoria frequentes et graves“* weg. Nach Swinb. soll die Tradition, nach welcher die ersten Wohnungen dieses Orts von den Trümmern der Schiffe des Ulysses erbauet worden sind, Veranlassung zu dem Beynahmen *naufragum* gegeben haben. S. 236 ist ein Zusatz, worinn gesagt wird, dass Dominico Cirillo einen Katalog, von den ihm auf seiner Reise durch Calabrien vorgekommenen Pflanzen verfertigt habe. Nach S. 299 ist das Project wegen des Canals bey Brindisi vereitelt, und itzt ein neuer Plan entworfen, der aber wahrscheinlich eben so vereitelt werden wird. Noch ist S. 314 ein unbedeutender Zusatz. Unzufrieden hat der Engländer Ursache mit dem Vf. zu seyn, dass er keine von Hn. Forsters sehr gelehrten und erläuternden Anmerkungen benutzt hat, da ihm doch, nach der Vorrede zur neuen Ausgabe, die Uebersetzung wohl bekannt war. Zwey Prospecte von Taranto und Brindisi, und zwey Plane von diesen Städten sind noch diesem Bande angehängt. Im 3ten Theile folgt zuerst die vortreffliche Swinburnische Beschreibung der Gegenden um Neapel, bis zum 13ten Abschnitte, die Rec. als eins der vorzüglichsten Stücke des Sw. Buchs ansieht: sie ist wahr, mit vieler Sachkenntniss, und oft mit poetischer Begeisterung geschrieben. Hr. *Forster* hat sie nicht minder schön übersetzt, und hie und da sachreiche, unterrichtende Anmerkungen hinzugefügt. Swinburne hat nichts darin geändert und vielleicht ist, bloss durch Versehen des Druckers, die nähere Beschreibung des Fisches, der durch sein Auffspringen die beständige unruhige Bewegung des See's Agnano bewirken soll (S. 66), weggeblieben. In Forst. heisst sie S. 55 also: „Diese sonderbaren Geschöpfe haben zwey Vorderbeine, den Kopf „und Schwanz eines Fisches, und werden häufig voller Rogen gefunden; ihre Bewegungen sind so schnell „und häufig, dass, wenn ich sie nicht mit einem plötzlich ins Wasser geworfenen Netze gefangen hätte, so „würde ich niemals die Ursache der Blasen entdeckt haben.“ Hr. S. nennt den Fisch einen *Kaulfrosch*, Hr. F. aber glaubt, er gehöre zu dem Geschlechte *Blennius* des Linné, und wünscht von künftigen Reisenden den Namen dieses Fisches zu erfahren, der in einem, mit so vielen fetten Theilen von *Flachsrötten* geschwängerten Wasser, wie das im See Agnano ist, noch leben kann; S. 62 berichtigt der Uebers. den Vf., der den Boden der Solfatara bey Neapel für *mergelichten Thon* hält, und nennt ihn, *reine Alaunerde*. Ausserdem sind in der Forsterschen Uebersetzung bey diesen Abschnitten noch verschiedene, mit des Uebers. Namen gezeichnete, Anmerkungen, unter denen besonders die (S. 105 Uebers.) gerecht und wahr ist, in der er Swinb. seine Intoleranz gegen die Juden (S. 126) vorwirft, die lange noch nicht so verdorben sind, wie die englischen *christlichen Pawnbroker's*. S. 83 heisst es in der Ueb. *capucischem* Thore, sollte wohl heissen *capuanischem* Thore (capuanagate. Den bekannten Neapolitanischen Harlekin nennt S. beständig *Punchinello* und Forst. *Ponchinello*: beides hält Rec. für unrichtig, es wird beständig *Policinello* oder *Pulicinello* ausgesprochen und ist vielleicht das Französische *polisson* mit dem angehängten italienischen diminutiv. Vom 13 bis zu Ende des 22 Absch. wird des Vf. Reise *nach*, und Rückkehr *von* Pästum beschrieben; doch hat Hr. Sw. diesen Theil seines Buches ganz unverändert gelassen, bis auf einen unbeträchtlichen Zusatz S. 141, wo von einer goldenen Medaille des Augustus die Rede ist. Wichtiger aber sind Forsters Anmerkungen. S. 146 f. Ueb. tadelt er gründlich die Unkunde der Italiener, die Porphyr und feinere Granitarten mit dem Namen von Marmorarten belegen. S. 176 ist die Note bey der 213ten Seite der englischen Urschrift *„that a Brown would have adopted“* dem Ausländer sehr willkommen, dem ohne sie der Text unverständlich ist. Solche Erläuterungen sind wahre Verdienste einer Uebersetzung; aber dazu gehört mehr als bloss schülermässige Kenntniss der Sprache, wie diess gewöhnlich bey unsern Alltags Uebersetzern der Fall ist, dazu gehört Kenntniss des Landes, der Einwohner und der unter ihnen gangbaren Ideen: und wer war in dieser Hinsicht besser zu einem Uebers. Sw.'s qualificirt, als Hr. D. *J. Reinh. Forster?* Die lange Anmerkung S. 189 über die Erfindung des Compasses, die Sw. S. 229. 30 einem Amalfitaner *Flav. Gioja* zuschreibt, ist nicht nur gelehrt, sondern auch sehr lehrreich. S. 196 u. 97 endlich widerlegt Forst. Sw's harte Meynung (S. 234) über das römische Recht, das er *„the offspring of despotism“* nennt. Die folgenden Abschnitte beschäftigen sich mit Sicilien und zwar zuerst mit Palermo vom 23 bis 30 Abschnitt. Rec. hat bloss S. 270 und 291 Zusätze bemerkt, und zwar werden in dem ersten Zusatze, nach dem Plautus in seinem Menaechmeis, zwischen Agathokles und Hiero II, zwey Regenten von Sicilien, *Phintias* und *Liparos* gesetzt: der zweyte aber betrifft eine Bemerkung, wie nachtheilig der Aufnahme eines Fremden in Sicilien Brydone's Werk sey. Den Mangel an Gastfreundschaft in Palermo, worüber der Vf. zu klagen Ursach hat, schreibt er diesem Buche zu. Forster hat diese Abschnitte seiner Uebersetzung besonders durch gelehrte Anmerkungen bereichert. Nicht zu gedenken, dass er S. 220 erwähnt, dass die Sikuler sich der Sprache der Opiker oder Osker bedienten, dass er über den Lapis Lazuli, und den Tabernakel in den katholischen Kirchen S. 248, und S. 256 über die Schleyertrachten in Sicilien belehrende Anmerkungen beybringt, so verdienen besonders seine gelehrten Noten S. 258 und 276 Aufmerksamkeit; die erste bringt verschiedene Notizen über den *Hortus Catholicus* seu *Principis Catholicae* vom *Franciscus Cupani* bey, und die letzte berichtigt und erweitert das, was Swinb. S. 337. ohne hinlängliche Kenntniss von Arabischer Literatur gesagt hatte. Dieser 3te Theil der neuen Ausgabe Sw's endigt sich mit dem 35ten Abschnitte der Ankunft in Girgenti, und ist ohne weitere Zusätze. — Forster hat auch hier seine Uebersetzung, hin und wieder, jedoch mit wenig bedeutenden Anmerkungen, bereichert. S. 315 ist bey ihm ein Druckfehler, statt *Aqua fonta. l.* aqua santa. Dieser Band hat 6 Kupferstiche. Im 4ten Bande endlich, der Sw's Reise von Girgenti bis zurück nach Rom enthält, hat Rec. nur einen Zusatz S. 347 gefunden, wo der Vf. bey Erwehnung der

Ueber-

Ueberbleibsel in der Gegend der Villa Marsana zu Castiglione, die zu dem *Formianum* des Cicero gehörten, neben welchen wahrscheinlich der grosse Redner auf Antonius Anstiften vom Cajus Popilius Laenas ermordet ward, in einer Note weitläuftig aus einander setzt, woher er glaubt, dass Popilius, der den Cicero vorher vertheidigt und gerettet hatte, gerechte Veranlassung zu seinem Hasse gegen Cicero, haben konnte? Er findet die Ursache in Cicero's Verheirathung mit der Popilia und seiner Scheidung von ihr. Das Ganze ist freylich, wie Sw. selbst sagt, *a fair field for conjecture*; jedoch kann Niemand Sw's Scharfsinn dabey verkennen. Forsters Uebersetzung dieses Bandes ist mit wichtigen Anmerkungen bereichert. S. 386—93 ist eine gelehrte Note, über die erste Entdeckung der Kornarten. Das Resultat seiner Untersuchung ist, dass wild kein Korn wachse, Kornbau erfodert sorgsame Pflege und Cultur. S. 460. findet man eine Berichtigung über die Weirauchkiefer oder *Taedapine* bey Sw. S. 488 liest man mit Vergnügen eine gelehrte Anmerkung vom Uebersetzer bey dem, was Sw. S. 190 über Messina's Namen und über die zerstreuten Einwohner von Messene, die 486 vor Christi Geburt der Stadt ihren heutigen Namen gaben, sagt. Ohne Forsters Zusatz. S. 400 ist Sw's Bemerkung S. 203 „*if a cargo be schipped immediately after harvest an additional tari is charged to make up, for the loss of increase by this speedy removal*" jedem, der nicht vollständige Kenntniss vom Kornhandel hat, dunkel. Sie zeigt, dass das Korn durch längeres Liegen in den Magazinen an Schwere gewinne. Da nun nach dem Gewichte in den Sicil. Kornmagazinen die Abgabe entrichtet wird, so verliert die Regierung, wenn das Korn gleich nach der Erndte ausgeführet wird. Daher muss alsdann zum Ersatz noch ein Tarin über die gewöhnliche Abgabe bezahlt werden. S. 500 findet der Leser eine belehrende Anmerkung von Forster über den Gebrauch des Kanariensamens, und 523 berichtiget er Sw., nach dem, selbst in dieser neuen Ausg., Linné die Bonnet Makrelen für die Jungen des Thunfisches halten soll; diese aber unterscheidet Linné sehr wohl in der letzten Ausgabe seines Natursystems von den Bonnet Makrelen. S. 525 wird endlich noch Dolomieu zum Zeugen gerufen, dass die Einwohner von Stromboli nicht so grausam sind, wie sie verschrien werden. Aus allem diesem ist es denn hinlänglich deutlich, dass Forsters Uebersetzung grosse Vorzüge, selbst vor dieser neuen Ausgabe Sw's hat. Dieser 4te Theil hat 8 Kupferstiche, und wie jeder der Uebrigen ein vollständiges Register. Die Verzeichnisse von alten Münzen sollen, wie uns Gelehrte versichert haben, von einem gewissen *Dutens* verfasst seyn, der mit Sw. reisete, wenn gleich dieser ihn nirgends nennt.

GOTHA, b. Ettinger: *Neapel und Sicilien.* Ein Auszug aus dem grossen und kostbaren Werke: *Voyage Pittoresque de Naple et Sicile* de Mr. de *Non.* Mit vier Kupfern, den Auswurf des Vesuvs von 1779, das Landhaus des Solimena, und die Gegend bey Portici und eine Calabrische Musik vor einem Marienbilde zu Neapel darstellend. Zweyter Theil. 8. S. 220. 1790. (1 Rthlr.)

Ueber das Ganze dieses Unternehmens des Hn. *Keerls*, de Non's Reisen zu übersetzen und abzukürzen, ist bereits im Allgemeinen das Nöthige bey der Anzeige des ersten Theils gesagt worden. Rec. schränkt daher sich hier bloss darauf ein, den Inhalt dieses zweyten Theils anzugeben; doch kann er es nicht unberührt lassen, dass, wenn denn einmal de Non's grosses Werk abgekürzt, oder vielmehr, wie der Augenschein lehrt, übersetzt werden soll, der Hr. Uebersetzer doch wenigstens das weglassen möge, worin von allzubekannten Dingen wenigstens grösstentheils höchst unbefriedigende Nachrichten mitgetheilt werden. Dahin gehört z. B. alles das, was von Torquato Tasso gesagt wird, in dessen Lebensbeschreibung es selbst gleich im Anfange heisst, dass sie nichts wie Wiederholungen enthalte. Es ist wahr, Hr. K. hat die oft sehr dürftigen und unrichtigen Nachrichten des französischen Vf. berichtigt und erweitert; aber das Ganze bleibt doch immer Wiederholung längst bekannter Dinge. Wozu die Proben aus dem Tasso, mit der sonst gut gerathnen Nachahmung? Für den, der den Dichter kennt, sind sie überflüssig, und für den, der ihn nicht kennt, unbefriedigend. Und nun gar einen Auszug aus der Thebaide des Statius. — Es muss gewiss Hn. K. selbst einleuchtend seyn, dass unser Publicum an so etwas keinen Gefallen haben kann. — Voraus geht eine kurze Geschichte von den Veränderungen Neapels und Siciliens, die schon vor dem ersten Theile stehen sollte, und die, das noch im ersten Theile fehlende erste Kapitel ausmacht. Darauf folgt das 4te Kapitel, von den berühmten Neapolitanischen Dichtern und Tonkünstlern mit kurzen Bemerkungen über ihr Leben und ihre Werke. — Nach Rec. Urtheil hätte das Kap. gröstentheils, so wie es itzt ist, ganz wegbleiben können, und würde gewiss weggeblieben seyn, wenn sich der Vf. oder der Uebersetzer sein Publicum bestimmt gedacht hätte. Das 5te Kapitel liefert eine Beschreibung des Vesuvs und der nahe gelegenen Gegenden, nebst einer kurzen Geschichte seiner Ausbrüche vom Jahr 79 bis 1780. (In der hier gelieferten Uebersetzung der beiden bekannten Briefe des Plinius, muss durchaus für Messina, *Misenum* gelesen werden). Warum Hr. K. diesem Kapitel, Keyslers Bemerkungen über den Vesuv angehängt hat, sieht Rec. nicht ein. Das 6te Kapitel endlich handelt von den Gewohnheiten, der Gemüthsart, und dem Geschmacke der Neapolitaner, nebst kurzen Bemerkungen über Regierungsform, Handlung und natürliche Erzeugnisse des Königreichs Neapel. Aus diesem viele richtige und interessante Nachrichten enthaltenden Kapitel hätte füglich manches Ueberflüssige hinwegbleiben können, so z. B. die bekannte Geschichte von Masaniello. — Der Stil der Erzählung ist durchaus rein und gut. —

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Crusius: *Arthur Young's Annalen des Ackerbaues und anderer nützlichen Künste.* Aus dem Engl. übersetzt von D. S. *Hahnemann* und mit Anmerkungen herausgegeben von *J. Riem.* 1 Band. 1790. 8. 290 Seiten. (16 gr.)

 Die

Die Uebersetzung enthält die wichtigern Aufsätze des Originals, mit Uebergehung derjenigen, welche für das deutsche Publikum dermahlen weniger interessant sind. Zu mehrerer Deutlichkeit liefert Hr. H. in der Vorrede die Bestimmung der englischen Maasse. Zu den vorzüglichsten Aufsätzen in diesem Bande gehören *Bakers* Versuche über den Werth des Klees zur Fütterung und der Vorbereitung des Ackers zur Weizensaat ohne Brache. Die Vergleichung der Ausgabe mit der Einnahme zeigte schon die Kleebenutzung sehr ergiebig, und die Kosten für die Bestellung der Brache zu Weizen, verhielten sich zu denen für die Benutzung der Kleewiese zu Weizen, wie 10 zu 3. Die Frage: soll die Menge des Saamens desto geringer seyn, je schlechter der Boden ist? beantwortet *le Blanc* durch Versuche, welche zeigten, dass die Erndte stärker von 2. als von 3 und 4. Bushel ausfiel. Hr. *Riem* meynt inzwischen, dass der schlechtere Boden mehr Samen als der bessere erhalten müsse, damit die mehrern Halme das Unkraut verdrängten. Versuche, die nöthige Kraft zu bestimmen, welche der Zug verschiedener Pflüge fodert, mit Sam. *More* Vorrichtung, welche die Kraft durch eine angebrachte Feder mit Zeiger in Centnern angiebt. *Mare* über die Schweinemast mit roh verfütterten Viehgrundbirnen und gelben Rüben, und über die Rindviehmastung mit Winterwicken, beide mit Sharys Viehwaage geprüft, und sehr vortheilhaft befunden. *Young* über die Art, die Wicke zu Heu zu machen, wo sich die Schober nicht empfohlen. Vom Einschrumpfen des Grundbirnkrautes, welches nach Hn. *Riem* von Blattläusen herrührt. In mürben Sandlehm fand *Symond* Pferdedünger viermahl besser als Kalk. *Youngs* Versuche, in wie ferne und in welcher Gestalt das Phlogiston eine Pflanzennahrung sey, wo der Vf. die entzündliche Luft für düngend erklärt. Nach *Carter* sind gelbe Rüben besser zum Pferde-, als Schweinefutter, und *Young* empfiehlt sie ausserdem zur Reinigung der Länder von Unkraut. *Farrer* über den Nutzen des Heidekorns zu Pferdefutter, mit Kleige, Spreu oder Körnern. *Symond's* Bemerkungen über das Winterfüttern des Rindviehes mit Baumblättern in Italien, wo sie entweder in hölzernen Fässern mit Sand bedeckt, oder in Gruben mit Weinkämmen geschichtet werden. *Carter's* Versuche über Wau und dessen Cultur, *Youngs* Versuche über die Nahrung der Pflanzen, mit verschiedenen düngenden Materien. *Townley* vom Gänsedung. In dem kalten Winter 17$\frac{89}{90}$ lagerten sich zu Cambridgeshire und Huntingdonshire wilde Gänse in das Getraide, welches davon sehr gedeihte. Der reichliche Ertrag möchte aber wohl hier nicht allein dem Gänsedunge, sondern auch der Abfressung der Frucht beyzumessen seyn, da solche nachher viel stärker treibt. *Belcher* sehr umständlich über den Bau der Luzerne, und *Pott* über die Pimpinelle, aber ohne richtige botanische Bestimmung. Auch kommen einige Auszüge aus andern Werken vor, wie von *Wights* gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft in Schottland, und von D'*Aubentons* Schäferkatechismus.

Leipzig, b. Barth: *Ueber das Kartenspiel*, von *J. C. F. Witting*, Pastor zu Ellensen bey Einbeck. 1791. 124 S. 8. (8 gr.)

Unter folgenden Rubriken: 1.) Von der Erfindung des Kartenspiels; 2.) Von dem Nutzen desselben; 3.) Von dem Schaden desselben; 4.) In wie ferne das Kartenspiel erlaubt und unschuldig; 5.) In wie ferne es sündlich ist; 6) Gegenseitige Toleranz zwischen denen, die spielen, und denen, die das Kartenspiel ganz vermeiden; 7.) Vorsichtsregeln, die man selbst bey dem unschuldigsten Spiele beobachten muss; 8.) Quellen und Gegenmittel der Spielsucht; 9.) Beschönigungen der Spielsucht; — handelt der — einen hellen vorurtheilsfreyen Kopf verrathende Vf. in gedrängter Kürze und mit Beyfügung zweckmässiger Beyspiele aus der Geschichte oder andern guten moralischen Erzählungen so ziemlich alles ab, was für und wider das Kartenspiel, über den guten Gebrauch und den Missbrauch desselben gesagt werden kann.

Auffallend und unerklärbar dürfte übrigens manchem Leser die Mühe seyn, die sich Hr. W. giebt, auf 7 bis 8 Seiten darzuthun, dass man „insonderheit tolerant gegen einen Prediger seyn solle, der *nicht* spiele." Fast scheint es, als sey es ihm unbekannt, dass noch in manchen Gegenden Deutschlands unter der Lutherischen Geistlichkeit, den Prediger ohnfelbar das Anathema treffen würde, der es wagen wollte, besonders in öffentlicher Gesellschaft eine Karte in die Hand zu nehmen.

Bey dem, was *Zimmermann* an der von Hn. W. allegirten Stelle seines Buches über die Einsamkeit von *Moesern* sagt, dass er nemlich „fast alle seine fliegenden „Blätter, die wahren Bürgen seiner Unsterblichkeit, sei„ner geistvollen Tochter *beym Spiel* dictirt habe," muss man wohl etwas mit auf den Hang des Herrn Ritters zum blumenreichen hiperbolischen Stil rechnen, wenigstens dürfte man es nicht als Beyspiel zur Nachahmung empfehlen, wenn man nicht Gefahr laufen will, die Gesellschaft mit sehr verwirrten Spielern und die Lesewelt mit sehr unsinnigen Phantasien heimgesucht zu sehen.

Zuweilen verfällt unser Vf. mit seinem Stil auch etwas zu sehr ins pretiöse z. B. „uns mit entbrandten Her„zen zum Himmel empor zu schwingen etc.; Richte „dein Herz bey dem Spiel selbst auf den, der der erha„benste Gegenstand unsrer Liebe ist. Schwinge dich „auch hier durch Weisheit empor." etc.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Berlin, b. Lagarde: *Fables choisies mises en vers par de la Fontaine*, 1 T. 138 S. 2 T. 230 S. 8.

Nürnberg, b. Raw: *Häusliches Erbauungsbuch in Gebeten* von M. F. Roos. 296 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. November 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Freyburg u. Annaberg, in der Crazischen Buchh. *Beytrag zur einzigen möglichen Religionsaufklärung fürs Volk.* In Briefen. Ein Wort zu seiner Zeit von *Friedrich Gottlob Leschner*, P. S. *Erste Sammlung.* 1790. 384 S. 8. *Zweyte Sammlung.* 1790. 400 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Titel dieses Buchs ist so pralerisch als täuschend; der Zusatz: *ein Wort zu seiner Zeit*, steht hier ganz am unrechten Orte, und wir bedauern jeden, der sich durch diesen Autorkniff dazu verleiten läfst, so elendes Machwerk zu kaufen. Das Wort Aufklärung ist leider! schon von unzähligen Schriftstellern gemisbraucht und entheiligt worden; aber vielleicht hat sich noch niemand so sehr daran versündigt, als unser Vf., der es aber wohl freylich nur aus Unwissenheit thut, indessen mancher andere nicht eben die menschenfreundlichsten Absichten dabey haben mag. Damit nun aber das Publicum wisse, was es in diesem so viel versprechenden Buche zu suchen habe, so dient zur Nachricht, dafs die einzig mögliche Religionsaufklärung fürs Volk — nach der Meynung des Vf., welche in diesem Buche nicht leicht zu verkennen ist — darinn bestehe, das ganze alte theologische System mit allem, was nur irgend als Zusatz dazu gehört, aufrecht zu erhalten, und dem Volke einzuschärfen. Dazu hat er nun in zwey starken Octavbänden sein Scherflein beytragen wollen; und in dieser Absicht hat er seine Waare, die er gewifs selbst für verlegen und unbrauchbar hielt, unter einem modernen und anlockenden Titel feil geboten. Bisweilen sucht er demjenigen, was er vorträgt, in den Augen des Nichtkenners ein philosophisches Ansehen zu geben; so spricht er z. B. viel von dem Wesentlichen und Nichtwesentlichen des Christenthums, ohne doch das eine oder das andere genauer zu bestimmen; bisweilen aber vergifst er sich ganz, und drückt sich völlig so, wie weyland *Beyer* u. a. aus. Um unser Urtheil zu beweisen, wollen wir einige Stellen ausheben, und den Vf. selbst reden lassen. Th. I. S. 283. läfst er sich also vernehmen: *Keine Geheimnisse glauben, heifst: Gottes unendliche Macht einschränken, seinen Stolz aufs höchste treiben, und sich der Religion Jesu geradehin widersetzen.* Bey der Frage, *wie* uns Jesus mit Gott ausgesöhnt habe, (das mag wohl für den Kreis des Volks gehören!) führt er erst die Antwort der *Socinianer* an, (die dem Volke wohl sehr bekannt seyn mögen!) und setzt dann, wie er sagt, als ein evangelischer Christ hinzu: 1) *Jesus erfüllte das Gesetz,* 2) *trug die verschuldeten Strafen,* 3) *verschaffte der Heiligkeit der Gesetze Genugthuung.* Den Satz, dafs auf *Gottes* Seite keine Genugthuung nöthig sey, hält er für sehr schädlich, und *positive* Strafen behauptet er *vorzüglich* deswegen, weil sie die Nothwendigkeit dieser Genugthuung in ein helles Licht setzen, und weil es ohne Furcht für (vor) positiven Strafen *kein Gewissen* gebe. Ferner, S. 70. *Im eigentlichen Verstande ist die Religion der Vernunft gar nicht unterworfen, so wenig als man die Handlungen und Wege Gottes vor diesen Richterstuhl fodern darf.* (Man sollte beynahe glauben, ein Mann, der diefs schreiben kann, müsse nur sehr *uneigentlich* Vernunft haben.) S. 72. *Wie glücklich schätze ich mich, im Schoofse einer Kirche zu leben, wo man keine sonderliche Mühe hat,* (also doch wenigstens Mühe!) *seine Religionsüberzeugung* (und der Vf. rechnet doch gewifs viel zur Religion!) *vor dem Angesichte der Vernunft zu vertheidigen!* So hält er ferner den *Decalog* für eine *vollständige* Sittenlehre, hat die abgeschmacktesten Begriffe von *Toleranz*, welche er gern *eingeschränkt* (?) sehen möchte, spricht immer so von *der Kirche*, als ob wir Protestanten an eine unfehlbare glaubten, und giebt auf jeder Seite einen neuen Beweis davon, dafs das Wort zu seiner Zeit, welches er sprechen wollte, wenigstens um 150 Jahre zu spät kömmt. — Wem diese Zeugnisse noch nicht genügen, der nehme das Buch selbst vor sich, arbeite sich durch den schwerfälligen, ermüdenden, oft fehlerhaften, Stil des Vf. durch, und sehe zu, wie viel er zur einzigmöglichen Religionsaufklärung fürs Volk daraus gebrauchen könne.

Hamburg, b. Bohn: *Briefe zur Beförderung eines weitern Nachdenkens über die zweckmäfsigste Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes,* von *Christoph Johann Rudolph Christiani*, Prediger zu Kahlebuy und Moldenit. 1790. 221 S. 8. (14 gr.)

Hr. C. zeigt sich auch in dieser Schrift als ein aufgeklärter Theologe, dessen Vorschläge es in jeder Rücksicht verdienen, dafs sie beherziget, und von denen, welche für die Verbesserung der öffentlichen Gottesverehrung zu sorgen haben, benutzt werden. Vorzüglich gut sind die Bemerkungen, welche der Vf. denen entgegenstellt, die den gemeinschaftlichen Andachtsübungen der Christen blofs durch das vermehrte Sinnliche aufgeholfen wissen wollen. Rec. ist der Meynung, dafs wir uns nicht über den Mangel, sondern über die Zweckmäfsigkeit und Würde des Sinnlichen zu beschweren haben, und dafs daher die feyerlichen Gebräuche beym Gottesdienste nicht vervielfältiget, sondern vereinfacht und veredelt werden müssen, wenn die Absichten, welche man durch unsre christlichen Versammlungen zu erreichen sucht, wirklich erreicht werden sollen. — Wir haben in diesem ganzen Buche nur eine einzige Aeufserung

gefunden, welche uns bey einem solchen Vf. aufgefallen ist; und diese betrifft die moralischen Predigten, worüber sich vielleicht Hr. *C.* nur nicht bestimmt genug ausgedrückt hat. Ausserdem können wir allen Lesern dieser Schrift versprechen, dass sie, wenn auch nicht immer etwas neues, doch gewiss immer etwas vernünftiges und brauchbares darinn finden werden.

Leipzig, in der Waltherschen Buchh.: D. *Joh. Georg Rosenmüllers Abhandlung über den Ursprung der christlichen Theologie.* Nebst einer Rede, in welcher untersucht wird, wie weit man in der Verbesserung des Studiums der Theologie gehen dürfe. Aus dem Lateinischen übersetzt von *Spranger.* 1789. 150 S. 8. (8 gr.)

Die in jener Abhandlung und in dieser Rede vorkommenden Untersuchungen, besonders die über den Unterschied der Theologie und der Religion in der ersten, verdienen allerdings bekannter und gemeinnütziger zu werden, als es die lateinische Sprache des Originals gestattete. Aber das blosse Uebersetzen des Originals konnte diesen Endzweck auch nicht erfüllen. Denn Ungelehrte, wenn sie sonst auch einige Lectüre haben, verstehen doch die Uebersetzung, wie sie da ist, noch nicht; weil die Sachen dieselben geblieben sind. Besser wäre es also gewesen, Hr. *S.* hätte eine allgemeine fassliche Abhandlung über den Unterschied der Religion und der Theologie geliefert; — zur Belehrung der Theologen und Nichttheologen, welche noch immer glauben, Theologie und Religion sey einerley. — Vor nicht langer Zeit protestirte noch der Präses eines geistlichen Collegiums gegen die Vorschläge eines denkenden Schulmannes zur Verbesserung des Religionsunterrichts in einem nahmhaften Gymnasium, aus *dem* Grunde, weil der Mann seine Vorschläge auf den neuerfundenen und *erdichteten* Unterschied zwischen Religion und Theologie gegründet hätte. Solchen Leuten muss man es *deutsch* sagen, und *deutsch* beweisen, dass Theologie und Religion nicht einerley ist. Auch wäre das eine sehr nützliche Belehrung für manche Unstudirte, die, von orthodoxen Gelehrten missgeleitet, glauben: alles, was im Systeme der kirchlichen Theologie debitirt wird, gehöre zur Religion. Aber für diese müsste man nicht gelehrte Abhandlungen *übersetzen*, sondern eigene populäre Abhandlungen schreiben.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Jo. Christ. Frid. Schulzii,* Theolog. in academia Giess. Professoris ordinarii *scholia in vetus testamentum,* continuata a *Georg. Lor. Bauer,* LL. Orient. in academ. Altorf. Professore. Volumen V. *tres libros Salomonis* complectens. 1791. 418 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Schulzische Name könnte nun ganz wegbleiben, oder, wenn ja der Verleger glaubte, dass er auf dem Titel stehen müsste, so erwähnt werden, dass aller Zweydeutigkeit, als wenn Hr. S. an den letztern Theilen einigen Antheil gehabt hätte, vorgebeugt würde. Wir tragen kein Bedenken, der Bauerschen Fortsetzung einen grösern Werth beyzulegen, als dem Anfang, den *Schulz* gemacht hat. Doch es ist hier nicht der Ort, diese mit einander zu vergleichen. Wir zeigen den Inhalt des 5 Bandes an. Er gehet über die Sprüche, den Prediger, und das Hohelied. In der Einleitung wird von moralischen Densprüchen überhaupt, (wo S. VI. ausser den angeführten Sentenzen des Meidani noch andere von Scaliger, Erpen, Alb. Schultens u. a. edirte eine Erwähnung verdient hätten,) von der Beschaffenheit derselben, von den Sentenzen Salomos, (nicht immer folgen diese auf die Psalmen S. IX., denn im Talmud und nach der Masora ist eine andere Ordnung,) von dem Verfasser, dem Sammler, der Canonicität und den Commentarien, (unter denen der Schönheidersche, aus dem Dänischen übersetzt, Flensb. u. Leipz. 1784 einen Platz verdient hätte,) gehandelt. Die Erklärungen der Sprüche sind grösstentheils aus Geier, Schultens, Dathe, Döderlein u. a., meistens mit Beybehaltung ihrer eigenen Ausdrücke genommen, wobey wir doch bisweilen die Anzeige dessen, aus dem sie entlehnt sind, vermissen; z. E. 8, 13. 20., wo Dathe hätte citirt werden sollen, und an andern Stellen, wie weit das Citatum gehet, oder welche Worte eigentlich dazu gehören, nicht deutlich angemerkt finden; z. E. 8, 13, 9. Anf. Die Scholia vertreten nicht die Stelle eines an einander hängenden Commentars, weil der ganz übergangenen Sprüche nicht wenige sind, die doch eben so gut eine Erklärung verdienten, als die wirklich erläuterten; z. E. 4, 10—16. 5, 3. 4. 5. 8, 27. 28. 12, 23. Sie sind auch darinn den Rosenmüllerschen über das N. T. unähnlich, dass zu oft abweichende Erklärungen angeführt werden, da dem Anfänger, für den das Buch hauptsächlich bestimmt ist, mehr mit der ausführlichen, und durch Gründe unterstützten, Darlegung derjenigen, welche dem Vf. die wahrscheinlichste zu seyn dünket, gedienet seyn würde. Derselbe kann sich auch darüber beklagen, dass die arabischen und syrischen Wörter mit hebräischen Buchstaben gedruckt, und nicht wenige Druckfehler, die wohl hin und wieder Schreibfehler seyn mögen, eingeschlichen sind; z. E. S. 60. Z. 12. werden die Kirchenväter Justinianus, Athanasius und Athenagoras citirt. Der erste ist Justinus, und der zweyte hätte dem dritten nachgesetzt werden sollen. Ihm zu gefallen hätte auch die Latinität besser seyn müssen. Sie reicht noch nicht an die Rosenmüllersche, und diese ist doch noch weit von der Ernestischen Zierlichkeit entfernt; z. E. S. 141. *geminam porrexerit ansam.* — *mercem adeo pulcram tam aequo pretio obtinuerit* u. f. Der Vf. hat übrigens seine Vorgänger nicht so excerpirt, dass er dabey auf eigenes Urtheil oder Erfindung neuer Erklärungen Verzicht gethan hat; z. E. 10, 9. will er ירוע von רעע ableiten, (in welchem Falle aber ירע gelesen werden müsste,) *qui tortuosa via ambulat conteretur.* Das Prädicat schickt sich doch nicht gut zum Subject. V. 21: *Wenn sie sich gleich mit einem Handschlag Beyhülfe versprechen,* ידליד *so werden sie doch nicht ungestraft bleiben.* 21, 28. *Der falsche Zeuge wird umkommen, der die Wahrheit hört, wird muthig reden; nicht verstummen.* שמע scheint uns in Beziehung auf den Eid gesagt zu seyn, bey welchem sich der Schwörende leidend verhielt, und wenn er nicht falsch schwören wollte, auf das, warum er befragt wurde, hören und aufmerksam seyn musste.

Den

Den Prediger oder Koheleth hält der Vf. für einen erdichteten symbolischen Namen, der die Stelle eines Nomen proprium vertritt. In keinem Buche des A. T. finden sich so deutliche Spuren von der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, und dieses sey nebst andern ein Grund, woraus das spätere Alter des Buches gefolgert werden könne. Salomo, nicht David, wie Hr. Prof. Paulus behauptet hat, werde redend eingeführt. Dass es ein Gespräch zwischen Lehrer und Schüler, oder überhaupt ein Gespräch sey, könne nicht bewiesen werden.

In der Einleitung in das Hohelied wird eine gute Uebersicht der verschiedenen Erklärungen des Buches gegeben. Hr. Bauer glaubt mit Döderlein und Dathe, dass der Dichter die Liebe eines Hirten zu seiner Geliebten besinge, verschiedene Zusammenkünfte der Liebenden sich gedenke, und was dabey vorgefallen ist, erzähle. Für ein Drama oder ein Gedicht, das eine ganze, an einander hängende, Handlung enthalte, will er es nicht ansehen. Auf neue Erklärungen, die Aufmerksamkeit verdienten, sind wir bey diesen beiden Büchern nicht gestossen. Die vielen Hülfsmittel, deren Verzeichniss gegeben ist, sind auf die Weise, wie es bey den Sprüchen geschehen ist, benutzt.

LITERARGESCHICHTE.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Das gelehrte England*, oder: Lexicon der jetzlebenden Schriftsteller in Grossbritannien, Irland und Nordamerika, nebst einem Verzeichniss ihrer Schriften, vom Jahr 1770 bis 1790. von *Jeremias David Reuss*, Prof. und Bibliothekar zu Göttingen. 1 B. 1791. XIV und 248 S. gr. 8.

Auch mit dem Titel:

Alphabetical Register of all the Authors actually living in Great-Britain, Ireland, and in the United Provinces of North-America, with a Catalogue of their Publications. From the Year 1770 to the Year 1790. By *Jerem. Dav. Reuss*, etc.

Man kennt den grossen und entschiedenen Werth, welchen das *Hamberger-Meuselsche gelehrte Deutschland* und dessen Fortsetzung nicht nur für jeden eigentlichen Literator, sondern für alle hat, denen neuere deutsche Literatur und Bücherkunde nicht gleichgültig ist. Bey den grossen und wesentlichen Vorzügen, welche dieses Werk vor allen ähnlichen Unternehmungen der Ausländer, selbst vor der *France Literaire*; die des sel. *Hamberger's* erste Idee dazu veranlasste, voraus hat, und bey dem in Deutschland so ganz vorzüglich lebhaften Eifer für ausländische Literaturkenntniss, entstand gewiss jedem Freunde und Kenner derselben oft und längst der Wunsch, ein ähnliches Handbuch über die jetztlebenden Schriftsteller des aufgeklärten Auslandes, und eine ähnliche Nachweisung ihrer Werke, zu besitzen. In den ältern Perioden ihrer Literatur ist diesem Bedürfnisse, wenigstens grossentheils, abgeholfen; und wenn wir Hn. Hofr. *Adelung's* treffliche Ergänzung des Jöcherischen Gelehrtenlexikons dereinst vollendet sehen werden; so wird Deutschland auch in dieser Absicht ein vor allen literarisch-biographischen Wörterbüchern vorzügliches Hülfsmittel besitzen.

Es ist freylich zu verwundern, dass den *Engländern* insbesondre, die sonst ihre Literatur gewiss nicht vernachlässigen, die, vornemlich in den neuern Zeiten, die Alterthümer derselben mit grosser Genauigkeit durchforschen, die das Andenken ihrer aussterbenden Gelehrten und ihrer Werke durch einzelne, oft sehr umständliche, Lebensbeschreibungen sowohl, als durch kürzere biographische Nachrichten in ihren Zeitschriften, z. B. in *Gentleman's* und *European Magazine*, so sorgfältig zu erhalten suchen, doch immer noch ein Handbuch dieser Art gänzlich fehlt. Vor drey Jahren erschien zwar ein *Catalogue of five hundred celebrated Authors of Great-Britain now living* in einem sehr mässigen Octavbande, und mit ziemlich grosser Schrift gedruckt. Hr. *R.* sagt aber mit allem Recht davon, dass dies Verzeichniss einem Kirchen- und Kerzeralmanach ähnlicher sey, als dass es einen Literator nur einigermassen in seinen Untersuchungen befriedigen könnte. Es fehlt ihm durchaus an einem festen Plan, an Vollständigkeit und Genauigkeit. Das einzige bisherige Hülfsmittel dieser Art war noch *Ayscough's*, vor einigen Jahren in zwey Bänden geliefertes doppeltes Register über die ersten siebzig Bände des *Monthly Review*. Natürlich aber weist es nur diejenigen Schriftsteller und Schriften nach, die in diesem Journale recensirt wurden; und dann erwähnt es nicht das Mindeste von ihren Lebensumständen. Auch sind die Schriften eines jeden nicht neben einander gestellt, sondern man muss sie erst, nach Anweisung des allgemeinen alphabetischen Registers unter den verschiedenen wissenschaftlichen Klassen zusammensuchen, nach welchen das Hauptverzeichniss geordnet ist. Und wer das Bändereiche *Monthly Review* selbst nicht besitzt, bleibt über das eigentliche Jahr der Erscheinung der Bücher ungewiss.

Hr. *R.* erwirbt sich daher kein geringes Verdienst durch Besorgung des gegenwärtigen Handbuchs, welches die Literatur der Britten von den zwey letzten Jahrzehnden enthält. Nicht leicht hätte diese Arbeit in bessere Hände fallen können, da wohl niemand einen solchen Vorrath von Hülfsmitteln dazu in der Vollständigkeit zur Hand hat, worinn sie die, in ihrer Art einzige, und gerade in der neuern englischen Literatur so reichlich ausgestattete Göttingische Universitätsbibliothek darbietet. Schon die Catalogen derselben mussten hier eine sehr ergiebige Hülfsquelle werden. Der Plan dieses Handbuchs scheint überaus gut und zweckmässig entworfen zu seyn. Nur die Schriften der Verfasser, die in dem Zeitraum von 1770 bis 1790 geschrieben haben, und noch am Leben sind, wurden hier aufgenommen, und unter dem Namen ihrer Verfasser zusammengeordnet. Die in diesem Zeitraume verstorbenen Schriftsteller werden nur kurz angeführt, mit Bemerkung des Jahrs ihrer Geburt, ihres Todes, wenn sie dem Vf. bekannt waren, und des Amts, welches sie bekleideten. Die Schriften selbst,

felbſt, wie die Lebensbeſchreibungen dieſer verſtorbenen Schriftſteller, gehören in das *Jöcher-Adelungiſche* Gelehrtenlexikon. Solche, die bloſs ein Specimen Inaugurale vor ihrem Abgange von der Univerſität, oder Prediger, welche nur einzelne Predigten in Druck gegeben haben, ſind eben ſo wenig hier aufgenommen worden, als diejenigen, welche in dieſem Zeitraum ihre literariſche Exiſtenz nicht einmal durch eine Abhandlung bewieſen haben. Deutſche Ueberſetzungen ſind ſorgfältig angemerkt; aber keine aufgenommen, welche in ausländiſcher Sprache gemacht worden ſind; auch keine Gelehrte von andern Nationen, die in engliſcher Sprache geſchrieben haben. Dieſe letztern möchte man doch wohl in einem Nachtrage aufgeführt zu ſehen wünſchen. Noch ſind die Preiſe der engliſchen Bücher beygefügt worden, die auch *Ayſcough* im erſten Bande ſeines Verzeichniſſes nicht übergieng.

Was hier geliefert wird, geht nur von *A* bis zu Ende des Buchſtaben *L*; indeſs iſt das Uebrige ſchon in der diesjährigen Michaelismeſſe erſchienen, wovon nächſtens. Rec. fand ſich durch eine genaue Durchſicht des Buchs ungemein befriedigt, ſelbſt durch die verhältniſsmäſsige Vollſtändigkeit, die freylich aber, in ihrem höchſten Grade, bey einem Werke dieſer Art faſt unmöglich iſt. Beym Gebrauche ſelbſt wird ſich manches nachtragen laſſen; und die ganze Behandlungsart des Vf. bürgt dafür, daſs er ſelbſt auf immer gröſsere Vollkommenheit ſeines Buchs bedacht ſeyn werde. Dazu wird ihn hoffentlich auch die Beyhülfe anderer Gelehrten und Liebhaber der engliſchen Literatur noch mehr in Stand ſetzen, die er am Schluſs der Vorrede wünſcht, wo er auch die Unterſtützung ſeiner Freunde, des Hn. Dr. *Girtanner* in Göttingen, des Hn. Hofmed. *Hufeland* in Weimar, und des Hn. Dr. *Kapp* in Leipzig, mit Dank erkennt.

Die hie und da vielleicht noch befindlichen Mängel und Lücken laſſen ſich, wie geſagt, nur erſt durch fortgeſetzten Gebrauch dieſes Handbuchs entdecken, berichtigen und ergänzen. Das Wenige, was Rec. in dieſer Art bey der erſten Durchſicht wahrnahm, will er vor der Hand hier mittheilen. Von *Tho. Balguy* iſt die Schrift: *Divine Benevolence Aſſerted and Vindicated from the Objections of ancient and modern Sceptics*. Lond. 1781. 8. (2 Sh. 6 d.) übergangen, deren Ueberſetzung mit Anmerk. von Hn. *Eberhard* zu Leipzig, 1782. 8. herauskam. — Unter *Beattie* fehlen die 1777 in 4. gedruckte Eſſays, die mehr als den bloſsen Eſſay on Truth, nemlich auch diejenigen Aufſätze enhielten, deren Ueberſetzung unter dem Titel: *Philoſophiſche Verſuche*, zu Leipzig 1779, 2 Bde. 8. von Hn. *Meiners* herausgegeben wurde. — Zu *W. Beloe*, einem Geiſtlichen, iſt jetzt noch ſeine Ueberſetzung des *Herodot*, 4 Vols. 8. hinzuzuſetzen. *Berington's Hiſt. of Abelard and Heloiſa* iſt von *S. Hahnemann*, Leipzig, 1789. 8. ins Deutſche überſetzt worden. — Dr. *Berkenhout* ſtarb d. 3 April d. J. in ſeinem 61ſten Jahre. Er war aus einer holländiſchen Familie, ehedem Officier in preuſsiſchen und engliſchen Dienſten, und wurde 1765 zu Leyden Doctor der Medicin. Die letzten ſeiner Schriften waren: *Letters on Education, to his Son at Oxford*; Lond., 1791. 2 Vols. 12. — *Charles Biſſet* ſtarb d. 14 Jun. dieſes Jahrs. — *Schreiter's* Ueberſetzung von *Blair's* Vorleſungen, beſteht aus *vier* Bänden. — *Boswell* iſt zu Edinburg, d. 29 Oct. 1740 geboren. Sein letztes Werk iſt: *The Life of Dr. Sam. Johnſon*; Lond., 1791. 2 Vols. 4. — Unter *Boydell* wäre noch ſein *Catalogue of Prints* und ſeine neulich von uns angezeigte *Deſcription of Shakſpeare's Gallery* anzuführen. — Zu dem Namen *James Bruce* iſt *Lord of Geeſh* hinzuzuſetzen. — Miſs *Burney's Cäcilia* iſt ins Deutſche überſetzt, und, wenn wir nicht irren, zweymal. — *Rich. Dalton*, *Keeper of the Pictures and Antiquarian to the King*, ſtarb d. 7 Februar d. J. Eine vollſtändigere Nachricht von ſeinen Werken und Kunſtarbeiten giebt das *Gentl. Mag.* vom März d. J. — S. 128. wäre noch der Buchhändler *Thomas Evans* hinzuzuſetzen, der im J. 1777 die Sammlung: *Old Ballads, Hiſtorical and Narrative*, in zwey Octavbänden veranſtaltete. — *Rich. Farmer's Eſſay on the Learning of Shakſpeare* iſt 1789 neu wieder aufgelegt. — Unter *Alex. Gerard* iſt, vermuthlich durch einen Druckfehler, der Titel ſeines *Eſſay on Taſte* weggelaſſen, wovon Lond. 1786. 8. die dritte Edition herauskam. — Die bekannte hiſtoriſche Schriftſtellerin, Mrs. *Catharina Macaulay Graham*, ſtarb d. 23 Jun. d. J. Ihr erſter Mann, *Macaulay*, war nicht DD., ſondern M. D. — Capt. *Francis Groſe* ſtarb d. 12 May d. J. in ſeinem 52ſten Jahre. Zu ſeinem *Treatiſe on ancient Armour and Weapons* lieferte er ein Supplement, 1789. 4. Auſser dem *Provincial Gloſſary* gab er auch im J. 1785 *A Claſſical Dictionary of the Vulgar Tongue* heraus; und 1788 ohne ſeinen Namen: *Rules for drawing Carricatures, with an Eſſay on Comic Painting*. Dieſe letztern ſtehen hier irrig unter einem beſondern Artikel. *John Groſe* war ſein Bruder; und ſein zweyter, hier fehlender, Bruder war *John Henry Groſe*, Verfaſſer einer *Voyage to the Eaſt-Indies*; Lond. 1772. 2 Vols. — *James Harris*, Esq. war zuletzt *Secretary and Comptroller to the Queen*. — *Rob. Henry*, Verfaſſer der Geſchichte von England, ſtarb d. 24 Nov. 1790. — Bey des Biſchofs *Hurd* Commentar über *Horazens* Epiſtel an die Piſonen, wäre noch die Ueberſetzung von Hn. *Eſchenburg*, Leipz. 1772. 2 Bde. 8. anzumerken geweſen; und bey Mrs. *Inchbald*, ihr neuer Roman: *A ſimple Story*, Lond., 1790. 4 Vols. 8.

Druckfehler. In No. 233. der A. L. Z. 1791. S. 438. Z. 7. von unten lies Saldanha Bay ſtatt Soldenha B. Z. 4. v. u. und S. 439 Z. 8. l. Daſſen Eyland ſtatt Doſſen Eyl. S. 436. Z. 17. l. Bay 2mal ſtatt By. Z. 19. l. Bayen ſtatt Bergen. Nro. 289. Seite 200 Z. 7. von unten iſt anſtatt: *gedruckter Ueberſetzung, in welche etc.* zu leſen: *gedruckten Ueberſetzung, und in der Lutheriſchen Kirchenüberſetzung, in welche etc.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 3. November 1791.

GESCHICHTE.

London: *The English Peerage; or a view of the ancient et present state of the english Nobility.* In three Volumes. 1790. 4 maj. (40 Rthlr.)

Der Text von diesem heraldischen Werke nimmt zwey Theile ein; der dritte enthält in vortrefflichen Kupfern eine eben so prächtige als geschmackvolle Darstellung der Wappen des hohen englischen Adels. Rec. kennt durchaus kein Werk, das von dieser Seite mit dem vor ihm liegenden könne verglichen werden. Auf jedem Blatte im grösten Quart sind nur zwey Wappen vorgestellt. Die Zeichnung und Ausführung der Emblemen in dem Schilde und auf dem Helme ist zwar auch jedesmal vorzüglich schön und sauber, aber den grösten Fleiss hat der Künstler auf die Schildhalter verwandt, besonders alsdenn, wenn es Thiere sind. Richtige Nachahmung der Natur, edle Stellung, beständige Abwechslung derselben bey solchen, die öfters vorkommen z. B. beym Löwen, Pferde und Hunde, gefällige Nachhülfe bey solchen, denen die Natur Schönheit versagt hat, verbunden mit dem saubersten Stiche und der reinlichsten Ausführung, ziehen das Auge so sehr an sich, dass der Freund der Kunst den ziemlich dicken Band mit eben der Aufmerksamkeit durchblättern wird, als der Heraldiker. Die Platten sind von *C. Catton* gezeichnet, und *F. Chesham* gestochen. Was den Text anbetrifft, so enthält er ohne alle andre Abhandlungen, die man gewöhnlich in einer so genannten *Peerage* zu finden pflegt, blos eine kurze Geschichte von einem jedem Hause, welches zu dem hohen englischen Adel gehört, und Angaben von den hauptsächlichen Lebensumständen der jetzigen Häupter derselben. Wir rathen nicht leicht zu Uebersetzungen fremder Bücher; wenn aber ein mit der englischen Geschichte bekannter Mann, die in diesem Werke enthaltene Geschichte der englischen Familien auszöge, und alles dasjenige wegliesse, was besonders von jetzt lebenden unbedeutenden Peers, der Absicht des Werks gemäss, gesagt ist, so glauben wir, dass ein solches Buch ein gutes Hülfsmittel bey dem Studium der englischen Geschichte seyn würde. Wir wollen zum Beweise dasjenige ausziehen, was von der Familie eines Manns gesagt ist, dessen Name zwar eben nicht gesegnet ist, aber doch eine grosse Celebrität hat: „*Fridrich North, Graf von Guilford, Baron North von Kirtling und Baron von Guilford* ist geboren den 13ten Apr. 1732. Im J. 1754. wurde er von dem Borough Banbury in der Grafschaft Oxford zum Repräsentanten im Unterhause gewählt. Er behielt diese Stelle bis an seines Vaters Tod im J. 1790, da er als Graf Guilford seinen Sitz im Oberhause nahm. 1759 wurde er zu einem von den Lordcommissarien der Schatzkammer ernannt. 1766. erhielt er das Amt eines zweyten Generalzahlmeisters der Truppen, welches er 1767 mit dem Amte eines Kanzlers und Unterschatzmeisters des Exchequers, auch Lordcommissairs der Schatzkammer vertauschte. 1770. wurde er erster Lord der Schatzkammer; 1772 erhielt er den Orden des blauen Hosenbandes, und in eben demselben Jahre erwählte man ihn zum Kanzler der Universität zu Oxford. 1774 wurde er zum Lordlieutenant und Custos rotulorum der Grafschaft Sommerset, und 1778 zum Lord Warden und Admiral der Cinque Ports, wie auch zum Constabel vom Castel zu Dover ernannt. Nach einer Regimentsverwaltung von zwölf Jahren, während welcher er zur Darstellung von Fähigkeiten aufstieg, welche die Aussenseite von seinem Leben nicht zu versprechen schien, und mit abwechselndem Erfolg (die Abwechslung dauerte nicht lange!) einen für sein Vaterland höchst unglücklichen Krieg führte, legte er seine Aemter als erster Lord der Schatzkammer, und Kanzler und Unterschatzmeister vom Exchequer 1782 nieder. Er erhielt damals die Bestätigung der Stelle als Lord Warden von den Cinque ports auf Lebzeiten. Im folgenden Jahre knüpfte er ein politisches Band mit Hn. Fox und dem Herzog von Portland, welche zu den strengsten Gegnern seiner Administration gehört hatten. Dieser Coalition zu Folge wurde er am 7ten Apr. 1783 zu einem der Staatssecretaire ernannt, legte aber dieses Amt schon im folgenden December nieder. Jetzt ist er noch ein Mitglied des königlichen Geheimenraths, Recorder der Stadt Gloucester und des Borough's Taunton, einer der ältern Brüder des Trinitäthauses, Präsident des Fündlingshospitals in *Lambs Conduit Fields* und des Freyorts in *Snt. George's Fields*, Gouverneur des Levante Handels und des Charter Hauses. 1786 hatte er das Unglück, seine Augen zu verlieren. Er ist verheirathet mit Annen, Tochter und Erbin von George Spehe von Dillington in der Grafschaft Sommerset und hat mit derselben folgende Kinder. etc. etc. Der Anfang der Familie North reicht bis auf den König Eduard IV. Eduard North wurde unter Heinrich VIII. 1544 als Kanzler des Vermehrungshofs angestellt, und vermöge des letzten Willens dieses Prinzen war er einer von den Herren, denen die Regierung des Reichs während der Minderjährigkeit des Königs Eduards VI anvertraut war. Er erklärt sich in der Successionsstreitigkeit für Lady Jane Grey, wurde aber bald mit der Königin Marie ausgesöhnt und von dieser Prinzessin zum Baron North von Kirtling erklärt. Sein Tod erfolgte 1564. Roger, zweyter Lord North, sein Sohn, war ein vertrauter Freund

von Dudley, Graf von Leicester, und Günstling der Königin Elisabeth. Er zeichnete sich als General in den Kriegen in den Niederlanden aus, und wurde als Gesandter und bevollmächtigter Minister an Carl IX. König von Frankreich gesandt. Er starb 1600. Dudley, dritter Lord North, gehörte zu den Lordcommissarien, die 1645 vom Parlement zur Besorgung der Angelegenheiten der Admiralität ernannt waren. Dudley, vierter Lord North, hat das Leben seines Vorfahren, Eduards Lord North, und einige geistliche Schriften geschrieben. Seine Nachkommen waren: Carl, fünfter Lord North, Francis, John, und Roger. Carl heirathete Catherinen, Tochter und Erbin des Lords William Grey von Worke, und wurde von König Carl II. 1673 zum Baron Grey von Rolleston in der Graffschaft Stafford ernannt. Mit seinem Sohn Wilhelm, sechsten Lord North, der seinen Arm in der Bataille bey Blindheim verlor, hörte 1734 der Titel eines Lords Grey von Rolleston auf, und der Titel eines Lords North fiel auf seinen nächsten Vetter, den zuletzt verstorbenen Grafen von Guilford, Abkömmling von Francis, dem zweyten Sohn des Lords Dudley North, wie wir gleich zeigen wollen, wenn wir vorher angemerkt haben, dass der dritte Sohn John, ein Gelehrter, Professor der griechischen Sprache auf der Universität zu Cambridge, und Verfasser eines Werks über Plato's Unterredungen *de rebus divinis* war. Auch der vierte, Roger, war ein Schriftsteller. Francis, der zweyte von diesen Brüdern, wurde 1671 *Sollicitorgeneral* unter Carln II. 1673 *Attorneygeneral*, 1674 Lord Oberrichter des Gerichtshofs der *Common pleas*, und 1682 Grossiegelbewahrer. Im folgenden Jahre wurde er zum Baron von Guilford ernannt. Er starb 1685. Sein Sohn Franz, zweyter Lord Guilford, wurde 1713 Lordcommissair der Handlung und der Pflanzungen. Er war der Grossvater des jetzigen Grafen von Guilford. Sein Sohn Francis, dritter Lord Guilford, erbte diesen Titel nach des Vaters Tode 1729, und den Titel eines Lords North 1734, in welchem Jahre er von K. Georg II. auch zum Grafen von Guilford ernannt wurde, 1773 gab ihm der König die Stelle eines Schatzmeisters seines Haushaltes. Seine erste Gemahlin Lucia, Tochter des Grafen von Hallifax, gebar ihm den jetzigen Grafen von Guilford; die zweyte, Elisabeth, Tochter Sir Arthyr Kay's Brownlow, Bischoff von Winchester etc. etc."

Es ist in der That eine äusserst anziehende Beschäftigung, dieses Verzeichniss durchzulesen, welches die grössten und erhabensten Charaktere, die von jeher unter einem Volke gefunden sind, das stets eine so wichtige Stelle unter den europäischen Nationen behauptet hat, in eine erlauchte Gesellschaft zusammen stellt, und zu bemerken, wie Tapferkeit und grosse Eigenschaften in einigen Familien, so zu sagen, ein Erbtheil sind. An der andern Seite fühlt man bey manchen grossen Namen eine doppelte Verachtung, wenn die Geschichte uns lehrt, wie sehr er seine grosse Ahnherrn schändet, oder dieses Buch nichts weiter von ihm zu sagen weiss, als dass er *Lord of the Bedchamber* gewesen sey!

London: *Original Letters written during the reigns of Henry VI. Edward IV et Richard III. by various Persons of rank et consequence; digested in a chronical order etc.* by John Fenn, Esq. In four Volumes. 4 maj. 1787—1789. (29 Rthlr.)

Dieses prächtige Werk ist abermals ein Beweis von der grossen Unterstützung, welche das reiche England den Wissenschaften giebt, und beschämt unser Vaterland, wo, wie wir hören, nicht einmal die Sammlung der Rusdorffschen merkwürdigen Briefe Käufer genug gefunden hat, um fortgesetzt werden zu können. Und wie gross ist gleichwohl der Unterschied der äussern Pracht zwischen diesen beiden Büchern! Auch ist uns die Periode des 30jährigen Kriegs gewiss eben so interessant, als den Engländern der Zwist der rothen und weissen Rose. Aber uns Deutschen ist zu viel interessant, wir verbreiten uns zu sehr über alles Auswärtige, als dass das Einheimische nicht darunter leiden sollte. Nach diesem, unsern Kenntnissen einmal gegebenen Umfange, hat diese Fennsche Sammlung auch viel Unterrichtendes, nicht zwar eben für den deutschen Geschichtsforscher, aber mehr für den Diplomatiker und den Liebhaber der Alterthümer. F. giebt in der Vorrede einen ausführlichen Bericht, wie diese Briefe bis auf unsre Zeiten erhalten sind, und beweiset dabey zugleich ihre Authenticität. Sie wurden anfänglich sorgfältig in der Familie *Paston* in Norfolk verwahrt, an deren Mitglieder die mehrsten derselben gerichtet sind, oder welche sie selbst geschrieben haben. Nach dem Ausgange dieser Familie mit William Paston, Grafen von Yarmouth, 1732 wurden sie das Eigenthum des grossen Antiquars *le Neve*; von diesem erhielt sie der gleichfalls bekannte englische Antiquar *Worth*, und von diesem der Herausgeber. Sie sind sämtlich auf Papier geschrieben; einiges ist rauh, andres glatt und fein genug. Alles ist ausländische Fabricatur, denn die Kunst, Papier zu machen, war damals noch nicht in England eingeführt. Dieses geschah erst unter Heinrich VII; der erste Papiermacher daselbst hiess *John Tate* um das J. 1495. F. hat die in dem Papier befindlichen Zeichen stechen lassen, man kann aber durchaus nicht daraus sehen, in welchem Lande es etwa gemacht sey. Er hat auch auf mehreren Platten die Handschriften selbst stechen lassen, und zwar aus verschiedenen Briefen immer nur einige Worte oder höchstens nur eine Zeile; oft nur die Unterschrift. Wir glauben, der Diplomatiker würde mehrern Vortheil davon gehabt haben, wenn er ein Dutzend Briefe vollständig geliefert hätte, wozu er nicht mehr Tafeln gebraucht haben würde. Es ist dieses um desto mehr zu bedauren, da der Herausgeber sagt, dass die, in dieser Sammlung befindlichen Briefe von grossen Herrn von ihren Secretairen geschrieben wären, und die Handschrift sey schön und gut. Wir haben dergleichen unter den gegebenen Proben nicht gefunden. Aber aus diesen kleinen Bruchstücken lässt sich auch der diplomatische Charakter der Schrift schwerlich abstrahiren, besonders aus den Namens Unterschriften, welche von den mehrsten Menschen in Briefen an genaue Bekannte mit grosser Flüchtigkeit geschrieben werden, so wie andre eine Besonderheit dabey affectiren, die den Buchstaben in ihrem Namen eine ganz andre Gestalt giebt, als sie im Text haben. Viele Namen sind ganz

in

in der Schrift geschrieben, welche man Kanzleyschrift zu nennen pflegt; andre, so wie auch dasjenige, was von Text geliefert ist, ist in den mehrsten Buchstaben völlig unsre jetzige deutsche Handschrift, besonders in den Buchstaben *b*, *m*, *n*, *h*, *k*, *l*, *ſt*, häufig auch, aber nicht immer, im *d*, *f*, *r*. Hingegen ist das *e* immer ein lateinisches. Schöne Handschriften haben wir gar nicht gefunden. Viele Wörter sind abreviirt, aber doch nur bekannte und häufig vorkommende, daher macht ihre Entzieferung keine grosse Schwierigkeit. Bey der Berichtigung der Jahrzahl hat der Herausgeber angenommen, dass das Jahr mit dem 25sten Merz den Anfang genommen habe; das Datum ist gewöhnlich nach den Heiligen Tagen angegeben. Man bemerkt durchaus keine feste Regeln in der Rechtschreibung der Wörter. In einem Briefe von John Paston, der Vol. II. p. 85. steht, ist das Wort *Ground* in einer einzigen Periode dreyfach buchstabirt; „what hyght the arche is to „the *Gronde* of the ilde and how hye the *grounde* of „the qwyr is hyer then the *grownde* of ye ilde." Die Originalworte der Briefe sind stets auf der einen Seite, und eine Uebertragung in die jetzige Art, sich auszudrücken, auf der andern Seite abgedruckt. Dieses war gewiss nothwendig, da die Sammlung sonst für alle diejenigen, welche sich auf Sprachforschung nicht gelegt haben, selbst in England unnütz gewesen seyn würde. Unterdessen sind bey der Uebersetzung nicht nur die alten Wendungen, sondern selbst häufig auch die alten Wörter beybehalten. Unter dem Texte hat der Herausgeber erklärende Anmerkungen gegeben, welche besonders von einer ausserordentlichen und weit verbreiteten Kenntniss der Geschichte der vornehmen englischen Familien und der berühmten Männer der damaligen Zeit, zeugen, so wie die Herausgebung dieses Werks überall nicht die Arbeit eines Jahrs hat seyn können, und Hn. F. desto mehrere Mühe verursacht haben muss, da er klagt, dass er von Buchläden und grossen Büchersammlungen entfernt lebe. Vor dem ersten Theile stehet ein Portrait von Heinrich VI, das von einer Zeichnung auf einem Papiere abgenommen ist, welches sich in den Händen des Herausgebers befindet. Vor dem vierten Bande ist das Portrait des K. Eduards IV nach einem Gemälde befindlich; beide sind sehr gut, und beweisen, wenn der Copie nicht nachgeholfen ist, eine grosse Fortrückung der Kunst in den damaligen Zeiten. — So sind auch einige andre von Fensterscheiben genommene Gemälde nicht ohne Werth. Diese Kupferstiche sind, ausser Eduards Portrait, illuminirt und ausführlich beschrieben. Soviel von dem Aeusserlichen dieses Werks. Was den Inhalt der Briefe betrifft, so siehet man wohl, dass wir davon nur eine allgemeine Anzeige geben können, und dass sie keines Auszugs fähig sind. Fenn machte anfangs von seinem Vorrath eine Auslese und gab in den ersten beiden Bänden diejenigen heraus, welche mehr auf die öffentlichen Angelegenheiten gingen. Als diese Sammlung Beyfall fand, liess er in den beiden letzten Bänden diejenigen nachfolgen, welche mehr Privatangelegenheiten betreffen. Man lernet aus den ersten beiden Bänden verschiedene von den Personen, welche während der Kriege zwischen dem Hause York und Lancaster wichtige Rollen gespielt haben, genau kennen, und erfährt manchen kleinen merkwürdigen Umstand. Der elende Heinrich VI erscheint überall als ein leidendes Werkzeug seiner Gemahlin, der kühnen und standhaften Margarethe. Von dem October 1453 bis an das Ende des Jahrs 1454 war er seines Bewusstseyns völlig beraubt. Ein Brief von Edmund Clerc an John Paston erzählt Vol. I. p. 81., dass ihm Margarethe seinen Sohn, den Prinzen Eduard, gebracht habe. Er hätte ihn aber nicht gekannt, und gefragt: wie er hiesse. Von den Schlachten, wodurch dieser Prinz den Thron zu wiederholten malen verlor und wiedererhielt, besonders von dem entscheidenden Treffen bey Taunton, findet man einige gute Nachrichten. Im Ganzen enthalten aber die ersten beiden Theile ebenfalls mehr Privat- als öffentliche Angelegenheiten, und dienen mehr dazu, die Sitten und Gewohnheiten der damaligen Zeit kennen zu lernen, als dass sie wichtige Aufschlüsse in der Geschichte geben sollten. Selbst die Belege zu der Behauptung des Herausgebers in dem Vorberichte von den Charakteren der Prinzen, unter deren Regierung diese Briefe geschrieben sind, findet man nicht. Wir hofften, etwas anzutreffen, das uns die Widersprüche aufklärte, worinn sich die Schriftsteller in Absicht der Denkart des Königs Richard III. befinden. Aber es sind nur ein paar Briefe während seiner Regierung geschrieben. Merkwürdiger ist eine gleichfalls aufgenommene Proclamation dieses Prinzen gegen Heinrich VII. — Noch müssen wir hinzuthun, dass auch die auf den Briefen befindlichen Siegel geliefert sind. Wenige sind Familienwappen, die übrigen willkührliche Zeichen und Symbolen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, auf Kosten des Vf.: *Apotheker-Charlatanerien und Charlatanismen.* Ein Wort zu seiner Zeit. Nebst einem doppelten Anhange über die vom Scheerbeutel befreyete Chirurgie, und höchst unverantwortliche und unerlaubte Weinverfälschung, brauchbar für Wundärzte und Weinhändler. Von *Siegfried Wilhelm Paalzow*, königl. preuss. privilegirtem und approbirtem Apotheker hiesiger Residenzien. 1789. 8. 120 S. (9 gr.)

Der Vf. hat, bey der Ausarbeitung dieses Werkchens, die Absicht gehabt, „dem Ungeweihten die pharmacevtische Charlatanerie in ihrem grotesken Aufzuge „zu zeigen, oder jene ehrwürdige Krone, die die Unwissenheit um das stupide Haupt jener orthodoxen „Apotheker geflochten hat, die jede wahrhafte Verbesserung mit schändlichen Namen brandmarken und ihren Urheber bis aufs Blut tyrannisch verfolgen, mit „verwegener Hand herabzureissen, und zugleich einige „Verbesserungsversuche zur Abstellung eingewurzelter „Missbräuche mitzutheilen." Er redet zuerst vom Laster des Saufens, welches ihm bis auf diese Stunde die reizende Göttin zu seyn scheint, der ein grosses Heer von Apothekern seinen Verstand und seine Ehre muthwillig aufopfert; er geht dann zu den Fehlern über, deren

deren sich manche Apotheker bey der Bereitung der Essenzen, Wässer, ätherischen Oele, Extracte und anderer Arzneyen, ferner bey dem Verkaufe mancher Heilmittel aus der Hand (ohne sie zu wiegen), bey dem Gebrauche der Mensurirgläser und Maasse, u. s. w. schuldig machen, und handelt zuletzt vom Verhalten des eigentlichen Receptarii, vom Visitiren der Apotheken und von der Veredlung des Apothekerwesens überhaupt. Wir wollen ein paar Stellen aus diesem Buche ausheben und so unsere Leser mit der Art und Weise, wie der Vf. seinen Gegenstand behandelt, bekannt machen. S. 32. wo die Rede von der Bereitung der Extracte ist, sagt Hr. P., „wenn diese Heilmittel gründlich bearbeitet und ihre wesentlichen Eigenschaften so recht durch „Kunst und Behutsamkeit, sichtbar und fühlbar, dargestellt werden: so sind sie von allen vegetabilischen Producten für unsern Körper ohne Zweifel die allerwirksamsten. Es giebt zwar verschiedene Anweisungen die „*Extracta resinos. aquos. garrhey* (soll *garay.* heissen) u. „s. w. zuzubereiten; allein sie laufen doch alle bey der „Bearbeitung in der Hauptsache darin zusammen, dass „man bey ihrer Zubereitung die möglich gröste Vorsicht und Behutsamkeit anwenden muss, wenn man alle edle Bestandtheile der ganzen wohlthätigen Pflanze „zu erlangen gedenkt. Aber man möchte Thränen vergiessen, wenn man trotz aller Vorschriften, aller Verordnungen, aller chemischen Grundsätze und dem gesunden Menschenverstande so recht entgegen, dies so „fürtreffliche Medicament so entstellt, verfuscht und verdorben seinen Sinnen anbietet, dass es auch nicht die „mindeste Wirkung zu äussern im Stande ist. Denn „durch das recht unbarmherzige Auskochen und unverantwortliche Verbrennen beym Eindicken wird es sehr „ofte in ein blosses unnützes Wesen umgewandelt, so „dass in demselben mehr Harz, Erde und verbrannte „gummöse Theile, als der wahrhaftig wirkende Antheil „anzutreffen ist." S. 49. sagt Hr. P.: „Die Vorschriften der Manip. und Pugil. geben eben so, wie das Verkaufen aus der Hand, zu Unrichtigkeiten Gelegenheit. „Hat nicht oft die verschwenderische Natur bey Austheilung der Hände ihr eigenthümliches Spielwerk gehabt? Jener fasst und das nach Vorschrift, mit seiner „wahrhaftig Büffelsfaust, was er in seine aufgesperrten „Klauen nur halten kann, und dieses Bisquitmännchen „tändelt mit seinen wächsernen Jungfernhändgen kaum „halb so viel hervor, und so greift und nimmt nach Verschiedenheit der Hände einer bald mehr, bald weniger, u. s. w." Auf diese Art tadelt der Vf. noch mehrere, schon oftmals getadelte, und, wie wir hoffen wollen, in den meisten Apotheken längst abgeschafte, Missbräuche. — Im Anhange „von der sündlichen und recht infamen Weinverfalschung" thut der Vf. einen (schwerlich ausführbaren) Vorschlag, wie dieser Verfälschung und den daraus entstehenden Nachtheilen vorgebeugt werden könne, und giesst, wie er sich selbst ausdrückt, seinen Lesern noch einige seiner gerechten Klagen über die höchst ungerechte Beschuldigung, als wenn die Apotheker das Publicum recht absichtlich mit den Arzneyen übertheuerten, ins Herz.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Stockholm*, b. Carlbohm: *Tal om en Philosophisk Varsamhet vid Naturens Betracktande* vid Presidii Nedlaggande uti Kongl. Ved. Acad. d. 15 Maji 1790 af *G. Adlerbeth*, Cantzli-Råd och Riddare af Kongl. Nordstjerne-Orden, en af de Aderton i Svenska Academien, 1790. 62 S. in 8. (Rede über die philosophische Behutsamkeit bey Betrachtung der Natur, vom Hn. Kanzleyrath Adlerbeth.) Vermischung der Physik mit der Metaphysik war das erste und gröste Hinderniss für den Wachsthum der erstern. So machten es die Alten, bis Baco die Physik auf ihre wahre Gründe zurückführte und festsetzte, dass nur Erfahrung, auf Beobachtung gegründet, uns richtige Begriffe darinn verschaffen konnte. Seit der Zeit that die Physik mehrere Riesenschritte, aber auch da ist noch die gröste Behutsamkeit nöthig, sowohl was die Beobachtungen selbst betrifft, als die Schlüsse, die man daraus zieht. Wie viel kommt hier auf die Beschaffenheit und den Gebrauch solcher Instrumente, auf Zeitumstände, Witterung, Temperatur u. s. w. an? Und wie viel mehr noch, wenn man nun aus solchen einzelnen Datis Schlüsse auf das Ganze und Allgemeine machen will? Alle Schlüsse aus physischen Observationen betreffen entweder die Quantität oder die Qualität der Körper. Erstere legen den Grund zu allen physisch-mathematischen Theorien und Wissenschaften. Hier kann ein einziges Experiment den Grund zu einer ganzen Wissenschaft legen, als z. E. in der Catoptrik, die Gleichheit zwischen dem Winkel, den ein einfallender und zurückprallender Strahl in einem Spiegel macht. Doch auch hier muss der Schluss, den wir machen, von der Materie selbst, worauf wir ihn anwenden, noch wohl unterschieden werden; sonst können wir oft glauben, mehr zu wissen, als wir wirklich wissen. Eine Unbehutsamkeit im Gebrauch des Wortes *Kraft* verwickelte die tiefsinnigsten Philosophen in den Streit, ob sich die Kräfte eines bewegten Körpers in Verhältniss seiner Geschwindigkeit, oder des Quadrats derselben verhielten. So kann man durch die richtigste Schlussfolge bisweilen auf falsche Sätze kommen. Bey Dingen aber, die keine Grössen betreffen, kann man nun gar zu keiner mathematischen, sondern blos historischen Gewissheit gelangen. Es kommt da alles theils auf unsre eigne Sinnen, theils auf das Zeugniss anderer, auf mehr oder mindere Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit an. Wir müssen dann sehr oft aus der Erwartung ähnlicher Fälle und aus der Analogie schliessen. Wir schliessen häufig, wenn zwey Dinge immer auf einander folgen, auf Ursache und Wirkung u. d. m. Die Philosophen erdichten sich oft Ursachen, weil sie aus einer gewissen Hypothese eine gewisse Wirkung erklären können. Daher die Systeme in der Naturkunde, die oft mit solchem Eifer verfochten werden. Daher so viele angenommene Kräfte und Hypothesen u. s. w. Dies ist ungefähr der Gang, den der philosophische und scharfsinnige Vf. nimmt; und er macht dem Naturforscher durch die eingerückten Exempel die ihm angerathene Behutsamkeit noch anschaulicher und eindringlicher.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 4. November 1791.

GESCHICHTE.

NEAPEL: *Dimonstrazione della Falsitá de' Titoli vantati de S. Sede sulle Sicilie* dell' Ab. *Giuseppe Cestari.* Tomo I. 1789. 4. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Abbate *Cestari*, der durch verschiedene publicistische Schriften, wie auch durch eine Fortsetzung der *Annali del regno di Napoli* von *Grimaldi* bekannt ist, hat dieses Werk zur Beantwortung der *Breve Istoria del Dominio temporale della S. Sede nelle Sicilie* geschrieben, die 1788 in Rom heraus kamen, und mit großer Unverschämtheit die Oberherrschaft des römischen Stuhls nicht nur über Neapolis und Sicilien, sondern auch über das venetianische Gebiet und andre italienische, aus den erdichteten Urkunden herleiten will, mit welchen der päbstliche Hof gewöhnlich die Rechtmäfsigkeit seiner Besitzungen und seiner Anfoderungen zu rechtfertigen pflegt. Wir sehen aus der Vorrede unsers Schriftstellers, dafs man dieses Buch an andre europäische Höfe gesandt hat, um die Schrecklichkeit der Anmafsungen des neapolitanischen Hofs darzuthun. Es ist eigentlich gegen die vorher erwähnte Fortsetzung des A. Cestari von Grimaldis Annalen u. a. Schriften desselben gerichtet, und daher hat der Abbate das vor uns liegende Werk zur Widerlegung des darinn enthaltenen schamlosen Romans, wie er es in der Vorrede nennt, geschrieben. Er ist dabey den rechten Weg eingeschlagen, nemlich dadurch, dafs er zeigt, dafs die Urkunden, worauf der päbstliche Hof seine Foderungen baut, sämmtlich erdichtet, und Werke der neuern Zeiten sind, den Ungrund der Foderungen selbst darzuthun. Für deutsche Gelehrte ist diese Untersuchung freylich nicht mehr neu, und das, was der Vf. hier weitläuftig darthut, ist unter uns fast sämmtlich hinlänglich bekannt und erwiesen. Aber auch der deutsche Geschichtschreiber der mittlern Zeiten, und der Historie des Pabstthums wird gleichwohl das Buch nicht ohne grofsen Nutzen lesen. Noch mehr mufs man dabey bedenken, dafs die transalpinischen Kenntnisse und Meynungen, in dieser Rücksicht himmelweit von den unsrigen verschieden sind, dafs der Vf. Recht habe, wenn er behauptet, dafs Muratori und Guicciardini das Geheimnifs noch bey weitem nicht völlig entschleyert haben, und dafs es einen aufserordentlichen Eindruck machen mufs, wenn ein Buch in der Landessprache selbst geschrieben wird, das geradezu sagt: „Dafs alle Urkunden, womit Rom pralet, falsch und erdichtet sind, dafs es niemals im rechtmäfsigen Besitze der vorgegebenen Schenkungen gewesen sey, und dafs die Usurpation seiner zeitlichen Besitzungen viel neuer sey;" — und, das diese verdammlichen Sätze beweiset. Der Vf. zeigt in dem ersten Capitel, dafs man überall Ursache habe, bey den Geschichtschreibern und Urkunden des mittlern Alters argwöhnisch zu seyn, diese nicht ohne strenge Untersuchung für ächt zu halten, und jenen nicht auf ihr Wort ihre Erzählungen zu glauben. Er beweiset das letzte, nicht das erste mit hinlänglichen Beyspielen: Die *Breve Istoria* behauptet, dafs das Eigenthum der Päbste über Sicilien drey von einander verschiedene Epochen gehabt habe. Zuerst hätten sie das Land nur als Privateigenthum besessen; darauf hätten sie oberherrliche Rechte darüber erhalten, so dafs sie die Unterthanen hätten schützen und richten müssen; endlich wäre ihnen von Carln dem Grofsen die völlige Landeshoheit davon übertragen. Die 2te Epoche setzt jenes Buch schon in, oder noch vor den Zeiten des P. Gregors des Grofsen, weil man aus den Briefen desselben sieht, dafs seine Kirche daselbst Patrimonia gehabt hat, und weil er den Defensoren dieser Patrimonien solche Befehle ertheilt, die nur ein Oberherr in Absicht seiner Unterthanen ertheilen kann. Aber unser Vf. zeigt deutlich, dafs Patrimonia nichts anders bedeutet, als Landgüter; dafs die Defensoren die Verwalter derselben gewesen sind, und dafs die Ausübung der Gerichtsbarkeit und Gesetzgebung sich nur über die auf diesen Gütern befindlichen Leibeignen erstreckt habe. Er thut aus Gregors Briefen selbst dar, dafs auch andre Bisthümer in Sicilien Patrimonia gehabt haben, und dafs überhaupt Patrimonium nichts weiter sagen will, als was das auch häufig vorkommende Wort *Massa* bedeutet, womit man jemandes ganzes bewegliches und unbewegliches Eigenthum bezeichnete. Die aus der Sammlung der Canonen, welche der Cardinal *Deusdedit* zusammengetragen hat, und deren Unächtheit längst erwiesen ist, genommene Behauptung, dafs die Stadt Neapolis schon unter Honorius I im J. 625 dem Pabste mit Oberhoheit zugestanden habe, und die aus einer Erzählung des *Paulus Diaconus* hergeleitete Behauptung, dafs Cuma im J. 715 dem päbstlichen Stuhle gehört habe, wird leicht widerlegt. In dem 7ten Cap., wo der Vf. die Behauptung untersucht, dafs der Pabst Gregor II von dem aus rechtmäfsigen Gründen von dem orientalischen Kaiser abgefallenen römischen Volke zum Oberhaupte erwählt sey, haben wir S. 56. mit vielem Vergnügen die Fragen von einem Transalpinen gelesen: „*Si può egli chamàre, combiamento di Religione, il culto esterne alle Imagini? Sono necessarie, rigorosamente parlando, le imagini alla religione christiana? Può questa esistero in tutta la sua integrità, senza di quelle?*" Er verweiset es den päbstlichen Schriftstellern heftig, dafs sie noch immer fortfahren, die schrecklichen Grundsätze eines Mariana, und Malagrida zu behaupten, dafs man einem ketzerschen

schen Könige nicht gehorchen müsse. Leo der Isaurier confiscirte bey diesem Abfall alle Patrimonia, die die römische Kirche in Calabrien und Sicilien besafs; so endigte sich ihre vorgebliche Landeshoheit daselbst. Die Schenkung des Patrimoniums in den celtischen Alpen von Aribert wird zuerst in dem so sehr verdächtigen *liber pontificalis* des *Anastasius* erzählt. Unser Vf. bemüht sich, zu zeigen, dafs alle Schriftsteller, welche derselben in der Folge gedenken, sie aus diesem Buche genommen, und oft seine Worte beybehalten haben. Aus allen diesen Chroniken läfst sich nicht bestimmen, worinn die Schenkung bestanden habe, und die spätern Urkunden, welche etwas bestimmen, sind deutlich falsch. Untersuchung der Pipinischen Schenkung. Die beiden ältesten Schriftsteller, welche ihrer erwähnen, Anastasius und Leo von Ostia stimmen nicht mit einander überein in Ansehung der Oerter, welche dem römischen Stuhle geschenkt seyn sollen. Der letzte legt Pipin die Schenkung bey, welche Anastasius von Carln dem Gr. dem römischen Stuhle ertheilen läfst. Auch erzählt er das von P. Zacharias, was Anastasius von Adrian berichtet. Der Vf. geht die übrigen spätern Geschichtschreiber, welche diese Begebenheiten erzählen, nach der Reihe durch, und zeigt entweder, dafs auch ihre Erzählungen sehr von einander abweichen, oder dafs sie sie abgeschrieben haben, oder auch, dafs sehr viele ganz von dieser Donation schweigen. Von denjenigen, welche davon reden, thun wenige der Herzogthümer Spoleto und Benevento Erwähnung. Besonders geschieht das nicht von Eginhard. Diejenigen, welche es erzählen, sind Abschreiber des Anastasius. Aus diesen Gründen spricht der Vf. dem Pabste diese Schenkung, in so ferne sie Land - und Leute betrifft, ganz ab, und giebt höchstens zu, dafs darunter Revenüen zu verstehen sind, welche die römische Kirche vielleicht schon ehemals aus diesen Ländern zog, und welche die longobardischen Könige an sich gerissen hatten. Er gründet dieses unter andern auch darauf, dafs viele Chroniken, wenn sie von dieser Schenkung sprechen, sie *Justitiae* nennen, und zeigt, dafs dieses Wort in der Sprache des mittlern Alters häufig Gefälle bedeute. *Cencio* sagt, dafs Carl der Grofse von der ratificirten Schenkung seines Vaters zwey Originale habe verfertigen lassen, die beide in dem Grabe des h. Petrus geblieben wären; Copien davon habe er aber mit in sein Reich genommen. Auch wären zu seinen Zeiten noch zwey Abschriften davon in Rom gewesen. Die Unwahrheit dieser Erzählungen fällt von selbst in die Augen. Literargeschichte des *Codex Carolinus*, der in Wien verwahrt wird. Anastasius, Leo von Ostia, Cencio, u. Deusdedit lassen viele Städte aus, welche nach der breve Istoria und den jetzigen Verfechtern der römischen Foderungen zu den Pipinischen und Carolingischen Schenkungen gehören. Diese Oerter, sagt die b. I., sind in Briefen genannt, welche der P. Adrian an Carl schrieb. Diese Briefe stehen in dem Codice Carolino zu Wien, der geradezu so alt ist, als Carl der Gr. selbst. Der Vf. erzählt, wie der Jesuit *Gretser* diesen hinlänglich bekannten Codex zuerst herausgegeben habe, wie nachher der Cardinal *Passionei* sich denselben eigen gemacht, und wie er den Abt *Cenni* gebraucht habe, denselben von neuem herauszugeben. Cenni veränderte die chronologische Ordnung der Briefe willkührlich, und that Varianten hinzu. Man mufs bey dem Vf. selbst nachlesen, wie er aus dem Inhalt der Briefe und aus Vergleichung äufsrer Umstände beweiset, dafs dieser ganze Codex wahrscheinlich in den mittlern Zeiten selbst zu Rom geschmiedet sey. Die Unächtheit, wo nicht des ganzen Codex, doch gewifs sehr vieler einzelner Briefe in demselben, ist von den Protestanten schon seit der Zeit der Centuriatoren dargethan. Der Vf. beschäftigt sich in der ganzen zweyten Hälfte dieses Theils seines Werks damit, und geht einzelne Briefe des Codex durch, nachdem er vorher die Frage untersucht hat, in wie ferne die äufsere Beschaffenheit des Codex den Diplomatiker überzeugte, dafs derselbe wirklich in den Zeiten Carls des Gr. geschrieben sey, wie selbst Lambecius in seinen Commentarien über die Wiener Bibliothek behauptet. Da auf diese Frage beynahe alles ankommt, so fingen wir an, dieses Capitel mit grofser Aufmerksamkeit zu lesen. Aber wir fanden blofs, dafs der Vf. darthut, dafs kein einziger Schriftsteller den Codex diplomatisch beschrieben habe, übrigens aber freylich nicht der Meynung ist, dafs er in den Zeiten geschrieben sey, wohin man ihn setzt. Indessen fiel uns doch folgende Vermuthung auf. Es ist bekannt, dafs der Bibliothekar *Tegnagelio*, der dem Jesuiten Gretser den Codex zum Druck verschaffte, vieles darinn abänderte, und nicht nur andre Lesarten auf den Rand schrieb, sondern auch sogar darinn radirte, und wie sein Nachfolger *Gentilotti* sagt: „*passim radens, inducens, reficiens et inculcans.* Tegnagelio war, sagt unser Vf., unwissend, wie die mehrsten Abänderungen beweisen. Aber verschiedene derselben sind doch mit grofser Schlauigkeit, und der Absicht, den zeitlichen Besitzungen des Pabstes ein hohes Alter und einen *justum titulum* zu geben, gemacht. Es ist daher wahrscheinlich, dafs diese Abänderungen schon vorher gemacht sind, und dafs nicht alles, was radirt oder abgeändert ist, von Tegnagelio herrühre. So weit scheint des Vf. Vermuthung etwas vor sich zu haben. Aber er geht einen wichtigen Schritt weiter, und hier scheint er uns zu viel zu folgern. „Derjenige, sagt er S. 217., der diese Briefe erfand, und den Codex schmiedete, mufste nothwendig einen barbarischen und monströsen Stil nachäffen, und Phrasen, Redensarten und fremdklingende Wörter gebrauchen, die er nicht kannte. Er mufste ferner eine alte Handschrift, sey sie Longobardisch, Carolingisch, oder Römisch, nachahmen. Dieses gelang wohl alles nicht immer glücklich genug, und der Vf. mufste von Anfang an seine Schrift radiren und corrigiren. Die Abänderungen in dem Codex mögen also wohl nicht sämmtlich Tegnagelio's Schuld seyn, sondern ursprünglich sich in demselben befunden haben." — Wenn auch diese Vermuthung des Vf. zu weit gehen möchte, so sieht es doch übel aus um Beweise, die aus einem Codex genommen werden, der so behandelt ist, es sey von welcher Hand es wolle. Völlig stimmen wir übrigens unserm Vf. bey, wenn er S. 2 9. sagt, dafs man eine gute Ausgabe des Codex nicht von einem Abbate Cenni, sondern von einem Muratori oder von einem braven deutschen Diplomatiker (*o da qualche Paleografo Tedesco, versato*

versato nella cognoscenza degli antichi codici,) erwarten müsse. Die Briefe aus dem Codex, deren Authenticität der Vf. einzeln untersucht, sind die von Gregor III, ein Brief von Zacharias, die von Stephan II, Ein Brief des h. Petrus an den K. Pipin und das ganze fränkische Volk. Unser Vf. widerlegt den A. Cenni, welcher diesen Brief für eine Erfindung des P. Stephanus erklärt, auf eine launigte Art, und behauptet, er sey vom Himmel gefallen. Die Briefe Pauls I. In den letzten beiden Capiteln sucht der Vf. zu beweisen, dass die Beweise, welche die *breve Istoria* für den Besitz von Spoleto und Benevent aus den Briefen des *P.* Adrian genommen hat, ihrem Zweck gerade zuwider sind, und dass die Briefe, die dem P. Adrian in dem Codex zugeschrieben werden, weder die Rechtmässigkeit der Ansprüche, noch den Besitz dieser Herzogthümer darthun. Aber wir können dem Vf. hier nicht weiter nachfolgen, glauben auch genug aus seinem Buche ausgezogen zu haben, um diejenigen, denen dieser Gegenstand wichtig ist, aufmerksam darauf zu machen.

Mainz, in d. kurfürst. Univerf. Buchh.: *Ph. Ludw. Haus Alterthümerskunde von Germanien*, oder *Tacitus über Germaniens Lage, Sitten und Völker*, in ein System gebracht, und mit Zusätzen von den übrigen klassischen Schriftstellern erläutert. Erster Theil. *Germanien überhaupt.* 1791. 8. 196 S. u. 16 S. Inhalt. (12 gr.)

In der Vorrede giebt Hr. *H.* die Art seiner Bearbeitung an; er fand Lücken im Tacitus, und bemerkte Regellosigkeit, daher entstand dieses Werk, das er sehr undeutlich und wider allen Sprachsinn *Alterthümerskunde* nennet. Dass Tacitus suppliret werden könne, und wenn man ein getreues Gemälde unsrer Sitten ganz haben will, supplirt werden müsse, ist gewiss; aber wie dieser Schriftsteller ohne Ordnung geschrieben haben solle, begreifen wir nicht, denn die einzige Stelle vom Wucher Cap. 26., die ohne Zusammenhang ist, würde nichts beweisen; ja man würde sie eher mit Anton, welche Meynung auch unser Vf. hat, für verschoben, oder eingeschoben halten können. Dass Hr. *H.* einen andern, gewiss recht guten, Plan hatte, dafür konnte Tacitus nicht.

Nach dieser Erklärung des Vf. sollte man also hier ein System germanischer Alterthümer nach dem Tacitus, aus den klassischen Schriftstellern erläutert, suchen, und man konnte erwarten, dass der Hr. Vf. jene Nachrichten aus neuern Daten berichtigen oder bestätigen würde. Allein er blieb diesem Plane nicht treu, sondern er that mehr, als er thun sollte, und man von ihm fodern konnte. Er vergass, dass er *germanische* Alterthümer beschreiben wollte, und brachte Sitten und Gebräuche von Völkern bey, die zwar germanischen Ursprungs waren, aber auch neuere Sitten und Gebräuche angenommen haben konnten.

Dieser erste Theil enthält in 130 §§. die ersten 27 Kapitel des Tacitus. Im Ganzen hat der Vf. vielen Fleiss und grosse Belesenheit angewandt; doch konnte manches aus Sprache und heutigen Sitten noch besser und treffender erläutert werden. Wir wollen uns nicht bey der Eintheilung und dem ganzen Werke aufhalten, sondern nur einige kleine Bemerkungen liefern. Der Hr. Vf. scheinet sich gar nicht an die sogenannten *Hundredos*, erinnert zu haben, sonst würde ihm S. 72. der Ausdruck des Tacitus, *Centeni Comites*, nicht Schwierigkeiten gemacht haben. — Das Gehege, das S. 87. Helmold bey einem Tempel der Slawen *(nicht Sklaven)* fand, kann nichts beweisen für germanische Sitte. Mit Recht nimmt der Vf. keine Druiden in Germanien an; aber wie er das Wesen und die Verfassung der Priester daselbst ihnen gleich finden kann, S. 98. sehen wir nicht ganz ein. — Bey den Gottheiten fängt er an auszuschweifen, und beruft sich gleich auf die Edda, die doch in der That zu jung ist, um *ganz* auf Germanien zurückgeführt werden zu können. Daher gehören S. 101. die *Asen* und *Disen* wirklich nicht her. Man kann also noch nicht den Freius für die Sonne der Germanen gelten lassen, S. 103. und wie kommen eben daselbst die alten Preussen mit ihrem ewigen Feuer unter die Germanen? Wenn es auch nicht geläugnet werden kann, dass Wodan, Tor u. a. Götter der spätern Allemannen, aber nicht der Germanen, *gewiss* gewesen sind, so sind doch die Fabeln der Edda noch nicht sichere Zeugen, — sondern die Wochentage; und die übrigen Gottheiten können nicht als allgemein angenommen werden, die er S. 110. anführt. Das nemliche gilt S. 112. von den weiblichen Gottheiten. Hier wundert uns nichts so sehr, als dass der Vf. gar nichts von der Göttin *Nehelennia* oder richtiger *Neha* weiss, die doch sicher germanisch ist, da zumal neuere Steininschriften ihre Verehrung beweisen. Siehe *Acta Academiae Theodoro-Palatinae.* Vol. V. Histor. p. 76., und überhaupt nichts von den sogenannten Matronis erwähnt, deren mehrere Sorten sowohl a. a. O. als auch Vol. VI. Histor. p. 62. vorkommen. Wenn der Hr. Vf. die deutsche Sprache für eine Tochter der Altceltischen ausgiebt S. 184., so ist im Grunde damit nichts gesagt; denn er hätte zugleich anzeigen sollen, was er unter dieser Muttersprache verstünde. — Da der Hr. Vf. des Tacitus Nachrichten ganz in die Daten andrer Schriftsteller und in seine Bemerkungen verwebt hat, so kann man wenig oder gar nicht auf die eigentliche Uebersetzung Rücksicht nehmen, und dies bedarf es auch nicht, da es hier mehr um Alterthümer, als um Uebersetzung zu thun ist.

Paris, b. Buisson: *Histoire de la Sorbonne*, dans laquelle on voit l'influence de la Theologie sur l'ordre social. Par M. l'Abbé *J. Duvernet.* Tome I. 384 S. Tome II. 375 S. 8. 1790. (2 Rthlr. 6 gr.)

Strasburg, in der akad. Buchhandl.: *J. Duvernets Geschichte der Sorbonne*, in welcher der Einfluss der Theologie auf den Staat gezeigt wird. Aus dem Französischen übersetzt von *H****. Mit einer Vorrede des Hn. Prof. *Seybold.* 1791. Erster Band. 300 S. gr. 8.

Dass doch niemand sich täuschen lasse, und hier eine Geschichte des berühmten unter Ludwig dem Heiligen zu Stande gekommenen theologischen Collegiums auf der Pariseruniversität erwarte! Mit Boulay oder Crevier hat dieser Schriftsteller gar nichts gemein, vielleicht nicht

nicht einmal Bekanntschaft. Ein wildes Deräsonnement über Theologie und Klerisey, ein Schwall von gröfstentheils skandalösen Anekdoten aus der französischen Geschichte, von Liebesintriguen, Tyranneyen, Schurkenstreichen, die unter dem Vorwande der Religion, und unter dem Beystande von Pfaffen und Mönchen verübt sind, — dies ist, was dem Vf. *Geschichte der Sorbonne*, und Darstellung *des Einflusses der Theologie auf die gesellschaftliche Ordnung* zu nennen beliebt hat. Das ausgehängte Schild soll dienen, der Waare Abgang zu schaffen; noch mehr aber die in der Vorrede erzählte Geschichte, dafs dieses Buch schon vor funfzehn Jahren fertig war, aber aus Furcht *vor den ungemessenen und grausamen Drohungen der Sklaven des Vorurtheils*, (so die Uebersetzung; das Original sagt theils stärker, theils schwächer: *les Arrêts des gens à prejugés si bêtes et si barbares* etc.) unterdrückt werden mufste. Dafs der Vf. darauf einen Versuch machte, sein Werk in Holland drucken zu lassen, aber von der Gewalt, welche die Regierung damals noch ausübte, so oft sich *ein Philosoph über die Vorurtheile empor schwang, und von einer neuen Ordnung der Dinge sprach*, desselben beraubt, und in die Bastille gesteckt ward, und dafs er erst, als *Vernunft und Muth die Mauern der Bastille und mit ihnen auch die alte Regierung zu Boden stürzte, als die Philosophie mit starkem und kühnem Arme die Fahne der Freyheit über den schändlichen Trümmern des Despotismus aufsteckte, als das Reich der Gerechtigkeit geboren ward, und diesem Reich die erste Morgenröthe aufgieng*, dafs da erst der Vf. sein Manuscript wieder erhielt. Herrliche Wirkung der grofsen seegensvollen Revolution! Schon aus dieser Sprache darf man auf den Charakter des ganzen Buchs schliefsen, welches denn auch durchaus einer unzeitigen Geburt des wüthenden Freyheitsdünkels so ähnlich sieht, dafs es wohl erst nach dem Umsturz der Bastille zur Welt gekommen seyn mag. Von Parachronismen, Verfälschungen, groben Unwissenheitssünden, faden Gemeinplätzen, albernen Uebertreibungen, völlig sinnlosen Aussprüchen, witzelnden Redeschnirkeln wimmelt das ganze Buch.

Nur einige Proben, ohne Auswahl. Gleich zu Anfang lieset man: „Euklid aus Megara war der *Urheber der Disputirkunst; Eubalides* ordnete dies Spielwerk in ein System, und die *Attischen Schulen* waren das Beet, woraus Gallien, Italien und die beiden Phrygien mit Sophisten *überschwemmt* wurden. — Von Rom wurden sie verwiesen. *Ungefähr um diese Zeit* verkündigten einige *arme Hebräer* verschiedenen Völkern die Geschichte Jesus, mit welchem sie grofsentheils in Judäa Almosen gebettelt hatten, (der Uebersetzer: *wobey* zugleich ein grofser Theil von ihnen an unterschiedlichen Orten in Judäa um Almosen *bat*.) In ihrer Schreibart erkennt man den Unterzollbedienten von Capernaum, den Netzstricker vom See Genezareth. Man weifs, wie der h. Paul, *geboren in Phrygien*, wo die Griechen Sophistenschulen hatten, auf dem Wege nach Damaskus, (Uebers. Damas!) mit *seinem Pferde* zu Boden geworfen, und hierauf aus einem *Bedienten* des *Hohenpriesters* Gamaliels ein Theologe wurde. — Seine Schriften enthalten die Keime aller jener Mysterien, die wir glauben sollen; wenn er vom Glauben und von der Gnade redet, so giebt es keine Stelle, die nicht *tausend Irrthümer, tausend Albernheiten, tausend traurige und blutige Kriege* erzeugt hätte. — Hätten die Theologen die *Hitze afrikanischer Phantasien mit den Feinheiten asiatischer Köpfe* gepaart, so würde kein Dogma gewesen seyn, das nicht von dem einen Theile behauptet, von dem andern angefochten wäre." Und im dritten Cap. von den Schulen zu Paris: Die Facultat der Künste war in vier Haufen getheilt, welcher man den prächtigen Namen Nationen beylegte. Da safsen denn die vier Nationen und hörten die *Grammatik Priscians* und die Dialektik, (Uebers. *Dogmatik!*) des Aristoteles. — Das kanonische Recht verbreitete der Päbste Bullen und Constitutionen; Isidor sammelte sie; seine Sammlung ward durch Burkhard von Worms und Ivo von Chartres erweitert; ein Schelm vom Mönche, Namens Gratian, einer der verwegensten Falsarien, welche die Erde vergiftet haben, (Uebers. *welche jemals die Sonne beschien*,) der allein mehr Unheil über Könige und Völker brachte, als man den so sehr, und mit Recht verhafsten, verfolgten, aber so *grausam* verbannten Jesuiten innerhalb zweyer Jahrhunderte Schuld geben kann; nun dieser *Gratian schmiedete die Decretalen* — und verstärkte sie noch mit den *Extravaganten*." Unsinns genug! nur noch ein Paar Stellen aus der Geschichte des Lutherthums. „Albrecht *von Braunschweig* war eben Erzbischof von Mainz; die *Fouler*, Kaufleute zu Augsburg hatten ihm Geld vorgestreckt; *Tekel* predigte Ablafs; auch selbst *si quid Virginem matrem* etc. Der Pabst schrieb *an das Parlement: ut pro gloria Dei excudent.* Das Parlement liefs den alten Fabri, genannt le Fêvre d'Etaples, beysetzen u. s. w."

Wir wissen nicht, wie Hr. Seybold dazu kam, von einem so ganz erbärmlichen Producte eine Uebersetzung zu veranstalten; eine so stümperhafte Uebersetzung, in welcher alle Schnitzer des Originals stehen geblieben, und noch mit vielen neuen vermehrt sind; und dieser Uebersetzung seinen unschuldigen Namen, und seine, allerdings nichts sagende, Vorrede zur Empfehlung mit auf den Weg zu geben.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Dresden*, in der Waltherschen Buch.: *Anleitung zum Tobacksbau, für den Sächsischen Landwirth.* 1789. 88 S. 8. (4 gr.) Hr. Pastor *Sperber* in Eythra ist der Vf. dieser kleinen Schrift, und schrieb sie nach eignen Erfahrungen; sie steht schon in den Schriften der Leipziger ökonomischen Societät, und verdiente allerdings, durch diesen besondern Abdruck bekannter zu werden. Die Hauptsache beym Tobacksbau setzt der Hr. Vf. darinn, dafs man ihn recht reif werden, und dann die Blätter gehörig schwitzen lasse. Man baue daher nicht verschiedene Sorten unter einander, weil die eine längere Zeit zur Reife braucht, als die andere. Der Virginische Toback wuchert zwar nicht sehr stark, wird aber bey uns am besten reif, und nach ihm ist der asiatische mit dem grofsen Blatte wegen des guten Oels aus seinem häufigen Saamen schätzbar. Man soll ihn zu drey verschiedenenmalen blatten, und jede Aernte sorgfältig sortiren. — Noch sind einige Abhandlungen von *Barkhaus* angehängt, die sich auch auf die weitere Bereitung des Tobacks erstrecken, aber davon doch zu wenig enthalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. November 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Berry: *L'ordre de Malthe devoilé ou Voyage de Malthe*; avec des obſervations hiſtoriques, philoſophiques et critiques ſur l'état actuel de l'ordre des chevaliers de Malthe et leurs moeurs; ſur la nature, les productions de l'isle, la religion et les moeurs de ſes habitants par M. *Cerasi*. 1790. première partie S. 182. ſeconde partie S. 276. 8. (19 gr.)

Es iſt wohl unleugbar, daſs dieſes Buch manche wahre Nachricht über den gegenwärtigen Zuſtand des Malthefer Ordens und der Inſel enthält; unleugbar, daſs der Name von ſchrecklicher Tyranney und Despotismus nicht zu hart für die dortige Regierung iſt; unleugbar endlich, daſs die geiſtlichen Herren, unter dem Vorwande von Religionseifer, die fürchterlichſten Grauſamkeiten ausüben, und den Namen von Seeräubern nicht weniger verdienen, als die Barbaresken; aber auf der andern Seite iſt es eben ſo unleugbar, daſs der Vf. kein kalter ruhiger Beobachter iſt, und daher nicht *judex competens* über den Orden ſeyn kann. Er iſt misvergnügt über ſeinen dortigen zweyjährigen Aufenthalt, ſucht alles in einem gehäſsigen Lichte zu zeigen, und iſt oft ſelbſt mit ſich unzufrieden, daſs er zu ſeiner Schilderung keine ſchwärzere Farben finden kann. Daher wird er oft zum Anekdotenjäger, bricht in leere Declamationen aus, wiederholt ſich häufig, und ermüdet durch Selbſtgeſpräche, worin er über die trivialſten Dinge raiſonnirt und deraiſonnirt. Viel Gründlichkeit und documentirte Wahrheiten über den ganzen Mechanismus des Ordens erwarte man daher in dieſem Buche nicht: noch weniger, da der Vf. S. 4 Th. 2. ſelbſt geſteht: „Ich bedaure es, daſs ich die Reiſe in einem Alter gemacht habe, in welchem ich wenige Fähigkeiten hatte, Bemerkungen zu machen, und in dem ich, mehr beſchäftigt mit meinem und meines Gefährten Schickſal, nicht die gehörige Aufmerkſamkeit auf das verwandte, was unter meinen Augen vorgieng," und noch weniger, da er politiſche Abſichten bey Bekanntmachung ſeines Buches erreichen wollte, durch die ſeine Augen dann und wann geblendet worden zu ſeyn ſcheinen. Damals nemlich, als er den erſten Theil ſeiner Nachrichten der Preſſe übergab, war durch ein Decret der Nationalverſammlung den Malthefern der Zehnte genommen worden; dagegen lehnte ſich der Grosmeiſter auf, bat den König in einem eigenhändigen Briefe, die Sache des Ordens zu beſchützen, und behauptete kühn *„que les avantages, que* l a r e l i g i o n (d. i. der Orden) *procure à la navigation françoiſe, ſont bien ſuperieurs à ceux, que l'aſſemblée nationale peut entrevoir dans ce qu'elle lui enleve."* Der König theilte der Nationalverſamml. den Brief mit, konnte aber doch nicht die Motion des Hn. Camus *„de ſupprimer l'ordre de Malthe lui même"* zurückhalten. Bekanntlich wurde die Entſcheidung damals ausgeſetzt, und nun glaubte ſich der Vf. berechtigt, ſeinen Landesleuten ein Gemälde von dem wahren Zuſtande des Ordens zu entwerfen, das aber, bey manchem wahren, guten und unterrichtenden Gruppen, hie und da durch Schilderungen gehoben wird, die von einem poetiſchen Paroxyſmus zeugen. So heiſsts z. B. in der erſten beſten Stelle: S. 100 des 1ten Theils. *„La religion méconnoit la generoſité françoiſe, elle devoue ſes ennemis ou aux ſupplices, ou à l'esclavage; ſon farouche orgueil dédaigne de jetter un regard de pitié ſur les malheureux; ſon inflexible dureté emouſſe tous les traits de l'humanité ſainte; ſes ſujets ſont de viles créatures, que la nature a deſtinées à ramper ſervilement devant elle, à ſe plier à ſes caprices, à obeir à ſes volontés."* Oder im 2ten Theile S. 130. *„L'ordre de Malthe n'eſt plus qu'un amas de corſaires, un amas de brigands ſans foi, ſans loi, qui pouſſe l'audace jusqu'à ſe décorer du nom impoſant de la religion pour commettre des brigandages atroces."* Er begreift nicht, wie die Chriſtenheit ſolche Räuber im mittelländiſchen Meere dulden könne, und ſetzt ſogar hinzu: *„Je dis, moi, que ſoutenir et protéger des brigands,* c' e ſt l' ê t r e ſ o i m ê m e *— que les cours catholiques faſſent maintenant leurs reflexions."* Das iſt der Ton, der in dem ganzen Buche herrſcht. Aber demungeachtet ſind manche gute und neue Nachrichten darin, die es zu einer längern Recenſion qualificiren.

Des Vf. Geſchichte nimmt den gröſten Theil des 1ten und das Ende des 2ten Theils ein. Er entläuft aus ſeinem väterlichen Hauſe, trift auf ſeinem Wege einen ähnlichen Vagabonden *Nergier* an, kommt mit dem nach Marſeille, frequentirt dort die ausſchweifendſten Geſellſchaften, und iſt bald, entblöſst vom Gelde, in die traurige Nothwendigkeit geſetzt, ſich auf ein Maltheſiſches Schiff annehmen zu laſſen. Sein Empfang in Maltha war eben nicht ſehr glänzend, und auſserdem droht man ihm mit einem Dienſt von 8, ſtatt 2 Jahren. Das erregt ſeine Erbitterung; jedoch kommt er mit 2 Jahren davon, und kehrt arm und elend wie der verlorne Sohn, in ſeines Vaters Haus zurück.

Die Stadt *La Valetta* iſt gut befeſtigt, und, der natürlichen Beſchaffenheit des Landes wegen, von der Meeres Seite nicht zu erſteigen. — Die Marine der Maltheſer beſtand nach S. 133. 1780 aus 4 Galeeren, 1 Fregatte, und 4 Schiffen von 50 Kanonen, von denen ſie jedoch in demſelben Jahre, 3 an den König von Neapel

verkauften. Um das mittelländische Meer von Korsaren frey zu halten, thut der Orden nichts, obgleich ihn die ganze Christenheit dafür bezahlt, vielmehr sind die Ritter selbst Seeräuber, zum Nachtheil aller handelnden Nationen S. 135. Das Ganze ist mit Uebertreibung dargestellt. Als stehende Truppen hat Maltha ausserdem 2 300 Mann ungeübte Bauern: über diess bezahlt der Pabst den Orden noch für 800 Mann zur Beschützung des Kastells S. Angelo: aber, sagt der Vf. „*l'ordre applique la somme à d'autres objets.*" Was über die militärische Disciplin gesagt wird, ist so wie man es von einem Manne, der, an ein zügelloses Leben gewöhnt, jede Disciplin verabscheut, erwarten kann.

Im 2ten Theile findet man eine nähere Beschreibung der Insel, von der der Vf. glaubt, sie sey von Sicilien durch irgend eine heftige Naturbegebenheit getrennt. Sie ist 4½ Lieues lang, und hat 15—16 Lieues (?) im Umkreise, (nach den neuesten Ausmessungen hat sie 56 ital. Meilen im Umkreise), ist durch ein unfruchtbares Schiefergebirge durchschnitten, auf welchem die *Città Vecchia* gebaut ist. Das Clima ist vom November bis März angenehm: aber in den übrigen Monaten drückend heiss. Die Bauerhäuser sind von solider Bauart, durchaus von einem weichen, leicht zu bearbeitenden, Steine, (der der *pietra di Siracusa* gleich ist) Thüren und Fenster sind von Holz. Die Insel trägt weder Getreide, Reis noch Wein. Hin und wieder hat man den brennend heissen Felsen, mit Erde, die aus Sicilien hinüber gebracht ist, angebauet. Die Bauern verwenden die mehrste Zeit auf Unterhaltung ihrer Wasserbehältnisse und Kanäle. Regenwasser ist ihnen sehr schätzbar, da nur *eine* Quelle in ganz Maltha ist; — und doch regnet es in den Monaten vom März bis zum December nicht. Zum Landbaue werden gröfstentheils Sclaven gedungen, und, von allen Producten, gehören dem Landmanne Gartengewächse allein. Drückend sind seine Abgaben, und noch dazu muss er gewisse Tage für den Orden umsonst arbeiten. Das Johannisbrodt (*la carouge*) ist seine einzige Nahrung. Wie die Negersclaven in den Plantagen behandelt werden, so verfährt der Ritter mit den Bauern, ruinirt durch Jagd sein Land, und beantwortet jede Vorstellung dagegen mit Schlägen. Kümmel, Baumwolle und Orangen trägt die von Sicilien hinübergebrachte Erde. Fabriken sind in Malta nicht, und das unbeschäftigte arme Volk verkauft sich gewöhnlich, aus bitterm Mangel, dem Orden für 20 Thaler. Nach diesem Verkaufe behandelt man es, wie gefangene Verbrecher, und nennet es *Bonnavoglio*. Der Handel ist sehr beschränkt. Läuft ein beladenes Kauffarteyschiff in den Hafen ein, so bemächtigt sich dessen sogleich eine gewisse Handelssocietät, die aus Creaturen des Ordens besteht; giebt dem Grofsmeister Nachricht von der Ladung, bezahlt ihm eine gewisse Summe, und erhält dafür ein Privilegium, durch das jeder Andere von der Theilnehmung an der Ladung ausgeschlossen wird. Den Kornhandel hat auch eine Handelscompagnie ausschliessend in Händen. Die Weiber müssen Baumwolle spinnen, und erhalten dafür des Tages 6, und auch wohl nur 4. Sous. Mehr können sie sich durch Verkaufung ihrer Reize verdienen; überhaupt hat nach des Vf. Schilderung das Sittenverderbniss in Maltha die höchste Stufe erreicht. Eben der Ritter, der ewige Keuschheit beschwört, ist der schamloseste Wollüstling. Malthefer und Malthesesinnen sind reinlich und simpel gekleidet. Die Weiber sind klein, aber schön und von sehr weisser Haut. Sie haben ein grosses schwarzes Auge und einen vollen Busen; aber des schlechten Wassers wegen, sehr schwarze Zähne. Sie halten es für grosse Wollust, von ihren Männern geschlagen zu werden, und suchen daher immer Streit. Uebrigens sind sie, besonders in den Städten, sehr unthätig. Der Mann in der Stadt ist gröfstentheils klein, aber auf dem Lande gross und schön gebildet. Dort geht er immer nackten Fusses, nur in der Regenzeit bindet er ein Fell unter. Von Lustbarkeiten sind sie durchaus eben solche enthusiastische Freunde, wie die Italiener. Ueber die kirchlichen Gebräuche declamirt unser Vf. viel, und erzählt unter andern S. 77 eine lächerliche Anekdote, wie die Geistlichen sich Schweine mästen lassen, die sie, bezeichnet, durch die Stadt schicken, und die das Volk für Schweine aus dem Fegfeuer hält. In den Kirchen ist grosser Reichthum. In einer Kapelle des Doms hängt eine goldene Lampe an einer goldenen Kette, die 396,000 Livres werth ist. Sieben silberne Lampen umgeben sie, und das Geländer dieser Kapelle ist auch von Silber; besonders sind 2 silberne Kronen berühmt, von denen die eine 240, und die andere 74 Kerzen trägt, u. s. w. Die Beschreibung des Hospitals S. 100 folg. erregt Abscheu, und kann als eine Fortsetzung, Berichtigung und Erweiterung der, von *Howard* darüber gegebenen, Nachrichten angesehen werden. Der Vf. brachte selbst eine Zeitlang dort zu, und lernte daher die innere Einrichtung ganz kennen. 1200 Kranke haben in dem grossen Hospitale Raum, aber gewöhnlich sind nur 5—600 dort.

In Maltha sind 2 Gerichtshöfe, *la Castellania* und *la Rota*. Von dem ersten appellirt man an den letzten, und plaidirt in der ersten Instanz, also vor la Castellania, Lateinisch, in der letzten aber Italienisch. Das Tribunal der Inquisition ist in Maltha, wie überall in den Händen der Dominicaner, jedoch ist ein Maltheserritter Präsident desselben, und der Grofsmeister muss erst die Todesurtheile der Inquisition bestätigen. — Seit Englands Abfall von der katholischen Kirche bestand der Malthesische Orden nur aus 7 Hauptnationen, von denen jede dort ihren Vorsteher (*Pilier*) hat. Ihre Namen sind, Provencer, Auvergner, Franzosen, Italiener, Arragonier, Deutsche und Castilier. Die Würden, die vordem der englischen Nation zustanden, wurden unter die übrigen vertheilt; aber ihr Name nie ganz ausgelöscht, so dass bey der Rückkehr in den Schoss der katholischen Kirche, die Engländer bis 1782 sogleich ihre Plätze wieder einnehmen konnten, 1782 aber liess der Baiersche Hof dem Orden Vorstellungen darüber machen, der baierschen Nation den Platz der Engländer einzuräumen, und sie zu einer der Hauptnationen zu erheben. So sehr die Statuten der Malthefer auch dagegen waren, so ging dennoch, nachdem man mit dem englischen Hofe darüber darüber tractirt hatte, die Sache durch, Baiern wurde an Englands Statt zur 8ten Hauptnation unter dem Namen *Anglo Bavaroise* erhoben. Nun verlangte Baiern auch die alten Würden

Würden der englischen Nation, deren Vorsteher *Turcopolier* hiess, und die Oberaufsicht über die Küsten, wie auch das Commando der Cavallerie und der *gardes marines* hatte. Darüber entstand aufs neue Streit; jedoch siegte Baiern auch darin. — Die Wahl des Grosmeisters endlich hängt, nach des Vf. Berichte, einzig von Weibercabale ab; so ward es *Emanuel von Rohan* durch Bestechung der Maitresse seines Mitwerbers! — Diess mag genug seyn, um zu beweisen, dass das Buch, bey vielen leeren Declamationen manche neue und interessante Nachricht enthält.

LEIPZIG, b. Gleditsch: *Joh Hübners reales Staats- Zeitungs- und Conversationslexicon* etc. Neue verbesserte Ausgabe. 1789. gr. 8. S. 3046. (M. 8 K. T.)

Man hat sich viel von dieser neuen Ausgabe versprochen; aber man findet sich in seiner Erwartung sehr betrogen, wenn man dieselbe mit der nächst vorher gemachten Ausgabe vergleichet. Es heisst zwar in dem Vorberichte gleich anfangs: „da die Reiche und selbst der moralische Geschmack der Menschen grosse Veränderungen seit einiger Zeit erlitten haben; so haben auch die mehrsten Artikel in diesem Wörterbuche umgearbeitet, verbessert und sogar einige völlig weggestrichen werden müssen, um es gegenwärtiger Verfassung gemäss einzurichten. Man kann also behaupten, dass es in einer neuen und veränderten Gestalt erscheine, und es wird demselben zu desto grössrer Empfehlung dienen, wenn das geehrte Publicum nicht gänzlich unzufrieden mit den darauf verwendeten Bemühungen seyn wird:" Aber das wenigste ist wahr, was in diesen Perioden von Umarbeitung, Verbesserung u. d. g. angerühmt wird; und das geehrte Publicum mag daher schier gänzlich unzufrieden seyn. Folgende kurze Bemerkungen, die sich nur auf einige kleine Districte von Deutschland beziehen sollen, werden hinlänglichen Beweis davon geben:

Wertheim. Die Hauptstadt der Fürsten und Grafen dieses Namens, liegt an der Tauber, wo sie in den Mayn fällt. etc. *Man kann von da zu Schiffe bis in den Kanal von Hanau fahren.* Warum wird nicht auch gesagt: bis nach Amsterdam? welches eben so wahr ist, ein Prädicat, welches Wertheim mit jedem am Mayn gelegenen Dorfe gemein hat; und warum gerade bis nach Hanau? was ist hierinn besonders vorzüglich? *Steinheim*. Stadt, Amt und Schloss am Mayn in Franken, eine halbe Stunde von Hanau. — Diese Stadt gehört nicht zu Franken; auch wissen die Einwohner eben so wenig von einer starken Passage, die hier über den Mayn seyn soll, als von Lustfahrten, die von Hanau zu Wasser dahin angestellt werden. *Orb*, samt einer feinen Salzsode, gehört nicht den Grafen von Schönborn, sondern dem Kurfürsten von Mainz. *Werth*, Stadt am Mayn, zwischen Aschaffenburg und Miltenberg, — hat kein Schloss. *Oberndorf*, Städtchen am Mayn etc., soll heissen *Obernburg*; liegt auch nicht Klingenberg gegen über. *Maynz*; unter den sehenswürdigen Dingen werden die St. Johanniskirche, das Rathhaus, das Zuchthaus, das Hospital zu St. Roch mit seiner Buchdruckerey, Strumpf- und Zeugfabrike genannt, ferner der 1746 angelegte botanische Garten mit dem anatomischen Theater, — in Wahrheit lauter sehr unbedeutende, zum Theile gar nicht existirende Stücke. *Aschaffenburg*; hier soll man eins der schönsten Schlösser in Deutschland finden. Dies möchte wohl vor 50 Jahren wahr gewesen seyn; indessen hat doch der jetzige Kurfürst die innere Einrichtung sehr verherrlicht. Noch mehr verdienten aber der neuerdings angelegte schöne Busch und das schöne Thal nebst der Fasanerie und dem Thiergarten angerühmt zu werden. Zu *Bingen*, einer Stadt im Rheingau, ist das Binger Loch kein so gefährlicher Ort im Rhein; auch hat sich der Erzbischof von Hatto nicht vor den Mäusen auf den sogenannten, mitten im Rheine gelegenen Mäusethurm retirirt. Von *Bacherach* wird gerühmt, dass eine Kaiserliche Postverwalterschaft da sey. Nichts merkwürdigers? *Dieburg*. Es ist falsch, dass hier ein Schloss und mainzisches Oberamt sey. Diese Stadt liegt auch nicht zwischen Offenbach und Darmstadt. Bey *Heppenheim* ist das Bergschloss Starkenburg schon lange ruinirt, um so weniger hat der Oberamtmann seinen Sitz darauf. Von *Hanau* hätte der Herausgeber leicht wissen können, dass es die jetzige Residenz eines Erbprinzen von Hessencassel nicht sey. Auch das Residenzschloss in der Altstadt ist nicht prächtig. *Frankfurt* am Mayn; wie kömmt der Johanniterhof unter die merkwürdigen Gebäude? *Creuznach*. Es ist falsch, dass die eine Hälfte dieser Stadt dem Hause Baden gehöre. *Martinstein* an der Nahe, ist keine Stadt, sondern ein elendes Dörfchen von ungefähr 20 Häusern. *Alzey*, auf dem gänzlich ruinirten Schlosse kann der Kurpfälzische Burggraf und das Oberamt seinen Sitz nicht haben. Von *Worms* wird erzählt, dass man noch die Bank zeige, darauf das Glas vom Gift zersprungen, welches Doctor Luthern in einem Trunke zugerichtet gewesen. *Oppenheim*. Von der St. Catharinenkirche stehen nur noch einige Rudera; und wie kann sie für eine der schönsten Kirchen am Rhein gehalten werden? Weit von der Stadt über dem Rhein steht des schwedischen Königs, Gustavs Adolph Gedächtnissäule. Zu *Gelnhausen* sollen die Kirchen, verschiedene Klöster, adeliche Wohnungen und andere Gebäude sehr schön, und der Weinwachs gut seyn. Dergleichen Relationen kann der Herausgeber nur von reisenden Handwerkspurschen haben. Warum haben ihm diese nicht auch etwas von dem Gelnhäuser krummen Kirchthurme erzählt? *Salmünster* gehört nicht dem Kurfürsten von Mainz, sondern dem Fürsten von Fuld; liegt nicht in der Wetterau. *Fulda*. Hier ist noch eine gefürstete Benedictinerabtey, obgleich der Abt auch Bischof ist. Das Collegium der vormaligen Jesuiten war das erbärmlichste Gebäude in der Stadt, welches sogar der sogenannten Fulder Hinterburg zur Unehre gewesen wäre. Es existirt nun nicht mehr; und dennoch wird es in dem Staatslexicon insonderheit unter die verschiedenen schönen Gebäude gesetzt. Auch wissen die Fulder nichts von vier ausserhalb der Stadt auf den Bergen umher liegenden schönen Klöstern, unter welchen das auf dem St. Petersberg viele betrachtungswürdige Dinge enthalten soll. Ueberbleibsel von uralten Klöstern mögen es wohl seyn. *Elfeld*; kleine Stadt am Rhein, liegt nicht oberhalb, sondern drey Stunden unterhalb Maynz. *Rüdesheim*, im Rheingau, liegt keine Meile, sondern kaum eine

eine halbe Stunde von Bingen. Das Schloss ist gänzlich verfallen. *Duderstadt*, das Erzbischöfl. mainzische Commissariat oder geistliche Gericht ist schon lange von da nach Heiligenstadt verlegt. *Coblenz*, liegt nicht auf dem Hundsrücken, die Stadt selbst ist nicht befestiget; wo l aber das hohe Bergschloss Ehrenbreitstein. Hier hätte auch die neue Kurfürstl. Residenz angemerkt werden sollen. *Hochheim*, ein Städtchen und Kellerey im Kurmainzischen etc. „Hier wächst herrlicher Rheinwein." — Nicht ein Tropfen. Dieser Ort ist zwischen Mainz und Frankfurt, von beiden 2 Meilen entlegen. *Neuhof*, schöne Residenz und feines Schloss des Bischofs von Fulda, welcher sich hier fast mehr als in Fulda aufzuhalten pflegt. — Hievon ist kein Wort wahr. *Cöln*. Hier lieset man: „von dem jetzigen Kurfürsten Maximilian Friedrich Grafen von Königseckrothenfels etc." Wer sollte glauben, dass auch nur ein Corrector oder Setzer in einer Leipziger Buchdruckerey 1789 so unwissend seyn könnte? Heisst das eine neue, umgearbeitete verbesserte Auflage? Gewiss ist es, dass in dieser, dem Namen nach, neuen verbesserten Ausgabe von 1789 vielmehr grobe Fehler oder Unwahrheiten enthalten sind, als dieselbige Seitenzahlen hat, der Mängel in Rücksicht auf neuere Einrichtungen und Staatsverfassungen nicht zu gedenken. Dieses würde sich leicht offenbaren, wenn nur jemand in einer jeden Provinz in Europa, die andern Welttheile nicht einmal gerechnet, auf dasjenige aufmerksam wäre, was sich auf seinen District bezieht. Dies wäre auch das beste Mittel, Hübners Staats- und Zeitungs- und Conservationslexicon zu verbessern, wenn nämlich Gleditschens Buchhandlung sich so viele Freunde verschaffte, welche diese Mühe, die vielfältigen Fehler und Mängel zu verbessern, auf sich nehmen wollten. Die Artikel aber, die nicht innerhalb der Gränzen von Europa begriffen sind, sollten nicht etwa vom nächsten besten gedungenen Corrector der Druckerey, sondern von einem in den neuesten Reise- und Erdbeschreibungen belesenen und wohl bewanderten Manne durchgesehen und verbessert werden. — So würde es eine wahrhaft neue verbesserte Auflage geben, bey welcher sich das Publicum nicht getäuscht fände.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHR. *Strasburg*, in der akademischen Buchhandlung: *Abriss einer Reise nach den Flegreischen* (Phlegräischen) *Gefilden, dem Aetna und den Aeolischen Inseln.* Im Jahr 1788 unternommen von Hrn. *Spallanzani.* 1791. 8. S. 29. (12 gr.) Eigentlich ist diese Schrift eine blosse Ankündigung eines grösern Werks, in welchem der so vortheilhaft bekannte Hr. *Sp.* seine auf der im Titel angezeigten Reise gemachten Bemerkungen mittheilen will. Das, was dieser grosse Naturforscher in diesem Fache bereits geleistet hat, berechtiget uns zu den angenehmsten Hoffnungen neuer und wichtiger Entdeckungen, und schon diese kleine Schrift ist ein Vorschmack von dem, was wir zu erwarten haben. Vom Vesuv verspricht der Vf. bis jetzt noch unbekannte, jedoch nicht unnütze, Wahrheiten. Auf dem Aetna war er so glücklich, aller der Hindernisse überhoben zu seyn, die Witterung und Umstände sonst gewöhnlicher Weise dem wissbegierigen Naturforscher in den Weg legen. Der Himmel war, als er dieses hohe und fürchterliche Gebirge bestieg, durch ein seltenes Glück heiter und lächelnd, die Winde, die sonst in dieser Gegend rasend wüthen, ruhig, Schnee und Eis, die sonst der schwülsten Hitze der Hundstage Trotz bieten, schon geschmolzen, und die Dämpfe, die sonst in mörderischen Massen sich in unzählbaren Wirbeln um den ungeheuren Kessel emporheben, zeigten sich nur klein und selten. Die Dampfsäule selbst, welche aus dem ungeheuren Schlunde hervorging, ward von einem sanften Südwinde auf die entgegengesetzte nördliche Seite gebogen, so dass ihre tödtlichen Dünste den Vf. nicht hindern konnten, bis an den äussersten Rand dieses ungeheuren Vulcans hinauf zu steigen. Durch diese vereinigten glücklichen Zufälle sahe er sich in den Stand gesetzt, seine Beobachtungen ganz in der Nähe zu machen. Er hatte die Ufer des grossen Schlundes vor sich liegen, und sah seine innern fast senkrechten Wände, den über eine Meile weiten Boden, und eine Seitenhöhle, worinn eine flüssige und flammende, blutroth scheinende Materie leise sprudelte, die er mit der grösten Deutlichkeit im Abgrunde beobachtet zu haben versichert. Sie erhob sich bald langsam, und bildete grosse Blasen auf der Oberfläche, bald sank sie, bald kam und ging sie wie eine ruhige Meereswelle. Gegen Norden ist ein anderer Krater, dessen Weite aber vielleicht kaum an die Hälfte der Erstern reicht. Von hier aus besuchte Hr. *Sp.* die aeolischen Inseln. Auf *Lipari* findet sich durchgehends Spuren von alten Vulkanen. Hier beschäftigte er sich vornemlich mit Erforschung der wahren Erzeugungsart des Bimsteins, wovon diese Insel ganze Gebirge enthält. Die Resultate dieser Untersuchungen werden wir wahrscheinlich in dem Hauptwerk erhalten. Der sogenannte *Monte della Castagna*, der 4 Meilen im Umkreise hat, bestehet ganz aus vulcanischem Glase. Die Insel *Vulcano* giebt noch jetzt unzweifelhafte Zeichen, dass ein lebendiges Feuer in ihrem Schoosse brütet. Ihren Krater hat *Sp.* genau, obgleich nicht furchtlos, betrachtet, und schildert ihn mit allen seinen Theilen umständlich. Sodann gehet er mit seinen Bemerkungen auf *Stromboli*, Alicuda und Felicida. Der uralte Vulcan von Stromboli hört nie auf, wie man bisher allgemein glaubte; sondern er arbeitet unaufhörlich fort. Von diesen immerwährenden Ausbrüchen bemerkte Hr. *Sp.* nur eine einzige Ausnahme. Er beobachtete einst des Nachts diesen brennenden Berg auf der Spitze eines Abhangs, der in einer Entfernung von 50 Schritten über den Schlund des Vulcans hervorragte. Während er bey diesem von ihm nie gedachten noch gesehenen Schauspiel zwischen dem Krater und den Rauchlöchern den Wirkungen des unterirrdischen Feuers zusahe, so hörten plötzlich die Ausbrüche des Vulcans auf, die Lava sank tiefer als gewöhnlich, die zuvor still emporgestiegenen Dampfsäulen wurden lärmend und zischend, und jede glänzte bey ihrem Hervorgehen aus der Erde von einer äusserst hellen Flamme. Nach Verlauf einer Viertelstunde aber hörte alles Zischen in den Dampfgründen auf; das Feuer in denselben verlor sich fast gänzlich, und der Vulcan kehrte nicht mehr und nicht weniger, zu seinen vorigen Ausbrüchen zurück. Rec. muss hier abbrechen, so gerne er noch eins und das andere aus dieser kleinen, aber ungemein lehrreichen Schrift auszöge; auch wird das bisher gesagte hinreichend seyn, die Naturliebhaber auf das ganze Werk aufmerksam zu machen, von dem wir uns um so mehr versprechen, da sich der Vf. Zeit genug nehmen will, um ihm den höchst möglichen Grad der Vollkommenheit zu geben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 7. November 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

London, b. White u. Johnson: *A free enquiry into the authenticity of the first and second chapters of St. Matthew's Gospel — by John Williams.* The second edition. corrected, improved, and much enlarged. 1789. XXIV. 45 und 173 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die erste Ausgabe dieser *freyen Untersuchung* erschien ohne des Vf. Namen im J. 1771, und veranlassete damals einige Gegenschriften, unter denen in Deutschland die *Velthusensche* am bekanntesten geworden ist. Mit Rücksicht auf die Erinnerungen seiner Gegner hat nun Hr. *W.* seine Schrift verbessert und vermehrt; und auf dieses Unterscheidende der zweyten Ausgabe schränken wir unsre Anzeige ein. In einer neuen Vorrede wird von einigen Harlejanischen, Cottonischen und Dubliner Handschriften Nachricht gegeben, in welchen der Vf. Spuren gefunden zu haben glaubt, dass man ehedem, (im Mittelalter, unter den Lateinern,) zwar nicht die zwey ersten Kapitel des Matthäus, (wovon eigentlich die Frage ist,) aber doch die 17 ersten Verse des ersten Kapitels oder das Geschechtsregister Christi als ein eigenes von dem Evangelium selbst abgesondertes Stück angesehen habe. Unter diesen Handschriften ist nur eine einzige, die etwas wirklich merkwürdiges hat, nemlich Cod. Harlej. 1802., ein im zwölften Jahrhundert in Irland geschriebener lateinischer Codex der Evangelisten, in welchem das Geschlechtsregister, von dem Text des Evangeliums getrennt, mitten unter verschiedenen Vorreden, Glossarien und andern Einleitungsschriften zu den Evangelisten, stehet. Unter andern findet man hier sogar ein altes irländisches Gedicht auf die zwölf Apostel zwischen dem Geschlechtsregister und dem 18 Vers. Von dem Cod. Harlej. 1775, auf welchen sich Hr. *W.* in seinem Buch S. 41. beruft, sagt er in der neuen Vorrede nichts weiter. Und doch wäre es nicht überflüssig gewesen. Denn nach der Beschreibung S. 41. sollte man glauben, die Worte: *Genealogia hucusque. Incipit Evangel. secundum Matthaeum,* wären von dem Librarius selbst zwischen den 17 und 18ten Vers so eingerückt, dass dadurch der Text selbst unterbrochen würde. Aus den Griesbachischen *Symbolis criticis* wissen wir aber, dass die angeführten Worte nur *an den Rand* von einer andern, obgleich auch alten, Hand geschrieben sind; welcher Umstand die Sache merklich ändert. Hatte der irländische Schreiber des oben erwähnten Codex ein Exemplar mit einer solchen Randanmerkung vor sich, so ist begreiflich, wie er glauben konnte, etwas sehr kluges zu thun, wenn er das Geschlechtsregister von dem Text gänzlich absonderte, und ihm seine Stelle unter den Vorreden anwies. Ganz neu ist eine *Dissertation über die Grundsprache des Evangelii Matthäi.* Da dem Vf. zu Begründung seiner Hypothese von Unächtheit der zwey ersten Capitel Matthäi der Satz sehr wichtig ist, dass Matthäus hebräisch geschrieben habe, und das Evangelium der Nazarener das ursprüngliche Evangelium Matthäi sey, so handelt er davon nicht nur in seinem Buch weitläuftig S. 55 — 77., sondern widmet diesem Gegenstand auch noch die gedachte Präliminardissertation. Für die Leser würde freylich besser gesorgt gewesen seyn, wenn es dem Vf. gefallen hätte, beides zu Einem Ganzen zu verarbeiten. In der Dissertation liefert er zuerst eine ihm mitgetheilte Uebersetzung einiger Stücke aus **Michaelis Einleitung in das N. T.** nach der dritten Ausgabe, und bey dieser Gelegenheit erfährt man, dass eine Uebersetzung dieser Ausgabe des nützlichen Buchs in England im Werk war, und dass schon Proposals darüber bekannt gemacht gewesen seyen, dass aber aus Mangel der Unterstützung das Unternehmen unausgeführt habe bleiben müssen. Hiernächst bemühet sich Hr. *W.* aus — muthmasslichen Angaben der Lebenszeit des Irenäus, Polykarp und Papias wahrscheinlich zu machen, dass Irenäus bey seiner Aussage von einem hebräischen Evangelio Matthäi ein von dem schwachen Papias unabhängiger Zeuge, und wohl gar das Echo des heil. Polykarp gewesen seyn — könne! Und dies ist ihm um so viel glaublicher, da Irenäus auch die Zeit, wenn Matthäus geschrieben habe, angebe, wovon Papias gänzlich schweige, (richtiger: wovon Eusebius nicht gesagt hat, dass es auch bey Papias zu finden sey.) Auf diese Bemerkungen scheint der Vf. in der Vorrede einen grossen Werth zu legen, und verwahret sich gegen den Verdacht eines Plagiats durch die Anzeige, dass er diesen neuen Gedanken von der Originalität des Irenäischen Zeugnisses schon im Jahr 1778 einem berühmten ausländischen Gelehrten mitgetheilt habe. *Suum cuique!* Endlich sucht er die ihm bekannt gewordenen Einwendungen gegen einen hebräischen Originaltext zu heben, und führt einige Stellen aus dem griechischen Matthäus an, welche ihm eine Uebersetzung aus dem Hebräischen oder Syrochaldäischen zu verrathen scheinen. Zu verschiedenen andern Stellen, von welchen er schon in der ersten Ausgabe S. 67. Gebrauch gemacht hatte, setzt er hier noch hinzu Matth. 5, 18., weil jota wirklich der kleinste Buchstabe im *hebräischen* oder chaldäischen und syrischen Alphabeth sey: wobey wir nur die Angabe des *griechischen* Buchstaben, der kleiner als ι wäre, und den Beweis, dass Matthäus, wenn er griechisch schrieb, den Ausspruch Christi nicht buchstäblich habe beybehalten können, vermissen. — In dem Buch selbst sind die Verbesserungen und Zusätze theils in den Text aufgenommen, theils in Anmerkungen beygebracht worden. Wir zeichnen

zeichnen einige aus. S. 43 ff., wo auch eine neue Digression über den Ursprung des Christenthums unter den alten Britten vorkommt, insistirt der Vf. noch mehr als in der ersten Ausgabe auf dem Umstand, dass ehedem bey dem Krönungseid der englischen Könige ein Evangelienbuch, welches dem König Aethelstan angehört haben soll, gebraucht worden sey, in welchem die Genealogie fehle, und glaubt aus der Bestimmung eines solchen Buchs zu einem so feierlichen Gebrauch wichtige Schlüsse herleiten zu können. Allein, nicht zu gedenken, dass oft ein blosser Zufall oder Missverstand und Unwissenheit einem Exemplar das Ansehen von besonderer Heiligkeit gegeben hat, (man erinnere sich an das Prager Evangelium Marci, welches auch bey den böhmischen Königskrönungen gebraucht wird,) so ist es nicht einmal wahr, dass in dem Aethelstanischen Codex die Genealogie fehle. Der Vf. selbst bezeugt in seiner Präliminardissertation von dieser Handschrift, (cod. Cotton. Tib. A. II.) die Genealogie sey mit goldenen Buchstaben auf blauem Grunde geschrieben bis zu den Worten: *omnes ergo generationes ab Abraham*, von da aber (vermuthlich auf einer neuen Seite, welches Hr. *W.* hätte bemerken sollen,) fange die gewöhnliche Schrift an. Die goldnen Buchstaben machen doch wohl die Sache der Genealogie nicht schlimmer? S. 47. wird ein in der ersten Ausgabe begangenes grobes Versehen verbessert, wo es hiess, Epiphanius sage ausdrücklich, die Evangelien der *Nazarener*, Ebioniten, *Cerinthianer*, *Carpocratianer und andrer* fangen mit den Worten an: Es geschah in den Tagen Herodes, des Königs von Judäa, dass Johannes kam und taufete etc. Dies wird jetzt richtig auf die Ebioniten allein eingeschränkt. Aber dem gemäss hätten noch mehrere Stellen, z. B. S. 81. 85. 91. verbessert werden müssen, welche unverändert stehen geblieben sind. S. 86. Lucä Evangelium scheine am ersten geschrieben zu seyn. S. 89. Da Hieronymus bezeuge, dass in den (lateinischen) Handschriften seiner Zeit häufig Stellen eines Evangelisten in die Schriften der andern eingeschaltet seyn; so könne ja wohl das erste und zweyte Kapitel Matthäi eine dieser Interpolationen seyn. S. 93. Die apostolischen Väter hätten oft Veranlassung gehabt, von Christi Familie und Geburt zu reden. Weil nun aber doch weder Barnabas, noch Clemens von Rom, noch Hermas, noch Polykarp jemals auf die streitigen zwey Kapitel hinweisen, so sey dies schwer zu begreifen, wenn man nicht annehme, entweder diese Kapitel seyn damals noch nicht da gewesen, oder jene Väter hätten sie nicht für einen Aufsatz des Matthäus gehalten. S. 132 und 133 über die Frage, ob König Jechonias Kinder gehabt habe? S. 171. Das Geschlechtsregister Christi sey und bleibe von Wichtigkeit, bis alle Juden bekehrt seyn würden. — Die übrigen Zusätze sind noch unbedeutender, oder betreffen die Hauptfrage nicht. Das angeführte wird hinreichen, sowohl denjenigen Lesern, welche das Buch in seiner ersten Gestalt schon kannten, den wahren Werth der neuern Ausgabe bemerklich zu machen, als auch solche, denen es noch nicht in die Hände gefallen war, die Manier dieses Kritikers einigermassen kennen zu lehren! Im Ganzen genommen darf man vielleicht noch zweifeln, ob die allerdings streitige Frage durch die Behandlung des Hn. Williams ihrer Entscheidung viel näher gebracht worden sey.

Hannover, b. Schmidt: *Erweckungen für Prediger der Protestanten, die das rechte Christenthum nicht predigen.* Nebst Rathschlägen zur bessern Bildung guter Prediger, mitgetheilt von *J. Fried. Bohne.* Past. zu Nieder - Stöcken im Hannöverschen. 1789. 111 S. in 8. (6 gr.)

Um die Leser mit dem Vf. näher bekannt zu machen, dürfen wir nur folgende Stelle aus der Vorrede abschreiben. „Recht viel Freude," heisst es, „machte es mir, als ich das königl. preussische Religionsedict las. Gerade nach eben den Grundsätzen, auf welche diese fürtreflichen königlichen Befehle gebauet sind, habe ich die Verpflichtung protestantischer Prediger gezeiget. Was ich in diesen Blättern lehre, das wird da mit einem *gewaltigen Nachdrucke* empfohlen. Wer nun in meiner Schrift einige Ausdrücke zu hart finden möchte, den bitte ich, auf die *Donnerschläge* dieses Edicts zu merken. — Also, über den *gewaltigen Nachdruck* und über die *Donnerschläge* dieses königl. Edicts freuete sich Hr. *B.*, ein Prediger des sanftmüthigen Jesus, Lehrer der Religion der Liebe!! Gott vergebe ihm diese Sünde. Jesus würde diesem *Benhargem* sagen: „Weisst du nicht, wess Geistes Kind du bist? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, Menschen zu verderben, sondern sie zu erhalten." So mag er denn *Donnerkind* heissen. — Seine Erweckungen der protestantischen Prediger kann man sich nun schon denken. Sie sollen *Christenthum* predigen; das heisst bey Hn. B. nichts anders, als: sie sollen bey dem Buchstaben des N. T. bleiben. Was darinn nicht enthalten ist, ist ihm nicht christlich; Lappenbergs Predigt gegen unbefugte Aerzte ist ihm nicht christlich S. 3. ff. Also ist es nicht christlich, der Menschen Leben zu erhalten? Wir führen ja das Amt, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes; und der Geist des Christenthums ist von unendlichem Umfange. — Von den *Rathschlägen* zur bessern Bildung der Prediger macht der Vf. in der Vorrede viel Aufhebens, und meynte hier etwas Neues zu sagen, weil er schon 32 Jahre Prediger ist. Wir haben aber nichts neues darinn gefunden. Hr. B. ist sehr für das, wie er es nennt, *Solosingen* der Prediger. Er mag ein guter Sänger seyn.

Leipzig, b. Crusius: *Sammlung einiger akademischen Schriften*, von D. *Sam. Fr. Nathan. Morus.* Aus dem Lateinischen übersetzt, von G. *J. Petsche.* Erste Sammlung, welche die *Abhandlung von der Demuth des Menschen gegen Gott* enthält. 1790. 155 S. 8. (8 gr.)

Die lateinische Abhandlung, welche Hr. P. übersetzt hat, ist bekannt, und ihr Werth entschieden genug. Wozu und für wen sie aber eigentlich übersetzt worden, können wir nicht sagen. Hätte Hr. D. Morus über die abgehandelte Materie *zur Erbauung* schreiben wollen, so würde er deutsch geschrieben haben. Lieber schrieb er eine gelehrte Abhandlung für Gelehrte; und Gelehrte werden doch Latein verstehen! Oder übersetzte Hr. P. etwa

etwa für eine gemischte Klasse sogenannter Gelehrten nach neuerem Geschmacke, bey welchen es heisst: *Laudantur sunt, non leguntur!* Nun so mögen die ihn für seine Mühe schadlos halten. Wir lesen Hn. *M.* lieber im Originale.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LONDON, b. Sewell: *A view of the Naval-Force of Great-Britain; In which its present state, Growth and Conversion of Timber; Constructions of Ships, Docks and Harbours; Regulations of Officers and Men in each Department; are considered and compared with other European Powers.* To which are added *Observations and Hints for the Improvement of the Naval Service.* By an Officer of Rank. 1791. 1 Bog. Dedic. Vorr. u. Inhalt. 203 S. und ein Anhang von 84 S. 8.

Das beträchtlichste in dieser dem Prinzen Wilhelm Heinrich, Herzog von *Clarence* dedicirten Abhandlung, (deren Vf. wahrscheinlich der Admiral *Sir Charles Knowles* ist,) sind, die Vergleichungen der französischen Einrichtungen des Seedienſts, insbesondere zu Bemannung der Flotte, und der Einrichtung des Seeartilleriecorps, (deren Reglements der Länge nach in einer guten englischen Uebersetzung eingerückt sind,) mit den ungleich minder vollkommnen, beynahe möchte man sagen, ganz fehlenden ähnlichen Einrichtungen zu gleichem Zweck in England, mit Erwägung älterer und neuerer Vorschläge zu ihrer Verbesserung oder gar neuen Einführung; die aber, ohne weiter auszuholen, als die Gränzen einer Recension es verstatten, keines Auszugs fähig sind. Die Einführung der vorgeschlagenen ähnlichen Einrichtung von beständig enrollirten Seeleuten, scheint dem Rec. aber ungleich grössere Schwierigkeiten, in dem dadurch unstreitig vergrösserten unmittelbaren Einfluss der Krone auf eine ansehnliche Volksmenge, und selbst in dem charakteristischen Hange der englischen Seeleute zur Freyheit zu finden, als in den Kosten, welche eine solche Einrichtung veranlassen würde. Berechnungen, die in der Abhandlung vorgelegt sind, ergeben: dass die jährlichen Unkosten für eine beständig stehende Enrollirung von 100,000 Seeleuten, nach einem Durchschnitt von 54 Jahren bey weitem nicht so beträchtlich sind, als die zu 6 procent angeschlagenen Zinsen des Kapitals, welche die gewaltsamen Werbungen der Matrosen, das Pressen, von 65,000 Seeleuten, während eines sechsjährigen Krieges erfodern. Bey diesen Berechnungen sind die Werbekosten für jeden gewaltsam geworbenen Seemann, zu der unbegreiflichen, aber durch die Erfahrung der letzten Kriege bestätigten Summe von 50 Pfund Sterl. angeschlagen; und die jährlichen Zinsen des erwähnten Kapitals betragen nach dieser Rechnung 555,000 Pf. Sterl.; und dennoch werden die Kosten der beständigen Enrollirung von 100,000 Mann nach dem Durchschnitt von 54 Jahren geringer bleiben, als die Kosten der gewaltsamen Werbung von 65,000 Mann, wenn die Werbekosten für jeden einzelnen Mann auch nur zu 30 Pfund Sterl. und in einem Zeitraum von 54 Jahren, drey sechs Jahre dauernde Kriege angeschlagen werden. Andere Vorschläge für innere Einrichtungen des Oekonomischen des Dienſts, Bezahlung des Soldes und der Prisengelder etc. würden auch nur durch blosse Anführung zu viel Raum einnehmen. Höchst bewundernswürdig wird allemal die Kriegssucht bleiben, durch welche, bey so wenig vortheilhaften Einrichtungen des Dienſts, und der geringen Anzahl von Leuten, welche denselben aus Neigung wählen, (auf 65,000 gewaltsam geworbener Seeleute rechnet man eine jährliche Desertion von 12,000,) durch welche es bey diesen Umständen möglich wird, dass englische Flotten das leisteten, was sie unläugbar geleistet haben. Dass dieses grosse Corps bey so wenig gesetzlichen Verordnungen in seiner wirklichen Vollkommenheit bestehen kann, da das englische Seereglement (*ordinances and regulations for the sea-service*) bekanntlich das am wenigsten voluminöse von allen vorhandenen ist, und noch grossentheils aus Verordnungen über Formalitäten besteht, ist wohl der anschaulichste Beweis von der Vortreflichkeit der englischen Seeofficiere. Ein Anhang enthält Betrachtungen über den Bau der ostindischen Schiffe, und insbesondre das zu denselben erfoderliche Bauholz; in wie fern sie jetzt der Flotte nachtheilig sind, aber nach dem Rapport einer Committee des Unterhauses vom 11 März 1771, ihr vortheilhaft eingerichtet werden könnten. Zuletzt beschliessen noch Betrachtungen über den Zustand der fünf Häfen, *Dover*, *Shoreham*, *Rye* und *Winchelsea*, *Sandwich* und *Milfordhaven*, die ganze Abhandlung, die mehr eine Sammlung einzelner Bruchstücke über die in ihr abgehandelten Gegenstände ist, als dass sie diese vollkommen befriedigend erschöpft; übrigens aber ist sie voll von den besten und sichersten Nachrichten über den grössten Theil der inneren, vorzüglich der ökonomischen, Einrichtungen des englischen Seedienſts.

DRESDEN, in der Waltherschen Hofbuchh.: (Des) *Herrn Grafen von Rasumowsky* etc. *mineralogische und physikalische Reisen*, aus dem Französischen übersetzt von *J. M. Taschoppe*, und mit einigen Anmerkungen versehen. 1788. 255 S. 8. (16 gr.)

Dieses Buch enthält 4 kleine Reisebeschreibungen. 1) *Von Brüssel nach Lausanne.* Hierin beschreibt der Vf. die Flözgebirge eines Theils der *österreichischen Niederlande*, desgleichen von *Lothringen* und der *Franche Comté* jedoch ziemlich flüchtig. Am längsten verweilt er sich bey den berühmten Hölen, welche in der Gegend von *Besançon* liegen, und bey den Salzwerken von *Salins*, die schon anderweitig bekannt sind. — 2) *Mineralogische und physikalische Reise in die Gegenden um Veray und einen Theil des Wallisserlandes.* Die mineralogischen Nachrichten sind grösstentheils ziemlich unbestimmt; interessant ist jedoch die Beobachtung des *Granitganges im Glimmerschiefer*, welcher sich bey dem Dorfe *Vionne* finden soll. Es geschieht zuletzt der *Koboltgruben* in der Gegend von *Martinach*, des *Queckfilberbergwerks* zwischen St. *Brachier* und *Bagnes*, auch des *Goldbergwerks* unweit *Liddes* Erwähnung. Doch sah der Hr. Graf nur das erstere selbst. 3) *Mineralogische und physikalische Reise in das Amt Aelen und einen Theil des Wallisserlandes.* In diesem Aufsatze wird der obere Theil des Wallisserlandes beschrieben. Sonst findet man darinn vorzüglich

lich Nachrichten über die Folgen der durch *Gruner* und *Scheuchzer* schon sehr bekannten Erdbeben vom Jahre 1584 und 1714 in der Gegend von *Aelen*; Beschreibung der Salinen von *Bex*; *chemische Untersuchungen* der dasigen mineralischen Wasser, und Betrachtungen über die zerstörenden Wirkungen der Gewässer; nebst einigen geographischen Angaben. Ganz zuletzt folgt hiebey noch eine Untersuchung *über die Ursachen des Kretinismus und der Kröpfe*, welche Hr. Gr. R. von der mephitischen Beschaffenheit des Klima herleitet. 4) *Excursion auf den Lucerner- oder Vierwaldstädtersee*. Die Beschreibung der Nebensachen nimmt den meisten Raum ein, und diese ist gegen Hn. *Meiners* Darstellung äusserst unbefriedigend. Das Mineralogische kennt man auch schon aus *Saussure*; doch weicht unser Vf. in der Erklärung der Entstehung dieses Sees und der grotesken Bildung seiner Felsen darin von jenem ab, dass er selbige hauptsächlich der Wirkung eines Erdbebens zuschreibt. — Anfängern in der Geognosie kann man dieses Buch nicht empfehlen; sie würden nur eine oberflächliche Beobachtungsart mit einer sehr unvollkommenen Gabe der Darstellung daraus kennen lernen, und sich an unbestimmte Ausdrücke, vor der Zeit, gewöhnen. Den Grüblern wird dagegen manche einzelne Stelle ganz interessant seyn, und in einigen physischen Erklärungen wird man dem Vf. gerne beytreten. Sollte der Hr. Uebersetzer künftig ähnliche Arbeiten zu unternehmen Willens seyn, so würden wir ihn bitten, ebenfalls mehr Fleiss darauf zu verwenden. In der Vorrede sucht er sich zwar vor allem Tadel, durch die Versicherung, sicher zu stellen, dass das Original sehr verworren, mit seitenlangen Perioden und übereinander gehäuften Zwischensätzen geschrieben sey; allein, eines Theils lässt sich selbst ein solches Original dadurch verbessern, dass man aus einer Periode mehrere macht; andern Theils finden sich auch Sprachfehler und Nachlässigkeiten, welche mit dem Originale gar keinen Zusammenhang haben, wie z. B. nachstehende: (S. 46) *Für diesem Unglücke bewahren können*;" (S. 85.) „*Weniger* als eine Viertelmeile von da fliesst etc." (S. 107.) „trägt die sichersten Spuren einer der schrecklichsten Katastrophen, welche man *durch* den blossen Anblick *nicht verkennen* kann." S. 164. „Der Vorhang von den Zwischenwolken schien hier das Geschäft des *Führers*, in Ansehung der auf den Gipfeln beider Gebirgsketten aufliegenden Wolkenmassen, übernommen zu haben etc." Es ist aber von einem Gewitter die Rede, und statt: des *Führers* sollte es heissen: des *Leiters* (Conductors.) — — Hiernach sollte man glauben, dass Hr. *T.* die Terminologie der *elektrischen Lehren*, also vielleicht das ganze Kapitel der Elektricität selbst, unbekannt gewesen wäre; obgleich dieses zu den bekanntesten der Physik gehöret. Der hinzugefügten Anmerkungen sind wenige, und die wenigsten sind von Bedeutung.

Ohne Druckort: *Blicke über das Grab*. 1790. 176 S. 8. (12 gr.)

Der Inhalt dieser Schrift lässt sich schwerlich aus dem gewählten Titel errathen; denn der Satz, welchen der Vf. laut der Vorrede beweisen will, aber im Buche selbst nicht bewiesen hat, ist dieser: *dass unser Daseyn nach dem Tode höchst ungewiss, und dass diese Ungewissheit ein weit wirksameres Mittel sey, bessere Menschen zu machen, als der Glaube an Unsterblichkeit.* Rec. gehört zwar nicht zu den orthodoxen Theologen, von welchen der unbekannte Vf. behauptet, dass sie diese Wahrheit ein wenig ungern verschnupfen werden; aber er rechnet sich zu denen, die ihr Zeitalter kennen, und es wissen, wozu die in unsern Tagen herrschende Sucht nach dem Paradoxen einen Schriftsteller verleiten könne. Man wird sich leicht vorstellen, wie die Beweise für den aufgestellten Satz beschaffen sind, und beschaffen seyn müssen; und in der That ist die *Einseitigkeit*, welche in dieser ganzen Schrift Statt findet, unerträglich. Die Menschen, welche der Vf. nicht an Unsterblichkeit glauben, aber in seinem Buche so tugendhaft handeln und so vollkommen und glückselig werden lässt, sind die vollendetsten Philosophen, wie es deren gewiss nur wenige auf Erden giebt. Die schlimmen Folgen, (der Mangel an Tugend und Zufriedenheit,) welche er aus dem Glauben an Unsterblichkeit herleitet, beweisen es hinlänglich, dass er von der Beschaffenheit jenes Lebens die allerverworrensten und unsichtigsten Begriffe hat, dass er dasselbe nicht als Fortsetzung des gegenwärtigen betrachtet, und keinen Zusammenhang zwischen diesem und dem künftigen Zustande kennet. Er trägt kein Bedenken, S. 16. den Satz aufzustellen: *wie sich Menschen näher an Grundsätze anschliessen, die von der Offenbarung eines künftigen Lebens hergenommen werden, so entfernen sie sich von der Beflissenheit, dieses gegenwärtige angenehm zu geniessen, oder wenn es sonst noch etwas beweiset, so beweiset es, was sie für das gegenwärtige Leben thun würden, wenn es ihnen zweifelhaft wäre, ob es auch ein künftiges gäbe.*" Alles, was der Vf. von der Religion und ihrem Einflusse sagt, lässt nicht im geringsten daran zweifeln, dass er sich unter Christenthum den gröbsten Aberglauben denkt, und jenem alles das zur Last legt, was nur auf Rechnung von diesem geschrieben werden muss. Daher spricht er immer von Einöden und Klöstern, worinn sich die Menschen, von dem Glauben an Unsterblichkeit verführt, einschliessen, und dem Müssiggange dienen, von Mönchen, Hildebrandisten, Cölibatsvertheidigern. Daher sagt er, das Christenthum behaupte, — was es doch nirgends behauptet, — dass es seine Anhänger zu einer übernatürlichen Tugend führe. Aus dem allen lässt sich leicht so viel errathen: Der Vf. ist ein Katholik, und lebt in einem durch Aberglauben und Mönchsdogmatik verfinsterten Lande. Sein empfangener Religionsunterricht muss der elendeste gewesen seyn, und weil er *das* Christenthum, welches man *ihm* beybrachte, itzt nicht mehr glauben kann, so verwirft er alle Religion. Er ist wirklich ein Mann, welcher selbst denkt; aber er unterliegt seiner frühen Verwahrlosung, schweift bloss im Gebiete der Philosophie wild umher, und verfällt dadurch von einem Aeusserstes auf das andere. Er hat in diesem Buche viel Gutes gesagt, welches aber, sobald man Christenthum und Aberglauben unterscheiden kann, mehr gegen seine Meynung, als für dieselbe beweist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 8. November 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Geist der neuesten ausländischen Romane.* Erster Band. 1791. 388. S. 8. (1 Rthlr.)

Da der Herausgeber, wie er selbst gesteht, diesen Titel bloss deshalb wählte, um seine Sammlung von der bereits vorhandenen zu unterscheiden, so wird man es mit dem *Geist* wohl so genau nicht nehmen dürfen. Die Genügsamkeit der deutschen Romanenleser ist bekannt genug; sie werden schon zufrieden seyn, wenn sie hier im Durchschnitt nur Mittelgut bekommen. Und viel mehr kann selbst der strengste Kunstrichter nicht fodern: denn auch die französische und englische Literatur liefern in dieser Gattung nur sehr selten etwas ganz vorzügliches. Wir räumen diess ein, ohne den Herausg. für entschuldigt zu halten, dass er neben einem paar guter Stücke, ein weniger als mittelmässiges, und ein sehr schlechtes aufgenommen hat. Die Titel sind, nach dieser angegebenen Rangordnung: *Lidovie*, eine alte Kronik a. d. Franz. des H. *Gorji; St. Alme*, von demselben; *die Waise Marion*, a. d. Engl.; *Denkwürdigkeiten des Kap. Conyers* gleichfalls a. d. E. Von Nr. 1. und 2. haben wir bereits die Originale beurtheilt. Nr. 4. ist ein höchst abentheuerliches Ding. Vater und Sohn verlieben sich in ein Mädchen, das, wie sich zu ihrem grossen Leidwesen findet, Tochter und Schwester von ihnen ist. Der Sohn vermag gleichwohl seine Leidenschaft nicht zu unterdrücken, er befriedigt seine strafbare Neigung, ermordet aus Unvorsichtigkeit den Bräutigam des Mädchens, und heurathet sie endlich selbst, nachdem es sich aufgeklärt hat, dass sie seine Schwester *nicht* ist. Die Uebersetzungen aus dem E. sind sehr steif, und undeutsch mit unter (*sie bricht ihre Hände*) doch ohne Vergleich besser, als die aus dem Franz. Gleich der Titel von Nr. 2. ist höchst lächerlich durch *Sankt* Alme gegeben. Von dem richtigen Bau einer Periode scheint dieser Uebersetzer gar keine Begriffe zu haben: den er zieht sehr häufig mehrere Perioden seiner Urschrift ohne die mindeste Ueberlegung in Eine zusammen. z. B.

On prétend que S. quoiqu'ayant énormement depensé, emporte cependant encore beaucoup d'argent. Mon père s'est mis à sa poursuite. Il m'a donné le prétexte d'une course chez un ami etc.

Man will behaupten, dass S. noch viel Geld mitgenommen, mein Vater schützt bey mir eine Reise zu einem Freunde vor, und erst in einem Briefe sagt er mir, dass er dem Schurken nachgeht etc.

Oft ist, selbst in den leichtesten Stellen, der Sinn durchaus verfehlt:

Quelque soit le sort qui m'est réservé, que m'importe ce que l'on appelle consideration? Je n'en ai pas besoin auprès du seul ami qui me reste, et lui seul et mon pere exceptés, je ne crois plus aux sentimens de personne. Quand on est là, qu'importe la ville ou la campagne, l'opulence ou la misere?

Was mein Schicksal auch sey; ich habe einen einzigen Freund und meinen Vater, und keiner *menschlichen Seele* werd ich weiter trauen. *Was macht* *daboy* Stadt oder Land, Reichthum oder Armuth *für Unterschied*?

p. 19. Je n'en suis (de la ville) qu'à quelques lieux; mais c'est dans la montagne; et on n'arrive lentement d'un extrême à l'autre que quand on veut passer par les nuances imperceptibles qui les separent — —

Ich bin nur einige Meilen entfernt, bin im Gebirge, *wo* nach und nach durch *unbeschreibliche* Nüancen man von einem Extrem zum andern kommt — —

Il étend nonchalamment son bras sur la table giebt unser feiner Uebers. „er *flegelte* sich mit einem Arm auf d. T.“ *Un renvoi respectif* ist ihm eine „*ehrfurchtsvolle* Auswechselung!“ Kurz, er gehört unter die nachlässigsten und unwissendsten deutschen Uebersetzer, wenn er nicht gar an ihrer Spitze zu stehen verdient. In der Vorrede gibt er sich die Miene, von den Schwierigkeiten zu sprechen, die er beym „Abkürzen und Zusammenschmelzen“ seiner Originale zu überwinden gehabt: allein bey der Vergleichung wird man bald gewahr, dass er nur da zusammen zieht, wo irgend ein ungewöhnliches Wort, oder ein etwas schwieriger Ausdruck vorkam. Freylich förderte diess seine Handarbeit sehr, nur hätte er nicht die Frechheit so weit treiben sollen, seine Trägheit und Unwissenheit sich noch zum Verdienst anzurechnen.

Modena, b. der typograph. Gesellschaft: *Dell' origine della Poesia rimata;* opera di *Giammaria Barbieri*, Modenese publicata ora per la prima volta e con annotazioni illustrata dal Cav. *Ab. Girolamo Tiraboschi* Consigl. di S. A. S. e *Presid.* della ducal. bibliotheca in Modena. 1790. 187. p. 4.

G. *Barbieri* war einer der thätigsten und gelehrtesten Männer des 16. Jahrhunderts, und der erste, der in Italien auf den Gedanken gerieth, eine vollständige Geschichte der Poesie von ihrem ersten Ursprung an und ihren Schicksalen bey allen bekannten Nationen zu schreiben. Bey den Nachforschungen, die er in dieser Rücksicht anstellte, zogen vorzüglich die Provenzalen, eine in Italien damahls sehr wenig bekannte Klasse von Dichtern, seine Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte sich über 8 Jahre lang in Frankreich aufgehalten, von einem Secretär der K. Katharina von Medicis die provenz. Sprache gelernt, und eine Menge Gedichte in derselben gesammelt und abgeschrieben. Er übersetzte viele da-

von und die alten Lebensbeschreibungen der Dichter in das Italienische. Das hier bekannt gemachte Fragment seines Werks, an dessen Vollendung er durch den Tod gehindert ward, zeugt von dem Fleiss und Glück in der Zusammentragung von Materialien. Man findet in demselben Notizen und Proben von Dichtern, die weder Millot noch andere kennen. Dabey benutzte er verschiedene Handschriften, besonders das jetzt verlorne Werk des *Mich. de la Tour*, der in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. lebte. Sein gänzliches Stillschweigen von dem Mönch aus den goldnen Inseln, dem *Ugo da S. Cesario* etc. bestätigt die ohnehin mehr als wahrscheinliche Vermuthung, dass diese Gewährsmänner des Nostradamus in seiner mährchenhaften Geschichte der provenz. Dichter nie existirt haben, und samt den Nachrichten, die er bey ihnen gefunden haben will, von ihm erdichtet werden. Man hatte das Werk des Barbieri für verloren gehalten, allein es fanden sich in der Bibliothek des Grafen Savioli zwey unvollständige Exemplare, von denen jedoch eins die Lücken des andern ausfüllt. Beide sind von Bs. Hand. Sein Sohn wollte es herausgeben, und Castelvetro rieth ihm, die angeführten Stellen der provenz. Dichter ins Ital. übersetzen zu lassen. Wahrscheinlich unterblieb die Herausgabe deshalb, weil sich niemand fand, der dieses Geschäft übernehmen konnte oder wollte. Die hier befindliche Uebersetzung rührt von dem A. *Pla* her, einem der gelehrtesten Sprachkenner, die Italien gegenwärtig aufzuweisen hat. Das Ganze ist in zwölf Kapitel getheilt. Das 1. enthält eine Einleitung und Zueignung an Alphons II. Herz. v. Ferrara. B. geht seine Vorgänger durch, und zeigt, dass ihre Arbeiten seine Bemühung nicht überflüssig gemacht. 2. K. Was ist der Reim? „*una maniera di dire, che con numeri e tempo regolato in rimate consonanzie cade.*" Eine schöne Definition! B. war ein sehr gelehrter Mann; philosophischer Geist aber und Geschmack waren ihm fremd. Wie hätte er sonst den Canzone einer Gräfinn de Dia:

> *A chantar mes dato, quien non volria etc.*
> Singen muss ich, was ich gern verschwiege
> Ach! wie kränkt der Mann mich, den ich liebe,
> Und ich lieb' ihn mehr, als irgend etwas,
> Nichts hilft mir bey ihm, nicht Güte,
> Schönheit, Freundlichkeit, Ruhm noch Verstand,
> Er behandelt mich, wie ichs verdiente,
> Wenn ich eine feile Dirne wäre u. s. w.

der Ode der Sappho an den Phaon an die Seite setzen können? — Verschiedene Benennung des Reims, *note, tempre suono e motto, rettorica.* (Nicht immer sind sie Synonyme von *Reim*, sondern werden oft für Vers, Poesie überhaupt gebraucht.) 3. K. Ursprung und Alterthum des Reims. Petrarch setzt das Alter desselben sehr weit hinauf. „Er glaubte, die Volksdichter bey den Griechen und Römern hätten immer in gereimten Zeilen gedichtet." (Allein er sagt bloss *accepimus*, ohne einen Gewährsmann zu nennen, und in den Alten findet sich keine Spur, die diese kühne Behauptung bestätigte. Die einzelnen Reime im Homer und andern Alten sind gewiss bloss Werk des Zufalls, das sie selbst nicht bemerkten, geschweige suchten.) Unter den Neuern hätten ihn die Sicilianer zuerst wieder hervorgesucht. Dante hingegen gibt die mittäglichen Provinzen Frankreichs als die Wiege desselben an. B. glaubt, beide, Sicilianer sowohl als Provenzalen hätten ihn von den Arabern erhalten. Die angeführten Stellen beweisen aber, nach dem Urtheil des Rec. nur so viel, dass die Araber den Reim zu Mahomets Zeiten und vielleicht noch früher kannten, nicht aber, dass sie ihn erfunden, und die Europäer ihn zuerst von ihnen angenommen. Doch davon weiter unten. 4. K. Fortpflanzung des R. von den A. auf die Spanier und Provenz. Abermahls nur Vermuthungen. D. Raimondo Berlinghiero Graf v. Barcellona erbte die Provence, (1112) um diese Zeit fingen auch die Pr. Dichter an zu blühen, und unter ihnen waren selbst viele von Geburt Spanier. Nach Sizilien sey der Reim durch die Sarazenen gebracht worden. Auch eines hebräischen Dichters R. Saadia Gaon erwähnt B., der um d. I. 940 ein gereimtes Gedicht verfertigt haben soll. Andere wollen nichts von hebr. Reimen wissen. 5. K. Von der Verbreitung der Poesie durch die Liebeshändel der Dichter. Sie wählten die Landessprache, weil die Frauenzimmer das Latein immer weniger verstanden. Dante macht so gar den Poeten, die über andere als verliebte Sachen reimen, Vorwürfe, weil diese Gattung ausdrücklich der Liebe zu Gunsten eingeführt worden. B. erzählt eine Menge Liebeshändel pr. Dichter, und belegt sie mit Stellen aus ihren Gedichten. Vergebens aber sucht man nach Aufschlüssen der sonderbaren Erscheinung, die sich jetzt zeigte, dass das schöne Geschlecht ein solches Ansehn und Gewicht bekam, und den Männern Leidenschaften einflösste, wovon man vorher nichts ähnliches gesehen hatte. Rec. scheint diese Materie gewöhnlich zu flüchtig und einseitig betrachtet zu werden. Man spricht immer nur von dem feinen, edlen Geist der Rittergalanterie, und doch war dabey des Rohen und Läppischen eben so viel, wo nicht mehr. 6. K. Von der Ausbreitung der Poesie durch die Liebeshändel der ital. Dichter. Bey keiner Nation hat die Poesie der Liebe so viel zu danken, als bey den Ital. Beyspiele sind Petrarch, Dante, Guido Caralianti, Cino d. Pistoja u. a. 7. K. Von den Grossen, die durch Gunst und Achtung das Ansehn der Poesie erhöhten. B. nennt nur einige der vornehmsten: Raimondo Gr. v. Provenze, Wilhelm K. v. Sizilien, mit dem Beynahmen der Gute; die Fürsten v Este. 8. K. Von denen, die sich in der neuern (*volgar*) Poesie vorzüglich hervorgethan. B. schränkt sich auf die Dichter in den Sprachen *oil*, *oc* und *si* ein d. H. auf Franzosen, Provenz. Sicilianer und Italiener. Die ältern ital. Dichter verstanden gewöhnlich alle diese Dialekte, und mischten sie zuweilen in ihre Verse, wie man noch Proben bey Dante, Petrarch etc. findet. Einige von ihnen dichteten ganz in provenz. Sprache. 9. K. Von franz. Reimdichtern. B. nennt die Franzosen die ersten *che osarono servirsi della loro loquela volgarmente scrivendo molte cose.* Aber auch nicht einmahl von prosaischen Schriften ist diess wahr. Die Geschichten vom *König Artus, Karl d. G.* und mehrere Jahrhunderte

dente jünger, als B. glaubt. Der älteste fr. Dichter, der jedoch Romane in lateinischen Reimen schrieb, war Robert, Sohn von Hugo Kapet, gekrönt zum K. v. Frankreich 996. In franz. Sprache ist der älteste bekannte Dichter Teobald K. v. Navarra. S. 94. führt B. aus einer Handschrift ein paar Zeilen an, aus denen erhellt, dass auch ein gewisser *Derros* (der Rec. sonst nirgend vorgekommen) die Abentheuer des Reineke Fuchs in franz. Versen besungen haben muss. 10. K. Von den provenz. Trovatoren. Arnault Daniel war der Erfinder der schwergereimten Gedichte (*care rime*). Dieses und das fünfte K. enthält ausser den literarischen Notizen mehrere angenehme Beyträge zur Sittengeschichte der damahligen Zeiten. Wir können nur ein paar davon anführen. Der erwähnte A. Daniel hatte einen grossen Theil seines Lebens in Armuth zugebracht. Dem Alter nah, verfertigte er ein Lied, das er an die Könige von Frankreich, England und andre Fürsten schickte, und worinn er sie ersuchte, sich für das Vergnügen, das er ihnen durch seine Verse gemacht, thätig dankbar zu erzeigen. Der Bote brachte ihm reichliche Geschenke zurück, und der Dichter that, was ihm heut zu Tage keiner nach thun wird. Er rief: „so seh ich denn, dass mich Gott nicht verlassen will!" legte auf der Stelle Mönchskleider an, und lebte nun noch weit mäsiger, als zuvor. — Rigaut d. Berbezill, ein wackrer Ritter und beliebter Dichter, hatte seine Dame dadurch auf das heftigste beleidigt, dass er sich unter den Freuden der Tafel ihren Nahmen ablocken lassen, da er sie zuvor in seinen Gedichten blos *Meills de Dompna* (die beste Dame) genannt hatte. Die einzige Bedingung, unter welcher sie ihm Verzeihung versprach, war, dass er hundert Baronen, hundert Ritter, hundert Damen und hundert Fräulein berede, öffentlich und laut für ihn um Verzeihung zu bitten (*gridar mercè*), doch so, dass sie nicht wussten, an wen sie ihre Bitte richteten. Zum Glück für den armen Ritter ward bald ein grosses Fest zu Ehren der Mutter Gottes zu Puy gefeyert. Er wusste, dass seine Dame und ein zahlreicher Adel dahin kommen werde, und machte zu diesem Zweck ein Gedicht, das er unter freyem Himmel, von einem erhabenen Ort, so kläglich absang, dass die Herzen aller Anwesenden erweicht wurden, die nun aus Einem Munde Gnade! riefen. B. theilt dieses Gedicht mit, und wirklich ist es sehr geschickt, Mitleiden mit dem Dichter zu erregen. Es hebt sich an:

Autresi com Lorifans
Que can chai non pot levar etc,

„So wie der Elephant, wenn er gefallen ist, sich „nicht eher erheben kann, als ihm andre durch ihr Ge„schrey aufhelfen, so will ichs auch machen. Denn „mein Leid ist so gross, dass, wenn der Hof von Puy „und die grossen Herren, und der Preis ächter Lieben„den mich nicht aufrichten, ich ewig liegen bleiben „muss." — 11. K. Von den Sicilianern. Petrarch hielt wenig von ihnen, auch hat sich keiner auswärts einen Namen gemacht. 12. K. Von den ital. Reimdichtern. Nur kurze und meistens bekannte Notizen. — —

Tiraboschi's Vorrede ist zum Theil polemisch, und gegen den A. *Arteaga* gerichtet, der in seinen *Rivoluzioni del Teatro Musicale Italiano* den P. *Andres* über die in seinem Werk *dell' origine d'ogni Letteratura* vorgetragene Hypothese, den Ursprung und die Geschichte des Reims betreffend, — es ist ganz die des Barbieri — auf eine etwas hämische Weise angegriffen hatte. Rec. haben die historischen Beweise und das Räsonnement von *T.* so wenig befriedigt, als das von *B.* Ist es so ausgemacht, dass, wenn bey einer Nation irgend eine Kunst früher, als bey einer andern bekannt gewesen, diese sie nothwendig von jener erhalten haben muss? Ist es nicht weit natürlicher, der Geschichte, und dem Gang des menschlichen Geistes angemessener, anzunehmen, dass bey einer jeden Nation im Fortschritt zur Cultur und bey eintretenden günstigen Umständen, Künste der Nothdurft und des Luxus, Poesie und Religion, sich von selbst entwickeln? Man kennt kaum Ein wildes Volk, das nicht einige, wenn auch noch so rohe, Versuche in der Poesie und Musik gemacht hätte. Was aber von der Poesie überhaupt gilt, lässt sich auch auf den Reim insbesondere anwenden. Die ältesten Reime der Prov. sind so unvollständig und unrein, dass sie ersten Versuchen ohne vollkommnere Muster sehr ähnlich sehen. Wenn man aber auch diess nicht annehmen will, so bleibt es immer weit wahrscheinlicher, dass sie den Reim von den damals schon eingeführten leoninischen Versen, oder noch näher von den gereimten lateinischen Hymnen hergenommen haben, als von den Arabern, deren Poesie den Abendländern (die einzigen Spanier ausgenommen) immer fremd blieb. Man hat nicht die mindeste Spur, dass ihnen auch nur die berühmtesten Dichter der Araber bekannt gewesen und zu Mustern gedient hätten; auch hat die Poesie der Provenz. keinen Funken morgenländischen Geistes. So schwülstig, feyerlich, bilderreich der Orientale ist, so mattherzig, spielend und prosaisch ist der Provenzale. — — Tiraboschi's Noten sind grösstentheils nur kurz, aber sehr zweckmässig und gelehrt, und enthalten historische und literarische kleine Zusätze, Berichtigungen und verstärkte Beweise für Bs. Behauptungen.

Dresden, u. Leipzig, in der Breitkopf. Buchh. *Ritter Reineck von Waldburg* nach *Reinecke dem Fuchs* frey bearbeitet, eine Geschichte aus den Zeiten des Faustrechts, erster Band, 1791, S. 369. 8.

Diejenigen, so dergleichen antike Werke modernisiren, scheinen uns eben den Dank zu verdienen, als jener sinnreiche Kopf, der den alten Königsstuhl bey Rense schön weiss anstreichen liess. So wie man das plattdeutsche Original des *Reinecke Fuchs* der von einem *Zesianer* emendirten Ausgabe, und dem hochdeutschen Abdruck von *Gottsched* unendlich vorzieht: so wird jeder Kenner einen *Reinecke Fuchs* des funfzehnten Jahrhunderts, in was für einem Dialect es auch sey, über diesen *Ritter Reineck* des achtzehnten Jahrhunderts in Ansehung der Einfalt, Treuherzigkeit, Kraft, und Naivetät unendlich weit erheben. Der neue Bearbeiter hat, da es dem Vf. des alten Originals mehr um moralische und politische Allegorien und Maximen, als um Bege-

 ben-

beitung, zu thun war, viel Geschichte hinzudichten und alles in eine bessre Verbindung bringen müssen, hat alles in seine eigne (ziemlich matt erzählende) Sprache eingekleidet, folglich hätte er besser ohne alle Beziehung auf das alte Werk gearbeitet. Dass er aus den Thieren des alten Romans Ritter gemacht hat, ist um so mehr zu billigen, da man es an dem alten *Reinecke* immer ausgesetzt hat, dass die darinnen vorkommenden Thiere nur Menschen unter thierischen Namen sind. Da aber auf diese Art die Scene des neuen *Reinecke* in den Ritterzeiten liegt, so kann man nicht von ihm, wie von dem alten, sagen, dass er ein Spiegel von den Sitten seines Zeitalters sey. In den wesentlichsten Stücken der Geschichte ist alles unverändert geblieben. Der Umarbeiter lässt seinen Ritter *Reineck* in eben dem Grade die Folgen seiner schlechten Handlungen fühlen, als *Alkmar* seinen Fuchs; Graf *Bruno* und *Heinrich von Scharfeneck* sehen sich vom Ritter eben so getäuscht und mishandelt, als *Braun* der Bär und *Hinz* der Kater vom Fuchs; Bischof *Adelbert's* Freundschaft gegen den Ritter ist eben so unveränderlich, als die des Dachses gegen den Fuchs. Die wichtigste Veränderung, die der Modernisirer vorgenommen hat, ist folgende: *Alkmar* wollte einen schlauen Höfling schildern, der eine Menge Menschen beleidigte und stürzte, und doch bey allem seinen Lug und Trug sich bey Macht und Ansehn zu erhalten wusste. Des Umarbeiters Absicht aber gieng dahin, den arglistigen Ritter nicht bloss als Hofmann, sondern auch als Gatten Vater und Freund zu charakterisiren. Deshalb fieng er die Erzählung weit früher an, deshalb fügte er *Elisabeth's* traurige Geschichte, *Mathildens* und Graf *Otto's* Liebe hinzu.

LEIPZIG, b. Köbler: *Kleine Romane aus der wirklichen Welt* S. 462, in 8. 1791. (1. Rthlr. 6. gr.)

Die vier Romane, die unter obigem Titel vereinigt sind, und die in Anlage und Ausführung nicht über das Mittelmäsige hinausgehen, sind nicht mehr und nicht weniger ein Spiegel der *wirklichen* Welt, als das übrige ganze Heer alltäglicher Romane, die freylich Menschensitten und Menschenhandlungen darstellen *wollen*, wovon aber die wenigsten Wahrheit und Natur getroffen haben. Nur bey der einzigen dritten Erzählung ist etwas wahre Geschichte (aus dem Leben der Frau *von Montespan*) zum Grunde gelegt. Man braucht nicht lang in dieser Sammlung fortzulesen, um sich zu überzeugen, dass sie nicht Originale, sondern lauter Uebersetzungen, und zwar aus dem Französischen enthält. Das *ofte* für *oft*, und das *balde* für *bald*, das auf allen Seiten vorkömmt, stimmt mit dem Schleppenden überein, das in allen diesen Uebersetzungen herrscht, die überdies auch nicht immer die passendsten Ausdrücke haben. Von dem Geliebten und seiner Geliebten zusammen kann man im Deutschen nicht (S. 380) *die Liebhaber* sagen, sondern hier muss *les Amans* durch *die Liebenden* übersetzt werden. *Er wird niedergegeistert* S. 341. ist eine sehr sonderbare Redensart. Wenn es S. 307 heisst. „Erhielt er gleich nicht die höchste Gunst, „welche sie gewähren konnte, *so hatte er doch schon* „*so viel aufzuweisen*, dass er nicht befürchten durfte, „sie werde ihm irgend etwas verweigern" so möchten wir wohl wissen, wie man die persönlichen Gunstbezeigungen (denn von schriftlichen Erklärungen ist in der Stelle gar die Rede nicht) einer Dame *aufweisen* könne. Der Vf. affectirt durchgängig, *la rivale* nicht durch *Nebenbuhlerinn*, sondern durch *Nebengeliebte* oder durch *Mitbewerberinn* zu übersetzen.

BERLIN, b. Unger: *Romanen-Magazin* herausgegeben von *Friedrich Schulz*, erster Band, mit einem Kupfer von *Chodowiecki*, 1791. S. 422. in 8. (1. Rthlr.)

Sammlungen von Romanen, die eine grosse Folge von Bänden ausmachen sollen, würden, dünkt uns, am besten auf kleinere Romane oder Novellen eingeschränkt. Grössere Romane kaufen die Liebhaber lieber einzeln, daher auch wirklich derjenige, der den ganzen ersten Band dieses neuen Magazins ausfüllt, unter einem besondern Titel feil geboten wird. Unter einem Magazin von Romanen denken wir uns ferner eine Auswahl ausländischer Producte dieser Art; der Herausgeber des gegenwärtigen aber verspricht künftig auch eigne Arbeiten unterzumischen, die doch in der That nicht nöthig hätten, auf diese Art in Curs gesetzt zu werden. In Ansehung der ausländischen Romane hat Hr. S. ein sehr weites Feld vor sich, da er auch solche, die schon längst deutsch zu lesen waren, neu und auf seine eigne Art bearbeiten will. Dass er in seinen Uebersetzungen ausländische Werke frey zu behandeln, nach Gutdünken zu erweitern und zusammenzuziehn, und den Verfassern seine eigne Sprache zu leihen pflegt, ist aus mehrern andern ähnlichen Arbeiten von ihm bekannt. Bey diesem Magazin nimmt er sich vor, nie weder Titel, noch Vaterland, noch Verfasser der Romane anzugeben, die er umschmelzt, oder nacherzählt. Nun hat es zwar beym Roman, wie beym Epigramm, und bey der Fabel, auf das Vergnügen des Lesers wenig Einfluss, ob er weiss, woher er entlehnt ist, oder nicht, aber es erleichtert doch immer die Arbeit der Literatoren, wenn man den erstern Erfindern die Ehre erzeigt, sie zu nennen, wie *Hagedorn* bey seinen Fabeln, wie Hr. *Mylius* bey seinen kleinen Romanen, u. a. gethan haben. — Der Roman, der den *ersten* Band des *Schulzischen* Magazins ausmacht, ist *William, oder Geschichte jugendlicher Unvorsichtigkeiten* betitelt, und rührt von einem, uns unbekannten, englischen Vf. her. Das sehr mittelmäsige Original hat durch die Erzählungsgabe des Hrn. S. ungemein viel genommen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

JENA, b. Cuno's E: *Bibliothek von Anzeigen u. Auszügen kleiner meist academischer Schriften.* 2 B. 1. 2 St. 260 S. 8.

ROSTOCK, u. LEIPZIG, b. Koppe: *Vermischte Sammlungen aus der Naturkunde zur Erklärung der heil. Schrift* 3tes Heft. von S. Oedmann. a. d. Schwed. von D. *Gröning.* 1791. 180 S. 4tes Heft. 136 S. 8.

BERLIN, b. Mylius: *Bibliothek der neuesten physisch-chemischen., metallurgisch., technologisch., u. pharmaceutischen Literatur* von D. S. F. *Hermbstädt.* 3ter B. 1791. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. November 1791.

GESCHICHTE.

Stockholm, b. Carlbohm: *Historiska Extracter.* (Historische Auszüge. Erste bis Dreyzehnte Sammlung.) 1790. 1791. in 8.

Unter diesem Titel liefert der auch noch in seinem Alter für die Schwedische Historie unermüdet arbeitende Hr. Assess. Gjörwell in Stockholm kurze Auszüge aus allerhand historischen Schriften, kleine historische Anekdoten, Erzählungen, Merkwürdigkeiten, Einfälle, und Nachrichten, wobey die Quellen, woraus solche genommen worden, immer getreu angegeben sind, als z. E. der Voyage du jeune Anarcharsis, aus den Anekdoten von Friedrich II, aus Zimmermanns Fragmenten, Beckers deutscher Zeitung, Horrers Almanach für Prediger, Länboms Leben Gr. Stenbocks, Hoffmanns Portraits des hommes illustres, u. d. m. Hier mögen zur Probe ein paar aus einigen bey uns weniger bekannten Schriften stehen. Die *erste* aus Landr. Manderfeldts *falsk Politick og slette Administrationer*, (falsche Politik und schlechte Regierung) Kopenhagen 1790. „Im vorigen Jahrhundert war ein Wort, ein Handschlag unter zween Fürsten eine sicherere Garantie, als jetzt die feyerlichsten Tractaten geben. Als der grosse Gustav Adolph das vom Kaiser unterdrückte Deutschland retten, und seinen ehrenvollen Kriegszug gegen das Haus Oesterreich anfangen wollte; so stattete er vorher bey seinem Nachbaren und Mitbewerber, König Christian IV. in Dänemark, einen Besuch ab und verlangte von ihm, er möchte während der Zeit, dass er ausserhalb Reichs wäre, sich gegen Schweden friedlich bezeigen. Bruder, sagte Gustav zu Christian, fall mir nicht in den Rücken, so lange ich da nicht im Stande bin, mich gegen dich zu vertheidigen; sondern warte, bis du mir ins Gesicht sehen kannst, und dann wollen wir uns als Brave von Adel schlagen. Christian, ob er gleich einem seiner würdigen Mitbewerber, den er noch dazu selbst anzugreifen gedachte, die zu erlangende Ehre des Krieges nicht gönnte, hört doch nur bloss die Stimme der Billigkeit, reicht Gustav seine Hand, verspricht ihm stille zu sitzen und hält ehrlich sein Wort." Die *zwote* ist aus Knös Histor. Upsaliens. P. VII. 1790. Dieser führt aus Bischof Swedbergs von ihm selbst aufgesetzten noch ungedruckten Lebensbeschreibung folgende Stelle des alten eifernden Bischofs an: „Damit niemand denken möge, als habe ich, um Gunst zu erlangen, den Majestäten geheuchelt; so will ich hier mit wenigen Worten anführen, was ich einmal, im Vertrauen und als wir allein waren, zu König Fridrich sagte. Ew. Maj., sprach ich, nehmen es mir nicht ungnädig, dass ich Ew. Maj. sage, was die Leute allgemein von Ew. Maj. sagen. — Nein! sagte der König, was sagen sie dann? — Ew. Maj. geben so viel Geld weg. — Das ist wahr, aber sag, hab ich einen einzigen schwedischen Dukaten weggegeben. Ich bekomme jährlich aus meinem Lande (Hessen) 14000 Dukaten. Davon gebe ich weg. Nun! was sagen sie mehr? — Sie sagen, dass Ew. Maj. so selten in Rath kommen. — Darüber ist sich gar nicht zu verwundern, denn ich finde da sechzehn Präceptoren vor mir."

Paris, b. Garnery: *Discours historique sur le caractere et la politique de Louis XI*; par un Citoyen de la Section du Théatre français. L'an second de la Liberté. 174 S. 8. (11 gr.)

„Warum schildern Sie Ludwig XI als einen Tyrannen?" fragte Ludwig XIV den biedern Mezeray. „Warum war er ein Tyrann?" versetzte der freymüthige Geschichtschreiber. Frage und Antwort hätten auch auf den ungenannten Vf. des vorliegenden Discours historique vollkommen gepasst. Seine kurze Zueignung an seine Mitbürger: „*Français, je vous offre le tableau du Despotisme; lisez, et voyez, si vous devez chérir la Liberté*" — schon diese Zueignung verräth einen Mann, der Kraft genug in sich trägt, zu schreiben, wie er denkt und fühlt; und so zeigt er sich durch das ganze anziehende und lehrreiche Buch, auch da, wo man nicht völlig gleichstimmig mit ihm denken und empfinden kann.

Seiner Versicherung nach hat er nicht nur alle gedruckte Quellen und Hülfsmittel zu seinem Gegenstande benutzt, sondern auch aus verschiedenen schätzbaren Handschriften geschöpft. (Unter den letztern nennt er vorzugsweise das sehr gelehrte MS. vom Abbé *J. le Grand, Vie et Histoire de Louis XI*, welches auch schon Duclos zum Gebrauch gehabt, aber auf eine unwürdige, knechtische Art bloss ausgeschrieben habe.) In seinem *Disc. hist.* soll nichts vorkommen, wovon er nicht strengen historischen Beweis zu geben im Stande sey. Dieses versichert er einstweilen aufs Wort, bis er Belege und Erläuterungen, in besondern *Memoires historiques*, zu einer andern Zeit nachliefern werde. (Aber wär' es nicht besser gewesen, wenn er sie gleich beygefügt hätte, wie in einem ähnlichen Werke über die Bartholomäusnacht und den Einfluss der Ausländer in Frankreich, welches auch in der A. L. Z. No. 52. d. J. angezeigt worden ist.)

Uebrigens glaubt Rec. diese Schrift nicht treffender charakterisiren zu können, als wenn er an das ebengenannte Werk erinnert, mit welchem sie höchst wahrscheinlich den Vf. gemein hat. Eben die lebhafte, freylich nur zu oft auch declamatorische, Darstellung, eben der

der Hass gegen Tyranney, eben die Wärme für Menschenwohl, eben die Mischung von Freyheitssinn und Achtung für die königliche Würde, besonders in der Person des Monarchen, dessen Schicksal jetzt die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zieht; — alles dieses vereinigt sich auch hier, in einer noch bestimmtern, elegantern und kraftvollern Diction. Liefert sie gleich keine neue Entdeckung in den Schatz der Geschichte; so enthält sie doch ein nur zu treues Gemählde von der unseligen Regierung eines unwürdigen Beherrschers, unter dessen eisernen Scepter es dahin kam, dass der Landmann sich selbst an den Pflug spannen musste, und auch das, aus Furcht vor seinem Bedrücker, nicht mehr am hellen Tageslichte wagte, sondern nur in der Dunkelheit und Stille der Nacht.

Paris, b. Buisson: *Vie privée du Maréchal de Richelieu;* contenant ses amours et intrigues, et tout ce qui a rapport aux divers rôles qu'a joués cet homme célèbre pendant plus de quatre-vingt ans. 1791. T. I. (m. Einschl. u. Vorr. u. d. Inh. Verz.) 474 S.; T. II. (m. Einschl. d. Inh. Verz.) 488 S.; T. III. 441 S. 8. (4 Rthlr.)

Wer der Marschall von Richelieu gewesen ist, oder gewesen seyn soll, wusste man schon, im Durchschnitt genommen, ehe noch die nach seinem Namen genannten Mémoiren erschienen, und das vorliegende Werk darauf folgte. Aus beiden, mit den von Duclos hinterlassenen Mémoires secrets verbunden, hat ihn das Publicum theils unmittelbar, theils durch Auszüge in mehrern Zeitschriften, noch ausführlicher kennen gelernt. Es würde daher wohl etwas überflüssiges seyn, wenn Rec. einen so merkwürdigen Mann, den man schon hinlänglich kennt, erst als Fremden einführen wollte. Statt dessen glaubt er Bekanntschaft mit ihm voraussetzen zu können, und beschränkt sich auf Vorlegung einiger *Zweifel*, sowohl über den *Mann*, als über das *Buch*, welches uns sein Privatleben verspricht.

So viel auch bereits über den Marschall von Richelieu geschrieben worden ist, so hat man doch, (wofern Rec. sich nicht gänzlich irrt,) einen Hauptumstand in seiner Geschichte, der eine ganz *neue* Aussicht zu öffnen scheint, entweder gar nicht bemerkt, oder ihn wenigstens *der* Aufmerksamkeit, die er doch wohl verdient, nicht würdig geachtet. Man erinnere sich hier (aus den Mém. de Rich. T. III. S. 181—183.) seiner Unterredung mit dem Regenten, nachdem er aus seiner zwoten Gefangenschaft entlassen worden war. Freymüthig gesteht er ihm seinen Antheil an der Verschwörung, freymüthig seine Motiven, wie ihn bloss die Rücksicht auf Frankreichs traurige Lage unter werthlosen Ministern und die nahe Erwartung einer heilsamen Ständeversammlung zu dieser allerdings auffallenden Theilnehmung bestimmt habe. „Indessen, setzt er hinzu, da Patriotismus bey uns ein Verbrechen geworden ist, wofür man im Kerker büssen muss, da blinde Unterwürfigkeit unter Minister, Günstlinge und Maitressen der einzige Weg zu Ehren und Belohnungen geworden ist; so schwöre ich Ihnen: Sie sollen künftig nichts weiter in mir finden, als einen ergebenen Diener." Es erfolgt ein bedeutungsvolles Stillschweigen; der Regent bietet ihm die Hand; sie umarmen sich; die Aussöhnung ist geschehen: und seitdem, sagt Richelieu, „*je ne m'occupai plus que des plaisirs de la vie.*" — Entweder muss man diese ganze Unterredung für ein Werk der Dichtung erklären, oder sie läst in Richelieu's Seele tiefer blicken, als das ganze dicke Buch, *Vie privée* genannt. *Vor* seiner zwoten Verhaftung, könnte man sich vorstellen, lag noch Empfänglichkeit für das Gute und Kraft dazu in ihm: *durch* diese Verhaftung verlor sich jene Empfänglichkeit, erschlaffte seine Kraft; „*tant les géoliers connaissent l'art à la Bastille de tempérer l'activité de l'ame*" sagt Soulavie. Eitelkeit, Vergnügen, Eigennutz wurden und blieben nun seine Götzen; die Welt verschwand ihm; er sah nichts mehr als sein theures Selbst. Denkbar sind zwar und nicht unwahrscheinlich Zwischenräume von Wiederkehr jener ersten Empfänglichkeit für bessere Ueberzeugungen und jugendlicher Energie: allein wenn auch dergleichen Zwischenräume kamen, so waren sie doch nur vorübergehend wie seine Launen, und er blieb, was er war. Besonders läst sich denken, dass vorzüglich in den letzten Jahren seines Lebens solche Auffoderungen zur Rückkehr in sich selbst häufiger und dringender als vorher gekommen seyn mögen. Vielleicht schloss er sich in einer solchen erstern Stimmung gegen den Abbé Soulavie etwas mehr als gegen Andere auf; vielleicht glaubte er durch Bekanntmachung mancher Nachrichten aus seiner schätzbaren Sammlung nach seinem Tode noch etwas Gutes stiften zu können. Und so wären denn die Mémoiren, die er mit so anhaltender Sorgfalt, mit so warmen Eifer unter seinen Augen bearbeiten liess, gleichsam sein *pro remedio animae*.

Man würde den Rec. missverstehen, wenn man diese seine flüchtig hingeworfene Ideen für Bemerkungen annähme, die einer förmlichen Apologie eines verjährten Sünders zur Einleitung dienen sollten. Weit davon entfernt, wollte er dadurch bloss aufmerksam darauf machen, dass die Geschichte des Marschalls von R. doch wohl eine sorgfältigere Revision, und sein Charakter eine genauere Zergliederung, als bisher, verdienen möchten. Nur wäre wohl vorläufig auszumachen: ob auch R. *der* unersättliche Wollüstling, wie er in der Vie privée geschildert wird, — nicht etwa *gewesen sey*, sondern — in dem langen Zeitraum vom vierzehnten bis zum fünfundachtzigsten Jahre, wie ein Held aus der *Académie des Dames*, *gewesen seyn könne*? Ueber diese *Möglichkeit* oder *Unmöglichkeit* möchte man beynahe die Schüler des Hippocrates befragen.

Noch bedenklicher werden diese Zweifel, wenn man das dazu nimmt, was der Abbé Soulavie, in seiner Fortsetzung der Mém. de R., gegen die Glaubwürdigkeit dieser Vie Pr., wie es scheint, mit siegenden Gründen, erinnert. Mag es auch seyn, dass man in dieser Fehde, die mit mehr Bitterkeit, als zwischen *wiedergebornen* Franzosen statt finden sollte, geführt wird, äusserst behutsam seyn muss: schwerlich kann man doch hier der Ueberzeugung den Eingang versagen. Womit widerlegen wohl die ungenannten Herausgeber des *V. Pr.* den Vorwurf,

die

die ihnen mitgetheilten Briefe, aus Versehen oder absichtlich, verwechselt, und also gewissen Damen das Eigenthum anderer Liebschaften des Herzogs beygelegt zu haben? Wenn man sieht, dass in einem der Briefe, die von der Frau von Averne herrühren sollen, unterm 16 Jul. 1715. *des Regenten* gedacht wird, wo doch bekanntlich Ludwig XIV noch lebte; — so kann man nicht anders, als eine Verwechselung aus Nachläfsigkeit oder Vorsatz vermuthen, und man findet in jenem Vorwurf keine Ungerechtigkeit. Womit widerlegt man wohl den Abbé, wenn er die angebliche Selbstbiographie des Herzogs, die im dritten Bande als Beleg eingerückt ist, deswegen geradezu für untergeschoben erklärt, weil er behauptet, die drey Heldinnen des Drama's, die Duchesse de *, die Dame Michelin, die Dame Renaud, hätten — *nie existirt*?

Sonach verhielte es sich denn wohl mit dieser *Vie privée* wie mit mancher Deduction *in causa;* die *Beylagen* wären schätzbarer, ohne Vergleich schätzbarer, als das Werk. Es versteht sich, dass jetzt nur noch *die* Beylagen gemeynt seyn können, gegen welche die Kritik nichts zu erinnern hat, deren Aechtheit und Wichtigkeit selbst der strenge Gegner Soulavie ohne Widerrede anerkennt. Von diesen Beyfugen müssen *einige* hier wenigstens *genannt* werden. Sehr anziehend und belehrend sind (im zweyten Bande) die Briefe der Frau von Tencin, wegen ihres hellen Blicks in das Gewirre des damaligen Hofs und den Charakter des Königs, worüber sie treffend und mit ausserordentlicher Dreistigkeit urtheilt. Sollte jemand ihre Urtheile zu gewagt, ihre Darstellung zu keck finden, der vergleiche damit die Briefe des Monarchen selbst (im dritten Bande), und man wird hoffentlich sich bald überzeugen, dass die lebhafte, oft muthwillige Dame keine untreue Beobachterin und keine ungerechte Richterin war. Bey den Briefen der Frau von *Châteauroux* bedauert man, soviel wahre, grossmuthsvolle Zärtlichkeit an einen Monarchen, der nichts damit anzufangen weiss, verschwendet zu sehen. Mehr als einmal wünscht man sie so allvermögend zu Frankreichs Glück, wie nachher, zu Frankreichs und seiner Nachbarn Verderben, die *Pompadour*, deren Briefe diesen Wunsch nur zu oft und lebhaft bestätigen. Nicht unwichtig sind auch die Briefe des Marschalls von Richelieu selbst, während seines Feldzugs in Deutschland geschrieben. Sie betreffen hauptsächlich die Convention von Closter-Seven; und scheinen, ohnerachtet sie nur von einem französischen „Roué" herrühren, dennoch der genaueren Prüfung, vielleicht auch vorsichtigen Benutzung eines *deutschen* Geschichtschreibers unserer grossen Nationalbegebenheit nichts weniger als unwürdig zu seyn.

Stockholm, b. Carlbohm: *Utkast til en Historia om kongl. Södermanlands Regemente.* III Stycket. (Entwurf einer Geschichte des Königl. Südermannländischen Regiments. Drittes Stück.) 1790. 132 S. in gr. 8.

Die beiden ersten Stücke dieser ziemlich ausführlichen Geschichte eines der Königl. Schwedischen Regimenter, das sich bey allen Gelegenheiten hervorgethan hat, sind schon in diesen Blättern angezeigt worden. In diesem dritten wird dessen Geschichte von der Schlacht bey Lützen 1632 bis auf K. Carl Gustavs Tod 1660, fortgesetzt, und es enthält ausser der bloss particulären und vielen Genealogisch-Biographischen Nachrichten von den Officiers dieses Regiments, die Ausländern nicht gleich interessant seyn können, doch auch manche Erläuterung der Geschichte der damaligen Zeit. Der bey Lützen übergebliebene Theil des Regiments begleitete die Leiche König Gustav Adolphs nach Schweden. Das Militair sowohl als aus jedem Gerichtsdistrikt zwey Bürger und zwey Bauren waren dabey schwarz gekleidet. Ueberhaupt gebrauchte man damals noch bey Feyerlichkeiten schwarze Kleider, und der Adel trug 1607. bey Carl XI. Krönung, grossentheils Camisöler von schwarzen Sammet mit langen bis auf die Knie reichenden Schössen. Im J. 1648 befand sich das Regiment wieder vor Prag unter Königsmarks Befehl. Prag hatte damals nur 600 Mann Besatzung; allein die Einigkeit zwischen 12000 Bürgern und Studenten unter des Jesuiten Placii Anführung that das meiste. 2000 Mann waren doch während der Belagerung davon geblieben und die Schweden hatten auch 500 Todte und 700 Blessirte bekommen. K. Carl Gustav gebrauchte das Regiment bald gegen die Polen, bald gegen die Dänen, daher von der Bataille bey Warschau 1656, dem Sturm auf Hadersleben, der Schlacht bey Halmstad 1657, dem Treffen bey Ifvernäs, nach welchen sich der König mit den Worten: nun setze ich mich auf meinen Triumphwagen, auf einen Bauerschlitten voll Stroh setzte, und wo Corfitz Ulefeld sein Kutscher war, dem Zuge des Königs über den Belt, 1658 u. s. w. gute Nachrichten vorkommen. Diesen Zug wagte der König bloss auf Dalbergs Rapport, wider den Rath des ganzen Kriegsconseils, daher auch der Reichsadmiral Wrangel Dalbergen wegen seiner Vermessenheit hart anfuhr, und ihm sagte, er wäre werth, dass ihm der Kopf vor die Füsse gelegt würde, da der König so leicht sein Leben dabey zusetzen könne. Als der Englische Ambassadeur Medon, der Dänische Reichshofmeister Gersdorf und der Reichsrath Schele, dem Könige den 11 Febr. in Eil zu Schlitten nach Wordingborg entgegen kamen, hielt der englische Legationssecretair, da sie ankamen, einen grossen Brief über den Kopf in die Höhe, welches einigen schalkhaften schwedischen Officieren Anlass gab, ihn zu fragen: ob das das Jus feciale armatae Daniae wäre, (so ward die von dem Dänischen Herold nach Schweden gebrachte Kriegserklärung genannt.) Auch von der Belagerung des Schlosses Kroneborg, Copenhagens und dem Sturm der Schweden auf Copenhagen liest man hier ziemlich umständliche und zuverläsige Nachrichten. Die Schwedischen Soldaten hatten dabey grösstentheils Hemder über ihre Kleider gezogen, damit man ihre Bewegungen auf dem Schnee nicht von den Wällen Copenhagens bemerken sollte. Auch hatten sie Kränze von Stroh zum Feldzeichen um Hut und Arme gebunden. Die Gräfin Wrangel hätte ihrem Gemal einen solchen Strohkranz vor dem Sturm um den Arm gebunden, und die andern machten es nach.

Nürnberg, b. Stein: *Versuch einer Geschichte der Venetianischen Staatsinquisition,* von *Joh. Phil. Siebenkees,*

benkeos, Prof. zu Altdorf, etc. 1791. 8. 208 S. (40 kr.)

Es ist noch nicht lange her, dass man sich die Venetianische Staatsinquisition ausserhalb Venedig als den fürchterlichsten Popanz gedacht hat. Hr. Lebret fieng in Deutschland zuerst an, die grausen Begriffe, die man sich von diesem Tribunale gemacht hatte, zu läutern, obschon die Reisenden immer noch fortfuhren, über die Gräuel desselben groses Geschrey zu erheben. Die vor einigen Jahren erschienene *Beschreibung von Venedig* gieng noch weiter auf dem Wege fort, den Lebret eingeschlagen hatte, und nun haben wir vollends gar eine eigene, aus den seltensten und besten Quellen geschöpfte, und mit allen historischen Erfodernissen verfasste Geschichte dieses Tribunals, deren Werth nicht wenig dadurch erhöhet wird, dass der Vf. dabey seine eigene Erfahrung während seines langen Aufenthalts zu V. zu Rathe ziehen, und das Unrichtige und Uebertriebene in den Sagen von dem Wahren unterscheiden konnte. Die Geschichte gehet bis auf die erste Errichtung dieses Tribunals zurück, das anfangs einen sehr eingeschränkten Wirkungskreis hatte, nach und nach aber denselben, je nachdem Zeit und Umstände günstig waren, oder selbst die Wohlfarth der Republik es erfoderte, durch absichtliche Betriebsamkeit des sehr mächtigen und durch gemeinschaftliches Interesse innig mit ihm verbundenen Raths der Zehner immer weiter ausdehnte, bis es sich zuletzt ganz unentbehrlich, und sogar für die Republik im Ganzen und Einzelnen wohlthätig machte. Beweises genug ist die fünfthalbhundertjährige Dauer dieses Tribunals, das während dieses Zeitraums durch seine unzählige Feinde unter dem Adel und Volke zwar je und je erschüttert werden konnte, aber immer grösser und herrlicher sich wieder erhob, sich in seiner ganzen Macht behauptete, und wahrscheinlich so lange darinn behaupten wird, als der Staat seine jetzige Verfassung behält. Umständlich sind die letzten Bewegungen gegen dieses Gericht, über welche es so glorreich triumphirte, erzählt. Der Anhang enthält eine Reihenfolge von Gesetzen, Verfügungen und Aufträgen des grossen Raths und der Zehner an dieses Tribunal. Die Schrift selbst ist ganz gut, nur bisweilen zu gedehnt, geschrieben, und kann vorzüglich als ein Pendant zu der oberwähnten *Beschreibung von Venedig*, die es in dem Artikel der Staats Inq. hie und da berichtigt und ergänzt, sehr wohl gebraucht werden.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Bernhard Friedrich Hummels*, Rect. der Stadtschule zu Altorf, *Zusätze und Verbesserungen zu der Bibliothek deutscher Alterthümer.* 1791. 8. 164 S. u. 12 S. Vorr.

Der nun verstorbene fleissige Vf. liefert in diesen Zusätzen ziemlich alles, was er noch berichtigendes neu auffinden konnte; doch ist nicht zu läugnen, dass sich immer noch sehr viel nachtragen lasse, z. E. verschiedene Aufsätze in den *Actis Academ. Theodoro Palatinae.* Selbst zu dem Gott Endevellicus, den Hr. H. nach seinem System mit unter den andern aufführte, gehöret eine 1760 in 4to zu Madrid erschienene Schrift *Dissertacion sobre el Dios Endevellico y noticia deotras Deidades gentilicas de la Espana antigua* por D. *Miguel Perez Pastor.*

S. 135. folgt als ein Anhang: Bibliographie von Kaiser Karl dem Grossen, die sehr schätzbar ist, bey der aber doch der Vf. nicht die Diss. von *Fridr. Bessel Eginhartus, de vita Caroli Magni animadversionibus illustratus, Helmst.* 1667. 118 S. hätte auslassen sollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *London: Homer's Hymn to Venus*, translated from the greek, with notes by *J. Ritson*. 4to. 28 S. 1788. (13 gr.) Wir haben diese neue Uebersetzung nicht ohne Vergnügen gelesen. Eine schöne und reine Versification, und eine Treue, so weit man sie bey einer Uebersetzung in *gereimten* Versen erwarten kann, sind die charakteristischen Vorzüge derselben. Freylich hat der Vf. oft zu Umschreibungen seine Zuflucht nehmen müssen, besonders bey den Epithetis; aber diess war nicht sowohl seine Schuld, als die Schuld der Sprache, die der neuen und kühnen Zusammensetzungen, die unsre deutsche Sprache so wie die griechische zulässt, so wenig fähig ist. Wir wollen als Probe gleich die ersten Verse hersetzen:

To me caelestial Muse! the works unfold
Of Cyprian Venus, clad in robes of gold;
Whose soft delights aetherial bosoms know,
And mortal man confess to earth below;
Whose laws the monsters of the briny deep,
The woodland brutes, and feather'd nations keep;
Unbounded Potentate; — her ample reign
Fill's evry land, and stretches o'er the main.

Die angehängten Anmerkungen sind eigentlich ein Excursus über die Idee der Venus und des Amor. Der Vf. bemerkt hier richtig, dass der letztere zuerst nicht als Begleiter der Venus erscheint, sondern in den ältesten Theogonien eine eigene Gottheit ist; obgleich die spätere Idee schon in Anakreons Zeitalter vorhanden gewesen seyn muss; dass ferner auch die Venus bey den frühern und spätern Dichtern nicht als dasselbe Wesen erscheint, ja dass auch selbst schon bey Homer und Hesiod sehr verschiedene Schilderungen von ihr vorkommen; aber eine historisch-philosophische Entwickelung dieser ganzen personificirten Idee haben wir vergebens gesucht; auch scheint der Vf. überhaupt mit seinen Begriffen über alte Mythologie noch wenig aufs Reine gekommen zu seyn. Es scheint, es fängt bey ihm an zu dämmern; aber das helle Licht, das deutsche Gelehrte hier angezündet haben, hat ihm noch nicht geleuchtet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 10. November 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Hamburg: b. Bohn: *Musen-Almanach für 1790.* herausgegeben von *Joh. Heinr. Voss.* 188 S. 12.

2) Ebend., b. Ebend.: — — für 1791, herausg. von *Joh. Heinr. Voss.* 188 S. 12.

3) Göttingen, b. Dietrich: *Musen-Almanach*; A. MDCCLXXXX. 224 S. 12.

4) Ebend. — — 1791. 188 S. 12.

5) Wien, b. Kaiserer: *Blumenlese der Musen*; 1790. 220. S 12.

6) Ebend., b. Gräffer u. Comp.: *Wiener Musenalmanach auf das Jahr 1791;* herausgegeben von *J. F. Ratschky* und *A. Blumauer.* 162 S. 12.

7) Berlin, b. Matzdorff: *Berlinischer Musenalmanach* für 1791; herausgegeben von *K. H. Jördens.* 216 S. 12. (16 gr.)

8) — — für 1792. 169 S. 12. (16 gr.)

Man hat schon oft Gutes und Schlimmes den seit zwanzig Jahren auch in Deutschland eingeführten, und sich immer noch vervielfältigenden, *Musen-Almanachen* nachgesagt; und es ist wohl nicht zu läugnen, dass dies Institut, gleich seinen meisten Brüdern, manches Gute und manches Schlimme hat. Aber unstreitig scheint doch auch hier der vortheilhafte Einfluss den Nachtheil zu überwiegen; auch hier schwindet das Schlimme in Vergessenheit dahin, und das Gute bleibt, und wirkt fort. Unläugbar haben diese jährlichen Sammlungen, wenn sie auch nicht alle, und nicht durchgängig, eigentliche *Blumenlesen* waren, doch viel dazu beygetragen, die poetische Literatur in Deutschland aufrecht zu erhalten, und ihre Producte mehr in Umlauf zu bringen. Wenn die Vorliebe zum ernsten Denken, zu metaphysischen Forschungen, wenn besonders in den letztern Jahren der Hang zu politischen Speculationen und Debatten nicht ganz ausschliessender Charakter unsrer Literatur geworden ist; wenn der, oft sehr blinde, Eifer wider Werke der Einbildungskraft, und die hohe Mine, mit der man zuweilen auf alle Poesie, als müssige Geistesbeschäftigung, oder gar als Geisteskrankheit herab sah, nicht allgemeiner und nachtheiliger gewirkt hat; so glauben wir dies freylich zunächst einigen Dichtern vom ersten Range, und ihren neuern Geisteswerken, dann aber auch den poetischen Sammlungen dieser Art verdanken zu müssen. Ausserdem aber trugen sie gewiss auch viel dazu bey, manche poetische Köpfe thätig zu erhalten, ihre neuesten kleinern Arbeiten früher ins Publicum zu bringen, manche junge Genies zu ermuntern, manche schlummernde Kräfte zu wecken; vielleicht auch einen oder andern jungen Dichterling, der noch bescheiden genug für Belehrung war, von dieser Bahn wieder zurückzulenken, wenn er sah, dass seine Versuche nicht gefielen, und dadurch ihm weitern Zeitverlust, und dem Publicum die Erscheinung seiner sämmtlichen poetischen Werke zu ersparen. Den meisten Zuwachs haben nun freylich wohl die kleinern und leichtern Gattungen der Dichtkunst durch diese jährlichen Sammlungen erhalten; offenbar hat auch dieser Theil unsers poetischen Gebietes seitdem an Bau und Blüthe gewonnen. Und es kann leicht seyn, dass die Seltenheit grösserer, vornehmlich didaktischer, Gedichte eine von den nachtheiligen Folgen dieses Instituts ist, die es aber doch wohl gewiss nicht allein zu verantworten hat.

Ob nun aber solch eine *Vervielfältigung* dieser poetischen Taschenbücher nöthig und nützlich war? Ob jede Provinz Deutschlands, jede Stadt von Bedeutung ihren eignen Musenalmanach haben müsste? Ob dadurch, weil jeder Jahrgang nun doch einmal seine bestimmte Stärke haben musste, nicht nothwendig des Vortreflichen und Guten unter dem Mittelmässigen und Schlechten weniger werden musste? ist eine andre Frage, die, wenn man auf den Erfolg zurücksieht, schwerlich zu verneinen seyn möchte. Zwar ist es zum Glück der Fall nicht geworden, dass die besten unter den beytragenden Dichtern aus blossem Patriotismus ihre Arbeiten den ältern, schon mehr autorisirten Sammlungen entzogen hätten, um sie den vaterländischen oder vaterstädtischen, einzuverleiben. Vielmehr scheinen sie, wenn sie ja zu diesen letztern mit beytrugen, das bessere für die ältern, und eine Art von Ausschuss für die neuern Sammlungen hergegeben zu haben. Dadurch haben sich jene in ihrer Güte, und diese in ihrer Mittelmässigkeit, desto gleichförmiger erhalten.

Kritische Prüfungen von der Umständlichkeit und von dem innern Gehalte, wie sie Hr. Hofr. *Wieland* über ein Paar der bessern Almanache in seinem *Merkur* angestellt hat, sind allerdings eine sehr wünschenswerthe Sache; und es läge wohl nicht ausser dem Berufe und ausser den Grenzen unsrer A. L. Z., dergleichen Prüfungen jährlich anzustellen, wie denn auch wirklich bey einigen der vorigen Jahre geschehen ist. Diesmal aber, da sich zufällig die Anzeige der oben angeführten acht Stücke verspätet hat, erlaubt uns der Raum eine solche Umständlichkeit nicht, wenn sich der Recensent auch zutrauen dürfte, ihr Wielandisches Gehalt zu geben. Es muss also für diesmal eine kurze allgemeine Würdigung jeder dieser Sammlung, und eine Anzeige ihrer vorzüglichsten Stücken ihre Stelle vertreten.

Nr. 1. Hr. *Voss* behauptete auch für das J. 1790 sein rühmlich bekanntes zwiefaches Verdienst, als geschmackvoller Sammler, und vorzüglicher Mitarbeiter des Hamburgi-

burgischen Musenalmanachs. Ausser mehrern kleinern Stücken von nicht-gemeinem Werth, liefert er diesmal eine meisterhafte Uebersetzung von dem hesiodischen *Schilde des Herkules*, in Hexametern, von zwey Idyllen *Theokrit's*, und eine nicht minder meisterhafte Nachahmung des *Allegro* von *Milton*. In dieser letztern ist der leichte, mit dem Inhalt so harmonisch wechselnde, Gang des Originals, wodurch die Poesie zur Musik wird, überaus glücklich beybehalten; und manche Beziehung auf *englische* Dichter, besonders am Schlusse, ist auf die treffendste Art *deutsch* geworden. Von *Klopstock* finden wir hier eine Ode, *die deutsche Bibel*, eine Bitte an den heiligen *Luther*, für die Armen zu bitten, die ihm nachdolmetschen. Von *Gleim* funfzehn kleinere Stücke, reich an der dem Dichter selbst noch immer treu bleibenden, Lebenskraft. Von *Pfeffel* zwey trefliche Erzählungen, in seiner bekannten epigrammatischen Manier. *Von Nicolai* hat zwey Elegien, und drey schöne Erzählungen, beygetragen. *Fr. L.* Graf *zu Stollberg* zwey Oden und eine kurze Epistel. Auch die fünf lyrischen Stücke von *Matthisson* gehören zu den besten dieses Jahrertrags.

Nr. 2. von dem *Herausgeber* enthält der Almanach für gegenwärtiges Jahr unter andern eine seiner würdige Uebersetzung der siebenten Idylle *Virgil's*, und die *Tänzerin*, nach der *Copa* eben dieses römischen Dichters. Nicht minder schön sind die beiden komischen Romanzen: *die drey Diebe*, und *der Flausrock*; besonders ist das in der ersten zum Grunde liegende Volksmährchen höchst anmuthig erzählt. Für die Aufnahme einer ältern Ode, *Bernstorf's Jugend*, von dem sel. Prokanzler *Cramer*, verdient der Herausg. gewiss Dank, wie für die Nachricht, dass der Sohn dieses verdienstvollen Mannes nächstens die hinterlassenen Gedichte desselben herausgeben werde. *Ebert's* Maygesang und drollige Epistel gefallen gewiss; besonders diese letztere, worinn ungleich grössere Fähigkeit, eine trefliche Epistel zu schreiben, den Mangel der geringern, Charaden zu lösen, entschuldigt und begreiflich macht. Die mit *P.* bezeichneten Stücke sind ohne Zweifel von *Pfeffel*, diesem liebenswürdigen Dichter, den seine Sprache gar bald verräth, obgleich sie in dem Freyheitsliede *Alsa*, einen ihr ungewöhnlichen, aber sehr glücklichen, Schwung nimmt. Dass des Dichters Freyheitsinn nicht epidemisches Demokratenfieber sey, sieht man aus den drey übrigen Stücken. Von *Gleim* diesmal nur drey Kleinigkeiten; wiewohl der *gute Rath*, S 179., wenn er beherzigt und befolgt wird, Goldes werth ist. Mehrere, und dankenswerthe, Beyträge gab Hr. *v. Halem*; und noch schönere *Matthisson*; vornemlich hat die *Elegie* am Genfersee, und noch mehr *das Todtenopfer*, ein äuserst sanftes und einnehmendes Colorit. Die Stücke des Hn. *v. Salis* zeichnen sich hier, wie im vorigen Jahrgange, gleichfalls aus; und *v. Nicolay's* Contingent behauptet auch diesmal seinen bekannten Werth. Auch unter den übrigen Beyträgen fehlts nicht an guten Stücken, und besonders unter den Sinngedichten nicht an Aeusserungen ächten und scharfen Witzes.

Nr. 3. für den *Göttinger* Musenalmanach von 1790 gab Hr. *Bürger* selbst nur wenig her, das sich, auch ohne seinen Namen, immer auszeichnen würde, aber doch dem durch ihn nun einmal verwöhnten *Leser* schwerlich genügen möchte. Zu den besten übrigen Stücken zählen wir die von *Schlegel*, *Meyer*, *Senf*, *Bouterweck*, *v. Einem*, und den unter dem Namen *Uzim Abdullah* verschleierten Verfasser der vier türkischen Kriegslieder, von welchen vornemlich das an das östreichische Judencorps ein Erguss ächter Laune ist. *Weisser's* komische Ballade, die Geburt der Minerva, zeichnet sich durch ähnliches Verdienst aus. Die drey Orphischen Hymnen von *Lenz* dürfen wir nicht übergehen. *Langbein* scheint uns glücklicher im Epigramm, als in der Romanze zu seyn; aber auch in der letztern läge es vielleicht nur an ihm, mehr zu leisten, wenn er mehr feilte. Die hier eingerückte, *das Hammelfell*, hat unter vielen guten doch allzu viel nachlässige Stellen. Von *F. W. A. Schmidt* wird man mehreres, auch mehrere Nachahmungen von Minneliedern, wünschen. Aber dem platten Einfalle S. 108. hätte doch der Herausgeber die Aufnahme versagen können; der ungenannte Verfasser scheint wohl eher Bauer als Bürger zu seyn.

Nr. 4. Die Beyträge der eben genannten Dichter nehmen sich auch in dieser Sammlung für 1791 am meisten und vortheilhaftesten aus. Von *Kästner* findet man hier drey glückliche epigrammatische Einfälle. In den Poesieen der Frau *von Berlepsch* ist wahres, edles Gefühl, und viel Harmonie der Sprache. Von Hn. *Götter* ein Gedicht scherzhafter Wendung. Von *Haug* eine ganze Reihe meistens kleinerer, aber ungleicher, Verse. *F. L. W. Meyer's* Beyträge gehören wieder zu den vorzüglichsten; und *Schlegel's* Sonette nach dem *Petrarca* kommen der wahren Manier dieses gefühlvollen Dichters sehr nahe. *Senf's* Lied des deutschen Ritters, und *Weisser's* Romanze, Apoll und Daphne, sind würdige Gesellschaftsstücke zu den ähnlichen im vorigen Jahrgange.

Nr. 5. Die Herausgeber dieser *Wiener Blumenlese* nennen sich unter dem Vorberichte *v. Lackner* u. *Tschink*. Sie wollen jährlich dem Frühlinge mit ihrem Blumensträuschen zuvorkommen, und laden auch die *Musenpriester* des nördlichen Deutschlandes zu Beyträgen ein, wenn sie anders nicht auf sie unbekannte — und doch genannte — Sammler in Süden verächtlich herabsehen. Das möchte nun der Fall wohl nicht seyn; aber vielleicht gedeiht manche Blume unter dem nördlichen Himmel voller und dauernder, wenn gleich langsamer und später; und das unentgeldliche Exemplar zur Belohnung etwelcher kleinerer brauchbarer Gedichte, oder eines grössern von Bedeutung, möchte auch wohl keine sehr verfängliche Lockspeise werden. Ihrem Versprechen, Gedichte, welche *schlecht* sind, nicht aufzunehmen, möchten die Herausgeber auch nicht ganz treu geblieben seyn; und hätten sie an das Horazische: *Mediocribus esse poetis* etc. gedacht, so wäre ihre Sammlung gewiss um zwey Drittheile kleiner ausgefallen. Nach wirklich vortreflichen Gedichten sieht man sich hier vergebens um. *We may not praise indeed, but we may sleep.* Von dem eignen Witze der beiden Herausgeber sehe man hier ein Paar Pröbchen.

Auf

Auf einen fetten Grobian:

Zur Hölle muss er einst, der dicke Lümmel;
Denn schmal ist, sagt die Schrift, der Weg zum Himmel.

v. Lackner.

Am Sarge meiner alten häfslichen Gattin:

Ich und mein Weib
War'n nicht Ein Leib.
Dafür dank' ich Gott;
Sonst wär' ich jetzt todt.

Nr. 6. ist schon eine weit bessere, auf eben dem Boden gezogene, Blumenflor, die mehr den südlichen Himmel verräth. Gleich die erste Erzählung in Stanzen, *der Einsiedler*, eine freye Nachahmung aus dem Englischen, von *Ratschky*, würde, noch hie und da sorgfältiger gefeilt, unsern besten grössern Gedichten dieser Art an Leichtigkeit und Wohlklang nicht weit nachstehen dürfen. *Blumauer's* Bittschrift der verwittweten Erzherzogin Austria an ihren neuen Gebieter Leopold II hat eine glückliche Wendung, und mit Feinheit benutzte Allegorie. Minder Feinheit hat der Ausdruck in dem *Schmauchliede* von eben diesem Dichter. Mehrere Beyträge hat *v. Alxinger* geliefert; unter andern eine poetische Uebersetzung des Prolog's und der ersten Fabel vom *Phädrus*. Die beiden Gedichte auf Loudon's und Haddick's Tod haben schöne Stellen. *Koller* ist in der Blumauerischen Manier glücklich genug, besonders in den beiden Stücken S. 23. u. 66. Von ähnlicher Art, nur etwas zu frey, ist der *Liebesschwank* von *B. v. Wagemann*. Von *Denis* ein edles poetisches Gespräch zwischen den Barden und dem Vaterlande, über Loudon's Tod. Der Sinngedichte giebts hier viele; aber nicht alle sind sinnreich.

Nr. 7. Von einer bloss für den poetischen Ertrag *Berlin's* und der *Brandenburgischen* und *Preussischen* Lande bestimmten Blumenlese liesse sich ohne Zweifel sehr viel erwarten, wenn die dort lebenden zahlreichen und zum Theil treflichen Dichter *alle* ihre dichterische Producte, oder doch die besten darunter, ausschliessend für diese Blumenlese bestimmten. Das scheint nun aber wohl nicht der Fall zu seyn, noch werden zu wollen. Zwar liefert diese Sammlung Stücke von *Gedicke*, der *Karschin*, *Moritz*, dem jüngern *Spalding*, und selbst von *Ramler* drey Gedichte *Catull's*. Aber das ist denn auch zugleich ihr kleinster und ihr bester Theil. Die übrigen sind nicht verwerflich, aber doch auch nicht sehr ausgezeichnet; am meisten möchten unter diesen wohl die Verse der *Fr. v. Bandemer* und der Herren *v. Beyer*, *Jenisch*, *Schmidt's*, und des sich so nennenden *Selmar* gefallen. Voran steht *Ramler's* Bildniss von *Sintzenich* gestochen, von sehr lyrischem Blick und Costum; und angehängt ist eine Nachricht von dieses Dichters Leben und Schriften, von dem Herausgeber, und eine ziemlich ausführlicher, noch nicht vollendeter, Versuch über seinen poetischen Charakter, vom Hn. Prediger *Jenisch*. Etwas weit ausgeholt, und oft zu farbenreich; aber nicht ohne treffende Züge eindringender Kritik. „Alles athmet bey *R.* den Geist der leisen Feinheit, der süssen „Gemächlichkeit, und der fliegenden Leichtigkeit, der „so ganz Geist der neuern Zeiten ist."

Nr. 8. Im Ganzen dem vorigen Jahrgange gleich, auch meistentheils von eben den Verfassern. Eine Dichterin, *Henriette Fröhlich*, geb. *Rauten*, liefert hier eine ganz artige Ballade, Graf Werner von Woldeck und Reinhilde von Beichlingen, von gleicher Leichtigkeit des Vortrags, wie ein Paar Stücke von ihr in der vorigen Sammlung; in beiden findet man auch Beyträge der Frau *v. Klenke*, einer Tochter der *Karschin*. Diese, noch immer arbeitsame, und mit unter noch immer äusserst glückliche, Dichterin hat selbst ihre, diesem Bändchen angehängte, vorläufige Lebensbeschreibung aufgesetzt, die man nicht ohne vielfache Theilnehmung lesen wird. Ein Paar Anekdoten zeichnen wir aus. Die Geistescultur dieser merkwürdigen Frau fing in ihrer Kindheit mit dem Auswendiglernen lateinischer Vocabeln bey ihrem Oheim an. Ihre erste Lectüre war der gehörnte Siegfried, die Aramene, Banise u. s. f., und die Gespräche im Reiche der Todten. Die ersten Dichter, die sie kennen lernte, waren: Günther, Haller und Young. Schon nach dem ersten schlesischen Kriege versuchte sie einen Lobgesang auf den König, von dem sie sich aber nichts mehr erinnert. Die erste Aufmerksamkeit auf sie erregte ihr Siegslied auf die Schlacht bey Lissa. Die Pränumeration auf die Sammlung ihrer Gedichte brachte ihr ein Capital von 2000 Thalern. Der grosse Friedrich, der sich zu Sanssouci eine Viertelstunde lang mit ihr unterhalten hatte, und dem sie nicht missfiel, wollte ihr eine Pension geben, vergass aber dieses Vorsatzes. In 23 Jahren empfieng sie von ihm nach und nach etwa neunzig Thaler, zwey abgerechnet, die sie im J. 1773 mit den bekannten Versen zurückschickte:

Zwey Thaler giebt kein grosser König;
Denn die vergrössern nicht mein Glück.
Nein, sie erniedern mich ein wenig;
Drum geb' ich sie zurück.

Den jetzigen König wagte sie nicht anzugehen. „Er „aber," sagt sie, „ein Freund der deutschen Musen, „ein mildthätiger, gütiger König, bezahlte die alte „Schuldfoderung der Karschin durch Aufbauung eines „sehr niedlichen Hauses; und *Friedrichs* Schatten *lächelte* darüber unter den Helden in jener Welt." — Merkwürdig und sehr charakteristisch ist der strafende Brief, den der Herausg. diesem Lebenslaufe angehängt hat. Er ist an ihren zweyten Mann geschrieben, der Füselier geworden war, und durch ihre Vermittelung loszukommen wünschte. Mit einem sehr männlichen, einer Heroin würdigen, Tone verweist sie ihm seine Feigheit, seine falsche Beschämung, und seine Treulosigkeit. Noch sind zwey ihrer ältesten, schon vor vierzig Jahren geschriebene, Gedichte beygefügt.

WITTENBERG, b. Kühne: *Unglück krönte ihre Liebe*; ein Roman. 1788. 196 S. 8.

Das Unglück, das zwey Liebende verfolgt, wird doch endlich in Glück verwandelt; sie werden am Ende doch ein Paar, nachdem der Vf. dem Nebenbuhler, der wirklich

lich der Gemahl der Geliebten geworden war, den Hals gebrochen hat. So wie die Ursache des vorhergehenden Glücks sehr alltäglich ist, — sie besteht in Ungleichheit des Standes; — so ist auch der Vortrag der gewöhnliche fade Romanstil, der, so klein auch dieser Roman ist, den Leser gar bald degoutiren muss.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Nürnberg, b. dem Vf. in der Volkamer- und Forsterischen Messinghandl.: *Samuel Christoph Bunzels neues kaufmännisches Rechenbuch.* Erster Theil. 1789. 462 S. gr. 8. Zweyter Theil. 1789. 240 S. (2 Rthlr.)

Inhalt des ersten Theiles: Waaren-Posten nach Preisen von 1 Pfund, Waaren-Posten nach Preisen von 1 Centner, Frachtberechnung nach dem Schiffpfund, Subporto- oder Interesse Rechnung in Generalwechselreduction, und Anzeige der neuesten Wechselcurse mit beygefügten Berechnungen, Rechnungs- und wirklichen Münzen, Wechselgebräuchen, Uso, Bancosperren etc., der vornehmsten Handelsorte in Europa. — Inhalt des IIten Theiles: Erklärung der Kettenrechnung, von Wechselarbitragen, von Wechselvergleichungen und Ordre in Commissionen zu halten, von Parirechnungen, Münztabellen, von Wechselcalculation, von Waarencalculation sammt Anzeige der Handlungsgewichte und Maasse verschiedener Plätze, Vergleichung der Getraidemaasse verschiedener Plätze, Vergleichungen der Maasse zu flüssigen Sachen, Beschlussaufgabe, welche zeigt, wie durch die Kettenregel alle Wechselplätze aneinander gebunden sind, und wie damit zu verfahren sey. *(Finis coronat opus!)* — Die Anordnung des Ganzen betreffend muss Rec. wenigstens anmerken, dass es ihm gar nicht rathsam scheint, die Anweisung zu den kaufmännischen Rechnungen mit den bey der Ausübung nöthigen Tafeln durch einander zu mengen. Besser ist es, sich wegen der historischen Angaben auf irgend einen als glaubwürdig schon bekannten Comtoristen zu beziehen, die Einrichtung seiner Tafeln und ihren Gebrauch zu zeigen, die Theorie der Rechnungen aber von jenen stets veränderlichen Angaben möglichst unabhängig zu machen. Freylich muss alsdann die Theorie etwas anderes, als hauptsächlich eine blosse Exempelsammlung ausmachen. Wir sagen, hauptsächlich; denn hie und da findet sich etwas andere Theorie, die aber, nach des Rec. Meynung, nicht sonderlich gerathen ist. Es liesse sich dagegen vieles erinnern. Indessen wird schon aus dem bisherigen und besonders auch aus dem mitgetheilten Inhalte erhellen, zu welcher Art von Rechenbüchern das gegenwärtige gehört, und wer dergleichen sucht, den wollen wir Hn. Bunzels mühsame, und so viel wir bemerkt haben, fleissige Arbeit, nicht abrathen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schr. *London: An historical Report on Ramsgate-Harbour*, written by Order of, and addressed to the Trustees. By *John Smeaton*, Civil Engineer. F. R. S. and Engineer to Ramsgate-Harbour. ½ Bog. Zueign. und Inhalt. 85 S. 8. 2 Kupfert. in gross 4to. — Der gänzliche Mangel eines sichern Hafens an der östlichen Küste von *Kent*, die gewöhnlich mit dem Namen *der Dünen* (the downs) bezeichnet wird, in welchem Schiffe gegen die Gefahren einer offenen Rheede einen sichern Zufluchtsort finden könnten, war die Veranlassung des kostbaren Hafenbaues zu *Ramsgate*, durch welchen endlich nach einigen beträchtlichen Unterbrechungen an dem genannten Orte, ein 46 engl. Morgen (acres) grosser künstlicher Hafen zu Stande gebracht ist. Er wird durch zwey 1500 Fuss von einander entfernte, gerade von der Küste ab in südgenostlicher Richtung einander parallel laufende Dämme gebildet, welche beide durch drey nach stumpfen Winkeln gebrochenen Abbeugungen von ihrer ersten Richtung, zu einer ostgennordlichen, und westgensüdlichen Richtung übergehen, und in dieser, den Hafen bis auf eine 300 Fuss weite Mündung schliessen, die von dem innern Damme des Hafens, hinter welchem das Wasser zu seiner Reinigung, in einem 4 engl. Morgen grossen Becken gestauet, und durch Sturzschleussen wieder ausgelassen wird, etwas über 1100 Fuss entfernt ist. Diese Mündung ist neuerlich noch durch eine in südwestgensüdlicher Richtung laufende Verlängerung des östlichen Dammes, gegen die Beunruhigung des Wassers in dem Hafen, durch von Süden laufende Wogen gedeckt worden; nach deren Anordnung die jetzige Mündung, oder Einfahrt des Hafens nur 200 Fuss weit bleibt, jedoch den Schiffen bey allen Winden, die ihnen in den Dünen vorzüglich gefährlich werden können, zur Einfahrt, und allen westlich bestimmten Schiffen, bey jedem ihrer Reisen günstigen Winde, zum Auslaufen offen steht. (Gewöhnlich sind die Düne der Sammelplatz der letztern, um diese Winde zu erwarten.) Beide Dämme, deren ganze Länge über viertehalbtausend Fuss beträgt, sind, bis auf nahe an 600 Fuss langes Stück des westlichen Dammes zunächst an der Küste, welches von Holz ist, ganz von Stein. Die Geschichte dieses über eine halbe Million Pfund Sterling kostenden, seit 1749 von mehreren Ingenieurs geführten, uud zuletzt nach mehreren Unterbrechungen, von Hn. *Smeaton* zu Ende des vorigen Jahres beendigten Baues, wird in der vorliegenden Schrift, mit allen in dieser Zwischenzeit sich ereigneten Vorfällen, Abänderungen der ersten Entwürfe, Ueberwindungen der während des Baues eingetretenen nicht vorhergesehenen Schwiergikeiten, den getroffenen Veranstaltungen gegen seine Versandung durch Fang- und Sturzschleussen, die noch nicht vollkommen geglückte Anlegung einer Docke bey demselben etc. von dem Vf. derselben actenmässig, kurz, und grösstentheils befriedigend erzählt, und gegen die wider diese kostbare Anlage vorgebrachten Einwendungen, durch Aufstellung kurzer Verzeichnisse der seit dem Jahr 1780 bis zum Jahr 1790 jährlich beträchtlich angewachsenen Anzahl von Schiffen, die Schutz in demselben suchten, und fanden, vertheidigt. Im J. 1780 hat er 29, im J. 1790, 387 Schiffe und Fahrzeuge aufgenommen, deren im Januar 1791, 130 Seegel darinn waren, von denen einige 500 Tonnen maassen. Bey mittleren Fluthen ist er an den tiefsten Stellen 20, an den seichtesten einer Bank, die sich in demselben aufgeworfen hat, 13 Fuss tief. Sein Grund ist ein so weicher Kreidefelsen (Chalck-rock), dass die Schiffe, wenn sie in dem Hafen trocken laufen, ein Lager eindrücken. Von den beiden Kupferplatten giebt die erste einen Plan des Hafens und der zu demselben gehörigen Anlagen; die zweyte ist ein sehr nettes Kärtchen von den Dünen, zu anschaulicher Darstellung der Richtigkeit der Behauptungen dieser Schrift von dem Einkommen und Auslaufen in und aus demselben. Auf dem Maasstabe der ersten, betragen ungefähr 200 Fuss einen Pariser Zoll; und auf dem der letztern, ungefähr zwey Drittel eines Pariser Zolles eine englische gesetzliche Meile, deren 59½ einen Grad der Breite ausmachen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 11. November 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

Amsterdam, b. Allart: *Zaaken van Staat en Oorlog, betreffende de Vereen. Nederlanden* zedert het Begin van het Jaar 1790. VII D. 317 S. ohne d. Beyl. und VIII D. 342 S. 8.

Die beiden vor uns liegenden Bände dieses im J. 1780 angefangenen Werks, das in einer Sammlung von Staatsschriften besteht, gehören durchaus und zwar in mehr als einer Hinsicht zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der holl. Literatur. Besonders während der letztern Unruhen in der Republik der ver. Niederlande war fast jeder Theil der Staatsverwaltung und vorzüglich Armee und Marine bis zu einer Tiefe herabgesunken, die alles fürchten liess. Lange und oft hatten deshalb einzelne Bundesgenossen und die ersten Generale vergebens geschrieen. Erst am 4 May 1785 erfolgte in der Versammlung der Generalstaaten eine Resolution, deren Folge war, dass die Bundesgenossen gemeinschaftlich eine Commission nicht nur zur Untersuchung des gegenwärtigen Zustandes der Land- und Seemacht und der Ursachen des Verfalls derselben, sondern auch zur Aufsuchung schleuniger Rettungsmittel niedersetzten. Nach Jahre langer Arbeit übergab diese Commission am 28 Octob. 1789 den allgem. Staaten einen Generalrapport, der die Resultate ihrer Untersuchung enthielt, und gerade diese Resultate nebst den dazu gehörigen Beylagen sind es, die jene beiden Bände fast ganz anfüllen.

Schon bey dem ersten Anblick ist's unverkennbar, dass jene Arbeit nie bessern Händen hätte übergeben werden können. Die vertrauteste, höchst sorgsam und mühevoll erworbene Kunde des Gegenstandes, eine Offenherzigkeit, wie man sie nie traf, und eine Darstellung, die ganz nichts von dem Gepräge des alles verdunkelnden, holländischen Kleinigkeitsgeistes blicken läst, und volles Licht und gewisseste Ueberzeugung gewährt, unterscheidet diese dem Staatsforscher so unentbehrliche als unschätzbare Schrift schlechterdings von allen ähnlichen, die je auf holländischen Boden erschienen. Hier nur einige Angaben, um einen Theil dieses Urtheils damit zu belegen!

Die Admiralitätscollegien sind und leisten das nicht, was sie seyn und leisten sollten, und können es auch nicht. Nur die Zahl derselben und die Gegenstände ihrer Beschäftigung erwogen und schon ergiebt es sich, dass Einheit und Einfachheit hier durchaus fehlen, dass gemeinschaftliches Arbeiten nach einem Ziele hin, hier unmöglich, dass Vergrösserung der Kosten und daraus entstehender Mangel an Geld unvermeidlich, und dass an keine andere Verwaltung zu denken sey, als an eine solche, die nach dem localen Interesse sich richtet. Wirklich hat bisher jedes Collegium auch bey'm *Bau* der Schiffe die nur ihm beliebige Bauart gewählt; nur zu oft, wenn equipirt werden sollte, war so manches Collegium wegen Geldmangel, seinen Antheil zu liefern, nicht im Stande, ja man hat Schiffe an Oertern erbauet, wo sie, ohne je in See gehen *zu können*, schlechterdings verfaulen mussten. In der innern Haushaltung der Collegien zeigen sich überall Missbräuche über Missbräuche und Gebrechen über Gebrechen. Weder sie alle vereinigt, noch irgend ein einziges dieser Collegien hat den mindesten Antheil an der allgemeinen Direction der Seesachen; unter ihnen selbst ist nicht die mindeste Verbindung, und die einzige Hand, die hier noch eine gewisse Einförmigkeit bewirken könnte, ist schon lange entfernt; dem Admiralgeneral, der ehemals dirigirte, dem die Admiralitätsräthe ehemals eben so wie den allg. Staaten den Eid der Treue schworen, *dessen* Räthe nur die Admiralitätsräthe waren, diesem wird schon lange nicht mehr geschworen. Man sieht klar, hier muss alles niedergerissen, es muss ein ganz anderes Gebäude aufgeführt werden, wenn man auch nur die schreiendsten Missbräuche heben will. Schon die ganz beyspiellos hohen Einhebungskosten der Convoyen und Licenten foderten dies; bey der Admiralität von der Masse betragen diese 25 P. Ct. zu Amsterdam 9½, in Seeland 19½, im Norderquartier mehr als 36 und bey der Admiralität in Friesland gar 41 P. Ct.!

Auch die Häfen der Republik sind in der traurigsten Verfassung, selbst mehrere von denen, welche mit sehr mässigen Aufwande zu den besten Häfen gemacht werden könnten; und auf eine fast allen Glauben übersteigende Art ist die Docke zu *Amsterdam* verwahrloset worden; hier kann kein Schiff mehr flott liegen, sie müssen alle im Morast verfaulen, und liegen so tief in demselben versenkt, dass man im J. 1784 sogar 44 Tage brauchte, um ein dort liegendes Kriegsschiff von 70 Kanonen in flottes Wasser zu bringen. Entstände hier ein Brand, so wäre alle menschliche Hülfe vergebens, und die Hälfte der ganzen Seemacht des Staats und ein sehr ansehnlicher Theil der Kauffardeyschiffe könnte in einem Tage zum Raube der Flamme werden!

Auf 40 Schiffe, eben so viele Fregatten und 10 bis 22 leichte Fahrzeuge müsste nach der Meynung der Committirten der Admiralität die Seemacht der Republik steigen; die Herren Commissäre aber sind der Meynung, eine Marine von 30 Schiffen von d. Linie und 40 Fregatten nebst einigen leichten Fahrzeugen, alle im gehörigen Zustande erhalten, wären hinreichend, vollend-

wenn man dabey den Vorschlag der Hrn. Viceadmiräle Reynst und Zautmann befolge, den Vorschlag, die Schiffe der ostindischen Compagnie so einzurichten, dass sie im Nothfall als sechziger gebraucht werden könnten.

Zum Bau von 30 Schiffen von der Linie und 40 Fregatten foderte man 21,849,695 Gl. im J. 1781; doch hatte man wegen Mangel an Baumaterialien und Arbeitern den Anschlag um ¼ erhöhet; und wenn man, wie die Herren anrathen, 30 Jahre zum Bau dieser Schiffe nehme, so würde der jährliche Anbau nur 546,242 Gl. fodern; und ohne alle Ersparungen und füglich anzubringende Einschränkungen konnte die Unterhaltung jährlich auf 319,000 Gl. steigen, Summen, die ohne die mindeste Anstrengung aufgebracht werden könnten. Anbau und Equipage aber hatte vom J. 1780 bis 1788 incl. 75,902 320 Gl. — 14 — 2. gekostet. Geldern hatte dazu 2,084,335 Gl., Holland 44,110,298, Seeland 3,007,966, Utrecht 2,126,787, Friesland 5,980,485, Oberyssel 1,292,243 und Stadt und Land 1,367,862 Gl. wirklich gegeben; und da diese Summen mit den hier hinweggelassenen Stüwern nur 59,969,979 Gl. 8 — 2 — ausmachten, so blieb noch eine Foderung an die Provinzen von 15,932,341 Gl. 6 — 2. Geldern war noch 2,175,681, Holland 147,870, Seeland 3 962,396, Utrecht 2,299,266, Vriesland 2,869,832, Oberyssel 1,418,161 und Stadt und Land 3 059,191 Gl. schuldig geblieben. — Zum Schluss noch die Bemerkung, dass die Holländer ihrer Häfen wegen nicht grössere Schiffe als von 74 Kanonen halten können.

Die Armee betreffend, will Rec. nur folgende Angaben mittheilen:

Die Armee sollte, wie es auch der jetzige Fürst-Erbstatthalter für nöthig fand, wenigstens aus 50,000 Mann bestehen, und vorzüglich müste das Corps Pontiers vergrössert werden; nur aus 25 Köpfen besteht dies Corps; offenbar zu schwach für ein Land, das überall vom Wasser durchschnitten ist.

Ein Hauptübel für die Armee und den Staat hat erst in neueren Zeiten bey der Recrutirung sich gezeigt. Unmöglich kann dieselbe auf dem gegenwärtigen Fuss fortdauren, ohne den völligsten Ruin der Hauptleute. Schon lange waren die Handgelder viel zu hoch, und noch vergrösserten sie sich fast mit jedem Jahr. Die Stärke, zu welcher die Corps in mehreren deutschen Fürsten Landen hinanstiegen, konnte allein schon das Handgeld des Holländers bedeutend hinauftreiben; was aber am meisten schadete, war: in den österreichischen Niederlanden, wo ehemals der Holländer so stark warb, wurde die Werbung verboten; aus den deutschen Reichsstädten, diesen ehemals so ergiebigen und mit grössester Sicherheit genutzten Fundgruben, verscheuchten kaiserliche Befehle fast jeden Holländer, der der Werbung wegen hinkam, und im Herzogthum Jülich verschwand sogar mancher holländische Werber samt allen seinen Recruten! Nur wenige Regimenter können noch gehörig mit Recruten versorgt werden, und der Hauptmann, der den thätigsten Diensteifer zeigt, arbeitet am stärksten an seinem eignen Untergange. Kein anderer Rath für die Republik, als Regimenter von deutschen Fürsten auf Jahre in Dienst zu nehmen; — eine schöne Aussicht für unser Vaterland!

Recht treffend und überzeugend sind die Folgen der nur schon zu lange üblichen Art der Bezahlung der Truppen dargestellt, und noch besser die Folgen der ewigen Veränderungen der Garnisonen. Die Bezahlung ist nichts weniger als gleich; unter der Benennung magerer Jahre, *Kortingen op de Soldye, Ordonnantien, Leges* oder *Jura der Secretarien* etc. erlauben es sich die Provinzen, den Sold zu kürzen, und durch die bekannten Foderungen der Bezahlsherren kann die Republik auf die leichteste Art und in der grösten Schnelle an den Rand ihres Untergangs gebracht werden. Und nicht nur mehrere Nachtheile würden vermieden, sondern auch noch mehrere und sehr bedeutende Vortheile würden errungen werden, wenn das Verwechseln der Garnisonen abgeschaft würde. So würde der Grad der Sterblichkeit unter den Truppen vermindert werden, wenn nur einige Regimenter auf immer in ungesunden Gegenden, wie in Seeland, liegen dürften. Almählich würden sich diese an das Klima gewöhnen, und sich recht wohl befinden, wenn man nur einige Veränderung bey der Kleidung und den Speisen beliebte, und den Sold nur um ein geringes erhöhete; zwar ein neuer Aufwand, aber ein Aufwand, der mehr als reichlich durch Ersparung der Summen ersetzt werden müste, welche die Veränderung der Garnisonen dem Staate kostet. Und nun den Schaden berechnet, den auch der Soldat von diesen Wanderungen hat. Er braucht mehr auf der Reise als zu Hause, die Arbeit vieler Tage geht dabey verloren und der Cavallerist muss nicht selten durch Verkauf seines alten Vorraths und durch den Ankauf im neuen Standort, noch überdem bedeutende Summen zusetzen; eine Hauptursache der Schulden der Compagnien bey der Cavallerie, Schulden, die am 24 May 1788 nicht weniger als 270,484 Gl. betrugen. Auch ist Verwilderung der Sitten unvermeidlich, und diese, wie der durch das Umherziehen erschwerte Unterhalt, ist ein Haupthinderniss der Ehen. Man halte nur die Regimenter, welche in Haag beständig liegen, gegen die, welche die Garnison verwechseln und jene Folgen werden ganz unleugbar seyn; und der Grund, den man zur Einführung dieser Veränderung der Garnisonen nahm, Missbrauch der Armee nehmlich, findet jetzt und schon lange ganz nicht mehr Statt, denn es ist der Erbstatthalter selbst, der das wichtige sogenannte Recht der Patente hat, er ist es, auf dessen Befehl die Truppen ihren Standort verwechseln.

Utrecht, b. Paddenburg: *Beknopte Beschryving der Oostindesche Etablissementen* etc. door *Ary Huysers*. Oud-Koopmann in dienst d. N. O. Ind. Comp. 422 S. 8.

Nach der Versicherung des Hn. Vf. trift man hier „nur einen kurzen Abriss der Besitzungen der Holländer in Ostindien, Bestimmung dessen, was jede Besitzung zu ihrer eigenen Erhaltung leistet und Angaben der Producte, die das Mutterland von derselben zieht, nebst einer Sammlung von Beylagen vorzüglich zum Gebrauch derer, die in die Dienste der Compagnie treten wollen; — alles

alles geschöpft aus bereits gedruckten Quellen bis auf einige, aber von nicht bedeutenden Werthe seyende, Data," und so hätte man dann fürwahr nicht sonderlich viel zu erwarten.

Das Werk besteht aus zwey, an Bogenzahl und Materie sehr von einander verschiedenen Theilen. Nur 140 Seiten füllt die Beschreibung und mit S. 143 fangen die Beylagen an. Schon aus der Bogenzahl und der Zahl der Besitzungen, die hier in 24 Hauptcomtoire vertheilt sind, ergiebt es sich, dass von jeder Besitzung nur sehr weniges gesagt werden konnte, so sehr enge auch die Gr nzen gezogen sind und so sehr wichtige Artikel auch der Vf. hinweggelassen hat. Aber auch selbst jene Genauigkeit und Planmässigkeit, an die wir Deutsche uns nun einmahl und mit Recht gewöhnt haben, fehlt durchaus; es fehlt die Vollständigkeit selbst, da, wo sie den Zwecken des Vf. gemäss, am wenigsten fehlen sollte; selbst die Producte, die das Hauptland zieht, sind nirgends befriedigend angegeben. Kennte der Vf. die grossen Revolutionen in Asien seit dem letztern Jahrzehend; so würde er auch manches nicht geschrieben haben, was er schrieb, und schlimmer noch ist es, dass fast alle Angaben ein statistischgraues Alter, ein volles Alter von 10 bis 15 Jahren haben; nur einige wenige gehen über das J. 1780 hinaus.

Doch bey dem allen hat das Buch seinen unverkennbaren Werth, und schon nach der Prüfung der ersten Bogen entdeckt man die Arbeit eines Mannes, der sehr viel zu sagen wusste, aber nur wenig zu sagen sich getrauete. So viele Materialien auch aus gedruckten Quellen genommen seyn mögen, so ist doch auch manches höchst wichtige, und zur Ausfüllung mehrerer sehr bedeutender Lücken in unsrer jetzigen Kunde jener Länder treflich zu benutzende Factum unter den bekannteren aufgestellt; auf mehrere Punkte, auf die auch wir nicht immer Rücksicht nehmen, ist fast überall Rücksicht genommen worden; so ist fast durchaus die Entfernung der verschiedenen Besitzungen von der Hauptstadt des holl. Indiens angegeben, oder vielmehr statistisch bestimmt, wie lange die Farth dahin von Batavia aus dauere; wie viel jede Besitzung an öffentlichen Abgaben liefere, und wie hoch sich ihre Ausgaben belaufen, ist genau und bestimmt angegeben, so wie der Zustand der Festungen und die Stärke der Garnison und der Dienerschaft; und die Beylagen, die wohl in Indien bekannt genug seyn mögen, aber es für uns nicht sind, gewähren in Betref des Ganges mehrerer der wichtigsten Geschäfte und des Geistes der Regierung manchen aufklärenden Wink.

Das erste Gesetz zur Einschränkung des Luxus wurde bereits im J. 1631 zu Batavia gegeben, und das letztere, über das ganze holl. Indien sich erstreckende und noch gültige erschien 1754. Besonders auffallend sind hier die ungeheuren Strafen, die man auf die Uebertretung einzelner Vorschriften gesetzt hat. Ausser der Confiskation hat man noch Geldstrafen von 500, 1000, ja 4000 Rthlr. beliebt, und mehrere Verbothe sind ganz von der Art, dass sie für Ackerbau, Manufacturen und Handel nicht schädlicher ersonnen werden konnten.

Weit der grösste Theil der Diener der Compagnie, auch die Geistlichen und die Ersten bey'm Militär, verpflichten sich nur auf 3, 5, höchstens 10 Jahr, und der im Ganzen karge Gehalt pflegt gewöhnlich nach Verlauf des ersten Contracts vermehrt zu werden. Ein Chef d'Esquadre erhält monatlich 120 Gl., ein Seecaptain 100, ein Lieutenant 32, und ein Matrose 7, 8, 9 höchstens 10 Gl. Bey der Armee bekömmt der Chef der ganzen Kriegsmacht, der auf 3 Jahre sich verpflichten muss, 350 Gl. monatlich, ein Oberst 250, ein Kapitain 80 und ein Soldat 9 bis 10 Gl. Jeder Predikant, nur die in Batavia ausgenommen, bekommen während der ersten 5 Jahre monatlich 110 Gl., dann steigt es; aber nie höher als bis auf 120 Gl.; und der Conrector bey dem theologischen Seminarium zu Batavia wird, wenn er als Buchhalter oder gar noch *van eene mindere qualiteit* diese Würde erhalten hat, Unterkaufmann mit 40 Gl. monatlich auf 5 Jahre, und dann Kaufmann mit 60 Gl.

Die gesammten Ausgaben der Comp. in Indien betrugen vom 1 Sept. 1778 bis letzten Aug. 1779 6,882,794 Gl. und die gesammten Revenüen 5,293,072 Gl., also um 1,589,722 Gl. weniger, als die Ausgaben, und Mossel berechnete um die Mitte unsers Jahrhunderts die Ausgaben auf 6,517,500 und die Einkünfte auf 8,791,000 Gl.; glückliche Zeiten, die aber, so gross auch die Hofnung des Hn. Vf. ist, sicher nie wiederkehren werden.

Was beym Handel mit den gesammten Nebenländern gewonnen wird, ist hier nur von den J. 1750 bis 1759 angegeben worden. Im letztern Jahr betrug der Einkauf 8,437,469 und der Verkauf 18,817,328 Gl., und im Durchschnitt genommen gab jedes jener 10 Jahre einen Handelsgewinn von 102 Tonnen. Davon aber mussten nun wohl ausser den Austheilungen an die Actionisten, die Kosten der Zurüstung der 25 bis 30 Schiffe bestritten werden, die jährlich nach Indien gingen, ferner der Sold und die Prämien für das zurückgekehrte Schiffsvolk, die aus Ostindien auf die Gesellschaft gezogen wurden, der Gehalt der Bewindhebber und viele andere wichtige Posten mehr, die zusammen auch eine sehr grosse, aber nicht gut zu bestimmende, Summe erfoderten.

Auch von den Dienern der Compagnie in Indien findet sich unter den Beylagen ein recht brauchbares Verzeichniss von den Jahren 1776 und 1777. Sie machten da zusammen ein Corps von 19192 Europäern und 2663 Inländern aus. Von den Erstern hatten 1647 Bedienungen bey der Regierung und im Handelsfache, 132 waren christliche und Schullehrer, die Zahl der Chirurgen war 332, der Artilleristen 928, der Seefahrenden 3297, die Militz bestand aus 10234 Köpfen, der Handwerker gabs 1812 und noch 810, die verschiedene Bedienungen hatten.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Edw. Umfreville über den gegenwärtigen Zustand der Hudsonsbay,* aus dem Engl. von *E. A. W. Zimmermann.* 1791. 146 S. 8. nebst einer Karte.

Umfreville enthält, wie wir bereits im 50 St. der disjährigen A. L. Z. erwiesen zu haben glauben, seiner wenigen geographischen und naturhistorischen Kenntniss

ungeachtet, die besten und neuesten Nachrichten von der Hudsonsbay und dem Handel der Engländer hier und in den benachbarten westlichen Ländern des bisher unbekannten Nordamerica. Deswegen war eine deutsche Uebersetzung auch zu erwarten, und wir freuen uns, dass diese ein Gelehrter übernommen hat, der U. Arbeit mit manchen wichtigen Zusätzen und Erläuterungen versehen, und dadurch diese Beschreibung erst recht nutzbar machen konnte. Von der gutgerathnen Uebersetzung, die der Sohn des Herausgebers besorgt hat, sagen wir daher nichts weiter, als dass unsere Leser hier das Original vollständig, und ohne alle Abkürzungen vor sich haben. Selbst Hearnes Reise nach dem Kupferfluss, die in verschiedenen deutschen Werken zu lesen ist, ingleichen die Berechnung der Pelzeinfuhr der Hudsonsbaygesellschaft von 1738 bis 1748. haben wir in der Uebersetzung wieder gefunden, wenn letztere gleich nicht einmal des Vf. eigene Beobachtung ist, und wirklich zu weit in vorige Zeiten zurückgeht. Des Herausgebers Zusätze bestehen nicht nur in mancherley Erläuterungen des Textes, wovon wir nur die genaue naturhistorische Bestimmung aller Thiere anführen, welche U., unter den Merkwürdigkeiten der Hudsonsbay nennt, und die in seiner Beschreibung beynahe unkenntlich sind. Ausserdem aber besteht die Einleitung aus einer geographischen Uebersicht von Hudsons Meerbusen und der daran stossenden westlichen Länder. Dadurch werden diese Gegenden, die erst seit wenig Jahren aus ihrer Dunkelheit hervorkommen, sehr erhellt, weil Hr. Z. dabey die neuesten Entdeckungen der Engländer benutzen konnte. Daher führt er verschiedene westliche Etablissements der Gesellschaft an, von denen Umfreville selber nichts zu wissen schien. Ihre westlichste Niederlassung ist Manchester House gegen den 112 Grad der Länge und 53 bis 54 Grad der Br. Sehr wichtig war uns die Nachricht, welche Hr. Z. aus Dalrymples *Memoir of a Map of the Lands around the Northpole* eingeschaltet hat, dass Forbishers Strasse eigentlich eine Abtheilung der Hudsons Meerenge ist, die man bisher ohne Grund nach der südlichen Spitze von Grönland verlegt hatte. Die beygefügte Karte der Hudsonsbay und umliegenden Gegenden, ist nach Arrowsmiths Weltkarten entworfen. Sie ist vorzüglich bey den westlichen Gegenden wichtig; welche mit der Hudsonsbay grenzen, der Stich aber etwas undeutlich gerathen, und keinesweges mit der Karte eben dieser Länder in *Meares* Reisen zu vergleichen.

London, b. Robinson: *View of England* towards the close of the eigtheenth Century, by *F. A. Wendeborn* in two Volumes. 1791. 8. I Vol. 442. II V. 488 S. (4 Rthlr. 10 gr.)

Diese Uebersetzung eines deutschen allgemein gelesenen Werks hat der Vf., Hr. Wendeborn in London, selbst übernommen, weil er erfuhr dass andere diese Arbeit unter Händen hätten, er auch glaubte, dass für England, manches aus seiner Schrift wegbleiben könne, was freylich für deutsche Leser unterrichtend war. Der Vf. hat daher sein Werk in dieser Uebersetzung beträchtlich abgekürzt; eine Menge nicht gerade zum Zweck gehöriger Digressionen, über den Handel, die brittischen Einkünfte, Gerichtshöfe, Parlementseinrichtungen, weggelassen, nebst allem, was er bey englischen Lesern als bekannt, oder in andern einheimischen Nachrichten vollständiger behandelt voraussetzen konnte. Viele dieser Weglassungen hat der Vf. hin und wieder bemerkt, aber noch mehr werden sie bey der Vergleichung des Originals mit der Uebersetzung sichtbar, so beträgt unter andern der vierte 462 S. starke Band hier nur 262 Seiten. Das Werk hat allerdings durch diese Abkürzung gewonnen, wenn gleich unsers Bedünkens manches weggeblieben ist, was wir beybehalten würden, wie die Anzeige der brittischen Grundgesetze, die Nachrichten vom Hofe, von der Flotte etc. Wichtige Zusätze, einzelne kleine nöthige Veränderungen abgerechnet, haben wir bey der genauesten Gegeneinanderhaltung beider Werke nicht gefunden: überall ist die alte Darstellung geblieben, die Reflexionen, sind nebst den häufigen Ausfällen auf deutsche Autoren, Uebersetzer und Recensenten wörtlich übertragen. Am meisten haben wir uns gewundert, dass der Vf. von manchen Veränderungen der brittischen Statistik, und den vielen seit der ersten Erscheinung seines Werks herausgekommenen politischen Schriften keine Notiz genommen; daher sagt er nichts von dem ostindischen Board of Controul, dem Handel nach der nordwestlichen Küste von America, dem seit 1785 so sehr veränderten Handel mit Frankreich etc. oder wollte der Vf. vielleicht nur in dieser Uebersetzung das wichtigste in englischer Sprache wiederholen, was er 1784 über den Staat von Grossbrittannien für Deutschland schrieb?

Nürnberg, b. Felsecker: *Thomas Pennants Beschreibung von London*, aus dem Englischen von *J. H. Wiedmann*. 1791. 660 S. 8.

Das Original ist bereits N. 196 des diesjährigen Jahrgangs d. A. L. Z. angezeigt worden, und nach dessen grösstentheils antiquarischen Inhalt war kaum eine deutsche Uebersetzung zu erwarten, weil in Deutschland die wenigen Liebhaber solcher speciellen Bemerkungen über die Gebäude in London gewiss englisch verstehen. Allein Hr. Wiedmann denkt über diesen Punct anders, und glaubt durch seine Uebersetzung keine vergebene Arbeit unternommen zu haben. Sie ist, so weit wir selbige mit dem Original verglichen, getreu und lesbar. Auch zeigt der Vf. überall Kenntniss beider Sprachen. Die angehängten Noten geben wenig neue Erläuterung. Die Tabellen der Londner Mortalität von 1788, worauf S. 450 verwiesen wird, haben wir in Anhange nicht gefunden, oder vielmehr die Anhänge des Originals, die bis auf diese Liste keine Wiederholung verdienten, sind sämtlich weggeblieben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12 November 1791.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN b. Vofs: *William Smellie's Philofophie der Naturgefchichte.* — Aus dem Englifchen überfetzt, mit Zufätzen des Herrn Rector *Lichtenfteins* herausgegeben, und mit Erläuterungen verfehen von *E. A. W. Zimmermann*, Hofr. u. Profeff. in Braunfchweig. *Erfter Theil.* 364 S. ohne die Vorreden. 1791. 8.

Da das englifche Original bereits in N. 211. der A. L. Z. d. J. angezeigt worden ift, fo bleibt dem Rec. der Ueberfetzung, für deren Güte fchon der Name des Hn. Z. Bürge feyn kann, nur weniges über die Urfchrift zu bemerken übrig, und es ift vielmehr für ihn Pflicht, die Behandlung anzuzeigen, welche fie bey ihrer Einführung in das deutfche Publicum erfahren hat. Die Vorrede des Hn. Z. ift ihr nicht wenig günftig, und beynahe hat es Rec. gefchienen, als wenn diefer deutfche Eingang um ein merkliches glänzender wäre, als das Innere des englifchen Gebäudes felbft, fo viel Gutes daffelbe auch wirklich enthält. Diefe Vorrede wirft einen geiftvollen und würdigen Blick auf die höhere Naturkenntnifs, und am Ende derfelben verfpricht Hr. Z. dem zweyten Bande eine Darftellung vorangehen zu laffen, wie die Naturgefchichte zum Beften der menfchlichen Gefellfchaft zu ftudiren, und zu behandeln fey. Vielleicht dürfen wir auch noch einen fehr billigen Wunfch äufsern, deffen Erfüllung, wenn fie fich anders mit der Neigung und der Lage des Herausg. vertrüge, gewifs fehr angenehm feyn würde, nämlich dafs er mit freyem und eigenem Blicke eine philofophifche Ueberficht der unorganifchen Körperwelt liefern möchte, welche *Smellie* gänzlich vernachläfsigt hat. Nicht um des Vf., fondern um mancher Lefer willen, bemerkt Rec., dafs diefe Darftellung einen etwas höheren Standpunkt erfodere, als blofs Chemie oder Mineralogie, jedes für fich genommen.

Zum Original fügt Rec. noch einige Bemerkungen zu, ehe er die Zufätze der Deutfchen anführt. S. 10. hätten die elaftifchen Bewegungen mancher Schwämme, deren animalifches Anfehen auch *O. F. Müller* bemerkte, angeführt werden können, fo wie S. 38. das lange Lebensalter des Baobabs, oder der Adanfonie, gegen welche die Eiche immer ein Kind bleibt. Das Eyweifs des Pflanzeneyes oder Saamens ift wohl S. 50. eben nicht gerade zu leugnen, und *Gärtner* beftimmt es überall, wo es vorhanden ift, in feinen Befchreibungen mit dem Namen Albumen, den es zuerft felbft von *Grew*, dem Landsmanne des *Smellie* erhielt. Eben fo wenig können auch die deutlichen Rippen den Vögeln S. 89. ohne eine fehr erzwungne unnatürliche Erklärung abgefprochen werden. Das Herz der faatfreffenden Vögel ift wohl S. 91. nur in der Vorftellung des Vf. dem Herzen der Quadrupeden ähnlicher, als bey den andern. Die Urfache der zuweilen überwiegenden Gröfse der weiblichen Individuen gegen die männlichen kann die S. 93. 94. angegebene nicht feyn, da diefer Fall bey mehrern ähnlichen Verhältniffen nicht ftatt findet. Die Fifchlungen (Kiemen) welche S. 141. den Infecten abgefprochen werden, find etwas weiterhin, S. 148., unter ihren Organen, wie es fich gehörte, angeführt. Die Unfähigkeit fleifchfreffender Thiere, die Vegetabilien, und gewächsfreffender, animalifche Koft zu verdauen, wird S. 277. viel zu allgemein behauptet. Katzen, Bären und Hunde widerlegen jenes, und es fehlt weder in Island, noch in Oftindien, an Beyfpielen, dafs wiederkäuende Thiere aus Mangel der Grasfütterung mit Fifchen ernährt werden. Die Verfchwindung des Markes wird S. 29. ganz unrichtig erklärt, indem man denken follte, das Mark verwandelte fich in Holz, welches doch eigentlich der lebendigern Schicht zwifchen Holz und Rinde gefchieht. Die Vergleichung zwifchen den Grashalmen und dem Polypen S. 33. hat Rec. äufserft oberflächlich und hinkend gefchienen. Ohne der Verftändlichkeit, und noch weniger der Theilnahme bey Naturliebhabern zu fchaden, hätte der Vf. in das Innere der Kenntnifs eindringen, und die Goldkörner aus der grofsen Menge der Erfahrung auf fo eine Weife fondern können, dafs Liebhaber mehr überzeugt, und Kenner mehr befriedigt wären. Diefe Schuld ift ganz feine eigne, und nicht feines Zeitalters, oder des Fleifses feiner Vorgänger. Auch über *Bonnet* kann ihn Rec. nach feiner Ueberzeugung nicht ganz erheben, und er fteht ihm in grofser Anlage des Zufammenhangs eben fo fehr nach, als an Schönheit des Vortrags. Wir müffen noch einem Werke entgegenfehen, das die Vorzüge diefer Schriften befitzt, und fie an tieferer, an genauerer Kenntnifs übertrifft. Viel Gutes enthält *Sm.* Werk indeffen immer, und dafs es dem Vf. von Seiten des Herzens nicht an der, zu einem folchen Unternehmen nöthigen Stimmung, gefehlt habe, ergiebt fich aus den fchönen Stellen, S. 124. 313. 314., die feine Denkungsart über menfchliche Verhältniffe fehr aufrichtig offenbaren. So ift auch Rec. ganz der Meynung des Verf. S. 167. 185. wodurch die Thierwelt für den unbefangnen Beobachter eine gröfsre Würde erhält, als die alltäglichen Begriffe bey den meiften Menfchen verftatten können.

Hr. Z. hat dem Texte des Vf. gelegentlich viele und fchöne Noten beygefügt. S. 21. fcheint er fich nur an die fehr regulären Formen der *Sagittae amatoriae* der Erdfchnecken, der Zellen in Thiermägen, der Seefterne, Seeigel und Meereicheln nicht erinnert zu haben. Die Beobachtung von *Monti* in Anfehung der trägen Bewegungen von *Hedyfarum gyrans* kann Rec. aus eigner Erfahrung

fahrung bestätigen. Er mufste eine ganz genaue Zeichnung der Pflanze entwerfen, um nach Verlauf mehrerer Stunden nur einige Veränderung wahrnehmen zu können. S. 14. äufsert Hr. Z. den Gedanken, Reizbarkeit, Reproductionskraft, Bildungstrieb, Empfindung u. f. w. dürften nur Modificationen einer und derfelben Kraft feyn, die man Lebenskraft nennen könnte. Zugleich bemerkt er, dafs er die Handfchrift der Albinifchen Phyfiologie fast vollständig befitze; wir wünfchen, dafs es ihm gefallen möchte, die interessantesten Gedanken des grofsen Mannes einmal auszuheben. Vom feel. *Wagler* find fehr fchöne Beobachtungen über das Eyerlegen der Armpolypen S. 26., und über die Begattung der Naiden S. 48. beygefügt. Ueber geographifche Zoologie und Botanik, (welche letztere auch neuerdings beherzigt zu werden fcheint,) giebt Hr. Z. S. 39. allgemeine Gefichtspunkte an; auch verfpricht er S. 41. fein klaffifches Werk verbeffert herauszugeben. Der Ausdruck: widerfinnig, S. 213. in der Note fcheint doch zu hart zu feyn. Die *Canales femicirculares* werden S. 201. bey dem Werkzeuge des Gehörs mehr, als gewöhnlich, gefchätzt. Richtiger als bey dem Vf. werden S. 172. die Inftinkte eingetheilt, und eben fo ift es auch in Anfehung des Urtheils über die Evolution S. 254. und über das Gefchlecht der Pflanzen S. 308—311. Auffallend find die Beyspiele, die Hr. Z. S. 182. und 194. von den Fähigkeiten der Thiere beybringt. Das letztere beweift durch eine fehr natürliche, aber doch wohl wenig angeftellte, Reflexion die aufserordentliche Stärke des Geruches bey Jagdhunden, welche vermöge deffelben einzelne beftimmte Individuen von Wild auffuchen können; das erftere aber erzählt von einem Canarienvogel, den fein Herr nicht nur abgerichtet hatte, die Farben der Kleidung einer jeden ihm vorgeftellten Perfon in gefärbten Seidenläppchen auszufuchen, und ihr gegenüber auf den Tifch zu legen, fondern auch daffelbe mit den Buchftaben gewiffer Namen zu thun. Als Hr. Z. diefem Vogel den langen Namen Conftantinopolitanus aufgab, fetzte er ruhig fort bis an das dritte n, welches er, da er die Buchftaben nur doppelt hatte, mit dem einen fchon vorher angewandten n erfetzen, und diefes gegen das Ende des Namens noch einmal aus feiner Stelle rücken mufste. Der Vogel zeigte bey feinen Künften eine gefpannte Aufmerkfamkeit und Ueberlegung.

Hr. Rector *Lichtenftein* hat feinen dem Buche angehängten Zufätzen eine Einleitung vorausgefchickt, worinn er richtige Gefichtspunkte für Naturwiffenfchaft und ihr Syftem feftzufetzen fucht. Anftatt fich S. 329. nur bey *Linnés* Syfteme und feiner Beurtheilung zu verweilen, hätte Hr. L. vielleicht beffer gethan, die Lehrarten der Naturgefchichte im Allgemeinen zu vergleichen, mehrere anzugeben, und jeder ihr Recht wiederfahren zu laffen. Die analytifche Lehrart der N. G. ift allerdings mit Hn. L. fehr zu empfehlen; nur mufs fie, wie er erinnert, von keinem Halbkenner in Ausübung gebracht werden. Sie kann den Weg zum Syfteme bahnen, langfam, jedoch anmuthig für gewiffe Geifteskräfte; aber Stütze des Syftems ift fie nicht. Eben fo wenig kann Rec. mit Hn. L. in allem übereinftimmen, was er S. 332. 333. u. f. über natürliche Gattungen gefagt hat. So kann Hr. L. *Linné's* künftliche, oder höchftens gemifchte Syfteme hier nicht füglich zum Beweife brauchen, dafs man keine natürlichen Syfteme erhalten könne, und eben fo fchwer wird es ihm werden, Körper aufzuftellen, bey denen es unmöglich würde, für einen der drey Naturreiche zu entfcheiden. Das vollkommne natürliche Syftem kann freylich in der Mineralogie weniger möglich feyn; aber in Zoologie und Botanik gehört es gewifs nicht „ewig unter die Zahl der frommen Wünfche," wie Hr. L. meynt. Wir fehen vielmehr fehr wohl, dafs es feiner Vollkommenheit, wie fie nur bey andern menfchlichen Vorftellungen möglich war, entgegenrücken könne. Form und Geifteskraft — dürften der Unform des Elephanten S. 344. ungeachtet, immer noch fehr wohl zufammenhängen, nur dürfte ihr Verhältnifs nicht in allen Theilen der Bildung oder im Ganzen immer zu fuchen feyn. Die Sepiendinte S. 352. wird wirklich von den Mahlern, und mit mehr Effect gebraucht, als die Tufche. So wenig wie die Fühlhörner der Infecten nach dem Vf. S. 103. zum Fühlen (fondern nach *Scarpa*, zum Hören) beftimmt find, fo wenig fcheinen die Frefsfpitzen, in Analogie mit den Fühlhörnern, nach Hn. L. S. 350. Zungen, fondern vielmehr Geruchswerkzeuge zu feyn. Das Gehirn der eigentlichen Infecten S. 342. ift nur knopfförmig, und liegt im Kopfe felbft, wenn man die Gewürme (Vermes Linn.) wegrechnet, die *Smellie* mit unter ihnen begreift, und alfo wohl Recht hat, wenn er einigen das Gehirn abfpricht. Diefe Anmerkungen follen nur einiges berichtigen, und zeigen, dafs Rec. die Schrift mit Aufmerkfamkeit las, keinesweges aber den Werth des überwiegenden Guten verringern. Die nähern Beftimmungen des Hn. L. verdienen alle Achtung, und es fehlt nicht an intereffanten Ideen, wovon wir nur z. B. die Erklärung des Sinkens und Auffteigens reitzbarer Pflanzen S. 341. durch ein vorübergehendes Welken in dem gewaltfam behandelten Blattftiele bemerken wollen.

GOTHA b. Ettinger: *Allgemeine hiftorifch-phyfiologifche Naturgefchichte der Gewächfe den Liebhabern des Pflanzenbaues gewidmet von Chr. Fr. v. W**.* Mit fechs und dreyfsig Kupfertafeln. 1791. 332 S. 8.

Wenn der Vf. gleich faft alles aus andern Schriftftellern zufammengetragen hat, und die Sachen felbft fremdem Fleifse verdankt, fo kann man ihm doch weder eine unnöthige, noch eine geiftlofe Compilation fchuld geben. Aufser einer Einleitung, worinn er eine allgemeine Ueberficht des Gewächsreiches und der Botanik liefert, hat er noch in fieben Abfchnitten, vom innern Bau der Gewächfe, von ihren Lebensorganen, Begattungswerkzeugen, der Ernährung, dem Wachsthume, der Fortpflanzung und Zerftörung, das Merkwürdigfte aufgeftellt, was dem Liebhaber bey der erften Bekanntfchaft mit der Wiffenfchaft angenehm und lehrreich feyn konnte. Der Vf. wird hin und wieder felbft fühlen, dafs er Sätze aufgenommen habe, die bey einiger Beleuchtung wegfallen müffen, und dafs er manchen Punkt, immer noch für Liebhaber anziehend, gründlicher und weiter habe verfolgen können; wir müffen ihm hingegen auch das Zeugnifs geben, dafs er auf die vielfeitigfte Behandlung feines Gegenftandes nicht wenig aufmerkfam gewefen

fen seyn dass er auch Theil die neuesten und interessantesten Bemerkungen sich eigen zu machen gesucht habe, dass die Ordnung des Ganzen von ihm selbst gedacht und gewählt sey, und dass man, bey der Deutlichkeit und Rundung seines Vortrags, gar wohl in der Folge eigne und willkommne Ausarbeitungen von ihm erwarten könne.

Ohne Druckort: *Essai sur la Théorie des Volcans d'Auvergne.* Par M. le Chevalier *de Reynaud de Montlosier.* 1785. 134. S. 8. (16 gr.)

Aus der Vorrede ersehen wir, dass Hr. *d. R.* sich mit der Naturgeschichte von *Auvergne* von Jugend auf beschäftiget, und das obengedachte Werk vorzüglich in der Hinsicht herausgegeben hat, weil eines Theils jener Provinz nur selten in Schriften Erwähnung geschehen ist, andern Theils aber, selbst von den wenigen dahin gehörigen Schriftstellern, nemlich *Desmarest*, *Guettard* und *Grand d'Aussi*, nur unbefriedigende und oberflächliche Nachrichten, über das geognostische Verhalten der dortigen Gegend, mitgetheilt worden sind. Auch unsers Vf. Absicht ging nicht dahin, Beobachtungen vom Detail aufzuzeichnen, sondern mehr: *die Verhältnisse im Ganzen zu schildern*, und dadurch den Reisenden nützlich zu werden. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, hat derselbe denn in der That sehr viel geleistet; wovon man sich durch folgende Darstellung des Inhaltes schon hinlänglich überzeugen kann. Das Ganze besteht aus 10 Kapiteln. 1. Kap. *In den Denkmählern der Geschichte findet sich keine Quelle, woraus sich das Daseyn der Vulkane* (in Auvergne) *erweisen liesse.* Hiebey führt der Vf. den *Cäsar*, *Plinius*, *Gregoire du Tour* und *Sidonius*, mit muthmaasslichen Gründen, an, warum selbige gänzlich davon schweigen. Er fügt hinzu, dass diese Merkwürdigkeit selbst neuern Physikern, welche Auvergne (freylich in anderer Rücksicht) bereiset haben, entgangen, und erst (wie auch anderweitig bekannt) im J. 1751 von den Herren *Guettard* und *Desmarest*, nach ihrer Zurückkunft vom Vesuv, aufgefunden sey. 2. Kap. *Abtheilung der Vulkane von Auvergne in zwey Klassen, und von den Vulkanen des Puy de Dome.* Die Klassen sind: *alte* und *neue* Vulkane. Hr. *R.* gibt die Gebirgsstriche an, in welchen sie gefunden werden, verbindet damit einen angenehmen geognostischen Roman über den ehemahligen Lauf, und die nachmaligen Veränderungen der kleinen Flüsse *Sioule* und *Monges*, und beschliesst mit wichtigen Nachrichten über zwey noch offene Kraters, wovon der eine zwischen den Bergen *la Vache* und *Las-Sola*, der andere aber am *puy de Parou* liegt. Schiesst man in letzteren einem, so hat der Wiederhall die grösste Aehnlichkeit mit dem Donner. 3. Kap. *Allgemeine Merkmale der neuen Laven und Vulkane.* Die *zellige* Beschaffenheit der Lava, das Aufgeblasene und Getrennte in ihren Lagen, grosse Haufen von Schlacken mit der Rauhigkeit und Ungleichheit ihrer Oberfläche verbunden; geben dem Vf. die Hauptmerkmale für den jüngern Ursprung dieser Laven ab. Die ganze Gebirgskette, welche den Namen *Puy de Dome* führt, besteht aus erdigen Massen, welche aus Trümmern von *Puzzolanerde*, *Schlacken*, und *Laven* aller Art zusammengesetzt sind. 4. Kap. *Versuch einer Theorie über den Puy-de-Dome.* *Desmarest* glaubte: der Kern desselben sey nicht vulkanischen Ursprungs, sondern ein Granit, welcher durch das benachbarte Feuer einige Veränderung erlitten habe; *Saussure* hielt die Gebirgsart für einen *erdigen Feldspath*, dergleichen er oberhalb *Valorsine*, auf den Alpen auch gefunden, und stimmt übrigens mit des *Desmarest* Meynung überein; Hr. *R.* pflichtet aber keinem von beiden bey, sondern sucht aus der Vergleichung mehrerer Hauptpunkte und dem Daseyn ächt vulkanischer Fossilien, wovon wir vorzüglich den *Bimsstein* erwähnen, zu beweisen: dass das ganze Gebirge vulkanischen Ursprunges ist. 5. Kap. *Von den älteren Vulkanen, ihren Laven, und den verschiedenen Revolutionen, welche sie erlitten haben.* Zu den Merkmahlen der ältern Vulkane rechnet unser Vf. insbesondere folgende vier: 1. die erfolgte Vertilgung ihrer Feuerschlünde. 2. Das Vorkommen ihrer Laven auf den höchsten Gipfeln der Berge. 3. Die säulenfömige Gestalt. 4. Die grössere oder geringere Verwitterung ihrer Steinarten. Er behauptet ferner: das, was jetzt die Gipfel dieser Berge wären, könnten vordem nichts als die Flächen der damahligen Thäler gewesen seyn; er erklärt diese anscheinende Uebertreibung; und wir müssen gestehen, dass alles dieses demjenigen nicht im mindesten widersprechend vorkommen wird, welcher sich schon vorher von der Vulkanität des Basaltes überzeugt hat. Hiervon würde man aber den Beweis vergeblich suchen. 6. Kap. *Von den durch das fliessende Wasser bewerkstelligten Revolutionen.* Ehe Hr. *d. R* hierüber seine Theorie vorträgt, bemerkt er, dass sich ihre Wirkung nicht nur auf Auvergne erstreckt, sondern auch die angrenzenden Gebirgsdistricte von *Vivarais*, *Velai* etc. mit einschliesst. Er folgt nun in der Hauptsache Hrn. *Saussure* und weicht nur darinn von ihm ab, dass er den Zurückzug des Wassers nicht aus dem Herabsturz desselben in offne, durch heftige Erschütterungen hervorgebrachte, Erdschlünde erklärt. Er rechtfertiget sich deshalb, wie uns dünkt, ziemlich glücklich, durch eine anderweitige, der täglichen Erfahrung weit angemessenere, Erklärung. 7. Kap. *Fortsetzung dieses Gegenstandes; Theorie über alle die Berge und Hügel, welche mit Laven bedeckt sind, und den Namen der Plattköpfe* (Plateaux) *führen.* Lava, welche die Thäler der Vorwelt ausfüllte, und die Einwirkung der Gewässer, brachten sie hervor. 8. Kap. *Von dem Ursprunge einiger einzelen Bergspitzen, die mit Laven bedeckt sind.* Da der Vf. einräumt, dass hier niemals aschenartige Gemenge, Pozzolane, Schlacken u. d. gl. sondern nur Basaltmassen gefunden werden; so hätte dieses Gelegenheit zu einer Untersuchung über die Natur dieser Steinart geben können. Es scheint aber, dass unser Vf. es nicht einmahl für möglich hält, dass man an der Vulkanität derselben zweifeln könnte; denn er führt bloss die sehr schale Meynung des Hr. *Grand d'Aussi* und die Theorie des Hrn. *Desmarest* hierüber an, und zeigt, dass beider Irrthümer nur daher kämen, dass sie diese Berge als *den Kern* der Vulkane annehmen. Ueberhaupt scheint er wenig Belesenheit in den Schriften der neuern Geognosten zu haben, und so wenig

nig die Theorie des Ritters *Hamilton*, als die Einwürfe der Neptunisten zu kennen. Er leitet die kegelförmige Gestalt jener Basaltberge bloss von der allmähligen Verwitterung und Abschwemmung durch Wasser her, und betrachtet ihre Masse als die festeste dauerhafteste Lava. Es sind Ueberbleibsel der ältesten vulkanischen Kränze, die aber nicht desfalls, wie Desmarest annimt, unter dem Meere entstanden seyn dürfen. 9. Kap. *Versuch einer Theorie uber den Mont-d'or.* Dieser Name bezeichnet ein äusserst merkwürdiges und ansehnliches Gebirge. Sein Umfang beträgt 15-20 (Französische) Meilen, seine Höhe über die Meeresfläche 1000-1100 Toisen, und 600-700 Toisen über seinen gebirgigten Fuss, welcher 5-6 der benachbarten Provinzen begreift. Ueberall erscheint der *Mont-d'or* als ein stückliches isolirtes Gebirge. Gegen Morgen und Mitternacht ergiessen sich seine Gewässer in den *Allier*, der sie mit sich in die *Loire* führt; gegen Abend und Mittag vereinigen sie sich, machen die *Dordogne* aus, durchschneiden *Limousin* und *Guienne*, und vereinigen sich mit den Flüssen der Pyreneen. Der Gipfel des *Mont-d'or* besteht aus den Laven, welche die neuern Laven-Ströme ausmachen; sie sind aus einer granit- und porphyr-artigen Masse entstanden und haben Feldspath, der zum Theil unversehrt und krystallisirt ist, in ihrem Gemenge. Andere Abänderungen sind mit Stücken von schäumiger Lava und Schlacken versehen, und hier oder da findet sich auch Basalt, welcher zum Theil säulenförmig abgesondert ist. Hr. de R. findet es sehr auffallend, dass selbst nirgends am Fusse dieses Gebirges *Granit*, *Porphyr*, *Hornstein*, *Quarz* oder ähnliche Steinarten angetroffen werden, welche die uranfänglichen Gebirge ausmachen. Oft fand er auch am Fusse nichts als jene genannte Laven; sehr oft aber, an andern Stellen, ausserordentlich dicke Läger von *Tripel* oder von einem *bimsteinartigen Sandstein*, welcher so fein ist, dass er zuweilen dem *Thone* ähnlich wird. Besonders findet sich dergleichen an dem Pic *Sancy*. — Das Ganze scheint indessen auf einem Fusse von *Granit* zu ruhen. Um nicht zu weitläuftig zu werden, müssen wir die Theorie des Vf. über die Entstehung dieses Gebirges übergehen, und die Leser auf das Buch selbst verweisen. Es ist wiederum viel romanhaftes darinn und eine neue Aeusserung gegen Hrn. *Saussure's* Meynung von dem Zurückzuge des Wassers. 10. Kap. *Von den vulkanischen Kräften überhaupt, und von dem Urstoff der Laven.* Hr. de R. beweiset recht gut, dass das Feuer allein hiebey nicht wirksam ist, und nimmt an, dass *alle* Fossilien Stoff zur Lava hergeben, wenn sie in den Heerd der Vulkane gerathen; wogegen wohl niemand etwas einwenden wird. Wir beschliessen diese Anzeige mit der Versicherung, dass dieses kleine Werk äusserst interessant geschrieben, und von uns mit vielem Vergnügen gelesen ist.

Düsseldorf, b. Dänzer: *Peter Campers Naturgeschichte des Orang Utang und einiger andern Affenarten, des Africanischen Nashorns und des Rennthiers.* Ins deutsche übersetzt und mit den neuesten Beobachtungen des Verfassers herausgegeben von *J. F. M. Herbell*, mit Kupfern 224. S. 4.

Das Original ist ziemlich bekannt geworden, doch wird diese sehr gut gerathene Uebersetzung gewiss diese Meisterstücke noch bekannter machen, da sie vor dem Originale durch wichtige Zusätze sich auszeichnet. — Diese betreffen das Rindvieh ohne Hörner, Poalcows, die Canales incisivi sind nicht Röhren oder Oeffnungen der Schneidezähne, wie sie hier S. 48. übersetzt werden, sondern Kanäle hinter den Schneidezähnen. In der Note 83 beschreibt nun Camper sehr deutlich die Schneidezähne des asiatischen Nashorns, die er ehedem leugnete; der Elephant begatte sich, wie andere Thiere, nicht rückwärts. Die Zunge der asiatischen Nashörner sey wirklich sanft. Wir besitzen durch die Güte des Hrn. Vf. die schöne Platte von dem asiatischen und africanischen Nashorn, deren er S. 61 gedenkt; und die wohl verdient hätte, hier beygefügt zu werden. Noch hätte der Hr. Uebersetzer beym Nashorn, des Bruce und le Vaillant erwähnen können. —

In der Abhandlung vom Orang Utang gesteht Camper, dass er ehedem den Gibbon mit dem Wouwou verwechselt habe; auch dass er irrig der Meynung gewesen sey, dass ein Affe nie eine Nase haben könne, da er sie 1787 zu Paris im königlichen Kabinet beym Kahau oder Bantagan wirklich gesehen habe. — Noch beschreibt er in einer Note den Pongo, von dem auch Rademacher und Wurmb Ausmessungen gaben. Zuletzt hat noch Hr. Herbell den Erfolg der im Anhang vorgetragenen Einwürfe wider die vermeynte Hand eines Orangs mitgetheilt, der nunmehr Campers Verdacht eines Betruges völlig bewiesen hat. Die Kupfer könnten ein wenig feiner und reinlicher copirt seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig u. Wien*, b. Ignaz Edl. von Kleinmayer: *Die schöne Beata, oder der Kapaun*, in 12 Gesängen von *Keppler*. 1790. 8. S. 94. Was nicht ein Criticus alles lesen muss! Die schöne Beata, die Heldin dieses komisch seyn sollenden Romans, ist ein Wäschermädchen und die Erzählung ihrer Avantüren ein Gewebe von Plattitüden, wie folget: „Sie trug die Hosen jetzt zu Riesenthal hin; er zog sie an. Beata sah ihn in den weissen Hosen. Er fühlte der Liebe ganze Macht; sie gab ihm Muth, er war so heftig, so feurig, war so beredsam, die Schöne konnte nicht länger widerstehn. Den Blick auf die Hosen geheftet, sank sie in seine Arme." Der Vf. sagt in der Vorrede, dass man ihm im Auslande Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Was das wohl für ein Ausland seyn mag? Die Deutschen werden das Ausland schwerlich um dergleichen schmutzige Wäsche beneiden, wenn die *Gerechtigkeit*, wie es scheint, *Beyfall* bedeuten soll.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 14. November 1791.

NATURGESCHICHTE.

London auf Kosten des Vf. in Comm. b. Leigh u. Sotheby: *Index ornithologicus*, five *Systema Ornithologiae* complectens Avium divisionem in Classes (?) Ordines, Genera, Species ipsarumque varietates: adjectis Synonymis, Locis, Descriptionibus etc. Studio et opera *Joannis Latham* S. A. S. Vol. I. II. 1790. 920 Seiten mit fortlaufenden Seitenzahlen in Quart.

Der Vf. zeigt in der Vorrede an, dass ihn während der neun Jahre, die seit der Herausgabe seiner Synopsis of birds verflossen, viele seiner Freunde angelegen haben, ein kurzes lateinisches Compendium der Ornithologie zu schreiben; es sey auch schon zum Druck fertig gewesen, als er des Hrn. Gmelins Ausgabe des linneischen Systems erhalten und darinn so viel neue und gute Bemerkungen gefunden habe, dass er es nicht hätte unbenutzt lassen können, und so hofft er, dass sein gegenwärtiges Werk „si non ex omni parte absolutum atque perfectum „sit, eam tamen absolutionem perfectionemque attigisse, „quam praesens huius studii ratio atque disciplina admit„tat." Das ist der Fall nun gewiss nicht. Lateinschreiben scheint des Vf. Sache nicht zu seyn, und seine grosse Unkunde in dieser Sprache leuchtet überall hervor; nur zwey Beyspiele von den ersten Seiten: „Cauda constructa „est e rectricibus, numero *variantes*, et nascitur ex uro„pygio." Von den Tauben sagt er: „pullus *intra* inglu„viem matris grana in os recipit." Dass Hrn. L. das Lateinschreiben eine schwere Sache seyn müsse, erkennt man um so mehr daraus, weil er Kennzeichen und Beschreibungen, selbst da, wo er von Hn. Gmelin abweicht, doch wörtlich von ihm entlehnt. Zum Beweise mag folgende Stelle dienen, welche wir noch mehr gebrauchen werden.

Gmelin	*Latham*
barbarus. 13. Vultur ex atro fuscus, subtus albus in fuscum inclinans, pedibus lanatis, digitis plumbeis, unguibus fuscis	5) barbarus. Vultur ex atro fuscus, subtus albo fuscescens, pedibus lanatis, digitis plumbeis, unguibus fuscis.
Vultur barbatus. *Briss. Orn. p.* 137. *n.* 13.	Vultur barbatus. *Briss. VI. App p.* 26. *Id.* 8. *I.* 137. *Gmel. syst. I. p.* 250.
Bearded Vulture. *Edw. av* 106. *t.* 106. *Lath. syn. I.* 1. *p.* 11. *n.* 6.	Bearded Vulture. *Edw. t.* 106. *Lath. Syn. I. p.* 11.
Habitat in Africa praesertim Barbaria, falconis fulvi magnitudine.	Habitat in Africa, praesertim Barbaria, magnitudine Falconis fulvi.
Rostrum ex purpurascente carneum, mandibula inferior fasciculo plumarum nigrarum pendularum barbata; supercilia rubra; irides flavae; capitis maxima pars lanugine alba vestita, fronte tamen, genis, et oculorum area nigris; cervix pennis angustis acuminatis, longis albicantibus tecta.	Rostrum ex purpurascente carneum, mandibula inferiore fasciculo plumarum nigrarum pendularum barbata: supercilia rubra: irides flavae: capitis maxima pars lanugine alba vestita: frons, genae et oculorum area nigra, cervix pennis angustis acuminatis, longis albicantibus tecta.
barbatus. 38. Falco albido-rutilus, dorso fusco, taenia nigra supra et infra oculos.	6) barbatus. Vultur albido-rutilus, dorso fusco, taenia nigra supra et infra oculos.
Vultur (barbatus) albidus, dorso fusco etc. *Syst. nat. XII. I. p.* 123. *no.* 6.	Vultur barbatus. *Lin. Syst. I. p.* 123. 6. — *Ger. Orn. I. p.* 49. *t* 11. *Bor. Nat. II. p.* 64
Gypaëtos grandis. *Storr's Alpenr. I. p.* 69.	— Alpinus. *Briss. Orn. I p.* 464. 8. — *Id.* 8. *I. p.* 133. 9
	Falco barbatus. *Gmel. Syst. I. p.* 252.
Percnopterus s. Gypaëtos. *Aldr. orn. I. p.* 216. *t.* 217. 219. *Gesn. av.* 199. *Will. orn.* 33. *t.* 4. *Raj. av.* 8. *Alb. av.* 2. *p.* 2.	Percnopterus, s. Gypaëtos, *Raii Syn. p* 8. *N.* 10. *Will. p.* 33. *art. VIII. N.* 4. — *Id. (Angl.) p.* 65. *t.* 4. *Storr Alpenr. I. p.* 69.
Vultur alpinus. *Briss. av. I. p.* 464.	
Lämmergeyer. *Andreä Brief. aus der Schweiz. p.* 195. *t.* 12.	Lämmergeyer. *Andreä Brief. aus der Schweitz p.* 195. *t.* 12. — *Deconv. Russ. II. p.* 385. *t. in p.* 387.
	Avoldojo barbato. *Cett. uc. Sard. p.* 16.
	Vulturine Eagle. *Alb II. t.* 3.
β. Vultur aureus. *Gesn. av.* 783. *t.* 781. *Aldrov. I. p.* 277. *t.* 276. *Briss. Orn. p.* 132. *n.* 5. *Hablizl apud Pallas n. nord. Beytr. IV.* 64. *it. S. G. Gmelin it. IV. p.* 185.	β. V. rufus, dorso nigro, capite et collo supremo rufo-albis, remigibus rectricibusque fuscis. Vultur aureus. Brif. I. 458. 5. Id 8. p. 132. Raii Syn. p. 10. N. 5. Will. Orn. p. 35. No. 5. Hablizl apud Pall. n. nord. Beytr. IV. 84. et S. G. Gmelin St. IV. p. 185.
Vultur. baeticus. *Aldrov. Ornith. I.* 273. *t.* 274. *Will. Orn.* 35. *Raj. av.* 10.	Vultur boeticus. *Raii Syn. p.* 10. *No.* 3. *Will. p.* 35. 3.
Vultur fulvus Gesneri. *Raj. av. p.* 10. *n.* 5.	Chesnut Vulture. *Will. (Angl.)* p. 66. 3.
Golden vulture. *Latham syn. p.* 18. *n.* 13.	Golden Vulture. *Will. (Angl.) p.* 67 *No.* 5. *t.* 4. *Lath. Syn. I. p.* 18.
V. Falco (magnus) cera caerulescente, pedibus et corpore subtus castaneis albo mixtis, cauda einerea. *S. G. Gmelin it. III. p.* 365. *t.* 38.	V. Falco cera caerulescente, pedibus et corpore subtus castaneis albo mixtis, cauda cinerea.
	Falco magnus. *S. G. Gmelin it. III. p.* 365. *t.* 38. *Gmelin Syst I. p* 252.
Habitat gregibus parvis in alpibus helveticis, rhaeticis, noricis, β et γ persicis Nescher sacrae scripturae ex sententia Oedmani.	Habitat gregibus parvis in alpibus helveticis, rhaeticis, noricis, β et γ persicis.
Chrysaeto maior, ut 4 pedes longitudine aequet etc.	(die Beschreibung fehlt hier)

Gmelin	*Latham*
Nidificat in antris rupium inaccessarum, ova 3-4 ponens; victitat animalibus alpinis etc. — — Habitu externo, gregario volatu, cadaverum appetitu ad vulturem, reliquo victu, capite et collo, audacia ad aquilas accedit.	Nidificat in antris rupium inaccessarum, habitu externo, gregario volatu, cadaverum appetitu, ad vulturem; reliquo victu, capite et collo ad aquilas accedit.

Diese Stelle führen wir zugleich an, um zu zeigen wie weit Hn. *L.* Werk noch von der Vollkommenheit entfernt sey, die er ihm beylegt. Linné vereinigte unter dem Namen Vultur barbatus *Gesners* Vultur aureus, *Edwards* bearded Vulture und *Aldrovands* Vultur baeticus, entlehnte aber offenbare Kennzeichen und Beschreibung von Edwards Abbildung und Beschreibung. Hr. Gmelin machte nicht nur zwey Arten daraus, sondern setzte sie auch unter zwey verschiedne Gattungen, wobey er den unbegreiflichen Fehler begeht, dafs er Edwards und Linnés Synonymen trennt; diesen Fehler als den ersten, copirt Hr. *L.* treulich. Die Gründe, warum Hr. *G.* den Vultur barbatus unter die Falken stellt, giebt er deutlich mit den Worten an: „capite et collo — ad aquilas accedit" weil Linné und mit ihm Hr. Gm. und auch Hr. *L.* in der Bedeckung des Kopfes den Unterschied der Adler und Geyer setzen; Hr. *L.* schrieb dies treulich ab, und setzt ihn doch unter die Geyer! der zweyte Fehler. Die Ursache, warum Hr. G. Andreäs Lämmergeyer von Edwards Bartgeyer trennt, ist, weil jener nach Stähelins Beschreibung einen befiederten Kopf hat, und die zwölfte Tafel in Andreäs Briefen ihn auch so abbildet; aber zu geschweigen, dafs man offenbar bemerkt, dafs Hn. Stähelins Beschreibung sehr mittelmäfsig ist, und die Abbildung weder mit der Beschreibung noch der Natur stimme, so ist offenbar in der zweyten Zeichnung des Kopfs tab. 126., die doch von einem Vogel derselben Art ist, die Stirn kahl, die Stähelinsche und Gesnerische Beschreibung in Andreäs Briefe sind wiedersprechend, denn jener giebt dem Kopfe kleine Federn, dieser pilos plumosos, oder plumulas, und Gesner sagt in seiner Reise „der vordere Theil des Kopfes „ist beynahe kahl, oder vielmehr die Federn, welche ihn „bekleiden, sind ganz abgestumpft, steiff weifslich und „schwarz;" so dafs endlich, wenn man alle diese anscheinende Widersprüche vereinigt, zuletzt die Bedeckung „with white down" heraus kommt, die Edwards seinem Geyer beylegt, und da diese Bedeckung des Kopfs der einzige wesentliche Unterschied ist, der sich in den Beschreibungen findet, so werden aus diesen beiden Arten nur eine einzige, wie schon Linné sie richtig angab: der dritte Fehler. — Germ Orn. I. t. 11. führt der Vf. als die Abbildung des Vultur barbatus, also als eines vom Vultur barbarus, den Edwards mahlte, verschiednen Vogels an, und die Germische Figur ist eine Copie der Edwardschen; eben so ist Borowskis Beschreibung nach Edwards verfertigt, — der 4te und 5te Fehler. — Brissons Vultur Alpinus, Ray's und Willughby's Percnopterus und Albin's Vulturine Eagle sind nicht der Lämmergeyer, sondern Buffon's Percnoptere, des Vf Vultur Percnopterus a. der 6te Fehler. Also 6 Fehler in der Bestimmung einer einzigen Art und ihrer Synonymen, gewifs also mehr, als in einem opere tam perfecto statt finden dürfen. Müfste Rec. nicht den Raum sparen, so würde er in den Angaben der beiden Arten Vultur Percnopterus und Leucocephalus eine noch weit gröfsere Menge noch gröfserer Unrichtigkeiten und so durch das ganze Werk deren tausende anzeigen können. Mit so grofsem, wir möchten sagen mit so gänzlichen Mangel an Kritik ist das ganze Werk bearbeitet; doch finden sich hin und wieder wahre Verbesserungen des Gmelinisch-Linneischen Systems, z. B. die Vereinigung des Psittacus aestivus und amazonicus Linn.; sie sind aber rarae aves. Dafs die Gmelinischen Namen neuer Gattungen und Arten beybehalten sind, wird man aus dem vorhergehenden schon vermuthen, nur ein paarmal sind sie mit andern oft schicklichern verwechselt; z. B. Glaucopis in Callaeas. Die Ordnung ist dieselbe wie in des Vf. Synopsis, oder die Pennantische. Ganz neue Arten, die noch nirgends, auch selbst in des Vf. Supplement zu seiner Synopsis noch nicht beschrieben sind, sind folgende: Psittacus formosus, pusillus und galleritus alle, drey aus Neu-Süd-Wallis. Coracias strepera von Norfolk-Eiland. Trogon flavigaster und Merops corniculatus aus Neu Holland. Certhia asiatica aus Ostindien; C. novae Hollandiae aus Neu-Holland. C. incana aus Neu-Calledonien. C. peregrina, deren Vaterland unbekannt ist. Fringilla caudata und georgiana aus Neu-Georgien. Muscicapa Novae Hollandiae und Cambajensis. Alauda obscura aus England Motacilla hudsonica, aus Hudsonsbay; cucullata aus Carolina, M. cambaiensis, guzurate, asiatica, alle drey aus Guzurate. Columba brunnea aus Neu-Seeland. Perdix cambajensis von Guzurate.

London, b. White: *Plantarum icones hactenus ineditae*, plerumque ad plantas in herbario linnaeano conservatas delineatae Auctore *J. E. Smith*, M. D. Fasciculus III. Tab. 51—75. S. 75. Fol. 1791.

Der würdige Vf. fährt ununterbrochen fort, die Schätze der linneischen Nachlassenschaft den Pflanzenliebhabern mitzutheilen. In gegenwärtigem dritten Heft werden drey neue Arten des Baldrians (Valeriana *polystachia*, flor. triandris, fol pinnatis, spica composita verticillata, hab. in agro bonariensi; Valer. *carnosa*, flor. triandris, fol. ovalibus dentatis carnosis glaucis; hab. in America merid; Valer. *chaerophylloides*, flor. triandris, fol. omnibus pinnatis, foliolis pinnatifidis laciniatis, pedunculis axillaribus; hab. in provincia Chancy Peruae) und fünf neue Arten der Brombeere (Rubus *rosaefolius*, fol. quinato pinnatis ternatisque utrinque viridibus caule petiolisque aculeatis, floribus solitariis; hab. in Insula Mauritii; Rub. *pyrifolius*, fol. simplicibus ovalibus acuminatis serratis nudis, caule aculeato paniculato, petalis minutis; hab. in Java; Rub. *elongatus*, fol. simplicibus cordatis acuminatis duplicato serratis subtus tomentosis, caule aculeato, calycibus obtusis; hab. in Java; Rub. *pedatus*, fol. pedato-quinatis incisis, pedunculis filiformibus medio bracteatis, calic. glabriusculis; hab. in America meridionali; Rubus *stellatus*, fol. simplicibus lobatis, caule inermi erecto unifloro, laciniis calycinis lanceolatis acutis; hab. in America bor.), ausser diesen aber noch folgende Pflanzen beschrieben und abgebildet: Agrostis *capillaris*, panicula capillari

patente

patente flexuosa, calyc. subulatis aequalibus glabris coloratis muticis. — Diese Art hat Linné in der Flora lapp. No 45. und in der ersten Ausgabe der spec. 62. zwar aufgenommen, aber in der Folge selbst mit der allgemein bekannten Art des Straussgrases gleiches Namens verwechselt, und ihre Synonyme unsicher gemacht; Hr. Smith trennt nun jene mit Recht von dieser, nur sollte dieses Grass auch einen neuen Namen erhalten haben. Juncus *stygius* Lin. — Selbst Linné unterschied ihn ehehin nicht vom Iunc. bufon. Menziesia *ferruginea* — hab. in America merid. — Eine neue Gattung, deren wesentlicher Character: Cal. monophyllus repandus; corolla monopetala, filamenta (8) receptaculo inserta; capf. supera, quadrilocularis: dissepimento e marginibus inflexis valvularum, nahe an Erica gränzt. Erica *nudiflora* Lin. Andromeda *salicifolia*, et *buxifolia* Lamarck. Atractylis *purpurea* et *mexicana* Lin. — Hr. S. verbessert auch den wesentlichen Charakter: corolla radiata: corollulis radii 3 vel 5-dentatis. Eupatorium *scabrum*, *urticaefolium*, stoeckatifolium, microphyllum Lin. Saehelina *ilicifolia* Lin. Asplenium *resectum*, frondibus pinnatis: pinnis trapeziformibus acuminatis inciso-crenatis postice integris; hab. in Insula Borboniae. Asplen. *monanthemum* Lin. — Gewiss sehr viel dem vorigen ähnlich. Hr. S. versucht auch hier die Farrnkräuter, je nachdem sich ihre Saamenhäute nach innen oder aussen öfnen, zu bestimmen. Wir sehen aber davon noch keinen Nutzen, wenn der Charakter Asplenii so verbessert wird: integumenta e venis ortum ducentia, *versus costam dehiscentia*, da Asplen. *Ruta muraria* und andere, die unter dieses Genus passen, ausfallen und ein neues Genus einnehmen müssten; höchstens möchten wir diese Methode zu Unterabtheilungen empfehlen. Adiantum *triphyllum*, Lamark. Fucus *inflatus* Lin. Zu bedauern ist es, dass manche kleinere Blumentheile nicht genauer vorgestellt werden konnten. So finden wir z. E. an keiner der obengenannten Arten des Baldrians die höckerige Basis der Blumenröhre; bey Agrostis *Capillaris* ist es nicht zu entscheiden, ob die *Stigmata penicilliformia* oder *longitudinaliter hispida* sind. Übrigens sind die Abbildungen so vortreflich wie, bey den ersten Heften, und das vierte Heft nebst dem Index soll der Versicherung des Hn. Vf. gemäss auf das eheste den ersten Band vollständig machen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Jena, b. Cunos Erben: *Neues Repertorium für biblische und morgenländische Literatur* herausgegeben von M. *Heinr. Eberh. Gottlob Paulus*, der Philos. und der Or. Spr. Prof. zu Jena. Dritter Theil 1791. S. XLIV. u. 403. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Eine blosse Anzeige der in diesem Theil enthaltenen wichtigen Abhandlungen macht alles weitere Lob und alle Empfehlung überflüssig. Hr. M. Rosenmüller hat den arabischen Text von Abulfeda's Beschreibung von Mesopotamien aus der zu Dresden aufbewahrten Seebischischen Abschrift des Parisischen Codex von Abulfedas Geographie mitgetheilet, zu der Hr. Paulus Anmerkungen hinzugefügt hat, die aus der Vergleichung des Textes mit der Reiskeschen in dem Büschingschen Magazin gedruckten Uebersetzung entstanden sind. Nun folgen die Abhandlungen. 1. *C. G. Antons Versuch, die Melodie und Harmonie der alten hebräischen Gesänge und Tonstücke zu entziffern. Zweiter Theil.* Er zeigt die Anwendung seiner Theorie auf hebräische Grammatik, Auslegung und Kritik. Der zufolge sind die Accente in den prosaischen Büchern keine Unterscheidungszeichen, sondern blosse Zeichen der Declamation. Aus ihr folgt, dass der Titel אל תשחת Pf. 57. 58. 59. 75. keine Anzeige der Melodie, sondern eine Erinnerung an den Musikdirector sey, die Composition dieser Lieder ohne Fehler vorzutragen, dass die Psalmen מזמר genannt, aber nicht שיר, mit Musik begleitet wurden, dass סלה nicht zum Text gehöre, und die Wiederholung des vorhergehenden Wortes und einen ganzen Schluss anzeigen, dass bey Pf. 107. v. 10. 17. der ganze erste Vers zu wiederholen sey. Nicht minder wichtig als die bisher angeführten Exempel von dem Einfluss der Theorie auf die Exegese, sind die von dem Vf. angegebenen, wodurch ihr Nutzen in der Kritik gezeigt wird. Musikverständige, die zugleich Kenner der hebräischen Sprache sind, müssen durch die Folgerungen, welche der Vf. macht, aufgemuntert werden, den Grund derselben zu prüfen. 2 *Berichtigungen einiger verdorbenen Stellen im Bar Hebräus*, von Hn. Prof. *Lorsbach* zu Dillenburg. Schon in dem Eichhornischen Repert. hatte er sich als einen treflichen Kenner der syrischen Sprache gezeigt. In diesem beweiset er seine Geschicklichkeit an beynahe 50 Stellen der syrischen Chronick, die durch seinen Scharfsinn verbessert werden. Es wäre zu wünschen dass, Hr. L., der seinen Fleiss der Berichtigung des Textes und der Version, und der Erläuterung desselben aus der Geschichte und Geographie widmen will, den gedrukten Text vorher mit dem vatikanischen MS. vergleichen könnte. Dieses MS. hat in den von Assemani ausgehobenen Fragmenten richtigere Lesarten als die zu Oxford abgeschriebenen, und Rec., der noch eine andere Probe in Händen hat, weiss, dass der vatikanische Text nicht selten vollständiger und richtiger ist, als der zu Oxford befindliche. Die S. 84. N. 7. vorgeschlagene Verbesserung [Syriac] statt [Syriac] ist auch in einem der Oxforder MSS., wie den Rec. ein dasiger Freund versichert, der übrigens der Meynung ist, dass eine nochmalige Durchsicht dieser MSS. nicht viele Materialien zur Berichtigung des Bar Hebräus liefern würde. 3. Hr. *Lorsbach* giebt einen Beytrag zur syrischen Grammatik, in dem er zeigt, wie die aus der griechischen Sprache in die Syrische übertragenen Substantiva im Plural formirt werden, wovon Hr. Ritter Michaelis nicht ausführlich genug gehandelt hatte und 4. zum syrischen Lexikon über die Bedeutung von [Syriac], [Syriac], nicht *Krug*, aber *Gewölbe*. 5. Eine lateinische Beschreibung eines sehr alten MS. auf der kaiserlichen Bibliotheck zu Wien, worin Fragmente des Lucas und Marcus nach einer Vor-Hieronymianischen lat. Ueberfetzung sind, ist nebst der Abschrift der Fragmente von Hr. Alter eingeschickt. Wenn man diese Abschrift mit den Auszügen, welche Bianchini im

evangel. quadrupl. bekannt gemacht hat, vergleicht, so wird man einige beträchtliche Varianten bemerken. 6. Zur Geschichte des Samaritanisch-arabischen Pentateuchs ein paar Beyträge von dem Herausgeber. a. Die Epoche الأصغر soll die kleine oder abgekürzte Seleucidische Jahrrechnung mit Weglassung der Tausende seyn; wornach der Codex im J. C. 1572 geschrieben ist. b. Die Verfasser des Pentat. werden nach den Excerpten, die man aus Paris durch die Bemühung des Hr. Prof. Schnurrer erhalten hat, genauer bestimt. 7. Das *Alter der hebräischen Schriftbücher des alten Testaments* ist ein mit vieler Freymüthigkeit geschriebener Aufsatz von dem verstorbenen Würtembergischen Prediger *Fulda*. Der gegenwärtige betrift die Bücher Mosis, die nach dem Vf. nicht allein nicht von Moses, sondern nicht einmal vor dem Könige David geschrieben sind. Die Sache ist schon von andern behauptet, aber noch von keinem mit so vielen und so scharfsinnigen Gründen unterstützt. Den Forschern der Aechtheit der Mosaischen Schriften ist die Prüfung derselben zu empfehlen. 8. Hn. Prof. *Tychsen* Nachricht von Joseph Scaliger *Thesaurus linguae arabicae*, einer Handschrift auf der Universitätsbibliothek zu Göttingen, zeiget eine wenig bekannte Quelle an, woraus die neue Ausgabe des Golius, welche im Werke ist, vermehrt werden kann. 9. Hr. D. *Gottl. Chr. Storr* war von dem Herausgeber aufgefodert, seine Gedanken *über die Geistesgaben der Korinthischen Christen* für das Repertor. noch weiter auszuführen. Er bestreitet erst die Gründe für die Eichhornsche Meynung, dass die Sprachgabe in unverständlichen, blos mit Bewegung der Zunge hervorgestossenen Tönen bestanden habe, und sucht darauf, den übernatürlichen Ursprung der Gabe, in fremden Sprachen zu reden, und der übrigen von dem Apostel 1 Kor. XII. erwähnten Gaben zu beweisen. Es geschiehet dieses mit beständiger Rücksicht auf die dagegen von Hrn. Paulus und andern vorgetragenen Einwürfe. Nicht zufrieden aber, das Daseyn der Wundergaben nach exegetischen Gründen untersucht zu haben, bestimmt der Vf. auch den Nutzen derselben für die Ausbreitung des Christenthums. Man muss nun erwarten, ob diejenigen, deren Erklärung hat widerlegt werden sollen, den Streit noch fortsetzen, oder die Entscheidung dem Publikum überlassen werden. Wenn die Existenz der Wundergaben an sich selbst nicht so unwahrscheinlich, der Gebrauch derselben so sonderbar, die damit verbundenen Schwierigkeiten so auffallend wären, so würde man wohl gegen die historischen und hermenevtischen Gründe nicht viel zu erinnern haben. 10. *J. F. Gaab* über die Literatur der christlichen Syrer. Einige allgemeine Bemerkungen über den weiten Umfang der von chr. Syr. bearbeiteten Gelehrsamkeit. 11. Desselben Conjecturen über einige Stellen in der syrischen Chrestomathie des Hrn. Geh. J. R. Michaelis. Sie verrathen Aufmerksamkeit und kritischen Scharfsinn, obgleich gegen verschiedene vieles zu erinnern ist z. E. S. 371. Z. 10. unmöglich kann [Syriac] *vor ihnen* heissen. *In sie* nämlich in das Archiv, welches ein *nomen plur.* ist (f Repertor. S. 108) *Das. Z.* 12. wird geklagt, das Assemani so frey übersetze, dass man nicht weiss, wie er [Syriac] angesehen. Punctation und Uebersetzung geben es genug zuerkennen — *Das. Z wort.* Hätte der Vf. mit S. 919. des syrischen Lexic. die er citirt, noch S. 811. und 543. verbunden, so würden ihm vielleicht die von ihm als unächt ausgestrichenen Worte verständlicher geworden seyn. *Davon dass sie* [Syriac] *enthaltsam waren, haben sie sich Nasiräer genannt.* — Eben so wenig ist [Syriac] eine Glosse S. 372. Z. 17. Die Verba [Syriac] [Syriac] sind so zu verbinden, dass das letzte *adverbialiter* übersetzt wird, und zu [Syriac] gehörte und schicket sich das Lomad vor [Syriac]. Die Anmerkung ist zwar trivial, aber um des Kritikers willen nicht entbehrlich. Wir übergehen andere — 12. Hr. Prof. *Justi* thut den Vorschlag, in einer neuen hebräischen Bibelausgabe die Accente weg zu lassen, und dafür die sonst gewöhnlichen Unterscheidungszeichen einzuführen. Wie es mit den Vokalen gehalten werden soll, die durch die Accente entstanden sind, wird nicht erinnert; der Umstand verdient indessen doch auch eine Erwägung. XIII. Hr. Paulus vertheidiget seine Bemerkungen über die Nachricht von der hebräischen Chronik der malabarischen Juden gegen die Einwürfe, welche Hr. Joel Löwe in der Eichhornischen Bibliothek dagegen gemacht hatte. XIV. Nachrichten.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Berlin* u. *Stralsund* b. Lange: *Mechanismus der künstlichen Elektricität, verglichen mit elektrischen Naturbegebenheiten, und der Elekt. des Turmalins und des Zitterals*, von *G. C. Nahmmacher* 1791. 86 S. 8. (4 gr.). Der Vf. meynt in der Vorrede, „dass es bey dergleichen Unternehmungen (hier bey Erklärung der künstlichen Elektricität) nicht eben allemal auf grosse Gelehrsamkeit, sondern nur auf einen glücklichen Einfall ankomme, der mit einer etwanigen (vermuthlich mit einiger richtigen) Kenntniss in Anwendung gebracht wird, und lassen sich aus so einem Einfalle die Vorfälle gut erklären, so ist Hoffnung, die Sache möge getroffen seyn. Der Vf. hat keine Versuche angestellt, nur die verschiedenen Erklärungen über die künstliche Elektricität zusammengefasst. Aber der glückliche Einfall des Vf. ist „die Erwärmung einer Masse vermehrt ihre Anziehung mit der elektrischen Materie" S. 20. Um diesen Einfall drehen sich nun meist alle seine Erklärungen von dem *Franklinischen* Ueberfluss und Mangel; und diese Erklärungen sind oft willkürlich, ja meistens gezwungen. Naturerscheinungen zu erklären, die sich dem Beobachter mannichfaltig, und eben daher verwickelt darstellen, dazu gehört Scharfsinn, und viele Uebung, um sich vom Scheine nicht täuschen zu lassen, und so ist dann dieses Geschäfte nicht Jedermanns Sache. Hätte sich der Verf. mit diesem Kapitel aus der wirklichen Natur mehr bekannt gemacht, so würde er vielleicht die Ueberzeugung von selbst erhalten haben, dass sich sein Einfall nur auf Scheingründe, der bey vielen elektrischen Erscheinungen die philosophische Probe nicht aushält.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 15. November 1791.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Marburg, in Comm. der neuen akademischen Buchh.: *Neue militärische Bibliothek* oder auch *neue militärische Zeitung*. Zweytes halbe Jahr. 1789. S. 415 bis S. 824. in 8. (16 gr.)

Was ein andrer Rec. in der A. L. Z. von dem ersten halben Jahrgange der Neuen Mit. Bibl. gesagt, gilt auch gewissermaſsen von dieser. Die Beurtheilungen der Bücher dringen nicht in das Innere der Sache. Zu Zeiten scheinen eigene Gedanken mit eingestreuet zu seyn; aber bey einer nähern Untersuchung findet man immer, daſs sie entlehnt sind. So ist z. B. in der Recension über Lindenaus Taktik die defensive Stellung aus des Grafen Wilhelm von Bückeburg Taktik, welche in dem neuen militärischen Journal gedruckt, genommen; eben so ist der in derselben Recension vorgeschlagene Aufmarsch schon in einer Menge militärischer Bücher gedruckt. Unter den eigenen Aufsätzen finden sich keine, die einige Aufmerksamkeit verdienten. Die von dem Pf. Jetze und dem Hn. Fähnrich Wilmerding gelieferten Aufsätze haben vielversprechende Ueberschriften; aber es fehlt ihnen an eigenen Gedanken. In einem Aufsatze über das Deplojiren wird behauptet, es sey besser, aus der offenen, als aus der geschlossenen Colonne zu deplojiren. Schon in der militärischen Monatsschrift äusserte der Hr. Major *Rösch* diesen Einfall, und wünschte hernach gewiss, daſs er ihn nicht geäussert hätte. Unter den historischen Aufsätzen verdienen die Dispositionen von den Herbstmanövern bey Potsdam 1788 und die Relation der Schlacht bey Brandywine alle Aufmerksamkeit; doch kann man beide nicht ohne Situationsplan verstehen; auch hätten die erstern einige Erklärung bedurft. Hier hätte der Hr. Herausgeber Gelegenheit gehabt, den in der Ankündigung versprochenen Plan zu liefern; zumal da man von der Schlacht bey Brandywine einen schönen in London von W. Faden gestochenen, in Deutschland nicht bekannten, Plan hat. Wenn der Herausgeber einer periodischen Schrift nicht mehr thut, als daſs er die hie und da gesammelten Aufsätze ohne alle weitere Arbeit herausgiebt, so kann er freylich sich keine Hoffnung machen, daſs sein Unternehmen unterstützt wird. Eine Nachricht vom russischen Cadettencorps ist das wichtigste dieses halben Jahrganges, mit dem diese Bibliothek geschlossen ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

I) Kopenhagen, b. Schultz: *Anmerkninger ved (D. N. Reiersens?) Erindringer i Anledning af Colbiörnsens Betragtninger over endeel Jydske Jordrotters Klage.* (Anmerkungen über die Erinnerungen über Colbiörnsens Betrachtungen über die Klage verschiedener Jütlandschen Gutsbesitzer;) af *Peder Herslet Slagaard.* 1791. 30 S. 8.

II) Ebend., b. Holm: *Fuldkommen Beviis at Etatsr. Colbiörnsen paa een forhen unbekiendt uostridig Maade, ved Hans Betragtninger har fornärmet den oplyste Menneskelighed, den borgerlige Frihet og det danske Folk, folgelig og alle de, som have underskrevet og agnosceret Tillids-Skriftets Underskift.* (Beweis, daſs C. durch seine Betr. die aufgeklärte Menschheit, die bürgerliche Freyheit und das dänische Volk beleidiget habe;) af Kammerherre *Chr. Frid. Toune v. Lüttichau.* 1791. 126 S. 8.

III) Ebend., b. Schultz: *Brev til en Ven angaaende de opkomne Stridigheder i Anledning af den saa kaldte Jydske Ambassade,* (Br. über die Streitigkeiten auf Veranlassung der sogenannten Jutisch. Gesandtschaft;) af *C. A. Fabritius.* 1791. 24 S. 8.

IV) Ebend., b. Ebend.: *Breve angaaende de saakaldede billige Erindringer under D. N. Reiersens Navn og Kammerherre Luttichaus Skrift kaldet fuldkommen Beviis,* (Briefe, betreffend die Erinnerungen und N. II.) af en Embeds mand i Fyen. 1791. 88 S. 8.

V) Aalborg, in der Buchdruckerey: *Afbrudte Tanker anlediget af Colb. Betragtninger.* (Abgebrochene Gedanken, veranlaſſet durch Colb. Betrachtungen;) 1791. I Heft 40 S. II Heft 34 S. 8.

VI) Kopenhagen, b. Schultz: *Eet Spörgsmaal som angaaer den af nogle Jydske Jordgrotter indgivne Addressa besvaret.* (Beantwortung einer Frage, welche die von einigen Jutl. Gutsbesitzern übergegebene Addresse betrifft.) 1791. 36 S. 8.

VII) Ebend., b. Holm: *Species Facti i den Sag, Etatsr. Colbiörnsen imod Lovens Bydende har troet sig berettiget under 23 Dec. 1790 at indstävne mig Kammerh. C. F. T. v. Luttichau lige til höieste Ret.* (Species Facti in der H. E. *Colb.* gerade bey dem höchsten Gericht gegen K. *Lüttichau* angeklagten Sache,) 1791. 64 S. 8.

VIII) Ebend., b. Schultz: *Proceduren for höiesle Ret i Sagen anlagt af Etatsr. Colbiörnsen imod Kammerh. Lüttichau.* (Procedur in der nach N. VII. eingeklagten Sache;) med tilhörende Bilage udgivet af Kammer-Advocat *Joh. Mart. Schönheyder.* 1791. 82 S. 8.

IX) Ebend., b. Morthorst: *Forsvar for Kammerh. Lüttichau udi Sagen N. 241. med Etatsr. Colbiörnsen.* (Gerichtliche Schutzschrift für Kammerh. Lüttichau gegen N. VIII.) af *P. Rosenstand-Goiske.* 1791. 132 S. 8.

Unter einer ziemlichen Menge grösserer und kleinerer Schriften, welche auf Veranlassung der von uns A. L. Z. 1791. B I. S. 637 u.s.w. angezeigten Klagschrift der Jütländischen Gutsbesitzer herausgekommen sind, heben wir die vorstehenden als die wichtigsten aus, weil sie in Rücksicht auf die Erörterung verschiedener erheblicher Fragen der Jurisprudenz und Landwirthschaft ein allgemeines Interesse haben, welches sie noch merkwürdig machen wird, wenn die Hitze des Streits, der sie veranlasste, längst verraucht ist.

N. II. u. V. sollen die jütländischen Gutsbesitzer rechtfertigen und zeigen, dass die neuen Verordnungen, worüber sie sich beschweren, theils ihren hergebrachten Gerechtsamen und Privilegien zuwiderlaufen, theils auch der Lage und dem Zustande der Bauern, so wie der Verfassung der dänischen Landwirthschaft nicht gemäss sind, mithin der Beförderung der wahren Wohlfahrt des Landes wirklich Hindernisse in den Weg legen.

N. I. III. u. IV. sind theils gegen diese, theils gegen die schon vorhin von uns angezeigten Schriften gerichtet, und zielen darauf ab, zu beweisen, dass die gedachten Verordnungen nicht nur an sich gerecht und weise, sondern auch dem Zustande des Landes vollkommen angemessen sind, und dass die von dem Gutsbesitzer dagegen vorgeschützten Gerechtsame durchaus keinen rechtmässigen Grund zu Beschwerden abgeben, indem der vorgespiegelte Verlust entweder nur eingebildet ist, oder auch auf Missbräuchen beruhet, welche sich, dem Sinn, ja sogar dem Buchstaben der Gesetze ganz zuwider, eingeschlichen haben.

Was das Wesentliche dieser Streitfrage betrifft, so beziehen wir uns auf unser vorhin gefälltes Urtheil. Haben gleich, unserm Bedünken nach, die Gutsbesitzer in den spätern Schriften allerdings erwiesen, dass sie in manchen Stücken durch jene Verordnungen für jetzt einigen Verlust leiden, wenigstens in Ausübung der Gerechtsame eingeschränkt werden, welche sie nun einmal durch einen langen, ungestörten Besitz für wohlerworben hielten; so ist es doch auf der andern Seite ausgemacht, dass die Einrichtungen, welche jetzt abgeändert sind, wahre Missbräuche waren, deren Abstellung dem Gesetzgeber als *Pflicht* obliegt. Es würde also beides thöricht und sträflich seyn, auf die Beybehaltung derselben dem Staate zum unläugbaren Schaden, aus dem Grunde dringen zu wollen, dass einige Unterthanen in dem gegenwärtigen Augenblicke darunter leiden. Sollten dergleichen einseitige Betrachtungen den Gesetzgeber von Anordnungen zurückhalten, welche dem Wohl des Ganzen zuträglich und gewissermassen nothwendig sind, so dürften wir nie hoffen, verjährte Missbräuche abgeschafft zu sehen, weil sich fast kein dahin abzielendes Gesetz, (selbst das allermildeste, selbst die Abschaffung der Censur nicht ausgenommen,) denken läst, wobey nicht einer oder der andere litte. Heil also und Segen dem Lande, wo, wie gerade in diesem Fall in Dänemark, die Regierung des Widerspruchs einiger verblendeten Grossen nicht achtet und nicht zu achten braucht, wenn es darauf ankömmt, hunderttausende von der schmäligsten Unterdrückung zu erretten; und lauter Dank den Schriftstellern, welche diese menschenfreundlichen Anordnungen gegen kurzsichtigen, hämischen und partheyischen Tadel verfechten. Streiten sie auch nicht alle mit Waffen von gleichem Gewicht, verfallen gleich auch sie zuweilen in jene verhasste Persönlichkeiten, die selbst der besten Sache bey wohldenkenden Menschen schaden; so verdienen sie doch in aller Rücksicht einen grossen Vorzug vor ihren Gegnern, welche nicht selten vor eitel Gift und Bosheit alles Anstandes vergessen. Wir können leider nicht umhin, die Schrift N. II. in dieser Rücksicht als ein Muster einer pöbelhaften Streitschrift auszuzeichnen, welches man doch billig von einem königlichen *Kammerherrn* am wenigsten hätte erwarten sollen.

No. VI. erörtert die auch in verschiedenen der übrigen Schriften berührte Incident Frage: ob der Etatsrath Colbiörnsen befugt gewesen sey, die ihm, (wie es sich nachher ergeben hat, wahrscheinlich als Deputirten der Kanzley oder Mitglied der Landwesenscommission,) zu Händen gekommene handschriftliche Klage der Gutsbesitzer drucken zu lassen, und mit widerlegenden Anmerkungen herauszugeben? Der Vf. bejahet diese Frage. Er sucht seine Meynung unter andern auch dadurch zu beweisen, dass der Inhalt der Klage ohnehin schon durch andere Druckschriften, zum Theil durch die Gutsbesitzer selbst, bekannt geworden sey, auch zu seiner Zeit als eine Beylage der Acten der Landwesenscommission, welcher sie, wie billig, zum Bericht zugesandt worden, gedruckt werden sollte. Allein wir müssen gestehen, dass er uns nicht überzeugt hat. Alle Gründe, welche von Zuträglichkeit und von der sehr natürlichen Stimmung der Gemüther hergenommen werden, entscheiden nicht, wo es auf *strenges Recht* ankömmt; und nach diesem kann ein Dritter nicht befugt seyn, eine fremde Schrift, welche nicht res derelicta ist, drucken zu lassen, wenn sie ihm nicht zu dem Ende übergeben worden. Hätte Et. R. Colb. nach den ihm bekannt gewordenen Gerüchten von dem Inhalt der Klage, seine Anmerkungen drucken lassen, so wäre dawider nicht das mindeste einzuwenden gewesen; aber über die Bekanntmachung der Klage selbst dürften seine Gegner sich mit Grund beschweren können, welches auch, wenn gleich nur beyläufig in N. IX. sehr gut gezeigt ist. Der Grund, dass die Klage einst in der *Sammlung der Commissionsacten* würde gedruckt worden seyn, ist offenbar von der Art, dass er keine Widerlegung verdient.

Nro. VII. VIII. und IX. beziehen sich auf eine Rechtssache, welche auf Veranlassung der von dem König angeordneten Commission entstand, und welche in mehr als einer Rücksicht einer Erwähnung verdient. Als diese Commission, um zu untersuchen, wie es mit den abgeläugneten Unterschriften zugegangen sey,

sey, dem Kammerherrn Lüttichau die für dienlich erachteten Fragen vorlegte, ward er so aufgebracht, dass er der Commission durch ein Notarialinstrument am 8ten December 1790 erklärte, „dass die ihm widerfahrne *inquisitorische Behandlung* den Verordnungen vom 20sten „Febr. 1720 und vom 3ten Apr. 1771, auch den adlichen Privilegien zuwider wäre; dass er diese Behandlung nicht mit Gleichgültigkeit ansehen könnte, und „gegen alles, was die Commission mit ihm vorgenommen, protestirte: dass er mit der Schrift, auf welche „sich die Untersuchung bezöge, nichts weiter zu thun „gehabt hätte, als dass er seinen Namen unterschrieben, „und so, wie alle andre, sich zu dem Inhalt derselben „bekennte; dass er aber die schändliche Erklärung des „Etatsrath Colbiörnsen in seinen Anmerkungen mit „allen andern verwürfe, gleich wie er und alle andre „dieses Verhalten und dessen Folgen als ein grosses Verbrechen gegen die Würde und Hoheit des Königs und „gegen das Zutrauen ansähen, welches jeder Unterthan „bis dahin gegen das königliche Haus bewiesen." Die Commission, welche, wie natürlich, den Protest nicht annahm, sandte die von dem Notarius zugleich eingereichte Abschrift an die dänische Kanzley, in welcher Etatsr. Colbiörnsen als Deputirter und Generalprocureur Sitz hat. Dieser glaubte seine Ehre durch die angezeigten Worte so hart angegriffen, dass er sich eine königl. Resolution erbat, ob er seine Aemter ferner noch bekleiden könnte, ehe er sich dieser Sache wegen würde gerechtfertigt haben. Nachdem ihm nun die Beybehaltung seiner Aemter allerdings zur Pflicht gemacht wurde, so brachte er eine Vorladung gegen den Kammerherrn Lüttichau aus, welche dahin gieng, dass derselbe, weil er den Etatsr. Colb. fälschlich eines Majestätsverbrechens beschuldigt hätte nach des dänischen Gesetzes 6 B. 21. Kap. 2ten und 7ten Art. für einen Lügner erkläret, also *infamia juris afficiret*, und in die daselbst verordneten Geldbussen verurtheilt werden möchte. Sein Sachwalter sucht in N. VIII. den Grund der Klage theils aus den klaren Worten des Notarialinstruments, theils aus vielen Stellen der Schrift N. II. zu beweisen, und dabey zugleich darzuthun, dass sein Gegner von ihm weder durch Bekanntmachung der Klage, noch durch die in den Anmerkungen enthaltenen starken Wahrheiten beleidigt worden wäre, eben deswegen, weil sie *wahr*, und alle aus der Schrift N. II. zu erweisen wären. Dagegen liess Kammerherr Lüttichau gerade an dem Tage, da die Sache verhandelt ward, die von ihm selbst verfasste Schrift N. VII. vor den Schranken, ja sogar den Richtern selbst austheilen, weswegen der Advocat Schönheyder auf eine besondere Strafe drang, welche jedoch von dem Gericht nicht erkannt wurde. Diese Schrift enthält dem wesentlichen nach nichts als einige Gründe, die man viel besser und triftiger in N. IX. findet, und die hier nur durch des Vf. schiefen Witz und groben Ton entstellet werden. Sie laufen besonders darauf hinaus, dass die Beschuldigung kein Majestätsverbrechen involvire, dass sie wahr sey, wie aus verschiedenen Stellen der Schrift des Etatsr. Colb. mit grosser Kunst hergeleitet wird, und dass der Beklagte in jedem Fall der angegriffene Theil sey, welches sehr umständlich, und, wie uns dünkt, auf eine nicht unstatthafte Weise, aus eben dieser Schrift dargethan wird. Uebrigens sind beide Schriften mit grosser Einsicht und Geschicklichkeit abgefasst; in Ansehung des anständigen Tons aber behauptet N. IX. einen sehr entschiedenen Vorzug. Das Urtheil des höchsten Gerichts, welches nach einer dreytägigen Verhandlung am 7ten April d. J. gesprochen „ward, fiel dahin aus: dass die in dem Notarialinstrumente enthaltenen unverschuldeten und ehrenrührerigen Beschuldigungen gegen den Etatsr. *Colb.* niedergeschlagen werden, und demselben nie zum Nachtheil „gereichen sollen; dass der Kammerh. *Lütt.* wegen seines dadurch bewiesenen *schändlichen* und gesetzwidrigen Verhaltens, ein tausend Rthlr. Brüche, und dem „Kläger an Processkosten 80 Rthlr., ferner an die Justizkasse 24 Rthlr. für unnöthiges Processiren, und noch „5 Rthlr. bezahlen solle." Man sieht also, dass der Beklagte, wenn er gleich nicht mit der angetragenen Strafe belegt worden, dennoch empfindlich genug bestraft ist, zumal da das Gericht sich sogar in dem Urtheil eines tadelnden Ausdrucks bedienet, welcher, im Allgemeinen betrachtet, der richterlichen Würde nicht angemessen ist.

Von den Resultaten der Untersuchungen der Commission wegen der Unterschriften ist bisher nichts zuverlässiges bekannt geworden. Man weiss bloss aus öffentlichen Blättern, dass dem Kammerherrn *Lüttichau* im Jul. d. J. sein Kammerherrenschlüssel abgefodert ward, wegen der in dem Protest gegen die höchste richterliche Gewalt gebrauchten sträflichen Ausdrücke; und dass der Kammerherr *Beenfeldt* (der zweyte Gesandre) durch eine Geldbusse von 2000 Rthlr. die fernere Untersuchung seiner Theilnehmung an den Unterschriften abgewandt hat. Wahrscheinlich ist die ganze Sache damit abgemacht; und das ist denn auch in mancher Rücksicht das rathsamste.

Leipzig, in der Müllerschen Buchh.: *Bemerkungen über die Ponza-Inseln und Verzeichniss der vulkanischen Producte des Aetna's zur Erläuterung der Geschichte der Vulkane nebst einer Beschreibung des Auswurfs jenes Bergs im Julius 1787*, von *Deodat de Dolomieu*, Commenthur, Correspondent der Pariser Akademie der Wissenschaften etc. *als Fortsetzung seiner Reise nach den Liparischen Inseln.* Aus dem Französischen und mit Anmerkungen vom Hn. Bergsecretair *Voigt* in Weimar. 1789. 418 S. 8.

Der weitläuftige, (aber freylich auch etwas holperige) Titel dieses, gleich bey seiner Erscheinung, sehr begierig gelesenen Werkes, überhebt den Recensenten der Mühe, dem Leser die Hauptabschnitte desselben noch besonders nennen zu dürfen. Die Bemerkungen über die Ponzainseln machen nur den geringsten, aber nichts desto weniger den interessantesten Theil des Buches aus. Sie gehen bis S. 111., und haben durchaus den Reiz der Neuheit. — Der Ritter *Hamilton* hatte die genannten Inseln im J. 1785 besucht; allein er schrieb Hn. *Dolomieu*, dass er wegen übler Witterung nicht alle hätte untersuchen können. Diess bestimmte unsern Vf. hauptsächlich zur Bereisung derselben, welche er im März

1786 vornahm, und keine unbeobachtet liefs. Es find deren 5: *Ponza, Ventotiene, San Stefano, Palmarola* und *Zanone.* Hr. D. befchreibt zuerft ihre geographifche, dann ihre phyfifche Befchaffenheit. Bey letzterer erwähnt er erftlich ihre vulkanifchen Gebirgsarten im Allgemeinen, und bemerkt ihre Abweichungen von den Laven der Infel Ifchia und Procida; fodann behandelt er aber jede derfelben befonders. Die Infel Ventotiene verläfst er am gefchwindeften, und bey der Infel *Ponza* hält er fich am längften auf. Ein Auszug läfst fich nicht wohl von diefen aufgezeichneten Beobachtungen liefern. ohne unfere Grenzen zu überfchreiten.

Dem Verzeichniffe der Aetnalaven, welche bis S. 372. geht, ift eine kleine Einleitung vorausgefchickt, worinn Hr. D. von dem Nutzen der Einfammlung und detaillirten Befchreibung folcher Naturproducte redet, und worinn wohl jeder wifsbegierige Geognoft mit ihm übereinftimmen wird. Die Producte des Aetna find hiernächft in 4 Klaffen getheilt. In der *erften* ift die Rede von denen Materien, welche fich während der Ausbrüche *bilden*; nemlich: von *Laven, Schlacken, Pozzolanerde* und *Afchen.* Die *zweyte* enthält folche, die (nach Hn. D. Theorie) am gewöhnlichften in ruhigen Zwifchenräumen entftehen; nemlich: *Salze, Schwefel* und von Schwefeldämpfen angegriffene Subftanzen. Dagegen kommen diejenigen Producte, welche eine langfame *Verwitterung* erlitten haben, und in welcher das Waffer allerhand fremde Foffilien, z. B. *Zeolith, Kalkfpath* etc. erzeugt hat, in der *dritten* Klaffe, und in der *vierten* endlich diejenigen Materien vor, welche nur eine entferntere Verwandtfchaft mit den Vulkanen haben, und zu ihrer älteften Gefchichte gehören, ohne doch von ihren Entzündungen felbft abzuhängen. — Die erfte Klaffe ift in folgende 3 Gattungen: 1) *Dichte Laven*; 2) *Pöröfe zellichte* oder *löcherigte Laven*, und 3) *Schlacken, Pozzolanerde, Afchen. Sand* etc. getheilt. Unter der erften Gattung find folgende Arten aufgeführt: 1 Art. *Dichte, einfache oder gleichartige Laven*; 2 Art. *Spat-Laven*; 3 Art. *Porphyr-Laven*; 4 Art. *Laven, die fchwarze Schörlkryftallen enthalten*; 5 Art. *Laven, die Kryfolithkörner enthalten*; 6 Art. *Laven, die Eifenockertheilchen enthalten*; Nachftehende kommen unter der 3ten Gattung vor: 1 Art. *Schlacken in den Lavaftrömen*; 2 Art. *Schlacken aus den Kratern und vulkanifchen Nebenbergen*; 3 Art. *Pozzolanen*; 4 Art. *Vulkanifche Afchen*; 5 Art. *Vulkanifcher Sand.* Die zweyte Gattung ift nur in Varietäten, wie die *Arten* der erften und dritten Gattung abgetheilt, bey welchen wir uns der Kürze wegen nicht aufhalten, aber doch fo viel bemerken wollen: dafs uns obige Eintheilung nicht im mindeften befriediget hat, und fchon deshalb fehlerhaft vorkommt, weil auf den fo wefentlichen vom verftorbenen *Ferber* in deffen *Briefen* fo richtig auseinander gefetzten Unterfchied der *Laven*, und der wirklich *nur ausgeworfnen* Körper, kein Haupteintheilungsgrund gebauet ift. — Für die *Aechtheit* eines grofsen Theils der *dichten* Laven möchten wir auch nicht ftehen, und müffen unfere Lefer an eine vielfältige Erfahrung erinnern, dafs nicht felten die Gebirgsarten, worinn der Vulkan arbeitet, welche aber *lange zuvor praeexiftirten, für Lava* felbft ausgegeben werden. Es gehört bey Hn. D. um fo mehr Kritik dazu, fich nicht von ihm hierinn verleiten zu laffen, weil er unter den auswärtigen Geognoften einer von den vorzüglichften ift, welche in verfchiedenen ihrer Schriften der Unterfcheidung folcher Foffilien, die nur aus Vorurtheil und durch oberflächliche Beobachtungen zu den Laven gezählt find, erwähnen. Man hat daher zu ihm bey weiten mehr Zutrauen, als zu fo vielen andern, welche hierinn noch viel weiter zurück find.. Die Befchreibung des Ausbruchs vom Aetna (im Jul. 1787) liefert nur einige allgemeine Nachrichten von Hn. D. felbft; fie enthält vielmehr 1) den Auszug aus einem *Briefe* vom Hn. *Ballement*, (franzöf. Conful zu Meffina,) an den Vf. und 2) die *Relation* des Ritters *Gioenni*, der in der unterften Region des Aetna wohnt. Beide kurze Auffätze find fehr intereffant, und eine *Befchreibung der Producte diefer neuen Eruption* vom Hn. D. macht den Schlufs des ganzen Buches aus, welches in allen Fällen zu den wichtigften neuern Schriften diefer Art gehört, und einer Ueberfetzung fehr wohl werth war. Auch mit der Treue und Genauigkeit der Ueberfetzung kann man fehr wohl zufrieden feyn, wenn man fie gleich hie oder da noch etwas fliefsender wünfchte. Die Anmerkungen des jetzigen Hn. Bergraths *Voigt* enthalten mehrmals Berichtigungen in der Nomenclatur, bisweilen auch Vergleichungen mit andern Gegenftänden, und Erläuterungen der in Rede ftehenden. Vorzüglich angenehm werden fie den Anhängern der vulkanifchen Parthey unter den Gebirgskundigen feyn, und der Gegenparthey dienen fie zu einer weitläuftigeren Entwickelung der zu beftreitenden Theorie. Wir glauben daher mit Gewifsheit behaupten zu können, dafs niemanden die Lefung diefes Werkchens gereuen wird, wenn es ihm fonft nicht an Sinn für die Sache überhaupt fehlt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Leipzig*, gedr. b. Klaubarth; *De officiis perfectis* — fcripfit *Carl Sal. Zachariae.* — Pars prior. 1791. 18 S. 4. — Eine in einem guten lateinifchen Stil gefchriebene Entwickelung der in neueren Zeiten mehr berichtigten Begriffe von vollkommenen Pflichten, in fo fern fie mit unerlafslichen für gleichbedeutend gehalten werden; — zum Theil felbft mit einigen neuen Wendungen. Ihr foll eine Prüfung der hieher gehörigen Aeufserungen älterer Philofophen und Juriften folgen. Der Vortrag würde durch gröfsere Gedrängtheit fehr gewonnen haben. Gegen einige Behauptungen liefse fich wohl noch etwas einwenden. Befonders aber hätte die ganze Unterfuchung mehr Klarheit erhalten, wenn der andre Begriff von vollkommenen Pflichten, nemlich folchen Pflichten, deren Zwangsrechte gegen über ftehen, gleich aufgeftellt, und mit jenem verglichen wäre; an ein paar Stellen fcheinen beide Begriffe ftillfchweigend als ganz gleich angenommen zu feyn, welches doch nicht jeder zugeben wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. November 1791.

GESCHICHTE.

Halle, b. Gebauer: *Versuch einer Geschichte des Negersklavenhandels* von *J. J. Sell.* 244 S. 8. 1791. (12 gr.)

Wir glauben allerdings, dafs, wenn Hr. Sell auswärtige Quellen bey seiner Arbeit benutzt und sich nicht blofs auf deutsche Schriften eingeschränkt hätte, welche den Negerhandel betreffen, er diese Materie gewifs pragmatisch würde ausgeführt haben. So aber, da ihm alle grofse Hauptwerke wie Ramusio, Hakluit, Purchas etc. fehlten, er auch einige der vornehmsten Schriftsteller vom Sklavenhandel nicht gekannt hat, wie unter andern den Oldendorp, Longs Geschichte von Jamaica, Hartsinks Beschreibung von Guiana, etc. so werden freylich viele Leser dem Vf. danken, dafs er hier das Wichtigste über den Negerhandel aus so vielen deutschen Schriften gesammelt und geordnet hat, manche andere aber auch zugleich bemerken, dafs jeder, der in den neuesten Reisebeschreibungen und Handelsschriften etwas bewandert ist, hier entweder gar keine oder äufserst geringe neue Aufschlüfse erwarten darf. Zuerst giebt Hr. *S.* die Geschichte des europäischen Negerhandels bis auf die neuesten Zeiten, und nachher beschreibt er in besondern Abschnitten die Eigenthümlichkeiten des Negerhandels, die Länder, woher die Sklaven gewöhnlich geholt werden, ihre Behandlung auf den Schiffen und in den Plantagen. Bey der Geschichte liegt vorzüglich Hn. *Sprengels* bekannte Abhandlung vom Ursprung des Negerhandels zum Grunde; dessen Beyträge zur Völkerkunde haben ebenfalls reichen Stoff zu den folgenden Abschnitten hergegeben. Zusätze oder weitere Ausführung des dort gesagten haben wir aber nicht angetroffen. Da der Vf. in den folgenden Perioden des Negerhandels keinen so getreuen Wegweiser hatte, so erschöpfen diese selten ihren Gegenstand und verdienen auf keine Weise den Namen einer Geschichte. So hat der Vf. bey Spanien nicht bemerkt, dafs schon 1664 mit der englischen africanischen Compagnie Contracte geschlossen wurden, jährlich 5000 Stück von Indien für seine Colonien einzuführen; der Handel ward aber schon im folgenden Jahr abgebrochen. Vom Handel der Portugiesen konnte wegen der wenigen Nachrichten von diesem Reiche nichts neues angeführt werden, doch würde Rec. ihren ostafricanischen Negerhandel nicht übergangen haben, von dem wir selbst in deutschen Schriftstellern, wie Laimbeckhofen und Thomann, einige Nachrichten finden. Die Geschichte der englisch-africanischen Gesellschaft bedarf mancherley Zusätze. Von der Africanischen Gesellschaft, welche Elisabeth 1588 errichtete, wird nichts erwähnt, eben so wenig, als dafs die Engländer schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts Vestungen auf der Goldküste besafsen, die von den Holländern kurz vor dem Frieden zu Breda erobert wurden. Dafs Jamaica von der jetzt aufgehobenen Compagnie grofsen Schaden gehabt, bezweifeln wir billig. Die Compagnie versorgte diese Insel mit den benöthigten Negern, und die sogenannten Interlopers, welche dem Handel der Compagnie vielen Schaden zufügten, waren keine Einwohner der Insel, sondern andere Engländer. Die Ursachen, warum die englische Compagnie erst 1697 eingeschränkt und nachher aufgehoben werden mufste, sind ebenfalls übergangen. Sie konnte den englischen Zuckerinseln die nöthige Anzahl Sklaven nicht liefern, und ihre Ausgaben überstiegen den Handelsgewinn, daher erlaubte sie schon 1697 fremden Schiffen, gegen Erlegung von 10 pro Cent Neger für Westindien einzutauschen, wie das im Postlethwait umständlicher zu lesen ist. Ueber den gegenwärtigen holländischen Negerhandel enthalen die *Brieven over het Bestuur der Colonien Essequebo en Demerary* sehr viel Nachrichten. Eben diese Briefe hätte der Vf. sehr gut in den Abschnitten vom Ankauf der Neger, der Sklavenpreise, und Handelsrisico benutzen können. Die Geschichte des französischen Negerhandels ist von allen die unvollkommenste, und doch hätte Savary allein den Vf. hinlänglich unterstützen können. Daher weifs Hr. *S.* auch nicht, dafs die Franzosen schon 1556 nach Guinea handelten, dafs Ludwig XIII. schon 1621 eine Handelsgesellschaft des grünen Vorgebirges etablirte, und dafs diese 1664 der neuen westindischen Gesellschaft ihre Niederlassungen abtrat. Von den neuern Abänderungen des französischen Negerhandels sind gleichfalls nur sehr wenige berührt; daher erfährt der Leser nichts von den verschiedenen Gesellschaften, um Guiana mit Negern zu versehen, und dem beiden ausschliefslich eingeräumten Landstrich auf der africanischen Küste, dem franz. Negerhandel nach Mosambique, und der Königlichen 1784 fremden Schiffen gegebenen Erlaubnifs, in den Inseln unter dem Winde Sklaven einzuführen. Bessere Aufschlüfse aber haben wir hier vom dänischen und ehemaligen schwedischen Negerhandel gefunden. Was er ferner vom Handel und gegenwärtigen Zustande der Negersklaven in den Nordamericanischen Freystaaten anführt, und den dortigen Bemühungen, die Sklaverey abzuschaffen, verdient gar sehr berichtigt zu werden. In Virginien ist die Sklaverey keinesweges abgeschafft, sondern sie ist dort noch mit allen bekannten Greueln vorhanden. Es ward zwar, wie Jefferson S. 228. anführt, zur Zeit der Independenzerklärung auch in dieser Provinz vorgeschlagen, den Negerhandel zu verbieten, und alle damals vorhandene Sklaven frey zu lassen, allein der gröfste

gröſste Theil der Einwohner widersprach, und Virginien nebst den andern südlichen Staaten hat den Schluſs des Congresses, keinen Neger einzuführen, nicht angenommen, ungeachtet bereits neun der amerikanischen Republiken selbigen beygetreten sind. Ueberhaupt wird der Vf. aus *Brissots* neuer Reise nach dem vereinigten Am rica diesen Abschnitt sehr vervollständigen können. So viel Mängel wir bisher in der eigentlichen Geschichte des Negerhandels gerügt haben, weil dem Vf. die eigentlichen Quellen nicht zur Hand waren, und er daher hier nur das Allerbekannteste wiederholen muſste, so sehr müſsen wir seine Beschreibung des Sklavenhandels, und was zu diesen Rubriken gehört, empfehlen. Der Vf. hat dabey aus den besten Nachrichten geschöpft, die freylich seit den letzten brittischen Debatten über Aufhebung des Negerhandels in ziemlicher Menge auch in Deutschland erschienen sind, so daſs man in dieser Schrift das vorzüglichste beysammen hat, um den Handel und die bisherige Behandlung der Neger zu überblicken. Die Zahl der jährlich aus Africa entführten Neger läſst sich freylich höchst unsicher berechnen, weil gerade die portugiesische Ausfuhr unbekannt ist, welche Nation nach unsern Nachrichten eben so viel Neger, oder nicht viel weniger, als die Engländer eintauscht. Dennoch sind des Vf. beide Angaben, ungeachtet er die vor kurzem bekannt gewordene ägyptische Einfuhr, welche auf 5000 Köpfe hinaufsteigt, nicht mit gerechnet hat, viel zu hoch. Anstatt mit ihm 275.000 oder gar (S. 74.) 500,000 Seelen anzunehmen, die Africa jährlich durch Menschenraub von seinen Einwohnern verliert, glauben wir, daſs höchstens 200,000 Neger nach Indien, Aegypten und America ausgeführt werden: die Engländer holen lange so viel Sklaven nicht mehr, als Hr. *S. S.* 73 berechnet. Ramsay berechnete schon 1784 nicht mehr als 40,000 Kopfe, und nach den Papieren, welche 1789 dem brittischen Parlamente vorgelegt worden, wurden 38,000 Seelen jährlich eingehandelt, von denen etwa die Hälfte in den brittischen Zuckerinseln blieb. Bey den im Negerhandel üblichen Waaren, dem verschiedenen Preise der Sklaven, und der oft sonderbaren Bestimmung des Preises sind freylich Römer, Proyart und Isert zu Rathe gezogen, aber noch genauere und anschaulichere Details würde Hr. *S.* in *John Love's Liberty or Death. Manchester.* 1789. 4. gefunden haben. *Love* hat darinn ein vollständiges Tagebuch der ganzen Reise eines brittischen Sklavenschiffes abdrucken lassen, die ganze Ladung des Schiffs mit den kleinsten Artikeln angeführt, wie viel jeder Sklave alt und jung kostete, und was für Waaren für einen jeden bezahlt wurden. S. 141. stoſsen wir auf einen Prospectus von den Kosten und Gewinn eines auf den Negerhandel ausgehenden Sklavenschiffs, der aber das Publicum nothwendig irre führen muſs, weil der Gewinn auſserordentlich übertrieben ist. Diese Berechnung kann auf keine Weise dienen, Gewinn oder Verlust beym Negerhandel zu beurtheilen. Sie ist nicht genau genug specificirt, und überdem war das Jahr 1782 den Negerhändlern, wenn sie den feindlichen Kapern entwischten, über alle Maſse vortheilhaft, weil die Sklaven in Guinea wegen Mangel an Käufern sehr wohlfeil, in Westindien hingegen desto theurer waren. Ohne Clarksons Bemerkungen über das groſse Risico dieses Handels hier zu wiederholen, führen wir nur aus den vorher schon erwähnten Briefen von Essequebo und Demerary, (wo sehr viele einzelne Berechnungen über den Sklavenhandel stehen,) an, daſs die Holländer nicht mehr als neun von hundert dabey gewinnen. Die Abschnitte, welche die Behandlung der Sklaven in den europäischen Volkspflanzungen, und die wahrscheinliche Anzahl derselben in der neuen Welt beschreiben, zeigen überall Fleiſs, Auswahl und Sachkenntniſs. Zuletzt hat der Vf. noch eine kurze Geschichte der neuesten Bemühungen in England, den Sklavenhandel abzuschaffen, angefangen; weil aber diese wichtige Sache erst nach der Erscheinung des Buchs beendigt wurde, so hat er den unerwarteten Ausgang derselben nicht mittheilen können. Daſs er aber bey diesen Bemühungen des von Doctor Thornton in Philadelphia entworfenen, und des von Willerforce, Sharpe und andern Engländern wirklich ausgeführten Projekts mit keiner Sylbe erwähnt, war uns äusserst befremdend. Eine Anzeige der vornehmsten Schriften über den Negerhandel macht den Beschluſs. Es sind darinn gröſstentheils die Titel englischer Pamphlets gesammelt, die während der bekannten Parlamentsdebatten schaarenweise erschienen. Da Hr. *Eggers* in seinem Magazin schon die mehrsten citirt, der Vf. nur einen äusserst geringen Theil oder bloſs die Uebersetzungen der wichtigsten gelesen hat, also keine Beurtheilung derselben wagen durfte, die meisten auch den Gegenstand nicht im mindesten aufklären, so würde Rec. statt dieser Büchertitel lieber einen raisonnirenden Auszug aus dem schwarzen Codex der verschiedenen amerikanischen Volkspflanzungen versucht haben. Ueberdem war diese Bemühung nach *Petits* Vorarbeiten kein schweres oder kostspieliges Unternehmen.

Paris, b. Guillot: *Histoire critique de la Noblesse*, depuis le commencement de la Monarchie, jusqu' à nos jours; où l'on expose ses préjugés, ses brigandages, ses crimes; où l'on prouve, qu'elle a été le fléau de la liberté, de la raison, des connoissances humaines, et constamment l'ennemi du peuple et des rois. Par *J. A. Du Laure.* 325 S. 8. 1791. (1 Rthlr. 2 gr.)

Auffallend ist freylich schon der Titel dieses Buchs, und noch mehr ist es sein Inhalt: aber, sagt der Vf., man erklärt seine Zeitgenossen für Schwächlinge oder Kinder, wenn man ihnen nicht Kraft genug zutraut, starke Wahrheiten ertragen zu können; worinn ihm dann auch niemand von gesundem Kopf und Herzen widersprechen wird. Durch die Aufhebung des Adels in Frankreich, meynt Hr. *DL.*, sey diese Schrift keinesweges vergebliche Arbeit worden; denn das Vorurtheil von des Adels Erhabenheit über alle andern Erdensöhne bestehe noch in seiner ganzen Stärke. Man müſse daher den Götzen, der so lange verehrt worden sey, in seiner völligen Häſslichkeit, ohne Schonung, darstellen; und eben hierinn bestehe die Absicht des gegenwärtigen Buchs. Diese Absicht ist auch durch eine Schilderung nach dem auf dem Titel angedeuteten Umriſs vollkommen erreicht.

Les

Les mortels sont égaux; ce n'est pas la naissance,
Ce n'est que la vertu, qui fait la différence

hätte Hr. *DL.* zum Motto nehmen können. Es ist in der That sein Glaubensbekenntnifs; nur scheint er damit noch nicht völlig ins Reine gekommen zu seyn. Noch ist es ihm mehr Folge von exaltirter Phantasie und hochgespanntem Gefühl, als Resultat ernster Prüfung und dadurch völlig aufgehellter Einsicht. Viel zu schwankend ist es doch, wenn er Gleichheit der Rechte „die Kraft „und den Stolz des Staats" nennt, ohne diese Rechte selbst bestimmt anzugeben, ohne die Grenzen der Gleichheit abzustecken, ohne zwischen Recht und Ausübung zu unterscheiden, welches doch wohl geschehen muss, wofern nicht unter Millionen Menschen eine Thurmbauverwirrung entstehen soll. Viel zu hart ist doch sein Ausspruch, dass, wenn eine gewisse Klasse der bürgerlichen Gesellschaft im ausschliesslichen Besitz aller Belohnungen sey, es gar keine Tugend geben *könne*. Welch eine Tugend müsste das seyn, die erst durch Belohnungen ihr hinfälliges Daseyn erschliche! Hr. *DL.* scheint auch selbst die Härte dieser Behauptung gefühlt zu haben, indem er sie gleich hernach auf *Seltenheit* der Tugend, der Talente u. s. w. im angenommenen Fall einschränkt; bey welcher Einschränkung er wohl eher Erfahrung und Geschichte auf seiner Seite haben mögte. Auf diese Grundsätze baut er nun seine historische Deduction gegen den französischen Adel; so wie er wieder, um jenen das Ansehen von Erfahrungswahrheit zu geben, sich auf seine Deduction beruft. Was für ein Resultat er nun aus dieser letztern und aus jenen zusammengenommen ziehen werde, läst sich leicht voraussehen. *Wider* den Beklagten ist *alles*; *für* ihn *nichts*; die Vernichtung des Adels als *Stand*, ist Wohlthat für die Zeitgenossen und für die Nachwelt. — In der Ausführung vermisst man zwar beynahe durchgängig Angabe der Quellen; nicht selten findet man auch Veranlassung, mehr Sorgfalt der prüfenden Kritik, mit welcher die der Bearbeitung so wichtiger Gegenstände vorleuchten muss, zu wünschen. Allein man sieht doch dabey, dass Hr. *DL.* seine Gewährsmänner nicht erst seit gestern kennt; und schwer ist es eben nicht, wenigstens in den meisten Fällen, seinen Quellen selbst nachzugehen, und ihm selbst nachzuprüfen. Auch hat er die Foderungen der Kritik nicht so ganz vergessen, dass seine Schrift der vielversprechenden Bestimmung auf dem Titel ganz unwürdig seyn sollte. Schätzbar und ehrwürdig bleibt, auch bey diesen Mängeln, der Eifer des Vf., womit er die Sache der Menschheit, die jetzt so manchem ein Spott, so manchem gar ein Unding ist, muthvoll vertheidigt. Was man bey ihm anders und besser wünschen mögte, bleibe das Geschäft eines Mannes, der, mit völlig gleichem Muthe gerüstet, mit geprüften Kenntnissen bereichert, mit hellem Blick in die Verkettung der Dinge zu schauen fähig, und von Wärme für Menschenwohl belebt, dieses Buch vom Französischen Adel den Deutschen in eben der Vollendung geben will, wie es ihnen ein *von Schliessen*, der schon lange *vor* der sogenannten Freyheits- und Gleichheit-Schwindels Epoche gleichförmig dachte und *schrieb*, geben würde.

LONDON, b. Debrett: *Sketch of the Reign of George the third from 1780 to the Close of the Year 1790.* fifth Edit. 1791. 206 S. 8.

Die fünf Auflagen, welche das Werk in England erlebt hat, beweisen den dort erhaltenen Beyfall hinlänglich. Der Vf. hat ihn auch durch seinen gedrängten männlichen Vortrag, durch geschickte Auseinandersetzung einzelner verwickelter Gegenstände, getreue Schilderung der Hauptpersonen und das helle Licht, welches er über einige der neuesten Begebenheiten seines Vaterlandes verbreitet, in allem Betrachte verdient. Der Zeitraum, dessen wichtigsten Vorfälle er hier zu schildern unternimmt, ist reich an interessanten Begebenheiten. Davon werden nur diejenigen ausgemahlt, welche Grossbrittannien selbst betrafen, der unglückliche amerikanische Krieg, die Ministerialveränderungen gegen Ende desselben, die Krankheit des Königs, nebst dem dabey erregten Streit über die Regentschaft, die Allianz mit Holland und Preussen, die kurze Fehde mit Spanien wegen Nutkasund etc. Andere europäische gleichzeitige Begebenheiten sind nur kurz berührt, die französische Revolution ausgenommen, welche bis zu Ende des Jahres 1790 mit allen ihren blutigen und schrecklichen Scenen geschildert wird, ingleichen die Lage des Hauses Oesterreich nach Josephs II. Tode, und Englands mit seiner Alliirten Theilnahme am letzten Türkenkrieg. Neue Aufschlüsse, oder wichtige unbekannte Zusätze haben wir in den hier beschriebenen Begebenheiten nicht bemerkt, sondern der Vf. hat das vorhin schon gröfstentheils Bekannte aus den bisherigen Zeitschriften ausgehoben, von allen Widersprüchen, unnöthigen Einschiebseln und unbedeutenden Kleinigkeiten befreyet und daher die merkwürdigsten Ereignisse dieses Zeitpunkts durch Ordnung und geschickte Behandlung recht anschaulich gemacht. Jedermann also, der eine wahre darstellende hinreissende Uebersicht jenes Zeitraums zu lesen wünscht, können wir diese kleine Schrift mit Ueberzeugung empfehlen. Sie ist auch bereits in deutschem Gewande unter dem Titel:

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Skizze der Regierung Georg des dritten von 1780. bis 1790.* 1791. 138 S. 8.

erschienen. Der Uebersetzer hat sich nicht genannt, aber überall Mühe und Geschmack gezeigt, den Ausdruck seines Originals in unserer Sprache nachzubilden. Wir haben diese Skizze mit dem Urbilde sorgfältig verglichen, und überall die wörtlichste Uebereinstimmung gefunden, ohne dass sie deswegen in Steifheit, Härte, oder gar in Undeutschheit ausgeartet wäre. Zuweilen haben wir doch bemerkt, dass der Uebersetzer einen stärkern, fast zu harten, Ausdruck wählte. Solche Ausdrücke, wie S. 65. eine zweyte Besorgung der Aerzte für *second examination* sind uns nur in geringer Anzahl aufgestossen.

SCHÖNE KÜNSTE.

ST. PETERSBURG u. LEIPZIG, b. Kröll u. Jacobäer: *Bambino's sentimentalisch - politische comisch - tragische Geschichte*, korrekte, umgearbeitete, und vollendete

lendete Ausgabe; erster Theil, 268 S. Zweyter Theil, 248 S. Dritter Theil, 256 S. Vierter Theil, 263 S. 1791. 8.

Unter diesem Titel erscheint eine umgearbeitete Auflage des *Orpheus*, einer tragisch-komischen Geschichte, die zu Basel 1778 — 1780 in *sieben* Theilen herauskam, und die das gelehrte Deutschland Hn. *Klinger* beylegt. Da die ehmaligen sieben Theile hier in vier zusammengeschmolzen sind, so sieht man leicht, wie viel aus dem ehmaligen Werke von dem Vf. ganz verworfen worden ist. So ist z. B. das ganze Drama, *Prinz Seidenwurm*, das im fünften Theile stand, nun weggefallen. Bey dem geringen Zusammenhang, den dieses Feenmährchen von jeher hatte, und nach seiner Absicht (da der Vf. minder durch gut verbundne Begebenheiten, als durch Gemälde und Satire unterhalten wollte) bey den vielen Auswüchsen einer luxurirenden Einbildungskraft, die es enthielt, hatte es der Vf. ganz in seiner Gewalt, es so viel zu verkürzen, als ihm beliebte. Erwägt man nun ferner, dass in den jetzigen vier Theilen auch noch viel neues hinzugekommen ist, (wie mehrere Anspielungen auf neuere Vorfälle beweisen,) so kann man daraus noch mehr abnehmen, wie viel die Selbstverläugnung des Vf. aufgeopfert haben müsse. Wirklich hat das Werk durch dieses engere Zusammenziehen ungemein viel gewonnen, indem überhaupt bey Feenmährchen die Länge ermüdet, und dann auch die Manier des Vf. etwas monotonisches hat. Die satirischen Stellen gelingen ihm am besten, hingegen, wo er affectvoll, oder, wie er es nennt, sentimental seyn will, wird er oft zu sprudelnd, und zu brausend; wenn er Gemälde entwerfen *will*, trägt er die Farben zu stark und zu dick auf, seinem *Raisonnemens* fehlt Gründlichkeit und Reife, (zuweilen ist seine Philosophie etwas seltsam, z. B. im zweyten Theile die Betrachtungen über die Wirkungen der spermatischen Geister,) seine Erzählung hat nicht die Leichtigkeit und Anmuth, die zu solchen Mährchen erfodert wird. Für *correct* aber kann man die gegenwärtige Ausgabe unmöglich erkennen, indem noch oft niedrige, unedle, und ekelhafte Züge und Ausdrücke, noch hie und da Sprachunrichtigkeiten vorkommen. So gar hat der Vf. die üble Gewohnheit beybehalten, zuweilen plötzlich die Erzählung mitten in einem Perioden abzubrechen, und gleich, als wenn er selbst ungeduldig forteilte, ein u. s. w. hinzusetzen, so dass sich der Leser das übrige hinzudenken muss. Th. II. S. 10. sagt der Vf. von *Wieland*: „Wie viele Blitzschläge und Funken des Geistes steigen „nicht in seinen Jugendwerken auf! Wie viel üppiges, „reiches, genussstrebendes, sinnlichgefühltes liegt nicht „drinnen, auch in den geistigsten, himmlischsten Begriffen! Und doch welche Finsterniss, welche Umnebelung, Schiefheit, Unwahrheit, zwangvolle und ängstliche Schwärmerey herrscht darinnen! Dank sey es Lucian und Crebillon gesagt, die ihn so rein *auspurgirt* „haben!“ Auch diese Stelle kann einen Beleg zu unserm Urtheile abgeben, dass der Vf. noch nicht überall die Foderungen erfüllt, die Anstand und Politesse an einen Schriftsteller machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Marburg*, in der Akadem. Buchh.: *Triumphgesang über Babylon. Jes. XXXXVII.* Versuch einer Uebersetzung und Erläuterung von *Karl Wilhelm Justi.* 1789. 8. 64 S. Eine Probeschrift, welche des Vf. Talente und Kenntnisse zu sprachrichtigen und geschmackvollen Arbeiten in dem Fach der Schrifterklärung entschieden erweist. Wer so viel ästhetische Beurtheilung zu diesem Studium mitbringt, als die Einleitung zu diesem Versuch verräth, in welcher der Vf. seine warme Empfindungen vom hebr. Alterthum in einer recht passenden, unaffectirten und doch lebhaften Diction ausdrückt; — wer so angemessen den deutschen Ausdruck für sein hebr. Original zu wählen weiss, wie dies in der Uebersetzung des angezeigten Kapitels hier geschieht; — wer endlich, was vom übrigen der erste Grund ist, sein Original so sprachrichtig und mit so vieler Localkenntniss versteht, als die beygefügte Anmerkungen über Inhalt und einzelne Philologie dies beweisen, der verdient zur Fortsetzung dieses Studiums die vollste Aufmunterung. Selten verbindet sich anhaltendes philologisches Forschen mit ästhetischem Sinn und richtigem Ausdruck in der Uebersetzung. Und doch wirkt nur diese vereinte Trias die wahre Gabe des Schrifterklärers. — Noch einige Bemerkungen. Der 5 Vers sagt: Da sitz nun stumm und schleich ins Dunkel. Dazu sagt die Erklärung S. 34. „Geh, verbirg dich vor dem Anblick der Menschen, schleich in ein finsteres Gemach und beseufze dort in stummer Trauer deinen Jammer.“ Das Bild ist von einer Sklavin. Dieser Allegorie getreu, erweckt v. 5. folgende Idee in uns: Sitz ohne dich zu rühren, mit sklavischer Angst, geh hin in den unerleuchteten Hof mitten im Haus, wo Sklaven sich aufhalten. Die beleuchteten Zimmer der Gebieterin sind kein Platz mehr für dich. In den Evangelien wird dies die äusserste Finsterniss, oder der finstere Raum ausser dem beleuchteten Zimmer des Herrn genannt, ausser den Zimmern des Messianischen Gastmals mit Abraham und andern jüdischen Altvätern. Bekanntlich sind morgenländische Gastmale bey der Nacht und fodern also Beleuchtung. — Die Uebersetzung: so treten rettend dich die *Himmelsthäler* auf, lässt sich auch dadurch erläutern, dass קסם *wahrsagen* ebenfalls wie in הברו שמים das Wort הבר zur Grundbedeutung hat *zertheilen, schneiden.* S. قسم fidit, rupit. Doch scheint uns das Wort *Himmelsthäler*, in die Uebersetzung selbst eingerückt, allzu etymologisch. Die ganze Erklärung des Vf. zeichnet sich vorzüglich durch eine genaue Beobachtung der Einheit aus, in welcher die Allegorie durchgeführt werden muss, die einmal zum Grund liegt. Ein Reich personificirt der Morgenländer als eine *Mutter*. Die Einwohner sind ihre *Kinder*. Ohne diese ist sie *kinderlos*, ohne König *Wittwe*, besiegt ist sie nicht mehr freye Hausmutter, sondern *Sklavin*.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN. *Dresden*, in der Hilscher. Buchh.: *Anweisung im kaufmännischen doppelten Buchhalten*, zum Gebrauch für junge Leute, besonders für die, so einen mündlichen Unterricht nicht erlangen können. Herausgegen von *Paul Rudolph Gottschling*. Nebst einem Kupfer. 1790. 107 S. 8. (6 gr.) Der Vf. mag wohl sein Buchhalten nach gewöhnlichem Schlendrian verstehen; aber es fehlt ihm die Gabe, es auch verständlich zu lehren. Noch weniger füllt also sein Buch die Lücke aus, die auch bessere Schriftsteller über das kaufmännische Buchhalten noch übrig gelassen haben, solchen, die keine Kaufleute sind, und selbst keine Bücher zu führen haben, die Bücher des Kaufmanns wenigstens verständlich zu machen. Richtige Definitionen, Uebersetzung der Kunstwörter in eine allgemein verständliche Sprache, und Entkleidung des Wesentlichen beym doppelten Buchhalten von allen willkührlichen Formeln, mit denen es gar reichlich überladen ist, wären hiezu vor allen Dingen nöthig; aber gerade diese Eigenschaften sucht man hier vergebens.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 17. November 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Voss: *Bemerkungen auf einer Reise durch Flandern, Deutschland, Italien und Frankreich*, von *A. Walker* a. d. Engl. übersetzt mit Anm. von K. P. *Moritz*. 1791. 298 S. 8.

Wir können uns nicht überzeugen, dass die Krise, wohin es mit unserer Literatur gekommen ist, eine strenge Bezeichnung oder Absteckung der Gränzen erlaubt, ausserhalb welchen keine Begnadigung vor dem Kunstrichter statt findet. Unter den Tausenden von schlechten Büchern, die jährlich herauskommen und ohne alle vorherige Prüfung, ja wohl gar mit Begierde und Wohlgefallen verschlungen werden, bemerken wir so viele durchaus verwerfliche, schädliche, in Absicht auf Inhalt und Behandlung unter aller Kritik stehende und nur zur Verbreitung falscher Vorstellungen führende Schriften, dass wir geneigt sind, einer grosen Menge anderer, die nichts neues enthalten und von Seiten des schriftstellerischen Verdienstes leer ausgegangen sind, wenigstens um ihrer Unschädlichkeit willen einen Laufpass mitzugeben und diejenigen, die auch nur den entferntesten Anspruch auf Unterhaltung, Belehrung oder Originalität von irgend einer Art machen können, zur Ausfüllung der Langenweile zu empfehlen. Die Zwecke des Lesens haben sich überdies so sehr vervielfältigt, dass ein Buch, welches von den bekanntesten Gegenständen handelt und sich nicht einmal durch seinen Gesichtspunkt auszeichnet, dennoch ein gewisses Interesse haben kann, in so fern es uns den Charakter des Verfassers anschaulich macht. In der That bekennen wir, bey der Durchlesung des kleinen Werkchens, womit Herr Hofr. Moritz unserm Publicum hier ein Geschenk macht, genau so viel Vergnügen empfunden zu haben, als eine wohlgerathene Karrikatur in einem Possenspiel uns gewährt hätte. Herr Walker, der sich S. 76 für einen Sternkundigen ausgiebt, ist wirklich zuweilen mit den Dingen dieser Erde so unbekannt, als hätte er immer nur im Monde gelebt; was er also nicht etwa in den Stunden, die er der Betrachtung des Himmels raubte, in England gewahr worden ist, befremdet ihn wie eine Entdeckung Herschels oder Schröters an einem andern Planeten. Zwischen dem 21sten August und dem 9ten November 1787 hat er nach seiner eigenen Berechnung beinahe viertausend englische (also achthundert deutsche) Meilen zurückgelegt; mithin kommen über zehn deutsche Meilen auf jeden Tag seiner Reise, und noch weit mehr, wenn man den Aufenthalt von etlichen Tagen in Venedig und Rom in Anschlag bringt. Man wird also wissen, welcher Nachrichten man sich zu erfreuen hat, wenn man sich einen Engländer denkt, der ohne ein Wort deutsch oder italienisch zu verstehen, zwar mit offenen Augen und gesunden Sinnen, aber doch auch mit den gröbsten Nationalvorurtheilen und ohne alle Vorkenntniss, in drittehalb Monaten mit der Post durch Calais, Dünkirchen, Ostende, Brügge, Gent, Brüssel, Löwen, Lüttich, Spa, Aachen, Cölln, Bonn, Coblenz, Limburg, Frankfurt, Mannheim, Heidelberg, Strasburg, Inspruck, Brixen, Trient, Verona, Vicenza, Padua und Mantua nach Venedig; von da nach Ferrara, Bologna, Rimini, Fano, Sinigaglia, Ancona, Loretto, Spoleto, Narni, Cività Castellana, Rom, Viterbo, Siena, Florenz, Modena, Parma, Piacenza, Mailand, Turin, Chambery, Lyon, Fontainebleau, Paris und hierauf über Chantilly, Amiens, Abbeville und Montreal wieder nach Calais zurückjagt, alles im Fluge sieht und daher auch oft entweder triviale oder schiefe Bemerkungen macht. Das Eigenthümliche in der Auffassungsart der Eindrücke hat bey unserm Verfasser, wie nicht zu läugnen ist, etwas unterhaltendes, zumal wo es Gegenstände betrifft, die nur der Zufall in seinen Gesichtskreis führte; man stösst zuweilen, wie der Uebersetzer in der Vorrede sehr wahr bemerkt, auf naive Einfälle und zuweilen auf jene richtigen Empfindungen, die nie genug verbreitet werden können; allein wo der Vf. sich im geringsten Zeit nimmt, die Merkwürdigkeiten eines Ort zu beschauen, verräth er alsbald einen so unüberwindlichen Geist der Plattheit und einen so gänzlichen Mangel des guten Geschmacks, dass ihm nur das Mitleiden vor dem Unwillen des verständigen Lesers schützt. Es ist daher wirklich charakteristisch, wie der gelehrte Uebersetzer ihn anfänglich durchschlüpfen lässt, sodann hie und da in Anmerkungen berichtigt und bestraft, endlich aber, wo es gar zu arg wird, und insbesondere das Kunstgefühl und der Sinn des Schönen sich empören, die absurden Urtheile des Verfassers nicht mehr niederschreiben mag, sondern ihn im gerechten Eifer castrirt. Die Schilderung der Tyroler Alpen gehört zu den wenigen, die dem Vf. vorzüglich gut gerathen sind; so konnte nur ein Augenzeuge darstellen. Seine Bemerkungen über die grellen Kontraste in der modernen Musik sind ebenfalls richtig empfunden, und seine Klage über die Wirkungen des kirchlichen und weltlichen Despotismus auf den Charakter und sogar das äussere Ansehen der Italiener, wenn sie gleich so oft wiederholt worden sind, findet man doch immer an ihrem Orte. Dagegen verdriesst es, wenn man Nachricht von merkwürdigen Gegenständen erwartet, die kleinen Angelegenheiten des Reisenden zu einer unverdienten Wichtigkeit erhoben zu sehen, und immer wieder von theuren oder billigen Wirthen, groben Postillionen, schlech-

schlechten Betten, Wanzen- und Mückenstichen, und unschmackhafter Kost zu lesen. Noch ärgerlicher aber ist es, wenn der freye Britte mit Selbstgefälligkeit so oft als möglich erinnert, dass er hie oder dort das Zimmer bezogen habe, wo Joseph der II. oder der Herzog von Glocester oder sonst fürstliche Personen logirt haben. Nach Art der gemeinsten und unerfahrensten Klasse von Reisebeschreibern vergleicht er auch oft die Gegenstände in der Fremde mit denen, die ihm bekannter sind, die aber dem Leser eben so fremd seyn können, z. B. den Hafen von Ostende mit dem von Liverpool, S. 9. das Bibliothekszimmer in Gent mit dem von *Trynity-College* in Cambridge, S. 18. das Rathhaus zu Brüssel mit der Kirche St. Bride in London, S. 24. die Stadt Gent mit Dublin, S. 19. Kölln mit Bristol S. 51. den Pallast in Mannheim mit *Golden Square* in London S. 72. Amiens mit Salisbury S. 296 und den Löwen im Arsenal zu Venedig mit der Höhe seines Stocks, S. 169. Zuweilen ist ein wahres *Bathos*, mit Pope zu reden, in seinen Vergleichen sichtbar, z. B. wenn er die herrlichen Berge um Heidelberg mit Mehlklössen vergleicht, S. 80. Er vergisst auch wohl die Entfernungen der Oerter und wundert sich, dass man in Schwaben Holz brennt, da er doch bey Kölln Steinkohlen gesehen hätte, S. 94. Ein Wilderschweinsschinken ekelt ihn an, als eine Speise der Wilden, S. 62. ob er sich gleich mit Wohlgefallen aufhalten kann, die scheuslichste Verwesung an einem Hochgericht auszumahlen, S. 32. Die Sitten des weiblichen Geschlechts aber sind der Gegenstand. worüber er am meisten deraisonnirt; was hier nicht Englisch ist, scheint ihm verwerflich zu seyn, und dieses Vorurtheil geht so weit, dass er den Venetianerinnen eine grosse Gnade zu erzeigen glaubt, indem er bemerkt, dass, obgleich ihr Halstuch nicht so dicht anschliesse, als es die englischen Damen tragen, er das doch lieber der Mode als dem *Laster* zuschreiben wolle, S. 160. Als er endlich die Weiber wie Männer reiten sieht, wird er doch ein wenig in seinen Grundsätzen irre und bekennt, dass die Schamhaftigkeit wohl etwas mechanisch erlerntes seyn könne S. 206. Seine Strenge über diesen Punct ist indessen desto löblicher, da er doch zuweilen ein Spötter wird und S. 35 die biblischen Geschichten unter die possirlichen Gegenstände rechnet. Unsere deutschen Weiber kommen am schlimsten weg, denn er spricht ihnen die Keuschheit ab, weil er unterwegs (in den Wirthshäusern) sehr bequeme Dirnen fand, S. 108. Ueberhaupt scheint er sich wenig darum zu bekümmern, wie er eine individuelle Beobachtung in einen allgemeinen Charakterzug verwandelt; es heisst daher von den gemeinen Weibern in Strasburg ohne Unterschied, dass sie ohne Schuhe und Strümpfe giengen, S. 84. und von den Damen vom Stande daselbst, dass sie (durchgehends) die gewirkte nürnbergische Kappe trügen. Diese Unrichtigkeiten hätten wir gern in der Uebersetzung verbessert gesehen; so hätte man es auch berichtigen sollen, dass die Frankfurter Messe nicht sechzehn Wochen dauert S. 64. dass die Mannheimer Brücke nicht auf siebzig Bögen liegt, S. 72 u. f. f. für Vervea S. 40 hätte man *Verviers*, für Skolkin S. 73 *Scholken*, für Wislack S. 82. *Wisloch* setzen können. Aus der Uebersetzung selbst, die im Ganzen getreu ist, hätten wir einige Anglicismen weggewünscht, wie z. B. S. 103 Precipicen (Abgründe), und ebendas. Discourse über die Vision (Abhandlungen über das Sehen). S. 149. Die Frauenzimmer in Venedig scheinen fade (vermuthlich im Englischen *faded*, welk.) S. 210. die Engel hätten sich in einem Körper (*in a body*, in einer Schaar oder einem Haufen) herniedergelassen. S. 252 Pinienapfel (Ananas) S. 272 das Ohr wird geharkt (*harrowed up*, zerrissen, verwundet; beleidigt.)

London, b. Murray: *A short journey in the West Indies, in which are interspersed curious anecdotes and characters.* 1790. I B. 155 S. II B. 161 S. klein 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Wenn man sich über den empfindsamen Ton, oder vielmehr über die unvermeidliche Schaalheit, die eine Nachahmung blofs der empfindsamen Reisen des Yoricks diesem Werkchen giebt, hinaussetzen kann, so findet man darin immer noch etwas, das die Aufmerksamkeit des Lesers fesselt, und auch etwas, das sie belohnt. Es ist wahr, dass der schwülstige, poetische Stil die reellen Begriffe gleichsam verschwemmt, und Kleinigkeiten eine unverdiente Wichtigkeit verleiht; allein da der Vf. ein entferntes, uns wenig bekanntes Land schildert, so hat seine Art, einzelne Gegenstände auszumahlen, immer das grosse Verdienst der Anschaulichkeit. Die Sklaverey ist der Hauptgegenstand seiner Beobachtung, den er so hassenswürdig schildert, als er wirklich ist. Doch zeigt er auch zugleich, wie sehr es von den Eigenthümern abhängt, den Zustand ihrer Neger glücklich zu machen. Gelegentlich kommen Darstellungen von den Sitten und der Lebensweise der dortigen Pflanzer vor, auch malt der Vf. das Clima, die Aussichten, die eigenthümlichen Producte des Landes mit einer ihm eigenen Gabe. Seine Gedichte hätten wir ihm indess gern geschenkt; wenigstens können sie aus der Uebersetzung füglich wegbleiben, die, dem Vernehmen nach, bey *Schwan* und *Götz* in *Mannheim* herauskommen soll.

Stockholm, b. Nordström: *Svea Rikes Stats-Kunskap forfattad af Sven Lagerbring* (Staatskunde des Schwedischen Reichs, verfasst von S. Lagerbring. Dritte weit verbesserte Auflage.) 1790. 200 S. in gr. 8.

Dieser Begriff einer Schwed. Statistik ward bey der neuen Auflage des Abrisses der Schwed. Reichshistorie in kleinen Theilen 1775, derselben als der erste Theil, statt einer Einleitung, vorgesetzt und enthielt damals nur 122 S. und 10 Paragr. Schon 1784 kam eine zweyte vermehrte Auflage derselben heraus, und diese hat der sel. Kanzleyr. Lagerbring aufs neue noch wieder, kurz vor seinem Tode, übersehen und verbessert. Sie hat jetzt 72 §. als z. E. der 71 von der Vereinigungs- und Sicherheitsacte, und einige andere mehr. Zur Probe mag hier etwas aus dem 31 §. stehen, der in den vorigen Auflagen ganz fehlt, und der von den Einkünften der Krone und der Königl. Domainen handelt. Die Kroneinkünfte fliessen theils aus den Königl. Dominialgütern, theils aus gewissen Renten, Erstere

kommen in den ältesten Zeiten aus dem sogenannten Upsala Ode, dem Eigenthum der Upsala Könige her, hernach sind noch andere Güter dazu gekommen, die theils wegen des uralten Besitzes, theils bey Einziehung der Klöster- und andern Kirchengüter zur Zeit der Reformation, theils durch Reduction, als der Krone gehörig angesehen und ihr zugeschlagen worden. Diese wurden durch die Gustavianischen Familiengüter und die Wiederlage für Bornholm hernach noch weiter vermehrt. Was die Krone durch das *jus albinagii* und durch *Confiscationen* gewonnen, ist von keiner sonderlichen Bedeutung, da es mehrentheils wieder an andere verliehen worden. Die Krongüter sind von verschiedener Natur und Beschaffenheit, als Königl. Höfe oder Schlösser, königl. Meierhöfe, königl. Hemman, der Krone zugehörige Wiesen, Parke und Fischereyen. Einige davon stehen unter des Königs und der königl. Familie eigenen Verwaltung und Disposition. Andere sind entweder zur stehenden Kriegsmacht oder zum Civil und geistlichen Staate angeschlagen. Die übrigen sind auf längere oder kürzere Zeit an Privatpersonen verpachtet, und diese bezahlen die Rente entweder nach dem Marktpreise, oder nach der Kronwürderung, oder auch an Getraide in Natur. Andere bezahlen jährlich eine gewisse Summe an Geld. Der Pacht, welcher für die Krongüter an Gelde erlegt wird, beträgt eine Summe von 44 bis 50000 Th. Silberm. Die Perlenfischereyen müssen vormals von Wichtigkeit gewesen seyn, weil sie 1691 für regal erklärt wurden; allein jetzt dürften sie das Papier kaum bezahlen, das zum Druck aller darüber erschienenen Verordnungen verwandt ist, und es stehe jedem frey, nach Belieben Perlen zu fischen. Hr. Hedenbergs Vorschlag v. 1751, Perlen zu plantiren, der ihm jährlich 400 Th. SM. verschaffte, schaffte doch keine Perlen. Hr. Archiat. Linné soll, wie man aus dem Bericht des Kammercolleg. von 1772 sieht, und wie der Vf. von ihm selbst gehört hat, die Kunst verstanden haben, Muscheln zum desto häufigern Perlenfang zu beschwängern; allein ob er sein Geheimniss entdeckt habe, oder ob seine Kunst versucht sey, weiss der Vf. nicht. Zu der Holzordnung von 1664 werden Åland, Oland, Billingen, Killesnoga, Edsmären, Hune- und Halleberg als Kronparke angeführt; auch Gothland ist durch das Verbot vom 7 Apr. 1673 für einen dem Könige allein zustehenden Park erklärt worden; aber die Krone wird eben nicht viel Einkünfte daraus ziehen. Eben so wenig tragen die sogenannten Kongsadror ein, die zur freyen Durchfahrt in den Strömen offen gelassen werden müssen, sie hindern bloss, dass da, wo solche sind oder seyn müssen, der Strom selbst nicht mit Anlegung einiger Wasserwerke verbauet werden kann. In dem Copenhagener Frieden 1660, wurde Bornholm von Dänemark in den adelischen Gütern in Schonen 8000 Tonnen Haarkorn zur Widerlage gegeben, allein diese sind alle zur Eintheilung des Kriegsstaats geschlagen, ausser Flinge und Ingestad, davon das erste zum königl. Stallstaat angeschlagen, das andere für 760 Th. SM. verpachtet ist. — Bey einer neuen schon lange erwarteten Auflage der Uebersetzung des Prof. Möllers in Greifswald von Lagerbrings Abriss der Schw. Reichshistorie, wird hoffentlich auch diese Staatskunde mit übersetzt erscheinen, und dann dürfte derselbe noch manchen Zusatz, und manche Verbesserung leiden.

SCHÖNE KÜNSTE.

STOCKHOLM, b. Zetterberg: *Messias af Klopstock*, Prosaisk Öfversättning af *Christopher Olofsson Humble*. Första Tomen. 219 S. in 8. Andra Tomen. 194 S. in 8. 1790. (Der Messias von Klopstock, eine prosaische Uebersetzung von C. O. Humble.)

Noch war bisher das herrliche Meisterstück der heiligen Muse, Klopstocks Messias, ob er schon in so viele andere Sprachen, und selbst in lateinische heroische Verse übersetzt war, in keinem Schwedischen Gewande erschienen. Hr. Humble, Rector bey der St. Catharinen Schule in Stockholm, lässt ihn nun auch hier darin auftreten. Der Haupttitel enthält bloss die Worte *Messias*, mit einer Vignette des von der Dornenkrone blutenden Christus Kopfes nach dem bekannten, der Geschichte nach fabelhaften, der Kunst nach schönen, Original in dem blutigen Schweisstuch der h. Veronica, von Hn. Malling sauber gestochen, mit der ganz matt zu lesenden Unterschrift:

Formatur unicus una,
Non alter.

Hr. *H.* hat eine Uebersetzung in Prose gewählt, und dadurch ist er in den Stand gesetzt worden, die Schönheiten des Originals mehr Zug für Zug in seine Muttersprache überzutragen, allein es geht freylich dabey das harmonisch feierliche des Rhytmus und Metrums verloren. Er hat nach der ältern hallischen Ausgabe in 4 Bänden von 1760 bis 1773 übersetzt, vermuthlich weil er, wie er sich an die Arbeit machte, die neue Ausgabe von 1780 zu Altona noch nicht vor sich hatte. Jetzt beym Abdruck hat er doch selbige mit zu Rathe gezogen, und die Varianten daraus unter dem Text bemerkt: so sind auch verschiedene Stellen der Bibel, worauf der Dichter gezielt und die er gebraucht hat, unter solchen citirt worden. Klopstocks Abh. von der heiligen Poesie ist auch voran gesetzt. Jeder Band liefert fünf Gesänge; hier also nun noch die ersten zehn Gesänge. Treue, und so viel möglich, wörtliche Uebersetzuug, scheint die Hauptabsicht des Vf. zu seyn. Er hat daher auch sehr wohl gethan, fremde Wörter, als Sphären, Seraph, Cherub, Myriaden, Orion, Aeonen u. dgl., nur mit einer ihnen gegebenen Schwedischen Endung beyzubehalten. Dass er das Original gut verstanden, und mehrentheils genau ausgedrückt habe, ist nicht zu leugnen; ob er seiner Muttersprache aber dabey nicht bisweilen einen kleinen Zwang angethan habe, ist eine andere Frage.

Rec. hat zwar freylich nicht alle Gesänge dieser Uebersetzung wörtlich mit dem Original genau verglichen; aber im Ganzen wird doch immer das Urtheil für die Bemühung des Hn. Humble gut ausfallen. Noch neulich hat Rec. die Stelle des 4 Gesanges, wo der donnernde fluchende Philo und der sanfte segnende Nicodemus

demus gegen einander auftreten und die nicht die leichteste zu übersetzen ist, genau gegen einander gehalten. Da er aber nicht voraussetzen kann, dass viele deutsche Leser das Schwedische verstehen, so will er nur ein paar verglichene Stellen und Erinnerungen dabey anführen und zwar nach der neuen Edition des Messias die Stelle des Originals, S. 93,

— — wenn über ihn nah der Donner des Herrn ruft,

ist übersetzt: *när olympen nära öfver honom dundrar,* (wenn der Olymp nahe über ihn donnert.) Hier ist Hr. H. ohne Noth etwas vom Original abgewichen; und warum ist an mehrern Orten der Uebersetzung, statt des Himmels lieber der *Olymp* gewählt? In einem Gedicht, das ganz seine eigene heilige Mythologie hat, nichts aus der heidnischen aufnimmt, fällt der Olymp etwas auf. Klopstocks

— — Ruh des empfindenden unbefleckten Gewissens

und Humbles: *känslofullt obefläckadt Samvetes ädelhet;* des erstern:

— ein Herz des Entschlusses —

und das letztere: *Konungsligt hjerta;* Klopstocks S. 95:

Sprich dem Nazaräer den Tod —

und: *Förkunna Nazareens död* (verkündige des Nazaräers Tod, u. d. m., sind doch wohl nicht völlig einerley. Einen *anstaunen* bey Klopstock, ist doch viel stärker, als *Förundrasig öfver nägon* (sich über jemand verwundern. Dagegen ist aber: *Min själ forsmälter;* (meine Seele zerschmilzt), stärker als Klopstocks S. 103.

Meine Seele bewegt sich in mir.

Klopstocks S. 103.

Wenn du nun wirst hören — —
— den entscheidenden Wagschalklang —

ist ganz falsch gegeben: *om du sedan får höra pansarnas klang;* (wenn du nun wirst hören den Klang der *Panzer.*) Hier muss Hr. Humble falsch gelesen oder die *entscheidende Wagschal* nicht verstanden haben. Ob *dödshöjd* in Schwedischer Sprache, für das deutsche Wort *Todeshügel*, gebraucht, allen gleich verständlich sey, will Rec. nicht bestimmen. Doch das sind gegen das Ganze Kleinigkeiten, die Rec. nur anführt, um doch zu zeigen, dass er diese Uebersetzung nicht ohne gehörige Aufmerksamkeit gelesen hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHR. Ohne Druckort: *Paradoxa*, zweytes Bändchen. Nicht militärischen, sondern die Pseudo Aufklärung betreffenden Inhalts von *L. S. v. Brenkenhoff.* 1789. 75 S. gr. 8. Ein Angriff auf die Berliner Monatsschrift, und zwar nicht, wie zwey höchst klägliche Vignetten erwarten lassen, ein satyrischer, sondern ein plumper. Der Rec. ist gewiss kein blinder Anhänger der angegriffenen Partey; aber bey solchen Angriffen kostet es ihm doch Mühe, sich des Aergers zu erwehren. Welch ein Greuel die Vf. der polemischen Artikel in der Berl. Monatschr. in den Augen dieses Vf. seyn müssen, kann man aus folgender Stelle abnehmen, in welcher er seine Toleranzprincipien darlegt: „Wenn jemand behauptete: er hätte eine Mücke, auf der zwey „Elephanten gesessen und Piquet gespielt, fliegen gesehen, so würde ich natürlicher Weise glauben, der Mann habe geträumet, „aber doch mich nicht berechtiget halten, ihn dieserhalb öffentlich zu beschimpfen; so viel aber bitte mir zu erlauben, dass „es mir frey stehe, nicht eher seiner Meynung beyzupflichten, „bis; dass ich selbst dieses besondere Fuhrwerk und Spielpartie „mit eigenen Augen gesehen." (S. 7. N. *). Nach einer solchen Aeusserung kann es niemand befremden, dass der Hr. Vf. alle *Ausfälle* gegen *Schröpfer* und *St. Germain* unverzeihlich findet. Dass aber der Hr. Vf. auch *Zweifel* an diesen Männern und an *Swedenborgs* Divinationsgabe unverzeihlich findet, ist um so befremdlicher, da seine Aeusserung hoffen liess, dass er diese Männer zwar nicht *beschimpfen*, aber doch selbst für *Träumer* erklären würde. Ja, was noch befremdlicher ist, er hält den *St. Germain* selbst für *keinen achtungswürdigen* Mann (welches doch wohl auch ein wenig *beschimpft* ist); und erhebt doch ein Geschrey darüber, dass in der Berl. M. Schr. gesagt worden ist, kein gescheiter Mann in Berlin und Dresden habe ihn geachtet: er erklärt den *Illuminatismus* für einen wahren *Jesuiterorden* (ist das etwa nichts *beschimpfendes?*) wobey er jedoch für möglich hält, dass die Stifter desselben die besten Absichten gehabt haben mögen, er hat in dieser Verbindung *kurz nach seinem Eintritt* viele *jesuitische Grundsätze* wahrzunehmen geglaubt; und doch hat er nie einer Versammlung beygewohnt, noch sich anders, als durch Einsendung der Charakteristik eines seiner Freunde thätig erwiesen. Alles laut S. 4.. — Sey das indessen so befremdlich als es wolle, wenn er nur das, was er an den Männern, die er in Schutz nimmt, gegen die erhobenen Zweifel retten will, durch hinlängliche Beweise rettet. Aber an solchen Beweisen fehlt es sehr, selbst bey der Vertheidigung des katholischen Geistlichen *Schornstein*, in welcher wir übrigens gänzlich seiner Meynung sind. Am ersten findet man noch eigentliche Beweise in der Vertheidigung der *Hirschischen* Medicin S. 15 ff. Ueber die bekannten zwey Anekdoten von *Swedenborg*, welche in der Berl. M. Schr. April 1788 natürlich erklärt worden sind, sind zwar von S. 46. an Briefe abgedruckt, welche ihrer achtungs- und verehrungswürdigen Verfasser wegen merkwürdig sind, aber doch jene Erklärungen nicht total widerlegen: und es ist eine auffallende Verblendung des Vf., dass er durch die abweichenden Erzählungen von dem Gespräche der Königin von Schweden mit Swedenborg (im 2. 3. u. 4. Br.), so wenig als durch die Erklärung der Königin selbst gegen den Vf. des zweyten Briefes in der Berl. M. Schr. (in dessen Worte doch unser Vf. nicht den geringsten Zweifel setzt, S. 19.), in seinem Glauben an Swedenborgs Gespräch mit dem Geiste des Kronprinzen von Preussen nicht im geringsten wankend gemacht wird. Gegen die Erklärung, die der Vf. des ersten Br. in der B. M. Schr. von der Geschichte mit dem Baron *Martefeld* giebt, enthalten die Briefe, die unser Vf. hat abdrucken lassen, gar schlechterdings nichts. Wie er indessen jenem Vf., der doch den Herausgebern der B. M. Sch. erlaubt hatte, ihn im Nothfall zu nennen, mitspiele; mag, wer Lust hat, S. 19. selbst sehen. — Uns ist bloss die Nachricht interessant gewesen, die der Vf. S. 12. von *St. Germain* giebt, den er persönlich gekannt hat. Er war ein angenehmer Mann von Kenntnissen; übrigens ein Atheist. Er gab gegen den Vf. das Vorgeben, er sey 200—300 Jahre alt, für eine Narrheit aus, versicherte aber, durch gewisse Kräuter und durch seine Diät jünger auszusehen, als er sey. Der Vf. meynt, er möchte 80—90 Jahre alt gewesen seyn. — Die Sprache wimmelt übrigens von solchen Fehlern, wie „etwas an *das* Edict vom 9 Jul. „aussetzen," und wie *edel* sie mit unter sey, mag das Pröbchen S. 23. zeigen: „*Arrige aures, mi Pamphile!* verdeutschet, aufgeschauet, kommt ein Kayserlicher Rüstwagen!"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 18. November 1791.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland*, zwischen dem Könige von Preussen und der Kaiserin Königin mit ihren Alliirten, als eine Fortsetzung der Geschichte des General *Lloyd* von G. F. *von Tempelhof*, Königl. Preussischen Obristlieutenant. Vierter Theil, welcher den Feldzug von 1760 enthält. 1789. 332 S. 4.

Es ist bekannt, dass der gelehrte Hr. Vf. in diesem wichtigen Werke mehr als sonst ein Geschichtschreiber in das Detail der Märsche und Positionen hineingehet; daher finden es auch die Leser, welche nicht vom Kriegsstande sind, gemeiniglich etwas langweilig, hingegen ist es dem Kenner des Kriegs, wovon freylich auch ein grosser Theil der Mitglieder des Kriegsstandes auszuschliessen seyn möchte, desto willkommener. Der Feldzug des Königs von den Winterquartieren an, bis zur Schlacht von Torgau entstand hier grösstentheils aus dem Tagebuch, das schon in der militärischen Monatsschrift (Berlin 1785. u. 1786.) abgedruckt ist. An einigen Orten hat Hr. *v. T.* dasselbe etwas abgekürzt, an andern einiges verändert, vielleicht berichtiget. Wegen des ersten Puncts hätte der Vf. diese auch noch in andern Rücksichten interessante Schrift wohl anführen und zum Nachlesen empfehlen können. Bey der Niederlage des General Fouquet ist die Anzahl der österreichischen Truppen, welche zwischen Blasdorf und Reichhennersdorf angegriffen haben, mit 16 Bat. und 30 Schwadr. gewiss zu stark angesetzt; ein so starkes Corps hätte sich schwerlich von zwey schwachen preussischen Bataillons gänzlich zurückschlagen lassen. Nach der Laudonschen Disposition waren es nur 5 Bat. und 4 Schw. und von diesen gingen nur einige durch Reichhennersdorf. Vermuthlich hat der Vf. des Tagebuchs die Truppen darzu gezählet, welche gleich anfänglich von Blasdorf aus, auf die Johnsdorfer Anhöhe detaschirt wurden. H. *v. T.* glaubt die dem General Fouquet ertheilten Befehle könnten den König von dem Vorwurfe nicht frey sprechen, dass er diesen General als ein Opfer seines Eigensinnes habe fallen lassen. Es wäre aber doch noch vorher die Frage zu erörtern: ob Fouquet nothwendig, auch bey bessern Anstalten hätte fallen müssen? denn es gehörten doch gar keine tiefen Kenntnisse dazu, — (nur durfte man von den damals neumodischen Grundsätzen der Feldbefestigungskunst, in die sich Fouquet nicht einmal recht zu schicken wusste, nicht angesteckt seyn —) um diesem General sein Schicksal zu prophezeyen; so ungründlich war die Anordnung, und dennoch zu gleicher Zeit so berühmt, dass noch lange nachher angesehene militärische Schriftsteller sie blindlings zum Muster aufstelleten, ungeachtet ein ganzes Corps dadurch seinen Untergang gefunden hatte. Da Hr. *v.* T. keinen Plan von dieser Schlacht geliefert hat, so muss man bey seiner Beschreibung die gedachte Monatsschrift, oder die bey Jäger in Frankfurt herausgekommenen *Plane* zu Rathe ziehen. Unter den übrigen eigenen Bemerkungen des Vf., wodurch derselbe die Gründe des Verfahrens zu entwickeln sucht, welches im Tagebuch nicht geschehen ist, haben wir manche sehr lehrreich gefunden, einige aber auch nicht ganz gegründet. Von den letztern wollen wir hier etliche auszeichnen, bey der ersten aber, deren in der That eine grosse Zahl ist, dem Leser in seinem Vergnügen, sie selbst aufzufinden, nicht vorgreifen. Den übrigen Innhalt weiss der Leser ohnehin, oder kann ihn im Ganzen doch leicht errathen. Bey Gelegenheit des Aufbruches des Königes nach Schlesien berichtet uns Hr. *v. T.*, dass der König beschlossen habe, seinen Marsch so einzurichten, dass der Feldmarschall Daun bewogen würde, ihm mit seiner ganzen Macht zu folgen; da aber Daun den Befehl hatte, dieses zu thun, so müsste nach einer bekannten Kriegsregel entweder der eine oder der andere Theil Unrecht gehabt haben. Das wahrscheinlichste an der Sache ist, dass es dem Könige ganz und gar nicht darum zu thun war, den Feldmarschall um sich zu haben; wenigstens hatte er ihn vor jetzt zum Entsatz von Glaz nicht nöthig, der vielleicht ohne Dauns beschwerliche Cortege wohl zu bewerkstelligen gewesen wäre. Gesetzt auch dieser General hätte sich wie der Hr. Vf. befürchtet, indessen bis vor die Thore von Magdeburg verirret, so würde er sich doch so eilig als möglich zurückgezogen haben, wenn sich der König bey seiner Rückkunft Dresden wieder genähert hätte. Um Torgau, Wittenberg und Leipzig wegzunehmen, dazu war ja die Reichsarmee hinlänglich. Es könnte daher leicht seyn, dass Hr. *v. T.* die Manöuvres des Königes gleich von Anfange an, nicht aus dem rechten Gesichtspunct angesehen hätte, insofern er sie auf die obige ganz unwahrscheinliche Meynung beziehet. Er bemerkt ferner als eine charakteristische Eigenschaft dieses Kriegs, dass die Armeen sehr oft einander so nahe stunden, dass sie ohne viele Vorbereitungen zum Schlagen kommen konnten, und siehet in gewissem Betracht den König als den Erfinder dieses Verfahrens an, weil seit den Zeiten der Griechen und Römer diese Methode ziemlich aus dem Gebrauche gekommen sey. Hier müssen wir den Vf. an den sehr bekannten Feldzug zwischen Turenne und Montecuculi erinnern, wo die Armeen manchmal einander noch näher stunden. Auf dem linken Flügel bey Wikendorf, heisst es, seyen die Feldwachen so nahe bey einander gestanden, dass die Vedetten hätten mit einander sprechen können; zwischen den Lagern des Monteculi und seines Gegners aber war oft

oft nicht einmal Raum, dafs man hätte Feldwachen ausstellen können. Bey Safspach, wo Turenne vor der Fronte feines Lagers erschossen wurde, betrug die Entfernung der Truppen selbst, an manchen Orten nur einen Flintenschufs. Turenne pflegte auch zu sagen, er sey niemals ruhig, als wenn er seinen Gegner unter den Augen habe. Er gab also schon Lehre und Beyspiel, und der König kann daher in keinem Betracht, so sehr wir auch sein schöpferisches Genie verehren, als der Erfinder dieser Methode angesehen werden. Besonders, sagt der Hr. *v. T.*, hat derjenige die meisten Vortheile auf seiner Seite, der es wagt, dem Feind mit so vieler Dreistigkeit unter die Augen zu rücken. Auch darüber sind noch starke Zweifel vorhanden. Turenne näherte sich wohl nicht dem Montecuculi, um todt geschossen zu werden, und seine Armee nach sich in die traurigste Lage zu versetzen. Bey Hochkirch hatte sich der König mit vieler Dreistigkeit vor die österreichische Armee hingelagert, und dennoch fiel der Vortheil nicht davon auf seine Seite. Im gegenwärtigen Feldzug mislangen ihm eben deswegen mehrere Versuche, die österreichische Armeen zu umgehen; weil sie seine Schritte in der Nähe beobachten konnten. Das Nahesein war daher dem König nur in Rücksicht auf Gewinnung des Terrains nützlich, in andern Rücksichten aber sehr nachtheilig. Die Sätze, welche Hr. *v. T.* bey dieser Gelegenheit aufzählt, sind daher zu allgemein und nicht mit der gehörigen Unterscheidung vorgetragen. Etwas hart finden wir das Urtheil über den General Daun S. 206., weil es uns zugleich ungegründet scheint. In dem ganzen Laufe dieses Krieges, sagt Hr. *v. T.*, gab er keinen stärkern Beweis von der Unfähigkeit, die Manöuvres seines Gegners und ihre Absichten zu beurtheilen, als bey dieser Gelegenheit. Um diese Lobrede in ihr gehöriges Licht zu setzen, müssen wir nun schon die Manöuvres beider Armeen ein wenig die Musterung passiren lassen. Bey der Eröfnung des Feldzugs sah Daun das Vorhaben des Königs, nach Schlesien zu gehen, zeitig genug ein; denn er kam ihm zuvor. Weil nun der König keine Möglichkeit ausfindig machen konnte, den Daun hinter sich zu schaffen; so gerieth er auf den Einfall, wieder zurück zu gehen und Dresden zu belagern. Auch hier kam Daun frühe genug an, um das Vorhaben des Königs rückgängig zu machen. Dafs der Hr. Vf. diese Belagerung als etwas ansiehet, das, ungeachtet sie mislungen ist, unter die charakteristischen Züge eines grofsen Mannes zu zählen sey, darinn möchte auch nicht jeder seiner Meynung seyn. Eher möchten wir sie als ein Beyspiel aufstellen, dafs sich die gröfsten Generale bisweilen auch verrechnen. Einem General kann eine mislungene Unternehmung nur alsdann noch zum Ruhme gereichen, wenn sie durch Zufälle, die keine menschliche Klugheit voraussehen konnte, mislungen ist; bey der Belagerung vom Dresden aber gieng, so viel wir aus der Geschichte abnehmen können, alles seinen gewöhnlichen Gang; ausser dafs der König, noch durch andere falsche Hofnungen getäuscht, einen grofsen Theil der Stadt in einen Aschenhaufen verwandelte. Dieses ungewöhnliche Mittel selbst, scheint zu beweisen, dafs der König gefühlt habe, sein Vornehmen sey nicht nach der Regel. Beym zweyten Versuche, nach Schlesien zu gehen, fand der König den Feldmarschall Daun wieder auf seinem Weg; alle Schritte wurden ihm sauer gemacht, und alle seine Versuche, die österreichische Armee zu umgehen, vereitelt. Doch Hr. *v. T.* giebt ihm bey dieser Gelegenheit, freylich ohne dafs es seine Absicht war, indem er nur des Königs Worte commentiren wollte, das schönste Lob, das man einem General in eben der Rücksicht ertheilen kann, in welcher er ihm in der Folge Feldherrnsgeschicklichkeit abzusprechen wagt, wenn er S. 138 sagt: der Feldmarschall Daun marschirte gerade so, als wenn er seine Verhaltungsbefehle aus des Königs Hauptquartier bekommen hätte; und doch soll er nicht die Fähigkeit gehabt haben, die Absichten seines Gegners zu errathen. Nun wurde endlich unser Fabius am Zobtenberg überlistet, wie einst sein Aeltervater seeligen Angedenkens am Tribianischen Hügel. Flugs greift Hr. *v. T.* zu, um ihn seinen Unwillen fühlen zu lassen. Wie aber wenn der Vf. das Verfahren des General Daun nur deswegen tadelte, weil er es selbst nicht aus dem rechten Gesichtspunkt ansah? Folgendes ist unsere Meynung hiervon: Der König hatte jetzt eine hinreichende Verstärkung von Truppen an sich gezogen, so dafs er es täglich wagen konnte, den Oesterreichern eine Schlacht zu liefern; Daun aber konnte oder wollte sich entweder gar nicht, oder wenigstens da nicht (dieses ist ihm nicht zu verdenken,) darauf einlassen, wo er eine feindliche Festung im Rücken hatte; daher zog er sich in eben der Nacht hinter Schweidnitz zurück, in welcher der König den leeren Zobtenberg mit so vieler Vorsicht umging, als wenn er voll feuriger Rosse und Wagen wäre, und nun endlich glaubte, die österreichische Armee umgangen zu haben, die nicht mehr da war. Das Verfahren des General Daun scheint uns darauf hinzuleiten, dafs der König es in diesen Tagen versäumt haben könne, die Schlacht zu liefern, welche jener befürchtete; denn indem er den Feldmarschall so schön am Zobtenberg überlistete, verlor er die Gelegenheit dazu für den ganzen schlesischen Feldzug. Die Manöuvres, welche Hr. *v. T.* für die österreichische Armee vorschlägt, sind zwar eben diejenigen, welche Daun bis daher mit so gutem Erfolge bewerkstelliget, und wahrscheinlich seit gestern nicht vergessen hatte; er würde sie also weiterhin auszuführen gewufst haben, wenn sie noch am rechten Ort gewesen wären. Dem König hätten sie zuträglich werden können; man hätte ihm dadurch Gelegenheit gegeben, an die Schlacht zu kommen, die ihn von allen den Widerwärtigkeiten befreyen konnte, welche in der Folge des Feldzugs seiner warteten. Dann wäre kein Oesterreicher nach Berlin gekommen; die Russen hätten sich über Hals und Kopf davon gemacht, da sie ohnehin nicht mehr Stand halten wollten, aus Furcht, der König möchte sich gegen sie wenden, und dem letztern bliebe die angenehme Aussicht, Dresden in diesem Feldzuge noch das Seinige nennen zu können. Nur Schade dafs Daun die Sache in einem andern Lichte betrachtete, als Hr. *v. T.*, der hier die Formel gefunden zu haben glaubte, nach welcher man in infinitum fort manöuvriren könnte; — wenn nur die Umstände allezeit dieselben wären. Vom Anfang dieses Werkes und bis jetzt, vermifste Rec. je zuweilen nähere Rücksichten auf die Fortschritte in der Kriegskunst. Der Vf.

wdrüe

würde dieses gefühlt haben, wenn er die Alten genau studirt und gefunden hätte, was diese einst leisteten, und was wir noch bey ihnen vermissen. Dieses ist ohne Zweifel der einzige sichere Weg, um sich zu einem vollkommenen pragmatischen Kriegsgeschichtschreiber zu bilden. Die Gelegenheit zu dieser Bemerkung giebt unter andern im gegenwärtigen Bande die reitende Artillerie, welche in diesem Feldzuge errichtet wurde, ohne dass die Geschichte weder ihren eigentlichen Erfinder, noch den Zeitpunkt der Erfindung, noch die nähere Veranlassung, dazu angiebt. Ganz unangemeldet tritt sie daher auf den Schauplatz, so dass wir nicht wissen, ob wir sie für ein Geschenk des Himmels oder der Hölle ansehen sollen. Wer weiss, ob nicht einst unsere Urenkel den Preussen diese wichtige Erfindung aus dem Grunde absprechen werden, weil der *Artillerie* Officier Hr. v. T. sie nicht als eine solche in das Document des siebenjährigen Krieges eingetragen habe. Das heisst doch die Unpartheylichkeit für sein eigen Fach sehr weit treiben. Dem Rec. ist es sehr wahrscheinlich, dass das Gefecht bey Gödau S. 60 die Veranlassung zur Errichtung derselben gewesen. Der König war damals über die Neckereyen, welche seine Armee von den österreichischen Truppen erdulden musste, aufgebracht, und wollte diese derb dafür züchtigen, indem er mit einem Corps Cavalerie in groser Eile und vielleicht mit zu weniger Vorsicht gegen einen Theil der österreichischen Cavallerie anrückte, wo bey er in ein solches Gedränge kam, dass er mit Hamlet hätte mögen ausrufen: Seyn oder nicht seyn, dies ist die Frage. Denn es gab da einen Zeitpunkt, wo man nicht zu sagen wusste, ob Stehen bleiben, Vorwärts oder Rückwärts gehen, die schlimste Charackteristik sey? In dieser grosen Verlegenheit schickte der König nach ein paar Bataillons zu seiner Unterstützung: da aber diese der weiten Entfernung halben so bald nicht ankommen konnten, so wagte er es indessen, ohne den Rückweg einzuschlagen; kaum hatte seine Cavallerie ihr Umkehrt gemacht, als sie auch schon über den Haufen geworfen und zerstreut war. Indem nun alles in bunter Verwirrung, was das Thier laufen konnte, vor seinen Verfolgern dahin floh, so kam eins von den Bataillonen an; da hiess es nun mit Recht: Res ad Triarios rediit. Nun fingen die mitgebrachten Feldstücke ihren Donnergesang an: die österreichische Cavalerie gerieth darüber in Stutzen, vom Stutzen ins Umkehren, und vom Umkehren ins Davonjagen, noch geschwinder als sie gekommen war. Die Preussische Cavalerie wurde also durch ein paar Kanonen aus einer sehr misslichen Lage errettet. Nun musste es jedem, der dies Gefecht überschauete, fühlbar werden, dass es vortheilhaft gewesen wäre, wenn diese rettenden Triarier oder Rorarier bälder hätten ankommen, oder gar mit der Cavalerie zugleich vorgehen können, und da fiel entweder der König, oder ein anderer, auf den Gedanken, sie für künftige Vorfälle zu beflügeln, oder beritten zu machen, wie sichs am leichtesten thun liesse. Dieses Gefecht fiel am 7 Jul. vor, und beym 28 Aug. macht das Tagebuch zum erstenmal die Bemerkung, dass der König eine Brigade berittener Artillerie im Hauptquartier gehabt habe. Sollte des Rec. Muthmassung nicht ganz gegründet seyn, so mag derjenige davon die Verantwortung über sich nehmen, der es an bestimmtern Nachrichten ermangeln liess. Vom Feldzuge des General Hülsen, wo man den grosen Wunsch so sehr vermisst, und vom Feldzuge zwischen den Alliirten und Franzosen können wir weiter nichts mehr sagen, als dass beide sehr unterrichtend geschrieben sind, doch hat der Vf. vom letzten kein so vollständiges Tagebuch; als wie beym königlichen Feldzug eingebracht.

Hannover, b. Helwing: *Neues Militärisches Journal.* Fünftes Stück 188 S. 1790. Sechstes Stück 156 S. 1 Kupf. Siebentes Stück 174 S. 3 Kupf. Achtes Stück 156 S. 3 Kupf. 1791. Neuntes Stück 164 S. 2 Kupf. 8. (Jedes Stück 12 gr.)

Der Inhalt aller bis jetzt erschienenen Stücke, ist gleich mannichfaltig und unterrichtend, oft auch unterhaltend. Die Neuheit macht dieses Werk zu einem Journal, sein innerer Werth aber zu einer Bibliothek für den Officier. Das fünfte Stück enthält 1) einen Brief von dem Grafen von Mirabeau an den Grafen von *** betreffend die Lobrede des Hn. v. Guibert auf Fridrich II. und den allgemeinen Versuch über die Taktik desselben Verfassers, welcher hier stark mitgenommen wird. Aus dem Französischen. 2. Berichtigung der Lebensbeschreibung des General von Fink von dem Hn. Major von Winterfeld. Mit allem dem fehlt noch das Hauptdocument, der Rapport des General Ziethen, ohne welchen das Schreiben des Königs kein Licht in der Sache giebt. 3. Versuche über die erfoderliche Zäheit des Eisens zu den Bomben. 5. Beschluss der Geschichte der Belagerung von Gibraltar. Eine vortrefliche Beschreibung. 6. Nachricht von den Oesterreichischen Cavalerie Gestüten. 7. Von dem Avanciren und Retiriren mehrerer Bataillone in einer Linie, und von dem Feuer, welches von der Infanterie beym Angrif der Cavalerie gemacht wird, durch den kürzlich verstorbenen General von Gaudi für seine Inspection aufgesetzt. 8. Recensionen. 9. Nachricht von dem Hessischen Militär und dem Exercier-Lager ohnweit Wilhelmsthal. 10. Nachricht von dem Hannöverischen Artillerie Lager ohnweit Hannover. 11. Nachricht von dem Dänischen Militär und dem Exercier-Lager ohnweit Schleswig. 1789.

Sechstes Stück. 1. Das Durchziehen der Bataillone und der Adjutanten Aufmarsch von Gaudi. 2. Sammlungen einiger Nachrichten und Instructionen, die Preussische Armee betreffend. 3. Bemerkungen und Anekdoten. 4. Versuche, welche bey der Dänischen Artillerie angestellt sind, nebst einigen aus denselben gezogenen Regeln für die praktische Artillerie. Beydes für den Artilleristen von Wichtigkeit. 5. Prüfung des Lindenauischen Werks: über die höhere Preussische Taktik. Enthält gute Bemerkungen. 6. Schlacht bey Cudalore in Ostindien. 7. 8. 9. Nachrichten von dem Münsterschen, Braunschweigischen und Pfalzbayrischen Militär. 10. Vergleichungs-Tabelle der Stärke und der Kosten der Französischen und Preussischen Armeen. Aus dem Französischen. 11. Recensionen. 12. Ueber dem

den jetzigen Krieg zwischen der Pforte, Rufsland und Oesterreich. 13. Verschiedene Merkwürdigkeit aus dem jetzigen Türkenkrieg. 14. Einige neue Vertheidigungsmittel einer Redute.

Siebentes Stück. 1. Detaillirte Verlust-Liste der der Churhannoverischen Truppen im siebenjährigen Krieg mit Bemerkungen über dieselbe. Ein ungemein interessanter Auffatz. 2. Nachricht von den Herbstmanövren bey Potsdam im J. 1788. Mit Plans. 3. Von der Recrutirung, Besoldung, Unterricht, Uebung und dem Avancement der Preussischen Artillerie. 4. Verfertigung der Faschinen, Schanzkörbe und Horden, nebst Anwendung derselben. Das Vollständigste, was man über diesen Artikel hat. 5. Verhaltungs-Befehle über das Exerciren und und die Evolutionen von Gaudi. Man lernt daraus manches Detail von den Preussischen Manövern. 6. Ueber den Krieg mit den Türken. Ein gut geschiebener Auffatz. 7. Recensionen.

Achtes Stück. 1. Rede über das Militär von dem Hrn. v. Grothaus. Betrifft die Gesundheit und Geschwindigkeit des Körpers. 2. Ueber Kanonen-Grenaden. Der Vf. beweisst, dass man sich in vielen Fällen der Grenaden statt der vollen Kugeln mit Nutzen bedienen könne. 3. Nachricht von dem Militär der General-Staaten vom J. 1790. 4. Recensionen. 6. Einrichtung und Gebrauch des Mikrometer-Fernrohrs des Hrn. Carochez. 7. Beschreibung der in der letzten Belagerung von Gibraltar gebrauchten Depressions-Lavette. 8. Beschreibung der in England erfundenen und auf der Flotte gebrauchten Caronaden. 9. Relation der Bataille von Dettingen, von einem Augenzeugen. Mehr Bruchstück als vollständige Relation. 10. Relation von der Gefangennehmung Carls des 12ten, Königs von Schweden, bey Bender. Aus dem Französischen.

Neuntes Stück. 1. Entwurf eines Handbuchs der Pontonier-Wissenschaft. 2. Nachricht von den jetzt in Europa gebräuchlichen Pontons, und Bemerkungen über die Einrichtung derselben. Hr. Hoyer, Churfürstl. Sächs. Pontonier, Premierlieutenant, hat sich durch diese Stücke als ein Mann legitimirt der seinem Fache gewachsen ist; wir sehen daher mit dem grössten Verlangen der Erscheinung des ganzen Werks entgegen, welches eine sehr verdriessliche Lücke in der Kriegskunst ausfüllen wird. 3. Nachricht von den Ehrenzeichen für das militärische Verdienst, welche bey der österreichischen Armee den Officiern und Unterofficiern zugetheilt werden. 4. Einige Nachrichten von der Sächsischen Armee. 5. Preussische 3 und 6 pfündige Kanonen-Exercien. 1783. 6. Nachtrag zu den Nachrichten von der Sächsischen Armee. 7. Einige Vorfälle des siebenjährigen Krieges in der Gegend von Wesel. 8. Anekdoten und Nachrichten von den französischen Generalen, welche im siebenjährigen Kriege commandirten. Aus dem Französischen. Da das Original nicht sehr selten ist, so würde dieser Auszug hier nicht ganz am rechten Ort seyn, wenn der Hr. Vf. nicht versprochen hätte, dass im folgenden Stücke Bemerkungen zur Beleuchtung und Berichtigung folgen sollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrheit. *Paris: L'Enfant, qui nait au cinquieme mois de la grossesse, peut-il conserver la vie?* Question medico-legale, dans laquelle on expose quelques loix de la nature, propres à donner quelques eclaircissemens sur ce que c'est que la Vie par Mr. *Alphonse Leroi*. 1790. 19. S. 4. Die Veranlassung zu dieser Abhandlung gab, wie gewöhnlich, ein Process, wo einem zu Anfang des sechsten Monats der Ehe gebohrnen Kinde, als illegitim, die Erbschaft streitig gemacht wurde. Hr. *L.* sucht daher erstens durch Beyspiele von Thieren zu beweisen, dass die Zeit der Brütung und Austragung ungleich ist, sodann dass die Vitalität, oder die Lebensenergie im foetus stärker ist als in erwachsenen Menschen, aus derselben Ursache, wodurch ein dünner Magnet, ein dünner elektrisirter Körper eine weitere und stärkere Atmosphäre hat, als ein Körper von ungleich grösserer Masse, (hier scheint L. die dadurch vergrösserte Oberfläche vergessen zu haben), ferner dass er zu Ende des vierten Monats immer gefunden habe, dass die Lunge des foetus schon fast die ganze Brusthöhle ausfülle und zum Athmen geschickt sey (die Grösse allein möchte wohl noch nicht Beweis genug für die Respirationsfähigkeit seyn); und endlich dass er selbst Beyspiele von viertehalb bis 5 Monaten gesehen habe, wo der foetus einige Stunden wenigstens lebte (auch hier fehlen die evidenten Beweise, von dem bestimmten Alter des foetus). Den Schluss machen Allegate aus Autoren, die schon mehr zu dieser Absicht gebraucht worden sind. — Wenn also gleich durch diese Schrift diese kritische Frage nicht entschieden ist, so kann sie doch dazu dienen, dass man sich durch blinde Anhänglichkeit an alte Satzungen nicht verleiten läst, etwas für entschieden zu halten, was es doch wirklich noch nicht ist, und den Schluss derselben wohl beherzigt: *Les lois, peuvent-elles, sans la plus parfaite evidence, prononcer contre la foi due au mariage, contre la protection qu'elles doivent à ce lien, le premier et le plus saire de la société? Peuvent-elles enlever légèrement l'état qu'elles doivent à l'enfant né constant le mariage, en cedant à des simples opinions fausses et sans fondement, que la cupidité, la rapacité et la soif de l'or veulent inspirer à la Justice?*

Philologie. *London.* *A dissertation concerning two odes of Horace, which have been discovered in the palatine library at Rome.* 40 S. 4. (22 gr.) Der Vf. wundert sich, dass diese beiden Horazischen Oden, die vor etwa 12 Jahren von Hn. *Pallavicini* in der Vaticana gefunden und bekannt gemacht worden, in England nicht mehr Sensation gemacht haben. Die Ursache war vermuthlich keine andere, als warum sie noch unter uns kein Glück machten, weil Niemand sie für ächt horazisch hielt. Unsre Leser kennen sie schon aus der Ausgabe des seel. *Jani*, der sie dem ersten Theile vorgesetzt, und zugleich eine Kritik beygefügt hat, die uns der Mühe überhebt, unsern Vf. zu widerlegen, dem an der Aechtheit derselben gar kein Zweifel aufzusteigen scheint. Man braucht auch eben nicht sehr tief in die Geheimnisse der Kritik eingeweyht zu seyn, um zu empfinden, dass in keiner von beiden der Geist der Horazischen Poesie weht, dass sie vielmehr bloss aus zusammengestoppelten Phrasen bestehen, und dass zumal die letzte nichts weiter als metrische Prose sey. — Einen erklärenden Commentar hat der Vf. den Oden nicht beygefügt, wohl aber jeder derselben einige allgemeine Anmerkungen, in denen er von der Person des *Jul. Florus*, an den die erste Ode gerichtet ist, und von der Ordnung der Horazischen Oden, besonders im vierten Buche, spricht. Die Ordnung der Oden in diesem Buche sey sicher verwirrt; da es auf Verlangen des Augustus von dem Dichter herausgegeben sey; so müsse man eine von den Oden an den August an die Spitze, so wie die an die Melpomene ans Ende stellen. Die Bemerkung verdient wenigstens Aufmerksamkeit; wenn wir gleich durch eine so veränderte Stellung nicht viel zu gewinnen hoffen dürfen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. November 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Sommer: *Vindiciae originis et auctoritatis divinae punctorum vocalium et accentuum in libris sacris V. T.*, ubi inprimis ea diluuntur, quae post *Eliam Levitam Ludov. Cappellus* in arcano punctationis ejusque vindiciis opposuit auctore *Ad. Bened. Spitznero*, A. M. 1791. 368 S. gr. 8. (18 gr.)

Die Absicht des Hn. Vf. ist, zu beweisen, dass die Vocalpuncte und Accente von den Verfassern der Bücher des A. T. selbst herrühren. Weil er aber mit verschiedenen alten Theologen, ohne seine Meynung zu beweisen, annimmt, dass die göttliche Eingebung nicht bloss die Gedanken, sondern auch die Worte, Buchstaben und einzelne Züge und Striche betreffe, so hat er sich so ausgedrückt, als ob er den göttlichen Ursprung und das göttliche Ansehn dieser Zeichen dargethan hätte; ob er es gleich allem Vermuthen nach nicht wagen würde, in einem Befehl, dessen Inhalt unmittelbar von einem Könige herkommt, jedem y und h, jedem Strich über einem n und jedem Unterscheidungszeichen einen königlichen Ursprung einzuräumen. Doch dieser unrichtigen Folgerung ungeachtet, kann dieses Buch zu Beurtheilung der Streitfrage von dem Alter der hebräischen Vocalpuncte und Accente viel beytragen, weil man doch in demselben die Beweise für und wider die verschiededenen Meynungen der Gelehrten angeführt findet. Auch fehlt es dem Vf. gar nicht an dem Willen, unpartheyisch zu Werke zu gehn. Davon ist das 4te Kap. ein deutlicher Beweis, in welchem er verschiedene Gründe, auf die manche Gelehrte viel rechneten, z. B. den elenden Beweis aus Matth. 5, 18. geradezu für schwach erklärt. Er glaubt auch, so vieler Beweise für das hohe Alter dieser Zeichen nicht zu bedürfen, weil sie einmal seit den ältesten Zeiten im Besitz sind, und darinn gelassen werden müssen, bis das Gegentheil erwiesen worden ist. Dass aber die Rechtmäsigkeit dieses Besitzes wenigstens sehr zweifelhaft sey, ist aus dem, was Hr. Hofr. *Eichhorn* in der *Einl. ins A. T.* Th. 1. §. 68. von den alten Versionen anführt, offenbar. Und wenn auch alle Vocalzeichen und Accente zu der Zeit der LXX Dolmetscher vorhanden gewesen wären: so wäre es immer noch nicht erwiesen, dass sie von den Verfassern der Bücher des A. T., oder, wie der Hr. Vf. sagt, von Gott selbst ihren Ursprung haben. Allein das, was Hr. S. im 18ten Kap. von den alten Versionen sagt, ist noch lange nicht zureichend, die entgegengesetzte Meynung zu widerlegen, da er keine historischen Data, oder Zeugnisse für seine Behauptung beybringen kann, auf welche doch bey Entscheidung einer historischen Frage die Hauptsache ankommt, wie er S. 85 ff. mit Recht behauptet. Nun hält er es für rathsam, mit den neuern Beweisen anzufangen, und auf die ältern fortzugehn, weil auf diese Art die Beweise der Gegner doch entkräftet würden. Er setzt daher S. 87. denen, welche den Ben Ascher für den Erfinder oder Vollender der Punctation ausgeben, die Zeugnisse der ältern Grammatiker, oder Rabbinen, denen aber, welche glauben, dass den Masorethen zu Tiberias die Ehre dieser Erfindung zukomme, den Talmud und die Cabbalisten entgegen, und hält ältere Zeugnisse für entbehrlich, weil auch die Gegner keine anführen können. Aber was sagen denn die Rabbinen und der Talmud von diesen Zeichen? Aben Esra sagt nach S. 72.: *Wir haben die ganze Punctation von den Masorethen zu Tiberias erhalten, der Pausator konnte sich nicht leicht irren, zumal wenn es Esra war; die Männer der Synagogae magnae lehrten die Nachwelt die Accente.* Um die Widersprüche, die in diesen Aeusserungen zu liegen scheinen, zu heben, giebt er dem, was dieser Rabbine von den Masorethen sagt, diesen Sinn: Sie hätten die heutige Punctation durch Vergleichung der Handschriften hergestellt. Im Buche Cosri wird nach S. 75. behauptet, dass die Priester, Könige, Richter und Mitglieder des Synedriums das Patach, Kamez, Chirek und Scheva, wie auch die Accente in ihrem Gedächtnisse aufbewahrt, und endlich 7 Könige (Hauptvocalen) und die Tonzeichen festgesetzt haben, um das, was sie von Mose durch die Cabbala empfangen hatten, aufzuzeichnen. So glaubte der Verfasser des Buches Cosri, habe man im J. 4500 nach Erschaffung der Welt reden können: es müssen also damals die Puncte und Accente existirt haben; doch wohl nur nach der Meynung dieses Schriftstellers, welche wahr, aber auch falsch seyn kann? Aber nach eben dieser Meynung waren die Figuren der Vocale und Accente zu Mosis Zeiten noch nicht vorhanden, sondern nur die dadurch angezeigten Töne. S. 78. wird die Aeusserung des Kimchi, dass die Puncte im Zeitalter des Hieronymus und der Synagogae magnae schon im Gebrauche gewesen, angeführt. Im Talmud werden nach S. 140. die nach dem Exil im Pentateuch hergestellten Pausae accentuum erwähnt, und Hr. S. versteht um deswillen dadurch die Zeichen der Accente, weil ohne dieses Hülfsmittel ein übermenschliches Gedächtniss nöthig gewesen seyn würde, das Ende aller Zeilen und Verse zu merken. Allein alle Schwierigkeit verschwindet, wenn, wie Hr. S. selbst bemerkt, die Talmudisten zeilenweise geschriebene Handschriften vor sich hatten. R. Juchanan behauptet nach S. 149., dass die Accente nicht zum Mosaischen Gesetze gehören; sie waren also zu seiner Zeit vorhanden. Er aber glaubte, dass sie Moses nicht hinzugesetzt habe. S. 150. wird gesagt, dass man mit der rechten Hand die Accente gezeigt habe. Aus allen

allen diesen Zeugnissen und Aeufserungen, welche einander zu widersprechen scheinen, daher jeder nur die für wahr hält, die mit seiner Meynung übereinstimmen, folgt nun wohl nicht, dafs alle die Vocalpuncte und Accente, die wir jetzo in den Handschriften finden, von den Verfassern der göttlichen Bücher ihren Ursprung haben; aber so viel läfst sich doch hieraus schliessen, dafs man einige Accente und Vocalzeichen in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt gehabt habe. Und wer sollte dieses Resultat nicht wahrscheinlich finden? Freylich aber läfst sich die Zahl der damals vorhandenen Vocalpuncte nicht zuverläfsig bestimmen. Indessen da sich die im Buche Cosri genannten 7 Hauptvocale, wie auch Hr. S. zugiebt, auf die 3 Fundamentalvocale der Araber zurückbringen lassen: so erhalten die Bemerkungen des Hn. Trendelenburg über die 8 ursprünglichen Vocalpuncte der Hebräer so viel Wahrscheinlichkeit, dafs die vom Hn. *S.* in der Vorrede dagegen gemachten Einwendungen wenig Gewicht haben. Ob aber diese Vocale durch die sogenannten *Matres lectionis*, zu denen man wohl noch einige Gutturales rechnen könnte, oder durch einen Strich oder Punct ausgedrückt worden sind, ist ungewifs. Das liefse sich wohl gegen die Einwendungen des Hn. V. S. 335. beweisen, dafs die Matres lectionis für jeden, der der hebräischen Sprache völlig kundig ist, zureichend seyn würden, wenn sie, wie in manchen Handschriften geschehen ist, in zweydeutigen Wörtern häufiger gesetzt würden. Wer sieht z. B. nicht, dafs תיעשה, welches noch in unsern gewöhnlichen Ausgaben vorkommt, nothwendig *teaseh* gelesen werden mufs? Allein hieraus folgt immer noch nicht, dafs man sich in den ganz alten Zeiten, so wie hernach in den rabbinischen Schriften, dieses Mittels bedient habe, die Vocales zuweilen auszudrücken. Dafs Hieronymus in seinem Codice unsre Vocalpuncte nicht gehabt habe, ist wohl aus solchen Stellen, dergleichen S. 125. angeführt werden, gewifs, so sehr es auch Hr. S. bezweifelt. Denn er fagt ja ausdrücklich, dafs Hab. 3, 5. דבר ohne Vocal stehe, und daher Dabhar oder debher gelesen werden könne. In andern Stellen aber erwähnt er Vocales, und nennt die literas quiescentes und gutturales bisweilen wirkliche Vocale. Daher ist es wahrscheinlich, dafs er sich eines Codicis bediente, der in zweydeutigen Wörtern eine matrem lectionis hatte, wo wir in unserm Codice keine haben. Z. B. Gen. 47. 31. fagt er, stehe im Hebräischen ein Wort, welches das Bette, nicht aber das Scepter, bedeute. Er fand also vermuthlich מיטה wie noch alte Handschriften schreiben, in denen z. B. גיבור oft vorkommt. Indessen scheint Hieronymus doch von der ersten Existenz der Vocalpuncte unterrichtet gewesen zu seyn; sonst würde er diese nicht zuweilen mit durch das Wort Accentus ausgedrückt haben, welches ihm hingegen sehr natürlich seyn mufste, wenn er wufste, dafs sie, wie die Tonzeichen, über und unter die Buchstaben gesetzt zu werden pflegten. Warum bediente er sich aber keiner punctirten Handschrift? Vermuthlich deswegen, weil die punctirten Codices noch damals, wie in ältern Zeiten, blofs für die Sänger und Tonkünstler bestimmt waren. Daher ist es auch kein Wunder, dafs die LXX sich eines unpunctirten Codicis bedienten, wovon Hr. *S.* S. 201 das Gegentheil vergebens zu beweisen sucht. Die Musik, der die Tonzeichen der Hebräer ihren Ursprung zu verdanken haben, wie man längst vermuthet hat, und im neuen Repertor. f. bibl. und morg. Lit. Th. 1. III. bewiesen worden ist, scheint also auch zu Erfindung der Vocalpuncte Anlafs gegeben zu haben. Dies ist nicht nur deswegen wahrscheinlich, weil die Vocalpuncte, wie die Accente, unter und über den Buchstaben stehen, sondern auch vorzüglich deswegen, weil das Scheva simplex und compositum in der hebräischen Sprache eine ganz unerklärbare Erscheinung ist, wenn man nicht auf die Musik Rücksicht nimmt. Denn es soll dasselbe weit kürzer ausgesprochen werden, als die kurzen Vocale, die wie Hr. Trendelenburg beweist, von den ältern Grammatikern von den langen nicht unterschieden wurden; das ist blofs in der Musik möglich, wenn man dem Scheva nicht blofs die schlechte Taktzeit, sondern auch eine Note von geringerer Dauer giebt, als der mit einem Vocal bezeichnete Sylbe. Und das *Scheva quiescens* ist aufser der Musik ganz überflüssig; in der Musik aber konnte es anzeigen, dafs man auf eine Sylbe zwey Noten, folglich in *aschre* statt asch vielmehr *äschë | re* nicht, wie in unsrer Musik *ää | schre*, oder, um ein deutsches Beyspiel zu geben, statt *lang* nicht lääng, sondern längë fingen follte, welches bey den Hebräern, deren feines Ohr fast nie am Anfange einer Sylbe einen Vocal duldete, der Wohlklang erfoderte. Rec. kann sich daher der Vermuthung kaum erwehren, dafs man zu eben der Zeit, da man die Accente, als musikalische Noten zu brauchen anfieng, auch die Vocalpuncte erfunden habe, um die Geltung der Zwischennoten dadurch genau zu bestimmen, und durch das Scheva quiescens anzuzeigen, welche Sylbe zwey Noten bekommen müsse, d. i. zu Davids Zeiten. Zuvor hatte man vielleicht die Melodien der in den Büchern Mosis befindlichen Lieder, Ariosi und Recitativen blofs mündlich fortgepflanzt. Aber zu den Psalmen setzten gleich die Verfasser, welche zugleich Componisten waren, die damals gewöhnlichen Accente und Vocalpuncte. Daher entstand die Sage der Cabbalisten, dafs die Figuren der Vocalpuncte und Accente nicht von Mose herrühren, sondern nur die dadurch angezeigten Töne, und die Gewohnheit, das Gesetz Mosis aus einem unpunctirten Codice zu lesen. Esra aber, welcher befürchtete, dafs die Melodien der Ariosi, Recitative und Lieder in den Büchern Mosis verloren gehen möchten, fieng nun an, denselben die Accente und Vocalpuncte beyzuschreiben, und die Sänger und Tonsetzer bedienten sich dieses Hülfsmittels, an welches sie ohnediefs bey den Psalmen gewöhnt waren. Doch wer den Codicem blofs lesen wollte, bediente sich unpunctirter Handschriften, bis die Masorethen, welche bemerkten, dafs die Vocalpuncte und musikalischen Tonzeichen zu Erhaltung einer richtigen Declamation bey der Nachwelt so geschickt waren, den Gebrauch derselben allgemeiner machten, und die Zahl derselben vielleicht vermehrten. Durch diese Vorstellungsart verschwindet aller Widerspruch der verschiedenen historischen Datorum, Zeugnisse und Traditionen, die wir oben aufführten. Nun sieht man auch, was das heifst: Der Declamator zeigt

zeigt mit der rechten Hand die Accente. d. i. er machte sie durchs Taktschlagen bemerkbar; und man hat nicht mehr nöthig, die ältesten historischen Zeugnisse der Rabbinen, und die seit den ältesten Zeiten fortgepflanzten Traditionen durch einen allemal verdächtigen Ausweg für blosse Erdichtungen auszugeben. Daher scheint die Anwendung dieser Bemerkung, auf welche Hr. S. keine Rücksicht nimmt, hier nicht am unrechten Orte zu stehen. Möchte doch Hr. S. durch dieses Buch mehrere Gelehrte veranlassen, diese Streitfrage aufs Reine zu bringen, da er zur Genüge gezeigt hat, dass des Capellus Behauptungen nicht alle eine strenge Prüfung aushalten. Er selbst würde vermuthlich mehr geleistet haben, wenn er alle historischen Data und Zeugnisse, ohne irgend auf eine Parthey Rücksicht zu nehmen, geprüft, und uns bloss die Resultate derselben in gehöriger Ordnung vorgelegt hätte.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Altenburg, b. Richter: *Taschenbuch für deutsche Wundärzte auf das Jahr* 1790. 204 S. 8.

I. *Abh. und Auszüge.* Prof. *Weissenborn, über eine oft unbemerkte äusserliche Ursache sowohl der Augenentzündung als der Hornhautgeschwüre und der daher entstehenden Blindheit.* Wir wundern uns, diese schon besonders erschienene kleine Abhandlung hier noch einmal anzutreffen. Sollte es dem Herausgeber dieses Taschenbuchs an Stoffe fehlen? — Die hier gemeynten Ursachen sind oft unbemerklich. Kleine Spitzchen Stein oder Splitter von Stahl und Eisen, die bey verschiedenen mechanischen Verrichtungen oft mit groser Gewalt in die Hornhaut fliegen, und daselbst sich so einkeilen, dass sie von selbst nicht herausgehen, sondern erst durch eine natürliche Eiterung, von der aber Blindheit zu befürchten ist, oder durch eine behutsame Operation fortgeschafft werden können. Schlösser, Schmiede, Steinmetzger u. d. g. sind langwierigen, oft gefährlichen, Augenentzündungen dieser Art besonders ausgesetzt. Der Vf. verrichtet die Ausziehung mit der Spitze des Richterschen Staarmessers, und beschreibt den Handgriff genau. *Von der besten Methode, Abscesse zu öffnen*, von D. *Ollenhausen*, eine übersetzte Gradualschrift, worinn in guter Ordnung von der Gestalt, der Grösse, Zahl und Tiefe der Einschnitte in gebildete Abscesse nach Verschiedenheit derselben, und der Theile, wo sie sich befinden, gehandelt wird. Im Ganzen zieht er mit Recht die kleinern, lieber mehrern, Einschnitte der Engländer der übermäsig grosen der Franzosen vor. Etwas zuviel ist hie und da auf Aussprüche der drey letzten Sectionen der Aphorismen gebauet, von denen es sichtlich ist, dass sie kaum zum Theil dem *Hippokrates* angehören. Vom Ursprunge und *Unterschied der Polypen*, u. s. w. von D. *Heinze*, eine übersetzte Gradualschrift. Viel Gutes gesammelt, nur flüchtig geschrieben. Die Fähigkeiten des Vf. scheinen jedoch in der Folge mehr zu versprechen. Verstecktes venerisches Gift, fast immer innere Ursache der Polypen überhaupt (?). *Von den Zeichen und der Heilung der Gebärmutterpolypen.* Ebenfalls eine (wie die vorhergehenden etwas holpricht übersetzte) Inauguraldissertation, von D. *Zeitmann*, welche vorzüglich gut gerathen ist, und ganz gelesen zu werden verdient. Dass der Kampher Hitze errege, sollte man doch nun nicht mehr glauben. D. *Bücking*: *Noch etwas über das Goulardische Bleywasser.* Statt dessen dringt er abermals auf die Auflösung des Bleyzuckers in destillirtem Wasser, etwa mit Sandelholztinctur gefärbt, ihr ein fremdes Ansehn zu geben. In den *gutgemeynten Vorschlägen* legt ein Ungenannter den Wundärzten der geringern Klasse einige Erinnerungen über ihr Aeusserliches ziemlich naiv ans Herz. II. Unter der Rubrik: *Erfahrungen und Beobachtungen*, kommt zuerst ein vom Prof. *Siebold* meisterhaft behandelter Fall einer *langwierigen und gefährlichen Zahnfleischblutung* vor, welcher von einer kleinen Pulsadergeschwulst entstand, und durch Unterbindung der äussern Kinnbackenschlagader geheilt ward. Pr. *Weissenborn* behandelte eine schon weit gediehene *Hornhautentzündung*, die von einem kleinen Splitter Eisen bey einem Müller entstanden war, und ein nach Ausziehung desselben entstandenes Eiterauge so glücklich, dass die Sehkraft dieses Auges erhalten ward. Wir würden doch kein Augenwasser anwenden, wozu nächst dem weissen Vitriole auch Bleyzucker kömmt; beide Salze zersetzen sich ja durcheinander, unter Niederschlagung eines Bleyvitriols. Auch hätte Rec. den Gebrauch des Mohnsaftes gleich nach Ausziehung des Splitters gewünscht. Von D. *Ziegler* der Fall *eines Nasengeschwürs*, welcher nach mancherley Sudeleyen für venerisch gehalten ward, ein Auftritt, in welchem die handelnden Personen einmal über das andre Achselzucken erregen. — Von demselben — *Leichenöffnung eines Kindes*, welches 30 Wochen gelebt, und bey dem noch keine Spur von einer Gallenblase (mirabile dictu) gefunden ward. Auch die übrigen angeblichen Fundstücke, alle die *verdrängten, verzerrten, verschobnen*, und Gott weiss wie verwachsenen Eingeweide machen das arme Würmchen zu einem wahren Wunderkinde. *Sancte Morgagni, ora pro nobis!* Von dems. ein *Visum repertum* über einen eilfjährigen erschlagenen Knaben. Hier bedenke man: „3. „auf dem linken Scheitelknochen war. u. s. w. 4. auf dem „Scheitelknochen rechter Seits war auch eine dergleichen „Wunde *von eben der Grösse, Tiefe und Beschaffenheit.*" Wie viel Ehre macht es der Geschicklicheit eines eilfertigen Mörders, zwey in allen Rücksichten ganz gleiche Wunden auf beiden Scheitelbeinen abzuzirkeln, und so meisterhaft einander ähnlich zu machen, dass es den drey Unterschriebnen unmöglich fiel, zwischen beiden einen Unterschied wahrzunehmen! Wer wird aber auch unter dem 51sten Grade nördlicher Breite den 13. Februar einige Zeit nach vier Uhr Nachmittags anfangen, *bey Tages Lichte* eine gerichtliche Obduction anzustellen! Die Flut der gewöhnlichen Leichenöffnungen macht uns mit der menschlichen Schwachheit immer bekannter. — Von D. *Bücking* ein *Panaritium*, welches erst an den Knochen der Mittelhand seinen Ausbruch machte, und ihm schien, hier seinen ursprünglichen Sitz gehabt zu haben. Keine nachahmungswürdige Cur, viele Worte, und ein starkes Verdammungsurtheil *Astruc's.* — Von demselb. *ein Oedem* (er nennt es Wassersucht) *der äussern Kopfbedeckungen* bey einem neugebornen Kinde. Ein abgebundener *Mutterpolyp* von D. *Zeitmann.* III. Erfindungen, Ent-

Entdeckungen u. s. w. — Einrichtungen, Anstalten, Preisaufgaben, Beförderungen, Todesfälle. Verzeichniss neuer Schriften. Register über die erschienenen fünf Jahrgänge dieses im Ganzen lobenswürdigen chirurgischen Taschenbuchs.

PRAG, b. Widtmann: *Antonii Michelitz*, Consiliarii regii, et medicinae in universitate Carolo-Ferdinandea pragensi professoris p. o. *Materiae medicae ad normam pharmacopoeae austriaco-provincialis ordine therapeutico digestae, et novissimis saeculi observatis illustratae.* Vol. I. 1791. 277 S. 8.

Der Vf. scheint es gefühlt zu haben, dass bey der bereits vorhandenen Menge guter und mittelmässiger Arzneymittellehren dieses sein Werk ohne Nachtheil der Wissenschaft hätte ungedruckt bleiben können. Er entschuldigt die Herausgabe desselben mit seiner gut gemeynten Absicht, angehenden Aerzten, wie auch solchen, welche von Bibliotheken entfernt leben, und denen es an Mitteln und Gelegenheit, selbst sich eine hinlänglichen Büchervorrath anzuschaffen, oder an Musse, voluminöse Werke zu lesen, mangelt, ein Repertorium zu liefern, in welchem sie die neuesten Erfahrungen und Beobachtungen in der Heilmittellehre gleichsam mit einem Blick übersehen könnten; wobey er sich übrigens bloss auf die in der österreichischen Provincial-Pharmacopoee aufgeführten Mittel einschränkt. Gegenwärtiger erster Theil handelt die *alterirenden* Mittel, und zwar Kap. I. die *zusammenziehenden*, und Kap. II. die *erweichenden*, ab. Bey den einzelnen Artikeln selbst sind bemerkt: 1) der officinelle lateinische Namen, nebst dem in der öster. Prov. Pharmac. gebrauchten deutschen; 2) Geschmack, Geruch, und sonstige sinnliche Eigenschaften; 3) die Arzneykräfte; — beides nur mit wenigen Worten; — 4) dessen innerlicher oder äusserlicher Gebrauch in Krankheiten; 5) Anwendungsart, Gabe u. d. gl.; 6) die daraus in den Officinen gebräuchlichen Zubereitungen und zusammengesetzte Mittel. Mit den systematischen Namen und Bestimmungen, der Naturgeschichte, den Kennzeichen der Aechtheit und Güte u. s. w. hat der Vf. sich gar nicht befasst; sondern er hat sich überhaupt nur damit begnügt, die von verschiedenen, — zum Theil wenig zuverlässigen — Schriftstellern bekannt gemachten Beobachtungen zu sammeln: denen er an ein paar Stellen einige Erfahrungen aus seiner eignen Praxis hinzugefügt hat. — Dem Tadel des Vf. in der Vorrede, über die immer mehr überhand nehmende, den Fortschritten der Wissenschaften gewiss nicht günstige Vernachlässigung der lateinischen Sprache, und seinem Wunsche, dass Personen, welche dieser Sprache nicht kundig sind, weder der Zutritt zu den medicinischen Hörsälen verstattet, noch weniger aber die Doctorwürde ertheilt werden möchte, tritt Rec., wenigstens was letztern Punct betrifft, sehr gern bey.

BERLIN u. STETTIN, b. Lange: *Joach. Fr. Henckels Anweisung zum verbesserten chirurgischen Verbande*, mit Kupfern, verbesserte Auflage. 1790 244 S. 8.

Die Lehre von dem chirurgischen Verbande und den Bandagen überhaupt, gehört unter die Theile der Chirurgie, welche einer Reform recht sehr bedürfen. In unsern Tagen, wo die Wundarzneywissenschaft eine so grosse Umformung erlitten, wo alle Mittel so sehr vereinfacht sind, ist die Lehre von den Bandagen in einem Gewande, wie das gegenwärtige, mit jener im geraden Widerspruch. — Gehen wir auf den Endzweck der Bandagen zurück, so kann ein weitläuftiger, künstlicher Verband, wodurch der Kranke lange beunruhigt wird, nicht anders als zweckwidrig seyn. Manchen Bandagen, die hier abgebildet sind, sieht man es schon an, dass sie gar nicht einmal festliegen. Von dieser Seite betrachtet, kömmt der Titel des Buchs und der Inhalt nicht überein. Hingegen auf der andern Seite als eine Anweisung für angehende Wundärzte, um sich eine grössere Gelenkigkeit in den Fingern zu verschaffen, und damit die Hände nicht im Wege sind, wenn sie einen Verband anlegen sollen, können wir einstweilen dieses aus den vorigen Auflagen hinlänglich bekannte Buch so lange empfehlen, bis etwa Hr. Hofr. *Hofer* dem Bedürfniss unsrer Zeiten in diesem Puncte abzuhelfen sich entschliesst.

LEIPZIG, b. Sommer: *Christ. Friedr. Ludwig Exercitationes academicae.* 1790. 180 S. 8.

Man muss es dem Vf. danken, dass er uns hier seine kleinen akademischen Schriften gesammelt liefert. Dieser Band enthält: *De cinerea cerebri substantia* 1779. — *De suffocationis per acum curatione* 1783. — *Historiae anatomiae et physiologiae comparantis brevis expositio* 1787. — *Physiologorum atque pathologorum de systemate absorbente recentissima quaedam decreta.* 1789. — Da der Inhalt und Werth derselben schon bekannt ist, so wäre es überflüssig, hier mehr davon zu sagen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Nürnberg* u. *Altdorf*, b. Schneider: *Abhandlung über Elektrometer*, von *J. Leonhard Späth*, Prof. der Math. und Phys. in Altdorf. 1791. 95 S. 1 Kupfert. nebst 1 Bogen Vorbericht. 8 (8 gr.) Die eigentliche Abhandlung ist 64 Seiten, Vorbericht und Nachschrift, welche 2½ Bogen betragen, sind gegen Hn. D. Kühn gerichtet. Rec. würde über den letzten Streit nicht entscheiden, wenn er auch die erfoderlichen Data hätte; nur den Wunsch kann er nicht bergen, dass doch Hr. K. nicht weiter antworten möge; denn einmal muss doch das Schweigen an eine Parthey kommen, und unser Vf. scheint diese Parthey nicht seyn zu wollen. Die Untersuchung des statischen, mechanischen und Trägheitsmoments mit Rücksicht auf Reibewiderstand bey einer gegebenen körperlichen Verbindung, dessen Bewegung Drehung ist, wird in einer schwerfälligen Analytik, nicht ohne Scharfsinn, aber auch lange nicht mit der erfoderlichen Deutlichkeit, ausgeführt. Rec. findet die Anwendung der obigen Analytik auf Elektrometer nicht so glücklich gemacht, dass für die Wissenschaft hieraus neues Licht erscheine. Die vom Hn. V. angenommenen Voraussetzungen, wie nämlich die elektrische Materie auf das Elektrometer wirke, um die Erscheinung des Abstosses hervorzubringen, sind auch noch nicht alle erwiesen. Indessen verdient immer diese Schrift neben andern in dieser Materie gelesen zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 21. November 1791.

PHILOLOGIE.

PARIS, b. Lamy: *Banquet des Savans par Athenée, traduit tant sur les textes imprimés que sur plusieurs manuscrits, par Mr. Lefebure de Villebrune.* Tom. I. 504 S. (Lib. I—III.) T. II. 536 S. (L. IV—VI.) T. III. 563 S. (L. VII—IX.) T. IV. 407 S. (L. X. XI.) 1789. gross 4. (22 Rthlr. 12 gr.)

Das Uebersetzen alter Schriftsteller scheint in Frankreich seit einiger Zeit eben so sehr Mode zu werden, wie in Deutschland; so viel wir indessen aus den Werken dieser Art urtheilen können, die uns zu Gesichte gekommen sind, wird es dorten mit mehrerm Fleisse und Gewinn für das Studium der alten Literatur getrieben, als es leider! mehrentheils bey uns geschieht. Die neuen Uebersetzungen der Franzosen haben gewöhnlich zugleich einen kritischen Werth, durch die Vergleichung von Handschriften, deren Lesearten ausgezogen sind; oder sie sind auch durch gelehrte Anmerkungen erläutert, wodurch der Schriftsteller oft nicht weniger als durch eine neue Ausgabe gewinnt. Die Arbeiten eines *Larcher* und *Belin de Ballu*, so wie mehrerer anderer, sind Beweise davon. Wie weit würden wir hier zurückbleiben, wenn nicht glücklicher Weise ein Wieland und Garve die Ehre unsrer Literatur von dieser Seite gerettet hätten! Wir haben hier wieder ein ähnliches Werk vor uns liegen, das, sein innrer Werth mag seyn, welcher er will, doch immer eine literarisch merkwürdige Erscheinung bleibt. Schwerlich wird es einem *unsrer* Uebersetzer je einfallen, sich an den Athenäus zu machen, und gewiss keinem unsrer Buchhändler, eine solche Uebersetzung in einer Reihe von Quartbänden mit Didotscher Pracht zu drucken! Athenäus gehört allerdings zu den reichhaltigsten Schriftstellern des Alterthums, der als gelehrter Grammatiker sich eine Menge der mannichfaltigsten Kenntnisse, und noch dazu grossentheils solcher Kenntnisse, die man gewöhnlich zu vernachläsigen pflegt, verschafft hatte. Sein Werk ist eine sehr reichhaltige und noch lange nicht, oder doch nur von wenigen genug gebrauchte Fundgrube für Kenntniss des Privatlebens, der Naturgeschichte, und zugleich der Literatur des Alterthums. Er ist aber zugleich einer der schwersten Schriftsteller, nicht nur weil in der Kritik des Textes noch so äusserst wenig gethan ist; sondern auch weil er, wegen der grossen Mannichfaltigkeit von Gegenständen, wovon er redet, eine so viel umfassende Gelehrsamkeit voraussetzt, als wohl wenige seiner Leser dazu bringen möchten. Der Freund der alten Literatur wird von einem solchen Schriftsteller freylich lieber eine neue Ausgabe, als eine Uebersetzung wünschen. Was für ein weites Feld steht hier nicht noch dem Kritiker und Interpreten offen! Zu einer Uebersetzung hingegen scheint ein solcher Schriftsteller noch nicht reif zu seyn; und überhaupt sieht man nicht wohl ein, für wen eigentlich die Uebersetzung eines Werks gemacht seyn sollte, das nur zum gelehrten Gebrauch bestimmt, und daher nur in der Grundsprache eigentlich brauchbar ist. Gleichwohl läfst sich auch eine nützliche Uebersetzung eines solchen Schriftstellers denken, die für den künftigen Herausgeber des Textes eine treffliche Vorarbeit, und für den Leser bis dahin ein treffliches Hülfsmittel wäre. Wir würden von einem solchen Uebersetzer aber verlangen, dass er, ausser der erfoderlichen Sprachkenntniss, auch hinreichende Sachkenntniss besäfse, um bey den mancherley Gegenständen, die die Naturgeschichte, Oekonomie, Physik etc. betreffen, den Commentator des Schriftstellers zu machen, und uns nicht bloss seine Uebersetzung, sondern auch die Gründe derselben, zu geben. Wegen der vielen Corruptelen des Textes würden aber viele Stellen dennoch nur gleichsam aufs gerathewohl übersetzt werden können, wenn nicht die bessern Codices von dem Werke selbst mit zu Rathe gezogen würden. Es kann seyn, dass diese Foderungen bey einem andern Schriftsteller übertrieben seyn würden; aber bey dem Athenäus muss die Nothwendigkeit derselben dem Uebersetzer von selbst fühlbar werden. — Auch unser Vf. scheint sie empfunden zu haben, und seine Lage und sein Stand schienen ihn zu demjenigen zu machen, der ihnen ein Genüge leisten konnte. Als Arzt und Physiker mussten ihm eine Menge Kenntnisse geläufig seyn, die ihm bey der Ausführung seines Unternehmens auf jeder Seite zu Hülfe kommen konnten, wo Athenäus von Gegenständen der Natur, von Thieren, Pflanzen etc. redet, oder auch ihre Brauchbarkeit oder Schädlichkeit bey Speisen, Arzeneyen, u. s. w. bestimmt. — Der Gebrauch der königlichen Bibliothek, die mehrere Handschriften des Athenäus enthält, setzte ihn auch in den Stand, für die Kritik des Schriftstellers etwas zu thun. Nach allem diesem also konnte man von diesem Werke keine geringen Erwartungen fassen. Ein dunkles Gefühl scheint Hn. *v. V.* das gesagt zu haben, was man von ihm zu fodern berechtigt war; ob er es aber geleistet habe, darüber wollen wir unsre Leser selbst urtheilen lassen, wenn wir den Plan und die Einrichtung seines Werks etwas genauer zergliedert haben.

Die vielen Corruptelen des Textes zwangen Hn. *v. V.* sich nach kritischen Hülfsmitteln umzusehen; er fand *zwey Handschriften* des Athenäus auf der königlichen Bibliothek, die aber nur bis aufs neunte Buch giengen; in der einen fehlten auch die zwey ersten Bücher.

Er nutzte ferner eine alte Ausgabe des Athenäus, wo ein gewisser Antonius Pursan eine Menge, zum Theil sehr glücklicher Verbesserungen, beygeschrieben hatte. Er hatte ferner das Exemplar des Casaubonus. Auch dieses war mit Anmerkungen von mehr als einer Hand versehen; von denen, nach des Vf. Angabe, Casaubonus für seine Rechnung Gebrauch gemacht hat, ohne Nachricht davon zu geben. — Auch das Exemplar des Salmasius kam in die Hände des Vf., wo die Anmerkungen des Casaubonus und einige andere beygeschrieben standen. — Wie viel hätte sich mit einem so reichhaltigen kritischen Apparat nicht ausrichten lassen; und wie vortreflich hätte Hr. *v. V.* nicht dem künftigen Herausgeber vorarbeiten können, wenn er auch nur blofs die vollständige *Varietas Lectionis*, ohne alles eigne Urtheil, mitgetheilt hätte! — Aber der Vf. nutzte diese seine Schätze blofs als Uebersetzer, und zum Besten seiner Uebersetzung, indem er in derselben bey corrupten Stellen den bessern Lesearten in den Handschriften folgte. Zwar pflegt er bey zweifelhaften Stellen, wo die Abweichung beträchtlich ist, die Lesart der Handschrift in den Anmerkungen beyzufügen; aber man sieht ohne unser Erinnern, dafs eine so reichhaltige Quelle für die Kritik des Schriftstellers noch lange dadurch nicht erschöpft sey. Allerdings bleibt aber das, was der Vf. uns geliefert hat, ein sehr schätzbarer Beytrag, der durch seine eignen Verbesserungen, die zwar nicht sehr häufig, aber oft sehr glücklich, sind, noch mehr Werth erhält. Damit unsre Leser besser darüber urtheilen können, heben wir die vornehmsten Verbesserungen und Varianten aus dem 3ten Buche aus. S. 75. (edit. Casaub.), wo der Ursprung des Namens der Sykophanten so erklärt wird, dafs man zuerst solche darunter verstanden habe, die die Tribute von Wein und Oel einsammleten, lieset Hr. *v. V.* für καὶ τοὺς ταῦτα πράττοντας καὶ εἰσφαίνοντας ἐκάλουν συκοφάντας sehr glüklich: ἐκπράττοντας καὶ εἰσφέροντας, *die diese Tribute eintrieben und ins Aerarium brachten.* — S. 77. von einer besondern Art Feigenbäume: πρῶτον δὲ τοῦτο τῶν σύκων πέπονά τε καὶ γλυκὺν ἔχει, καὶ οὐχ ὥσπερ τὸν πάρ᾽ ἡμῖν, supplirt unser Vf. καρπὸν nach γλυκὺν, und liest τὸ τῶν für τὸν, welche letztere Lesart aus dem Cod. A. genommen ist. S. 90. χημῶν πχγετῶν, *die Austern, die an den Klippen sich finden*, für χημῶν παχετῶν, wofür Casaubonus vorschlug τραχειῶν. Wir wünschten nur einen Beweis, dafs παγετὸς in der angeführten Bedeutung vorkommt. S. 95. περικομμάτιον für περικομματίων. S. 97. τὴν κνήμην ἔνυσσε, *er verwundete sich das Bein* für ἔλυσε, eine vortreffliche Conjectur; die eben so sehr durch den Zusammenhang als durch sich selbst bestätigt wird. Eine andre nicht minder gelehrte Verbesserung finden wir S. 100., wo Hr. *v. V.* μαστπετοῖς für μαστοῖς in der corrupten Stelle des Antiphanes liest. — Diese Proben werden schon hinreichende Beweise seyn, dafs Hr. *v. V.* sehr viel für die Kritik des Textes hätte thun können, wenn er gewollt hätte. Aber der Vf. gehört zu den seltenen Leuten, die ihre Kenntnisse lieber verbergen als zeigen. Wirklich ist es sonst unerklärlich, wie er es sich nach seiner eigenen Aeusserung (Vor S. 9.) zum Gesetz machen konnte, auch allen *Schein von Gelehrsamkeit* zu vermeiden. *J'evite*, sagt er, *avec le plus grand soin la moindre apparence d'erudition, content de citer en general les auteurs, lorsque les choses le permettent, et indiquant les chapitres même les pages, si le faut.* Rec., ob er gleich ein Deutscher ist, ist kein Freund von unzeitiger und überhäufter Gelehrsamkeit; gleichwohl kann er nicht leugnen, dafs ihm hier recht der Ort zu seyn scheine, Gelehrsamkeit anzubringen. Oder glaubte Hr. *v. V.* etwa, dafs er durch diese Behandlung seinem Athenäus einen Platz in den Cabinettern der Weltleute, oder gar auf den Toiletten der Damen verschaffen wollte? und liefs er etwa aus dieser Ursache, — was uns bisher noch nie zu Gesicht gekommen ist, und was auf den ersten Blick auch wohl selbst dem Ernsthaftesten ein Lächeln abzwingen wird — das Griechische in den Anmerkungen, wie in der Uebersetzung mit Französischer Schrift drucken? — Nach mehrern ausführlichern Noten zu urtheilen, scheint Hr. *v. V.* der Mann zu seyn, der sehr wohl einen gelehrten Commentar über den Athenäus hätte schreiben können, der besonders sehr gute Kenntnisse in der Naturhistorie besitzt; aber man ist fast nie im Stande, ihn mit Sicherheit zu beurtheilen, weil er übersetzt, ohne die Gründe seiner Uebersetzung anzugeben. Die wenigen hinzugefügten Noten sind sehr kurz, und über die Hälfte polemischen Inhalts gegen Casaubonus, den unser Vf. auf eine fast unwürdige Weise behandelt. Es ist nicht zu leugnen, dafs Casaubonus in seinem Commentar eine Menge Materialien zusammengeschleppt hat, ohne sie zu ordnen; dafs auch unter diesen sehr vieles gar nicht für den Platz gehörte, wohin er es stellt; aber dennoch findet der Erklärer des Athenäus so viel durch ihn vorgearbeitet, dafs er diese Schätze mit Dank gebrauchen sollte. Wäre in den Noten des Hn. *v. V.* auch nur die Hälfte Gelehrsamkeit, wie in dem Commentar des Casaubonus, so würden wir keinen Augenblick anstehen, seinem Werke einen weit höhern Werth beyzulegen. — Wir kommen zu der Uebersetzung selbst. Ehe noch der Vf. seine Arbeit anfieng, erhielt er Nachricht, dafs schon ein andrer seiner Landsleute, Mr. *Adam*, der schon 1735 starb, eben die Arbeit unternommen habe, und dafs dieselbe im Manuscript existire. Er erhielt auch wirklich die zwey ersten Bücher, mehr aber war nicht vorhanden. Um das Andenken des Hn. Adams zu erhalten, nahm er dessen Uebersetzung, wiewohl mit vielen Veränderungen und Verbesserungen, deren sie bedurfte, auf; so dafs also erst mit dem dritten Buche die eigene Arbeit des Hn. *v. V.* anfängt. Aus dem, was wir vorher gesagt haben, wird man schon von selbst den Schluss ziehen, dafs Hr. *v. V.* als Uebersetzer alles geleistet hat, was man von ihm erwarten kann. Wären seine Verdienste als Commentator und Kritiker eben so grofs, so würde sein Buch ein Hauptwerk für die alte Literatur geworden seyn. Er versteht die Sprache, aus der er übersetzte, sehr gründlich, und hat die vielen und grofsen Schwierigkeiten, die sich demungeachtet ihm entgegen stellen mufsten, mit vielem Glück überwunden. Treue war das Hauptverdienst, nach dem er strebte, und mufste es auch billig seyn, da er ein Werk vor sich hatte, dessen Werth nicht sowohl in dem Vortrage, als in den Sachen selbst besteht, die es enthält.

Bey

Bey den vielen verdorbenen Stellen, wo auch die Handschriften keine Hülfe leisteten, und also Conjecturen das einzige war, das übrig blieb, übersetzte Hr. *v. V.* nach diesen; und da er, wir wir schon bemerkt haben, in diesen sehr glücklich ist, so wird der Kritiker damit keinesweges unzufrieden seyn. Mehr Mühe als selbst diese Corruptelen mussten ihm nothwendig die vielen Namen von natürlichen Gegenständen machen, mit denen das Werk des Athenäus allenthalben angefüllt ist. Oft sah er sich freylich gezwungen, die griechischen Namen beyzubehalten, aber mehrentheils finden wir doch auch selbst diese in seine Muttersprache übertragen, ob immer mit voller Richtigkeit, diess müssen wir den Naturhistorikern zu entscheiden überlassen; allerdings hat aber der Vf., da er in diesem Fache so sehr bewandert ist, vieles für sich; auch darf man, da hier noch so wenig vorgearbeitet ist, seine Foderungen nicht zu hoch spannen. Die vielen Dichterstellen, die sich auf jeder Seite finden, sind, wie billig, prosaisch übersetzt, da sie gewöhnlich nicht wegen der Poesie, sondern als Beweisstellen angeführt werden; und da hier die Corruptelen am häufigsten waren, so finden sich auch bey ihnen die häufigsten Verbesserungen des Vf. — Aus allem diesen zusammengenommen werden hoffentlich unsre Leser dasselbe Urtheil im Allgemeinen über dies Werk ziehen, was wir darüber fällen müssen: dass nemlich der Vf. allerdings vieles geleistet, und dem künftigen Commentator und Herausgeber des Schriftstellers, der seine Arbeit gehörig zu nutzen weiss, trefflich vorgearbeitet habe; dass er aber bey seinen Kenntnissen und bey seinen Hülfsmitteln mit eben der Mühe noch viel mehr hätte leisten können, wenn er den Plan seines Werks nicht gleich im Zuschnitt verdorben hätte. Das Werk ist nun schon fortgerückt bis ans XII Buch, so dass nur noch die 4 letzten Bücher fehlen.

LONDON: *A new and litteral translation of Juvenal and Persius; with copious explanatory notes, by which these difficult satirists are rendered easy and familiar to the reader, in two volumes by the rev. M. Madan.* 1789. Vol. I. 442 S. Vol II. 471 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Die richtigern Begriffe von Interpretation der alten Dichter, die man so lange zum grossen Nachtheil des Studii der alten Literatur verfehlt hatte, scheinen sich, wie wir mit lebhaftem Vergnügen sehn, auch ausserhalb den Grenzen von Deutschland, in dem sie ihren Ursprung und ihre erste Bildung erhielten, nachgerade immer weiter zu verbreiten. Die gegenwärtige Ausgabe der beiden Römischen Satiriker ist uns ein neuer angenehmer Beweis davon. Die Kritik der alten Schriftsteller hat unstreitig den Englischen Gelehrten sehr viel zu verdanken, aber eben so gewiss ist es auch, dass sie für die richtige und geschmackvolle Erklärung derselben sehr wenig geleistet haben. Die widersinnige Art, wie man das Studium der alten Sprachen auf Schulen trieb, worüber auch unser Vf. in der Vorrede klagt, war eine natürliche Folge davon, und man wundert sich billig darüber, wie bey einer so verkehrten Methode dieses Studium dennoch auf die Bildung des Charakters der Nation den grossen Einfluss hat haben können, den man unmöglich verkennen kann. Man darf hoffen, dass die Verbesserung derselben zugleich der erste Schritt zu der Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts überhaupt seyn werde, da die klassische Literatur ein Hauptstück des letztern in England ausmacht. Die grosse Aufmerksamkeit, die man dorten jetzt den Arbeiten deutscher Gelehrten in diesem Fache schenkt, muss diese Veränderung beschleunigen, und Hn. *Madan's* Arbeit zeigt, dass auch Englische Gelehrte das Bedürfniss davon fühlen, und ihm abzuhelfen suchen, wenn dieselbe gleich noch bey weitem nicht den Grad von Vollkommenheit erhalten hat, den man ihr wünschen möchte. Man muss indess Hn. *M.* das Lob geben, dass er sich das Publicum, für das er arbeiten wollte, bestimmt gedacht und darnach seine Arbeit eingerichtet habe. Kritik des Textes lag ganz ausser seinem Plan, er wollte eine bloss erklärende Ausgabe liefern, wie sie den Bedürfnissen, theils der jungen Leser, theils der Dilettanten, der eine mässige Summe von Sprachkenntnissen mit sich bringt, angemessen ist. Ausgaben der Art sind unter uns noch sehr selten, die mehrsten, die keine blosse Abdrücke sind, sind mehr für den wirklichen oder künftigen Gelehrten von Profession berechnet, als für den Mann, der, ohne sich durch Varianten und Kritiken durchzuwühlen, bloss zur Bildung seines Verstandes und Herzens die Werke der Alten lesen will; und gleichwohl würde durch solche Ausgaben (zumal von Römischen Schriftstellern) das Studium der Werke des Alterthums am mehrsten ausgebreitet, und seinem Zwecke am nächsten gebracht werden. Juvenal und Persius sind, so wie alle Satiriker, die *ihr* Zeitalter schilderten, und zunächst für *ihr* Zeitalter schrieben, vorzüglich in dem Fall, eines Commentators zu bedürfen, und Hr. *M.* hätte daher seine Schriftsteller nicht besser wählen können, um so mehr, da die vorzüglichsten frühern Ausgaben nichts weniger als gemein sind. Die Einrichtung, die er seinem Werke gab, lehrt grösstentheils schon der Titel. Der Text ist nach den besten Ausgaben sehr correct abgedruckt, gegen über steht die Englische Uebersetzung, und unten die Noten, gleichfalls englisch. Die Uebersetzung soll nach des Vf. eigner Bestimmung eine wörtlich genaue Uebersetzung, aber keinesweges eine Umschreibung seyn. Sie soll die Bedeutung der Wörter sowohl, als den Sinn der Redensarten, mit möglichster Treue darstellen, und also zugleich die Stelle der philologischen Noten vertreten. Eine solche Uebersetzung, glaubt Hr. *M.*, sey für den jungen Leser bey der Präparation das beste Hülfsmittel, und könne ihm nie nachtheilig werden, als durch die Schuld des Lehrers, wenn dieser bey dem Unterricht selbst dem Schüler erlaubt, einen falschen Gebrauch davon zu machen, und die Grundsprache zu vernachlässigen. — Rec ist zwar weit entfernt, den Nutzen, den eine solche Uebersetzung haben kann, gänzlich zu leugnen; aber sein Haupteinwurf dagegen bleibt immer der, dass die grammatisch etymologische Kenntniss der Sprachen, ohne die sich fremde und vorzüglich alte Sprachen nie gründlich erlernen lassen, bey dem frühen Gebrauch solcher Uebersetzungen vernachlässigt wird. Zug geben, dass eine solche wörtlich treue Uebersetzung möglich

möglich sey, (woran doch wohl die mehrsten zweifeln möchten,) so könnte doch selbst in einer solchen, der Sinn und die Bedeutung der Wörter nur *angegeben*, aber nicht *entwickelt*, werden. Es ist bey *todten* Sprachen in unzähligen Fällen nothwendig, die Ableitung der Wörter sowohl als die verschiednen Nüancen der Bedeutung kennen zu lernen, und zwar nicht bloss aus Wörterbüchern, sondern gerade an Ort und Stelle, wo sie stehn, und in der Verbindung, in der sie gebraucht sind. Dies aber zu leisten ist eine Uebersetzung nicht im Stande. — Ob es ferner *möglich* sey, bey Anfängern den Missbrauch der Uebersetzungen zu verhüten, zumal wenn ein lebhaftes Temperament ihnen bey ihrer Lectüre jeden Aufenthalt, den das Wörterstudium veranlasst, zur Last macht, wollen wir Schullehrern zur Entscheidung überlassen, die Gelegenheit gehabt haben, darüber viele Erfahrungen zu machen. Rec. erinnert sich noch sehr gut, als Knabe mit einer solchen Uebersetzung zur Seite die halbe Iliade im griechischen gelesen zu haben, ohne auch nur einen Vers grammatisch zu verstehen. — Indess wir kommen auf Hn. *M.* Uebersetzung zurück. Wir müssen ihm, so weit wir sie verglichen haben, das Verdienst zugestehen, dass er seinem Plane treu geblieben ist, und alles das geleistet hat, was der Umfang und die Beschaffenheit seiner Sprache ihm zu leisten erlaubte. Bey einer sorgfältigen Vergleichung, die wir von zwey Satiren des Juvenals und einer des Persius angestellt haben, sind wir auf keine Stelle gestossen, wo der Uebersetzer sein Original missverstanden, oder den Sinn desselben falsch ausgedrückt hätte. Im Gegentheil haben wir neben der Treue zugleich die Kürze und Gedrungenheit bewundert, die er zu erreichen gewusst hat. Er ist deutlich geblieben, ohne zu umschreiben; ein nicht geringes Verdienst bey solchen Dichtern, als die von ihm behandelten. Die Uebersetzung sollte also, wie Hr. *M.* sich selbst ausdrückt, bloss lehren, was der Dichter *sagte*; alle Erklärungen sind dagegen für die Noten aufgespart, die sich gleich unter dem Texte finden, und als fortlaufender Sachcommentar über beide Dichter betrachtet werden müssen. Dass Hr. *M.* in ihnen die Erklärungen seiner Vorgänger, der frühern Commentatoren, genutzt habe, versteht sich von selbst, und wird auch von ihm selber dankbar anerkannt; eine etwas genauere Auskunft darüber bey einzelnen Stellen wäre gleichwohl nicht überflüssig gewesen. Auch hier müssen wir dem Vf. das Lob ertheilen, dass er nicht leicht zu viel oder zu wenig gesagt habe, sondern bey jeder Stelle das, was gerade gesagt werden musste, um sie verständlich zu machen. Der Leser wird nicht leicht auf eine Stelle stossen, wo er sich vergeblich in den Noten Raths zu erholen suchte, so wie auf der andern Seite aller unnöthiger Prunk von Gelehrsamkeit sorgfältig vermieden ist. Beynahe, scheint es, zu sorgfältig, denn wenigstens hätten wir genauere Citaten gewünscht. Hr. *M.* nennt fast nie die Schriftsteller, aus denen er seine Erläuterungen hernimmt, sagt nicht, ob sie aus den Scholiasten oder einem andern geschöpft sind, und wo er es sagt, gewöhnlich ohne Citation der Stelle. Dies sind wir in Deutschland nicht mehr gewohnt, und das allgemeine Interesse der Wissenschaften erfodert es, dass wir jene verderbliche Mode nicht wieder aufkommen lassen. Auch können wir es nicht billigen, dass der Vf. die Noten zu der Uebersetzung und nicht zum Text gemacht hat. Wäre das letzte geschehen, so würde er sich dadurch oft gezwungen gesehn haben, manche dunkle Wörter und Redensarten zu erklären, statt dass sich jetzt die Anmerkungen fast bloss auf Sachen beziehen. Uebrigens gebührt dem Vf. durchaus das Lob eines gelehrten und sorgfältigen Erklärers, der seinen Leser nie im Stiche lässt. Selten stiessen wir auf erhebliche Fehler, wie z. B. Th. I. S. 238, wo das *Mare Jonium* für das Meer genommen wird, das die Küsten von Kleinasien bespült. Eine Verwechselung, wie man sieht, mit dem *Mare Aegeo*. Von der Moral der Alten muss Hr. *M.* nicht die richtigsten Begriffe haben, sonst hätte es ihn nicht befremden können, woher Juvenal als Heide die grossen Maximen haben könne, die er besonders in der XIII Satire äussert. Dass Hr. *M.* aber seine Begriffe über die Moral und Religion der Alten noch nicht genug aufgeklärt habe, sieht man schon aus der Vorrede. Indess dies sind kleine Flecken, die dem Werthe und der Brauchbarkeit des Werks im ganzen keinesweges Eintrag thun.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Crusius: *Ueber einige der vorzüglichsten Hindernisse der Aufklärung und Veredelung des Landmannes*, von *Joh. Caspar Trommsdorf*, Pfarrer zu Atzmannsdorf bey Erfurt. 1790. 54 S. 8. Die Schrift enthält 12 §§., deren Erster von den verschiedenen Versuchen, den Landmann zu bessern, die bisher an den meisten Orten ohne sonderlichen Erfolg gemacht worden sind, handelt, die folgenden elf aber soviel Hindernisse der Aufklärung angeben, nemlich: Hang zum Wunderbaren; Unempfänglichkeit für Gründe; hartnäckige Beharrung auf alten Vorurtheilen; sklavische Denkungsart; verächtliche Behandlung von Seiten der Städter (der höheren Stände); Mangel an Geselligkeit und öffentlichen Vergnügungen; Verkehrte Werthschätzung äusserlicher Religionshandlungen; Streitsucht, Lebensart und Abneigung vom Lesen. Jedes derselben handelt der Vf. besonders ab und schlägt Mittel zur Abhülfe vor, welche denn, wie leicht zu denken, grösstentheils auf das Specificum: *Bessere Erziehung* hinauslaufen. Ohne zu leugnen, dass die angegebenen Thatsachen wirklich seyn, hält es Rec. für unbequem, sie als Hindernisse der Aufklärung vorzustellen: denn das sind ja eben die Feinde, gegen welche die Aufklärung streitet. Diese die vornehmsten Hindernisse der Aufklärung nennen, ist eben so sonderbar, als wenn Jemand behauptet: die Krankheit sey das vornehmste Hinderniss der Heilung. Uebrigens zeigt der Vf. durch diese Schrift, dass er seinen Zirkel recht gut kennet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 22. November 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Genf, auf Kosten des Vf., gedr. bey Barde, Manget, et Comp.: *Essai sur la montagne salifere du Gouvernement d'Aigle, situé dans le Canton de Berne*, par *F. S. Wild*, Capitaine des Mines de l'Etat de Berne — avec une Carte du pays et une planche de figures — 1788. 349 S. in 8. mit Einschluss 24 S. Dedication und Vorrede.

Da in den wenigen Anleitungen zur Salzwerkskunde überhaupt nur wenig, an nützlichen Bemerkungen aber und nützlichen lichtverbreitenden Beobachtungen über die Salzgebirge und Soolquellen in Rücksicht auf Gebürgskenntniss gar nichts vorkommt, so verdient die gegenwärtige Schrift eben die Aufmerksamkeit als die neulich von uns angezeigte Struvische. Das Buch an sich ist in XI Kapitel abgetheilt, dann folgt noch ein lehrreicher Anhang über verschiedene zur Salzwerkskunde gehörige Gegenstände.

Chap. I. De la montagne qui contient des sources salées dans le Gouvernement d'Aigle, de sa situation, de ses bornes et de sa nature. Hier berichtigt zuerst Hr. *W.* die von Hn. v. Haller angegebenen Grenzen des Salzgebirgs, und zeigt aus eignen Beobachtungen, dass solche viel weiter ausgedehnt werden müssen. Das Gebirg stimme hier ganz mit dem Savoyschen überein, und dieser zufällige Umstand scheine das gemeine Vorurtheil zu bestätigen, dass die Natur das Salz niemalen in kleinen Portionen ausgestreut habe. Hr. *W.* zeigt hier den Zusammenhang und den weiten Umfang des Gypsgebürgs, theilt trefliche Beobachtungen und Schlüsse zur nähern Kenntniss unsers Erdballs mit, zeigt aber auch überall, wie genau er mit den Meynungen anderer Schriftsteller bekannt ist, und dass er nicht aus Liebe zu eigenen Hypothesen, sondern durch seine aufmerksame Beobachtungen, genöthigt wird, über vieles anders zu urtheilen. Das dortige Gypsgebirg erhebe sich um mehr als 6000 Fuss über die Meeresfläche, und doch habe man nie die geringste animalische oder vegetabilische Substanz darinn entdecken können; es müsse also solches vor jenen Revolutionen existirt haben, welche Thiere und Pflanzen in die Erde versenkt hätten, und die freye Kalkerde könne ihren Ursprung nicht den Schaalthieren zu verdanken haben.

Chap. II. Des montagnes qui entourent et couvrent la montagne gypseuse. Alle hier genannten beträchtlichen Gebirge bestehen grösstentheils aus Kalk, enthalten bis in eine Höhe von mehrern tausend Fussen und nach Hn. *W.* Vermuthung selbst unter der Eisdecke noch Versteinerungen und sitzen auf dem Gyps auf, man habe gar keinen Grund, dergleichen Versteinerungen als Anzeigen auf Soolquellen anzusehen. Dieses ist richtig, sobald man erwägt, dass das Gypsgebirg das salzhaltige ist, und dass solches schon früher als die Versteinerungen vorhanden wäre.

Chap. III. De l'origine des sources salées en général. Zuerst widerlegt hier Hr. *W.* die Meynung derer, welche eine fortdauernde Salzerzeugung oder ein Nachwachsen des Steinsalzes in den Gebirgen darum annehmen, weil ohne solches schon alle Soolquellen erschöpft seyn müssten; er berechnet, dass eine Salzbank, die jährlich 300000 Centner Salz in einer Quelle gebe, erst nach 60,000 Jahren um einen Würfel abnehme, von dem jede Seite 2340 Pariser Fuss halte, welches für unsere Erdrinde eine ganz unbeträchtliche Höhe sey. Auch der Umstand, dass alle Gewächse etwas von Küchensalz enthalten, beweise hier nichts, weil die Erhaltung der so beträchtlichen Salzquellen aus keiner so langsamen Wirkung der Natur erklärt werden könne. Die unermesslichen Salzstöcke, die wir in so vielen Ländern finden, lassen gar keinen Zweifel über die Entstehung und Erhaltung unserer Soolquellen übrig.

Chap. IV. Des sources salées en général; opinions diverses à leur egard. Hier unterscheidet Hr. *W.* bey Beantwortung der Frage, ob das Salz in der Höhe oder in der Tiefe liege, richtiger als Hr. Struve, die verschiedene Beschaffenheit der Länder. Er widerlegt die Meynungen, dass Quellen von der Schwungkraft der Erde herrühren, oder dass solche durch die Wirkung der Harröhrchen entstehen könnten. Nach Rec. Dafürhalten sollten Meynungen, die auf einer ausgemachten Ignoranz beruhen, wie die hier, von der Schwungkraft, in einer solchen Schrift, nicht einmal erwähnt, viel weniger widerlegt werden. Es gereicht die blosse Erwähnung von einem Manne, wie Hr. *W.* ist, zur Beschimpfung des Zeitalters. Auch der Gedanke, dass die Salzquellen aus dem Meer ihren Ursprung haben könnten, wird widerlegt; die Gründe dagegen sind ganz bekannt. Hr. *W.* erwähnt ausserdem, und giebt es zu, dass beträchtliche Quellen durch das Aufsteigen unterirdischer Ausdämpfungen in ansehnlichen Höhen entstehen könnten, und gesteht sogar in Ansehung des Brockusbergs durch Hn. Silberschlag hiervon überzeugt worden zu seyn. Allein Hr. Silberschlag hat die Richtigkeit seines Satzes in Ansehung des Brockus selbsten nicht gegen alle die ihm dort gewiesene Erscheinungen zu rechtfertigen gewusst, und hat, soviel Rec. bekannt ist, seine alte Meynung verlassen. Rec. beruft sich übrigens hier auf die Recension der Struvischen Schrift in der A. L. Z. Dass übrigens, wie Hr. *W.* anmerkt, bey solchen Ausdünstungen auch vom Salzwasser bloss süsses Wasser aufsteige, hätte doch eine nähere Einschränkung verdient, da man aus Länderbeschreibungen Gegenden kennt, wo sich die Salztheile auf den Blättern der Bäume ansetzen, und der Thau sich salzicht niederschlägt, wohin auch die Ent-

Entstehung der Salzblumen und Salzblüthe in den Salzgruben gehört.

... *Chap. V. Recherches sur la montagne gypseuse du gouvernement d'Aigle, relativement aux sources salees.* Enthält nach Hn. *W.* selbst nur seine Meynungen, die er nicht für ausgemachte Wahrheiten ausgiebt. Er ist weder mit denen, welche die Entstehung oder Bildung unserer Erdrinde dem Wasser allein, noch mit denen, welche solche dem Feuer allein zuschreiben, zufrieden, sondern glaubt, dass beide eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch abwechselnd hierauf gewirkt haben. Auch Rec. scheint die Voraussetzung die natürlichste und die einzige, aus welcher sich die Bildung unserer Gebirge mit Wahrscheinlichkeit herleiten läfst. Man könne aus keinem Grund, sagt Hr. *W.*, irgend eine Steinart für die älteste ausgeben, da z. B. nach dem Zeugnifs des Hrn. *v. Charpentier* an vielen Stellen in Sachsen der Kalkstein bis auf 200 Fufs tief unter dem Gneufs angetroffen werde. Der Granit könne nicht *allgemein* für die älteste Steinart gehalten werden, wobey entscheidende Beobachtungen des Hrn. de Saussure angeführt werden. Die Erhebung der Gebirge aus den Wassern, die sie bedeckten, lasse sich am natürlichsten aus eben den Ursachen erklären, welche Erdbeben und Vulcane hervorbringen, indem solche weit tiefer in der Erde liegen, als man gewöhnlich glaube. Blofs hieraus lasse sich erklären, wie versteinte Meeresprodukte 8000 Fufs hoch und noch höher erhoben worden, und warum nirgends im Granitgebirge solche Versteinerungen anzutreffen seyen. Hier erklärt sich Hr. *W.* zugleich näher über die Verschiedenheit des Alters unserer Steinarten; es seyen die Kalkgebirge allerdings unter dem Wasser gebildet worden, nämlich als Schichten, und dieses lasse sich selbst von den Gebirgen, die man uranfängliche nenne, sagen; aber bey jenen Revolutionen, wo die Erdrinde durch die gewaltsamsten Wirkungen durchbrochen, erhoben und zu Gebirgen aufgethürmt wurden, seyen die verschiednen Gebirgsschichten schon gebildet gewesen, folglich bey der Entstehung der Berge diese verschiedenen Steinarten wenigstens als gleichzeitig anzusehen, und man könne nicht annehmen, dass erst mit der Entstehung der Berge auch die verschiedenen Gebirgslagen entstanden seyen. Zuletzt bemerkt noch Hr. *W*, dass es auch noch andere Ursachen gebe, denen manche Gebirge ihre Entstehung könnten zu verdanken haben; Rec. ist im Ganzen mit Hrn. *W.* einerley Meynung. Sehr gut läfst sich aus der durch eine unterirdische Gewalt bewirkten Erhebung der Erdrinde die Aufthürmung der mit der Erdrinde vermengten Versteinerungen erklären. Aber woher die *ungeheure* Sammlung oder Anhäufung von Meeresproducten in der Erdrinde, woraus sich Berge über 8000 Fufs hoch aufthürmen liefsen? Wenn Hr. *W.* des Whitehursts Meynung: *les coquillages et autres corps marins vécurent et moururent dans les mêmes lits où nous les trouvons, et ces lits étoient alors au fond de la mer, quoique nous les voyons aujourd'hui a plusieurs milles au dessus de leur niveau*, beytritt, so wünscht Rec., dass es Hn. *W.* gefallen hätte, die Möglichkeit hiervon zu erläutern. Sollen denn die versteinte Meeresthiere, noch da sie lebten, sich in so ungeheuren Massen auf einander gelagert haben? Und wenn solches auch erst später erfolgt ist, wie konnte solches geschehen? In Absicht auf das Gypsgebirg *des Gouvernement d'Aigle* macht endlich Hr. *W.* den Schlufs, dass sich das dortige Gypsgebirg eben so wie das Granitgebirg aus der Meerestiefe erhoben habe und vor dieser erfolgten Erhebung weit eher als die anliegenden Kalkgebirge gebildet gewesen sey und eine sehr mächtige Schichte der Erdrinde ausgemacht habe. Es sey durch unzählige Beyspiele bestätigt, dass sich in der Nähe mächtiger Gypslagen Salz erwarten lasse. Man wird hinzu setzen dürfen, dass es in sehr grofse Teufe sitzende Gypslagen seyn müfsten, die zur Zeit jener Erhebung der Berge schon einen Theil der Erdrinde ausmachten und nicht erst in der Folge angeschwemmt worden sind. Wenn man aber bedenkt, dass die Gypslagen fast über den ganzen Erdboden ausgebreitet sind, und dass eben das auch vom Salz gilt, und dass beide ohngefähr sich in einerley Teufe versenkt haben, so ist es sehr natürlich, sie so oft vergesellschaftet zu finden, ohne dass beide ihrer Natur nach eine eigne Verwandschaft gegen einander zu haben brauchen. Hr. *W.* glaubt selbsten nicht, dass eines aus dem andern erzeugt werden könne, und erklärt die Auflösung des Steinsalzes durch drüberfliefsende Wasser für die einzige Entstehungsart unserer Soolquellen. Das Salzgebirge in Siebenbürgen streiche nicht unter dem Granitgebirge hin, sondern liege an solchem an, und wahrscheinlich streiche es auch unter dem flachen Lande fort. Die Soolquellen zu Grofsensalza, Stafsfurth, Halle, Artern, Frankenhausen, Altkösen, Dürnberg, Kotschau und selbst die im Fuldischen (Rec. kennt im Fuldischen keine andere Saline als die zu Salzschlürf) hätten alle unter einander Communication. In Rufsland und Sibirien fände man wie anderswo, die Soolquellen unter Kalk- und Mergel-Lagen, und man würde durchs Bohren oder Abteufen ohne Zweifel auf den Gyps und unter solchem auf das Salz kommen. Es ist schade, dass Hr. *W.* hierbey des Hn. Hofr. *Hermanns Beschreibung des Uralischen Erzgebirges* noch nicht benutzen konnte. Nun kommt Hr. *W.* auf den Cylinder, dessen wir in der Anzeige der Struvischen Schrift gedacht haben, den er als das Behältnifs betrachtet, in welchem alle im dortigen Gypsgebirg befindliche Soolquellen ihren Ausgang finden.

Chap. VI. Recherches sur l'emplacement du roc salé, qui est la cause de la salure des sources des Gouvernement d'Aigle. Hr. *W.* hält sich überzeugt, dass in der Nachbarschaft dieser Quellen eine ungeheure Masse von Salzstein befindlich sey, da man aber durch alle dabey vorgenommene Arbeiten und durch die von mehrern herabstürzenden Wassern entstandenen tiefen Ausbrüche dennoch bis jetzt keine Spur von einer solchen Salzmasse habe entdecken können, so schliefse er, dass das Salz nicht über, sondern unter den Quellen, liegen müsse.

Chap. VII. Recherches particulières sur les sources salées du Gouvernement d'Aigle. Hr. *W.* redet hier nur im Allgemeinen von der Gegend, wo diese Quellen herkommen möchten, wie sie durch unterirdische Gänge von einem hohen Ort herabfallen und dann nach hydrostatischen Gesetzen wieder in die Hohe steigen könnten. Gegen den Satz, dass eine Quelle an einer Stelle C von Wasser in einer Stelle A durch verschlossene unterirdische Kanale entstehen könne, *sobald nur C tiefer liege als A, die Wege der Kanäle mogen so grofs seyn, als sie immer wollen*, macht *Hr. de Saussure* eine Erinnerung,

nerung, die Hr. *W.* in einer Note mitgetheilt. Hr. de Sauff. glaubt nemlich, weil die *Geschwindigkeit* fliefsenden Waffers in Kanälen durch die am Waffer anliegenden Wände bekanntlich fehr vermindert werde, so müsse auch die *Stärke des Drucks* eine beträchtliche Verminderung leiden. Es ift merkwürdig, wie ein so grofser Naturforscher, als Hr. v. S., einen so grofsen Irthum begeben konnte, Druck und Gefchwindigkeit mit einander zu verwechfeln, da folche oft in ganz entgegengefetztem Verhältnifs ftehen und z. B. in zween mit einander communicirenden Schenkeln der *Druck* des in dem einen Schenkel fteigenden Waffers mit der *Erweiterung* diefes Schenkels *vergrofsert*, zugleich aber die *Gefchwindigkeit vermindert* wird Kaum kann Rec. der Verfuchung widerftehen, den Schlufs diefes Kapitels, der Hrn. Wilds Charakter von einer so liebenswürdigen Seite darftellt, ganz herzufetzen.

Chap. VIII. De la situation, de la qualité générale et particulière des sources salées du Gouvernement d' Aigle. Die Hohe des höchften Puncts von Chemoffaire über der Fläche bey Bex hat Hr. *W.* durch trigonometrifche Meffung 5040 Fufs hoch befunden. Es wäre nöthig gewefen, dabey ausdrücklich zu bemerken, ob auch der Refraction gehörig Rechnung gethan worden, wie freylich von Hn. W. zu erwarten ift. Es ift intereffant, zu bemerken, dafs die Quelle von Chamoffaire um 2400 Fufs höher liegt, als im Schacht Bouillet.

Chap. IX. Recherches sur les idees qu' on a eu précédemment des sources salees du Gouvernement d'Aigle, et sur la manière de les exploiter. Zuerft wird der vormalige Mangel an Kenntniffen vom Bergbau in der Schweiz gefchildert. Man habe endlich 1716 Hn. *von Kirchberg*, einen Berginfpector aus dem Würtembergifchen, berufen, der bey feiner grofsen Unwiffenheit dennoch Beyfall gefunden habe: *Il avoit des mots*, fagt Hr. W., *qu' on prit pour les choses, comme cela n' arrive que trop souvent.* Eine befsre Schilderung macht Hr. W. von dem auf diefen gefolgten ältern Hrn. v. Roverea, deffen Vorfchläge gleichwohl ohne Nutzen waren. Im Jahr 1729 lud man den verftorbenen Baron *von Beuft* ein, der auch erfchien, und es nicht an Vorfchlägen fehlen liefs. Als Salinift, fagt Hr. Wild, fchrieb derfelbe immer trefflich, aber alles, was Gebirgskenntnifs betraf, war aufser feinem Fache. Verfchiedenes wird aus den Auffätzen des Freyh. v. Beuft mitgetheilt, woraus man unter andern fieht; dafs Hr. *v. Beuft* die dortigen Soolquellen von Steinfalz herleitete, das *höher* als die Quellen liege, und dafs nach feiner Meynung die Quellen allemal defto reicher an Soole und die Soole defto reicher an Waffer werden müffe, je tiefer man arbeitete. Er gründete auf feine Meynungen verfchiedene Vorfchläge, die Hr. *W.* hier weitläuftig und gründlich unterfucht. Unpartheyifche Lefer werden bald finden, dafs Hr. *W.* in jeder Rückficht im Stand war, Hn. *v. Beuft* zu beurtheilen.

Chap. X. Reflexions sur les ouvrages faits dans la montagne salée jusques à ce jour. Hier werden die gefundenen Quellen und dazu getroffene Anftalten im allgemeinen erzählt, und die ehemaligen Rathgeber erhalten eine fchlimme Abfertigung: *„Quant à Mr. de Beust, „il étoit étranger et tâchoit de faire sa bourse en peu de „temps à l' aide de son genie. Il n' auroit pas eu 5000 „Louisd' or d' un coup de filet* pour une idée, *s' il avoit „conseillé des ouvrages de prudence dont il n' auroit peut-„être pas vu la fin.“*

Chap. XI. Pensées et Considérations sur les travaux futurs des mines de sel dans le Gouvernement d' Aigle. Hr. W. erkennt es felbften für äufserft fchwer, fich in diefe Betrachtungen einzulaffen. Er theilt alle noch vorzunehmende Anftalten in Anfehung ihres Zweckes in zwo Klaffen, nachdem fie nemlich die Entdeckung des Steinfalzes, oder nur die Entdeckung guter Soolquellen zur Abficht haben. Ueber Anftalten der erftern Art laffe fich, da fich mit keiner Wahrfcheinlichkeit auch nur eine ungefähre Teufe für das Salzfteinlager angeben laffe, gar kein Koftenüberfchlag verfertigen, und er würde daher blofs zu den letztern rathen. Man habe im Gouvernement d' Aigle um deswillen weit mehr Hoffnung zu Soolquellen als in den benachbarten Landfchaften, weil das Gypsgebirg darin weit umfaffender und höher als in den letztern erhoben fey, folglich auch das Steinfalz weit höher erhoben feyn müffe. Zur Entftehung der Salzquellen gehöre auch eine folche Befchaffenheit der Gebürge, dafs die füffen Waffer leicht bis zu dem Steinfalz dringen, und von da wieder ohne grofse Hinderniffe aufwärts fteigen können, und alle diefe Umftände feyen in dem Thal von Aigle beyfammen, und der einzige Augenmerk müffe auf den fchwarzen Felfen gerichtet feyn. Es folgen hierauf noch verfchiedene Vorfchläge und Nachrichten hier und in dem Anhang, die gelefen zu werden verdienen. Zuletzt theilt der Hr. Vf. noch einige Bemerkungen über die Gradirung und Siedung mit. Er bemerkt darin verfchiedene fehlerhafte Einrichtungen der dortigen Gradierhäufer, befonders dafs fie bey einer beträchtlichen Höhe der Dornwände, deren zwey in einem Baffin ftünden, nur 29 bis 30 Fufs breit wären. Er nimmt mit Hn. *Langsdorf*, in deffen *Anleitung zur Salzwerkskunde* an, dafs fich die Breite (eigentlich der unter der Dornwand hervorftechende Theil diefer Breite) des Baffin wie die Quadratwurzel aus der Höhe der Dornwand verhalten folle. Ein anderer Fehler der dortigen Gradirhäufer fey, dafs die beiden Wände, anftatt 10 Fufs weit von einander abzuftehen, nur einen Zwifchenraum von einem Fufs hätten, und dafs die Wände mit keinen Eingängen zum Luftzug verfehen wären. Gradirhäufern mit einer dritten Wand unter dem Dach ift Hr. *W.* nicht günftig, und hält die mit drey im untern Baffin parallel gefetzten Wände für vorzüglicher. Rec ift in Anfehung der letztern nur dann der nemlichen Meynung, wenn von windigen Gegenden und fchwerer Soole die Rede ift. In den Gegenden der Rhone foll man wegen des allzufehr vergröfserten Sooleuverlufts keine Dornwand über 26 Berner Fufs hoch bauen. Auch diefes möchte Rec. zumal bey ordentlich gebauten zweywandigen Gradirhäufern nur von Soole verftehen, die wenigftens fchon 8 im Hundert enthält. Man folle die Soole wegen des grofsen Salzverlufts anftatt bis zu 24 im Hundert nur bis zu 19 oder 20 auf den Gradirhaufern treiben. Aber diefes mufs nur von dortiger Gradirung

dirung verstanden werden; auf vielen Salzwerken wäre die Gradirung bis zu 19 im Hundert schon zu hoch. Aus den angehängten Bemerkungen über die Siedereyen ersieht man, dass man im Sieden ⅙ bis ⅐ vom Salz verloren hat. Rec. ist überzeugt, dass der Verlust auf den wenigsten Salzwerken geringer ausfallen wird. Man solle auf den Salzwerken eine Rechnung über den Gehalt und die Menge der bey jedem Werk versottenen Soolenmenge führen, um über den Gang der Gradirung und Siedung richtig urtheilen zu können. Dann wäre aber auch nöthig, über die auf die Gradirhäuser kommende Brunnensoole Rechnung zu führen. Die Quelle *de l'Espérance*, welche 16 im Hundert enthalte, müsse ungradirt in die Pfanne gelassen, nach ⅐ Abzug für den Verlust im Sieden, noch 2239 Centner Salz geben, da sie hingegen nach ihrer Durchwanderung der Gradirhäuser wirklich nur 2083 Centner gebe. Wenn die Gradirung auch nur bis zu 20 im Hundert getrieben wird, so muss sich Rec. dennoch über den geringen Solenverlust wundern, der kaum 1/14 des Ganzen beträgt. Rec. wünschte sogar, wenn Hn. *W.* diese Anzeige zu Gesicht kommen sollte, durch ein kurzes an *die Expedition der A. L. Z.* addressirtes Schreiben zu erfahren, ob nicht die Zahl 2239 vielleicht fehlerhaft seyn könne, das schon daher rühren könnte, dass die Soole in 100 Pfunden 16 Pfunde *trockenes* Salz enthielte, jene 2239 Centner aber feucht gewogen wären, oder dass das Salz bey der Probe, woraus man den Gehalt der Quelle geschlossen hat, weniger Krystallisationswasser in sich hatte, als das im Grossen erhaltene, oder dass die Löthigkeit der Brunnensoole durch die Feuerprobe bestimmt worden, folglich den Siedeverlust schon in sich begreife, also aller Verlust blos auf die Gradirung falle. Woher es komme, dass die Soole von Aigle bey einerley Verfahren im Sieden dennoch ein ausgezeichnet besseres Salz liefere als die von Bevieux? Die Frage ist allerdings interessant. Hr. *W.* sagt, weil die erstere schwächer sey, so leide sie bey der Gradirung mehr Reibung, und es sondere sich daher mehr Unreinigkeit von ihr ab, letzteres zeige sich auch an den Dornwänden, die in Aigle weit eher incrustirt würden als in Bevieux. Wie aber aus dieser schnellern Incrustirung die grössere Reibung folge, sieht Rec. nicht ein. Denn anstatt dass bey schwächerer Soole weniger Soole aus der Quelle auf das Gradirhaus kommt und desto öfter herabfallen muss, kommt von der stärkern mehr aus der Quelle auf ein gleich grosses Gradirhaus und thut desto weniger Fälle, so dass das beständige Träufeln und Reiben in einem Fall, wie in dem andern, vorgeht, die Reiser also gleichviel Unreinigkeit aufnehmen, die aber im ersten Fall von einer *geringern* Soolenmenge abgesetzt wird und im andern von einer *grössern*, daher eben in jenem Fall eine grössere Reinigung entsteht. Hierzu kommt noch der Umstand, dass der Selenit in einer grössern Wassermenge länger aufgelöst bleibt und sich weniger niederschlägt als in einer geringern; weil nun bey der schwächern Soole einerley Soolenmenge der Verdünstung länger ausgesetzt bleibt als bey der stärkern, so wird dadurch die Soole zum Niederschlag des Selenits weit geschickter, und die Incrustation erfolgt also auch aus dieser Ursache schneller. Nirgends hat aber solches Bezug auf grössere Reibung. Mit Recht erinnert Hr. *W.*, dass starkes Sieden der Soole bis zum Soggen um der Reinigung willen nothwendig sey. An den Feuerwerken unter den Siedpfannen tadelt er vorzüglich die Zuggewölbe unter dem Heerd, wodurch die Hitze so schnell als möglich verzehrt werde; selbst das Vorschieben eines an der Oeffnung angebrachten Schiebers hebe den Schaden nicht. Von den Oefen selbst sagt Hr. *W.*, sie müssen aus einem dichten von den dichtesten zum Feuer tauglichen Steinen zusammengesetzten Mauerwerk bestehen, ohne Zugöffnungen zu haben. Auf der letzten Seite des Buchs, wo die Druckfehler aufgezeichnet sind, wird die Erinnerung nachgeholt, dass diese Oefen nicht unmittelbar auf die Erde gesetzt, sondern etwa auf Gewölbpfeilern ruhen müssen, so dass sie in so wenigen Punkten als möglich die Erde berühren, weil die Erde ein weit stärkerer Leiter für die Wärme sey als die Luft. Rec. verspricht sich hiervon wenig Nutzen; findet aber überhaupt die Lehre von der Leitung der Wärme und deren Einfluss auf den Wärmeverlust des ursprünglich erwärmten Körpers noch so verwickelt, so wenig bearbeitet, so wenig durch hinlängliche Beobachtungen unterstüzt und so weitläuftiger Auseinandersetzungen benöthigt, dass er sich hier gar nicht weiter darüber herauslassen kann. Um aber doch nach Recensentenpflicht etwas anzuführen, das Hn. *W.* überzeugen kann, dass diese Theorie in der That einer weitläuftigern Untersuchung bedarf, wollen wir von einer Menge von Fragen nur eine hersetzen: Wenn man etwa in ein Kohlenfeuer einen eisernen Stab so legt, dass man ihn am andern Ende mit der Hand hält, so wird solcher nach und nach so sehr erhitzt, dass man ihn nicht mehr zu halten vermag; steckt man dieses Ende in einen ganz genau einpassenden dichten Stein, der bequem zum Umfassen mit der Hand zugerichtet ist, so lässt sich der im Feuer liegende Stab viel längere Zeit halten, giebt man ihm einen hölzernen Griff, so wird der im Feuer liegende Theil glühend erhalten werden können, ohne dass der Hand die Hitze unerträglich wird. Man könnte hiernach sagen, das Eisen ist ein stärkerer Wärmeleiter als der dichte Stein, und dieser ein stärkerer, als das Holz. Folgt aber hieraus, dass der im Feuer liegende Theil des Stabs mehr bey Einsteckung des steinernem Griffs und noch mehr bey Einsteckung des hölzernen erhitzt werde? Noch mehr, man lasse das zu dem Ende etwa eingekrümmte Ende des eisernen Stabes in ein Gefäss mit Wasser eingreifen, und halte die Hand in dieses Wasser, man wird auch während dem Glühen des im Feuer liegenden Theils nichts von der Wärme des Wassers empfinden, das Wasser wäre also der schwächste Leiter für die Wärme, und man brauchte nun die wenigsten Kohlen, um dem Stab eine verlangte Hitze mitzutheilen? Hr. *W.* wird das selbst bezweifeln. Zuletzt theilt derselbe noch Berechnungen über den Gehalt der Soolquellen und sehr brauchbare Tafeln hierzu mit. Jedem Naturforscher bleibt dieses Werk höchst wichtig, und es verdiente durch eine Uebersetzung vorzüglich unter unsern deutschen Salinisten bekannter gemacht zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. November 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris, b. Barrois d. jüng.: *De la saltation théatrale, ou Recherches sur l'origine, les progrès et les effets de la Pantomime chez les Anciens, avec neuf planches coloriées*; dissertation, qui a remporté le prix double à l'Academie des Inscriptions et belles Lettres en Novembre 1789. Par M. *de l'Aulnaye.* 100 S. Text, CIV S. Noten. 8. 1790. (2 Rthlr. 10 gr.)

Wenn der Hr. Vf. dieser Preisschrift die verschiedenen Tänze der Alten genauer unterschieden, und das Eigenthümliche jeder Art, besonders der römischen Mimen und Pantomimen besser bestimmt hätte, auf welche doch eigentlich seine Untersuchungen gerichtet sind, so würde seine Abhandlung noch mehr Vorzüge vor der des Ferrari und Calliachi und andern ähnlichen besitzen. Allein theils Eilfertigkeit, theils Mangel an hinlänglicher Kenntniss der alten Literatur hat ihn zu vieles irrigen Behauptungen verleitet, und seine Meynung selbst von dem Ursprung der Pantomimen unbeständig gemacht. Die Gesticulation nicht nur überhaupt, sondern auch die Action in den Schauspielen zum Gesang oder zur Declamation, und die Pantomimen, ein besondres Schauspiel der Römer ohne Declamation, werden durchaus verwechselt; sogar das Wort Pantomime wird gegen allen Sprachgebrauch für blosse Bewegung der Glieder des Körpers ohne Ausdruck eines Gedankens, eines Gefühls oder einer Handlung angenommen. Herodot z. B. erzählt VI. 129., Klisthenes habe sich auf den Kopf gestellt, die Beine in die Höhe gerichtet, und ungefähr wie unsre Gaukler, an einander geschlagen; ἐχειρονομησε τοις σκελεσι; dies übersetzt Hr. *de l'A. il executa une Pantomime, gesticulant avec les jambes aussi facilement, que s'il se fût servi des mains.* Es befremdet demnach den Leser weiter nicht, so irrig es auch ist, dass die Pantomime mit der Musik und Poesie, ja mit der Ursprache des Menschen gleichzeitigen Ursprung haben soll. Sie kann also in dem Sinne, den der Vf. dem Worte beylegt, keine Erfindung aus dem Zeitalter Augusts seyn. Da nun ältere und neue Schriftsteller sie dafür angeben, so müssen sie sich geirrt, oder unrecht ausgedruckt haben. Suidas also u. a. hätten sagen sollen, die pantomimische Kunst habe unter August angefangen, vollkommner zu werden, sie schränkte sich in dieser Zeit nicht bloss darauf ein, die Zwischenacte der Comödie und Tragödie auszufüllen, sondern sie hatte ihr besonderes Theater, und Pylades und Bathyllus wussten ihr eine Kraft, Wahrheit und einen Umfang zu geben, deren sie vorher nicht für fähig gehalten wurde. So erklärt sich der Hr. Vf. S. 11., und beweist darauf mit vielen schon bekannten Stellen, dass diese Kunst bey Griechen und andern Nationen schon in der ältesten Zeit sich fand. Unsers Wissens hat niemand ihnen diese abgeläugnet, so wenig als den Römern vor August. Selbst Suidas streitet sie ihnen nicht ab, er spricht aber auch gar nicht von der Gesticulation überhaupt, oder, wie sie der Hr. Vf. nennt, von der pantomimischen Kunst, sondern von einem unter August zuerst aufgekommenen Schauspiele, welches er den Pantomimischen Tanz nennt. Dass aber dieser von den übrigen und den Mimen nicht bloss durch grössere Vollkommenheit des Ausdrucks durch Geste, sondern noch in manchen andern Stücken verschieden war, werden wir unten zeigen. Wir wünschen daher, der Hr. Vf. hätte die mancherley Tänze, die er aus griechischen Schriftstellern nur als Beweise des höchsten Alterthums der pant. Kunst anführt, in verschiedene Klassen gebracht, das Charakteristische jeder angegeben, und besonders diejenigen, welche bloss in heftigen Bewegungen und Sprüngen bestanden, von den darstellenden oder spätern theatralischen abgesondert. Den griechischen Tanz aber hat er nicht der genauen Aufmerksamkeit gewürdigt, welche er auf die Geschichte des römischen, oder eigentlich nur auf die Geschichte der Mimen gewandt hat; und doch müssen wir, auch, was diese angeht, der Dissertation *de mimis Romanorum* von Ziegler den Vorzug geben. Der Hr. Vf. fängt diesen Abschnitt mit der Geschichte der röm. Schauspiele überhaupt an. Wann und wie die *ludi scenici* in Rom anfingen, ist nach den bekannten Stellen des Livius und Valerius Max. erzählt. Die etruscischen *histri* machten allerley Bewegungen nach einer Flöte, ohne Declamation, auch ohne Darstellung einer Fabel oder eines Sujets; diese Declamation verbanden aber darauf die röm. ludiones mit der Gesticulation. Das erste Schauspiel war Posse oder Farce, ohne regelmässige Anlage und Ausführung. Regelmässige Dramen brachte zuerst Livius Andronicus auf das Theater, A. V. C. 514. wie hier angegeben ist. Mit Gewissheit lässt sich wohl dies Jahr nicht bestimmen, da die Schriftsteller nicht einig darüber sind. Es scheint, die ältern Chronologen knüpften die Aufführung des ersten Drama an dies in der röm. Geschichte wichtige Jahr, in welchem der erste punische Krieg geendigt wurde. Livius gesticulirte nur, nachdem seine Stimme heiser geworden war, und drückte durch Geste das aus, was er einen andern zur Flöte singen liess. Deswegen bezeichnet der Hr. Vf. diese 2te Epoche *Geste separé de la declamation.* Allein dies war nur der Fall in den Monologen. Unrichtig ist es daher, und den Worten des Livius VII. 2. zuwider, dass, wie hier gesagt wird, Andronicus seine Stücke allein mit einem Declamator vorgestellt hätte, und dass sie daher sehr einfach müssten gewesen

wesen seyn. Sie hätten zwar mehrere Personen gehabt, Andr. aber habe alle Rollen gemacht, mit Veränderung der Maske und Kleidung nach Verschiedenheit der auftretenden Personen. Auf diese Weise müssten die Dramen aus lauter Monologen bestanden haben, wie die älteste, noch unvollkommene, Tragödie und Komödie der Griechen. Livius aber übersetzte die vollkommnen griechischen Dramen, wie die andern röm. Theaterdichter, und diese haben Dialogen. Seine Schauspiele waren auch nicht Nachahmungen der satyrischen Dramen, wie der Hr. Vf. sagt, sondern Uebersetzungen hauptsächlich von griech. Tragödien, welches die Namen und Fragmente der Stücke beweisen. — Die dritte Epoche in der Geschichte des theatr. Tanzes ist die Einführung der Flötenmusik zwischen den Akten. (Von der Komödie wenigstens wissen wir aus dem Plautus, dass zu seiner Zeit Flötenspieler die Stelle des Chors vertraten, und das Intermezzo machten.) Dies Zwischenspiel kam aber auch wieder ab, und statt dessen traten Acteurs auf, welche die Handlung des gespielten Acts durch Geste nach einer Flöte darstellten. (Wir glauben vielmehr, dass diese Mimen nur eine Art Farcen gewesen sind.) Da dies Beyfall fand, die Mimen dadurch stolz wurden, so zogen sie sich aus der Komödie, und führten ihre Stücke besonders auf. *Saltation separée de la Comedie* nennt der Hr. Vf. diese Veränderung, worüber das Fragment aus dem *Suetonius de ludis et spectaculis* beym *Diomedes Grammaticus* die Hauptstelle ist. Unter August nun erreichten die Mimen durch die Kunst des Pylades und Bathyllus die höchste Vollkommenheit, oder, welches der Hr. Vf. für einerley hält, die Mimen wurden Pantomimen. Was also Suidas sagt, der pantomimische Tanz sey vor diesem Kaiser nicht gewesen, ist falsch. S. LVI. Note 101. Und doch nimmt der Hr. Vf. S. 64. an, Pylades habe aus den 3 griechischen theatralischen Tänzen, dem tragischen (ἐμμελεια), dem komischen (κορδαξ), und dem satyrischen (σικιννις) einen vierten zusammengesetzt, die *saltatio italica*, welches eben die ist, die Pantomime heisst. Dieser Name komme vor August nicht vor, sey also neu, und doch soll die Sache, die er bezeichnet, nicht neu seyn. Man sieht hier deutlich, dass der Hr. Vf. nicht auf alle Unterscheidungszeichen der Pant. von den Mimen aufmerksam war; sonst würde er sie weder bald für einerley, noch bald die Pant. nur für vollkommnere Mime ansehn. Es ist schon von andern bemerkt worden, dass in den Pantomimen gar nicht declamirt, sondern alles durch Geste ausgedrückt wurde, weswegen dann freylich die Kunst des Ausdrucks darinn grösser seyn musste, als in den Mimen, welche die Declamation zu Hülfe nahmen. Ausserdem aber waren jene noch von diesen unterschieden in Absicht des Gegenstandes, der Anlage und Ausführung desselben. In den Mimen traten gemeiniglich Menschen aus dem gewöhnlichen Leben auf, stellten lächerliche, oft schmutzige, Sitten und Handlungen vor, erlaubten sich anzügliche Reden, *impromtus*, auf lebende Personen. Sie waren bisweilen blosse Lustigmacher, die aber jedoch oft gute Erfahrungssätze und Lehren declamirten. Das Sujet hatte auch nicht die regelmäsige Anlage und Ausführung der Dramen. Die Pantomimen hingegen führten tragische, komische und satyrische Sujets aus der griechischen Mythologie auf. Götter und Helden kamen also darinn vor. Sie hatten ferner andre Musik, andern Tanz, wie beides in den griech. Dramen gebräuchlich war, andre Kleidung; auch muss die Decoration anders gewesen seyn. Mehrerley Instrumente, ein Chor von Sängern, liess sich in den Pantomimen hören, in den Mimen waren nur Flöten. Für das Auge und für das Ohr war also in jenen mehr gesorgt, und dies war gewiss eine von den Ursachen, warum sie den Römern so vorzüglich vor andern Schauspielen gefielen. Hierauf bezieht sich auch die Antwort, die Pylades dem August gab, als dieser ihn fragte, worinn denn sein Verdienst um die Kunst bestände? Pylades antwortete mit einem Verse des Homers (Il. 10, 13.), und machte damit nur das bemerklich, was auf die Zuschauer am stärksten wirkte, dass er nemlich mehr Menschen, Flötenspieler und Sänger auf das Theater gebracht habe.

Dieser Geschichte folgen die Nachrichten von Pylades und Bathyllus, jener war im tragischen, dieser im komischen gross; ferner von Hylas, dem Schüler des erstern. Eine Menge andrer Pantomimen nach Augusts Zeit werden S. 71. angeführt. Die S. 69. eingerückte Steinschrift, die *Salmasius ad hist. aug. scriptores* T. II. p. 834. richtiger copirt hat, geht nicht auf den Pylades unter August, sondern auf einen seiner Schüler oder Nachfolger, dessen eigentlicher Name Theokritus war. So ist auch in der S. LXII. der Noten angeführten Grabschrift nicht Bathyll, der Liebling des Mäcenas, sondern ein andrer des Namens gemeynt. Bekanntlich führten die tragischen und komischen Pantomimen den Beynamen Pylades und Bathyllus, wie unter andern viele Steinschriften zeigen, deren eine Menge S. LXII ff. gesammelt sind.

Was von der Kleidung der Pantomimen gesagt wird, ist aus *Calliachi de ludis scen.* CXIII. entlehnt, dem aber der Hr. Vf. nicht hätte blindlings folgen sollen. Es fehlt uns hierüber an hinlänglichen Nachrichten; aber man kann mit Recht annehmen, dass, da die Sujets der Pant. aus der griech. Mythologie genommen wären, die Acteurs in griech. und fremder Kleidung auftraten. Die Toga, und jedes lange schwere Gewand fand keine Statt; dies lehrt die Natur der Sache, und bedarf keines Beweises aus dem Martial, der ohnedem nicht gültig ist. — Die Masken hatten keinen weit offnen Mund, wie die tragischen, denn die Pantomimen declamirten und sangen nicht. Die Podonclopia, die hier unter den in den Pantomimen üblichen Instrumenten genannt sind, finden wir nirgends; vermuthlich dachte der Hr. Vf. an die podopsophia, oder podoctypia. — Was die Sujets angeht, ist die Hauptstelle bey dem Lucian de salt. C. 37 ff., die in der Schrift übergangen ist. Ueber das Spiel der Pantomimen selbst lässt sich wenig sagen. Die Alten erzählen Wunderdinge davon. Noch jetzt bemerkt man an den Italienern, dass sie sehr viel bloss durch Geste ausdrücken. Viele Geste der alten Pant. waren wohl anfangs willkührliche, hernach aber für die eine oder andre Sache angenommene Zeichen, ungefähr wie die Buchstaben angenommene Zeichen für diesen oder jenen

nen Laut sind. — Endlich folgen noch die Schicksale der Pantomimen unter den Nachfolgern Augusts, so weit sie bekannt sind.

Bis hieher haben wir bloss das aus der Abhandlung angezeigt, was den Gegenstand derselben eigentlich angeht. In den Noten, von denen einige eher Excurse genennt werden können, sind manche artige Gedanken über Musik, Mahlerey und Bildhauerey, auf deren Prüfung aber wir uns hier nicht einlassen können. Lesenswerth ist besonders die Vergleichung der nachahmenden Künste S. 15 ff.

Die gar zu häufigen Fehler in griechischen und lateinischen Wörtern sind wohl nicht alle der Druckerey zuzuschreiben. Manche andre Uebereilungen, deren wir schon einige angeführt haben, beweisen, dass viele aus Mangel an alter Sprachkenntniss entstanden sind. Zur Bestätigung wollen wir noch etliche anzeigen. Nicht Dibutades, der korinthische Töpfer, (Dybutade ist sein Name S. 5. geschrieben,) sondern seine Tochter war es, die den Schattenriss ihres Liebhabers auf die Mauer (nicht auf den Sand, wie es hier heisst,) machte. — Tibull legt nicht die Erfindung des Tanzes dem Bacchus bey (p. V.), die angeführten Verse sagen, bey den Festen der Landleute wären zuerst Chöre angestellt worden. So unrichtig diese verstanden sind, so unrichtig ist das Epigramm, das als Motto auf dem Titelblatt steht, *mirabilis ars est, quae facit articulos, ore silente, loqui,* S. 86. übersetzt: *c'est un art merveilleux, qui fait articuler des mots, sans qu'on ouvre la bouche.* Ὀρχησις ist bey den ältern Griechen nicht einerley mit χειρονομια, so wenig als saltatio mit der Pantomime. Jene bezeichnet oft blosses Springen der Freude, Bewegung des Körpers nach der Musik. — Der Vf. des Epigramms p. XXX. heisst nicht Pallas, sondern Palladas. — S. 27. steht ein alphabetisches Verzeichniss griech. Fabeln, welche der Hr. Vf. für besondre darstellende Tänze der Griechen ansieht. Man bemerkt auf den ersten Blick, dass es grösstentheils Namen griech. Tragödien, und eben die Sujets sind, welche die röm. Pant. vorstellten. Wie Καρτερς (so ist das Wort gedruckt, und zwar nicht durch Versehn des Setzers, denn der Hr. Vf. hat es in den Buchstaben K eingetragen,) hieher kommen, wissen wir nicht. Die Troades des Euripides heissen S. 85. la Troade. — S. 28. 29. sind voll Irrthümer. Die Bouffons und griech. Mimendichter, z. B. Sophron, werden in eine Klasse gesetzt. Δεικελισται soll von διος εικελον herkommen. Beyläufig erinnern wir noch, dass das Kupfer von einem geschnittenen Steine pl. II, 2., welches aus dem Gorläus genommen ist, für die Abbildung eines tanzenden Sokrates angesehn wird, weil dieser Weltweise sich im Tanze übte. Wir halten die Figur vielmehr für einen alten Faun, denn am Ende des Rückens zeigt sich das Schwänzchen, und bekanntlich hatte das Gesicht des Sokrates Aehnlichkeit mit der Bildung der ältern Faune.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Berlin*, b. Voss u. Pauli: *Nachricht von dem mit der hiesigen königl. Realschule verbundenen Küster- und Schullehrer-Seminar,* von *A. J. Hecker*, Director der königlichen Realschule. 1787. 36 S. 8. Fortsetzungen, von *Herzberg*, Inspector des Seminars. 1788. (S. 23.) 1789. (S. 44.) 1790. (S. 48.) — Das erste Stück giebt Nachricht von dem Zweck des Seminars, welches „dazu bestimmt ist, gute und brauchbare Lehrer „für die Landschulen zu bilden." Der Bauer, sagt der Vf., „soll „die *beste* Religion *besser verstehen*, und *die beste Art, in seinem „Berufe zu arbeiten, besser* kennen lernen. Er muss, heisst es wei-„ter, mit den Vorzügen und dem Werth seines Standes, um ihn „lieb zu gewinnen, und mit seinen *Gerechtsamen* und Pflichten „bekannt gemacht werden." Nach diesen Präliminarien kommt der Vf. auf die Geschichte des Seminars. Es ward von dem Oberconsistorialrath Hecker mit der Realschule zugleich angelegt, aber nur in der Absicht, Lehrer für die Schulen der Dreyfaltigkeitskirche und die untern Klassen der Realschule zu bilden. 1748 verlangte Friedrich einen Bericht von der Anstalt, und da Hr. Hecker etwas von der Zweckmässigkeit der Seminare für Landschullehrer mit einfliessen liess, foderte ihm der König sein Gutachten darüber ab, welches er auch gab, das aber ohne Wirkung blieb, weil das geistliche Departement die Vorschläge zur Unterhaltung, wie man vermuthet, für unausführbar hielt; und es blieb bey drey oder vier Seminaristen. 1750 ward Hn. *H.* bekannt gemacht, dass man die Schulmeisterstellen um Berlin mit seinen Zöglingen besetzen wollte. 1752 befahl der König, alle Stellen auf den Domainen in der Neumark und Pommern ebenfalls zu besetzen, damit durch diese der Seidenbau, den die Präparanden im Seminar lernten, befördert würde. Beamte, Prediger und Inspectoren beklagten sich gegen Hn. *H.*, dass sie gezwungen würden, seine Zöglinge zu nehmen. Der König bestand aber darauf, und wiess jährliche 600 Thaler an, zur Unterhaltung von 12 Seminaristen, die Hecker als nöthig verlangte, um die Absichten des Königes zu erfüllen. Dies ist also wirklich eine Zwangsanstalt, denn kein Beamter oder Prediger in den besagten Provinzen, durfte einen andern, als einen Seminaristen, bestellen. Hätte man sich auf die Herren verlassen können, dass sie, nach gehöriger Prüfung, nur immer den brauchbarsten zum Lehrer in ihren Schulen gewählt hätten, dann wäre ein solcher Zwang wirklich hart; wer wird ihn aber tadeln können, wenn man weiss, welchen Subjecten und aus welchen Gründen jene Herren oftmals ihre Wahlstimme gaben. Die 600 Thaler wurden nicht lange ausgezahlt, und die Realschule musste ihr Seminar aus eignen Mitteln erhalten. — 1770, sagt der Vf., gieng dem Seminar unter der Direction des Hn. O. C. R. *Silberschlag*, eine neue *Glückssonne* auf; er verschaffte nemlich einen kleinen Zuschuss. Hier erfand, und führte zuerst in die Welt, Hr. Hähn seine berüchtigte Literalmethode, die aber, dem Himmel seys gedankt, hier nicht mehr gebraucht wird. — Jetzt sind die Zöglinge in zwey Abtheilungen, die Präparanden und die Seminaristen, getheilt. Erstere sind nicht, wie man es etwa denken möchte, Schüler, welche, zum Seminar noch nicht hinlänglich gebildet, in den Sachen unterrichtet werden, um sich nachher als Seminaristen bloss mit der Methode und der Uebung im Lehren beschäftigen zu können. Der Unterschied ist bloss der, dass erstere nur den Unterricht, die andern aber dazu noch alle ihre Bedürfnisse im Institute geniessen. Jene sind grösstentheils Professionisten und einige Bedienten, die mit schlechten Stellen vorlieb nehmen müssen, und das Institut zuweilen nur einige Monate besuchen. Bey ihrer Annahme sieht man einzig und allein darauf, dass sie nicht zu alt seyen, nicht durch

durch auffallende Gebrechen und mürrische Mine der Jugend anstössig werden mögen, und dass sie Verstand genug haben, die Lehre zu fassen. Die Seminaristen müssen schon mehr Fähigkeiten zeigen. Wenn sie zum Unterricht in den niedern Klassen der deutschen Schule gebraucht werden, bekommen sie Lohn dafür. Das *wenn* scheint Rec. nicht gut angebracht; denn der Schullehrer, der niemals ein tiefer Theorist seyn wird, noch seyn muss, kann ohne Uebung nicht gehörig gebildet werden. Die Bezahlung ist mehr schädlich als nützlich. Junge Leute, wenn sie Geld in die Hände bekommen, sind nicht mehr so lenksam und so ungestört aufmerksam; und eine Anstalt, die den Jüngling versorgt und erzieht, ist berechtigt, die Arbeit, die der Zögling zu seiner Bildung bedarf, ohne weiteres von ihm zu fodern.

Die Lehrgegenstände sind 1. die Religion, die durch α) Erklärung des lutherischen Katechismus, β) Lesung der Bibel, γ) Wiederholung der Predigten, und δ) Erklärung der Kirchengesänge gelehrt wird. 2. Lesen. 3. Deutsche Sprache und Aufsätze. 4. Schreiben. 5. Rechnen. 6. Geographie und Statistik. (wenns nicht die blossen und simpelsten Begriffe davon sind, könnte letztere gänzlich wegbleiben. Wenigstens sagt die Nachricht, dass mit vieler Sorgfalt nur das herausgesucht wird, was zweckmässig zu seyn scheint. 7. Geschichte. 8. Naturgeschichte. 9. Praktische Anweisungen zum Lehren. 10 Eine kurze Pädagogik und Methodologie. 11. Vocalmusik. 12 Christliches und sittsames Betragen. 13. Praktische Mathematik, und 14) Gartenbau, Baumzucht, Seidenbau, (*Bienenzucht* ist nicht genannt; und wie kann das alles in einer Stadt brauchbar gelehrt werden? — Freylich kann die Lehre von dem Rechte, den Gesetzen, dem Staate und Vaterlande, unter andern Rubriken einen Platz finden; es wäre aber besser, wenn sie ihre eigne Rubrik hätten. Es ist keine Zeit zur Bildung eines Schulmeisters bestimmt, welches doch wohl geschehen sollte, wenn es auch nur allenfalls geschähe, um das Wegeilen aus dem Seminar zu verhüten.)

2. *St*, Hr. Herzberg erzählt, dass im J. 1788 das Seminar eine jährliche Einnahme von 1000 Thaler vom Könige erhalten; 60 Präparanden gehabt, (viel, viel zu viel!) dass er bey Gelegenheit der Naturgeschichte von Diätetik geredet hat; was sehr gut ist, Er klagt, dass Rohheit, Stumpfheit, Mangel an Vorkenntnissen, Armuth, nothwendige Brodarbeiten der Präparanden, die Fortschritte des Seminariums aufhalten, und Sorge für die Sitten erregen. — Man könnte ja diese Leute wohl, die doch den Unterricht der Seminaristen nicht geniessen könnten, besonders unterrichten; das Seminarium kann ohne den grösten Nachtheil für seinen Zweck, keine Schule der Aufangsgründe seyn.

3. *St. Einige Gedanken über die zweckmässige Bildung der Landschullehrer in Seminarien.* — Um den Zweck zu erreichen, müssen, (sagt der Vf.,) 1) die Zöglinge gut gewählt werden, nicht allein nach den Fähigkeiten, Kenntnissen und Gemüth, sondern auch nach ihren Beweggründen zu ihrer Bestimmung. Die Seminarien sind als Dämme zu betrachten, durch welche die Landschulen vor der Ueberschwemmung untauglicher Leute gesichert werden sollen. Man müsste daher die Postulanten zur Probe auf einige Zeit aufnehmen, da ein Examen selten seinen Zweck erreicht. 2. Man muss in dem Unterricht nicht zu viel umfassen, (eine sehr wichtige Warnung!)

Das *vierte Stück* untersucht die Frage, wie man die Unwissenheit und Rohheit des Volkes durch praktischen Unterricht in den Schulen vermindern kann. Der Vf. klagt, dass den Sommer über auf dem Lande gar keine Schule gehalten wird. (Rec. wäre eben so wenig dafür, die Schule im Sommer sechs Stunden täglich zu halten, da die erste und nothwendigste Bildung des Bauern in Arbeit besteht; als er es billiget, dass gar keine Schule gehalten wird. Hr. v. Rochow hat darinn einen guten Mittelweg eingeschlagen. Dem Uebel lässt sich aber nicht durch Verordnungen abhelfen; denn der Bauer wird sagen: *Meine Kinder müssen mir das Brod verdienen helfen, wenn ich leben soll*; und man kann ihm nicht unrecht geben.) Ein anderer Fehler ist, dass die Schulen mit zu vielen Kindern belastet sind, als dass ein Lehrer sie übersehn könnte. Ueber das Praktische des Unterrichts in Materie und Form, sagt der Vf. viel gutes und bemerkenswürdiges; und es scheint, dass er an der Spitze eines Schullehrerseminariums an seinem rechten Orte ist. Die grosse Schwierigkeit bey der Verbesserung der Landschulen wird immer der geringe Gehalt der Stellen seyn; und dann ist es auch nicht zu erwarten, dass ein Seminarist in grossen Anstalten, in grossen Städten erzogen, die Sitten, die Simplicität, die Lebensart eines stillen und entfernten Dorfes wissen oder schmecken, und sich darinn finden wird. Man müsste für das Land Seminarien auf dem Lande haben, und den Dorfschulmeister aus dem Dorfe nehmen.

Berlin, b. Unger: *Neue Nachricht von der Einrichtung des Friedrichswerderschen Gymnasiums*, von *Fr. Gedicke.* 1788. 103 S. 8. — Ausser dem vollständigen und sehr zweckmässig eingerichteten Lehrplane hat dieses Gymnasium den wesentlichen Vorzug, dass daselbst zur sittlichen Bildung der jungen Leute ungemein wirksame Anstalten getroffen, und von Zeit zu Zeit verbessert werden. Es giebt also einen redenden Beweis davon, dass auch auf solchen Schulen, die nicht eigentlich Erziehungsanstalten heissen, mit dem Unterrichte sehr viel Erziehung verbunden werden kann. Man glaubt zuweilen, die Bildung der Sitten könne nicht anders gedeihen, als unter den Augen eines beständigen Aufsehers. Hier findet dieser nicht statt, aber die mannichfaltigen Beobachtungen, Prüfungen und Aufmunterungen der Jugend ersetzen diesen Mangel reichlich; denn sie unterhalten den jungen Menschen in der Aufmerksamkeit auf sich selbst, deren er bey der beständigen Aufsicht leicht vergisst. Aber nun — die Auctorität der hohen Landescollegien, deren Mitglied der Director ist, die starke Anzahl der angestellten Lehrer, die seltene Thätigkeit des Directors, das Einverständniss desselben mit seinen Gehülfen, die Verbindung eines Schullehrerseminariums mit dieser Lehranstalt; alle diese Umstände gewähren ihr Vortheile, deren Entbehrung tausend andern Schulen die Nachahmung unmöglich macht. Von diesem Seminarium *Pepiniere*,) (warum braucht Hr. G. fast immer den franz. Ausdruck:) verspricht der Vf eine eigene Nachricht, und giebt sie in der folgenden Schrift:

Berlin. b. Unger: *Ausführliche Nachricht von dem mit dem Friedrichswerderschen Gymnasium verbundenen Seminarium für gelehrte Schulen*, von *Friedrich Gedicke.* 1790. 64 S. 8. — Enthält die ausführliche Instruction, die Hr. G. für das Seminarium entworfen hat, und die von dem königlichen Oberschulcollegium approbiret und bestätiget worden ist. Das Seminarium besteht aus fünf oder sechs Schulamtscandidaten, welche sich hier nicht sowohl mit den Materialien des Unterrichts, (denn diese werden vorausgesetzt,) als vielmehr mit der Form desselben und mit allen Geschäften und Pflichten eines Lehrers an grösseren und gelehrten Schulen praktisch bekannt machen sollen. Dazu bekommen sie nun die vortreflichste Anleitung, indem sie nicht nur als ausserordentliche Lehrer in allen Klassen des Gymnasiums als Assistenten bey der Specialaufsicht über einzelne Klassen, als sittliche Curatoren einzelner jungen Menschen gebraucht werden; sondern auch durch thätige Theilnehmung an einer vom *Hn. Director* errichteten sowohl pädagogischen als philologischen Societät, und an den häufigen Conferenzen der Lehrer, wie auch durch den Gebrauch einer zum Behuf dieses Instituts angelegten *Bibliothek*, ihre Kenntnisse zu erweitern, und in allen Theilen der Methodik sich zu üben schöne Gelegenheit finden. Die Seminaristen erhalten aus der Kasse des königl. Seminariums jeder eine jährliche Pension von 120 Thalern, und werden zur Beförderung in convenable Lehrämter vor allen andern empfohlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24. November 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Gräff: *Rhapsodien*, von *Ludwig Theobul Kosegarten*. 1790. 12 Bogen und 228 S. in gr. 8. (18 gr.)

Hr. K., einer unserer fruchtbarsten Schriftsteller, veranstaltet mit diesen Rhapsodien nun auch eine Sammlung seiner einzelnen zerstreuten Aufsätze und Gedichte, und giebt damit ohne Zweifel dem Lesepublikum ein nützliches und angenehmes Taschenbuch mehr in die Hand. Er hat sie unserm grosen Kant in einem treffenden Bekenntniss über das *per aspera ad astra* seiner philosophischen Untersuchungen zugeeignet, um ihm noch in dieser Welt (denn der Vf. verspricht sich, wie wir mit wahrer Theilnehmung lasen, leider keine lange Erdenperiode) seinen Dank und seine Hochachtung öffentlich zu bezeugen. Die Sammlung selbst besteht in folgenden Stücken: I. *Der Morgen*. Eine Ode, die vortrefliche Zeichnungen hat; nur fehlt es dem Hauptgegenstand an Deutlichkeit. Die zwey letzten Strophen, mit Ossianischer Empfindung und Simplicität gedichtet, verdienen ausgezeichnet zu werden. Der Dichter schliesst seine Anrede an den Morgen mit diesen Worten:

> Deine Jugend verwelkt nimmer. Die meinige
> Welkt in kurzem. Nicht lang, siehe, so suchest du
> Mich vergebens im Felde,
> Rufft vergebens dem Schlummerer.
> Tief im Staub ist mein Schlaf, niedrig mein grünend Haus.
> Thaue Thränen darauf, Holder, und röth' es sanft,
> Bis dein himmlischer Bruder
> Mich zum ewigen Tage weckt!

II. *Ueber die wesentliche Schönheit. Eine Ekstase meiner frühern Jugend.* Eine Ekstase allerdings, und auch der feurigern Stimmung früherer Jugend gewiss; dennoch macht sie auch jetzt ihrem Vf. Ehre, und zeigt von desselben Belesenheit, eigenem Nachdenken und hohem Enthusiasmus für seinen Gegenstand. Er stellt zwey Fragen auf: *Ist* (Giebt es) *Schönheit?* und *Was ist sie?* Die erste Frage, dünkt uns, wird mit einer Declamation mehr bejaht als bewiesen. Die Beantwortung der zweyten Frage geschieht in einer interessanten Darstellung und Prüfung des Schönheitsbegriffes der Alten und Neuern. Er nimmt zuerst die Meynungen der letzteren vor, und zeigt, dass weder *Proportion* noch *Schicklichkeit*, noch Hogarths *Linie*, noch Burke's *Softness, Smallness, Smoothness*, noch Mendelsohns *Einheit im Mannichfaltigen*, das Wesen der Schönheit ausmache; doch scheint ihm das letztere dem Ziele am nächsten zu kommen. Darauf wendet er sich zu den Griechen, und nachdem er ihre ältesten Begriffe von der wesentlichen Schönheit in *Orpheus Hymnus an die Charitinnen* aufgesucht hat, woraus er zeigt, dass die Alten *lautern Einklang, frische Jugend* und *lebendigen Frohsinn* als Urbestandtheile der Schönheit betrachteten; stellt er alsdann die Sätze des *Plato* aus seinem *Hippias, Symposion* und *Phaedrus* dar. Im Hippias wird der Begriff der Schönheit blos negativ behandelt; nicht das *Gute*, nicht das *Nützliche*, nicht das *Schickliche* sey schön; ohne weitere affirmative Bestimmung. Aus dem Symposion wird die Erzählung des Sokrates von dem, was ihn die Prophetin Diotima über Liebe und Schönheit gelehrt habe, in einer kräftigen Uebersetzung mit untergelegtem Text ausgehoben, die vorzüglich dahin abzielt, zu zeigen, wie man von einzelnen Schönheiten zur einzigen oder allgemeinen Schönheit emporsteigen müsse. Hr. K. glaubt, dass Plato unter diesem Einen, höchsten Schönen das höchste Wesen selbst verstanden habe; findet dies auch in seinem Phädrus bestätigt, wo er die Idee von dem Empyreum vorträgt; abstrahirt daraus, dass Plato die wesentliche Schönheit allein in das *Göttliche der Natur* gesetzt habe; hält auch für sich diesen Gedanken fest, und bestimmt seine Meynung zuletzt dahin, dass *lebendige Harmonie* das wahre Urprincipium der Schönheit sey, welches am Schlusse durch verschiedene Beyspiele von den Wirkungen der Schönheit bey Dichtern und Künstlern noch mehr beleuchtet und erläutert wird. Rec. wurde übrigens durch diesen Aufsatz veranlasst, *Sturzens Fragment über die* (wesentliche) *Schönheit* im Dec. des *Deutschen Museums* 1776. auch wieder zu lesen, und fand, dass Hr. *K.* nicht ganz vergessen haben sollte, dieses Fragment zu erwähnen, das dem Vf. wenigstens den ersten Stoff zur weiteren Verbreitung über diesen Gegenstand scheint gegeben zu haben. III. *Μισοχιων*. *An Georg Otto*. S. 43—54. Eine Herzenserleichterung in 37. achtzeiligen angereimten Strophen. Man sieht daraus, dass zwischen Leidenschaft und dichterischer Begeisterung ein Unterschied ist. In der letztern würden Stellen wie diese:

> Ihre *Katzenkrall* hab' ich empfunden,
> Schien sie gleich *ein sammtnes Pfötchen* nur,
> Ihres *Geifers* Gift hat mich berücket,
> Denn sie *tröpften* ihn in Freundschaftswein —
> Warum *gecket, gaukelt, trillt* und *trällert*
> Ungestöhrt ein jeder *Harlekin*? etc.

kaum zu entschuldigen seyn. Der Vf. gesteht aber auch gleich vorn Anfang die Stimmung seines Herzens, in der freylich Hintansetzung der Delicatesse und des guten Tons kein Wunder ist. „In meiner Seele, sagte er,

> ists so düster
> Wie in rabenschwarzer Mitternacht.

Wie die Bitterkeit verbissner Bosheit
Bestürmt mich bittrer Menschenhass.
Reden muss ich, dass der grimme Unmuth
Mir nicht sprenge die gespannte Brust.
Reden will ich, dass der Sturm verrase,
Und die Hagelnacht verschlosse, die mich deckt.

Er beschwert sich vorzüglich über eine Stadtklatscherey bey einer Liebschaft, und dann über seine Neider, deren Urtheile in der 30. Strophe zusammengedrängt sind, und als ein Charakterstück noch hier stehen mögen:

Wenn ich predige mit Kraft und Inbrunst
Nach dem Maass von Salbung, das mir ward —
Wie die Bonzen ihren *Schaafskopf* schütteln!
Wie die Fakirs Ketzer! Schwärmer! schreyn.
Wenn ich dicht', ists überspannter Unsinn,
Wenn ich denk', ists luftiges Sophism;
Wenn ich jubel', ists Verletz des Wohlstands,
Wenn ich wein', ists heuriger (heutiger) Empfindlerton.

Ausdrücke, wie S. 44. *Achselzuckst* du Freund? bringen den Leser ganz aus der ernsthaften Fassung, und vereiteln also wohl zum Theil den Zweck des Dichters. IV. *Schatten abgeschiedener Stunden.* Ein Reisetagbuch. 1782. Es ist die Beschreibung einer kleinen Tour, die der Vf. noch als Hofmeister auf der Insel Rügen machte. Sie liefert viele schöne Züge seines Herzens, seiner Empfindsamkeit und seiner Beobachtungsgabe. V. *Vanini's des Gottesläugners Ode an Gott.* Frey und im Ganzen meisterhaft übersetzt, nebst dem Original und einem Excursus über das Leben des Verfassers. Julius Cäsar (eigentlich Lucilius) *Vanini*, geboren im Neapolitanischen 1586, studierte zu Rom, Padua und Neapel die Heilkunde, Rechtsgelahrtheit und Theologie, ergab sich dabey einer gewissen scholastischen mystisch-kabbalistischen Physik und Philosophie, prahlte mit diesem Chaos von Gelehrsamkeit auf seinen Reisen durch Deutschland, England, Holland, Frankreich, und zog dabey überall gegen die Atheisten zu Felde, aber auf eine Art, dass er selbst dadurch in den Verdacht der Gottesläugnung kam, der durch die in seinen Schriften entdeckten mystischen Paradoxen noch mehr bestärkt wurde. Vanini sah sich endlich genöthiget, nach Toulouse zu flüchten, ward aber auch da von einem gewissen Francon angegriffen, zweymal als Gottesläugner gerichtlich angeklagt, und bey der wiederholten Klage einmüthig zum Scheiterhaufen verdammt. Seine Ode an Gott aber zeigt hinlänglich, wie wenig er in Hinsicht der Atheisterey ein solches Auto da fé verdiente, und vermuthlich theilt sie Hr. *K.* hier mit, um auch bey geringern Lesern zu behutsamern Urtheilen über Atheismus und Atheisten beyzutragen. VI. *Vom grossen Manne. Eine Homilie.* Ueber die Worte: *Der wird gross und ein Sohn des Höchsten genennet werden.* Eine Entwickelung des Begriffes menschlicher Grösse aus Beyspielen des Alterthums, woraus zuletzt das Resultat einleuchtend wird: „*Gross* ist nur derjenige, welcher gut ist. „*Gut* ist nur derjenige, der mit Kraft, Anstrengung und „Aufopferung Menschenwohlfahrt befördert!" Der Vortrag ist so kraftvoll und eindringend, dass man mehr als einmal an Luthers Geist erinnert wird. Nur muss der Vf. ein sehr aufgeklärtes Publicum haben, wenn er diese Predigt, wie sie ist, ablegen durfte. VII. *Rauten und Rosmarin gewunden um Elwills des Früherblassten Aschenkrug*, Herbstmond. 1788. Es sind fünf Gedichte. 1) *Des Grabes Furchtbarkeit und Lieblichkeit.* Eine Art von Wechselgesang. Zur Probe nur eine Strophe:

Lieblich ist das Grab.
Frühlingswinde blasen
Um des Hügels Rasen.
Stille Veilchen spriessen
Zu des Hügels Füssen.
Zu des Hügels Häupten
Blühn Vergissnichtmein,
Luna flimmert,
Hesper wimmert,
Eos röthet,
Und die Abendsonne flötet
Um das grasbegrünte Grab. —
Lieblich, Lieblich ist das Grab.

2) *Schläfer erwach!* Ein schöner lyrischer Gesang, der durch die elegische Wendung noch anziehender wird. Die *dreymalige* Wiederholung des Anrufs: „Schläfer erwach!" scheint uns aber doch den Gedanken mehr zu schwächen als zu stärken, und der beste Declamator kann seine Kunst aufs Spiel setzen. 3) *Elwinens Klage um Elwill.* Eine Elegie, mit aller Wahrheit hinschmachtender Empfindung geschrieben. In der fünften Strophe steht *die Schaale Lethens* bey der *gräbersprengenden Drommete* wohl nicht am rechten Orte. In der folgenden heisst es wieder:

Wenn das *Spatroth* in mein Fenster *flötet.*

Es ist schwer zu begreifen, wie sich Hr. K. in den ganz unnatürlichen Ton des *Flötens*, von Wesen, die uns gar nicht durchs Gehör bekannt werden, gebraucht, verlieben konnte. Die letzte Strophe hätten wir lieber unterdrückt. Die Empfindung der süssen Melancholie, in die uns der Dichter führte, wird durch die Hofnung wieder zerstört; und der Leser in einem zweydeutigen Gefühle gelassen. 4) *Die Erscheinung.* Ein herrliches Gedicht, mit dessen Gedanken von der Zukunft jeder aufgeklärte und gefühlvolle Denker sympathisiren wird. 5) *Der Sternhimmel.* Der Gegenstand dieses Gedichtes ist eigentlich Forschung nach dem Aufenthalte des gestorbenen Freundes. Lyrisch schön gefasst, doch fällt die allzugenaue Sterngelehrsamkeit des Dichters auf. VIII. *Herbst, Grab, Tod und Auferstehung. Meiner Rina.* 1785. Eine poetische Fantasie in 18. Strophen. IX. *Hymenäe.* 1786. Von eigener Art, mehr empfindsam als froh. X. *Des Herrn Abendmahl an Serena.* Nov. 1787. Mit hinreissender Beredsamkeit geschrieben. „Was ist der wahre Sinn des „feyerlichen Essens und Trinkens im heiligen Abend„mahl? — Was ist dieser Feyer Zweck und Nutzen? — „Wer darf hoffen, dasselbe würdig zu geniessen?" Diese drey Fragen hat der Vf. seiner Serena mit aller Freymüthigkeit und zweckmässiger Appellation an den Menschenverstand beantwortet. Wir halten es daher für sehr nützlich und löblich, dass der Verleger diesen Aufsatz besonders abdrucken liess, wenn er auch gleich zu Wien in die Liste

Liste der verbotenen Schriften kam. Das angehängte Epiphonema in Versen an eben diese Serena wäre besser weggeblieben, da die darin vorkommenden kirchlichen Ideen und Bilder ganz der vorigen Auseinandersetzung widersprechen. Z. B.

> Wie war dir, als du nun im heilgen Mahle
> Den *Bundesaltar* strahlen sahst?
> Als du das *heilge Brod* in goldner *Opferschaale*
> Den *heilgen Wein* im Kelche blinken sahst?
> Als der *Gekreuzigte* mit *Retterhuld* und Güte
> *Mild lächelnd auf dich niedersah?*
> *Als sein geweihtes Blut auf deinen Lippen glühte,*
> Sprich, Theuerste, wie war dir da? etc.

XI. *Schlaf, Erwachen, Wiedersehen.* Eine Predigt über 1 Thess. IV. 13. u. f. Satz: Trost ob denen, die da schlafen. Dieser Trost ist dreyfach, 1) Sie schlafen nur. 2) Sie werden erwachen. 3) Wir werden uns wiedersehen. Gut entwickelt, der letzte Punkt aber freylich mehr überredend als überzeugend.

Nach dieser Anzeige werden die Leser nun schon sehen, dass es der gegenwärtigen Sammlung weder an Werth noch Interesse fehlt, und wohl mit uns ihre Fortsetzung wünschen. Wollte Hr. K. inskünftige noch strenger in der Auswahl, sorgfältiger im Ausdruck und Sprachgebrauch und weniger sparsam mit der Feile seyn; so würde er sich auch daurenden Beyfall versprechen können. Uebrigens ist noch zu bemerken, dass Hr. *Poster* in Amsterdam nach öffentlichen Nachrichten diese Rhapsodien ins Holländische übersetzen lässt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LONDON, b. Philips: *The capacity of negroes for religious and moral improvement considered;* with cursory hints to proprietors and to government for the immediate melioration of the condition of slaves in the sugar colonies; to which are subjoined *short and practical discourses to negroes* on the plain and obvious principles of religion and morality. By *Richard Nisbet*, of the island of Nevis. 1789. 207 S. gr. 8.

Theils Rechthaberey, theils kleinlicher Eigennutz haben die wichtige Frage von der sittlichen Empfänglichkeit der Neger zu einer der verworrensten im Felde der moralischen Politik gemacht; unter uns scheint sie sogar durch die unpartheyischen Bemühungen der Physiologen und Zergliederer nur noch unauflösbarer geworden zu seyn. Die sorgfältige Vergleichung des Negerkörpers mit dem Körper des Europäers hatte gelehrt, dass bey jenem der ganze Bau grössere *thierische* Vollkommenheit zu verrathen scheine. So unanmassend und behutsam dieser Satz hingestellt war, so ungeschickt ward er aufgefasst und zum Beweise gebraucht, nicht etwa nur, dass ein geringeres Maass von Geistesfähigkeiten dem Neger zu theil worden sey, sondern dass auch diese von Natur schon eine schiefe Richtung nähmen, und in einem Missverhältnisse gegeneinander stünden, wobey das Phänomen der Sittlichkeit nicht möglich werde. Dies — wenn es anders keine vergebliche Mühe ist, gewissen rohen Aeusserungen einen bestimmten Begriff unterzulegen — dies scheint die Grundlage der Behauptung zu seyn, dass der Neger zur Knechtschaft geboren werde und der Freyheit weder fähig noch würdig sey. Denen wenigstens, die sich Philosophen nannten, indem sie den Sklavenhandel vertheidigten, hätte es geziemt, den Negern zuförderst das Kriterion der Menschheit, die Perfectibilität geradeweges abzusprechen. Zweyerley folgt allerdings aus der bemerkten physischen Eigenthümlichkeit des Negers; das erste, dass bey Menschen, deren intellectuelle Fähigkeiten verhältnissmässig unentwickelt bleiben, die höchste Vollkommenheit der sinnlichen Organe natürlich erwartet werden kann, weil die Ausbildung einer Anlage in uns immer auf Kosten einer andern geschieht, und die höchste Verfeinerung des sittlichen und vernünftigen Organs ohne Kränklichkeit und Schwächung des übrigen Körpers nicht einmal gedacht werden kann. Sodann das Zweyte, dass die besondere Structur des Negerkörpers seine Empfindungen und Gedanken mit einer charakteristischen Eigenthümlichkeit oder Nationalität stempeln müsse. Dabey blieb indessen die Fähigkeit des Negers zur nationalen sowohl als moralischen Vervollkommnung unvermindert, theils weil jene sich vom Denken nicht gut trennen lässt, theils weil es zwar ein Princip der Sittlichkeit nicht aber auch der Unsittlichkeit geben kann und jenes ebenfalls mit der Natur des vernünftigen Wesens als unzertrennlich verbunden gedacht werden muss. Was Verrücktheit hier ändert, kommt nicht in Anschlag, denn so weit ist man noch nicht gegangen, alle Menschen, die nicht von Europäischem Stamme sind, für Verrückte zu erklären. Was solchergestalt schon *a priori* als ausgemacht gelten muss, hat unser Verfasser hier mit statthaften Beweisen *a posteriori* belegt und dadurch seinen Landsleuten, die trotz ihrer angeblichen Ueberlegenheit des Geistes über den Negersklaven, doch im Ganzen für metaphysische Beweise nicht empfänglich sind, einen wesentlichen Dienst geleistet. In der Voraussetzung, dass die Neger so gut wie andere Menschen die Fähigkeit besitzen, sich nach Grundsätzen der Moral und Religion zu bestimmen, fieng er an im J. 1786 auf seiner Plantage den Sklaven einen Unterricht zu ertheilen, der ihrem bisher vernachlässigten Fassungsvermögen angemessen wär und im Tone der sanftesten, herzlichsten Ueberredung die Grundsätze der allgemeinen praktischen Moral und Gottesverehrung deutlich auseinandersetzte. Es ist hier ein Jahrgang von achtzehn kurzen Aufsätzen oder Reden abgedruckt, wobey der Vf. erinnert, dass er seitdem auf diesem Grunde fortgebaut und seinen Negern allmälig auch Begriffe vom Christenthum mitgetheilt habe, deren jene Vorbereitung sie empfänglich gemacht hatte. Er geht vom Daseyn Gottes und vom Glauben an Ihn aus, welches auch um so natürlicher war, da diese Vorstellung und die vom zukünftigen Leben den Afrikanern in ihrem ursprünglichem Vaterlande nicht fremd geblieben sind. Auf diese Materie, womit er sich in zwey Reden beschäftigt, folgt unmittelbar eine Erläuterung und Einschärfung der grossen moralischen Maxime: andern zu thun, wie wir wünschen, dass man uns thun möge. Die übrigen Reden sind folgenden Inhalts: 4. Vom zukünftigen Leben und verschiedenen Obliegenheiten. 5. Eine katechetische Prüfung nebst

nebst einer kurzen (sehr zweckmäfsigen, einfachen) Gebetformel. 6. Ueber die Bestrafung eines Sklaven, der sich vergangen hatte. (Hr. N. liefs ihm die Strafe von seinen Mitsklaven zuerkennen, und bemerkt, dass dieser Mensch sich von der Zeit an sehr gebessert hätte. Er hatte zuvor schon einen Herrn gehabt, der ihm zum Beten eine Formel gegeben hatte; allein er bekannte, dass dieses mechanisch erlernte Beten, ohne zu wissen warum, ihm nichts geholfen hätte; jetzt erst sähe er ein, warum er Gott anrufen und gut seyn müsse.) 7. Von der Schuldigkeit, fleifsig und gefällig zu seyn. 8. Wiederholung, ingleichen gegen das Fluchen und Lügen. 9. Von der Glückseligkeit, die aus der Erfüllung der Pflichten entspringt. 10. Ueber Barmherzigkeit und Güte. 11. Ueber Ehrlichkeit. 12. Gegen Bosheit, Hafs und Verläumdung. 13. Gegen Trunkenheit und Ausschweifungen. 14. Gegen Heucheley und Anmaafsung; wie auch vom guten Gewissen. 15. Gegen Erbitterungen (*heartburnings*) und unehrerbietiges Betragen. 16. Wiederholung und Ermahnung. 17. Vom Gebet. 18. Ermahnung über die verflossene Zeit, bey Gelegenheit der Wiederkehr des Weihnachtsfestes. Die Kürze dieser Auffätze (keiner kann zum Ablesen längere Zeit als zehn Minuten erfodern), ihre Deutlichkeit, ihre ans Herz dringende Einfalt sichern ihnen die Aufmerksamkeit der Zuhörer, deren ungeübtem Verstande die öfteren Wiederholungen zu statten kommen. Um sich ihnen noch mehr zu nähern, bedient sich der Vf. zuweilen (jedoch äufserst sparsam) sogar ihrer Redensarten. – In dem vorangeschickten Versuch über die Fähigkeiten der Neger geht der Vf. die verschiedenen Laster durch, die man ihnen hauptsächlich Schuld giebt, und zeigt, dass das Entlaufen, das Stehlen und Plündern die natürlichen Folgen der Misshandlung sind; dass die ihnen angeschuldigte Undankbarkeit — nicht zu gedenken, wie wenige Menschen überhaupt die entgegengesetzte Tugend ausüben — eine unbillige Federung von Seiten der Eigenthümer voraussetzt, für die zufälligen Begnadigungen, die ihre Laune oder ihre für Güte ausgegebene Schwäche dem Sklaven zufliessen lässt; wobey zugleich das untrügliche Gefühl, womit der Neger diese Eigenschaften an seinem Herrn unterscheidet, einen neuen Beweis von seiner sittlichen Empfänglichkeit abgiebt. Um es aber bey diesen Recriminationen nicht bewenden zu lassen, erzählt der Vf. die rührendsten Beyspiele von ächter, zum Theil heroischer Dankbarkeit der Negersklaven, von einer Anhänglichkeit und Liebe für ihren Herrn, die allen Begriff von Pflicht übersteigen und nur aus innerm Seelenadel fliessen konnten. Schwerlich wird bey dieser Lectüre das Auge eines gefühlvollen Lesers trocken bleiben. Auf den Bahama und Bermudas Inseln werden die Sklaven gütig und väterlich behandelt; und dort ist ihre Treue so grofs, dass man sie als Matrosen Jahre lang reisen lässt, ohne ihr Entlaufen zu besorgen; vielmehr bringen sie am Ende ihrer Reise jedesmal ihren geärnteten Lohn in die Hände ihres Herrn, als seinen Gewinn zurück. Dort aber sind die Eigenthümer zugleich Wohlthäter, Gesetzgeber und Lehrer ihrer Sklaven, wie Hr. N. wünscht, dass sie es überall seyn möchten. Auf eine *patriarchalische* Behandlung dieser armen Mitmenschen dringt er desto nachdrücklicher, da seine Art zu argumentiren, etwas überaus bescheidenes und billiges hat. Der Eigennutz des Pflanzers, d. i. die Sorgfalt, womit er sein Eigenthum erhält und vermehrt, sey viel zu kurzsichtig, um diesen Zweck nicht zu verfehlen; der jetzige verwahrlosete Zustand der Zuckerinseln sey vielmehr in dem Vorurtheil zu suchen, dass der Neger zur moralischen Bildung unfähig, und dass diese dem Pflanzer oder Eigenthümer sogar nachtheilig seyn könne. Milde Behandlung sey schon ziemlich allgemein geworden, allein sie wäre nicht hinreichend, dem Uebel zu steuern. Zuletzt fordert er das Mutterland auf, nicht von den Pflanzern alles zu fodern, ohne zugleich auch etwas für sie zu thun; die freye Einfuhr von türkischem Korn (Maiz) und Erbsen, sollte man den Nordamerikanern in ihren eigenen Schiffen erlauben, oder wenigstens in England die Zölle auf den Rum herabsetzen. Der Wolstand der Westindischen Inseln sey nicht so grofs als der Luxus einzelner reichgewordener Pflanzer es vermuthen lasse. Dass der Vf. die romanhafte Idee einer plötzlichen, unbedingten Abschaffung der Leibeigenschaft nicht billigen könne, versteht sich von selbst; dass er aber im Ganzen diesen Zustand, worin die Europäer ihre Mitmenschen halten, misbillige, bezeugt er durchgehends, und insbesondere auch mit der so christlich empfundenen Behauptung, dass einem so verderbten Menschenstamme, wie dem unsrigen zu Gefallen, unmöglich eine Abweichung von den allgemeinen Gesetzen statt finden könne, welche der Schöpfer überall befolgt habe; unmöglich könne er eine andere Race, zwar mit vernünftigen Anlagen, aber zur Erlangung der Tugend unfähig, blofs unseren Leidenschaften zu fröhnen, geschaffen haben.

Ohne Druckort: Auf Kosten der Gesellschaft. (welcher?) *Die Annalen der Menschheit.* Erster Band. 1—3 Heft. Julius, August, September 1789. Zusammen 288 S. 8.

Vom Zweck und Plan dieser Monatschrift findet man hier nichts. — Die Gegenstände, deren Behandlung man in dieser Sammlung antrifft, sind zum Theil an sich interessant genug; aber durch die Behandlungsweise gröfstentheils unbedeutend. Z. B. die Winkeltyranney und der ungerechte Despotismus verdienen allerdings zur Schau gestellt zu werden, aber, was ist's, wenn ein Vf. erzählt, dass ein gewisser Landesherr sich durch die Verleumdungen eines gewissen andern Landesherrn hat verleiten lassen, gegen einen gewissen *R.* eine Untersuchung zu verlangen, etc.? Wie kann eine Erzählung Beytrag zur Geschichte der Winkeltyranney heissen, in der weder handelnde Person, noch Zeit, noch Ort angegeben ist? Eine solche hinter dem Schirme agirende Publicität hilft zu Nichts. Im dritten Hefte steht eine (geschmacklose) Rede des grofsen Pompampimpolos über die Liebe. Wie kommt dies in *Annalen der Menschheit*? — Mehrere Beyspiele anzuführen, würde unnöthig seyn: denn da Rec. von diesen Heften nichts weiter zu Gesichte gekommen, und die Sammlung wahrscheinlich aufgehört hat, so kann er weiter Nichts thun, als es loben, dass die wahrscheinlich angehenden Schriftsteller erst mehrere Reife ihrer Talente haben abwarten wollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. November 1791.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Preussischen Staaten,* herausgegeben von *E. F. Klein.* V Band. Mit zwey Kupfertafeln. 1790. 314 S. in gr. 8. und 14 S. Tit., Pränumer. u. Inhaltsverzeichniss. — VI. Band. 1790. 355 S. u. 16 S. Tit. etc. sammt 110 S. Register. — VII. Band. 1791. 341 S. und 12 S. Tit. etc.

Im V. Bande gehen die Entscheidungen der Jurisdictionscommission, 29 an der Zahl, bis S. 96. Hierauf folgt eine Nachlese älterer Entscheidungen der Gesetzcommission bis S. 136, welchen 10 neuere Entscheidungen bis S. 212. angehängt sind. Das übrige *Drittel* dieses Bandes giebt dem Publicum zween merkwürdige Rechtsfälle. 1) Voltaire's Process mit dem Juden Abraham Hirsch in Berlin über einen sächsischen Steuerschein- und Juwelenhandel im J. 1750 — wirft einigen Schatten auf Voltaire's moralischen Charakter, aber auch auf die damalige Justizverwaltung in Berlin, wenigstens in diesem Falle. 2) Ein schlecht bemittelter, sonst unbescholtener, Mann ermordet aus Furcht vor einer gelegenheitlichen Drohung seines Schwiegervaters sein geliebtes Kind erster Ehe, um seinem vermutheten Mörder zuvorzukommen, und sich zum Tode bereiten zu können. Der Seele seines unschuldigen Kindes, dachte er, würde Gott sich doch eher erbarmen, und dann wolle er selbst Gott seine Sünden abbitten, damit er ihn als ein Kind der Seeligkeit annehme. Er habe es oft vom Pfarrer gehört, dass, wenn man Gott recht inbrünstig um Vergebung seiner Sünden anriefe, auch die gröbsten Sünder Vergebung erhielten. – Er wurde mit lebenslänglicher mässiger Zuchthausarbeit theils zur Strafe, theils zur Sicherheit des Publicums, belegt. — Die Nachrichten enthalten: I. Die Vertheilung der Preise über die dritte Abtheilung des Sachenrechts in dem Entwurfe etc. II. Die Belehrung, dass nicht alle Fälle vor die Criminaldeputation in Berlin kommen. III. Eine Zurechtweisung des Hn. Ritters von Zimmermann, welcher in seinen Fragmenten über Friedrich den Grossen, angegeben hatte, dass der Hr. Grosskanzler *von Carmer* gegen den Aufklärer Bahrdt auf eine lebenslängliche Festungsstrafe angetragen habe. — Die auf dem Titel dieses Bandes bemerkte zwey Kupfertafeln sind Actenstücke aus dem von Voltaireschen Rechtshandel. Die eine Urkunde *soll* Voltaire verfälscht haben. Der Betrug scheint aber eines so witzigen Kopfs nicht würdig.

Den VI Band dieser Annalen haben wir bereits S. 363. Nr. 146. d. J. angezeigt. Immittelst ist auch dasdamals erst versprochen gewesene Register über die ersten sechs Bände mit einer besondern Signatur auf 110 S. ausgegeben worden. Es könnte mehr ins Detail gehen; und dass über die Jurisdictionsentscheidungen ein besonderes, über die Entscheidungen der Gesetzcommission auch ein besonderes, und dann über die Rechtsfälle und Nachrichten wieder ein besonderes Register gemacht worden, wird manchen Geschäftsmännern nicht angenehm seyn.

Der VII. Band hat nur 24 S. Entscheidungen der Jurisdictions- und nur 30 S. Entscheidungen der Gesetzcommission. Das übrige ist alles allgemein nützlicher oder unterhaltender Inhalt, und, was sehr zu loben ist, die Entscheidungen sind nicht mehr so weitläuftig und mit so grober Schrift abgedruckt. Auf diese Art werden Ausländer sich über einige Bogen nicht beschweren. Die 15 Rechtsfälle sind: 1) Ein Mädchen kommt wegen vieler Diebereyen und Brandstiftung auf 10 Jahre ins Zuchthaus, glaubt, dass sie das Leben verwirkt hätte, fasst gleich den Vorsatz, ein Verbrechen zu begehen, welches die Richter zur Todesstrafe nöthigen würde, und legt darauf mit vieler Ueberlegung in dem Zuchthause wirklich Brand an. Sie war weder mit einer Gemüths- noch einer Leibeskrankheit behaftet, vielmehr ganz gesund. — Ob wohl der Ueberdruss des Lebens nicht bloss ein Vorwand dieser boshaften Dirne war, um dadurch ihr Leben zu erhalten? und ob sie nicht vielmehr nur die Absicht, in einem Feuerlärmen zu entwischen, gehabt haben möge? wenigstens erscheint sie in der Erzählung nirgends als eine Schwärmerin, man findet nichts, das darauf führte, in ihrer Erziehung, auch ihre vorherigen Vergehungen sind nicht so gross, dass sie sich durchaus für des Todes würdig halten musste. Und eine vollkommen gesunde Person, die noch überdies wegen ihrer Behandlung im Zuchthause keine Klage führen konnte, sollte ein solcher Lebensüberdruss anwandeln? Wir möchten wissen, ob sie ihre Gegenwart des Geistes auch bey Eröffnung und beym Vollzuge dieses Urtheils behalten hat? Führte sie da noch ihre vorige Sprache, nun dann war sie ein äusserst seltener Charakter.

Bey dieser Gelegenheit untersucht Hr. *Kl.* die Frage, wie Verbrechen aus Ueberdruss des Lebens zu verhüten seyen? Er hält die Bekanntmachung eines Gesetzes, dass kein solcher Verbrecher am Leben gestraft werden solle, für das sicherste Mittel. Allein wir halten ein solches Gesetz, mit so vielem Schein es auch hier empfohlen ist, doch weder für räthlich noch für nöthig. Dergleichen Fälle sind an sich schon selten, und unter ihnen ist äusserst selten einer, wo ein böses Gewissen allein wirkt, und wo nicht zugleich falsche Religionsbegriffe von Bekehrung und Sündenvergebung wirkten, und

und Geistesschwäche mitunterläuft. Da wäre also wohl das nächste Mittel, dass die Volkslehrer dergleichen Meynungen öffentlich rügten, und die Verordnungen im Preussischen, dass kein schwerer Missethäter durch Geistliche bis zur Richtstätte begleitet wird, ist auch sehr nachahmungswürdig. Wo diese Mittel nicht helfen, da wird auch das vorgeschlagene Gesetz nicht helfen, entweder weil es nicht allen Schwärmern und Schwermüthigen bekannt wird, oder weil, wo wahrer Ueberdruss ist, einem solchen Menschen doch noch Mittel genug bleiben, seine Absicht zu erreichen; er darf z. B. nur dieselbe verborgen halten, er darf nur, wie es die vorige Brandstifterin gemacht hat, nicht aufhören, Verbrechen zu begehen, er darf dies nur erklären, wie jene es gemacht: so wird man froh seyn, ihn als einen gefährlichen Menschen wegzuschaffen. Denn auch in Ketten und Banden ist man vor einem gefährlichen lebenssatten Menschen nicht sicher. Auf der andern Seite nimmt Hr. K. den Missbrauch, welcher mit einem solchen Gesetze gemacht werden könnte, wirklich etwas zu leicht. Der ärgste Gauner kann aus seiner Lage Umstände genug angeben, die seinen Vorwand bescheinigen, er habe aus Ueberdruss des Lebens geraubt und gemordet; ohne eignes Hauswesen, ohne Handwerk, ohne Mittel, durch Zufall unter Gaunerbanden gerathen, verwöhnt zu einer ordentlichen Arbeit, vielleicht gar schon in Gaunerlisten angegeben, sey er sich selbst verhasst worden u. s. w. Zwar, sagt Hr. K., wenn man diesen möglichen Missbrauch fürchtet, so müsste auch das Gesetz, dass ein Wahnsinniger nicht gestraft werden könne, abgeschafft werden. Denn, wenn der Verbrecher sich wahnsinnig stelle, so entgehe er aller Strafe. Allein den Wahnsinnigen *muss* man von *Rechtswegen* ungestraft lassen. Und wie schwer ist es, einen Wahnsinnigen bey gesundem Körper vorzustellen, wie leicht dagegen, *Ueberdruss* des Lebens vorzuschützen.

Gleich der 2) Rechtsfall liefert die Mordthat eines Wahnsinnigen. Wie sehr springt hier aus allen Umständen jedermann der Wahnsinn in die Augen? Wie zweifelhaft sind hingegen die Umstände des vorigen Falls vom Lebensüberdrusse?

3) Ein Kahn, worauf ein Paar Eheleute weggefahren waren, wird leer, und jene werden todt am Ufer gefunden. Jugerleit, wegen eines Kahndiebstahls in Verhaft, kommt auch wegen jener Ermordung in Verdacht. Ausser einigen ihn beschwerenden Umständen gesteht er, ein Jacob und ein Andreas, die aber nirgends ausfindig zu machen waren, hätten den Mord verübt, und ihm, ob er gleich keine Hand angelegt, von dem geraubten Gelde, nachdem sie am Land angefahren wären, 4 Thaler gegeben. Zu Memel und Insterburg wurde auf Todesstrafe von der Criminaldeputation aber wegen Mangels der Legal Inspection *nur* auf 10 Jahre Festungsstrafe, angetragen. Der Hof bestimmte sie auf lebenslang. 4) u. 5) Ein 10½ Jahre altes Dienstmädchen, eine vorsetzliche Brandstifterin, aus Heimwehe. Ein anderes hat bis zu ihrem 12. Jahre schon zwey Kinder erstickt, und dreymal Feuer angelegt. 6) Eine anfangs muthwillige, dann schwermüthige, Gefangene, wegen Diebstahls, giebt sich als Kindermörderin aus Nahrungssorge an. 7) Ein kaufmännischer- 8) Ein Testaments-Streit. 9) Eine Ehefrau, welche mit einem zur ehelichen Beywohnung fähigen Manne zusammenlebt, kann wegen eines im siebenden Monat nach der Hochzeit gebornen Kindes keine Schwängerungsklage gegen einen Dritten anstellen. 10) Aus dem Beyschlafe eines Mohren mit einer weissen Frau kann kein ganz völlig weisses Kind geboren werden. 11) Ein Jude raubt, um den Leibzoll zu erschwingen. Die eigenhändige Erzählung des Juden ist sehr rührend. 12) P. verspricht sich zuerst mit St., und dann mit einer Fräulein v. G. Diese findet sich mit der ersten Braut ab, verweigert aber die Zahlung der versprochenen 200 Thaler, weil der Bräutigam vor der Hochzeit gestorben ist. 13) Der gewesene russische Hauptmann von Aspegreen steckte sein Eigenthum vorsetzlich in Brand. Ein 12jähriges Mädchen verlor ihr Leben in den Flammen, dessen eigene Tochter wurde dabey so beschädiget, dass sie am folgenden Tage unter grossen Schmerzen ihren Geist aufgab. Auch der Unmensch selbst starb in 14 Tagen an dem erlittenen Brandschaden. 14) Ein 17jähriges Weib vergiftet ihren Mann aus Liebe zu ihrem ersten Liebhaber. Unter dem Nachtrage von m. R. fällen ist ein einiger. Ein Weib dingt zur gesuchten Ehescheidung statt ihres abwesenden Ehemannes einen Schinderknecht.

Die Abhandlungen und Nachrichten sind folgende: I) Ein Muster eines richterlichen Informationsprotokolls und der demselben vorgängigen Gespräche des Instruenten mit gemeinen Leuten, von dem königl. Kammergerichts- und und Pupillenrathe, Hn. Woldermann. Mit wahrem Vergnügen hat Rec. diesen Aufsatz gelesen. Wie viel Processe, wie viel Klagen verhütet eine solche Verfahrungsart! Rec. weiss aus leidiger Erfahrung, wie viel das entgegengesetzte Betragen mancher Räthe und Richter, die schlechtweg die Erzählung der Leute anhören, und ihnen gleich alle Hülfe versprechen etc., Unheil wirkt. II) Vorschlag, wie bey der Berathschlagung und Stimmensammlung der Criminalrichter zu verfahren sey? Aus *Pastorets* Werke über die peinlichen Gesetze. III) Hermanns Fragmente und rechtliche Bemerkungen besonders in Rücksicht auf den Entwurf des allg. Gesetzb. für die preussischen Staaten. Fortsetzung etc. werden unter Berufung auf das vorige Urtheil im 6. B. d. Ann. angezeigt. IV) Tabellarisches Verzeichniss der im Jahre 1789 in sämmtlichen preuss. Ländern geführten Criminalprocesse. (1702 an der Zahl, und darunter sind 1014 Diebstähle, 80 Betrügereyen, Brandstiftungen 36, Selbstmörder 10, Mörder 90, Kindsmörderinnen 94, Sodomiten 21, Bigamisten 15, u. s. w. mit Einschluss der verheimlichten Geburten. V) Verzeichniss derjenigen Verbrechen, gegen welche 1789 von der Criminaldeputation des Kammergerichts auf Todesstrafe angetragen worden. (Nur zehen Fälle, und darunter nur 2 Kindsmörderinnen, 2 Brandstiftungen u. s. w. Die Bemerkung des Hn. K. zur ersten Tabelle, dass die Anzahl wegen der vorzüglichen Aufmerksamkeit auf die Criminalfälle so stark sey, bekömmt durch diese Todesstrafentabelle grosse Wahrscheinlichkeit, wiewohl wir auch an sich in die Bemerkung selbst keinen Zweifel setzen. Aber eins fällt uns sehr auf. In dem VI. Bande befindet sich eine Tabelle, worin

ihn die Zahl der Kindsmörderinnen in den Jahren 1756, 1760. 1761 u. 1780. und die Vergleichung als sehr traurig für die neueste Zeit angegeben war. Rec. glaubte aber, in den vorigen Kriegszeiten, und in der vermehrten Menschenzahl etc. Stoff genug zur Behauptung zu haben, dass die Vergleichung für das Jahr 1780 vielmehr höchst vortheihaft sey. — Damals waren dieser Fälle 46; — in der gegenwärtigen Tabelle kommen aber deren nun sogar 96! — Da wird Rec. wieder irre, wenn nicht Hr. K. etwan auch hierüber in Betreff der Erkenntnisse eine genauere Tabelle giebt, und Rec. freuet sich inzwischen, dass unter diesen 96 Fällen nur zween des Todes würdig erkannt wurden, da es im J. 1780 deren 10 waren. VI) Generalcivilprocesstabelle vom J. 1790 — 13,299 in allem. Zur dritten Instanz sind nur 469 gelangt, und 8536 abgethan worden. VII. Nachricht von des Hn. Präs. von Massow Anleit. zum praktischen Dienste der königl. preuss. Regierungen, Landes, und Unterjustizcollegien etc.; — ein Buch, dessen Herausgabe jeder preussische Geschäftsmann mit Sehnsucht entgegen sehen wird.

Kopenhagen, b. Popp: *Forsög til den siette Bogs Fortolkning i Christian den femtes Danke og Norske Lov samt Straffene efter de äldre Love.* (Versuch einer Erklärung des sechsten Buchs des Dänischen und Norwegischen Gesetzes. C. 5. und der Strafen nach den ältern Gesetzen) ved *Christian Brorson*, Advocat i Höieste Ret. 1791. 648 S. gr. 8.

Dieser Commentar über das Dänische und Norwegische *Criminalrecht* ist ein desto wichtigerer Beytrag zur Gesetzkunde, je grösser und ausgebreiteter der Einfluss der älteren Gesetze auf die Gesetzgebung Christian V war. Der Vf. hat mit grosser Sorgfalt und Genauigkeit, meistens auch mit sehr zweckmässiger kritischer Auswahl alle Stellen aus den ältern Gesetzen gesammelt, welche entweder als die Quelle der spätern Verfügungen anzusehen sind, oder doch zur Erläuterung derselben beytragen. Er folgt der Ordnung des Christianischen Gesetzes, bemerkt bey jedem Artikel die dahin gehörigen Stellen, auch die meisten neueren Verordnungen und Rescripte, wodurch etwas abgeändert oder hinzugefügt ist, und bringt zugleich theils aus den besten Schriften, theils nach eigener Untersuchung Erklärungen der zweifelhaften und streitigen Stellen bey. Ein solcher Commentar muss nothwendig ein sehr nützliches Hülfsmittel abgeben, sowohl um das Gesetz richtig zu verstehen, als auch um über die intricate Frage von der Anwendbarkeit der Verfügungen, insonderheit wo es auf Grund und Veranlassung derselben ankömmt, in vielen vorkommenden Fällen richtiger zu urtheilen, als es dem blossen Praktiker möglich ist. Ueberdies enthält diese Schrift, als Auszug aus den ältern Criminalgesetzen betrachtet, auch manche wichtige, und vielen Lesern neue, Nachrichten zur Geschichte der nordischen Gesetzgebung und zur Kenntniss der Sitten und bürgerlichen Verfassung des Nordens in verschiedenen Zeitaltern. Wir dürfen sie also in dieser Rücksicht nicht bloss Rechtsgelehrten, sondern auch dem Geschichtforscher, empfehlen; nur hätten wir gewünscht, dass der Vf., auswärtigen Lesern zu Gefallen, eine kurze chronologische und literarische Uebersicht von den verschiedenen Gesetzen als eine Einleitung gegeben hätte, welcher er dann zugleich ein kurzes raisonnirendes Verzeichniss der peinlichen Strafen älterer und neuerer Zeit hätte hinzufügen können. Es scheint zwar nicht eine Hauptabsicht gewesen zu seyn, die Leser mit dem Geist der ältern Gesetze bekannt zu machen; allein bey einer ohnehin so mühsamen Arbeit ist es doch immer ein Verdienst mehr um das literarische Publicum, wenn der Vf. durch solche Nebenbemühungen, die dem, der einmal sich mit dem Gegenstande beschäftigt und damit vertraut ist, nicht sehr beschwerlich werden können, zugleich für die Befriedigung mehrerer Bedürfnisse, für die Ausfüllung mehrerer Lücken unsrer Kenntnisse sorgt. Vielleicht hätte er in eben dieser Rücksicht auch von einigen vorzüglichen Schriftstellern, die in den neuern Zeiten die Sitten des Alterthums mit wahrhaft philosophischem Geist enthüllet haben, mehr, als es geschehen ist, Gebrauch machen können; wenigstens wundern wir uns, dass wir die Werke des scharfsinnigen *Rothe*, die wir auch in einer deutschen Uebersetzung besitzen, nicht angeführet finden.

Uebrigens scheinen uns die eigenen Erklärungen des Vf. bey weitem in den meisten Fällen richtig und angemessen zu seyn. Sie tragen vielfältig das Gepräge einer reifen Ueberlegung und der Gesinnungen der Menschlichkeit, welche einem Criminalisten vor allen andern so wohl anstehen. Nur wenige Stellen haben wir gefunden, wo der Vf. die mildere Auslegung nicht weit genug auszudehnen scheint, welches doch in manchen Fällen bey einem Gesetze, das so viel älter ist, als unsere jetzigen Sitten, doppelt nöthig ist. Mehrere Stellen dünkten uns der umständlichen Ausführung, welche ihnen der Vf. widmete, nicht zu bedürfen, weil der Sinn derselben einem nachdenkenden Richter und Defensor kaum zweifelhaft seyn kann. Als ein Beyspiel dieser Art sehen wir die Erklärung S. 32 u. 33. über C. I. Art. 13. an. Der Meynung des Vf. S. 178., dass *tiefe Schwermuth* nicht mit unter den Entschuldigungsgründen zu verstehen sey, welche das Gesetz für den *Selbstmord* L. 6. Art. 21. anführt, können wir nicht beypflichten. Wo die Nüancen, der Natur der Dinge nach, so fein sind, wo der Unglückliche, gegen den man irgend eine Strafe anwenden will, so viel Mitleiden verdient, da muss das Gesetz billig die grösste Nachsicht üben; und dies um so mehr in diesem Falle, wo es durchaus nicht ausgemacht ist, ob der Selbstmörder wirklich den vollen Gebrauch seines Verstandes hat, so wenig ausgemacht, dass vielmehr das Gegentheil den meisten Aerzten und Psychologen wahrscheinlicher ist. Haben wir doch neulich in England den höchst merkwürdigen Fall bey dem unglücklichen *Sutherland* gehabt, welchen die Richter für einen wahnsinnigen Selbstmörder erklärten, unerachtet er sehr viele Ueberlegung zeigte, und selbst gegen diese Erklärung in dem Briefe protestirte, den er in der Hand hielt, als er sich vor den Augen des Königs erschoss! — Dass ehrenrührige Beschuldigungen, wenn sie erwiesen werden können, nach S. 625. vermöge C. 21. Art. 2. gar nicht strafbar wären, wie der Vf. zu glauben geneigt scheint, können wir uns nicht überreden.

Uns scheint aus den Worten des Gesetzes nur dies zu folgen, dass die *ordentliche* Strafe alsdann wegfalle; und wenn dem so ist, so hat man ja den grössten Grund von der Welt, den Sinn unterzulegen, welcher der weiseste, der mildeste, der menschlichste ist. Wie bitter wäre es für den, der vielleicht vor Jahren ein längst vergessenes Versehen oder Verbrechen begieng, der es vielleicht durch vieler Jahre unsträflichen Wandel tilgte, wenn nun ein niederträchtiger, hämischer Feind ihm *ungestraft* es vorrücken, ihn um die Achtung seiner Mitbürger bringen kann, die er jetzt verdient! Welche üble Folgen würden nicht oft daraus in der bürgerlichen Gesellschaft entstehen; welche Anläße zu Feindschaften, Verfolgungen und Selbstrache, die die römischen Gesetze hier so sorgfältig zu ersticken suchen!

Mehrere Stellen, die uns nicht gefielen, anzuführen, enthalten wir uns billig; wir sind überzeugt, dass der einsichtsvolle Vf. bey einer künftigen Durchsicht sie selbst bemerken und ändern wird.

Erlangen, b. Palm: *Jo. Christian Rehmann von Einrichtung und Führung des Cameralrechnungswesens und richtiger Aufstellung der Rechnungen.* Als Fortsetzung von dessen Abhandlung *vom gerichtlichen und aussergerichtlichen Verfahren in Rechnungsangelegenheiten.* 1790. 610 S. 4.

Der Vf. hat 1789 von dem gerichtlichen und aussergerichtlichen Verfahren in Rechnungsangelegenheiten eine Abhandlung herausgegeben, von welcher die gegenwärtige die Fortsetzung oder den 2ten Theil ausmacht. Der 3te wird nachfolgen. Der vor uns liegende 2te Theil begreift 12 Hauptstücke und ein Anhang von Formularien. Die Hauptstücke handeln vom Rechnungswesen und Rechnungen überhaupt; von der Eintheilung der Rechnungen; von den Pflichten des Rechnungsprinzipals; der Rechnungsführer; von den Schuldnern des Prinzipals; den Gläubigern der Casse; dem Rechnungsstoff; dem Tagbuch; dem Abrechnungsbuch; dem Manual, den Rechnungsbelegen; dem aus Rechnungsbüchern zu führenden Beweiss. Der Anhang macht ungefähr die Hälfte des ganzen Werks aus.

In der Vorrede eifert der Vf. heftig gegen die Veräusserungen der Rittergüter, und ist bemüht, zu zeigen, wie gefährlich es für einen Cavalier sey, den Besitz von ausgeliehenen Kapitalien den liegenden Gründen vorzuziehen. Der Vf. hat als ritterschaftlicher Cassirer, und als ein für die Erhaltung des Ganzen der adlichen Familien besorgter Mann, ganz recht; ob er aber, wenn von allgemeinen Principien, z. E. dem Commercium u. s. w. ausgegangen wird, Recht behalte, ist eine andre Frage. Doch ein jeder Schriftsteller ist nach dem Standpunct, welchen er sich wählt, zu beurtheilen. Das Ganze ist nicht wohl eines Auszugs fähig; wir wollen uns also an der Aeusserung begnügen, dass unser über den ersten Theil gefälltes Urheil auch auf den gegenwärtigen anwendbar sey, und nur einige Bemerkungen beyfügen. Die Mittel z. E. (§. 87.) wie den Betrügereyen der Scribenten vorzubeugen seyn möchte, sind zwar an sich zweckmässig, aber auch so gewählt, dass sich ein ehrliebender und redlicher Mensch dergleichen Anordnungen, welche zum Theil gegen einen bereits erklärten Betrüger nicht behutsamer eingerichtet werden könnten, nicht wohl unterwerfen dürfte. Wenn in einer justificirten Rechnung (§. 163.) ein Beleg angeführt, und die Richtigkeit mit einem Strich bezeichnet ist; so beweist dieses nach unsrer Meynung auch alsdann noch lange nicht *vollkommen* gegen denjenigen, welcher einen solchen verlornen Beleg ausgestellt haben soll, und nichts bezahlt erhalten haben will, wenn schon Herr und Rechner ausser allen Verdacht einer Collusion gegen den Anfoderer gesetzt wäre. Dieses würde zu weit führen, und eine förmliche Einladung zu groben Vergehungen werden. Wie leicht könnte der Justificator und der Beamte bey einer beträchtlichen Summe sich zum Nachtheil einer dritten Person, besonders einer bereits verstorbenen vereinigen. Eine starke Vermuthung, welche aber nicht einen halben Beweis ersteigt, dürfte das ganze Resultat werden. Gilt ja nach dem Vf. selbst das referirende Instrument, die Rechnung nichts, wenn das Relatum, der Beleg, nicht damit übereinstimmt, wie soll denn ein voller Beweis entstehen, wenn gar kein Beleg vorhanden ist? Ueberhaupt scheint das Hauptstück von dem Beweis, welcher aus Rechnungsbüchern geführt wird, am nachlässigsten bearbeitet zu seyn, da es doch beynahe den ersten Rang bey einem Werk, wie dieses, behauptet. Die Gesetzstellen aus dem römischen Gesetzbuch hätten auch bey diesem Band füglich hinwegbleiben können, weil sie meistens Sätze erläutern, deren Richtigkeit ohnehin nicht bezweifelt wird. Artig ist, dass der Vf. auch schon (S. 467.) das Hochzeitladen verpachtet gefunden hat, jedoch also, dass der Unterthan frey blieb, den Pachter hierzu zu gebrauchen, oder seine Gäste selbst einzuladen. Wir wiederholen übrigens aus unsrer vorigen Anzeige, dass gründliche praktische Kenntnisse und viele geläuterte Erfahrung unverkennbarer Verdienste des Vf. seyn, und sehen dem dritten Theil mit aufrichtigem Verlangen entgegen.

Druckfehler. Nro. 305. der A. L. Z. S. 328. Z. 32. lies Himmels*theiler* statt *thäler*. Z. 33. קסם st. קמם. Z. 34. שמים st. שעים. Z. 35. قسم st. قثم. Z. 36. Himmels*theiler* st. *thäler*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. November 1791.

PHILOLOGIE.

Leipzig, in der Weidmann. Buchh.: *Horazens Briefe*, aus dem Lateinischen übersetzt und mit historischen Einleitungen und andern nöthigen Erläuterungen versehen von *C. M. Wieland*. Neue verbesserte Ausgabe. 1790. Erster Theil. 332 S. Zw. Th. 272 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Das Publicum kennt dieses Werk schon von einer allzu vortheilhaften Seite, um bey einer neuen Auflage desselben etwas anders von uns zu erwarten, als etwa die Angabe der damit vorgenommenen Veränderungen. Hoffentlich wird man deutschen Lesern nie den Vorwurf zu machen haben, dass sie auch gegen ihre Wielande erkalten und ein Verdienst, wie diese Uebersetzung des Horaz ist, vergessen können. Horaz, von dem unsre nicht eigentlich gelehrte Welt so viel hat sprechen hören, und der ihr lange nur als lyrischer Dichter bekannt seyn konnte, liegt seit der ersten Erscheinung dieses Werks und der verdeutschten Satiren auch als Welt- und Menschenkenner offen vor ihr da, und kann nunmehr bey ihr alles das Schöne und Edle wirken, was so viele Nationen ihm schon zu danken haben. Er erscheint über das mit so vielen Geschenken seines edlen deutschen Geistesverwandten bereichert, dass auch der vertrauteste Kenner des Originals diese Uebersetzung niemal entbehren kann. Gewiss eine Sammlung von *Essays* über die vom römischen Dichter berührten Personen und Sachen, wie uns hier dargeboten wird, wäre, wenn auch nicht im Gefolge einer Uebersetzung, immer ein erfreulicher Zuwachs der deutschen Literatur. Wie viel Geschmack, um von Kenntnissen nicht zu reden, wie viel richtiges Gefühl, wie viel reine Moralität kann nicht aus der aufmerksamen Lesung dieses Werkes von unsern aufgeklärteren Weltleuten, von unserm denkenden Frauenzimmer, geschöpft werden! Dafür ein Dutzend moralisch seyn sollender Romane weniger gelesen, wird wahrer Gewinn seyn. Der Kenner des Originals, (im Grunde immer der letzte, den man um sein Urtheil von einer Uebersetzung der Alten fragen sollte,) wird der Arbeit, wenn er kein Pedant ist, den willigsten Beyfall geben. Denn hätte er, wie hier nicht der Fall seyn kann, auch noch so viel an der Treue auszusetzen, so würde doch immer der ungetreue Uebersetzer seine Literatur bereichert haben, der seinen Landsleuten ein Werk, wie dieses, lieferte, wie er auch zu dem Inhalte desselben gekommen wäre. Die Klage über Weitläuftigkeit, dass man mehr Paraphrase finde, als Uebersetzung, kann nur dann gerecht heissen, wenn der bloss deutsche Leser ohne diese Weitläuftigkeit völlig eben so viel bey jeder Stelle gedacht hätte, und sich nun wirklich durch dieselbe ermüdet fühlt. Sonst klage, wer nur Finger zum Abzählen der Verse, nicht Kopf zum Durchschauen des Sinnes, noch Herz zum Fühlen der Schönheiten hat! Und selbst bey seinem Abzählen, was wird er finden, als etwa doppelt so viel fünffüssige Jamben im Deutschen als Hexameter im Lateinischen sind? Im Ganzen ein Ueberschuss, den die eigenthümlichen Umschweife der deutschen Sprache hinlänglich entschuldigen! Der Gedanke, der Ausdruck, der Seelenzustand, in welchem Horaz diese Briefe und fast jeden Vers derselben niederschrieb, ist bis zur Täuschung dargestellt, und oft muss man glauben, nur im Deutschen lasse sich dies und jenes so befriedigend sagen. Zum Anführen sind die Beyspiele zu zahlreich. Da, wo man allenfalls nach der Strenge ein Paar Zeilen dem Uebersetzer abdingen möchte, ist es gewöhnlich nur das vollere Ausklingen derselben Saite, welche Horaz bloss angeschlagen hatte, und welche doch meistens nur auf diese Weise forttönend, ein deutsches Ohr füllen konnte. Was im Ganzen am ehesten bedenklich scheint, ist der vielleicht allzugesprächsmäsige Ton, welchen vornehmlich die vielen ausländischen Wörter in den Versen selbst verursachen. *Nüancirung, etwas den Geschmack piquirendes, den Genius regaliren*, sind doch wohl zu fremd, um nicht einen Misslaut hervorzubringen. Dass die Prose unsers Wielands sehr voll von solchen Fremdlingen ist, hat man schon zu oft bedauert, um noch dabey anzustossen. Auch sogar Wendungen aus dem Französischen hemmen, wie es dem Deutschen scheinen wird, manchen schönen Strom des Witzes. „Von Liebe, wie von Puppen, wechseln" Th. 2. S. 57. Doch ist in diesem Stücke der Muttersprache durch die zweyte Auflage manches Sühnopfer gebracht worden. Ueberhaupt ist Hr. *W.* sein Werk sehr sorgfältig durchgegangen und hat hin und wieder geändert. Auf dem Titel hat er dem Wunsche Eberts (S. dessen Episteln und verm. Ged. Vorr. S. 54.), dass er das Werk Episteln nennen möchte, nicht nachgegeben. Th. 1. S. 22. Renner st. Klepper, sehr richtig, da hier vom Wettlauf die Rede ist. S. 26 Macht dich Begierde schlaflos st. macht Begierlichkeit dich elend. Unter *Begierde* denkt wohl der Deutsche nicht so bestimmt, als unter Begierlichkeit, den Geiz, der doch hier durch *cupido* gemeynt ist. Adelung freylich hat das Wort nicht. S. 28. „So singt, den Beutel und die Rechentafel um den linken Arm gehangen, alt und jung ihm rastlos nach st. So sangen unsre Alten; nun singen wir's — der lieben Jugend vor." Das Neue ist weit richtiger, indem eine Entgegensetzung der ehmals singenden Alten und der nun der Jugend vorsingenden Zeitgenossen gar nicht Statt findet. S. 33. Die ehemals hier

hier zwischen *triremis* und *curtatus* gebaute Brücke ist mit Recht als unnöthig abgebrochen. Nur durch ein a linea ist der Uebergang zu einer andern Materie bezeichnet. Eb. da: Ein abgeschabnes Wamms st. abgetragnes. Das Alte wäre wohl vorzuziehen; denn *abgeschabnes* ist nicht richtig und *abgeschabt* würde die Idee eines vorsätzlichen Abschabens erregen. S. 34. Es ist nun seine Grille denkst du st. Es ist was Allgemeines, heissts dann. Der ehmals gewählte Ausdruck scheint passender. Hatte Mäcen diese Veränderlichkeit für eine Privatgrille gehalten, so wäre er nicht so tolerant dagegen gewesen, als nun, da er denkt: Horaz ist nicht unklüger, als alle Menschen sind. S. 316. Es ist angenehm zu bemerken, wie der immer aufs neue untersuchende Geist des Ueb. ihn bestimmt hat, das *edixi* (Ep. I. 19, 10.) des Bentley dem ehmals angenommenen *edixit* vorzuziehen, wobey nicht allein der Text, sondern auch die Note gewonnen hat. Vorher wurde Bentley in der letzteren wohl etwas ungerecht behandelt. T. II. S. 131. Des edlen, biedern st. Des edlen und preiswürdgen. Für den Tiber ist bieder freylich ein befremdender Titel; aber Horaz kannte ja den eigentlichen Tiber nicht in ihm. In Ansehung der Noten haben besonders die kleineren unmittelbar unter den Text gesetzten manche Abänderung gelitten und mehrere derselben sind ganz weggeblieben. Zum Beweise der Aufmerksamkeit bey dem wiederholten Studium dieses Werks wird es uns erlaubt seyn, einige Bedenklichkeiten vorzutragen, die sich noch bey der zweyten Auflage finden. Th. I. S. 12. Man könnte glauben, Cicero selbst brauche (ad Div. 3, 7. nicht 7, 3.) den Ausdruck Mäcenität. Er spricht nur von Appietät und Lentulität, womit er dieser Familien hohen Adel meynt. S. 51. Was hier von drey Janis gesagt wird, ist wohl eigentlich nur von *einer* Strasse zu verstehen, die jenen Namen führte und deren verschiedene Theile oberer, mittlerer und unterer Janus hiessen. (S. Bentley ad h. l. und Manut. ad Cic. Off. II, 25.) S. 53. u. 54. Immer bleibt das Gefühl Wielands, bey Auslassung der Stelle: *hic murus aheneus* etc. (Ep. I. 1, 60. 61.) so viel Rec. urtheilen kann, höchst richtig. Dieser plötzlich erscheinende hohe Ernst passt im geringsten nicht zu der *puerorum naenia*. Wären es nun zwey vollständige Verse, so könnte man sich leicht durch den Gedanken helfen, dass sie von einem zur Unzeit Ernsthaften hineingestopft worden. Jetzt aber macht das Metrum die Trennung unmöglich; und sollte Horaz so falsch gefühlt haben, wie es scheint? Dieser Meynung widerspricht alles, was wir sonst an ihm kennen. Wer weiss, ob nicht einmal andere Lesarten den Dichter retten! S. 83. *verstohlne Federpracht* muss wohl heissen *gestohlne* oder *erstohlne*. S. 113. In der ersten Zeile der Stelle aus den Rittern des Aristophanes v. 90. ist das εἰς ἐπινοιαν weggelassen, welches doch nicht unbedeutend war. *Du sagst, der Wein schade dem Verstande?* S. 201. Der Umstand, welchen Hr. *W.* in der Einleitung berührt, dass, neben dem Wanken zwischen einer zur Schau getragenen Philosophie und Unternehmungen zum Reichwerden, Occius auch einen starken Ansatz zum Knicker hatte, scheint bey dieser Stelle besonders wichtig. „Du hast es jetzt hinlänglich, um Dir gütlich zu thun; aber doch nährst Du Dich, als ein ächter Stoiker (abstemius) von Kraut und Nesseln. Wenn Du nun reich würdest, gewiss Du lebtest nicht anders, entweder weil veränderte Finanzen nicht den Charakter (d. h. hier: Deine Knickerey) ändern, oder" — nun wird die Verhöhnung schon merklicher — „weil Du, Stoiker, alles der Tugend nachsetzest." Ein lächerlicher Stoicismus, der nicht, wie der wahre, im ruhigen Entbehren des Versagten, sondern im vorsätzlichen Nichtgenuss des Erlangten bestehen soll. In Ansehung der Latinität hat Gessner wohl nicht recht, wenn er bey der Bedeutung des Worts *confestim* grübelt, und den etymologischen Sinn *confertim* darin sucht, welches schwerlich einmal die wahre Etymologie ist. Man muss vielmehr so verbinden: sic vives protinus (Du wirst in einem Zuge so (protinus) fortleben, wenn Dich auch plötzlich (confestim) das Glück mit Gold überströmen sollte. S. 258. In einer gelegentlich angeführten Stelle des Euripides (Bacch. v. 492—98) wird βοςρυχος ἁβρος ein *schöner traubengleicher Bart* genannt. Die Etymologie von βοτρυς her (gesetzt, sie wäre gegründet) ist so verwischt, dass in der Uebersetzung keine Rücksicht darauf genommen werden darf. Das Wort selbst aber bedeutet nie das Bart-, immer nur das Haupthaar. Zum Barte, zumal zum starken, war Bacchus zu sehr zarter Jüngling. S. 312. Es ist wohl Verwechselung des εἰ und ἐν, wenn die Stelle aus den Rittern des Aristophanes (v. 400.) so übersetzt wird: „So will ich in den Fellen des Kratinus liegen." Vielmehr: „So will ich eins d. F. d. K. werden." Th. 2. S. 142. (Ep. II. 2, 114.) „wiewohl sein Werk, als wie in Vesta's heilgem Dunkel noch verschlossen ist." Sollte der Sinn nicht vielmehr dieser seyn: „Die matten Worte streich weg, wie sehr sie sich auch sträuben und schützten sie sich auch noch durch religiösen Gebrauch." Pope in seiner Nachahmung hat zwar einen andern Ausdruck; aber dieser Sinn scheint ihm doch auch vorgeschwebt zu haben: Nay tho'at Court (perhaps) it may find grace. S. 143. Usus geniter, ist wohl nicht der Gebrauch, der in Umlauf bringt, sondern das Bedürfniss, welches erpresst, wie Lucrez sagt: *Utilitas expressit nomina rerum.* S. 150. „Den Biedermann, der seines Lebens sich zu freuen weiss, nicht mit dem Geizhals zu verwechseln." Wie könnte man auch gerade Gegentheile verwechseln? Vielmehr sind hier zwey Paare: hilaris—nepos, parcus—avarus. Die beiden mittleren sind vom Uebers. übergangen. S. 208. „hingepinselt" sollte dieses verachtende Wort nicht hier ein Misston seyn? Das Landschaftsstück, das der Dichterling liefert, will Horaz nicht an sich schlecht vorstellen. S. 209. (A. P. 26.) „Indem man leichte Dinge leicht behandeln will." Levia bedeutet wohl eigentlich hier die vollendete Glätte des Ausdrucks, welche bey Künstlern vom zweyten Range so oft der Stärke Eintrag thut. S. 210. faber imus. Es wird auf *imus* von dem Uebs. ein besonderer Nachdruck gelegt, indem es wiederholt erscheint: „Und bleibt doch stets der letzte." Das war doch wohl Horazens Meynung mit dem *imus* nicht, sonst hätte er es vielleicht auch wiederholt. Bentley's *unus* hat viel für sich. S. 235. „Als ob die ganze Welt, sobald ich fehle, mich befreyen

freyen würde." Hier muss ein Druckfehler obwalten. Das Wort *befreyen* giebt gar keinen oder einen widersprechenden Sinn. Horaz, (A. P. 265. 66. 65.) scheint es, will sagen: Wenn ich auch zu Werke gehe, als wenn jeder den kleinsten Fehler bemerken würde, wenn ich auch (intra spem veniae cautus) nicht einmal bis an die Gränzen des Verzeihlichen mich mit meinen Licenzen (in der Versification, denn davon ist die Rede) wage, so habe ich doch nur erst meine Schuldigkeit gethan. S. 254. Sonderbar und nicht leicht ohne das Original verständlich ist der Ausdruck: *Die kühle That*; frigidus ist vielleicht etwas *frigide* so dicht neben ardentem gesetzt und soll ja wohl nichts anders heissen, als was wir meynen, wenn wir von einem frostigen, d. h. abgeschmackten, Scherze reden. Etwas über die eigenthümliche Hypothese Hn. *W's.* wegen der Absicht bey dieser Epistel an die Pisonen zu sagen, wäre wohl zu spät. Man hat vielleicht in Sachen der Literatur kaum eine scharfsinnigere und glücklichere aufgestellt. Der aufmerksam gemachte Leser entdeckt nunmehr allenthalben Spuren dieser Bemühung, einen Dichterling abzuschrecken. Das häufige Zurückkommen aufs Theater liesse sich ungezwungen daraus erklären, dass dieses vielleicht des jungen Pisos Lieblingsfach war. That sich Tan. Faber auf seine Erklärung der 3 Od. des 3 Buchs so viel zu gut; wie viel grösseres Recht hätte Hr. *W.* zum Stolze bey diesem so viel grösseren, so lange missverstandenen Werke unsers Dichters. Die Bemerkung mancher kleinen Schreib - und Druckfehler wird uns vielleicht von Studirenden gedankt, die so viel aus diesem Buche lernen können. T. I. S. 15. Plin. VII. c. 51. l. c. 52. S. 50. Prop. II. El. 6. l. 5. S. 51. Eurip. Phaedra l. Hippolytus. S. 55. Umbritius, nicht Nigrit. hiess Juvenals Freund. S. 81. Weil Abydos bey den Alten die vorletzte Sylbe lang hat, so müsste der Vers so gelesen werden: Der zwischen Sestos und Abydos hinläuft. S. 102. vere falsone quaereremus l. vere falsone non quaeremus. S. 114. Coepurica (Κοιπουρικα) l. Cepurica (Κηπουρικα). S. 318. Kleobule l. Neobule. Th. II. S. 137. Bion der Weise l. Bias. S. 155. Cic. de Fin. libr. I. l. libr. V. c. 2. Den meisten Lesern wird die Hinzufügung des Originals bey dieser Auflage sehr willkommen seyn. Weniger sparsamen Nationen, als wir sind, ist dies etwas Gewöhnliches bey Uebersetzungen alter Dichter. Nur Schade, dass sich in diesen Text so viele Druckfehler, besonders durch des Correctors Unkunde in der lat. Prosodie eingeschlichen haben. Dergl. Th. I. S. 67. aut l. vel. S. 81. nevale l. nivali. S. 157. scitare l. scitari. S. 215. exerceas l. exerceat. S. 243. speclat l. spectat et. S. 328. Euge l. fuge. Th. 2. S. 207. variasque l. et varias. — Eine Stelle der Uebersetzung zur Probe zu geben, ist unnöthig, da jedermann sie hoffentlich kennt, und würde schwer seyn, da von allen Seiten, hier der Verstand, dort der Witz, dort das Herz bey der Auswahl würde sprechen wollen, und man so in Gefahr käme, das ganze Buch abzuschreiben. Dürfte man nach so vielem eben erhaltenen Guten ohne Unbescheidenheit noch einen Wunsch äussern, so wäre es wohl der nach Parodien horazischer Episteln und Satyren für unsere Zeiten in Pope's Manier von einem Wieland und zwar mit dem ganzen Zauber seiner gereimten Versification. Welch ein Geschenk für Deutschland wäre das!

GOTHA, b. Ettinger: *Kleine griechische Gedichte, für Anfänger*, mit einem Register herausgegeben von *J. F. S. Kaltwasser*, Prof. am Gymnas. in Gotha. 1789. 130 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. veranstaltete diese Sammlung kleiner Gedichte zum Gebrauch für Anfänger, die so eben mit den ersten Principien der Sprache fertig geworden, um sie auf das Lesen grösserer und schwererer Gedichte vorzubereiten. Alles kommt bey einem solchen Unternehmen auf die zweckmässige Auswahl und Folge der Stücke an. Wir finden in der gegenwärtigen Sammlung folgende: Zuerst die *Homerische Batrachomyomachie*, dann die *drey Lieder des Tyrtäus*; auf diese das *Carmen Aureum der Pythagoreer*, und endlich, um die Anfänger mit den verschiednen Dialekten bekannt zu machen, die *Europa des Moschus*, und zwey *Idyllen des Theocrits, die Bukoliasten* und *den Hylas*. — Für die ersten Anfänger, die nach Hn. K. eigener Bestimmung erst so eben mit dem Decliniren und Conjugiren fertig geworden sind, möchten die mehrsten dieser Stücke noch etwas schwer seyn. In der Batrachomyomachie herrscht bekanntlich völlig Homerische Sprache, und es müsste ihr Inhalt allein seyn, der ihr vor den grössern Homerischen Gedichten bey der hier zu treffenden Auswahl den Vorzug gegeben hätte. Bey den folgenden Stücken wird der Anfänger eben so grosse Schwierigkeiten zu überwinden haben, wozu ihn nur die Hülfe des Lehrers in den Stand setzen kann. Von eigentlich Attischen Dichtern hat der Vf. nichts aufgenommen, diese bleiben also dem Lehrling noch völlig fremd. Als Hülfsmittel zur Erklärung finden wir nicht nur einen Wortindex beygefügt, der mit Fleiss gemacht ist; sondern die schwerern Formen sind auch gleich unter dem Text erklärt. Darinn aber hätte der Herausgeber genauer seyn müssen. Denn theils sind nur wenige, oft sogar die leichtern herausgehoben, und dagegen eine Menge andrer mit Stillschweigen übergangen, theils sind bloss die Stammwörter hingesetzt, ohne alle weitere Analyse. Was wir aber besonders rügen müssen, ist dies, dass bey Wörtern, die von einer veralteten Form abgeleitet sind, nie diese, sondern immer bloss die neue Form angegeben ist; z. B. bey γνοίην, γινώσκω, bey σχέτο, ἔχω u. s. w. Wie viel Mühe wird nicht den armen Knaben erspart, wenn man ihm hier die eigentliche Form angiebt, und ihn dabey erinnert, dass jetzt dafür die oder die gebräuchlich sey. Wir zweifeln zwar keinesweges, dass Hr. K. diesem Mangel durch den mündlichen Unterricht abhelfen werde; allein dadurch wird dem Anfänger zu sehr die Praeparation erschwert. Der Abdruck ist übrigens mehrentheils correct; nur in den Accenten vermissen wir zuweilen die nöthige Genauigkeit.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Kiel: Ueber die Möbelgilden in den Herzogthümern Schleswig und Holstein*, von *Friederich Valentiner*, Professor der Philosophie zu Kiel. 1791. 43 S. 8. Da der Vf. zugleich als Branddirector der drey königlich Dänischen Aemter, Kiel, Bordesholm und Cronshagen angesetzt ist; so hat man Ursache, etwas Praktisches von ihm zu erwarten. Man hielt von jeher die Möbelgilden einestheils unzweckmäfsig; — anderntheils offenbar schädlich. (Die Regierung war wenigstens 1767 dieser Meynung noch nicht. In diesem Jahre errichteten die vier Städte Glückstadt, Crempe, Wilster und Itzehoe eine Meublebrandgilde, (f. das 1769 vom Hn. Regierungsadvocaten *Callisen* herausgegebene *Promtuarium juridicum*, über die in den Schleswig-Holsteinischen Anzeigen enthaltnen Verordnungen etc. S. 134.) die wirklich in Ansehung ihrer Einrichtung, viel Gutes und Eigenthümliches hat — und diese Brandgilde ward vom Könige förmlich authorisirt.) Im J 1778 ward bey dem Commerzcollegio in Copenhagen ein Plan zur Errichtung (oder vielmehr verbesserten Einrichtung) der Gilden eingegeben, welcher die Absicht hatte, das Nachtheilige der bisherigen Gilden abzuändern. Das Collegium foderte zwar hierüber Berichtserstattungen ein: es blieb aber beym Alten und die Existenz der Möbelgilden dauert also noch fort. Die Theilnehmer derselben sind verpflichtet, den Brandbeschädigten mit einer bestimmten Hülfe entweder an Geld oder Naturalien, oder mit Handarbeiten und Fuhren zu unterstützen. Der Brandbeschädigte erhält dieselbe Unterstützung, er mag Mobilien gehabt haben oder nicht, seine Mobilien mögen einen grossen oder geringen Werth gehabt — er mag von seinen Mobilien alles oder gar nichts gerettet haben. (Diese freylich bedenklichen und mit dem Wesen einer guteingerichteten Brandgilde gar nicht harmonirenden Grundsätze sind, wie Rec. weifs, wenigstens nicht allgemein und können es auch nicht seyn, weil sie mit der allgemeinen Brandordnung und verschiedenen damit in Verbindung stehenden, neueren Verfügungen, die alle dahin abzielen, der Mordbrennerey Einhalt zu thun, nicht übereinstimmend sind.) Hr. Prof. *V*. sucht zu erweisen, dafs *alle* Möbelgilden *nicht zweckmäfsig*, sondern hingegen *höchstschädlich* seyn. Es kann seyn, dafs er in der Hauptsache nicht irrt: die Argumente aber für seiner Meynung sind oberflächlich. Manchmal weifs man selbst nicht, was er mit seinen Behauptungen will. Wer versteht z. B. diesen Satz? „Sie (die Möbelgilden) gewähren keine allgemeine Si„cherheit, (nicht Sicherheit, nur Schadloshaltung kann der Zweck „einer Brandgilde seyn.) weder Sicherheit für jeden, noch voll„kommene Sicherheit für jede Gattung von Interessenten, es wä„re denn, dafs der Interessent ganz und gar keine Kosten scheuen „wollte." (Wenn er keine Kosten zu scheuen Ursache hat, warum tritt er denn in eine Brandgilde ein?) — Interessant war Rec. die beyläufig (S. 11.) angebrachte Beschreibung der sogenannten Phoenix-Assecuranzcompagnie in London, die auch in Hamburg einen Gevollmächtigten hält — und der Hamburgischen nach einem ähnlichen Plane eingerichteten Assecuranzcompagnie, die, wie hier versichert wird, jährlich ansehnliche Summen aus dem Herzogthume Holstein bezieht. Hr. *V*., der anfänglich *allen* Möbelgilden sich abgeneigt bezeigt hatte, lenkt S. 15. wiederum ein, und verlangt nunmehro, nicht ihre gänzliche Aufhebung, sondern will nur, dafs man in Hinsicht derselben richtigere und proportionirlich calculirte Grundsätze annehmen soll. Hier sind diese Grundsätze selbst: I. Es ist nicht allein nicht nothwendig, sondern sogar schädlich, dafs jemand sein ganzes Mobiliarvermögen nach einem Brande wieder erhalten kann. (Dadurch, meynt Hr. *V*., würde den vorsetzlichen Brandschäden Einhalt geschehn. Nicht lediglich des reichlichen Brandgeldes wegen, sondern auch mehrerer anderer Ursachen halben, als z. B. um statt des alten und unbequemen Hauses ein neues und bequemes zu erhalten, steckt mancher seine Wohnung in Brand. II. Man wird es nicht allein keinem Interessenten vorschreiben dürfen, den ganzen Werth seines Mobiliarvermögens versichern zu lassen, sondern man mufs gar darauf sehn, dafs das Taxatum unter dem wahren Werth bleibe. III. Es mufs für völlige Sicherheit für den Abgebrannten gesorgt seyn. IV. So auch dafür, dafs die Art der Zahlung der Prämien den Interessenten nicht lästig werde. (Für den Landmann wird hier, sehr richtig und gut, der Herbst als die bequemere Zeit der Zahlung vorgeschlagen, für Leute, die Besoldung haben, besser der Anfang als die Mitte des Quartals.) V. Nur dasjenige, was durch den Brand verloren geht, mufs wiedererstattet werden; und wenn nicht der volle Werth eintaxirt ist, mufs die Gröfse der Entschädigung die vierte Proportionalgröfse zum wahren Werth, zum versicherten Werth und zum wahren Werth der Beschädigung seyn. VI. Die Assecuranzprämien müssen sich nach der Gröfse der Gefahr (die hier, wie Rec. mit Vergnügen einräumt, mit Sachkenntnifs und nach gesammelten Erfahrungen berechnet ist,) richten. VII. Es mufs kein Zwang seyn, sondern es mufs jedem überlassen bleiben, seine Möbeln versichern zu lassen. Auf dem Grunde dieser Sätze bauet nun Hr. *V*. sein Gebäude einer neuen Möbelbrandgilde auf. Er will, dafs eine allgemeine Möbelgilde errichtet werde, an welcher alle Unterthanen in den beiden Herzogthümern Schleswig und Holstein, Städter und Landleute, Besitzer der Häuser und Miethlinge, sie mögen stehen, unter welcher Jurisdiction sie wollen, Theil haben können. Das Commerzcollegium in Copenhagen soll sich der Oberaufsicht annehmen. (Dadurch würde unstreitig der schnelle Betrieb der vorfallenden Geschäffte behindert. Besser wäre es, dafs die Oberaufsicht den Landescollegien der Herzogthümer, die näher zur Stelle sind, oder einer eigenen Commission, die noch wirksamer seyn würde, übertragen würde.) Es sollen sechs Cataster errichtet werden, von denen jedes eine eigene (hier angegebene) Classe enthält u. f. w.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Paris*, b. Hardouin u. Gattey, b. Gosse: *Amusemens physiques et differentes experiences divertissantes, composées et executées*, tant à Paris que dans les diverses Cours de l'Europe, par le Chevalier M. *Jean Joseph Pinetti Willedale de Merci* etc. Nouvelle Edition, augmentée par l'auteur de six nouvelles Experiences physiques et de nouvelles Gravures etc. 1789. 56 S gr. 8. Hr. *Pinetti* nennt sich auf dem abgekürzten Titel dieser seiner Amusemens einen Professeur et Demonstrateur de Physique, aggrégé à plusieurs Academies, (die aber nicht namhaft gemacht sind) einen Pensionné de la Cour de Prusse (woran wir zweifeln) recommandé par plusieurs Rois et Princes Souverains de l'Europe, Chevalier de l'Ordre de St. Philippe, Ingenieur-Geographe et Conseiller des Finances de S. A. S. le Prince de Limbourg-Holstein (diese Durchlaucht sind wir nicht so glücklich zu kennen) — und fügt — wahrscheinlich aus Bescheidenheit — noch zwey Etcetera hinzu. Mit dieser Bescheidenheit contrastirt denn freylich das zu diesen Amusemens, (die, welches wohl zu bemerken ist, Hr. *P*. selbst herausgab) gehörige Titelkupfer, auf welchem der Tempel der Künste dargestellt wird. Mitten aus einer Menge physischer und mathematischer Instrumente erhebt sich ein Piedestal, auf welchem die Büste des Hn. Vf. von zween schwebenden Geniis niedergesetzt wird. Ein dritter fliegt mit einem Lorbeerkranze und einer Posaune davon. Verschiedene Personen de la premiere qualité wünschten einige Recepte wieder die Langeweile, für die Gesellschaften in der Stadt und auf dem Lande zu erhalten — welchem Wunsche denn auch von Hn. *P*. durch diese Bogen gewillfahret ist. Die erste Auflage derselben kam, wie man aus dem angehängten Privilegio sieht, im J. 1784 heraus. Der hier gelehrten Kunststücke sind 37, unter denen, wie auch Hr. *P*. selbst vermuthete, mehrere schon bekannt, die mehresten aber, nicht nur neu und mit einer hinreichenden Deutlichkeit beschrieben, sondern, wie Rec. aus seinen eigenen Versuchen weifs, auch nachzumachen und also ihrer Bestimmung gemäfs zu gebrauchen sind. Das S. 35. angegebene Mittel, blaues Siegellak (das man bekanntlich lange, aber vergeblich zu erhalten gewünscht hat) verdient eine nähere Untersuchung. Es bestehet aus einer Unze Bergblau, einer Unze feinen Mastix und dem fünften Theile einer Unze ächten Venetianischen Terpentins.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. November 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Fortsetzung der Anzeige der über das Dänische Finanzwesen und Schleswig-Holsteinische Münzveränderung erschienenen Schriften. (S. N. 276-81. der A. L. Z. d. J.)

40) Ohne Druckort: *Freymüthige Bemerkungen über das Finanzwesen des Königlich Dänischen Staats.* 49 S. 8.

Unter der vom May 1787 datirten Dedication dieser Schrift an den König und den Kronprinzen nennt sich Hr. *Fink* in Altona als Vf.; sie ist also älter, als die unter No. 29. und 32. angezeigten Schriften eben dieses Vf., aber von Rec., um die Geschichte des Streits mit *Zoega* und *Wiehe* nicht zu unterbrechen, bis hieher verspart worden. Der Inhalt dieser mit der dem Vf. eignen Freymüthigkeit abgefassten Schrift ist folgender: Mangel an Oekonomie und Anwendung falscher Palliativmittel hätten den vormals blühenden Staat seit 1760 heruntergebracht. Schon damals hätten die aufgenommenen Anleihen so viel gekostet, dass in 7, höchstens 10 Jahren das Capital dadurch verdoppelt sey. Ueber das nachher bis 1775 Vorgegangene wolle er lieber gänzlich schweigen. Von da an habe man angefangen, die Schulden durch das leichtere System des Ausgebens von Bankzetteln zu vermehren. Als Hauptquellen der Finanzzerrüttung nennt der Vf. die Rüstungen gegen Russland und Algier, die ausländische Reise des Königs, den Austausch des grossfürstlichen Antheils von Holstein, und die für Rechnung der Krone unternommenen Handelsprojecte, Fabriken und Anleihen, nebst der Uebernahme verunglückter oder ihrem Untergang sich nähernder Handelscompagnien, und verschiedener geheimen Ausgaben. Ohne diesen Zusammenfluss von Umständen, meynt er, sey der Contrast zwischen den vormaligen blühenden an Contribution äusserst mäfsigen und dabey kriegerischen, und den itzigen friedlichen und doch mit Auflagen überhäuften Zeiten gar nicht erklärlich. Viele von den kostbarsten Anstalten wären mehr schädlich als nützlich gewesen. Dahin rechnet er namentlich die in Altona errichtete Bank, den Canalbau, und die Canalcompagnie. Dazu komme denn noch die zu starke Anzahl von Pensionisten, das zu zahlreiche Personale in allen Collegiis, und die übermäsig hohen Gehalte. Von diesen Ursachen der Finanzzerrüttung kömmt der Vf. auf die anzuwendenden Mittel. Alle künstliche Mittel, die Schulden des Staats zu verringern, erklärt er kurzweg für zu kostspielig, für unwirksam und für Vermehrung des Uebels. Dahin gehöre denn auch der handgreiflich vom Eigennutz des Angebers zeugende neue Münzplan. Zur Tilgung der Bankzettel, als der alten wahren Schulden des Staats, werde baares Geld erfodert, und diess könne am besten und allein durch auswärtige Anleihen herbeygeschaft werden. (Also des Vf. einziges Mittel ist, alte Schulden durch neue zu tilgen.) Statt der Aufwechslung und Einschmelzung der ausgewippten Courantmünze hätte man andre und bessre Mittel, (der Vf. vergisst zu sagen, welche?) wählen können. Nothwendig für Holstein sey eine neue Münze nicht, weil von der alten noch genug vorräthig sey, wovon der niedrige Curs derselben einen sichern Beweis abgebe. (Dies Urtheil aus dem Munde eines Kaufmanns, und eines Mannes, der an so manchen Stellen seiner andern Schriften so richtige Einsichten in Geldgeschäfte zeigt, hätte Rec. nicht erwartet.) Vortheilhaft für die Krone könne sie auch nicht seyn, aber desto schädlicher für den Unterthan, in Rücksicht des Umsatzes gegen die alte Münze. Speciesmünze sey dem Auswippen, dem Einschmelzen, und dem Fall des Curses eben so gut unterworfen, als Courantmünze. Beide könnten sehr gut neben einander bestehen, und bey beyden komme alles bloss auf Genauigkeit im Gewicht, und Redlichkeit im Gehalt an. — Das Schiefe und Oberflächliche dieses ganzen Raisonnements, (die einzigen zuletzt angeführten Aeusserungen über Speciesmünze ausgenommen,) fällt zu sichtlich ins Auge, als dass es einer nähern Darstellung bedürfte.

Einige Monate später erschien

41) ein vom August 1787 datirter dem Kronprinzen zugeeigneter *Nachtrag* zu dieser Nr. 40. angezeigten Schrift ohne besondern Titel, (wenigstens in Rec. Exemplar,) 16 S. 8. nebst 2 Tabellen.

In diesem Nachtrag rühmt Hr. *F.* zuerst die huldreiche Aufnahme seiner vorigen Schrift, und sucht dann aus dem Beyspiel einiger schlechtjustirten Probestücke der neuen Speciesmünze, und aus den bey der neuen Kupfermünze angenommenen Schlagschatz von 50 bis 60 pro Cent durch Rechnungen darzuthun, wie wenig jene dem Wipper, und diese dem Nachschlag entgehen könne. Zuletzt sind einige Einwendungen gegen Hn. *Zoega's* Schrift (N. 25.) beygefügt.

Folgende gegen Ende des Jahr 1787 erschienene Schrift wurde die Veranlassung zur Wiederanknüpfung des Schriftwechsels:

42) Altona, b. Eckhardt: *Briefe eines alten Holsteiners an seinen Sohn im Schleswigschen über die neue Münze und Bank.* 1788. 166. S. 8.

Der *erste* Brief enthält unter vielen Gemeinplätzen zur Vertheidigung des Münzplans, dass die Regierung die Sache am besten verstehen müste, dass man sich vom

vom Kronprinzen nichts anders, als Segen für das Land versprechen dürfe etc., bloss die (unverbürgte) Angabe, dass der Minister *Schimmelmann* schon bey Einrichtung der Altonaer Bank einen ähnlichen, aber damals nicht zur Ausführung gekommenen, Plan zur Absicht gehabt habe, und nennt den Kaufmann *Olde*, dem in der Folge das ganze Ausmünzungsgeschäft übertragen wurde, als den Urheber des Plans. (Zu Rath gezogen wurde *Olde* gleich anfangs in Rücksicht auf die Ausführung; aber ob er an dem Plan selbst, wenigstens an der ersten Idee, Theil hatte, darüber verdient die oben unter No. 19 angezeigte Nachricht gehört zu werden.) Der *zweyte* Brief sagt zuerst sehr viel Alltägliches und Schiefes über Presfreyheit und deren Misbrauch. Der Vf. meynt, Bemerkungen über das Regierungssystem könne man zwar wohl mit Bescheidenheit der Regierung mittheilen, dürfe sie aber nicht ins Publicum bringen. Dann folgen höchst oberflächliche Urtheile und Auszüge von den oben unter No. 20. 21. 22. 24. 25. 26. 27 und 28. angezeigten Schriften. Endlich im *dritten* Brief kömmt der Vf. zur Untersuchung selbst. Rec. schränkt sich blofs darauf ein, dasjenige auszuheben, was hier neu, oder unter einem neuen Gesichtspunkt vorgetragen ist. Ueber die Entstehung des Uebels und dessen Umfang und Folgen sagt der Vf. sehr viel Wahres, das aber alles schon aus den vorher angezeiten Schriften bekannt ist. Er folgt meistens Hn. *Zoega's* Grundsätzen, ist aber ordentlicher, zusammenhängender, und deutlicher, als dieser. Die Hebung der überhäuften Circulation sey auf doppelte Weise möglich; entweder durch Verminderung der Zeichen des Geldwerthes, oder durch Vermehrung der Production. Ersteres, die Verminderung der Zeichen, könne wiederum auf zweifache Weise geschehen; entweder durch Vernichtung eines Theils vom Papiergeld, oder durch Vermehrung der Münze. (Letzteres wäre nun wohl keineswegs Verminderung der Zeichen, sondern Herstellung der Proportion zwischen Münze und Papiergeld.) Am besten sey beides mit einander zu verbinden, und dies sey die Grundlage des neuen Plans. In den Gründen, warum derselbe nur auf die Herzogthümer erstreckt worden, spricht wieder lediglich Hr. *Z.* Eben so in den Gründen, warum Vermehrung der alten Münze nicht zureichend sey, sondern gänzliche Ummünzung erfodert werde, in den Gründen für die Verbindung des Courantgepräges mit dem Speciesgepräge, in der Erklärung der damit zu verbindenden Bankeinrichtung, und in der Auseinandersetzung der doppelten Absicht des Münzplans, theils die Circulation dadurch zu vermindern, und theils das Gleichgewicht zwischen Papier und Münze herzustellen. Wer Hn. *Z's.* Schriften kennt, findet hier schlechterdings nichts neues; wer diese aber nicht kennt, wird aus diesem Briefe eine ziemlich deutliche Idee von der Sache schöpfen können, und alsdenn sich gewiss gedrungen fühlen, den Scharfsinn und die Kühnheit, womit in dem Plan selbst alles an einander gereiht ist, zu bewundern, auch alsdann wenn er manche Besorgnisse für die Haltbarkeit eines so complicirten Vorschlags nicht ganz unterdrücken konnte. — Der *vierte* Brief enthält eine nähere Entwicklung der *von dem Plan zu hoffenden Vortheile*. Diese Vortheile sollen seyn: 1) *Bewirkung eines immer feststehenden Preises der neuen Münze gegen Waaren sowohl als gegen ausländisches Geld.* (Wie sich so etwas durch Gesetz oder Münzoperation möglich machen lasse, so lange Handlung Handlung bleibt, so lange man Geld zur Zahlung braucht, und so lange ein jeder Handelszweig ewiger Fluth und Ebbe unterworfen ist, davon hat Rec. keine Idee. Was dieser Vf. darüber sagt, ist ohne alle Sachkunde geschrieben.) 2) *Conservation der grössern Speciesmünze.* (Hier spricht wieder blofs Hr. *Zoëga.*) 3) *Anwendung der neuen Bank, zum Ausleihen und zum Discontiren,* um dadurch die *Circulation zu vermehren,* (da doch im Gegentheil der ganze Plan, (sogar nach des Vf. eignem Urtheil,) zu deren *Verminderung* bestimmt ist.) 4) *Bewirkung wohlfeilerer Preise und eines besseren Curses für alle zur Krone Dänemark gehörigen Länder.* Auch hier spricht blofs Hr. *Z.*) — Der *fünfte* Brief betrachtet die mit der Ausführung des Plans verbundenen *Schwierigkeiten.* Diese betreffen die Zulänglichkeit des auszumünzenden Fonds; die auswärts roulirenden Zettel; die Möglichkeit schädlicher Speculationen; die Ausführung der neuen Species; die Ausgleichung der Handelsbalanz; die Erhöhung des Steuerfusses; die Möglichkeit einer zwischen Papier und Geld, Species und Bankgeld, existirenden Differenz; die Nachmachung der Zettel; die Einschmelzung des Geldes; die Verwirrung durch Verschiedenheit der Münze, und die Gefahr des Ausleihens. Alle die Schwierigkeiten werden sehr oberflächlich, meistens nach Hn. *Bang* (No. 20 und 23) ausgeführt, und blofs durch Hn. *Z.* (No. 25 und 27) beantwortet. Der einzige Originalgedanke der hier vorkömmt, (— aber welch ein Gedanke! —) ist, dass man vorher das ganze baare Vermögen im Lande hätte aufzählen, und dann auf einmal und unvermuthet jedem Einwohner alle seine Baarschaft habe abfodern, und ihm neues Geld dafür geben sollen.) — Der *sechste* Brief liefert Auszüge, Urtheile und Wiederlegungen von den unter No. 29 und 30. angezeigten Schriften, ganz von gleichem Gehalt wie die im zweyten Briefe. Uebrigens behauptet der Vf. hier, (jedoch ohne weitern Beweis,) bey der Kupfermünze wäre nicht 50 bis 60, sondern nur 23 bis 30 Procent Vortheil. (Wenn das wahr ist, sagt Hr. *Fink* dagegen in No. 32, so beweist es blofs, dass die Ausmünzung viel zu hoch komme.) Der *siebente* Brief endlich sucht zu beweisen, dass weder die Nähe von Hamburg noch der Mangel an Befestigung die Auswahl von Altona zur Anlegung der neuen Bank verwerflich mache; dass die neue Bank sich füglich mit der alten verbinden lasse, und dass der Entrepeneur des Münzgeschäfts, *Olde*, das ihm hiebey zur Last gelegten in viele Tausende gehenden Eigennutzes nicht schuldig sey. (Letzteres hat sich durch *Oldes* Insolvenz bey seinem kurz nachher erfolgten Tode aufs bündigste bewährt.)

Bald nachher erschien:

43) *Ueber die bey der Münzveränderung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein einzuführende kupferne Scheidemünze*, (in den *Schleswig Holsteinischen*

schen Provincialberichten 2 *Bd.* (*Altona* 1787. 8.) *S.* 715. — 719.)

Was in dem 6ften Briefe des alten Holfteiners (No. 40) bloss *behauptet* wird, dass der Vortheil bey der Ausmünzung des Kupfergeldes nicht 50 bis 60, sondern nicht mehr als 22 Procent, und bey dessen Ausgebung nicht gegen Banknoten, sondern gegen baares Courant, höchstens 30 Procent betrage, sucht dieser Vf. durch Berechnungen zu *beweisen*. Sein Auffatz empfiehlt sich durch Mässigung und durch Gründlichkeit.

Hierwider erschien;

44) Ohne Druckort: *Ueber die in den Herzogthümern Schleswig und Holstein neu einzuführende kupferne Scheidemünze. Zur Beleuchtung der beiden entgegen gesetzen Berechnungen darüber im 6ten Heft der Schleswig Holsteinischen Provincialberichte.* 1788. 14. *S.* 8.
Der Vf. will zwischen den streitenden Partheyen die Mittelstrase halten, und setzt den Vortheil bey Ausprägung der Kupfermünze auf 44¼ bis 56⅓ Procent. Man sieht aber, dass ihm überall die Data fehlen, und dass er gar nicht weiss, wovon eigentlich die Rede ist.

Ferner schrieb Hr. *Fink* zur Vertheidigung seiner unter No. 29. angezeigten Schrift und zur Widerlegung von No. 42 und 43. (auch hier mit eigenhändiger Unterzeichnung seines Namens.):

45. Altona, b. Eckstorf: *Abgenöthigte Beantwortung der Beschuldigung, dass meine Berechnung über die Kupfermünze falsch sey. Nebst Abfertigung des alten Holsteiners wegen seiner höhnischen Ausfälle auf meine unvorgreifliche Prüfung etc.* 1788. 26. *S.* 8.
Bis S. 3. beschäftigt sich Hr. *F.* mit der Widerlegung von No. 43. und sucht zu beweisen, dass nicht er, sondern sein Gegner, falsch gerechnet habe. Seinen Berechnungen nach hat bey der Kupfermünze der Entrepreneur 4500 Rthlr., der König hingegen nur 13000 Rthlr. profitirt. Um zwischen ihm und seinem Gegner zu entscheiden, wünscht er eine officielle Prüfung beider Berechnungen. — Auf welcher Seite hier die Wahrheit ist, lässt sich schwer entscheiden, weil dabey alles auf sehr verwickelte Facta ankommt. Ueberhaupt ist dieser ganze Streit nur ein Incidentpunct von mindrer Wichtigkeit.

Von S. 17. an folgen nicht sowohl Widerlegungen als vielmehr Widersprechungen des 6sten Briefs von No. 42. Schon die Widerlegung von No. 43 ist bitter und ohne Anstand geschrieben, aber hier fällt der Vf. ganz in Persönlichkeiten und leere Machtsprüche, bey denen die Aufklärung der Sache durchaus ohne Gewinn bleibt.

Zu dem Streit über eben diesen Incidentpunct der Kupfermünze gehört auch noch folgender gegen die *Wiehesche* Schrift No. 30 gerichteter Auffatz:

46) *Ueber die Dänische kupferne Scheidemünze, und die für die Herzogthümer bestimmte von gleichem Werth und Gehalt, in Anleitung der Schrift: Bemerkungen über Banken etc. S.* 50. 51. (das dänisch geschriebene Original im December 1787. der zu Kopenhagen erscheinenden Monatsschrift *Minerva*, und deutsch übersetzt in den *hamburgischen Addresscomtoirnachrichten* vom J. 1788. No. 20 — 22.)

Der Vf. dieses Auffatzes, Hr. *Zoëga*, sucht durch Berechnungen zu beweisen, dass die Dänischen Kupfermünzen in den verschiednen Ausmünzungen seit 1771 nie mehr als 30¼ Procent Vortheil, und oft beynahe gar keinen Vortheil abgeworfen habe. Den Vortheil der gegenwärtigen Ausmünzung, den Hr. *Wiehe*, so wie Hr. *Fink* auf 50 bis 60 Procent angeschlagen hatte, berechnet er auf 28$\frac{2}{10}$ Procent, und sucht zu beweisen, dass Hr. *W.* bey seiner Berechnung unrichtige Data angenommen habe. Übrigens, meynt Hr. *Z.*, sey es beynahe gleichgültig von welchem Gehalt eine Scheidemünze sey; nur müsse davon nicht mehr als eine zureichende Menge ausgeprägt werden. In den dänischen Staaten sey nicht sowohl zu viele Scheidemünze, als zu wenig grob Courant vorhanden. Nachschlag sey nicht leicht zu befürchten, weil es dazu zu vieler Vorrichtung bedürfe und der Absatz zu schwer halte. (Ohne in Absicht der Berechnungen zwischen Hn. Z. und seinem Gegner entscheiden zu wollen, kann Rec. doch diesen Argumenten auf keine Weise beystimmen; vielmehr war es ihm auffallend, von einem Manne von Hn. Z's. Einsicht, Erfahrung und Wahrheitsliebe dergleichen Vorspiegelungen angewendet zu sehen, die weder in der Theorie noch in der Erfahrung Stand halten.)

(*Die Fortsetzung folgt*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. I. *Kopenhagen*, b. Popp: *Afhandling, som har vunden den udsatte Priis over Spørgsmaalet: Hvorfor tale Menneskene saa lidet og saa sielden om Gud i deres Omgang og Selskaber, da dog deres Samtale ei kan de have nyttigere Indhold* (Gekrönte Preisschrift über die Frage: Warum reden die Menschen in ihrem Umgang und Gesellschaften so wenig und so selten von Gott, da ihr Gespräch doch keinen nützlichern Gegenstand betreffen kann?) *af F. L. Bang*, Dr. og Prof. i Lögekunsten etc 1791.

II. Ebendas. b. Popp: *Afhandling over det i Addresse Contoirets Efterretninger N.* 129. *den* 2 *Jul.* 1790 *fremsatte Spørgsmaal: Hvorfor tale Menneskene saa lidet etc.* (Abhandlung über die in den A. C. E. N. 129. den 2 Jul. 1790. aufgegebene Frage: Warum reden etc.) af *N. H. Suhr*, Capellan ved Kallundborgs Meenighed. 1791. 36 S. 8.

III. Ebendas. b. Gyldendal: *Warum wird im gemeinen Leben so wenig von Gott geredet, da es doch der nützlichste Gegenstand der Unterhaltung ist?* Eine Preisaufgabe beantwortet von *I. L. Callessen*, Prediger in Oldeslohe. 1791. 56 S. kl. 8.

IV. Ebendas. b. Popp: *Tanker i Anledning af de udkomne Afhandlinger af Hr. Doctor Bang og Hr. Suhr over Spørgsmaalet: Hvorfor tale Menneskene etc.* (Gedanken auf Veranlassung der Abhandlungen N. I. u. II.) 1791. 48 S. 8.

So wenig Spuren wahrer Philosophie, nachdenkender mit unserem Zeitalter fortrückender Menschenkenntniss, ja, wir dürfen es dreist hinzufügen, aufgeklärter Begriffe von Religion und Gottesverehrung, haben wir doch kürzlich nicht in Schriften mehrerer Vf. über eine philosophische-theologische Frage angetroffen, als in den *dreyen*, welche die aufgegebene Frage zu beantworten suchen. Freylich würden wir uns, nach dem Ton zu urtheilen, worinn die Frage ausgedrückt ist, sehr an dem Urheber derselben versündigen, wenn wir ihn einen Philosophen schelten wollten; allein wie schief auch immer die Frage angegeben seyn mochte, so wäre es ja aufgeklärten Männern, welche es der Mühe werth hielten, darüber zu schreiben, weit anständiger gewesen, den Gegenstand in das wahre Licht zu setzen, als von dem Gesichtspunkte auszugehen, den der Fragende fixirt zu haben schien. Im letzteren Falle konnte die Beantwortung nicht füglich vernunftmässig seyn; aber im ersten Falle hätten die Vf. allerdings Gelegenheit gehabt, sehr viel gutes zu sagen, dem besorgten Christen seine Furcht und Zweifel zu benehmen, den leichtsinnigen mit Nachdruck an heilsame Wahrheiten zu erinnern, dem überlegenden Mann nützliche Winke über Zeit, Veranlassung und Art und Weise zu geben, wann und wie er mit Nutzen sich mit seinem Freund über die Gottheit unterhalten, die freundschaftlichen Ergiessungen des Herzens zur Erweiterung und Belebung seiner Kenntniss nutzen könnte! Aber was haben sie anstatt dessen gethan? Sie klagen über ein Unglück, über Verderbniss unserer Zeiten, die wenigstens in dieser Rücksicht nur in ihrem Kopf existirt; sie machen Foderungen, welche dem gesunden Menschenverstande und der Natur der Sache widersprechen; sie geben Regeln, welche der Würde der Gottheit zuwider sind, und den Endzweck, den sie doch so gerne hervorbringen wollen, gewiss nicht befördern werden. Wir wissen in Wahrheit zum Ruhm ihrer gekrönten und nicht gekrönten Preisschriften nichts weiter zu sagen, als dass sie es ohne Zweifel *gut gemeynt* haben; und diess müsse denn auch den hellersehenden bewegen, die Blätter mit Lächeln und nicht mit Unwillen aus der Hand zu legen. Vielleicht sind wir so glücklich, den Vf. viele dergleichen Kritiken zu ersparen, wenn wir zur Probe des Inhalts die Ursachen anführen, worinn sie die Quelle der heillosen Verderbniss unsrer Zeiten setzen. — Wer daran nicht genug hat, der muss billig selbst lesen.

N. I. Der Gegenstand, welcher uns den grössten Nutzen, die meiste Freude gewähren könnte, ist am meisten von unsern Gesprächen ausgeschlossen, weil göttliche Sachen dem Menschen zu wenig an Herzen liegen; weil ihm irdische Sachen zu viel an Herzen liegen; weil man in Gesellschaften nur an Essen, Trinken und Unterhaltung denkt; weil vertraute Freundschaft zu selten unter Menschen statt hat; weil göttliche Sachen für alt und bekannt genug angesehen werden; weil die Liebe zu Gott und Menschen kalt geworden ist; weil es so weit mit uns gekommen ist, dass wir uns schämen, anders als zu der bestimmten Zeit und auf die festgesetzte Art von Gott und besonders von seinem eingebornen Sohn zu reden.

N. II. Auch in ehrbaren Gesellschaften hört man nicht viel von Gott aus folgenden Ursachen: 1) überhandnehmender Leichtsinn und damit verbundene Gleichgültigkeit gegen Gott, ja Abscheu vor allem, was zur Religion gehört. 2) Furcht zu missfallen und Neigung, den Menschen zu gefallen, mit welchen wir in Verbindung stehen. 3) Mannichfaltige Beschäftigungen, womit man in Gesellschaften sich die Zeit vertreibt. 4) Mangel an Einsicht in Religionswahrheiten und den damit verbundenen Wissenschaften. 5) Vorurtheil, dass Unterredungen von geistlichen Sachen sich nicht zu dem Endzweck der Gesellschaft passen.

N. III. Wenn wir die Ursachen des Stillschweigens aufsuchen, so finden wir Vorurtheile, aber noch mehr einen ungesunden Geschmack. 1) Die Hauptursache ist wohl gewiss Irreligion unsers Zeitalters oder vielmehr Gleichgültigkeit sowohl überhaupt als besonders gegen religiöse Empfindungen und Religionsmittel, zumal in Rücksicht auf unsere Geistlichkeit und ihre dermalige Verfassung. 2) Gleichgültigkeit sowohl gegen den Einfluss der Religion aufs Herz, als auch gegen die Mittel, wodurch er befördert wird. 3) Die Erhabenheit des Gegenstandes so wie die Natur wahrer Gottesverehrung (allerdings wahr und sehr gut ausgeführt; aber — wir gestehen es — uns unerwartet, weil wir diese ganze Stelle S. 31—39 nicht mit dem übrigen, zumal nicht mit S. 25 reimen können. Fast sollte man glauben, es wäre dem Vf. schwer geworden, jene unreifen Stellen zu schreiben) 4) Furcht vor dem Ruf falscher, heuchlerischer Frömmigkeit; und diese ist theils billig, theils übertrieben.

N. IV — ist von ganz anderem Schlage; wie es scheint, die Arbeit eines bescheidenen jungen Mannes, der viel richtiger als jene Vf. über die Sache denkt. Er fängt damit an, gegen die in N. I. und II. so eifrig behauptete Verderbniss unserer Zeit zu protestiren; macht verschiedene gegründete Einwürfe gegen die in be den Schriften angegebenen Ursachen; wagt es, S. 17 zu verstehen zu geben, dass wir jetzt richtiger über das Gebet denken; sagt sogar S. 24 u. f. gerade zu, dass wir in Gesellschaften nicht häufiger von Gott reden, weil wir es nicht müssen, und weil es nicht passend seyn würde; giebt aber doch S. 38 u. f. auf der andern Seite so gute Winke über die schicklichste Zeit und Gelegenheit zu solchen Unterredungen — dass wir glauben, er habe weit mehr Beruf als jene Schriftsteller, über diesen Gegenstand zu schreiben, zumal wenn er dabey auch auf die *Beschaffenheit unsers jetzigen Religions-Unterrichts* gehörig Rücksicht nimmt.

Rinteln, in der Exped. der theol. Annalen u. Leipzig b. Barth: ***Prüfende Anmerkungen*** zu der Herzliebschen Schrift: *ist ein allgemeiner Landescatechismus nöthig etc.* nebst der *Gebhardischen* in *Berlin* noch immer verpönten Gegenschrift: *Prüfung der Gründe etc.* ganz abgedruckt und ebenfalls mit Anmerkungen versehen; und endlich ein *Auszug aus den darüber bey dem königl. preuss. Kammergericht in dem merkwürdigen Ungerisch-Zöllnerischen Censurprocess verhandelten Acten.* 1792. 8. 94 S. (6 gr.) Da Friedrich der Einzige die Körper und körperlichen Bewegungen seines Militairs in eine von ganz Europa angestaunte und nachgeahmte Harmonie gebracht hatte, so hat sich ein Theil des neueren preuss. Ministeriums bekanntlich schon viele Mühe gegeben, eben diese volle Einheit in den kirchlichen Lehranstalten auf den Geist überzutragen. Dazu ist unter andern ein allgemeiner Landeskatechismus als Mittel gewählt, welcher, wie der Vf. der gegenwärtigen Schrift sagt, „zuerst bey den lutherschen Gemeinden eingeführt „werden sollte, da die Reformirten erst nachher dieses Glücks „theilhaftig werden sollen." Die Geschichte desselben wird von dem ungenannten Vf. von der Zeit an, wo ein solcher Katechism der hallischen theologischen Facultät auf acht Tage zur Prüfung vorgelegt worden war, durch die Epoche seiner Publication und Zurücknahme hindurch bis auf die gewiss allgemein gelesene Censurprocessacten zwischen Hn. Buchdrucker *Unger* und Hn. Oberconsistorialrath *Zöllner* und bis auf das in dieser Sache d. 5. May 1791. publicirte die Justizordnung des unvergesslichen Königs ewig ehrende Urtheil des Berliner Kammergerichts zusammengestellt. Dem Ungerischen Process fehlte noch ein Hauptstück, die Gebhardische kleine Schrift, als das eigentliche corpus delicti. Diess ist nun hier abgedruckt und eben dadurch wurden diese Anmerkungen eine nöthige Beylage zu jenen Processacten, zu welchen sie auch, als historische Einleitung über den ganzen Gegenstand, dienen. Aus der Herzliebschen Schrift ist ein vollständiger Auszug gegeben. Die Ungerische Klagschrift aber von Hn. Criminalrath *Amelang*, welche in den Archiven der Themis wenige ihres gleichen haben wird, ist hier ganz abgedruckt. Ein eben so unterhaltendes als belehrendes Ganzes. Die Anmerkungen des Vf. enthalten manches sachkundige und partheylose Urtheil. Darinn können wir ihm nicht beystimmen, dass er S. 50. nicht im katechetischen Unterrichte die *Beweise aus der Vernunft* mit Hn. Gebhard für das erste Erfoderniss hält. Verstehen wir darunter Gründe, welche dem schlichten Menschenverstand überzeugend seyn können; so müssen diese immer weit mehr wahre Wirkung haben, als der blosse Autoritätsbeweis aus den für die nehmliche Sätze citirten (meist in unserer Lage nur halb passenden) Schriftstellen. Das historische des N. u. A. Test. von Jesu truglosem, grossem Charakter und von anderen Mustern der Nachahmung oder Verabscheuung in der Bibel fällt freylich dadurch nicht weg. Aber alles, was aus der Geschichte für allgemeine Wahrheiten gesagt werden kann, ist doch bloss zu einer sehr unvollständigen Induction von den Folgen jener Sätze, zur Erläuterung durch Beyspiele und zur Ermunterung des Nachahmungstriebs tauglich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 29. November 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Fortsetzung der Anzeige der über das Dänische Finanzwesen und die Schleswig-Holsteinische Münzveränderung erschienenen Schriften.

Gleichfalls zu Ende des J. 1787 erschienen, unabhängig von dem Streit über den Incidentpunkt der Kupfermünze, annoch folgende Schriften:

47) Altona, b. Eckhardt: *Zwey Abhandlungen über Geld und Münze, Banken und Banknoten. Im December* 1787, 16 u. 80 *S.* 8. (Stehen auch in den *Schleswig-Hollsteinischen Provincialberichten 2 Jahrgang 1 Band (Altona 1788. 8.) S. 1—94.)*

Die erste dieser beiden Schriften ist überschrieben: *Einige Gedanken von Geld und Banken.* Als Vf. ist einer der angesehensten Hamburgischen Kaufleute, Hr. *Johannes Schuback*, dortiger portugiesischer Chargé d'Affaires, bekannt, der schon im J. 1768 an der Zurückführung der Hamburgischen Bank auf solide Grundsätze wesentlichen Antheil hatte, und dessen Urtheil daher Aufmerksamkeit verdient. In den ersten 20 §. ist *von Geld oder Münze*, in den folgenden 11 §. *von Banken* die Rede. Der Vf. verbreitet sich in kurzen, aber äusserst sachreichen, Aphorismen, unter der *ersten* Rubrik über die Auswahl der edlen Metalle zum Gelde, über Autorität der Münze, Schlagschatz, Folgen zu überhäufter Ausmünzung, Leitung des Wechselcurses durch Ausmünzung, Ausführung des baaren Geldes, Kippen und Wippen, Verhältniss der Scheidemünze zum Courantgelde, Folgen unbestimmter und schwankender Münzsysteme, Veranlassung und Folgen der Auswippung und der Ueberschwemmung des Landes mit schlechter Münze; unter der *zweyten* Rubrik über Zweck und Wesen von Girobanken, Zettelbanken und Leihbanken, über relative Vorzüge jeder dieser Arten, über die Grenzen in der Anwendung jeder Art von Banken zum Anleihen auf Pfänder, über die Folgen von der Ueberschreitung dieser Grenzen, über deren Einwirkung auf den Wechselcurs, und über die Mittel, alsdann den Wechselcurs zurückzuleiten. Alles hier Gesagte ist nicht etwa Nachschreibung gangbarer Theorien, sondern Resultat des Selbstforschers aus grosen und langen Erfahrungen, wobey der Vf. ganz seinen eignen Gang geht, hie und da, wie es nicht anders seyn kann, mit den Urtheilen unsrer besten Münzpolitiker zusammentrifft, an vielen Orten aber sehr von ihnen abweicht, und in diesen Abweichungen das sorgfältigste Studium verdient. Eines Auszugs ist dieser aphoristische Aufsatz nicht fähig, aber als Beleg zu Rec. Urtheil, stehe hier des Vf. Urtheil über Ausführung der Münze: „Ein jeder Staat „muss das Münzhaus für das ansehen, was es ist, nemlich eine Fabrik, die nur dann arbeitet, wenn es ohne „Verlust geschehen kann. Dies vorausgesetzt, wird sich „kein vernünftiger Fabrikant darum betrüben, dass seine Manufactur in fremde Länder versandt wird. Untreue Hände müssen nicht ins Münzhaus einbrechen, „und das Geraubte über die Grenzen bringen. Aber „gegen Geld Bedürfnisse erhandeln, oder Schulden in „oder ausser Landes bezahlen, ist der rechte Gebrauch „des Geldes. Wird das Geld versandt, so bekömmt der „Münzherr desto mehr Absatz, und kann seine Fabrik „fortarbeiten lassen."

Der *zweyte* Aufsatz ist überschrieben: *Ueber Geld, Münze und Banknoten.* Als Vf. nennt man allgemein Hn. Leibmedicus *Hensler.* Diese Schrift ist zum Theil Commentar über einige Sätze des vorhergehenden Aufsatzes, mit dessen Grundsätzen er ganz zusammentrifft, oder, richtiger gesagt, Deduction und Erweis von manchem, was dort angedeutet war, in kräftiger und warmer Sprache dargestellt, und überall auf Erfahrung zurückgeführt. Folgendes sind die Hauptsätze: 1) *Gold und Silber sind das Geld der Welt.* Nothwendigkeit eines allgemeinen Tauschmittels; Anwendbarkeit der edlen Metalle zu diesem Tauschmittel. „Darum ist Geld „aber noch nicht Wohlstand und Vermögen, und wollte „Gott, man hätte *Geld* nie anders als nur für ein *Mittel* angesehen, um zu Wohlstand und Vermögen zu gelangen, nie aber mit Vermögen und Gütern verwechselt; es immer nur für ein Mittel, nie für Zweck und „Ziel geachtet. Das ist in der richtigen Speculation so „falsch, als es in der richtigen Praxis schädlich ist." Weiter von Feinheit und Gewicht, Schrot und Korn, oder von Gehalt des Geldes. 2) *Geld der Welt wird durch den Staat in Landesmünze dargestellt.* Warum und in wie weit der Staat das Geldwesen handhaben müsse. Von Verschiedenheit des Münzfuses, Benennung der Münzsorten, und deren Währung. Von Redlichkeit des Staats im Münzwesen. Wo es an dieser Redlichkeit gebricht, „da hat das Volk Münze bekommen, aber nicht „Geld. Landesmünze ist also noch nicht Geld; vielmehr kann man Münze die Fülle haben, und an Gelde Mangel leiden. Münze ist nur alsdann Geld, wenn „sie a) das wirklich *ist*, was sie seyn und vorstellen soll; „wenn sie b) das wirklich *gilt*, was sie gelten soll, und „wenn sie c) das, was sie ist und was sie gilt, immer „*fest* ist und *fest* gilt." Diese 3 Puncte werden in den folgenden Abschnitten weiter ausgeführt. 3) *Vollwichtigkeit der Münze.* Diese besteht in Ebenmaass zwischen dem innern und dem auf der Münze beglaubigten Werthe. Unterschied der eigentlichen *Courantmünze* von der bloss zum kleinen Verkehr bestimmten *Scheidemünze*, und

und von der als blosses Richtgeld anzusehenden *Speciesmünze.* Von den *Beschickkosten*; vom *Stückeln* und *Justiren*; vom *Verschleiss* der Münze; von Ausprägung der *Scheidemünze.* 4) *Festigkeit und Einheit des Münzfusses.* Ob und wann der Staat den Münzfuss ändern dürfe? Verschiedene Arten der Aenderung. Die leichteste Aenderung betrifft das *Verhältniss des Korns im Schrote*, um dadurch das (selten wahrhaft schädliche) Einschmelzen zu erschweren. Viel wichtiger und fast immer nachtheilig ist die Veränderung *im Korn selbst*, oder auch Erhebung der *Scheidemünze zum Courantgelde* dadurch, dass man zu viel Scheidemünze prägt. Dem Courantfuss den zum Richtgeld dienenden *Speciesfuss beyzugesellen*, ist weder nöthig noch nützlich; denn der in Natura dargestellte Speciesthaler, kann nicht die Natur des imaginairen Rechnungsthalers behalten, sondern wird, gleich dem Courantgelde, gegen das imaginaire Richtgeld schwanken, und folglich die sinnreiche neue Hollsteinische Doppelmünze weder als Courant noch als Species ihren Zweck erfüllen. Eben so ist es unnöthig und nachtheilig, *neben dem Silbergeld noch ein andersartiges Korn* einzuführen, *Gold*, oder *Kupfer*; beyde, und hauptsächlich das erstre, veranlassen neues Schwanken und Agiotiren; das letztre veranlasst überdies, wo nicht des Münzvortheils wegen fremden Nachschlag, doch geringers Gelten der Scheidemünze, weil jeder sich gerne vom unbequemen Kupfer los macht, und drückt dadurch den geringen Mann, der seinen Lohn darin nehmen muss, fürchterlich. 5) *Ebenmaass des Preises zum Werthe.* Conjunctur der Umstände kann machen, dass der Preis *einer* Münzart weit über den innern Werth hinaufsteigt, der Preis einer andern tief unter denselben hinabsinkt. Dies Schwanken ist nie ganz zu vermeiden, aber wenn es über 1½ bis 2 Procent hinausgeht, oder wenn es anhaltend fortdauert, so liegt irgend ein Fehlschritt des Staats zum Grunde. Zu diesen Fehlschritten gehört hauptsächlich *Willkührlichkeit* in Beschränkung des freyen Ganges des Geldes, wodurch der Credit der Münze sogleich leidet, daher dann Geschäfte dieser Art in Monarchien nie so gut, als in Republiken gedeihen wollen. Das Ebenmaass des Preises zum Werthe wird hauptsächlich durch *Bedürfniss* sicher gestellt. Ist der Münze zu *viel* für das Bedürfniss, so wirft das Nichtbedürfniss die Fabrikkosten vom Preise ab, und lässt bloss den innern Werth stehen; ist der Münze zu *wenig* für das Bedürfniss, so steigt der Preis über den wahren Werth hinauf. 6) *Mangel und Ueberfluss der Münze.* a) Nicht *weniger* Münze wird erfodert, als Bedürfniss und Umlauf erheischen. Indess ist dies der seltnere, aber auch der weniger schädliche Fall, indem alsdann rohes Silber und Gold, und fremde Münze mit in die Circulation tritt, und indem selbst im Fall einer entschiedenen Ueberbalanz im Handel ein sehr mässiger Münzvorrath zum Abschluss eines sehr ausgebreiteten Verkehrs hinreicht, auch Vortheil im Geldcours noch nicht wie man dies oft irrig verwechselt, Vortheil in der Handelsbalanz ist; „die Handelsbalanz macht, „dass ich mehr oder weniger Thaler, der Geldcours, „dass ich volle oder unvolle Thaler empfange." b) Nicht *mehr* Münze wird erfodert, als Bedürfniss und Umlauf erheischen. Mehrere Münze, als es für diesen Zweck bedarf, ist nicht nur überflüssig, sondern höchst schädlich; sie macht den Preis der Münze fallen, und das Land verarmen. Am wenigsten baares Geld bedarf ein Land, dessen Hauptproduct und Gewerbe Ackerbau und Viehzucht ist; ein Staat kann sehr geldreich und doch sehr arm an Vermögen seyn. Das Beyspiel von Staaten, deren Haupterzielung edle Metalle sind, kann hier keinen Einwurf machen; diese können des baaren Geldes weit mehr ertragen, aber auch ihre Münze kann sich nur durch Einheit im Werth erhalten, um ohne Raffinirungskosten jeden Augenblick wieder in rohes Metall verwandelt werden zu können. Am Schluss noch einiges über die Mittel, die überhäufte Geldmasse zu vermindern, und über die Gründe, warum die Lehre von der Münze und die Lehre vom Papiergelde ganz von einander abgesondert werden müssen, wenn man nicht in Verwirrung und auf verkehrte Mittel gerathen will. 7) *Banknoten als Schuldscheine.* Ueber Zweck und Organisation einer Zettelbank; Anwendung eines Theils des Bankfonds zu Belehnungen oder zur Benutzung des Staats; Organisation und Administration einer bloss für diese letzte Absicht vom Staat errichteten Bank; Grenzen und Cautelen in Absicht der Belehnungen und künstlicher Circulation; Folgen, wenn man über diese Grenzen hinausgeht. 8) *Banknoten als Münzzeichen.* Ueber Zuverlässigkeit dieser Operation; die dabey zu beobachtende Vorsicht; Nothwendigkeit, eben so viel wirkliche Münze aus dem Umlauf austreten zu lassen, als Papier in denselben eintritt; Folgen, wenn man hierüber hinausgeht; Grenzen, die der Staat sich hierin, unter beständiger Rücksicht auf den Preis des Geldes, erlauben darf; Nothwendigkeit, das Papiergeld in den Staatskassen überall der wirklichen Münze gleich gelten zu lassen, und jede Banknote sogleich auf Vorzeigung baar zu realisiren; und Folgen, wenn der Staat diesem Gesetz nicht getreu bleibt. 9) *Folgen, wenn Münze und Banknoten nicht festes und volles Geld sind.* Die Preise der Dinge steigen; der Werth der Münze wird geringer; periodisches Steigen des Geldcurses schafft hier keine Rettung bloss Aufschub; Gesetze gegen Kipper und Wipper helfen hier nicht, denn sie können nie in Kraft gesetzt werden, und Auswippen und Einschmelzen der Münze ist nicht Verbrechen, sondern Handlungsoperation; ferner jedes schlechte Geld treibt jedes bessre zum Lande hinaus, weil jeder Verkäufer auf seiner Hut ist, und nur das bessre Geld nimmt; Betrieb, Fleiss und Bevölkerung gerathen in Abnahme; nur der Agioteur in allen Ständen gewinnt, und entzieht seine Hand der Arbeit, für die sie bestimmt war; und das gesamte Landes- und Staatsvermögen wird verringert.

Dieser Auszug wird hinreichend seyn, die Reichhaltigkeit, Originalität, Gründlichkeit und eindringende Deutlichkeit dieser kleinen Schrift, und ihren klassischen Werth, hauptsächlich in der Theorie des Münzwesens, einleuchtend zu machen.

Gegen diese beiden Schriften erschien:

48) *Anmerkungen über die zwo Abhandlungen; Ueber Geld und Münzen, Banken und Banknoten,* (im historisch

risch-politischen Magazin, 2ten Jahrgangs 3ten Band (Hamburg 1788.) S. 265—294.

Der Vf. ist im Ganzen mit diesen beiden Schriften eins; und hält sie für das wichtigste, was in der Sache geschrieben worden. Aber gegen einzelne Behauptungen macht er Einwendungen, die alle Aufmerksamkeit verdienen, tiefe Einsicht und ausgebreitete Erfahrung verrathen, aber nicht wohl eines Auszugs fähig sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen: *Nye Samling of det kongelige Danske Videnskabers Selskabs Skrifter.* (Neue Sammlung der Schriften der königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften) IV Theil 2 Heft m. K 1791. P. 137—367. 4.

Dieses Heft enthält 9 Abhandlungen, deren wesentlichen Inhalt wir, so weit es der Raum gestattet, angeben wollen, 1. *T. Roths* Beweis, dass *die Ostsee zu der Zeit, da das Stammvolk in Norwegen und Schweden aus Asien kam, anders als, jetzt beschaffen war:* Lange vor Odin lebte im Norden ein edles, für die damalige Zeit gebildetes, Ackerbau treibendes Volk; ein Volk, das einen einzigen Gott verehrte. Zu Odins Zeit, zum Theil durch Odin und seine Gehülfen, gerieth diess Volk in Verfall; aber in allen Denkmälern jener späteren Zeit, in der ganzen nordischen Mythologie hat sich deutlich erhalten die Spur früherer, reinerer Religionsbegriffe und Bildung. Von diesem Volk redet Pytheas; er, der den Norden besser als irgend ein anderer Mann des Alterthums kannte; ein Stück des Landes, das dieses Volk bewohnte, die westliche Küste von Norwegen bis gegen Bergen, ist sein *Thule.* Dieses Volk, die *Jotner*, kam ursprünglich aus Asien; aber auf welchem Wege? Unmöglich konnte es nordwärts um die Ostsee oder den Botnischen Meerbusen kommen; sonst hätte es seine edle Kaukasische Art verloren, wie die Finnen und Lappen. Auch das ist nicht wahrscheinlich, dass es nach der Donau zu ging, von da sich nach dem Rhein und der Elbe zog, dann durch Jütland, oder, wie Schlözer meint, über die Belten und deren Inseln. Dieser Weg wäre sehr lang gewesen; auch müsste man voraussetzen, was sich nicht annehmen läst, dass alle Inseln so wie jetzt waren. Man muss also vermuthen, dass sie einen kürzeren Weg nahmen; und auf diese Vermuthung leitet uns die Erfahrung von den Veränderungen, welche die Länder der Ostsee erlitten. Seelands höchste Gegenden, der Kalkberg bey Faxön, der Kreideberg bey Stevns Klint, waren unläugbar ehedem Korallenbänke, welche auf der Oberfläche des Meeres ruheten. Britannien und Irland waren weit gröser als jetzt. Jütlands und Holsteins Küsten erstreckten sich viel weiter gegen Westen. Pytheas segelte gerade von Britannien nach Thule. Er kannte weder das Cattegat noch dessen Mündung. Die Gestalt der Inseln, die Beschaffenheit des Grundes unter dem Wasser, zeigen, dass alle diese Gewässer erst durch Umwälzung entstanden. Es ist also höchst wahrscheinlich, dass in den ältesten Zeiten, vor den Ueberschwemmungen, welche jene Umwälzungen bewirkten, festes Land zwischen Alands Archipel, über Gothland und Oeland war. Es gab also Landwege, auf welchen die Asiater trockenen Fusses nach Norwegen und Schweden kamen, auf welchen sie nach und nach als Nomaden, und dann als Ackersleute fortwanderten mit ihren Nachkommen, ohne auf ein hartes, unfreundliches Klima zu stossen, wo ihre Art wäre verringert worden. Diese Hypothese, welche der Vf. zu einer grossen Wahrscheinlichkeit erhebt, wird auch bestärkt eines Theils durch das unläugbar hohe Alter der ersten Bewohner Nordens, die schon 400 Jahre vor Odin Ackerbau hatten; anderntheils durch die auch von Strabo angeführte allgemeine Tradition, dass eine Ueberschwemmung die Cimbern zum Auswandern nöthigte, welche gegen 250 Jahre später sich ereignete, als Pytheas sein Thule besuchte, und durch deren Wirkungen es begreiflich wird, dass wir 3—400 Jahre nach Pytheas ganz andere Nachrichten von der Beschaffenheit der Ostsee erhielten. II. *S. T. Thorlacius*, über *die alte Nordische Gesetzsprache und einige darin vorkommende Worte; insonderheit Hemfärth und Tilgave:* die Kenntniss der alten nordischen Gesetzsprache ist oft unentbehrlich zum Verständniss der neueren Gesetze, weil diese auf jenen beruhen. Man findet sogar, dass in den mittleren Zeiten zuweilen eine neue Gesetzgebung bloss deswegen nöthig ward, um veraltete, oder unbekannte Worte der älteren Gesetze verständlicher zu machen. Dies war der Fall bey der Gesetzgebung K. *Magnus Hagensen* in Norwegen im 13. Jahrh., welche ihm den Beynahmen des Gesetzgebers verschaffte. Auch *Christian* IV norwegisches Gesetz war grossentheils nur Uebersetzung der Gesetze des K. Magnus. Wie schwer gleichwohl jetzt die Erklärung mancher alter Wörter ist, sieht man auch an den hier mitgetheilten Beyspielen. *Hemfärth* ist aus den beiden noch jetzt üblichen dänischen Wörtern *Hiem* und *Färth* (Heimfarth) zusammengesetzt. Im Jütischen Gesetzbuch B. 1. C. 15 bedeutet es die Mitgabe, welche der Braut von ihren Eltern oder Angehörigen gegeben ward, wenn sie das elterliche Haus verlies. In den Norwegischen und den alten Schonischen Gesetzen hingegen bedeutet es eine feindliche Heimsuchung. *Tilgave* war eine stipulirte Zulage zu der gedachten Mitgabe, welche der Frau oder ihren Erben ausser dieser aus der Sterbbude ihres Mannes, oder bey der Scheidung entrichtet werden musste. Sie fand nur statt, wenn die Ehe mittelst eines *Hiemgirts* oder *Målecontracts* geschlossen wurde; denn *Måle* bedeutet in den Nordischen Gesetzen eine unter der gedachten Bedingung verabfolgte Mitgabe. Wenn nun dieser Contract durch einen *Fällagscontract* (Gemeinschaftscontract) aufgehoben, wie es gewöhnlich der Fall war, sobald Kinder geboren wurden, obgleich übrigens jener Vertrag im Norden älter ist, als dieser, so fiel auch die Zugabe weg, und die Frau erhielt statt der Zugabe und Mitgabe (erstere war gewöhnlich ⅓ von dieser) *Hälnings Fällag* oder *Tredings Fällag*, das ist die Hälfte oder ein Drittheil. Bey Gelegenheit dieser Erklärungen theilt der Vf. zugleich viele schätzbare Bemerkungen über die verschiedenen Arten der Mitgabe bey den alten nordischen Völkern mit, so wie über manche andere die eheliche Verbindung betreffende Punkte, welche wir aber hier über-

übergehen müssen. S. 213 u. f. werden noch einige andere dunkle Wörter erklärt: als *Hasetar*, i. e. Remex; *Nocke-frue*, i. e. wenn die Mutter sich begnügen läfst, mit den Töchtern zu gleichen Theilen zu erben; *Unninghae*, am häufigsten Lösegeld für gestohlne, von dem Diebe zurückgelassene Sachen; *Gylvin*, schmuzige Injurien, wahrscheinlich von *gilia*, adulterare; *Omel*, ehrenrührige Beschuldigungen, vermuthlich corrumpirt von *örmäle*, ausgelassene Reden. III. H. *T. Wegener* Beschreibung eines *Mikrometers, um den Abstand eines Corps Truppen Infanterie und Cavallerie zu bestimmen*: durch eine Abbildung erläutert. IV. *Thom. Bugge* Entdeckung der *Sphäroidischen Figur des Saturn und seiner wahrscheinlichen Umdrehungszeit um seine Axe*: Nach einer Mittelzahl aus 160 Observationen ist das Verhältnifs des Polardiameters zum Aequatorialdiameter 100: 148, folglich die Sphäroidität $\frac{48}{100}$. Daraus wird die Zeit, während welcher er sich um seine Axe drehet, auf 5 Stunden $59\frac{1}{10}$ Minuten oder in einer runden Zahl auf 6 Stunden gesetzt, so wie nach einer im Vergleich mit dem Jupiter angestellten Berechnung auf 6 St. $4\frac{3}{10}$ M. Sollte auch hiebey noch einige kleine Ungewifsheit seyn, so kömmt doch jede dieser Angabe der Wahrheit ungleich näher als *Huygens* seine, welcher 10 Stunden annimmt. V. *C. F. Rottböl* Anmerkungen und Erläuterungen über *M. Portius Cato de re rustica*: Schätzbare Bemerkungen über viele einzelne Stellen, vorzüglich in Rücksicht auf Naturgeschichte; voran einige literarische Nachrichten, insonderheit über die Ausgaben, welche der Vf. verglichen hat. VI. *Desselben* Beschreibung der *Strelizia Reginae*: Diese erst im J. 1773 von Cap nach England gebrachte Pflanze, welche in Kopenhagen zum erstenmale im Jan. und Febr. 1790 blühete, wird hier genau beschrieben und durch schöne Abbildungen dargestellt. VII. *J. N. Tetens* arithmetisches Problem betreffend die *Anwendung der Abbezahlungsfonds (sinking fonds)*: Die Fragen, deren analytische Auflösung man hier findet, sind folgende: wenn ein Staat, bey einem feststehenden Abbezahlungzfonds, jährlich eine neue Schuld machen mufs, in einem bestimmten Verhältnisse zu dem jährlichen Abbezahlungsquantum, deren Zinsen theils aus der Staatscasse genommen, theils wieder angeliehen werden, jedoch so, dafs die aus beiden Ursachen entstehende neue Schuld durch den Hülfsfond vermindert ward, welcher aus einem Theil der bey dem Abbezahlungsfond ersparten Zinsen besteht; auf welche Weise kann dann vermittelst dieses Hülfsfonds die neue Schuld ihr maximum erreichen? Wann erreicht sie es? Wie grofs ist es? Wann wird sie, weil sie, wenn das maximum einmal erreicht ist, nachher durch den immer wachsenden Hülfsfond jährlich vermindert wird, gänzlich getilgt? Daraus ergiebt sich denn auch die Verminderung der alten Schuld vermittelst der festgesetzten Wirkung des Abbezahlungsfonds. VIII. *T. Bugge* Beobachtungen der *Verfinsterungen, Stellungen und Oppositionen der Planeten; angestellet auf dem Königl. Observator. in den J. 1788 und 1789*: Ein kurzer Auszug der Beobachtungen über die Trabanten des Jupiters, die Sonnenfinsternisse, Bedeckung der Fixsterne durch den Mond, und die beobachteten Stellungen der Planeten, verglichen mit den astronomischen Tafeln, so wie auch ihre Oppositionen. IX. *Moldenhawer* über *den Ursprung und Fortgang der spanischen Inquisition*: Die erste Hälfte einer sehr interessanten und auch vorzüglich gut geschriebenen Abhandlung. Die nächste Veranlassung zur Inquisition mufs in der offenbaren und heimlichen Widersetzlichkeit der Ausländer gegen den Bekehrungseifer der Christen, so wie in dem eingewurzelten Hasse gegen sie gesucht werden. Besonders wichtig ist in dieser Rücksicht die Geschichte der *Juden*; in keinem Lande mehr als in *Spanien*, wo sie am meisten wirkten, die gröfsten Rechte erlangten und die gewaltigsten Veränderungen des Schicksals erfuhren. Schon auf dem Concilio zu Illiberis ward im 50 Canon ein strenger Beschlufs gefafst. Aber mit dem Einfall der Mauren und dem Untergange des Westgothischen Reichs blühete erst ihr Glück in Spanien. Sie erlangten immer gröfseren Reichthum; immer mehr Einflufs und Ansehen. Sie zeichneten sich in mehreren Fächern der Wissenschaften aus; trugen viel zur Beförderung der Industrie und des Handels bey. Lange waren alle heimlichen Anfeindungen der Grofsen vergebens. Erst im Jahre 1385 wurden sie durch eine Anordnung K. Johann I, wegen ihrer List und Habsucht, von allen *Hofämtern* bey den Königlichen Personen, und von allem Antheil an der Verwaltung, Verpachtung oder Erhebung der öffentl. Einkünfte ausgeschlossen. Dennoch hatten sie unter Heinrich III wieder alle Königl. Einnahmen gepachtet; aber unter Johann II ward 1412 jenes Verbot wiederholt und bey Strafe der Landesverweisung, und Confiscation der Güter bey dem ersten Uebertretungsfall geschärft. Dies ist die Epoche, wo ihr Glück zu verschwinden anfing. Hier schliefst sich auch für jetzt diese Abhandlung, deren Fortsetzung wir mit Verlangen entgegen sehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Sch. Künste. *Piacenza: La cioccolata*, versione del latino in rime Toscane, del canonico *Giambatista Sbalbi*. 1789. 16 S. 8. (2 gr.) Wenn gleich dies kleine Gedicht sich nicht durch Witz und Laune auszeichnet, so empfiehlt es sich doch im Lateinischen durch die leichte Versification, und die klassische Sprache, in der ein moderner Gegenstand besungen ist. Der Urheber des lateinischen Gedichts ist unbekannt. Um unsern Lesern eine Probe zu geben, schreiben wir einige Verse ab, in denen das Einschenken der Chocolate gelehrt wird:

Mox bene spumantis primordia divide potus
In varios calices auxiliante mola.
Ad primos iterum redeat manus utraque motus,
Spumiferumque levet Pixis ut ante caput.
Dumque returgescens iterum succrescit, eosdem
Demissa in cyathos spuma secunda fluat.
Ingere mox alias, donec jam gutture pleno
Turgidus extollat cornua quisque calix.
Ecce redundantis, tremulaeque cacumina spumae
Jam majora scyphis, jam satis apta bibi.
Pocula, quid statis? Jam circumferte, suumque
Vos famuli ex sociis unicuiquique date.
Ipse meum teneo, sorbillatimque bibendi
Mexicanae glandis jam mihi musta placent.

Die Uebersetzung ist zwar in einer reinen Sprache und in reinen Versen; aber das, was dem Original den mehrsten Reiz giebt, mufste sich in ihr natürlich verlieren: Wir sind indessen weit entfernt, den Uebersetzer einen Vorwurf daraus zu machen, da er, wie wir aus der Zueignungsschrift sehen, seine Arbeit auf Befehl einer jungen Dame unternahm, der das Original unverständlich war.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. November 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Fortsetzung der Anzeige der über das Dänische Finanzwesen, und die Schleswig-Holsteinische Münzveränderung erschienenen Schriften.

Ferner erschien, hauptsächlich auf eben diese Veranlassung der beiden Schriften unter No. 47. kurz vor wirklicher Publication des Münzedicts noch folgende Schrift:

49) Kiel, in der königl. Schulbuchdruckerey: *Joh. Nic. Tetens, über den itzigen dänischen Geldcurs und die Münzveränderung in den Herzogthümern Schleswig und Holstein.* 1788. 124 S. 8. (Steht auch in den *Schleswig-Holsteinischen Provincialberichten 2 Jahrg. 1 Band.* (Altona 1788.) S. 196—276.)

Hr. *T.*, itzt Etatsrath und Mitglied des Finanzcollegiums in Kopenhagen, schrieb diese Apologie des Münzplans noch als Professor in Kiel. Der Inhalt ist folgender: 1) *Veranlassung dieser Schrift.* Hn *Zoëga's* Schrift (No. 25.) erklärt Hr. *T.* für bündig und ihrer Absicht völlig angemessen; Hn. *Finks* Prüfung derselben (No. 29.) für ein die Sache verdunkelndes Pamphlet. Von den beiden Schriften No. 45. behauptet er, dass sie unter vielem Richtigen auch manches Unbestimmte und manches Unrichtigbestimmte enthalten. Den Münzplan erklärt er für gut, nützlich und richtig, einfach und natürlich, und durch die Umstände fast nothwendig. Dies also ist der Gesichtspunct, aus dem man diese Schrift betrachten, und ihr alle die Aufmerksamkeit widmen muss, die so eine Aeusserung in dem Munde eines solchen Kenners verdient. 2) *Vom jetzigen Geldcurs. Ursachen desselben.* (Facta, die aus den bisher angezeigten Schriften schon bekannt sind.) Bey einem isolirten Volk, oder bey einem Volk, das vom Ausländer eben so viel einzunehmen als an ihn zurückzuzahlen habe, meynt Hr. *T.*, sey es einerley, ob der Staat Papier oder edles Metall zum Gelde wähle. (Doch wohl nur unter der Voraussetzung, dass im ersten Fall der Staat selbst, und im andern Fall auch der Ausländer dieses Papier für vollen Zahlwerth respectire?) *Das Aeusserste in dem Curs beym Silbergeld.* Hier bleibt doch der innre Werth; nicht so beym Papiergelde. Soll diesem sein Zahlwerth bleiben, so steigen die Preise der Dinge, und man berechnet seinen Werth nach der Quantität dessen, was man dafür kaufen kann. *Ob der schlechte Curs Unterbalanz beweise?* Hr. *T.* verneint dies gegen den Vf. von No. 29., indem, wenn auch das Silbergeld immerfort aus dem Lande geht, dennoch vielleicht mehr an Bankzetteln zurückkommen kann. (Sehr wahr; Rec. würde sogar die Verminderung beides zusammen, des baaren *und* des Papiergeldes nicht als Beweis der Unterbalanz gelten lassen, weil dem ungeachtet das *Vermögen* des Bürgers an Effecten und an Activschulden sich vermehrt haben kann.) *Realisation des Papiergeldes.* Hr. *T.* zeigt überzeuglich, dass hierinn nicht mehr geschehen könne, als was der neue Finanzplan allmählig bewirken soll. Allgemeine Realisation auf einmal wäre theils nicht möglich, theils bey einem Staat, der sie nicht mit eignem baarem Vermögen bestreiten kann, höchst schädlich. 3) *Der jetzige Geldcurs ist nachtheilig, nicht bloss, weil er schlecht ist, sondern mehr noch, weil er schwankend ist.* Der ausländische Verkäufer nemlich bringt diese Unsicherheit und die Möglichkeit, an dem Gelde einige Procente zu verlieren, in Anschlag, und steigert seine Preise darnach. Wird der Umsatz 3 bis 4mal im Jahr wiederholt, so giebt dies allein dem Lande einen jährlichen Verlust von 6 bis 8 Procent. 4) *Zweyfaches Zahlungsmittel in den Herzogthümern,* Courantmünze und Bankzettel. *Schädlichkeit desselben.* Die Münze wird durch das Papier aus dem Lande verdrängt. (Dies doch wohl nicht darum, weil man Papier *neben* der Münze in Circulation setzte, sondern weil man Papier *ohne Valuta* fabricirte.) *Ueberbalanz der Herzogthümer.* Diese erweise sich hauptsächlich durch den ungeachtet der nach Kopenhagen ausfliessenden Landesabgaben fortdauernden Wohlstand. Ob sie gegen Süden in Ueberbalanz sind, scheine zweifelhaft: aber wären sie es auch, so würde *das* nicht verhüten, dass nicht das schlechtre Papier die bessre Münze aus dem Lande treibe. *Festsetzung eines einzigen Landesgeldes.* Diese Nothwendigkeit erhelle aus dem Vorhergehenden. *Es solle dies künftig Münze seyn.* Den Zetteln *gesetzlich* gleichen Preis mit der Münze beylegen zu wollen, wäre die grösste Ungerechtigkeit, und würde der gerade Weg seyn, den Rest aller Münze aus dem Lande zu treiben. (Auch würde so ein sinnloses Gesetz sogleich zwiefache Preise der Dinge bilden, einen gegen Münze und einen gegen Papier, und dadurch aller Effect vereitelt werden.) *Festes* Agio der Zettel gegen Münze sey eben so wenig denkbar. Die Zettel müssten also *aufhören*, Landesgeld zu seyn. *Einfluss davon auf den Curs der Zettel.* Die *Verminderung der Zettelmasse* werde ihren Preis nicht erniedrigen, sondern vielmehr erhöhen; die *verminderte Roullance* werde den Preis anfangs durch verminderte Abnahme etwas fallen machen, aber dafür würden auch allmählich weniger Zettel in die ausländische Circulation einfliessen, und dadurch eine Hauptursache des schlechten Curses wegfallen. (Der Erfolg hat dies Prognostikon ziemlich bestätigt. Rec. behält sich vor, hierüber, und über einige andre Hauptresultate der Münzveränderung am Schluss dieser Anzeigen aus den zeitherigen Cursen die

die Hauptdata mitzutheilen.) 5) *Nothwendigkeit des Umprägens des jetzigen Courants.* Im Lande ist von der alten Münze zu wenig vorräthig. Sie würde also in Hamburg aufgekauft werden müssen. Aber auch dort würde man nur den schlechten und unvollwichtigen Ausschufs finden, da alles vollwichtige längst eingeschmolzen ist. Und durch dieses Aufkaufen würde der Preis sogleich über Werth steigen. Wäre dann vollends auch dort nicht genug vorräthig, so müsste dennoch zugemünzt werden; und zwar zu einem dem innern Werth der noch übrigen Münze gleichen Fuss; folglich ist es nicht bloss besser, sondern unumgänglich nöthig, neu zu münzen. (Hier liesse sich aus dem damaligen niedrigen Preise der alten Münze, — aus der Möglichkeit durch allmählichen und lange fortgesetzten Aufkauf dem Curs im rechten Wege aufzuhelfen, — aus dem Verhältniss dieser Kosten zu den Kosten der Ummünzung, — aus der Leichtigkeit, damals dem Lande durch neue Ausmünzung zu einem dem innern Werth der noch übrigen alten Münze gleichen Gehalt, einen leichtern Münzfuss zu geben, — und aus der Möglichkeit, auch die neue Münze ausgewippt und im Preise fallen zu sehen, manches einwenden.) *Erinnerungen über einige Sätze der ersten der unter No. 45. angezeigten Schriften.* Hr. *T.* erklärt die Sätze dieses Vf. für unbestimmte Halbwahrheiten, denen sich keine Allgemeingültigkeit zugestehen lasse, und sucht dies an einigen Beyspielen mit vielem Scharfsinn zu erweisen. 6) *Speciesmünze als Landesmünze.* Bey dem bisherigen Münzfuss war kein Schlagschatz auf das grobe Courant gelegt; der Staat konnte also, seltne glückliche Conjuncturen abgerechnet, nicht ohne 3 Procent Kosten münzen lassen. Der Speciesfuss, meynt Hr. *T.*, sey zum Verkehr mit dem Auslande sehr bequem, durch die Bank in Hamburg feststehend gemacht, und in einem grossen Theil von Europa zum Richtfuss angenommen. (Dies alles gälte vom *Speciesfuss*? Es gilt von dem nicht als Münze existirenden, sondern als blosses Rechnungsgeld, als ein ungemünztes Quantum feinen Silbers anzusehenden Bankthaler. Aber sobald dieser Bankthaler in baarer Münze dargestellt wird, so gilt in Absicht dieser Speciesmünze nichts weiter von allem diesem, sie ist Münze, wie jede andre, und mit jeder andern Münze gleichem Gang, gleicher Gefahr und gleichem Schicksal unterworfen. Unbegreiflich, dass diese Distinction von einem Schriftsteller, wie Hr. *T.*, übersehen werden konnte.) Die Münzconventionen mit den Nachbaren wären längst, als unanwendbar, nicht erfüllt worden; auch sey das dänische Courant wirklich schon vom Hamburgischen und Lübeckischen theils im Korn, theils in der Eintheilung verschieden. *Verhältniss der Species zum neuen Courant.* Kein zwiefacher Münzfuss, sondern die Speciesmünze könne auch mit einem Agio von 25 Procent zugleich als Courantmünze gebraucht werden, und weil man einmal an Courant gewöhnt sey, sey dies Verhältniss auf der Münze selbst in Zahlen ausgedrückt. (Sehr gut, wenn sich das Verhältniss des imaginairen Bankthalers zum gemünzten Speciesthaler durch diese Operation eben so fixiren liesse, als das Verhältniss der Species zum Courant in dieser Doppelmünze. Aber da dieses Verhältniss nicht durch Kunst gebunden werden kann, so liess sich die Wirkung leicht absehen, dass das auf diese Weise an den Courantfuss gebundene Speciesgeld bloss als Courantgeld roulliren, und als solches gegen Bankgeld im Preise schwanken würde; und so hat es auch die Erfahrung bestätigt.) Verwirrung in Absicht der in altem Courant verschriebenen Zahlung sey hier nicht zu fürchten, weil das alte Geld, welches gegen Banco 128½ Procent werth seyn sollte, dermalen nur 128 Prct. im Preise stehe, und folglich dies neue Verhältniss von 125 Prct. die gerechte Mittelstrasse halte. 7) *Neue Zettelbank zu Altona.* Sie sey ein von den übrigen Theilen des Plans verschiedenes, und an sich davon trennbares, Institut, und bloss zu einem Mittel bestimmt, durch Ausgebung von Specieszetteln für wirklich deponirte Summen die grössern Münzsorten vor Verschleissen zu bewahren, die Circulation zu erleichtern, die Aufbewahrung zu sichern, und in der Folge zugleich als Leihbank und als Discontobank nützlich zu werden. *Ihre Sicherheit.* Die Zettel sollen nur auf 8 Thaler und drüber lauten, nur ganze, ½ und ¼ Thalerstücke angenommen, nur auf edle Metalle, und in mässigen Summen ausgeliehen, und der Ort mit voller Sicherheit gewählt werden. Willkührliche Eingriffe des Staats in das dadurch grossentheils in seine Hand gegebne Vermögen des Bürgers zu fürchten, dazu, meynt Hr. *T.*, habe die dänische Regierung nie Anlass gegeben, und die Organisation der Verwaltung könne dagegen völlig sichern. (Auch steht es ja bey dem Bürger selbst, seine Baarschaften, falls er sie nicht bey der Bank deponiren will, selbst in Händen zu behalten.) 8) *Ob die neue Speciesmünze im Lande bleiben werde?* Wenn die Herzogthümer gegen Süden in der Unterbalanz wären, so würde sie, meynt Hr. *T.*, freylich zu deren Ausgleichung hinausgehen; aber dagegen würden wieder Bankzettel aus den Königreichen einfliessen; diese müssten dann nach einigen Jahren wieder allgemein eingewechselt, und diese Operation bis zu allmählicher Zurückführung der Zettel zu ihrem ersten Werth einigemal fortgesetzt werden. *Ob die neue Speciesmünze im Cours mit dem Hamburger Banco sich Pari halten werde?* Hier bezieht Hr. *T.* sich ganz auf Hn. *Zoëga's* Berechnungen. *Ueber die Art, wie die alte Münze und das Papiergeld aus dem Lande gebracht werden solle?* Hier wird zuerst Hn *Finks Prüfung*, (No. 2..), der hier wirklich zu viel besorgt hatte, kurz und bitter abgefertigt, und alsdann versichert, das alte Courant werde noch 6 Monate lang bey den Landescassen für voll, nachher aber nach cursmässigem Werth angenommen werden. Zu verlangen, dass die Banknoten itzt gleich für voll von der Regierung eingelöset werden sollten, sey Unsinn; aber die Hoffnung ihres allmählichen Steigens gebe jedem Inhaber Anwartschaft auf den ihm oder seinen Nachfolgern dadurch allmählich entstehenden Vortheil. Die jetzt cursirenden Zettel würden zu cursmässigem Preise realisirt; dies sey um so billiger, da nicht der letzte Inhaber allein, sondern alle seine Vorgänger nach der Reihe den durch das allmähliche Fallen des Preises erlittenen Schaden getragen hätten.

Rec. lässt dieser Schrift, als Apologie betrachtet, das volle Verdienst wiederfahren, die Sache vollständig und deutlich

deutlich, und mit allem dem Scharfsinn, den man von Hn. *T.* nicht anders erwarten konnte, auseinander gesetzt, und alle guten Seiten mit Sorgfalt herausgehoben zu haben. Aber er gesteht auch ohne Rückhalt, dass er in Absicht so mancher übrig bleibenden Schwierigkeiten durch die flüchtige Oberflächlichkeit, womit der Vf. über diesen Punct hingleitet, in seiner Erwartung, diejenige Gründlichkeit, Unpartheylichkeit und wahrhafte Belehrung, die er so oft in Hn. T. Schriften fand, und daher auch hier zu finden hoffte, sich nicht wenig getäuscht gefunden habe.

Ganz zuletzt erschien noch:

50) *Der Küster Christen Ahrendt, in der Gegend von Husum, an seinen Pastor; betreffend die Einführung der Speciesmünze in den Herzogthümern Schleswig und Holstein.* Husum 1788. 20 S. 8.

Nichts weiter als ein äusserst oberflächliches Pamphlet zur Vertheidigung des Münzplans, von welchem man schon dem Titel nach keine ernsthafte Untersuchung erwarten darf, und welches selbst seinem Zweck, Gewinnung des Volks für den Münzplan, sehr unvollkommen entspricht.

Während dieses Hin- und Herstreitens waren die Vorarbeiten zur Ausführung der beschlossenen Münzveränderung so weit vorgerückt, dass zu Anfang des J. 1788 die ganze Einrichtung des Münz- und Bankwesens gesetzlich publicirt werden konnte. Mit dieser Periode beginnt die 3te Klasse der hieher gehörigen Schriften:

C. *Schriften, welche von der am 29sten Februar 1788 erfolgten Publication des neuen Münzplans an erschienen sind.*

Hierhin gehören zuerst die Verordnungen selbst.

51) FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Verordnung wegen Einführung einer neuen Speciesmünze in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, der Herrschaft Pinneberg, Grafschaft Ranzau und Stadt Altona; Christiansburg, d. 29sten Febr. 1788,* nebst 6 Tabellen. (Steht auch in Hn. Hofr. *Beckmanns Sammlung auserlesener Landesgesetze* etc. 8 Theil. S. 11—31.

Diese Verordnung enthält das Wesentliche des ganzen Münzplans. Der 1 §. bestimmt das Gehalt der neuen Speciesmünze und ihrer Theile, dem Hamburger Bankgeld gleich, auf 9¼ Thaler aus der Mark fein. Der 2 §. bestimmt den Preis von einem jeden dieser Theile in Courant. Der 3 §. setzt den Anfang der Auszahlung der neuen Münze und Bankzettel aus den Landescassen der Herzogthümer auf den 1 April, den Schluss der Annahme der alten Münze und Zettel in die Landescassen auf d. 1 October. Der 4 §. bestimmt mit sehr vieler Präcision, wie es während dieser 6 Monate mit allen sonstigen Geldzahlungen gehalten werden solle. Im 5 §. wird festgesetzt, dass der ganze, ⅔ und ⅓ Thaler nur nach dem Gewicht angenommen werden solle. Der 6 §. verordnet, dass in der neuen Altonaer Bank in diesen 6 Monaten alles alte Courant, wenn es vollwichtig sey, gegen eben so viel neue Thaler, wenn es aber unwichtig sey, nach dem Gewicht, jedoch im letztern Fall mit 2 Procent Vergütung für die Einbringer, angenommen werden solle. Der 7 §. kündigt eine Anleihe von 500,000 Rthlr. alter Banknoten gegen neue Speciesobligationen, auf 18 Jahre, zu 3½ Procent an, wobey die alten Banknoten zu vollem Zahlwerth angenommen werden sollen. Der 8 §. endlich giebt einem jeden die Freyheit, in der Landesmünze zu Altona ganze, ⅔ und ⅓ Speciesthaler, (aber keine kleinern Geldsorten,) ingleichen Albertsthaler, Speciesducaten und Christiansd'or für seine Rechnung prägen zu lassen, und bestimmt die dabey zu beobachtenden Vorschriften. Die angehängten Tabellen enthalten die Bestimmung des Gewichts der neuen Speciesmünzsorten, den Tarif zur Vergütung des Untergewichts bey der Annahme des alten unvollwichtigen Geldes, die Bestimmung der zur Vollwichtigkeit erfoderlichen Schwere der alten Münzsorten, und die Bestimmungen zur Berechnung bey der für Privatrechnung erlaubten Ausmünzung.

Ueber den Inhalt dieser Verordnung wird man hier um so weniger eine Kritik erwarten, da eben dieses der Gegenstand der meisten bisher angezeigten Schriften ist. Aber in der Art der Anordnung und Ausführung eines so äusserst schwierigen Gegenstandes der Staatsverwaltung, als die Einführung einer neuen Landesmünze ist, ist dies ganze Edict in allen seinen Theilen ein hohes Meisterstück, und ein wahres Muster, wie so eine Angelegenheit behandelt werden muss.

Zugleich mit diesem Edict erschien:

52) *Verordnung wegen Errichtung einer Schleswig-Holsteinischen Speciesbank in der Stadt Altona. Christiansburg, d. 29. Febr. 1788.* (Steht gleichfalls in Hn. *Beckmanns Sammlung auserlesener Landesgesetze* etc. 8 Theil. S. 32—53.)

Der *Zweck* dieser Bank wird im Eingang dahin bestimmt, dem Verschleiss der neuen Münze und der damit verknüpften Verminderung ihres Werths durch ein Institut vorzubeugen, bey welchem ein jeder, in dieser Absicht sowohl, als zu seiner grössern Bequemlichkeit bey Zahlungen, so viel als er für gut findet, gegen Depositenscheine niederlegen könne, deren Inhaber sodann ohne Indossement die auf denselben angezeigte Summe in Speciesmünze zu allen Zeiten und ungekürzt in Empfang nehmen könne. Der 1—6 §. handelt von der Direction und ihrer Obliegenheit. Der 7 §. von der Oberdirection; der 8—11 §. von der Administration; der 12te §. von den Officianten; der 13—31 §. von der (bereits vorhin bestandenen) als ein völlig abgesondertes Geschäft anzusehenden Altonaer Girobank; der 32 und 33 §. von den neuen Specieszetteln; und der 34—43 §. vom Ausleihen der Bank auf Gold und Silber zu 2 Procent Zinsen, und vom Discontiren sichrer Wechsel. Die Verhältnisse der Anleihe zum Werth des Pfandes sind i[n] Zahlen vorgeschrieben, aber das Urtheil über die Sic[her]heit der zu discontirenden Wechsel und über die zur Belehnung anzuwendende Summe, ist *dem Ermessen der Direction überlassen.* Altonaer

tonaer Wechsel werde ½ Prct. wohlfeiler discontirt, als auswärtige. Nach dem 44 §. fällt aller Ueberschuss der Bank der Regierung zu, die dagegen die Administrations kosten übernimmt. Der 45 — 48 §. handelt von den täglichen Geschäften; der 49 — 53 §. von der jährlichen Generalbilanz; Revision und Oberrevision; der 54 — 58 §. von den persönlichen Immunitäten der Direction und Officianten; der 59 — 61 §. vom Papier, Gewicht und Siegel; der 62 §. von der Garantie der Stadt Altona für Feuer und Diebstahl, und von den Sicherungsanstalten in Kriegszeiten.

Bald nachher erschienen folgende Schriften:

53) Altona, b. Eckhardt: *Untersuchungen über die Grundsätze der neuen Schleswig - Holsteinischen Speciesbank und Münze, auf Veranlassung der neu herausgekommenen Verordnungen vom 29sten Februar.* 1788. 84 S. 8.

Diese Schrift enthält einen ausführlichen Commentar über beide Verordnungen und über den Geist derselben. Der Vf. bezieht sich auf die unter Nro. 4. angezeigten *Briefe über den neuen Finanzplan für Dänemark*, und betrachtet die Münzveränderung als einen Theil dieses Finanzplans. Seine Auseinandersetzung der Sache kann dazu dienen, theils demjenigen, dem der Gegenstand neu ist, einen ziemlich vollständigen Begriff davon zu geben, theils den Bürger, der, ohne selbst urtheilen zu können, durch das viele Hin- und Herschreiben irre geworden ist, bey den Verfügungen der Regierung zu beruhigen, um so mehr, da der Vf. alle diejenigen Seiten des Münzplans, die dem Bürger von einer oder der andern Seite Vortheil versprechen, geflissentlich heraushebt und über alle Einwendungen so leise, als immer möglich, wegleitet. Wer aber die hauptsächlichsten der bisher angeführten Schriften kennt, und mit dieser Vorkenntniss die Verordnungen selbst gelesen hat, findet in diesem Commentar nichts, das ihm neu seyn könnte, da der Vf. als treuer Apologist der Regierung, überall, wo der Geist des Gesetzes Dunkelheiten, oder Bedenklichkeiten übrig lässt, seine Leser damit beruhigt, „dass eine weise Regierung auf diese Schwierigkeiten, und deren Abhelfung, gewiss hinausgedacht haben werde."

54) Altona, b. Eckstorf: *Nähere Erläuterung der Berechnung über die neue Schleswig - Holsteinische Kupfermünze. Auch etwas an den Hn. Professor Tetens in Kiel.* 1788. 24 S. 8.

Abermal von Hn. *Fink*, und von ihm eigenhändig unterschrieben. Die erste Hälfte ist gegen Hn. *Zoëga's* unter No. 46. angezeigten Aufsatz gerichtet, und meistens Wiederholung dessen, was eben dieser Vf. bereits in seiner Schrift No. 45. gesagt hatte. Er erbietet sich, bey dem von Hn. *Z.* berechneten Vortheil der Regierung, die ausgeprägte Kupfermünze um 9000 Rthlr. wohlfeiler zu liefern, als sie dem Unternehmer bezahlt worden. Die zweyte Hälfte ist eine bittre Invective gegen Hn. *Tetens* Machtsprüche in No. 49. Dem kälteren Leser ist hier bloss die Aeusserung merkwürdig, dass verschiedene Stellen der Verordnungen, nach Hn. *F.* Urtheil, von den anfangs von Hn. *Zoëga* geäusserten Grundsätzen merklich abweichen.

55) *Ueber den richtigen Begriff vom Gelde.* (In dem von Hn. Prof. *v. Eggers* zu Kopenhagen herausgegebenen *deutschen gemeinnützigen Magazin 1 Jahrg. 2 Viertelj.* (Leipzig, b. Crusius. 1788. 8) S. 209 bis 223.)

Sehr unrichtig, sagt der scharfsinnige Vf., nennt man Geld den allgemeinen Maasstab des Werths der Dinge. Es ist Waare, deren Werth, so wie der Werth aller andern Waare, veränderlich ist. Jene unrichtige Benennung erzeugte die falschen Ideen von unveränderlichem Werth des Geldes, und dass es unrecht sey, wenn eine andre Nation dieses Geld nicht zu diesem Werth annehmen wolle. Nicht das Geld, sondern der Werth des Geldes ist der Maasstab des Werths der Dinge; und die Einheit einer gewissen Münze ist keinesweges Maasstab für den Werth der Dinge, sondern nur Maasstab für eine Quantität mehrerer dieser Einheiten. Wäre dies nicht, so wäre der Werth eines Thalers die unvermeidliche feste Einheit für die Ausmessung des Werthes der Dinge, wie der Fuss die feste unvermeidliche Grösse für die Ausmessung der Länge und Breite. Für den Gebrauchswerth der Dinge ist überall kein fester Maasstab möglich, und auch ihr Tauschwerth steigt und fällt in Verhältniss der Nachfrage zum Vorrath. Der Werth der Dinge besteht also im Urtheil über ihre Beziehungen. So lehrt denn auch die Erfahrung die Veränderlichkeit vom Werthe des Silbers, und die Veränderlichkeit vom Verhältnisse zwischen Silber und Gold. Und so ist Geld nichts anders, als Waare, aber unverderbliche und überall begehrte Waare. Was vom Gelde überhaupt gilt, gilt auch vom Bankgelde; der Grad der Feinheit ist im Bankgelde fixirt, dadurch wird es Maasstab für alles übrige Geld, aber sein Werth, sein Verhältniss gegen andre Dinge, die nicht Geld sind, steigt und fällt mit dem Werth des Silbers. Einen festen Maasstab für den Werth der Ding giebt es gar nicht; wohl aber ist das Geld Quasimaasstab in Beziehung auf diejenigen Waaren, deren Tauschwerth am allgemeinsten bekannt, und am wenigsten Veränderungen unterworfen ist. Der genaueste Maasstab für den Werth der Dinge wäre das nothwendige Bedürfniss des einzelnen Menschen, die Einheit dieses Maasstabes sein Bedürfniss für einen Tag, das Surrogat dieser Einheit der gangbare Taglohn, oder da, wo Getreide des Menschen Hauptnahrung ausmacht, der Preis des Getreides. Aber selbst dieser Maasstab würde in Absicht auf Zeit und auf Ort noch immer veränderlich seyn.

Rec. hat diese eben so scharfsinnigen als wichtigen Entwicklungen mit wahrem Vergnügen gelesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 1. December 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Fortsetzung der Anzeige der über das Dänische Finanzwesen, und die Schleswig-Holsteinische Münzveränderung erschienenen Schriften.

56) *Einige Bemerkungen über Geld, Banknoten, Wechselcurs u. s. w., besonders in Rücksicht auf Dänemark.* (In dessen *deutschen gemeinnützigen Magazin, 1sten Jahrgangs 3tes Vierteljahr.* S. 210—233. und *4ten Vierteljahr.* S. 63—119.)

Die erste Hälfte enthält allgemeines Raisonnement über Geld, als Waare und als Zeichen der Dinge betrachtet, Absicht der Münze, Nothwendigkeit des Geldes, Vorzug des Geldumsatzes vor dem Tauschhandel, Verhältniss des Geldreichthums gegen Productions- und Industriereichthum, Productions- und Circulationsfonds, Gleichgewicht der inländischen und ausländischen Circulation, Handelsbilanz, Fürsorge für den Nationalreichthum; Fürsorge für den Circulationsfonds, Wohlfeilmachung der ersten Bedürfnisse, Einfuhr-Verbote und Zölle, Geld-Zeichen, Papiergeld, Zettel-Banken, Staats-Obligationen, Credit, Geld-Ausfuhr und Wechselcurs. Alles dieses wird in buntem Gewirre und mit möglichster Unbestimmtheit dem Auge des Lesers vorübergeführt, und es ist meistens ein verschobener Auszug aus *Büschs* bekanntem Werk von der Circulation, den der Kenner dem Vf. gerne geschenkt hätte, und dem es, um, wie dies des Vf. Absicht scheint, den Unkundigen zu orientiren, an Bestimmtheit, an Deutlichkeit, an Ordnung, an praktischer Beziehung, an Enthaltung von unnöthigen Kunstwörtern, und kurz an allen möglichen Erfordernissen fehlt. In der zweyten Hälfte kömmt der Vf. auf die dänische Geldverwirrung, und hier, wo es bloss auf Entwicklung von Factis ankömmt, folgt man ihm gern. Die Sache selbst ist unsern Lesern bereits aus bisher angezeigten Schriften bekannt; indessen will Rec. einige hier mehr, als in den übrigen Schriften, detaillirte Umstände ausheben. Der amerikanische Krieg und die bewaffnete Neutralität versprach die glänzendsten Handelsexpeditionen nach West- und Ostindien. Die ersten Versuche glückten über alle Erwartung, und itzt schien in Ermangelung des baaren Geldes, kein Credit zu kostbar oder zu gefährlich, um diese Absichten zu benutzen. In kurzer Zeit nach einander entstanden neben der ostindischen Compagnie die Westindische, die Ostseeische, und die Kanal-Compagnie; die Fonds wurden von der Bank vorgeschossen, man träumte eine unversiegende Quelle von Reichthümern, verliess Landbau und Gewerbe, um an den Speculationen Theil zu nehmen, die Actien stiegen auf vier bis achtfachen Werth, und Privat-Expeditionen wetteiferten mit den Expeditionen der Compagnien. Auf diese Weise wurden Ost- und Westindien mit europäischen Waaren überführt, es fehlte an Retourladungen, die Preise der europäischen Producte fielen, die der indischen Producte stiegen. Schon waren indessen neue Ausrüstungen gemacht, man hoffte auf bessre Conjunctur, häufte Verlust mit Verlust, Bankzettel mit Bankzetteln, und — der Versailler Friede (1783) machte dem ganzen Monopol der neutralen Flagge ein Ende, die Actien fielen eben so unverhältnissmäsig, als sie vorhin gestiegen waren, und dem Lande blieb, nach verschwundenem Schattenspiel, nichts als eine ungeheuer vergrösserte Last von Bankzetteln, erhöhte Preise der Bedürfnisse, erhöhter Hang zum Wohlleben und Zerrüttung zahlloser Familien. Von dieser Krise kömmt der Vf. auf die Folgen der Unterbalanz im Handel und des nachtheiligen Wechselcurses, und rechnet dahin hauptsächlich Vertheurung der aus der Fremde eingeführten Waaren, Erhöhung der inländischen Preise, Unfestigkeit im Handel, und Verlust des Staats an der Verzinsung und Abbezahlung auswärtiger Schulden. Die Mittel zur Hebung des schlechten Wechselcurses setzt er hauptsächlich in die Verbesserung der Handelsbalanz und in die verminderte Circulation der Bankzettel, gesteht aber, dass beides sich nur sehr allmählich erreichen lasse. Durch blosse Wechseloperationen den Cours zu heben und zu fixiren, werde der Regierung schwer möglich, und in mancher Rücksicht schädlich, jedoch in einzelnen ausserordentlichen Fällen nöthig, werden. Die Regierung habe daher auch dies System nur bis 1786 unterhalten, und seitdem den Curs sich selbst überlassen. Vorhin sey das 1773 zu Kopenhagen und 1778 zu Altona errichtete Bankcomtoir hauptsächlich ganz hiezu bestimmt gewesen, erstres habe auch den Curs bis 1777 ziemlich nahe am Pari erhalten, aber seitdem sey er ins Schwanken gerathen, und 1783 durch den Frieden bis auf 145 gefallen. In der Folge habe er sich wider auf 134 gehoben, sey aber 1787 wieder bis 146 gefallen. Alles dieses liege indessen mehr in der jedesmaligen Lage der Umstände, als in den mit Kosten und Verlust verbundenen Operationen des Bankcomtoirs. Am Schluss erörtert der Vf. noch die Frage, ob es gerathen seyn könne, den schweren dänischen Münzfuss mit einem leichtern zu verwechseln, ohne jedoch diesen wichtigen Gegenstand bey weitem zu erschöpfen. Seine Meynung ist, dass diese Veränderung grosse Schwierigkeiten haben, und doch ihren Zweck nicht erfüllen werde.

Um eben diese Zeit erschien:

57) *Ueber Banco, Courant und Münze,* von Hn. Stiftsamtmann *v. Oeder.* (In *Schlözers Staatsanzeigen 12 Bd. 47 Heft.* Göttingen 1788. S. 310—316.)

Der

Der Inhalt dieses scharfsinnigen, als Münztheorie und als Votum über die dänische Münzveränderung gleich lehrreichen Aufsatzes, der auf wenig Blättern mehr sagt, als manche andre Schrift auf doppelt so vielen Bogen, ist folgender:

Bey Errichtung einer Girobank muss ausgemacht werden, was Eins seyn soll. Ist diese Einheit ein Thaler, so ist sie in Münze dargestellt, ein *Speciesthaler*, und während des Entstehens der Bank mit dem *Bankthaler* ganz Pari. In der Folge aber schwankt dieses Verhältniss um etwas; der Bankthaler wird Rechnungsunität, der Speciesthaler wird Münze, und, gleich aller Münze, Waare. Der Verkehr der Einwohner durch Darstellung in edlem Metall erfodert Münze. Führt hier die Einheit eben den Namen, wie bey der Bank, so unterscheidet man sie durch den Zusatz *Courant*. Nur *Eine* Unität muss im Lande geduldet werden; ihrer mehrere geben Verwirrung. Das Verhältniss der Münze bloss in Rücksicht auf das darinn enthaltene Quantum feinen Silbers ist ihr *Pari*; aber diese Abgleichung gegen einander und gegen Banco findet selten statt; letzters, weil der Bankthaler, als Rechnungsunität sich nicht unabänderlich durch ein und eben dasselbe Quantum Metall repräsentiren lässt; ersteres, weil so manche andre Umstände des Tages auf vermehrte oder verminderte Nachfrage wirken. Dieser Abweichungen sind um so weniger, je minder das edle Metall mit *Zuthat* vermischt, und jemehr für die Gleichheit oder *Identität* der individuellen Stücke einer Münzsorte gesorgt ist. Beides lässt sich nur bey *grobem Courant*, nicht bey *Scheidemünze*, bewirken; und es muss der letztern nicht mehr vorhanden seyn, als man zur höchst nöthigen Ausgleichung bedarf. Für die Kosten der Ausmünzung und für den zur Verarbeitung nothwendig erfoderlichen Zusatz von geringerm Metall darf sich der Münzherr durch einen geringen Abbruch, dem *Schlagschatz*, entschädigen; nur muss dieser Abbruch nie mehr, als Entschädigung, nie fabrikmässiger Gewinn, auch desto geringer seyn, je gröber die Münzsorte ist, damit kein *Nachschlag* von gleichem Gehalt ohne Schaden unternommen werden könne. Auch ist es in mehrern Fällen rathsam, den Schlagschatz ganz aufzuopfern, besonders alsdann, wenn unter benachbarten Staaten bisher gleich und ohne Schlagschatz gemünzt werden, weil sonst die Nachbaren das Geld nicht würden für voll gelten lassen, und dadurch im täglichen Verkehr grosse Verwirrung entstehen würde. Nur genaues Justiren wehrt dem *Wippen*; schönes Gepräge dem *Kippen* und der *falschen Münze*; ersteres ist indess nur bey der groben Münze, letzteres auch bey der Scheidemünze anwendbar. Bey der rechtlichen Frage, wer bey entstehender Einrufung einer durch Kippen und Wippen unerträglich verschlechterten Münze, den Verlust tragen solle, ob der Münzherr oder der Inhaber? scheint das nicht ins Auge fallende Wippen dem Münzherrn, das ins Auge fallende Kippen dem Inhaber zur Last fallen zu müssen.

58) KOPENHAGEN, b. Proft: *Ueber die dänischen Bankzettel, Handelsbalanz und den ostindischen Handel*, von *Joh. Heinrich Wiehe*. 1788. 127 S. 8.

Diese Schrift enthält eine weitere Ausführung und Vertheidigung der von eben diesem Vf. in seiner Schrift über Banken (No. 30.) vorgetragnen Grundsätze.

1. *Von den Bankzetteln.* Hr. *W.* hatte behauptet, so lange ein Untergewicht in der Handelsbilanz existire, könne die Einziehung eines Theils der Bankzettel nicht helfen; bloss Verbesserung der Handelsbalanz sey der Weg, den Credit der Zettel zu heben: diese aber werde durch die Einlösung der Zettel nicht bewirkt, vielmehr durch die zu dieser Einlösung erfoderlichen Anleihen, und durch die dadurch verminderte Circulation noch mehr entfernt; mithin sey diese Einziehung schädlich. Itzt behauptet er weiter: Wo Menschen und Fleiss vorhanden sind, dürfe man den Mangel an (baarem) Gelde nicht fürchten. Papier könne so gut ein Zeichen der Production abgeben, als Metall. Der Werth der Zettel sey nur dadurch im Auslande gefallen, dass man zu wenig nach Dännemark zu bezahlen habe, und daher die Zettel nicht wieder anbringen könne. Würde nun auch ein Theil der Zettel vernichtet, so würden darum die übrigen noch nicht mehr gesucht werden. Aber habe man im Auslande mehr nach Dänemark hin zu bezahlen, so würde die Nachfrage nach den Zetteln sich vermehren, der Preis derselben von selbst steigen, und endlich gar Silber ins Land hineingezogen werden. (Alles dieses sind unläugbare Wahrheiten, nur widerlegen sie nicht, was doch die Hauptsache ist, dass in der itzigen Lage der Sache, bey eingestandener und nicht leicht zu hebender Unterbalanz die Menge der Zettel höchst schädlich sey.) Selbst im Fall der nie geweigerten Realisation würden, bey plötzlich entstehender Unterbalanz, die Zettel im Auslande aus Mangel an Abnehmern fallen. (Um etwas schwanken freylich, wie unter solchen Umständen Gold und Silber selbst im Preise schwankt, aber doch gewiss nicht tiefer fallen, als bis sichs der Mühe verlohnte, sie zur Realisation nach Kopenhagen zu schicken, und das baare Geld zurückkommen zu lassen.) Dies vorausgesetzt, sucht Hr. *W.* einige andre der angeführten Schriftsteller, besonders No. 31. und No. 36. zu widerlegen, ohne jedoch durch seine Gründe Rec. überzeugt zu haben. Bedeutender ist sein Vorschlag, die verschiednen Wirkungen der Handelsbilanz auf das Papier-Geld in einer längeren Reihe von Jahren zu untersuchen; diese Untersuchung würde immer zu wichtigen Resultaten leiten. Nicht die Erschaffung der Bankzettel, sondern die grossen Staatsbedürfnisse in den J. 1730 bis 1746, die Rüstungen im 7jährigen Kriege, die Theilnahme von Ausländern an der Bank, die vielerley Handelscompagnien, und das nachher in Gang gekommene fehlerhafte Fabrikensystem haben, nach des Vf. Meynung, den Fall des Curses veranlasst, weil sie das Land in Unterbilanz setzten. Die Landhaushaltungsgesellschaft würde grosse Wirkung gehabt haben, wenn nicht zugleich mit ihr das Lotto eingeführt worden wäre. Nach 1773 hätten falsche Finanzmaximen, und späterhin die zu unrechter Zeit unternommene Anlegung des holsteinischen Kanals und der Verlust am grönlandischen Handel die Bilanz vollends heruntergebracht. Wo das Land in Oberbilanz sey, dirigire eine Zettelbank sich von selbst; wo die Balanz im Gleich-

Gleichgewicht stehe, müsse das Hauptaugenmerk der Bank auf die Erfahrung der Balanz gerichtet seyn, und wo wirkliche Unterbalanz existire, müsse die Bank die Anwendung der Zettel nur auf inländische Production einschränken; für diesen Gebrauch könnten ihrer nie zu viel werden. Selbst wenn die Bank nur auf sichres Unterpfand ausliehe, könnten doch die Zettel in der Anwendung Unterbalanz bewirken. Könnten die zum Pfand gesetzten Effecten durch ihren innern Werth die Unterbalanz überwiegen, so würden sie es im Verkauf so gut thun, als in der Verpfändung. Durch Verbindung des 1774 (1773 zu Kopenhagen und 1778 zu Altona) errichteten Bankcomtoirs mit der Bank würde dieses das Depot aller Wechselbriefe im ganzen Königreich werden, und den Wechselcurs fixiren, und nach Willkühr dirigiren können. (In Hn. *W's* Behauptungen läuft immer so viel Wahres, Halbwahres und Falsches durch einander, dass Rec. ein Buch schreiben müsste, es zu sichten. Er verweist daher hierüber hauptsächlich auf Hn. *Ehlers* trefflichen Aufsatz No. 35.)

2. *Von der Handelsbalanz und ihrer Wirkung auf den öffentlichen Credit.* Hr. *W.* wiederholt alles bereits Gesagte, um darzuthun, dass das Creditwesen des Staats nicht durch blosse Operation, sondern nur durch Verbesserung der Handelsbalanz hergestellt werden könne. Aber auf die Frage, was zu thun sey, wenn dies letztre nicht sogleich *möglich* zu machen sey, und ob nicht die itzige Geld- und Zettelverwirrung dieser Möglichkeit unübersteigliche Hindernisse in den Weg lege, worauf hier doch alles ankommen würde, sich einzulassen, hat er nicht für gut gefunden. Sehr richtig ist, was er über den Nachtheil auswärtiger Anleihen sagt, auch wenn ein Land Credit dazu hätte. Aber zugleich behauptet er, dass, so lange ein Land in der Unterbalanz sey, Papiergeld nothwendig werde. Die dänischen Staaten, meynt Hr. *W.*, könnten sich durch Production und Industrie in kurzem die Ueberbalanz verschaffen. Was er hierüber sagt, ist sehr lesenswerth.

3. *Vom ostindischen Handel.* Zufolge der von Hn. *W.* beygebrachten Berechnungen betrug der Werth der von 1779 bis 1787 in Kopenhagen verkauften ostindischen Ladungen für Kopenhagener Rechnung

	13.372.700 Rthlr.
für fremde Rechnung	— 7.942.800 —
zusammen die ungeheure Summe von	21.315.500 Rthlr.

Ein Beweis von der Wichtigkeit dieses Handels; vielleicht aber auch ein Beleg über den Schwindelgeist der Zettelwirthschaft in dieser Periode. Hr. *W.* selbst documentirt, dass dieses Gewühl, statt des gehofften Vortheils, nichts als grossen Verlust bewirkt habe, und entwickelt die Ursachen davon, worinn ihm indessen Rec. hier nicht folgen kann, sondern sich begnügen muss, in Absicht dieses Gegenstandes auf diesen wirklich äusserst instructiven Theil von Hn. *W's* Abhandlung zu verweisen. Unter den hier berechneten Schäden kommen Verluste vor von 120 Procent, Verluste von 270.000 Rthlr. an *einer* Ladung!! Wirklich vortheilhaft, meynt Hr. *W.*, könne dieser Handel als Frachthandel, als Commissionshandel, und als Zwischenhandel von Küste zu Küste werden, und alsdann wirklich zu einem wichtigen Hülfsmittel dienen, die Handelsbalanz zu verbessern.

Urtheile über die um diese Zeit wirklich erfolgte Einführung der neuen Münze und über deren Beschaffenheit, findet man in folgenden Schriften:

59) Im *politischen Journal, Jahrgang 1788, 1 u. 2 Band, Hamburg* (richtiger Altona) 1788.

wird im März S. 286. bloss die wirkliche Einführung angekündigt. S. 785. wird unterm 15 Julius aus Kopenhagen über das in Absicht der Kunst schlecht gerathene Gepräge der neuen Münze geklagt. Erst im November S. 1210. wird erzählt, dass die Münze *anfange*, in Curs zu kommen, und gegen Hamburger Banco in gutem Curs stehe. Diese Nachrichten sind um desto unverdächtiger, da bekanntlich der Herausg., Hr. *v. Schirach* alles, was Dänemark betrifft, mit ausgezeichneter Schonung zu behandeln pflegt.

60) In *A. L. Schlözers Staatsanzeigen 12 Band* (Göttingen 1788.) 47 Heft S. 377. 378.

kommen unterm 12 und 26sten Octob. Nachrichten vor, von denen Rec. eben sowohl einen unparteyischen Auszug schuldig ist. Von dem neuen Kupfergeld sey das zu 20 Schill. ausgemünzte Pfund nur 12 Schill. werth; um Unruhen zu verhüten, habe die Regierung sich bequemen müssen, es gegen Neucourant wieder einzuwechseln. Die alte bisher in Hamburg auf 28 Procent gegen Banco im Curs gestandene Scheidemünze, sey d. 1 Octob. auf 50 Procent gefallen. Das alte grobe Courant cursire nicht nur in Hamburg, sondern auch in Altona, noch immer, weil von dem neuen Courant nicht genug im Umlauf vorhanden sey. Die neuen 2 und 4 Schillingstücke wären so ungleich gestückelt, dass der Unterschied 7 bis 8 As betrage.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

PHILOLOGIE.

PARIS, b. Cussac: *Theatre des Grecs*, par le P. *Brumoy*. Nouvelle edition, enrichie de très belles gravures, et augmentée de la Traduction entiere des Pieces Grecques, dont il n'existe que des extraits dans toutes les editions precedentes, et des comparaisons, d'observations, et de remarques nouvelles, par M***. Tom. XII. 588 S. Tom. XIII. 605 S. 1789. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Mit diesen beiden Bänden ist nun diese neue und vermehrte Ausgabe des *Theatre des Grecs* geendigt. Wir haben über die ganze Einrichtung und den Werth derselben bey der Anzeige der erstern Theile ausführlich unser Urtheil gesagt, worauf wir unsre Leser verweisen. Diese beiden Bände enthalten die noch übrigen sieben

Stücke des Aristophanes. Der angenommenen Einrichtung gemäſs werden zuerst die Auszüge und Plane des Brumoy gegeben; auf diese folgt aber alsdann die neue vollständige Uebersetzung des Hn. *M.*, der auch noch am Ende einige wenige Bemerkungen hinzugefügt hat. Bey den *Vögeln* ist indeſs die Uebersetzung des Hn. *Boivin* zum Grunde gelegt, und nur von Hn. *M.* retranchirt worden. Auſser diesen enthält der XII. Band den *Frieden, die Thesmophoriazusas*, und *die Lysistrata*; der XIII und letzte Band aber *die Frösche, die Ecclesiazusas* und *den Plutus*. Der Uebersetzer gebrauchte die Brunkische Ausgabe, wodurch ihm seine Arbeit allerdings um vieles erleichtert ward.

Die Uebersetzung dieser Farcen des Aristophanes war unstreitig weit schwerer, als die Uebersetzung der Tragiker. Zu dieser war die französische Sprache durch ihre eignen Dichter weit mehr gebildet; aber die vielen Wortspiele, Zweydeutigkeiten und platten Ausdrücke, deren sich Aristophanes bedient, müssen einen französischen Uebersetzer oft zur Verzweifelung bringen, da er an unzähligen Stellen Verzicht darauf thun muſs, sie in seine Sprache zu übertragen. Dazu kommt, daſs die Schönheiten der Chorgesänge bey einer prosaischen Uebersetzung nothwendig sich groſsentheils verlieren müssen; und das Resultat davon ist, daſs Aristophanes in das Gewand einer fremden Sprache gekleidet, schwerlich sehr gefallen kann. Unsre Leser werden hier nicht aufs neue eine Kritik dieser Uebersetzung von uns erwarten, da wir den Charakter derselben, der sich ganz gleich geblieben ist, schon bey der Anzeige der ersten Bände genau geschildert haben. Es sey uns dagegen erlaubt, etwas über die angehängten *Reflexions* des Hn. *M.* zu sagen. Sie betreffen theils den Charakter des Dichters, theils den Plan seiner Stücke. Aristophanes zeigt sich, sagt Hr. *M.* in seinen Anmerkungen zu den Stücken des XII Bandes, in seinen dramatischen Werken, als ein guter Bürger, dem das Wohl seines Vaterlandes am Herzen lag, und der auf seine Mitbürger in dieser Absicht zu wirken suchte. Sein Hauptzweck ist immer *zum Frieden zu rathen*; von jenen 4 Stücken haben drey diese Absicht. Die Uebel des Kriegs, die er vor Augen hatte, erhitzten seine Einbildungskraft, und reich genug in sich selbst, konnte er immer auf diesen Gegenstand zurückkommen, ohne sich je zu wiederholen. Nicht weniger lobenswürdig ist die Absicht des Dichters in *den Vögeln*. Hr. *M.* glaubt nemlich mit dem einen Scholiasten, daſs Aristophanes in diesem bizarren Stücke keinen andern Zweck gehabt habe, als das beständige Processiren seiner Landsleute lächerlich zu machen. Die Idee des *Brumoy*, daſs dieses Stück auf die Befestigung von Decelea während des peloponesischen Krieges Beziehung habe, scheint uns in der That zwar an sich nicht unwahrscheinlich, aber wenn man sie mit den einzelnen Theilen des Dramas vergleicht, unpassend, und zu weit hergeholt. — Dagegen bemüht sich unser Vf. ein andres Stück unsers Dichters, *die Frösche*, in einem andern Lichte zu zeigen, als worinn man es gewöhnlich zu stellen pflegt. Der gewöhnlichen Erklärung zu Folge ist dies Stück gegen die tragischen Dichter, besonders den Euripides, gerichtet, der darinn lächerlich gemacht wird. — Daſs diese Hypothese aber sehr viel gegen sich habe, haben schon frühere Kritiker, unter den Franzosen, besonders Fontenelle, bemerkt. Das Stück zerfällt alsdann in zwey Theile, die in wenig oder gar keiner Verbindung mit einander stehen. Die erste Hälfte enthält die Reise des Bacchus in die Unterwelt, die zweyte die Kritik der tragischen Dichter. Unser Vf. behauptet dagegen, daſs auch dieses Stück durch und durch Beziehung auf Politik habe; und daſs sein Hauptzweck kein andrer sey, als die in Athen damals eingeführten Staatsmaximen lächerlich zu machen, wo man Sklaven und Freunden das Bürgerrecht ertheilte, und die Verwaltung der Geschäfte Leuten in die Hände gab, die dazu unfähig waren. Der Streit des Aeschylus und Euripides ist bloſs diesem Zwecke untergeordnet. Der Dichter macht sie lächerlich, weil dies der Zweck der komischen Dramen war; aber er legt ihnen Maximen in den Mund, die die vorhin angeführte Hauptabsicht nicht verkennen lassen, besonders jene Worte des Euripides:

> Εἰ τῶν πολιτῶν, οἷσι νῦν πιστεύομεν,
> τούτοις ἀπιστήσαιμεν, οἷς δ' οὐ χρώμεθα,
> τούτοισι χρησαίμεσθ', ἴσως σωθαῖμεν ἄν.

Der Vf. hat aus dem ganzen Stücke die einzelnen Züge aufmerksam zusammengesucht, die seine Meynung begünstigen, und wir zweifeln, ob man ihr mit Grund seinen Beyfall versagen könne. Die Grenzen einer Recension erlauben keine detaillirte Untersuchung hierüber; wir empfehlen dagegen diese Materie jungen Humanisten, die sich durch eine Probeschrift bekannt machen wollen. Durch genaues Studium der Zeitgeschichte und des Stücks selbst, werden sie noch vielleicht auf neue Data kommen. Uebrigens ist auf der andern Seite es auch nicht zu läugnen, daſs unser Vf. durch eine zu groſse Vorliebe für seinen Dichter, es sich zum Zweck zu machen scheint, von seinem Charakter jeden Fleck wegzuwischen, wovon er schon bey den *Nubes* einen Beweis gegeben hatte.

Druckfehler. Nro. 298. S. 265. Z. 10. statt von *der* bereits vorhandenen, lies von *den* b. v. S. 266. Z. 15 v. u. statt duci l. ducal. st. Consig | di l. Consigl. di. S. 268. Z. 10. v. u. st. d. H. l. d. h. Z. 19 v. u. st. Caralianti l. Cavalcanti.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. December 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Fortsetzung der Anzeige der über das Dänische Finanzwesen und die Schleswig-Holsteinische Münzveränderung erschienenen Schriften.

61) ALTONA, b. Eckstorf: *Etwas über das richtige Adjustiren der Münze. Mehr über die Vortheile der Wipper. Vieles über die Verwechselung der alten Dänischen gegen die neue Schleswig-Holsteinische Münze.* 1788. 24. S. 8.

Abermals von Hn. *Fink.* Die gewöhnliche Meynung, als ob kleine Münzsorten nicht ohne grossen Verlust Stückweise adjustirt werden könnten, werde durch die Wipper widerlegt, die sogar aus den alten Schillingen itzt die schwereren herausgewogen hätten. Es gebe sogar Wipper, die Gehalt und Gewicht der Schillinge blofs nach dem Schlagjahr beurtheilen könnten, und eigne Tabellen darüber hätten. Einige von diesen itzt verrufenen Schillingen wären über 3 Prct besser, als die Meklenburgischen, die jetzt, weil es an neuer Scheidemünze fehle, mit ins Land gedrungen wären, und 15 Pct. über Werth bezahlt würden. Wenn der Wipper melirte Schillinge aufkaufe, die schwerern auswäge, und an's Bankcomtoir nach dem Gewicht abliefere, den leichten Rest aber zum Verwechseln gegen Banknoten nach Kopenhagen schicke, so gewinne er 5 bis 10 pro Cent dabey. (Hr. F. beweist dies durch Rechnungen.) Es sey sehr unrecht, dafs das Bank-Comtoir bey Aufwechselung derselben blofs auf das Gewicht, nicht auch auf den sehr verschiednen Gehalt sehe, und überhaupt hätte man voraussehen können, dafs der ausgeprägte Münzvorrath zur Aufwechslung aller dieser Schillinge, und zugleich zur Versorgung des Landes mit neuer Münze, nicht hinreichen werde. — Ausser dem angeführten entwickelt Hr. F. noch viele andere bey dem Aufwechseln des alten Geldes gegen das neue vorfallende und zum Theil durch die bey dem Bankcomtoir als Commissionairs angestellten Juden selbst betriebene Wucherkünste mit detaillirter und für ähnliche Fälle äusserst lehrreicher Sachkunde und mit vieler Freymüthigkeit, und beweist, dafs dadurch der Zweck des Münzplans gerade zu vereitelt, die Versorgung der Herzogthümer mit der neuen Münze äusserst erschwert, Dännemark mit dem Auswurf der alten Schillinge überschwemmt, und der Curs der Banknoten dadurch aufs neue heruntergebracht worden. Er räth, die Geschäfte des Bankcomtoirs unter mehrere Commissionairs zu vertheilen, oder auch durch die Bankofficianten selbst besorgen zu lassen, die bey ihrem ansehnlichen Gehalt und geringer Arbeit Musse genug dazu übrig hätten.

Diese Schrift veranlasste in der Folge gegen den Vf. eine Diffamations- und Injurienklage von Seiten der Bankdirektion. Von den Akten dieses Processes erschien gedruckt:

62) ALTONA b. Eckstorf: *Exceptionaldeduction in der Appellationsinstanz mit Gründen für den Bescheid in der ersten Instanz.* Von Seiten des Kaufmanns *Otto Jakob Fink* in Altona, Provocaten, jetzt Appellaten, wider die *Directeurs des dortigen Königl. Bankcomtoirs*, Provocanten jetzt Appellanten; betreffend eine von Letztern wider Erstern angestellte vermeintliche *Diffamations- und Injurienklage etc.* 1791. 29 S. fol.

wovon Rec. aber, da ihm die Schrift selbst nicht zu Gesicht gekommen, blofs, aus dem 2 Heft der *Schleswig-Holsteinischen Provincialberichte v. J.* 1791. S. 206., die Existenz anzuzeigen im Stande ist.

Späterhin kamen annoch folgende Schriften hinzu:

63) *Raisonnirte Darstellung der neuen Schleswig-Holsteinischen Münz- und Bankeinrichtung,* von Hn. Prof. v. *Eggers* in Kopenhagen. (In dessen *deutschen gemeinnützigem Magazin 1 Jahrgangs 4 Viertelj. (Leipz. b. Crusius* 1788.) *S.* 120—209. *und* 2 *Jahrg.* 1. *Viertelj.* (1789.) S. 66—192.

Die Geschichte der Münzveränderung erzählt Hr. *v. E.* folgendermassen:

Schon im Jahr 1783 habe der itzige Finanzminister, Graf *Schimmelmann* die erste Idee zu diesem Plan entworfen, und denselben, als er im J. 1784 Finanzminister ward, dem Finanzcollegium als die Arbeit eines Ungenannten vorgelegt. Die weitre Prüfung sey alsdann einer besondern Commission, und in der Folge auch noch der Altonaer Bankdirection übertragen, und der Kaufmann *Olde*, (der nachherige Unternehmer der Ausmünzung,) derselben als Consulent zugeordnet worden. Nach den Vorschlägen dieser Commission sey der Plan vom Finanzcollegium einstimmig entworfen, alsdann, auf vorgängige Beystimmung der Oberbankdirection, d. 8 Nov. 1786 vom König genehmigt und ganz diesem Entwurf gemäss ausgeführt worden.

Die Absicht des ganzen Plans, sagt Hr. *v. E.*, gehe nicht auf blofs momentane Verbesserung des Curses oder auf Erhöhung der königlichen Einkünfte. Durch Verbesserung des Landeswohlstandes würde beides von selbst bewirkt werden. Diese Erhöhung des Landeswohlstandes sey der ganze Zweck der itzigen Finanzverwaltung. Dahin gehe der im Jahr 1785 errichtete *sinkende Fonds* zum Abtrag der Staatsschulden, dahin die Errichtung der *Creditcasse*, dahin die *Aufhebung der Monopolien und Han-*

dels-

delscompagnien; lauter mit einander in Verbindung stehenden Anstalten, von denen allen Hr. v. E. künftig nähere Nachrichten verspricht, (— die von der Creditcasse ist bereits unter N. 12. angezeigt worden, —) und zu dem Ganzen dieses grossen Plans gehöre denn auch die neue Münzeinrichtung.

Die bekannten Veranlassungen und Folgen der Geldzerrüttung berührt der Vf. nur mit wenigen Worten unter Beziehung auf die von andern Schriftstellern hierüber gegebenen Erläuterungen. Die Kenntniss der Quelle des Uebels und seiner Folgen musste auch die Gegenmittel lehren, nemlich Verminderung der Circulation. Die Zurückzahlung der Landesschulden an die Bank würde drückende Abgaben nöthig gemacht, die Einziehung der Bankfoderungen an die Compagnien und an Privathandlungshäuser allgemeine Störung im Handel veranlasst haben. Vermehrung der Production, verbunden mit allen übrigen Verminderungen der Banknoten, um durch beide Wege am Ende in dem glücklichen Mittelpunkt, Ebenmaass der Circulation, zusammen zu treffen, sey das einzige hier anwendbare ungewaltsame, aber freylich langsam wirkende, Mittel gewesen. Aber zugleich hätte man darauf denken müssen, das gerechte Verhältniss zwischen dem circulirenden Vorrath von Münze und von Münzzeichen wieder herzustellen. Blosse Vermehrung der Münze hätte bey der ohnehin schon zu grossen Circulation, dies für itzt nicht bewirken können; es würde vielmehr alles dieses Geld für Gegenstände des Luxus wieder aus dem Lande gegangen seyn. Selbst bey einem angemessenern Verhältniss der Circulation würde doch immer erst die in der itzigen Lage um so mehr nöthige Ueberlegung anzustellen gewesen seyn, ob die Vermehrung des baaren Geldvorraths durch Aufkaufung der ausgeführten Münze, oder durch neue Ausmünzung nach dem bisherigen Fuss, oder durch Einführung ganz neuer Münze nach einem ganz andern Münzfuss, und ganz neuer Münzzeichen, am zweckmässigsten zu bewirken sey. Das *erste*, (Aufkaufung der ausgeführten Münzen,) hält der Vf. nicht für möglich, weil der Ausländer diess ausgeführte Geld nicht als Geld, sondern als Waare, angenommen, und meistens eingeschmolzen habe; und nicht für rathsam, weil, auch selbst im Fall genugsamen Vorraths, der Preis durch das Aufkaufen sogleich würde gestiegen seyn. Das *zweyte*, (neue Ausmünzung nach dem bisherigen Fuss,) würde die Auswippung und Aufwechselung aller neugeprägten vollwichtigen Stücke gegen alte unvollwichtige nach sich gezogen haben, und so das neue Geld wieder in den Tiegel gegangen seyn, falls man nicht zugleich mit grossen Kosten eine gänzliche Umprägung alles annoch vorhandenen alten Geldes vorgenommen hätte. Es sey also nur der *dritte* Weg, (Einführung ganz neuer Münze nach einem andern Münzfuss, und ganz neuer Münzzeichen,) übrig geblieben, wobey jedoch alle andre Landesmünze ganz ausser Cours hätte gesetzt werden müssen. Hr. *v. E.* sucht dieses aus der Natur der Sache geschöpfte Raisonnement durch sehr vollständig entwickelte Erfahrungen aus der ganzen Geschichte des dänischen Münzwesens vom 15ten Jahrhundert an bis auf unsre Zeiten zu rechtfertigen, worin Rec. ihm aber unmöglich folgen kann, so sehr sie auch die Aufmerksamkeit des Münzpolitikers verdienen. Das Resultat aller dieser Erfahrungen lehrt fortdauernd, dass von verschiedenen neben einander circulirenden Geldsorten die bessere allemal durch die schlechtere verdrängt worden sey. Ohne diese Verdrängung müsste nach Hn. *v. E.* Annahme, Dänemark itzt einen Münzvorrath von 19 Millionen haben, da er doch höchstens nur 5 Mill. hat. Aehnliche Erfahrungen entwickelt Hr. *v. E.* aus der Geschichte des schwedischen Münzwesens, und hier ist das Resultat ganz dasselbe.

Für das ganze Land auf einmal habe dieser Plan, hauptsächlich aus Mangel an Fonds, nicht realisirt werden können; man habe daher mit einer einzelnen Provinz den Anfang machen müssen, und daher zuerst den Herzogthümern eine neue Landesmünze gegeben, die in den übrigen Dänischen Staaten noch nicht als Landesmünze gelte. Man habe zu diesem ersten Schritt mit Recht diejenige Provinz gewählt, deren Haushaltung noch am besten bestellt sey, deren Lage und Handelsconnexionen dazu am passendsten wären, und deren Verlegenheit in der itzigen Situation die grösseste sey. (Hier, und in den von der Einführung der neuen Münze gehofften Wirkungen folgt der Vf. meistens Hn. *Zoëga.*) Die alten Bankzettel konnten von nun an freylich nicht mehr in den Herzogthümern als Landesmünze gelten; aber den übrigen Provinzen entstehe kein Nachtheil dadurch, weil diese in den Herzogthümern in Circulation gewesene Zettelmasse nunmehr völlig eingehe. Das zu dieser Operation verwendete Capital von 8 Millionen Rthlr. zur Verminderung der auswärtigen Staatsschulden anzuwenden, würde dem Staat lange nicht so vortheilhaft gewesen seyn.

Bey dem neuen Gelde hätte der alte *Münzfuss* ohne Verwirrung nicht können beybehalten werden. Durch Annahme des 20 Guldenfusses würden die Louis d'or und andre Goldmünzen mit in Gang gekommen, und dadurch doppelte Landesmünze, auch in Absicht der festen Gehalte, der Zinsenzahlungen und der Contributionen manche Schwierigkeit entstanden seyn. (Warum man nicht den in den angrenzenden Meklenburgischen und Hannöverschen Ländern gangbaren Zweydrittel Fuss gewählt habe, hat der Vf. nicht berichtet.) Man habe daher lieber den schwerern dem Hamburger Bankgelde fast gleich kommenden Speciesfuss gewählt, dessen Maasstab der jedesmalige Silberpreis sey, so dass also durch dieses realisirte Bankgeld den Herzogthümern eben der Vortheil zu Theil werde, den Hamburg bisher von seiner Bankrechnung gehabt habe. (Man erinnre sich, was Hr. *v. Oeder* unter N. 57. so wahr und richtig über den Unterschied von Rechnungsgeld und von Münze sagt.) Um aber alle von Veränderung des Münzfusses unzertrennliche Irrungen zu vermeiden, habe man ihr ein festes Verhältniss zum bisherigen Courantfuss beygelegt, (— man erinnre sich wieder an Hn. *v. Oeder* —) um zugleich als Courantmünze von gleichem Gehalt, wie die vorige, dienen zu können.

Das übrige dieser schätzbaren Abhandlung (die nach Rec. Urtheil unter den Vertheidigungen des neuen Münzplans bey weitem den ersten Rang behauptet,) enthält einen ausführlichen Commentar über den den Lesern bereits aus No. 51 und 52 bekannten Inhalt der Münz- und Bankverordnungen von J. 1788, in welcher Hr. v. E.

v. *E.* die von den Hn. *Zoëga*, *Tetens* und mehrern andern vorgetragenen Gründe zusammenhängend darzustellen und mit neuen Argumenten zu verstärken sucht.

64) *Ueber die neueste Königlich Dänische Kupfermünze für Schleswig und Holstein.* (In *Schlözers Staats-Anzeigen* 13 *Band* (*Göttingen* 1789) 49 *Heft*, *S.* 120 - 124.)

Enthält bloss eine gesammelte Zusammenstellung der in den unter No. 32, 43, 45, 46, und 54, angezeigten Schriften der neuen Kupfermünze gemachten Vorwürfe, und bedarf daher keines Auszugs.

65) *Schreiben eines Kaufmanns in Altona, über die ersten Wirkungen, welche die neue Königl. Münzverordnung, und die ersten Schritte bey der Ausführung derselben, allda und in Hamburg hervorgebracht haben.* (In J. C. Schedels *neuem allgemeinen Journal für die Handlung*, 1 Bd. 2 Qu. (Frankf. b. Andreä 1789. 8.) S. 207—210.)

Der Vf. sucht zu beweisen, dass das plötzliche Fallen der Geldcurse und des Wechselcurses gleich nach der Publication der Münzverordnung seinen Grund nicht sowohl in der Münzveränderung als in andern zufälligen Ursachen habe, wohin er, ausser der allgemeinen Concurrenz, sich von dem alten Gelde loszumachen, hauptsächlich eine durch Zurückbezahlung von Anleihen auf einen Tag nach Hamburg gekommene Summe von 124000 Rthlr. Kopenhagener Bankzettel, eine von der Westindischen Compagnie auf einmal auf Hamburg trassirte Summe von 500,000 Rthlr. Banco, und 2 Millionen Rthl. in Wechseln auf Marseille, die auf Veranlassung der türkischen Subsidien an Schweden auf einmal in Hamburg zum Disconto ausgeboten wurden, rechnet, durch welche beide letzten Ursachen besonders das Bankgeld sehr gesucht worden, und folglich gegen Courant im Preise gestiegen sey.

66) Kopenhagen, b. Proft: *Bemerkungen über den dänischen Wechselcours von Joh. Heinr. Wiehe.* 1789. 78 *S.* 8.

Der Gesichtspunkt, den Hr. *W.* hier festzusetzen sucht, ist folgender: Es ist ein grosses Uebel, wenn der Wechselcurs zu weit über (unter) das Pari geht; eine falsche Beruhigung ist es, dass man in diesem Fall auch die Landesproducte dem Ausländer um so viel theurer verkaufe, denn der Preis der Producte selbst wird durch den hohen (schlechten) Curs erniedrigt. Ein noch grösseres Uebel aber ist es, wenn der Curs zugleich schwankend ist; der ausländische Käufer der Landesproducte wählt alsdann zu seinen Liquidationen immer denjenigen Curs, der ihm am vortheilhaftesten ist. (Der Vf. erläutert dies durch treffende Beyspiele.) Der Grund eines anhaltend *schlechten* Wechselcurses liegt im Mangel an Wechselbriefen zur Ausgleichung der Balanz, und folglich bloss in nachtheiliger Handels-Balanz oder in einer Verschlimmerung des Landes; Mangel an baarem Gelde allein kann keinen nachtheiligen Curs bewürken, so bald das Land die Balanz mit Producten auszugleichen im Stande ist. Das *Schwanken* des Curses beruht auf Nebenumständen, die sich eher heben lassen, und auf die daher die Staatsverwaltung, so lange nicht das Uebel gänzlich zu heben, und der Curs auf Pari zu bringen ist, mit steter Aufmerksamkeit hinausarbeiten muss, um wenigstens einen Theil des Landesverlustes zu vermindern. Hr. *W.* sucht Mittel anzugeben, wie dieses in Absicht auf Kopenhagen bewirkt werden könne, und verdient hierüber gehört zu werden, so wie überhaupt diese Schrift die Aufmerksamkeit von Staatsmännern und von allen denjenigen verdient, die sich über diesen Gegenstand richtige Begriffe verschaffen wollen.

Gegen eine in dieser Schrift vorkommenden Behauptung erschien:

67) Kopenhagen, b. Proft: *Ein paar Worte über Hn. Wiehe's Schrift über den Wechselcurs* vom Verfasser der *Anmerkungen zu den Bemerkungen über Banken.* 1789. 16. S. 8.

Unsre Leser kennen diesen Vf. schon aus den hier erwähnten *Anmerkungen* (No. 31. und aus dem Aufsatz No. 56, zu dem er sich am Schluss dieses Bogens gleichfalls als Vf. bekennt, als einen sehr oberflächlichen Schriftsteller, und so zeigt er sich auch hier. Hr. *W.* hatte in seiner Schrift *über Banken* (No. 30) sehr richtig behauptet, dass, wenn in einem und eben demselben Lande die eine Provinz gegen das Ausland in der Ueberbalanz, die andre in der Unterbalanz sey, in Absicht der Balanz des ganzen Staats die erstere die Unterbalanz der letztern mit bezahle. Dies wollte dieser Vf. in No. 31. nicht gelten lassen, und behauptete dagegen, dass das Verhältniss der Abgaben an den Staat hier mit in Frage komme. Hr. *W.* suchte beyläufig in No. 66. seine Behauptung zu rechtfertigen. Sein Gegner will nicht Unrecht gehabt haben, und füllt einen ganzen Bogen mit ekelhaften Langweiligkeiten, um dies zu beweisen.

68) Hamburg, b. Bohn: *Bemerkungen über die neue Einrichtung des Geldes in den Herzogthümern Schleswig und Holstein.* 1789. 46. S. 8.

Nicht Kritik der Münzveränderung, sondern Anleitung für den Bürger, den besten Gebrauch von derselben zu machen, ist angeblich der Zweck dieser kleinen Schrift. Und so scheint es auch, wenn man diesen Aufsatz flüchtig ansieht. Der schärfere Beobachter aber wird den wahren Zweck des Vfs. nicht verkennen, und unter dem Gewande scheinbarer Apologie mit vieler Feinheit manche bittre Kritik, und manche noch bittrere Warnung versteckt finden. Man müsse ja nicht glauben, dass die Münzveränderung Hauptcur des Staats seyn solle; nur Vorbereitungscur solle sie seyn. Es sey freylich hart, dass der Unterthan bey dem Umtausch der alten Münze ansehnlich verloren habe: aber bey ehemaligen Münzrevolutionen, und bey den englischen, französischen und schwedischen Münzrevolutionen sey es dem Unterthan noch ärger ergangen. Das Umwechslungsgeschäft selbst hätte freylich weit mehr simplicirt, und, bey mehrerer Zulänglichkeit des neuen Münzvorraths, das schädliche Agiotiren vermie-

mieden werden können: aber es sey auch äusserst schwer, den zur Circulation erfoderlichen Geldvorrath mit Zuverläsfigkeit voraus zu bestimmen. Dass die Absicht des Münzplans dahin gehe, das Land noch mehr mit Papiergeld zu überschwemmen, sey nicht glaublich; das königliche Wort sey ein zu fester Bürge, wenn man gleich Beyspiele vom Gegentheil habe, und menschliche Anstalten leicht von Menschen gemisbraucht werden könnten; der gute Ruf der Direction sichre gegen jede Besorgnifs; wer dennoch besorgt sey, dürfe ja nur die Annahme der Zettel weigern; da die Zettel so wohlfeil zu transportiren wären, würden sie immer leicht begehrt werden. Das Ausführen und Einschmelzen der neuen Münze sey nur bey nachtheiliger Handelsbalanz zu besorgen; diese aber solle itzt verbessert werden. Die neue Münze sey freylich äusserst schlecht geprägt und justirt: aber dies habe durch eine unglückliche Concurrenz von Umständen entstehen können und werde hoffentlich künftig vermieden werden. Durch die versprochne Festigkeit des Geldes und Verhütung der Auswippung werde gewifs grofsem Verlust vorgebeugt werden. Man werde also wohl thun, sich künftig an das Zuwägen des Geldes zu gewöhnen; es sey freylich unbequem, aber dafür auch sicher. Man solle ferner sich allmälich alles alte Geld vom Halse schaffen, so schwer dies auch bis itzt wegen Mangel an hinlänglicher Menge neuen Geldes sey, und sich in grofsen Zahlungen vor Annehmung der Courantducaten zu festem Preise hüten. Man solle dem Rath des Edicts folgen, nie zu viel Scheidemünze sich aufdringen zu lassen; dann könne die Geringhaltigkeit dieser Münze nicht schaden. Man solle in jedem Contract Schrot und Korn des Geldes in Zahlen bestimmen; dadurch werde es wirklich *fest* werden. Man solle, wenn auch in Anfang die Realisation der Zettel an einigen Orten Schwierigkeit finden werde, hoffen, dafs dies, bey vermehrter Münze, sich bald geben werde. Man solle sich überall nicht blofs Speciesgeld, sondern Speciesbankgeld (ganze, habe und ⅓ Thaler) verschreiben lassen, weil nach dem Edict auch die kleinere Münze als grob Speciesgeld anzusehen sey. Man solle künftig nicht nach Courant, sondern nach Species rechnen, man werde sich alsdann, wenigstens dem Namen nach, wohlfeilerer Preise zu erfreuen haben. Dies ungefähr scheint Rec. der Sinn dieser kleinen Schrift zu seyn.

(*Die Fortsetzung folgt*)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRHEIT. *Marburg*, in der akad. Buchdruckerey: *Beschreibung des gemeinnützigen Fachinger Mineralwassers und seiner heilsamen Wirkungen*, von *M. G. Thilenius*, 1791. 8. 32 S. Das Fachinger Wasser, ein Liebling *Kaempfs*, verdiente es, dass es Hr. *Th.* durch diese Beschreibung bekannter machte, die vorzüglich bestimmt ist, dem gröfsern Publikum die heilsamen Kräfte desselben anzuzeigen. Dem Arzte wird es schon genug seyn, zu wissen, dass es in vier Medicinalpfunden anderthalb Quent reines alle Proben haltendes Alkalisches Salz (welches, ist nicht bestimmt), 5 Gran Kochsalz, 11 Gran Kalkerde, 1 Gran Bittersalzerde, 3 Gran Selenit, 13 Gran Eisen und 110 Cubiczoll Luftsäure enthält, um es als ein schätzbares auflösendes, Säuern und Schleim tilgendes, Verdauung und Absonderungen beförderndes und zugleich stärkendes Mittel zu erkennen. Hr. *Th.* rühmt es vorzüglich aus eigner Erfahrung, in Gelbsucht, Gallenstein, rhevmatisch-gichtischer Constitution, Nierenkrankheiten, Griess und Stein, Flechten und scorbutischen Ausschlägen, Bleichsucht, und selbst in der Wassersucht — und eines solchen Arztes, (besonders der nicht Brunnenarzt ist,) Zeugnifs ist wichtig. — Man glaube nicht, es durch Selteser Wasser ersetzen zu können; denn es ist weit leichter, feiner, durstlöschender und angenehmer, hat bey weitem so viel Kochsalz nicht als jenes, dafür aber Eisen, welches ihm grofse Vorzüge für dem Selteser Wasser bey schwachen und blähsüchtigen Magen giebt. — Sehr angenehm muss uns also die Nachricht seyn, dass nun für bessere Verwahrung und Versendung desselben gesorgt ist, und dass die Lage von *Fachingen* an der Lahn den Transport desselben auf dem Rhein und Mayn sehr erleichtert.

KINDERSCHRIFTEN. *Berlin*, in Commission b. Hesse: *Neues A. B. C. Buch für Stadt- und Landschulen von Splittegarb.* 8. 112 S. (Preis 3 gr.) Wenn Recensionen und litterarische Journale weiter nichts als Schilde sind, worauf man die Existenz der verschiedenen Geistesproducte lesen kann, so darf zu dem Titel dieses Werckchens nur hinzugesetzt werden, dass jeder Buchstabe des Alphabets mit einem Holzstiche begleitet ist. Wenn aber die Recensionen und Journale die Absicht haben, dem Kauflustigen zu rathen, was er unter dem feilgebotenen Reichthume wählen soll; wenn solche Schriften den Verfassern vielleicht einen guten Rath geben, und wohl gar zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Vervollkommnung der Kunst dienen sollen, so gesteht Rec., dass er von dem vorliegendem Werke eine weitläuftige Recension schreiben müsste. Die Zwecke eines Abcbuches scheinen ihm bey diesem nicht glücklich erreicht worden zu seyn. Die Holzstiche sind äusserst schlecht, und mit denen in einigen ähnlichen Büchern gar nicht zu vergleichen. Wallfisch und Wolf, die auf derselben Seite stehen, sind einander an Gröfse völlig gleich. Nach dem A folgen vier Zeilen zum Lesen, da doch das Kind erst einen einzigen Buchstaben kennen soll: und unter den andern Bildern ist nichts, als der Name. Die erste Leseübung ist ein Lob des Schulengehens; auf der folgenden Seite wird in achtzehn Zeilen nur von dem *Buche* gesprochen. S. 79, 80. wird von der Gröfse der Erde, der Himmelskörper, von der Macht Gottes, und dann von der Macht der Könige geredet. Wohl etwas zu früh. Zuletzt kommen die Zahlen, nebst Additions-Subtractions, und Multiplicationsaufgaben, wovon die erste, sogleich nach den Zahlen und der Versinnlichung ihres Werthes durch Punkte, ist: addire: 7840362541,
mit 1121111111.

Freilich ist jedes Paar leicht zusammen zu rechnen; aber die ganze Summe von siebentausend Millionen etc. ist doch wohl nicht für Kinder, die erst die 9 Zahlzeichen gelernt haben. Es wäre bey der Verfertigung eines solchen Werkes doch zu bedenken, dass man blofs Dinge, die die Kinder fassen können, d. h. sinnliche Dinge vortragen müsste.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. December 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Fortsetzung der Anzeige der über das Dänische Finanzwesen und die Schleswig-Holsteinische Münzveränderung erschienenen Schriften.

69) Kopenhagen, b. Proft: *Etwas zur Erläuterung über das Münzwesen überhaupt, und über den Ursprung und die Beschaffenheit des dänischen Münzfusses*, von dem Etatsrath und Deputirten des Finanzcollegii *Johannes Zoëga*. Aus dem Dänischen übersetzt von dem Kammersekretär *Hieronymus Kamphovener*. 1789. 143 S. 8.

Das dänische Original dieser Schrift war bereits im Frühjahr 1788 sowohl in der dänischen Monatsschrift *Minerva*, als auch separat gedruckt, erschienen. Der Vf. geht, seiner Gewohnheit nach, von allgemeinen Betrachtungen aus. Eine Münze, die in einem gewissen Zirkel zum Maasstab aller Geldrechnung dienen soll, muss 1) in diesem Zirkel die einzige in ihrer Art, 2) beständig und unveränderlich, und 3) ihre Theile zusammengenommen dem Ganzen gleich seyn. Diess vorausgesetzt reducirt die ganze Theorie des Münzwesens sich auf folgende simplen Grundsätze: 1) Die Geldeinheit muss ein bestimmtes Quantum feinen Silbers oder Goldes enthalten; 2) die Eintheilung der Einheit ist gleichgültig, wenn nur jeder Theil seinem Namen entspricht; 3) die Münze selbst muss genau mit dieser Rechnung übereinstimmen; 4) die Scheidemünze darf nie gleichen gangbaren Werth mit der eigentlichen Münze haben. Bey der Simplicität dieser Theorie war dennoch Verwirrung im Münzwesen möglich, 1) weil die Münze wieder in rohes Metall verwandelt werden kann; 2) weil man Gold und Silber in festes Verhältniss gegen einander setzen musste, sobald beide als Landesmünze neben einander circuliren sollten, daher dieses letztre nie der Fall seyn sollte; 3) weil man im Münzwesen selbst, oder doch in der Verderbung der Münzen, ungerechten Vortheil suchte. Von diesen allgemeinen Grundsätzen kömmt der Vf. auf die Geschichte des Münzwesens, wobey er in der römischen und deutschen Münzgeschichte ganz der bekannten *v. Praunschen Nachricht vom Münzwesen*, so wie in der ältern dänischen Münzgeschichte einer im *8ten und 9ten Bande der Schriften der Kopenhagener Gesellschaft der Wissenschaften* enthaltenen Abhandlung des Geh. R. *Luxdorph* folgt. Derjenige, der diese beiden Schriften kennt, wird hier wenig neues, und in der bey der dänischen Münzgeschichte so sehr wichtigen Geschichte des lübischen Münzfusses alle die Unbestimmtheiten und Lücken des *v. Praun* wieder finden. Rec. enthält sich hier aller näheren Bemerkungen über diesen letztern Gegenstand, weil er in der Folge noch einige specielle Untersuchungen über denselben anzuzeigen hat, und will bloss aus der in Deutschland weniger bekannten Geschichte des dänischen Münzwesens, einige Data mittheilen, hauptsächlich in Rücksicht auf die steten und mannichfaltigen Missgriffe in der vormaligen dänischen Münzpolitik. Im 15ten Jahrhundert habe man sich in Dännemark noch meistens mit fremder Münze beholfen. In der Folge habe man die selbst geprägte Münze immer möglichst nahe an den Münzfuss der benachbarten Reichsstädte anzuschliessen gesucht, doch unter steten Abänderungen. Der jetzige Courantmünzfuss von $11\frac{1}{3}$ Rthlr. aus der Mark fein, sey schon 1693 neben den damals bestehenden Münzen eingeführt, und erst von 1730 an zum alleinigen Münzfuss angenommen worden. Dass, bey gleichem Münzfuss, das Hamburgische und Lübeckische Courant dennoch immer mehrere Procent höher im Curs gegen Banco stehe, als das dänische, rühre daher, dass ersters 10 bis 12 löthig, letzters aber nur 9 löthig, auch ersters in grössern Sorten ausgeprägt, und richtiger justirt sey, als das letztre, und daher nicht so wie dieses, dem Auswippen unterworfen sey. Sehr interessant ist der von Hn. Z. beygefügte Auszug aus den dänischen Münzedicten vom J. 1650 bis auf unsre Zeiten. Man sieht aus denselben, dass das inländische Geld schon damals fast immer schlechter im Curs stand, als das ausländische, dass es schon damals immer in den Tiegel gieng, und dass man diesem hauptsächlich durch Ausfuhrverbote des baaren Geldes sowohl, als des geschmolzenen Goldes und Silbers, und durch andere inconsequente Verordnungen immer fruchtlos, zu wehren suchte. 1676 wurde sogar erlaubt, in Ermangelung baaren Geldes Silbergeräthe als Contribution einzubringen. 1705 und 1720 wurde die Einfuhr von Scheidemünze verboten. Seit 1726 ist von altem Speciesgelde nicht mehr die Rede; es war alles in den Tiegel gegangen. In eben diesem Jahr wurde alle hamburgische Münze nicht nur, sondern auch aller Handel mit Hamburg verboten, weil die dänische Münze mit der Hamburgischen nicht im gleichem Curs stand, und in Hamburg nur nach dem Curs angenommen wurde. (Die Hauptveranlassung war die Anlegung der nachher dieser Händel wegen wieder aufgehobenen hamburgischen Courantbank.) 1736 Errichtung der Kopenhagener Bank. 1746 abermaliges Verbot der Geldausfuhr. 1747 Wiederaufhebung dieses Verbots. 1757 Verbot der Ausfuhr aller Arten von Münzen, und Verwandlung der Bankzettel in blosses Papiergeld, und das Edict, nicht mehr baares Geld, als zu täglichen Ausgaben, aus der Bank herauszuholen. 1761 bestimmter Tarif für die Annahme von Goldmünzen. 1762 im May wiederholtes Verbot der Geldausfuhr und des (in der Natur der Sache liegenden) Aufgeldes

geldes auf Ducaten gegen Silbermünze, bey Confiscation, und Erstattung des Doppelten, oder Festungsstrafe. 1762 im Sept. Verjagung alles baaren Geldes durch Ausgebung von Bankzetteln von 1 Rthlr. 1775 Heruntersetzung der 2 Schillingstücke von 6 zu 4 unter dem Vorwand eines Nachschlags. 1776 Ausprägung von neuen Species. Sehr richtig bemerkt Hr. Z. die doppelte Widersinnigkeit des Verbots der Geldausfuhr in einem Staat, dem seine Silberbergwerke eines der wichtigsten Producte sind, von dem es ihm gleich seyn muss, ob es roh oder vermünzt ins Ausland geht. Die ganze Masse des seit 158 Jahren ausgemünzten Goldes und Silbers rechnet Hr. Z. auf 14½ Millionen Rthlr. mehr, als der Ertrag der Silberbergwerke in diesen Jahren ausmachen konnte. Ein Theil hiervon, meynt er, sey noch als Silbergeräthe vorhanden, und das übrige sey theils auf den Genuss, theils auf die Ausbildung der Nation, und auf wichtige Fortschritte in der Production verwandt, folglich doch nicht ganz verloren. Dass die Ueber- oder Unterbalanz eines Staats nicht aus dem Curs allein beurtheilt werden könne, beweist Hr. Z. aus dem Beyspiel des hamburger Bankcurses im J. 1759, und aus dem Beyspiel des Curses der schwedischen Kupfermünze in und vor dem J. 1762, und glaubt, dass es, so wie dort, auch in Dännemark, um den Curs zu heben, nur darauf ankomme, eine richtige Geldpolitik einzuführen. Eine am Schluss angehängte Nachricht von der schwedischen Münzveränderung vom J. 1776 und von deren Folgen veranlasst den Vf. zu der Hoffnung, aus gleichen Ursachen auch für Dännemark gleiche Wirkungen entstehen zu sehen, wobey indessen das *tertium comparationis* jedem Leser vielleicht noch nicht so ganz ausgemacht scheinen möchte.

70) KOPENHAGEN, b. Proft: *Gesammelte Schriften über die neue dänische Münzeinrichtung, über Bancozettel, Handelsbalanz, ostindischen Handel, Banken und Wechselcours.* 1789. 8.

Diese Sammlung ist Rec. nicht zu Gesicht gekommen, enthält aber dem Vernehmen nach nichts weiter, als die sämmtlichen im *Proftischen* Verlag erschienenen, unter den vorhergehenden Nummern einzeln angezeigten Stücke, unter einem gemeinschaftlichen Titel verbunden.

71) *Patent, betreffend die nähere Bestimmung der Fälle, in welchen die Verordnung wegen Einführung der neuen Speciesmünze in den Herzogthümer Schleswig und Holstein etc. dass daselbst* 100 *Rthlr. Species statt* 132½ *Rthlr. des vorhin gangbaren kleinen Courantgeldes zu bezahlen sind, zur Anwendung kommen soll, vom 5ten März* 1790. (In den *hamburgischen Addrefs-Comtoir-Nachrichten* von Jahr 1790. 32 Stück S. 251—52.

In dieser authentischen Erweiterung des Münzedicts vom 29 Febr. 1788 wird genauer bestimmt, wie es bey der Wiederbezahlung alter nicht ausdrücklich auf *grob* Courant lautenden Darlehne oder sonstiger Schulden, und bey der Bezahlung der Pacht bey den vor Einführung der neuen Münze geschlossenen Jahr- oder Zeitpachten, ingleichen von der Erbpacht und andern jährlichen Abgaben, gehalten werden soll.

72) *Gedanken über das Papiergeld, betrachtet in dem Lichte und nach der Natur eines Zeichens; und über Maassregeln zur Erleichterung eines damit überhäuften Staats*, von G. C. v. Oeder. (In *A. L. Schlözers Staatsanzeigen*, *Göttingen* b. Ruprecht: 15 Band 59 Heft. 1790. 8. S. 291—311.

Dieser sehr reichhaltige Aufsatz ist eine Fortsetzung der beiden unter N. 35. und N. 57. angezeigten, und das letzte Geschenk des nunmehr verewigten Vf. an das Publicum. Sein Inhalt ist folgender: Papiergeld ist auf den ungenannten Inhaber lautende Verbriefung, zu jeder Zeit zahlbar. Es ist Zeichen eines gewissen Quantums Goldes oder Silbers. Sein Werth beruht in der Gewissheit der Realisation, und die Beurtheilung dieser Gewissheit auf der Erwägung der bey der Ausfertigung und bey dem Umlauf dieser Verbriefungen vorkommenden Umstände. Auch die edlen Metalle selbst sind nur Zeichen der Güter, aber allgemein anerkanntes und unnachahmbares Zeichen; verhalten sich also gegen das Papiergeld durch innern Werth wie Sache zum Zeichen; der Werth des Papiergeldes hingegen beruht bloss auf Opinion. Bey der *Ausfertigung* des Papiergeldes kömmt in Betracht 1) der *Aussteller*, und der von demselben zur Realisation angewiesene Ort, die *Bank*, die daher nie ohne Vorwissen und strenge Mitaufsicht der Regierung bestehen sollte, und wo in diesem Fall, noch mehr aber alsdann, wenn die Bank gegen den Staat in Vorschuss kömmt, zwischen Staatsbanken und Privatbanken kein Unterschied ist. 2) Die *Aechtheit* der Zettel, und die Möglichkeit der Verfälschung. 3) dass die Sache, deren Zeichen der Zettel ist, *wirklich*, und nicht bloss in der Idee, vorhanden sey, und nicht Sache und Zeichen zugleich in den Umlauf gerathe. Diess letztere Erfoderniss findet sich indessen nirgends; alle neuere Zettelbanken bringen ein Zettelquantum, einigemal so gross, als der Fonds, in Umlauf; und selbst die englische Bank lässt die Zettel und die dafür empfangene Valuta zugleich in Umlauf gerathen. Dadurch und durch die vielen Nothfälle, worin Regierungen mit und ohne ihre Schuld gerathen können, wird denn jede Anwendung des Papiergeldes äusserst bedenklich, und bey der Kostbarkeit des itzigen Kriegswesens, der Hauptquelle der Finanzzerrüttung, ist das *preussische Ersparungssystem*, bey allen nicht abzuläugnenden Nachtheilen, doch immer noch weniger verderblich, als das *englische Anleihesystem*. Papiergeld, was nicht jeden Augenblick zu vollem Werth realisirt werden kann, vertreibt unabwendbar die alsdann mehr gesuchte baare Münze. *Sobald des Papiergeldes mehrmal so viel im Umlauf ist, als des baaren Geldes, so hilft nicht die allmähliche Wegschaffung eines mässigen Theils, sondern es ist kein andrer Weg, als Verwandlung der Verbriefung aus Papiergeld in Schuldbriefe, des ungenannten Besitzers in einen bestimmten Gläubiger, und der Zahlung auf Sicht in einen bestimmten Zahlungstermin*, und die Regierung muss alsdann ihre Haushaltung so einrichten, dass sie sich einen jährlichen Ueberschuss zur Grundlage eines *Tilgungsfonds* verschaffe, so auf eigne Kräfte fusse, und die Geldgeschäfte des Staats nicht weiter mit den Geldgeschäften der Handelnden vermenge, weil hauptsächlich diese Vermengung von einem nachtheiligen Curs die Quelle wird. Hat nicht die Regierung selbst, sondern die Bank die Zettel in Umlauf gebracht, so muss diese den Werth der gegen Unterpfand ausgegebenen Zettel von ihren Debitoren

bitoren beytreiben, und auch in diesem Fall, ist unter Voraussetzung sichern Unterpfandes: richtiger Rechnungsführung, vorsichtiger Dividenden und nicht vorhandner falscher Zettel, kein Schaden zu befürchten. Die fernern Schritte der Regierung, nach der Fundation einer Tilgungscasse, müssen alsdann in folgender Ordnung geschehen: erst Eröfnung einer Anleihe, sowohl in Papiergeld, als in Münze, um im letzten Fall Papiergeld damit einzulösen; dann Ausschluss des Papiergeldes aus den Staatscassen, doch unter dem Vorbehalt, als Anleihe es noch immer zu nehmen; und *demnachst erst* neue Ausmünzung. So kömmt denn mittelst der Anleihe das Papiergeld *bald* aus dem Umlauf; die Anleihe wird durch den Tilgungsfonds allmählich abbezahlt, und findet eben daher Credit; die zuletzt auch als Anleihe nicht eingebrachten Zettel können ohne Ungerechtigkeit annullirt werden; und die neue Münze, (*wovon jedoch schon vor Verrufung des Papiergeldes genug vorräthig seyn muss.*) kann nun nicht mehr vom Papier verdrängt werden. Die Ausmünzung selbst kostet dem Staat nichts, weil er mit dem neuen Gelde seine ordentlichen Ausgaben bestreitet, oder auch von den Abnehmern Valuta dafür empfängt, die Kosten aber durch den Schlagschatz ersetzt werden. Der Münzfuss und die Rechnungsunität ist an und für sich gleichgültig; Abänderungen in derselben aber führen zu Verwirrungen. „*Species und Courant, als relative Begriffe* „*und Ausdrücke von Dingen, zwischen welchen kein fixes* „*Verhaltniss statt hat, gehören überall nicht ins gemeine* „*Leben, sondern in Banken und Handlungscomtoire.*" Unter den Anleihen sind die auf Jahrgefälle (Annuitäten) die zuträglichsten, zuträglicher als auf Capitalfuss, und als auf Leibrenten, weil sie ganz festen Maassregeln Raum geben, den Genuss des Interusuriums verschaffen und nach Ablauf der bestimmten Jahre gänzliche Befreyung von der Schuld bewirken. Die Annahme des Papiergeldes bey den Anleihen geschieht, aller Billigkeit nach, zu laufendem Curs; allenfalls ist es gerathen, für Anleihen auf längere Jahre etwas bessern Curs zu geben.

Ungern trennt Rec. sich von einem Schriftsteller, der auf so wenig Blättern eine eben so gründliche als reichhaltige Theorie hinzeichnet; dem einzigen Tadler des dänischen Finanzplans, der in seinem Urtheil nicht bloss niederreisst, sondern zugleich wieder aufbaut, nicht bloss darthut, was, seiner Meynung nach, nicht hätte geschehen müssen, sondern zugleich andeutet, wie man die Sache auf andre Weise hätte angreifen können. Ob übrigens dieser Plan, so simpel er scheint, in der dermaligen Lage der Umstände ganz ausführbar gewesen wäre, ist freylich eine andre Frage; er supponirt drey gleich wichtige Voraussetzungen, nemlich *Zulänglichkeit und Unverletzlichkeit des Tilgungsfonds, Credit der vorgeschlagenen Annuitäten-Anleihe*, und *Möglichkeit, ohne Beengung der Circulation eine so ansehnliche Menge von Papiergeld aus der Circulation zu bringen, noch ehe die neue Münze wieder in Circulation gebracht worden*; lauter Voraussetzungen, über deren Gelingen oder Mislingen nur eine sehr gewagte Erfahrung würde haben entscheiden können.

Ganz am Schluss erklärt Hr. *v. Oe.* sich annoch über eine neuere sehr analoge Finanzangelegenheit eines andern Staats, über die *französischen Assignaten*. Er erklärt sie für eine *gewaltsame Verwandlung eines unmassigen Theils der gesamten Staatsschuld in Verbriefungen auf Sicht, zu deren Realisation kein Termin gesetzt worden, und die daher alle zur Realisation gleich nahe, folglich auch alle gleich weit von derselben entfernt sind.* „Von „einer solchen Circulation, sagt er, habe ich keinen Be„grif, und die Vorstellung von der daraus zu erwar„tenden Verwirrung ist für meine Einbildungskraft „schauderlich." Eine Aeusserung, die ganz mit Rec. Urteil über diese ungeheure Operation übereintrifft, und leider nur zu bald durch die allgemeine Verdrängung alles baaren Geldes erfüllt zu werden beginnt!

73) Ohne Druckort: *Urkunden und Materialien zur nähern Kenntniss der Geschichte und Staatsverwaltung nordischer Reiche. Zweite Fortsetzung.* 1790. 36 und 5.6. S. 8.

Der *erste Theil* dieser Samlung ist bereits oben unter No. 10 angezeigt worden. Der im Jahr 1789 unter dem Namen *Fortsetzung* erschienene *zweyte Band* enthält keine hieher gehörige Auffätze. In dem gegenwärtigen *dritten Band* finden sich:

1) in der *Vorrede S.* 12 -- 30 einige bereits des Zusammenhangs wegen gleich zu Anfang unter No. 5 angeführte Bemerkungen.

2) S. 278 — 332. *Geist der dänischen Regierung in den wichtigsten und neuesten Verordnungen, die Finanzen betreffend.* Hier findet man das *Patent und die Ankündigungen der Anleihe, beide vom 8 Jul.* 1785 und die *Anordnung der Creditcasse vom 16 August* 1786, welche bereits sämtlich unter No, 1, 3 und 11 angezeigt worden. Der Vf. begleitet diese Verordnungen mit einigen sehr scharfsinnigen Anmerkungen. Ferner *Supplik der deputirten und commercirenden Bürger zu Husum, wegen des Unwerths der dänischen Bankzettel vom J.* 1782, welche das Uebel selbst und dessen Quellen wahr und kraftig und mit vieler Freymüthigkeit darstellt, und die richtigsten Grundsätze mit den einfachsten und einzig anwendbaren Vorschlägen verbunden in einer sehr edlen Sprache vorträgt. Die Königliche Resolution war: „dass der König von allem darinn angeführten „ohnehin genau unterrichtet sey, und in diesem, wie in „allen andern Fällen, alle den Umständen angemessene „nützliche und zur Zeit mögliche Maassregeln ins Werk „setzen lassen werde."

3) S. 522 — 526: *Sentiments sur notre état, et de moyens de le retablir*, par le C. de *R.* présentés au C. de *Struensee* par le C. de *H.* Enthält bloss allemeine Klagen und fromme Wünsche, und bezieht sich auf 2 andre den Ministern Schimmelmann und Bernstorff mitgetheilte hier nicht beygefügte Vorstellungen.

74) Germanien: *Geheime Hof- und Staatsgeschichte des Königreichs Dänemark.* Von dem *Marquis Ludwig d'Yves.* 1790. 118 S. 8.

In dieser augenscheinlich unter erdichtetem Namen mit höchster Freymüthigkeit geschriebener in der A. L.

Z. 1791. Bd. 1. S. 220 näher angezeigten Schrift findet sich unter andern die damalige Administration betreffenden Aufklärungen auch manches über die Geschichte der Kopenhagener Bank und über die Ueberschwemmung des Landes mit Bankzetteln. Die Facta selbst sind meistens schon aus den bisher angezeigten Schriften bekannt; aber man findet hier zugleich manches von den verborgenen Triebfedern entwickelt, und die Namen derjenigen genannt, die die Hand hauptsächlich im Spiel hatten. Schon im J. 1763 war die Krone der Bank 11 Millionen Rthlr. schuldig. In der Folge ward die Verflechtung der Bank mit der Krone immer verwickelter, und gab endlich im J. 1773, noch 3 Jahre vor Ablauf der den Actionisten zugesicherten 40 jährigen Octroy, dem damaligen Finanzminister *Schimmelmann* (dem Vater,) die lange gesuchte Gelegenheit, die bisherige Administration der Bank aufzuheben, und das Eigenthum derselben der Krone zuzueignen. Und itzt folgten denn alle die Finanzoperationen und Behelfe, welche das Land mit Papiergeld und schlechter Scheidemünze überschwemmten, das gute Geld in den Tiegel jagten, und durch unersetzliche Aufopferung des baaren Vermögens und des öffentlichen Credits dennoch nichts weiter bewirkten, als Palliativhülfe für die dringenden Bedürfnisse des Augenblicks, und Bereicherung geschickter Speculanten.

(*Die Fortsetzung folgt*)

ERDBESCHREIBUNG.

Gotha, b. Ettinger: *Ueber die Ruinen Herkulanums und Pompeii.* Nebst einer kurzen Beschreibung von den Schauspielen der alten Römer und Griechen. Mit Kupfern 196 S. 8. 1791. (1 Rthlr. 14 gr).

Eben diese abgekürzte Uebersetzung des 2ten Theils der *Voyage pittoresque de Naples et de Sicile* ist auch unter dem rechtmäfsigern Titel: *Neapel und Sicilien, ein Auszug aus dem grofsen* und *kostbaren Werke Voyage pittoresque de N. et S. de Mr. de Non* in eben der Buchhandlung erschienen. Ob die französische Beschreibung der vornehmsten herculanischen Gemählde und andern Alterthümer, die wir schon aus andern verdeutschten Werken darüber kennen, übersetzt zu werden verdiente, entscheiden wir hier nicht. Wenn sie aber der Vf., der sich am Ende der Zueignungsschrift Joh. Heinr. Keerl nennt, der Uebersetzung werth hielt so hätte er wenigstens den gemeinen Fehler vermeiden sollen, die griechischen Nahmen nicht so zu schreiben, wie der Italiener sie schreibt, nicht Eschilus statt Aeschylus, Pilades, statt Pylades, Toas statt Thoas, So fand sie der französische Vf. in dem italienischen Werke le Antichita d'Ercolano, aus dem er die Zeichnungen und Erklärungen der beschriebenen Alterthümer gröfstentheils entlehnte, und so behielt sie Hr. K. bey. Sonst ist die Uebersetzung im ganzen gut gerathen. Der Kupfer sind 8; 2 sind Copieen von 2 der besten herc. Gemählde, der sogenannten Amorhändlerinn, und der Bacchantin, die auf dem Rücken eines Centaurs sitzt: eins zeigt verschiedene Gefäfse, einen Altar und eine Lampe, die übrigen stellen Ruinen von Pompeii und einen Circus vor.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Frankfurt am Mayn*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Von Kommun- und Privatwäldern nebst einem Anhange von der Waldhüthung.* 1789. 8. 71 S. nebst 9 Tabellen und einer Kupfertafel. Bey der besten forstwirthschaftlichen Pflege der herrschaftlichen Waldungen, bleiben an vielen Orten die Commun- und Privatwälder fast ganz vernachläfsigt; ein Umstand, der selbst für die herrschaftlichen Forsten in der Folge nachtheilig seyn mufs. Der Vf. beschäftigt sich daher hier besonders mit den Commun- und Privatwäldern, deren bessere Behandlung er 1) in die forstgerechte Wirthschaft des wirklichen Holzvorraths, 2) in Cultivirung der forstmäfsig abgetriebenen Districte und 3) in Besaamung der Waldblöfsen setzt. In der ersten Abtheilung, wo der Vf. von der Vermessung der Waldungen handelt, theilt er die Beschreibung und Abbildung des Mefstisches von dem Marggräflichen Badischen Oberforstmeister Freyherrn von *Dettenborn* mit, und zeigt, wie die Forstrisse dadurch sehr erleichtert und vereinfacht werden könnten, wenn die Plätze nach den verschiedenen Holzarten, mit bestimmten Farben bezeichnet würden, statt dafs sie bisher mit Bäumen in den Zeichnungen angedeutet würden. Die Würdigung der Wälder zeigt der Vf. fafslich, und erläutert solche durch beygefügte Tabellen und Formulare. Von der Eintheilung der Wälder in Schläge und deren Abtreibung, werden die Regeln für die vorzüglichsten Holzarten beygebracht. In der zweyten Abtheilung wird von der Hege und Schonung der Waldungen, und von den Ursachen und der Nachhülfe bey ausbleibenden Nachwuchse gehandelt. Die letzte Abtheilung betrifft die Untersuchung des Bodens und dessen Zubereitung, so wie die für die Arten des Erdreichs schicklichsten Holzsorten. In dem Anhang von der Waldhütung werden noch einige Vorschläge beygefügt, solche den Waldungen weniger schädlich zu machen, und die Schläge auch so einzurichten, dafs die zur Hütung berechtigten, nicht mit Nachtheil des Viehes, zu weit an die entfernten Waldgrenzen kommen.

Berlin b. Maurer: *Geschichte der Churmärkischen Forsten und deren Bewirthschaftung, nebst einer Anleitung, wie sie hätten behandelt werden müssen.* Von C. F. K. 1789. 72 S. 8. mit 3 Kupfertafeln. Die Ursachen von dem Verfalle der Churmärkischen Forsten setzt der Vf. in die ihrer Gröfse und Holzbestand nicht angemessene Menge an Holz, welche sie abgeben mufsten, in der Art, wie man auf Kosten der Forsten die Domänen zu verbessern suchte, und in der späten Hülfe, welche in den neuern Zeiten dem schon zu grofsen Holzmangel entgegen kam. Der Vf. zeigt im Verfolg verschiedene Unbequemlichkeiten, welche bey der Art, wie man die Forsten in Schläge eintheilte, besonders in Ansehung der Hütungsinteressenten eintraten, und giebt nun Vorschläge die Schonungen dergestalt einzurichten, dafs die Hütung und Mastbenutzungen solchen weniger nachtheilig werden könne. Zuletzt kommen Vorschläge, Sandschellen zu Holzlatten anzuziehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. December 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Fortsetzung der Anzeige der über das Dänische Finanzwesen und die Schleswig Holsteinische Münzveränderung erschienenen Schriften.

In den bisher angezeigten 74 Schriften finden unsre Leser die Geschichte der Dänischen Münzzerrüttung, und der bis ins Jahr 1788 dawider angewandten Mittel in höchster Vollständigkeit. Aber so viel und heftig auch in diesen Schriften darüber herumgestritten wurde, was die Folge der beschlossenen Münzveränderung *seyn werde:* so wenig Befriedigendes findet man gleichwohl selbst in den spätesten derselben über die nach einem so lebhaften Streit doppelt interessante Frage, was denn die Folge derselben *wirklich geworden ist?* Zum Theil liegt dieses Stillschweigen wohl darinn, dass die Auffammlung dieser Erfahrungen für den Inländer, unter dessen Augen sie vorgingen, der sie allgemein sieht und weiss, weniger Interesse hat, als das Debattiren über noch nicht entschiedene Erwartungen. Zugleich aber und hauptsächlich ist wohl der Erfolg selbst die Ursache dieses Stillschweigens, indem keiner von beiden Theilen seine Erwartungen ganz erfüllt sah. Der Apologist des Münzplans, der bessern Wechselcurs, höhern Preis der Banknoten, und alleiniges Gelten der neuen Speciesmünze prophezeiht hatte, sah das Land nach wie vor nach Curantfuss rechnen, das alte Curantgeld, hauptsächlich im südlichen Theil der Herzogthümer, neben dem neuen in ruhiger Eintracht fort circuliren, den Wechselcurs und den Werth der Banknoten tiefer fallen, als jemals, — und schwieg. Der Gegner des Münzplans, der fortdauernd niedrigen Geldcurs, des Curantgeldes gegen Bankgeld und allgemeines Verschwinden der neuen Münze angekündigt hatte, sah die Münze im Lande bleiben, das alte sowohl als das neue Curant gegen Bankgeld zu einem seit langer Zeit nicht erreichten Curs steigen, — und schwieg gleichfalls. Indess war beides, der Fall des Wechselcurses, und das Steigen des Geldcurses, nicht reiner Erfolg der Operation selbst, sondern Folge vom Einfluss andrer Zeitumstände. Die Kriegsunruhen im Norden und die dadurch veranlassten Rüstungen störten den Ersparungs- und Schuldentilgungsplan der Regierung, den Gang der Gewerbe, und den öffentlichen und Privatcredit; diess veranlasste den niedrigen Wechselcurs, und den immer nahe an ihn sich anschliessenden erniedrigten Werth der Banknoten. Die sehr beträchtliche Masse der ausser Circulation gesetzten geringhaltigen Scheidemünze, und die, durch den in den letzten Monaten vor der Münzveränderung aus übertriebener Besorgniss unter den innern Werth gefallenen Curs des alten Curantgeldes veranlasste, häufige Auswippung und Einschmelzung aller schwereren Geldstücke, verminderte den Circulationsvorrath beträchtlich, und in einem die neue Ausmünzung weit übersteigenden Grade; dies veranlasste das eine Zeitlang selbst über den innern Werth der Münze hinaufgetriebene Steigen des Geldcurses vom Curant gegen Bankgeld, und machte, so lange dieser hohe Curs fortdauerte, jedes Einschmelzen, und selbst das Auswippen einer nicht gut justirten Münze, unvortheilhaft. Immer Schade für die Theorie, dass diese Einwirkung fremder Mitursachen es äusserst schwer, wo nicht für immer unmöglich machen wird, den reinen von ihr unabhängigen Erfolg der mit so vielem Scharfsinn entworfenen und mit eben so vielem Scharfsinn bestrittenen Operation jemals mit voller Zuverlässigkeit zu berechnen.

Rec. kann hier in diese Untersuchung nicht weiter hineingehen, zu der ihm überdies manche Data nicht nahe genug liegen: aber er wünscht, einen oder den andern unter den scharfsinnigen Münzpolitikern, die in diesem Streit als Schriftsteller aufgetreten, und den Erfolg als Augenzeugen zu prüfen im Stande sind, dazu aufmuntern zu können. (Einen Theil dieses Wunsches hat er schon in einer nachher unter No. 77 anzuzeigenden Schrift von Hn. Prof. *v. Eggers* erfüllt gefunden.) Er beschränkt sich also, theils als Beleg des vorhin gesagten, und theils als Stoff zu weitern Reflexionen für sachkundige Leser, hier blos die Hauptepochen im Steigen und Fallen des Geldcurses vom Dänischen alten Curant, Dänischen alten Schillingen, neuen Schleswig-Holsteinischen Speciescurant, als Species und als Curant, Hamburger Curant, und Zweydritteln, des Preises der Banknoten, und des Kopenhagner Wechselcurses, von dem Zeitpunkt zunächst vor dem Anfang der itzigen Dänischen Finanzverwaltung, bis auf die Zeit, wo er dieses schreibt, so herzusetzen, wie er sich dieselben theils aus den Hamburger und Altonaer Curszetteln, und theils durch Nachfrage bey mehreren der ersten Bankiers gesammelt hat. Der hier, so wie im Handel selbst, für alle diese Verhältnisse angenommene Maasstab ist Hamburger Bankgeld, oder mit andern Worten, der gangbare Preis des feinen Silbers, indem dieser immer ohne Abweichung auf 27 Mark, 10 Schill. Hamb. Banco für die Mark fein stehen blieb.

Procent schlechter als Hamburger Bankgeld.

	Dän. alt. grob Cur.	Dänische alte Schillinge	Schlesw. Holst. Spec. Cur.		Hamb. grob Cur.	Zwey Drittel	Kopenh. Banknoten	Kopenh. Wechselcurs auf 2 Monat Sicht.
			in Species	in Curant				
1783. Dec. 30.	$22\frac{1}{2}$	$23\frac{1}{2}$	—	—	22	$29\frac{1}{2}$	$36\frac{3}{4}$	$38\frac{7}{8}$
1784. Oct. 1.	$25\frac{1}{2}$	$26\frac{3}{8}$	—	—	$23\frac{1}{4}$	$31\frac{3}{4}$	$38\frac{7}{8}$	$39\frac{3}{4}$
— Dec. 3.	$25\frac{1}{4}$	27	—	—	$23\frac{3}{8}$	$30\frac{5}{8}$	$37\frac{3}{4}$	$38\frac{5}{8}$
1785. Sept. 30.	$25\frac{1}{2}$	$26\frac{1}{2}$	—	—	23	$30\frac{5}{8}$	$35\frac{5}{8}$	36
1786. Mart. 31.	$26\frac{1}{4}$	$27\frac{5}{8}$	—	—	24	$31\frac{1}{8}$	$34\frac{1}{2}$	$35\frac{1}{2}$
— Jun. 30.	28	$29\frac{1}{8}$	—	—	24	$32\frac{1}{2}$	$37\frac{3}{4}$	$38\frac{1}{4}$
— Oct. 3.	$28\frac{1}{4}$	$30\frac{1}{4}$	—	—	$24\frac{3}{4}$	$33\frac{3}{8}$	$38\frac{1}{2}$	$39\frac{1}{4}$
— Dec. 29.	28	31	—	—	25	33	$42\frac{5}{8}$	$43\frac{1}{2}$
1787 Dec. 28.	$27\frac{1}{2}$	31	—	—	24	33	$45\frac{3}{8}$	$46\frac{1}{2}$
1788 Apr. 1	29	$32\frac{1}{4}$	—	—	$22\frac{3}{4}$	$30\frac{1}{4}$	$42\frac{5}{8}$	43
— Jun. 27.	$30\frac{1}{8}$	$32\frac{7}{8}$	$\frac{3}{4}$ schlechter	26	$23\frac{3}{4}$	$32\frac{1}{4}$	$46\frac{1}{8}$	$46\frac{3}{4}$
— Sept. 12.	$28\frac{3}{8}$	$33\frac{1}{4}$	pari	25	22	$30\frac{5}{8}$	$46\frac{3}{4}$	$46\frac{3}{4}$
— Dec. 30.	$25\frac{3}{4}$	—	1 besser	$23\frac{3}{4}$	18	28	$53\frac{1}{4}$	54
1789 Mart. 31.	$24\frac{7}{8}$	—	pari	25	22	26	$54\frac{3}{8}$	56
— Dec. 29.	$22\frac{1}{4}$	—	4 besser	$20\frac{1}{8}$	21	$24\frac{1}{4}$	$59\frac{7}{8}$	60
1790 Jun. 29.	$24\frac{1}{2}$	—	$\frac{1}{2}$ besser	$24\frac{1}{4}$	$22\frac{1}{2}$	$28\frac{1}{2}$	$51\frac{3}{8}$	52
— Oct. 1.	$24\frac{1}{8}$	—	$\frac{3}{4}$ besser	24	$22\frac{1}{4}$	$29\frac{3}{8}$	$40\frac{5}{8}$	$41\frac{1}{2}$
— Dec. 28.	$24\frac{1}{4}$	—	$1\frac{3}{4}$ besser	$22\frac{7}{8}$	$22\frac{3}{8}$	$28\frac{1}{4}$	$40\frac{3}{8}$	$41\frac{1}{4}$
1791. Mart. 29.	$24\frac{5}{8}$	—	$\frac{1}{4}$ besser	$24\frac{1}{4}$	$23\frac{1}{2}$	$29\frac{1}{4}$	37	38
— Sept. 30.	24	—	$1\frac{3}{4}$ besser	$22\frac{3}{4}$	$22\frac{3}{4}$	30	$37\frac{3}{4}$	$38\frac{1}{4}$

Uebrigens erinnern unsre Leser sich, dass die Münzveränderung in den Herzogthümern, nach dem einmüthigen Zeugniss aller für den Münzplan erschienenen Schriften, nur der erste Schritt zu einer nach und nach über das ganze Land zu verbreitenden allgemeinen Münzveränderung, und zur allgemeinen Einziehung aller im Umlauf befindlichen Banknoten seyn sollte. Ein Theil dieses ferneren Plans, nemlich die *Einführung der Speciesmünze in die Königreiche mit und neben der vor der Hand im Umlauf bleibenden alten Curantmünze*, und der *wirkliche Anfang einer allmäligen Einziehung der Banknoten*, ist vor kurzem durch folgende Verfügungen realisirt worden:

75) *Patent, die Theilnahme an der Interessentschaft in einer zu errichtenden Dänischen und Norwegischen Speciesbank betreffend, vom 16 Febr. 1791.* (Steht auch in den zu *Glückstadt* herauskommenden *Schleswig-Holsteinischen Anzeigen vom Jahr 1791. 9* St. S. 193-202, *und in den Hamburgischen Addresscomtoirnachrichten vom Jahr* 1791. 17 Stück S. 128—131.

In dieser Publication wird ausdrücklich gesagt, dass der Zweck der Regierung dahin gehe, dem Geldwesen immer mehr und mehr die nöthige Festigkeit zu geben, und dass man bey der in den Herzogthümern im J. 1788 eingeführten Speciesmünze zur Absicht gehabt habe, diese Münze in der Folge der Zeit, wenn die Umstände solches gestatten würden, zur allgemeinen Landesmünze für sämtliche Reiche und Lande zu machen. Um diesem Zweck näher zu kommen, und allmälich den Königreichen gleichfalls eine solche auf einem sichern Grunde ruhende Landesmünze zu geben, solle 1) die bisherige Kopenhagener Bank ihre ausgegebenen Curantzettel allmälich einziehen und cassiren, und sodann diese Bank selbst aufhören; 2) für die Königreiche Dännemark und Norwegen eine neue Bank errichtet werden, deren Münze und Zettel Speciesgeld nach dem 1788 in den Herzogthümern eingeführten Fuss seyn solle; und 3) diese Bank, (bey welcher auch Pupillengelder und Güter milder Stiftungen angelegt werden dürfen,) einer durch Actien zu octroirenden Interessentschaft von Inländern, (unter den No. 76 näher zu erwähnenden Bestimmungen) und einer aus ihren Mittel von ihnen selbst erwählten Direction, übertragen werden. Mit dem Tage der Eröfnung der neuen Bank, (im Julius 1791) solle die vorige in Absicht aller neuen Anleihen und Discontirungen geschlossen, und ihre Geschäfte an die neue Bank übertragen werden, der allmäliche Abschluss der alten Geschäfte aber bey der alten Bank bleiben. Vermehrung der alten Curantzettel solle nicht weiter statt finden, und von den annoch im Umlauf befindlichen Zetteln jedes Jahr im Durchschnitt 750,000 Rthlr. theils durch allmähliche Einziehung der ausstehenden Anleihen, theils durch allmälichen Abtrag der Staatsschuld, und theils durch den jährlichen Zinsenertrag der annoch ausstehenden Schulden eingezogen und cassirt, und die jährlich cassirte Summe öffentlich bekannt gemacht, so lange aber noch alte Bankzettel in Circulation sind, solche im Privatverkehr sowohl als in den öffentlichen Cassen, und bey der alten Bank, so wie bisher, zu vollem Zahlwerth angenommen werden.

Zugleich mit diesem Patent erschien in Dänischer Sprache:

76) *Octroi nebst Reglement für die Dänische und Norwegische Speciesbank vom 16 Febr. 1791.*

Ein sehr sachreicher Auszug aus diesem von Meisterhand zeugendem und so viel Rec. weiss, bis itzt noch nicht in deutscher Uebersetzung erschienenen Reglement steht in den *Hamburgischen Addresscomtoirnachrichten v. J.* 1791. 17 *u.* 18 *St. S.* 131—133 *und* 137—139. Rec. muss sich hier auf die Hauptpunkte und auf die Auszeich-

Auszeichnung der ihm vorzüglich merkwürdig scheinenden Stellen durch andern Druck, einschränken. *I Abschn. Von der Grundverfassung der Bank, nebst deren Gerechtsamen und Verpflichtungen überhaupt.* Der 1 §. handelt von der Interessentschaft und der von der Regierung gänzlich unabhängigen Direction. Im 2—4 §. wird der Zweck der Bank dahin bestimmt, 1) *in Verhältniss zu ihrem baar vorhandenen Fonds* Specieszettel auszustellen und diese gegen Sicherheit und gangbare Zinsen auszuleihen; 2) als Giro- oder Assignationbank für baar eingebrachte Speciessummen zu dienen; und 3) die einzige öffentlich autorisirte Stelle für öffentliche und private Depositengelder abzugeben. Der 5—8 §. bestimmt den Münzfuss der Speciesmünze, deren Annahme bey den öffentlichen Cassen nach einem festen Verhältniss gegen Curant, und die jederzeit freye Realisation der Zettel auf gleiche Weise, wie bey der Altonaer Bank. (s. N. 52.) Der 9 §. setzt *das Verhältniss der in Umlauf zu bringenden Zettelmasse zu dem baaren Fonds der Bank, der Regel nach auf 9 zu 10, und deren höchste Vergrösserung im Nothfall auf 22 zu 10.* Der 10 §. bestimmt den Gang der täglichen Geschäfte. *II Abschn. Von dem Fonds der Bank, und den Einschüssen in dieselbe.* Der 11 §. bestimmt *den Fonds auf 2,400,000 Rthlr. Spec.* und jede Actie desselben auf 400 Rthlr. Der 12 §. bestimmt den ersten Einschuss auf 15 Pct. und den jährl. Nachschuss auf höchstens 20 Prct. Der 13 u. 14 §. handeln von der Bezahlung der Einschüsse, und von der Form der Actien. *III Abschn. Von den Darlehnen der Bank.* Im 15 §. wird die Dauer der Anleihen auf 1 bis 6 Monat; im 16-18 §. der Gegenstand der Anleihen, *mit Ausschluss von Grundstücken, Bankactien, und nicht in die Gewahrsam der Bank zu bringenden oder leicht verderblichen Waaren,* auf ⅔ bis ¾ des Werths der Pfänder, und auf Disconto Wechsel, bestimmt. Der 19 §. handelt von der Nachsuchung einer Anleihe; der 20 §. von den Zinsen; Der 21 §. von der Wahrung der zurückzuzahlenden Anleihen. *IV Abschn. Von den Mitteln und Geldern, welche der Bank zur Verwahrung überliefert werden.* Der 22 §. handelt von der Buchhalterey der Girobank; der 23 §. von der Disposition über diese Gelder; der 24—37 §. von der Einbringung und Zurücknehmung der Gelder, von der Abschreibung in Person oder durch Bevollmächtigte, von den Unkosten, und andern hierhin gehörigen Modalitäten. *V Abschn. Von der Verwaltung der Bank.* Der 39 §. handelt von der Unverbrüchlichkeit dieses Reglements; der 40 §. von den aus den Interessenten erwählten 15 Repräsentanten und den Generalversammlungen der Interessenten, *in welchen der König, falls er selbst Interessent wird, nicht stimmfähig ist;* der 41 §. von den 5 von den Repräsentanten erwählten Directoren; der 42—44 §. von dem Abtritt der Repräsentanten und Directoren und ihren übrigen Erfodernissen; der 45—46 §. von ihren Obliegenheiten; der 47 §. von den Officianten; der 48—53 §. von der Cassenführung, Revision der Bücher, Rechenschaft an den König über die Summe der umlaufenden Zettel, und deren Verhältniss zu dem baaren Geldvorrath, Beeidigung der Administratoren, und entstehenden Streitigkeiten. *VI Abschn. Von den der Bank verliehenen besondern Begnadigungen, Freyheiten und Vortheilen.* Diese werden im 54—68 §. bestimmt, in Absicht des Gebäudes, der Bewachung, der Kosten der ersten Einrichtung, der persönlichen Begünstigungen der Directoren und Officianten, der Arrestfreyheit aller Bankgelder, der Unverletzlichkeit des Fonds, der Befreyung auswärtiger Depositengelder von aller Besteurung, der Sicherstellung gegen Moratorien und Protectionen, der Befreyung vom Stempel, der Veräusserung der nicht eingelösten Pfänder, und der öffentlichen Autorität ihres Maasses und Gewichtes.

Einen ausführlichen Commentar über diese beiden Verfügungen enthält folgender Aufsatz:

77) *Ueber die Realisirung der Kopenhagener Bankzettel, und Einrichtung der neuen Dänischen und Norwegi- Speciesbank,* von Hn. Prof. *v. Eggers* in Kopenhagen. (In dem von ihm herausgegebenen *deutschen Magazin,* (*Hamburg b. Herold,*) *Jahrg.* 1791. 2 *St. S,* 190—247.

Der Inhalt dieser interessanten Schrift ist folgender: Durch den Krieg zwischen Russland und Schweden und die dadurch veranlassten kostbaren Rüstungen sey die Schleswig-Holsteinische Münzveränderung gerade in den allerungünstigsten Zeitpunkt gefallen, und dennoch sey — freylich mit aus andern (hier nicht entwickelten) zufälligen Mitverlassungen — keine von den befürchteten nachtheiligen Wirkungen erfolgt. Indessen hätten eben diese widrigen Zeitumstände die nachtheiligen Folgen des Papiergeldes vermehrt, und wegen der aus der Fremde gezogenen Bedürfnisse plötzlichen und beträchtlichen Fall des Curses veranlasst. (Der Vf. wiederholt hier die unsern Lesern bereits bekannte frühere Geschichte der Bank und des Papiergeldes.) Aus eben diesen Ursachen habe bis itzt die circulirende Zettelmasse nicht, dem ersten Plan gemäss, vermindert werden können; vielmehr habe sie aufs neue vermehrt, und die Kronschuld an die Bank vergrössert werden müssen, indem die ausgeschriebene Kriegssteuer theils zu den Kosten der Rüstung nicht hingereicht habe, theils zu langsam eingegangen sey. (Der Vf. rechnet den Belauf dieser Kosten auf 7 Millionen Rthlr., den Ertrag der Steuer und der eröfneten Anleihe zusammen auf 4 Millionen.) Blos die sehr glücklichen Erndten der Jahre 1739 und 90, und das dadurch bewirkte Uebergewicht im Handel, hätten einem noch tiefern Fall des Curses gewehrt. Dies alles sey denn der Regierung ein neuer Beweggrund geworden, sogleich nach hergestellter Ruhe den Geldverbesserungplan mit Ernst wieder vorzunehmen. Um den Königreichen, eben wie den Herzogthümern, eine allgemeine neue Landesmünze zu geben, habe es itzt an dem nöthigen Fonds gemangelt, und auswärtige Anleihen für diesen Endzweck wären theils nicht möglich, theils nicht rathsam gewesen. Die Verwandlung der Bankzettel in Creditscheine — (dahin ungefähr ging Hn. v. Oeders Vorschlag in No. 72). — würde, ohne Verzinsung, ihren Werth entweder gar nicht, oder doch nur auf kurze Zeit, gehoben haben; und sie zu verzinsen, hätte zu einer neuen unerschwinglichen Ausgabe geführt. Es sey also kein andrer Weg übrig geblieben, als die Realisation nach und nach vorzunehmen, die

Zettel bis dahin nicht außer Curs zu setzen, aber das zur Realisation anzuwendende Mittel nach einem andern Zahlwerth in Umlauf zu bringen, damit es nicht Landesmünze sey, und von der zu realisirenden Münze (soll wohl heißen: *Münzzeichen*) nicht vertrieben werde. (Diese Wirkung scheint Rec. nicht ganz consequent. Wenn ein im Preise gefallenes Papiergeld überhaupt alle baare Münze aus dem Lande treibt, so giebt es keinen Grund, warum dies eine Münze von anderm Zahlwerth weniger treffen sollte, als eine Münze von gleichem Zahlwerthe; dies lehrt die Natur der Sache, und dies lehrt die Erfahrung. Bis dahin müsse diese neue Münze blos *Handelsmünze* bleiben; erst alsdann, wenn der Thalerzettel wieder zum vollen Werth eines Silberthalers gestiegen sey, könne sie Landesmünze werden. Auf diesen Grundsätzen beruhe das Wesentliche des für die Königreiche bekannt gemachten Plans, als dessen alleiniger Angeber hier der Finanzminister, Graf *Schimmelmann*, genannt wird. — Das Uebrige des Aufsatzes enthält den Inhalt und eine umschreibende Erläuterung der beiden Publicationen No. 75 und 76, aus der Rec. blos einige ihm merkwürdig scheinende, und nicht gerade in dem Buchstaben des Gesetzes liegende Reflexionen ausheben will. Dahin gehört die Bemerkung, (S. 211.) dass die alte Bank auch in der Folge anstatt alter verschlissener Zettel neue von gleichem Werth austauschen könne, weil dadurch die Zettelmasse nicht vergrößert werde. Die ganze noch im Umlauf befindliche Zettelmasse rechnet der Vf. auf 16 Millionen; den Werth der der Bank versicherten Hypotheken, mit Inbegriff von 2 Millionen Actienfoderungen, mit denen die gesammte Königliche Schuld liquidirt wird, auf 9 bis 10 Millionen, die theils 4, theils 2 Prct. Zinsen tragen; aus diesen Zinsen, und durch Anweisung auf den sinkenden Fonds werde die jährlich zur Einziehung bestimmte Summe von 750,000 Rthlr. entstehen. Bey diesem Plan, meynt der Vf., müsse nach 10 bis 11 Jahren der Werth der Bankzettel dem baaren Gelde gleich seyn, und alsdann die itzt blos als Handelsmünze geltende Species Landesmünze werden können. Die bisherigen reinen Einkünfte der Bank, welche die Regierung dadurch für künftig aufopfere, und welche bey der neuen Bank nicht stattfinden, rechnet der Vf. jährlich auf etwas über 200,000 Rthlr. Die der neuen Bank vorgeschriebne Publicität erklärt Hr. *v. E.* mit Recht für das sicherste Mittel, selbst der Möglichkeit vorzubeugen, dass verkehrte Maasregeln jemals lange die Oberhand gewinnen können. Sehr lehrreich, aber keines Auszugs fähig, ist die Entwicklung der Grundsätze über das vorgeschriebne Verhältniss des baaren Geldfonds zur auszugebenden Zettelmasse, und über dessen Anwendung, S. 229—234.

Einige die Modalität der neuen Bankeinrichtungen betreffende *Verbesserungen* dieses Aufsatzes finden sich in folgenden *3ten Stück* des *deutschen Magazins* S. 358—360.

Einige Monate nachher erschien annoch folgende Publication:

78) *Verordnung wegen einer Anleihe von 560,000 Rthlr. Species gegen transportable Annuitaten zu vier Procent jährlicher Zinsen, welche in Altona eröfnet wird. Christiansburg d. 5ten Octob.* 1791.

Der Zweck dieser Anleihe soll keineswegs seyn, die Schuldenlast des Staats zu vergrößern, sondern eine gleich große Summe auswärtiger auf höhere Zinsen lautender Staatsschulden mittelst derselben zu tilgen. Von dieser Anleihe wird jährlich der 28ste Theil, also die ganze Anleihe in 20 Jahren, zurückbezahlt, und der jährlich zu dieser Zurückzahlung gelangende Theil durchs Loos bestimmt. Für diese Anleihe wird den Gläubigern eben die Sicherheit constituirt, die vorhin den itzt mittelst derselben zu tilgenden auswärtigen Anleihen bestimmt war, und die Bezahlung des jährlichen Abtrags ist auf den unter No. 1. erwähnten sinkenden Fonds angewiesen. Die Obligationen über diese Anleihe können beym Bankcomtoir in Altona zu jeder Zeit unentgeldlich transportirt werden.

Man sieht mit Freuden und wahrer Hochachtung, wie planmäsig und standhaft die itzige Administration in dem einmal eingeschlagenen Wege fortgeht, wie heilig ihr die Unverletzlichkeit und die Sicherheit des Privateigenthums, und der nie auf einem andern Wege, als auf diesem jemals zu begründenden Credit ihrer Anstalten ist, und mit wie sichern und weisen Schritten sie sich dem großen Ziele nähert, welches sie gleich von Anfang ins Auge gefasst hatte, und welches nur von kurzsichtigen Beurtheilern verkannt werden konnte.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Frankfurt am Main*, in der Andreäischen Buchh.: *Charakteristik inländischer Forstbäume und Sträucher in Tabellen kurz dargestellt:* Nebst einem alphabetischen Verzeichnisse der vornehmsten Schriftsteller über das Forstwesen, von *J. H. Andreä.* 1790. 8. 30 S., nebst 9 Tabellen größtentheils in Folio. Zu leichterer Uebersicht liefert der Vf. von den einheimischen Forstbäumen und Sträuchern, und zwar, dem Nadel- und Laubholze, so wie von den Forstobstbäumen, das vorzüglichst wichtige in diesen Tabellen. Nach den deutschen Benennungen der Holzart ist in selbigen die Größe der Bäume und Sträucher, die Beschaffenheit der Wurzel, der Rinde, des Holzes und der Blätter, die Blühezeit und die Art der Blüthe, die Beschaffenheit der Frucht, die Zeit ihrer Reife, die Art des Samens, wie lang er gut ist, bey welcher Witterung und wie der Same zu säen, welchen Boden er liebt, wenn er aufgeht, die Fortpflanzung des Holzes durch Steckreiser, nebst der Zeit und Art der Verpflanzung der jungen Stämme, ob und wenn der Baum zu Schlagholz dient, das Alter in welchem solcher seine Vollkommenheit bekommt, die Zeit seiner Fällung, die Benutzung des Holzes, der Früchte, Samen und übrigen Producte, endlich das Alter, welches die Holzarten erreichen, — angezeigt. Das vorgesetzte Verzeichniss enthält die vorzüglichsten Schriftsteller über das Forstwesen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. December 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Fortsetzung der Anzeige der über das Dänische Finanzwesen und die Schleswig-Holsteinische Münzveränderung erschienenen Schriften.

D. *Schriften, das Benehmen der benachbarten Staaten und Handelsstädte in Absicht der Schleswig-Holsteinischen Münz-Veränderung betreffend.*

Sämtliche angrenzende nach dem Lübschen Münzfuss rechnende Staaten und Handelsstädte haben auf Veranlassung der Schleswig-Holsteinischen Münzveränderung den ganz gleichen Weg eingeschlagen, dem bisher dort in Circulation gewesenen Dänischen groben Courant diese Circulation auch fernerhin zu gestatten, mit ausdrücklicher Verrufung der alten geringhaltigen Scheidemünze, und, wie aus der Einschränkung der Circulation auf *bisher* in Umlauf gewesenes Courant sich von selbst ergiebt, mit stillschweigender Ausschliessung der neuen Speciesmünze. Es gehört zu wenig zur Sache, die hierüber von jeder Seite erlassenen Publicationen einzeln anzuführen; man findet sie sämtlich in den Hamburgischen Zeitungen vom Jahr 1788., und die von der Stadt Hamburg auch bereits in *C. D. Andersons Sammlung Hamburgischer Verordnungen 2 Bd.* (*Hamburg 1789. 8.*) S. 322. 378. 411.

Oft und ernsthaft wurde bey dieser Gelegenheit, besonders in den beiden Städten Hamburg und Lübeck, der Vorschlag in Anregung gebracht, ob es nicht gerathen und ganz der rechte Zeitpunkt sey, bey dem durch den tiefen Fall des Curses wirklich bis zum Pari des Zweydrittelfusses und darunter gesunkenen Werth der circulirenden Münze, den schweren Lübischen Münzfuss mit einem leichtern Fuss zu verwechseln; und dieser Gedanke veranlasste an beiden Orten verschiedene gründliche und lehrreiche Aufsätze zur Prüfung und zur nähern Erläuterung dieses Vorschlags, welcher indessen bis jetzt an keinem von beiden Orten zur Ausführung gebracht worden, auch nach nunmehr wieder gestiegenen Curs, wohl schwerer zu realisiren seyn möchte, bey der wahrscheinlich nicht mehr sehr weit entfernten Verrufung des alten Dänischen Courantgeldes in den Dänischen Landen selbst aber, vielleicht in kurzer Zeit, aufs neue ausführbar und rathsam werden kann. Mit der Anzeige desjenigen, was von diesen Aufsätzen im Druck erschienen ist, und einigen andern verwandten Schriften, beschliesst Rec. diese lange Reihe von Recensionen.

Aus dem *Mecklenburgischen* sowohl als aus dem *Lauenburgischen* sind Rec. keine hierhin einschlagende Schriften zu Gesicht gekommen; seine Anzeige betrifft also bloss *Hamburgische* und *Lübeckische*.

a) *Hamburgische Schriften.*

79) Hamburg, b. Bohn: *Grundsätze der Münzpolitik in näherer Rücksicht auf den Lübischen Münzfuss* durch überzeugende Erfahrungen bestärkt, nebst zwey Anhängen *über den Schlagschatz* und *die Unmöglichkeit der Einführung einer allgemeinen Münze,* von *Johann Georg Büsch,* 1789. 168 S. 8.

Die *Hauptschrift* besteht aus 72 Aphorismen, jeder mit einem praktischen Commentar begleitet. Die Aphorismen selbst sind eben so viele Resultate tiefer Einsicht in den Gang des Münzwesens, und mit dieser Einsicht beobachteter Erfahrungen, und Rec. kennt keinen vollständigern und gründlichern Codex der Münzpolitik, als diesen. Die Commentare über einen jeden dieser Aphorismen entwickeln die Erfahrungen und Grundsätze, von denen jene das Resultat sind, und machen dadurch diese Schrift zugleich zu dem lehrreichsten Handbuch über das Studium dieser Wissenschaft. Aber beide sind, bey ihrer gedrungenen Kürze, keines Auszugs fähig, sondern wollen ganz und im Zusammenhange gelesen und studirt seyn, und erfodern selbst dann nicht nur einen aufmerksamen, sondern wirklich einen geübten und mit der Sache selbst vertrauten Leser, indem der Vf. viele Wahrheiten und Facta als bekannt voraussetzt, die dies wohl nicht für jeden seiner Leser seyn möchten. Ein dritter Gesichtspunkt, in welchem diese Schrift vorzüglich wichtig ist, ist die hier zuerst ausführlich und lichtvoll behandelte Geschichte des Lübischen Münzfusses, über die man in *Hirschens Münzarchiv* so wenig als in der *v. Praunschen Nachricht vom Münzwesen* den mindesten Aufschluss findet, und über die Hr. B. selbst auf den ersten Seiten noch mit Ungewissheit spricht, weil er erst während des Abdrucks die nöthigen Data auffand. Seine Resultate hierüber sind folgende: Der Lübsche Münzfuss ist gewissermaßen zufällig, und keinesweges durch Beredung und Vereinigung der Staaten entstanden, die sich nachher an denselben gehalten haben. Seine Benennung *Lübisch* rührt nicht etwan davon her, dass die Stadt Lübeck ihn zuerst erwählt hätte, sondern daher, dass er in denen Gegenden die Oberhand gewann, wo man nach Marken Lübisch zählte. *Er war ursprünglich ein Dänischer Münzfuss.* (Bey dieser Untersuchung scheint Hrn. B. doch eine in *Leibnizens Scriptor. Rer. Brunsvic. T. 3, IX.* vorkommende *notitia rei numar. Luneb. Hamb. et Lubec.* und eine im *Hannöverschen Ma-*

gazin v. J. 1782. S. 1010—1071. befindliche Abhandlung des sel Synd. *Kraut* in Lüneburg *über die Geschichte des innern Gehalts der Lübschen Währung in den mittlern Zeiten* unbekannt geblieben zu seyn, die beide sehr viele wichtige Aufschlüsse enthalten, freylich mehr über die frühere, als über die spätere Geschichte.)

Rec. beschränkt sich, aus dieser Schrift bloss einige ihm vorzüglich merkwürdig scheinende Stellen auszuheben, und hie und da mit Anmerkungen zu begleiten. S. 11. behauptet Hr. B. mit Recht, dass gutes Geld und schweres Geld keinesweges einerley, und dass keine Münze bloss deswegen gut, oder besser, als andre gleichnamige Münze sey, weil sie bey gleichem Zahlwerth mehr innern Gehalt habe. Rec. ist hierinn ganz mit Hn. B. einverstanden; aber es scheint ihm, dass die hie und da in einigen der vorhin angezeigten Schriften vorkommende Aeusserung: „nur schweres Geld „sey gutes Geld," bloss in Rücksicht auf Vollwichtigkeit d r Münze, nicht in Rücksicht auf schwerern oder leichtern Münzfuss gesagt war. Die S. 16. vorkommenden Beweise über die Nothwendigkeit eines (durch Gesetze) ungebundenen und (bloss) durch die Handlung regierten Verhältnisses des Zahlwerthes der goldenen gegen die silbernen Münzen, und die eben daselbst entwickelten Folgen der Einführung des zu 2 Rthlr. Courantgeld fixirten Dänischen Courantducatens, verdienen die höchste Aufmerksamkeit aller derer, die noch nicht von dieser Wahrheit überzeugt sind. S. 34. wird erwiesen, dass Deutschland in keiner Periode der gänzlichen Conformität im Münzwesen so nahe gewesen sey, als in der von 1690—1736. Dass eine Stadt, wie Hamburg, sich mit einer geringern Circulation, als von wenigstens 1 Million Thaler, behelfen könne, hält der Vf. S. 56. für unmöglich. S. 58 f. f. folgen die wichtigen Behauptungen: Einem jedem grossen oder kleinern Staat ist in Rücksicht auf seine *inländische* Circulation ein jeder Münzfuss zuträglich, wenn nur seine Münze gut und zuverlässig ist; in Rücksicht auf das *ausländische* Gewerbe aber ist derjenige Münzfuss einem Staat der zuträglichste, bey welchem die Geldumsätze mit andern Staaten, mit denen man handelt, und gerne forthandeln will, am leichtesten fortgehen. Ein handelnder Staat muss sich diese (mit baarem Gelde geführte) Handlung, der Schnelligkeit des Umsatzes wegen, eben so wichtig seyn lassen, als die grosse in die Ferne gehende (und durch Wechselzahlung betriebene) Handlung. Aus diesen Prämissen zieht Hr. B. S. 82 ff. die Folgen: Eine zum Münzrecht befugte Handelsstadt verfahre zweckwidrig, wenn sie einen nur ihr eigenthümlichen Münzfuss auswähle oder beybehalte; sondern derjenige Silbermünzfuss sey ihr der zuträglichste, 1) bey welchem der Anwohner die wenigste Abweichung von dem Zahlwerth finde, den seine Goldmünze bey ihm zu Hause hat; 2) bey dem sie andre manufacturirende Staaten gedeihen sehn, und bey dem sie den Transithandel am sichersten an sich halten könne; 3) der nicht mit einem Staat, dessen Münzwesen in einer gewissen Zerrüttung sey, zusammentreffe; und 4) der nicht bloss in einem einzelnen Staat neben ihr gangbar sey. Der Vf. lässt beyläufig merken, dass er in Hinsicht auf alle diese Gründe die Beybehaltung des Lübschen Münzfusses, und neue Ausmünzung nach diesem Fuss für Hamburg nicht gerathen halte, sondern dass es, seiner Meynung nach, gerathener sey, denselben bey Gelegenheit der holsteinischen Münzveränderung mit dem 20 Guldenfuss zu verwechseln. Die bey einer solchen Münzveränderung in Absicht der Reduction der Capitalien, Zinsen und Pensionen, und in Absicht der Preise der Dinge, des Tagelohns, und der täglichen Bedürfnisse besorglichen Schwierigkeiten hält der Vf. für weniger bedenklich, als man gewöhnlich glaubt, und ist der Meynung, dass ein billiger Durchschnitt und freye Concurrenz hier alles sehr bald ins Gleichgewicht bringen, und alsdann in sehr kurzer Zeit vermehrte Wohlfeilheit, wenn gleich bey höherm Zahlwerth, allgemein die Folge seyn werde. Die wichtige Reflexion, dass durch den tiefern Fall der alten Dänischen Schillinge im J. 1788 Hamburg und die umliegende Gegend bereits wirklich in den Fall eines leichtern Münzfusses gesetzt worden sey, ohne *dadurch* Nachtheil zu empfinden, ist freylich dem einsichtsvollen Vf. nicht entgangen, und die durch diese wirkliche Erfahrung praktisch entschiedenen Folgen eines leichteren Münzfusses sind von ihm S. 129. im Allgemeinen angedeutet worden. Aber Rec. hätte doch diese wirklichen Erfahrungen eines so merkwürdigen Zeitpunktes, wo es bey wirklicher Annahme eines leichteren Münzfusses nicht sowohl auf Einführung als auf Beybehaltung und gesetzliche Fixirung angekommen seyn würde, detaillirter herausgehoben gewünscht, und würde sich freuen, den würdigen Vf. annoch künftig zu einer nähern Entwicklung hierüber, in Rücksicht auf vielleicht dereinst wiederkehrende ähnliche Zeitumstände, veranlassen zu können.

Der *erste* dieser Abhandlung beygefügte *Anhang, vom Schlagschatz*, handelt zuerst von dem Begriff des Schlagschatzes, und dem Recht des Staats zu demselben. Alsdann von den verschiednen Mitteln, durch welche ein Staat zu einem Schlagschatz gelangen kann. Hierauf folgt die Ausführung des Satzes, dass der Schlagschatz das beste Mittel sey, dem Einschmelzen des Geldes durch gewinnsüchtige Menschen vorzubeugen. Hier zuerst von den Veranlassungen zum Einschmelzen. Es hat Statt, 1) wenn das gemünzte Gold und Silber zu Arbeiten der Kunst eine Brauchbarkeit hat, die das ungemünzte nicht haben würde; 2) wenn das rohe Silber oder Gold theurer verkauft werden kann, als das gemünzte. Dies letztre wird möglich a) durch schlechte Justirung der Münze; b) durch eine unrichtig gewählte Proportion des Goldes und des Silbers. Unter diesen Umständen ist allgemeine Ummünzung das einzige Mittel, dem Uebel abzuhelfen. Ferneres Fortmünzen nach dem alten Fuss hilft hier so wenig, als neue Ausmünzung nach dem alten Stempel, aber unter verändertem Gehalt, und als neue Ausmünzung unter veränderten Gehalt und Stempel, aber unter Beybehaltung des alten Geldes. Da es nicht möglich ist, jene Veranlassungen zur Einschmelzung ganz zu hemmen; so bleibt ein angemessener nicht zu kleiner Schlagschatz von wenigstens 4 Procent, und da, wo das freye Verhältniss des Gold- und Silberpreises hinlänglich gesichert ist, von doch wenigstens 2 bis 3 Procent das einzige Mittel, dem Einschmelzen zu wehren.

In

In den Erweisen und Erfahrungen über diese Sätze kann Rec. dem Vf. unmöglich folgen, aber schon diese kurze Entwicklung des Inhalts wird hinreichen, um den Kenner von der Wichtigkeit dieser Untersuchung zu überzeugen.

Den *zweyten* auf dem Titel nahmhaft gemachten *Anhang*, *über die Unmöglichkeit der Einführung einer allgemeinen Münze* sucht man in dem Buch selbst vergebens. Der Leser wird in Absicht seiner auf das nächste Stück der *Handlungsbibliothek* verwiesen, aus welchem wir ihn unter No. 81. anzeigen wollen.

80) *Ueber Bankgeld, Münze und Münzverwirrung, in näherer Rücksicht auf den Lübischen Münzfuss*, von *J. G. Büsch*, Prof., nebst zwey Anhängen *über den Schlagschatz und die Schwierigkeit der Einführung einer allgemeinen Münze*. (In *J. G. Büschs und C. D. Ebelings Handlungsbibliothek* 2 Band, (Hamburg b. Bohn, 1789. 8.) S. 329 — 494.

Rec. führt diesen unter einer veränderten Aufschrift in der Handlungsbibliothek vorkommenden frühern Abdruck der so eben unter No. 79. angezeigten Abhandlung hier bloss darum an, damit man sie nicht etwan für eine zweyte Abhandlung über diesen Gegenstand halten möge. Wahrscheinlich entstand dem Vf. erst später der Gedanke, sie durch einen besondern Abdruck unter einem noch passendern Titel gemeinnütziger zu machen. Der zweyte Anhang fehlt auch hier.

81) *Ueber einen in Europa einzuführenden allgemeinen Münzfuss*. (In *J. G. Büschs und C. D. Ebelings Handlungsbibliothek*. 2 Bd. S. 505 — 513.)

Dies ist der zu den beiden vorhergehenden Numern versprochene *zweyte Anhang*. Er besteht aus zwey Aufsätzen, der erstre von Hn. Prof. *Hegewisch* in Kiel, der zweyte von Hn. *Büsch*. Der erste Aufsatz handelt sehr kurz von den Vortheilen eines allgemeinen Münzfusses, von der Modalität der Ausführung dieses Vorschlags, und von den Schwierigkeiten dabey, in Rücksicht auf die erfoderliche Ummünzung, und den dabey wegfallenden Schlagschatz, (?) und auf die Reduction der Zahlungen. Am Schluss wird Hr. Prof. *Büsch* zu Mittheilung seiner Meynung aufgefodert. Dieser erklärt in dem zweyten Aufsatz die Sache für einen wohl nie zu erfüllenden frommen Wunsch, und findet noch wichtigere Schwierigkeiten, als die von Hn. *H.* angegebenen, in der Ungleichheit der Münzkunst in den verschiedenen europäischen Staaten, in dem anzunehmenden Verhältniss zwischen Gold und Silber, in der Unmöglichkeit, sich über einen ganz gleichen Schlagschatz zu vereinigen, und, in Rücksicht der Scheidemünze, in dem durchaus verschiednen Werth des Kupfers bey mehreren Nationen. Auch die Vortheile eines allgemeinen Münzfusses hält Hr. *B.* weniger gross und ausgebreitet.

82) Hamburg, b. Bohn: *Ueber den Hamburgischen Münzfuss*. Mit Rücksicht auf des Hn. Prof. *Büsch Grundsätze der Münzpolitik etc.* von *Georg Heinrich Sieveking*. 1789. 30 S. 8.

Sehr bestimmt, und, nach Rec. Ueberzeugung, sehr richtig, erklärt sich der Vf., (einer der ersten Hamburgischen Kaufleute,) über die schon oben in der Anzeige von Hn. B. Schrift (No. 79.) berührte Frage: ob da, wo die circulirende Münze im Curs bis zu einem dem leichtern Münzfuss gleichkommenden Preis gefallen ist, die wirkliche Einführung eines leichtern Münzfusses anzurathen sey, dahin: „Wenn man einem Lan„de, das sich bisher mit *fremdem* Gelde für die Circula„tion des *gemeinen Lebens* half, neues eignes Geld giebt, „weil das fremde verrufen wird, oder weil es gewippt „und gekippt ist, und einen schwankenden Werth hat, „und daher ein unzuverlässiger Maasstab des Werths „der Dinge ist; wenn dann dieses neue eigne Geld von „*eben dem* Werth ist, als der mittlere Werth des alten „fremden Geldes; so ist das, wenn es auch eine Abwei„chung von einem alten Münzfuss ist, doch keine wah„re Veränderung. Man giebt dann dem Lande in rich„tig gemünztem Gelde von bekanntem Gewicht (Schrot) „und Gehalt (Korn) solches Geld, wie *das* war, wo„nach es bisher im *gemeinen Leben* den Lohn der Ar„beit und den Preis der Dinge schätzte. Dann wird al„le Verwirrung vermieden, und es ist keine neue Be„stimmung der Preise und des Lohns nöthig." Aus diesem Grunde ist der Vf. darüber mit Hn. *B.* eins, dass es für Hamburg gerathener sey, einen leichteren Münzfuss einzuführen, als nach dem alten schwerern Fuss aufs neue auszumünzen. „Wir haben, sagt er sehr richtig, „durch den allmälichen Fall des Werths des fremden „Geldes den Lohn der Arbeit heruntergebracht; wir „hätten wahrlich sehr unrecht, ihn durch besseres Geld „wieder theurer zu machen. Ist irgend eine Erhöhung „des Lohns nothwendig und billig, so geschieht sie für „beide Theile nützlicher in *mehrern* Stücken Geld, als „in *schwerern*." Aber statt des von Hn. *B.* vorgeschlagenen 20 Guldenfusses räth Hr. *S.* lieber zu dem, dem damaligen Curs des dänischen Geldes am nächsten kommenden, und daher in der Einführung am wenigsten Schwierigkeit verursachenden, 18 Guldenfuss. Würde man aber überhaupt nicht die Annahme eines leichtern Münzfusses zuträglich halten; so glaubt Hr. *S.*, dass es wenigstens höchst gerathen seyn werde, das fremde Geld ferner neben dem inländischen fortcirculiren zu lassen. Die Gründe dafür sind mit vielem Scharfsinn auseinandergesetzt, und verdienen, als allgemein anwendbare Theorie, auch von auswärtigen Lesern Aufmerksamkeit. Das übrige der Schrift enthält einige freundschaftliche Erinnerungen gegen einzelne Behauptungen von Hn. *B.*, die keines Auszugs fähig sind.

83) Hamburg u. Lübeck: *Ueber den Hamburgischen Münzfuss*. Ein Sendschreiben an Hn. G. H. Sieveking. 1789. 24 S. 8.

Der ungenannte Vf. vertheidigt gegen Hn. *S.* die Beybehaltung des 17 Guldenfusses mit sehr schwachen Gründen, und mit vieler Weitschweifigkeit und Unbestimmtheit. Er meynt, der alte Münzfuss könne nicht durch Auswippung und Kippung der circulirenden Münze für falsch erklärt werden. (Eine Sache, wovon gar nicht die Rede war!) Durch den schlechtern innern Werth des

des Geldes sey der Annehmer bisher bloss unwissend betrogen worden; öffentliche Sanction dieses geringern Werths werde ihm die Augen öffnen, und Erhöhung der Preise veranlassen. Eben in dieser Verschlimmerung des Geldes liege eine Quelle der Verarmung. Der tüchtige Arbeiter werde durch zu niedrigen Lohn zurückgeschreckt. — Mit Gründen von ganz ähnlichem Gehalt, die eben so wenig, als diese, der Widerlegung bedürfen, sucht er auch die Schädlichkeit der Beybehaltung des Dänischen Geldes in der Circulation zu beweisen.

84) Holstein: *Fragmente hochluftiger Münzbelehrungen und Rathschläge. Nebst einer Nachschrift aus der niedern Luft.* 1788. 44 S. 8.

Ein elendes witzigseynsollendes Pamphlet über Festigkeit des Geldes, Schlagschatz, Einführung leichtern Münzfusses etc. Man sieht dem Vf. an, dass ihm die ersten Begriffe von allen diesen Dingen fehlen, und dass er gar nicht weiss, wovon die Rede ist. Eine Stelle zur Probe: „Ausserdem aber würden sie eine noch feinere „Politik beweisen, wenn sie einen leichteren Münzfuss „wählten, als ihre Nachbaren schon haben. Und so „wie schwerere Luft und jedes Schwere zur Erde hinab„sinkt, das Leichtere aber oben hinausschwebt, so wer„den sie auch alles schwerere Geld für ihr leichteres an „sich ziehen."

Der Verbindung wegen muss Rec. noch die beiden folgenden Schriften anführen.

85) Hamburg, b. Treder: *Ein Wort zu seiner Zeit über die Hamburgische Bank*, von *J. G. Büsch*, Prof. Im December 1790. 60 S. 8. (Steht auch, mit mehreren Zusätzen und Anmerkungen des Vf., in *J. G. Büschs und C. D. Ebelings Handlungsbibliothek* 3 Bd. 1791. S. 450—494.

Die Veranlassung und den Inhalt dieser kleinen Schrift hat Rec. bereits in deren Anzeige im 73sten Stück der A. L. Z. v. Jahr 1791. S. 581. angeführt. Bloss der Vollständigkeit, und der in der Handlungsbibliothek hinzugekommenen Zusätze wegen sieht er sich veranlasst, dieselbe hier dem Titel nach noch einmal anzuführen.

86) Hamburg, b. Treder: *Drey Schriften über Geld und Banken, besonders über die Hamburgische Bank.* Zweyte Auflage; veranstaltet von der Hamburgischen Commerzdeputation. 1791. 112 S. 8.

Der *erste* Aufsatz ist die bereits unter No. 47. angezeigte Abhandlung von Hn. *Schuback* mit einigen Zusätzen des Vf. vermehrt.

Der *zweyte* ist überschrieben: *An die sämtliche Herren Kaufleute, welche die gemässigte Vorstellung und Bitte wegen Abänderung der bey der hiesigen Lehnbanco eingerissenen Missbräuche an die löbl. Deputation des Commercii unterschrieben haben.* Dieser Aufsatz war bereits im Jahr 1768 geschrieben, und im Druck erschienen, und wurde durch seine richtigen und einleuchtend dargestellten Gründe damals, nebst dem folgenden dritten Aufsatz, die Hauptveranlassung zu der schon oben unter No. 39. erwähnten Zurückführung der Hamb. Bank auf feste und unabweichliche Grundsätze. Als Vf. ist der im Jahr 1788. verstorbene Hamburgische Senator *Lütkens* bekannt, ein Kaufmann von tiefer Handlungseinsicht, und von unvergesslichen Verdiensten um seine Vaterstadt.

Der *dritte* Aufsatz: *Gedanken von den Ursachen der zeitherigen Abwechslung des Hamburgischen Bancogeldes,* (wiederum von Hn. *Schuback,*) ist mit diesem gleichzeitig, und hat gleiches Verdienst mit demselben in Absicht der darinn vorgetragnen Wahrheiten selbst sowohl, als in Absicht der dadurch veranlassten gemeinnützigen Folgen.

Wahren Dank verdient die Hamburgische Commerzdeputation, nicht nur von ihren Mitbürgern, sondern auch von dem grössern deutschen Publicum, dass sie diese Schriften, voll gründlicher und richtiger Theorien über allgemeine Grundsätze des Bankwesens, und voll lehrreicher und warnender Erfahrungen, der Vergessenheit entrissen, und durch diesen neuen Abdruck gemeinnützig gemacht hat. Gerne möchte Rec. sie bey dieser Veranlassung auffodern, so manche durch die Holsteinische Münzveränderung veranlasste bloss handschriftlich verbreitete, aber in Rücksicht auf die allgemeine Theorie des Gegenstandes selbst sowohl, als in Rücksicht der Ausführung, eben so lehrreiche als interessante Aufsätze für und wider den vorhin erwähnten Vorschlag eines leichtern Münzfusses, gleichfalls für das grössere Publicum gemeinnützig zu machen. Eine unparteyische Zusammenstellung der damals vorgetragenen Theorien und Erwartungen, mit den nachher erfolgten Erfahrungen, würde diese Mittheilung noch lehrreicher machen.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Kopenhagen*, b. Schulz: *Frode og Fingal.* Skuespil i fem Optoge af *C. Pram.* 1790. 120 S. kl. 8. *Ebendas.* *Höstgildet.* Et Syngespil i een Act ved *Thomas Thaarup.* 1790. 48 S. 8. Beides zwey sehr vorzügliche Stücke von zwey allgemein beliebten Dichtern bey Gelegenheit der Vermählung des Kronprinzen geschrieben und zum erstenmal aufgeführt. N. 1. ist ein rührendes Schauspiel, wozu der Stoff aus der nordischen Geschichte, dem wesentlichen nach von Saxo Lib. II. erzählt, hergenommen ist, und das sich besonders durch die darinn herrschende edle Gesinnungen und durch die schöne Sprache auszeichnet. N. 2. ist ein interessantes Singspiel, in welchem der Dichter eine ganz einfache Handlung durch Darstellung nationaler Sitten und Empfindungen sehr anziehend gemacht, und dabey den edlen Endzweck gehabt hat; Einigkeit und gemeinschaftliche Dankbarkeit gegen eine gute Regierung den Dänen, Norwegern und Holsteinern zu empfehlen. Die Gesänge sind vortrefflich und ganz natürlich und passend angebracht. Die Musik von Herrn Kapellmeister *Schulz* ist so, wie man sie von ihm erwarten muss.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. December 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Beschluss der Anzeige der über das Dänische Finanzwesen und Schleswig-Holsteinische Münzveränderung erschienenen Schriften.

b) *Lübeckische Schriften.*

87) Lübeck, b. Romhild: *Ueber die Einführung eines neuen Münzfusses in Lübeck,* als eine weitere *Aufklärung meines Plans von groben Schillingsgelde,* nebst einem *Vorschlag zur Anlegung einer Girobank von Speciesgeld;* von *Karl Gottfried Wildtfanck.* 1789. 35 S. 8.

Hr. *W.*, Kaufmann und itzt Rathsherr in Lübeck, räth seiner Vaterstadt zu eben dem Plan, den Hr. *Sieveking* (No. 82.) für Hamburg vorschlug, nemlich zur Annahme des 18 Guldenfusses. Seine Gründe in Rücksicht auf Lübeck sind folgende: Der schwere Münzfuss habe immer dem Aufkommen der Fabriken entgegen gewirkt, weil diese nur bey wohlfeilem Arbeitslohn, und folglich nur bey leichtem Münzfuss bestehen könnten. Man habe daher bey dem 1727 zwischen Dänemark, Hamburg und Lübeck getroffenen, und itzt durch die Schleswig-Holsteinische Münzveränderung von dänischer Seite stillschweigend aufgehobenen Münzverein sehr unrecht gehabt, einen schwerern Münzfuss, als den bis dahin üblichen anzunehmen. Durch den allmählichen Verfall des dänischen Geldes habe Lübeck weit mehr gelitten, als Hamburg, weil letztres nur zum kleinen Umsatz Courantgeld brauche, übrigens aber nach Bankgeld rechne, dagegen fast das ganze Lübeckische Vermögen bloss in dänischem Courant bestehe, und folglich in Verhältniss des allmählich gesunkenen Curses in sich selbst vermindert worden sey. So bald man itzt die Circulation bloss auf die inländische nach dem alten schweren Fuss ausgeprägte Münze einschränken wolle, werde dieser Verlust auf eine schreckliche Art fühlbar werden, und als eine wahre Reduction des gesammten Vermögens erscheinen, die Schwierigkeit der Ausmünzung eines zur Circulation hinlänglichen Münzvorraths und den dadurch entstehenden Kostenaufwand ungerechnet. Der für Lübeck so wichtige Detailhandel mit den angrenzenden Provinzen, und die nicht weniger wichtigen Speditionsgeschäfte, würden bey Wiederherstellung des schweren Münzfusses zu Grunde gehen. Arbeitslohn, Handausgaben, und die Preise aller Bedürfnisse würden dadurch vertheuert werden, und das neu ausgemünzte schwere Geld werde bloss dazu dienen, die Münzstädte der nach leichterm Münzfuss rechnenden Nachbaren zu versorgen. Sich, wie bisher, bloss mit dem dänischen Gelde zu behelfen, könne eben so wenig gerathen seyn, wegen der bey fernerm Fall des Curses unvermeidlich mit fortschreitenden Verminderung des Werthes alles Vermögens. Lübeck müsse also münzen, und zwar nach dem, den in Mecklenburg gangbaren Zweydritteln gleichen, und der neuen Schleswig-Holsteinischen Münze sowohl, als dem innern Werth des itzt in Lübeck circulirenden alten dänischen Courants sehr nahe kommenden, und daher in der That schon wirklich stillschweigend eingeführten 18 Guldenfuss. Der Vf. sucht durch Berechnung darzuthun, dass diese Ausmünzung ohne Verlust vorgenommen werden könne. Es werde also bey dieser Veränderung mit dem Handelsvermögen sowohl, als mit den Preisen der Dinge beynah gänzlich in der dermaligen Lage bleiben. Die nach dem schweren Fuss angeschlagenen Contributionen, belegten Capitalien und Gehalte aber könnten mit dem noch übrigen, gleichfalls in Circulation bleibenden, Rest des alten schweren Geldes, und falls dieser nicht hinreichen würde, mit dem nach gleichem Fuss ausgeprägten Hamburger Courantgeld bestritten werden.

Der Vf. beschliesst diese eben so gründliche als lichtvolle Untersuchung mit der Prüfung der Frage: Ob die Anlegung einer Bank für Lübeck ausführbar und nützlich seyn könne? Er setzt voraus, dass bey diesem Vorschlag nur von einer Girobank, nicht von einer Zettelbank, die Rede seyn müsse, und dass der Fonds am besten auf ein dem neuen Schleswig-Holsteinischen Speciesgelde gleichkommendes Speciesgeld gesetzt werden könne. (Warum nicht lieber auf feines Silber, und einen darnach bloss als Rechnungsgeld idealisirten Bankthaler?) Alsdann, glaubt er, könne, ausser der Erleichterung des Umsatzes, auch vielleicht Herbeyziehung von Wechselgeschäften, (besonders wenn man wohlhabenden Juden nicht mehr den Aufenthalt verweigern würde,) dadurch bewirkt werden. (Nicht auch der noch grössre Vortheil der Fixirung alles Vermögens in diesem Bankgelde, und der Vorbeugung aller künftigen Möglichkeit, dasselbe je wieder durch Münzverfall in sich selbst verringert zu sehen? — Dies letztre würde Rec. für den wichtigsten und wesentlichsten Vortheil von allen halten.)

Der auf dem Titel erwähnte *Plan von grobem Schillingsgelde* von eben diesem Vf. ist, so viel Rec. weiss, nicht gedruckt erschienen, eben so wenig als einige andre theils vor, theils nach der hier angezeigten Schrift von ihm in dieser Angelegenheit entworfene Aufsätze. Sehr zu wünschen wäre es, dass Hr. *W.* sich entschliessen möchte, auch diese durch den Abdruck, allenfalls in einem oder andern der in dortigen Gegenden herauskommenden Journale, gemeinnütziger zu machen.

88) Lübeck, b. Donatius: *Anfangsgründe der Münzwissenschaft, besonders in Beziehung auf den Lübeckischen Münzfuss*, entworfen von *M. Friedrich Daniel Behn*, des Lübeckischen Gymnasiums Conrector etc. 1789. 231 S. 8.

Hr. *B.* holt sehr weit aus, und beginnt mit arithmetischen und analytischen Anleitungen, die er billig als bekannt hätte voraussetzen mögen. Im *1sten Abschnitt* handelt er von der geometrischen Proportion und ihrer Anwendung. Im *2ten Abschn.* von der Regel Detri, der Mixtion und Alligation. Im *3ten und 4ten Abschnitt* kommt er auf die in der Münzwissenschaft gebräuchlichen Gewichte, und auf die zur Bestimmung des innern Gehalts des Goldes und Silbers anzuwendenden Werkzeuge, und deren Gebrauch. Der *5te, 6te u. 7te Abschn.* lehren den Gebrauch der Alligationsregel, die Beschickung im Tiegel, und die Berechnung des Preises der Mark fein im Einkauf. Ueber alle hier benannte Gegenstande findet man hier viel Vollständiges in guter Ordnung, welches indessen für den Kenner auf keine Weise neu, für den Nichtkenner aber, dessen Belehrung Hr. *B.* doch, der Einleitung zufolge, hauptsächlich zur Absicht hatte, weder lichtvoll noch anziehend genug vorgetragen ist. Sehr gewundert hat es Rec., da Vollständigkeit des Vf. Hauptabsicht war, die Lehre vom Schlagschatz, und die Lehre vom Münzfuss, und von dessen Verschiedenheit, bloss beyläufig mit wenigen Worten berührt zu finden. Ueberhaupt muss man in dieser Schrift weder die staatswissenschaftliche Theorie der Münzpolitik, noch Handlungsgrundsätze über den Geldhandel suchen, eben so wenig als die Technologie der Münzkunst, sondern hauptsächlich nur eine Anleitung zu den Kenntnissen des Münzwardains. Im *8ten Abschn* liefert der Vf. eine kurze Geschichte des Lübeckischen Münzwesens vom 12ten bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts. Sie ist meistens aus *v. Melle Abhandlung von Lübeckischen Münzen* zusammengetragen, und bereichert die dort vorkommenden Nachrichten mit einigen merkwürdigen Beyträgen. Der *9te Abschn.* ist überschrieben: *Von dem Lübeckischen Münzfuss.* Hier erzählt der Vf. erst die Geschichte des Lübeckischen und Hamburgischen Münzwesens in diesem Jahrhundert, und der Münzirrungen mit Dänemark in der ersten Hälfte desselben, meistens nach den in der *Klefekerschen Sammlung Hamburgischer Gesetze und Verordnungen* davon gegebenen Nachrichten. Nicht ganz richtig (man sehe Hn. *Büsch's* unter No. 79. angezeigte Abhandlung.) — behauptet er: der Lübische Münzfuss sey erst bey dieser Gelegenheit durch Convention beider Städte entstanden. Alsdann folgen Tabellen über das Pari der verschiedenen in Deutschland gangbaren Arten des Münzfuses gegen Bankgeld und gegen den Lübschen Münzfuss und über Schrot und Korn der verschiednen nach Lubschen Fuss ausgemünzten Geldsorten. Den schweren Münzfuss mit einem leichtern zu verwechseln, hält er, der vermehrten Münzkosten wegen, nicht rathsam, obwohl er selbst gesteht, dass auch nach dem schweren Fuss nicht mit Vortheil gemünzt werden könne. Der *10te Abschn.* handelt von den Regeln der Devalvation in specieller Rücksicht auf die nach Lübischem Fuss ausgeprägten Münzen. Im Vorbericht verspricht der Vf. noch einen Nachtrag zur weitern Erläuterung der Frage über die Einführung eines leichtern Münzfuses, der Rec. aber bis itzt nicht zu Gesicht gekommen ist.

Eine noch in demselben Jahr angeblich erschienene *zwote sehr vermehrte Ausgabe* dieser Schrift kann Rec. unmöglich für eine wirkliche neue und am wenigsten für eine wirklich vermehrte Ausgabe anerkennen, da nicht nur die Seitenzahl vollkommen dieselbe ist, sondern auch sogar die auf der letzten Seite der ersten Ausgabe bemerkten Druckfehler in den mit dem Titel einer zweyten Ausgabe versehnen Abdrücken wörtlich dieselben sind.

89) Ebendas.: *Lübeckisches Münz- und Medaillenkabinet*, gesammelt von *Ludolph Heinrich Müller*, mit erläuternden Anmerkungen und vorangesetzter Münzgeschichte, herausgegeben von *Johann Hermann Schnobel*, Musikdirector und Cantor am Gymnasio. 1790. 184 S. 8.

Dieser bereis im 207ten St. der A. L. Z. vom Jahr 1791 von einem andern Recensenten ausführlicher angezeigte raisonnirende Katalog einer äusserst vollständigen, durch ein Vermächtniss des Besitzers itzt mit der Lübeckischen Stadtbibliothek verbundenen, Sammlung Lübeckischer Münzen und Medaillen, ist ein schätzbarer Beytrag von Materialien zur Geschichte des Lübeckischen Münzwesens nicht nur, sondern auch zur Geschichte des Lübschen Münzfuses überhaupt. Die vorangesetzte Lübeckische Münzgeschichte ist, wie auch der Vf. in der Ueberschrift bemerkt, aus der im J. 1787 von ihm umgearbeiteten *von Mellischen Nachricht von Lübeck* wörtlich entlehnt worden, jedoch mit Weglassung der dort unter dem Text beygefügten historischen Beweise, die Rec. hier ungerne vermisst hat. Wer dieses Buch, *v. Mellens* grösseres Werk *von den Lübeckischen Münzen*, *Langermanns Hamburgisches Münz- und Medaillenvergnügen*, die in den *Behnschen Anfangsgründen* (No. 88.) vorkommenden historischen Erläuterungen, Hn. *Büschs* unter No. 79. angezeigte Schrift, die dort vom Rec. angeführten Aufsätze von *Leibnitz* und von *Kraut*, und eine auch von Hn. Büsch angeführte Schrift des berühmten Calculators seiner Zeit, *Clausberg*, *Gespräche im Reiche der Wahrheit über die Hamburgischen Münzirrungen*, (1735. 4.) beysammen hat; der besitzt so ziemlich die meisten Materialien, um der noch immer in ihren frühern Perioden mancher Dunkelheit unterworfen bleibende Geschichten des Lübischen Münzfuses diejenige Aufklärung zu verschaffen, deren sie Rec. noch wirklich in einem höhern Grade fähig hält.

Schliesslich ist Rec. noch die Berichtigung einer in das 275ste Stück dieser Blätter eingeschlichnen literärischen Unrichtigkeit schuldig. Von den dort unter No. 4. angezeigten *Briefen über den neuen Finanzplan für Dänemark* war Hr. *Etatsrath Lawätz in Altona* als Vf. genannt worden. Rec. glaubte, einer frühern Anzeige dieser Schrift von einem andern Recensenten im 62sten St. der A. L. Z. v. J. 1786. Bd. 1. S. 593. in dieser Ausgabe

Angabe um so sicherer folgen zu können, da derselben damals nicht widersprochen worden war. Er kann itzt aber, nach einer von Hn. *Lawätz* selbst hierüber gegebenen Erklärung, mit Gewissheit versichern, dass derselbe von dieser Schrift nicht Verfasser sey.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Barth: *Allgemeine Ideen über die einer jeden besondern Menschenklasse Deutschlandes zu wünschende Ausbildung und Aufklärung.* Als Vorarbeit zu einem allgemeinen Schulverbesserungsplane. 1790. 193 S. T. X S. Vorr. 8.

Diese Schrift ist eine Beantwortung der in der Hamb. Zeitung 1787 bekannt gemachten Preisfrage: Ueber die einer jeden Menschenklasse etc. ist auch von der Gesellschaft der Revisoren des Schul- und Erziehungswesens (der die Beurtheilung aufgetragen war) für die beste unter den eingesandten Schriften erklärt, aber dennoch nicht gekrönt worden, aus Ursachen, welche die Herren Revisoren wohl am besten wissen mögen. Nun ist Rec. nicht der Erste, welcher bemerkt, dass man, um Schriften, die durch aufgegebene Fragen veranlasst worden sind, richtig zu beurtheilen, bey den Fragen anfangen müsse. Denn, da niemand anders antworten kann, als er gefragt wird, so muss man bey dem Ideengange eines solchen Vf. immer Rücksicht auf die Frage nehmen, die ihn leitete. Die Aufgabe, von der hier die Rede ist, hiess: „*Was für eine Art von physischer, literarischer „und sittlicher Ausbildung, oder, welche Kenntnisse und „Fertigkeiten gehören nach dem dermaligen Weltzustande „für jede besondere Menschenklasse in Deutschland, wenn „sowohl das öffentliche als das individuelle Wohl am zweck„mässigsten und besten dadurch befördert werden soll?*" — Das ist nun die Frage, durch deren vollständige Beantwortung eine gründliche Schulverbesserung möglich gemacht werden soll. Wohl uns, wenn wir mit der gründlichen Schulverbesserung schon so weit sind, dass es nur noch auf die Beantwortung dieser Frage ankommt, um sie zu vollenden. Aber Rec. dünkt, es müsste vorher noch manche andere Frage beantwortet werden, die unsere Schulverbesserer entweder gar übersehen haben; oder, durch deren richtige Beantwortung sie zu sehr an die Unzulänglichkeit ihrer Plane und Unternehmungen erinnert worden sind. Ueberhaupt scheinen manche unserer Herren Pädagogiker der Bestimmung und Zubereitung der *Materia paedagogica* einen allzugrosen Einfluss auf die zu hoffende Schulverbesserung beyzulegen. Sie glauben das grosse Hinderniss gehoben zu haben, wenn nur bestimmt ist, was der junge Mensch *lernen soll*; und wenn es so vorgerichtet ist, dass es nun ganz bequem *gelehrt werden kann*. Freylich ist dieser Punkt für das System einer gewissen speculativen Pädagogik einer der wichtigsten. Aber, was hilft das, so lange nicht ausgemacht ist, was wir zu thun haben, um den jungen Menschen dahin zu bringen, dass er das alles lernen *will* und *kann*? oder vielmehr, so lange wir das hierüber ausgemachte nicht wirklich thun? Doch gesetzt, dass die genugthuende Beantwortung einer solchen Frage den Bemühungen für die Schulverbesserung einen merklichen Schwung geben konnte, so war doch bey Abfassung derselben eine nöthige Bestimmung vergessen. Nemlich: wenn wir nun gleich wissen, welche Kenntnisse und Fertigkeiten nach dem gegenwärtigen Weltzustande für jede besondere Menschenklasse *gehören*, so ist doch gewiss nicht anzunehmen, dass alle diese Kenntnisse und Fertigkeiten jeder Menschenklasse *durch den Schulunterricht* beygebracht werden können und müssen; sondern vermöge des Bezugs, den diese Frage auf die Schulverbesserung haben sollte, war auch zu bestimmen: *welcher Theil dieser Kenntnisse und Fertigkeiten, nach Abrechnung alles dessen, wozu jeder Stand seine Zöglinge bey Treibung der ihm eigenen Geschäfte selbst bildet, der Bildung durch den Schulunterricht überlassen bleibe.* Es sey nun, dass Herr Rath Campe (als Aufgeber) diese Bestimmung bey seiner Frage nicht nöthig gefunden, oder dass er sie einer folgenden Aufgabe hat vorbehalten wollen, so war es in keinem Falle dem Vf. der Beantwortung zu verübeln, wenn er auf gedachte Bestimmung keine Rücksicht nahm, sondern die Frage so beantwortete, wie sie da steht und also bestimmte, — nicht bloss, was die Menschen jeder Klasse in der Schule lernen, — sondern, was sie überhaupt, um ihre politische Bestimmung zu erfüllen, *wissen, können* und *seyn* sollen.

Das hat nun Hr. Rath *Andre*, (denn dieser ist Vf. der vor uns liegenden Schrift,) gethan — so gethan, dass er keinem Theile der Frage die befriedigende Antwort schuldig geblieben ist. Die Schrift zerfällt nemlich in zwey Theile, in deren erstem gezeigt wird: was für Kenntnisse, Geschicklichkeiten und Fertigkeiten insonderheit für den Stand der Landleute — für die untersten Stände der Städtebewohner — für den mittleren Bürgerstand — für den geistlichen Stand — für Erzieher und Schulleute — für Aerzte und Wundärzte — für Rechtsgelehrte — für Geschäftsmänner und Staatsleute — für den gemeinen Krieger und Kriegsanführer — für das weibliche Geschlecht, mit Unterscheidung des untersten, mittleren und höheren Standes — gehören. Der zweyte Theil beantwortet die Fragen: Was für Uebungen und Gegenstände des Unterrichts haben 1) alle diese Menschenklassen mit einander — 2) Einige derselben mit andern gemein? 3) Was für welche bedarf jede insbesondere? 4) Was für welche kann die eine oder andere füglich entbehren? In Absicht auf die dritte Frage hat Rec. die Preisaufgabe anders verstanden als der Vf. Er glaubte nemlich, es sollte bestimmt werden: Welche Uebungen und Lehrgegenstände jede Menschenklasse nach Abzug derer, die sie mit andern gemein hat, nun noch *ausschlüsslich für sich* brauche? Der Vf. aber hat alle die Uebungen und Unterrichtsgegenstände, die jeder Klasse zu den im 1sten Th. von ihr gefoderten Kenntnissen und Fertigkeiten beförderlich sind, hier nochmals kurz angegeben. Dabey hat er nun freylich der Noth, sich selbst zu wiederholen, nicht ganz entgehen können; indessen wird dem Leser die Mühe, manches zweymal zu lesen, durch die hier wieder angefügten neuen Bemerkungen reichlich vergütet. Hierauf noch eine Zusammenstellung der Resultate, und der Schluss, in welchem einige Bedingungen, unter denen die Ausführung eines nach diesen Ideen entworfenen Schulplans mög-

lich

lich seyn würde, angegeben sind. Wegen der Menge der Unterabtheilungen, die zu einer solchen Darstellung erfodert wurden, konnte der Vf. seine Idee nicht mit ausführlichen Beweisen und Erläuterungen ausschmücken, sondern musste sich begnügen, sie kurz, aber in lichter Ordnung, vorzutragen. Dadurch hat freylich die Schrift ein beynahe tabellarisches Ansehen bekommen. Indessen ist sie für den Leser, der nicht bloss Zeitvertreib sucht, nichts weniger als trocken; sondern, indem sie die divergenten Richtungen der menschlichen und gesellschaftlichen Thätigkeit unter einen so interessanten Gesichtspunct bringt, gewährt sie dem philosophischen Auge die sehr angenehme Uebersicht eines Feldes, welches, so angebaut, wie es hier empfohlen wird, für die ganze menschliche und bürgerliche Wohlfahrt eine wünschenswürdige Fruchtbarkeit verspricht, und enthält dabey so manches treffende Urtheil, so manchen bedeutenden Wink, dass sie nebst ihrer eigenthümlichen Bestimmung auch Text zu erbaulichen Lectionen für alle Stände seyn kann.

In einigen Stücken denkt Rec. anders als der Vf., aber zum Disputiren ist kein Raum mehr. Also nur noch eine einzige Bemerkung. Der Vf. räumt den wohlhabenden Dorfschaften in Deutschland, in Absicht auf die Culturanstalten, einen Vorzug vor den Aermeren ein, und trägt kein Bedenken, sie hierinn den untern Klassen der Städtebewohner gleich zu stellen. Sollte dadurch nicht die unglückliche *Uebercultur* der wohlhabenden Bauern, über die der Vf. S. 24 klagt, noch mehr befördert werden? — Doch nein! Das, was unser Vf. Uebercultur nennt, ist offenbar nichts anders, als Mangel an Cultur. Denn, *welcher Bauer die besten Stunden des Arbeittages, indess Knecht und Enke ohne Aufsicht sind, — mit der Lesung neuer Schriften zubringt, auf Monatsschriften abonnirt, und fünf bis sechs Sorten Wein im Keller führt*, der zeigt klar, dass sein Verstand *nicht genug* cultivirt sey, um zu beurtheilen, was seinem Stande und Verhältnissen angemessen, und seinem wahren Interesse zuträglich sey; dass seine Vernunft nicht genugsam cultivirt sey, um die ihr gebührende Herrschaft über die — hier nicht sowohl cultivirte als *verwöhnte — Sinnlichkeit* zu behaupten. Je mehr der Bauer *als Bauer* cultivirt ist — vorausgesetzt, dass die Cultur in wirklicher Erhöhung seiner Verstandesfertigkeiten und nicht bloss in aufblähender Buchstabenkenntniss bestehe: — desto weniger ist zu besorgen, dass er die Grenzen seines Standes überschreite. Ueberhaupt scheint die allgemeine und individuelle Wohlfahrt zu erfodern, dass man bey Bestimmung und Beförderung der Culturgrade für die verschiedenen Menschenklassen, nicht bloss auf Geschäft und Gewerbe, sondern auch auf Reichthum und Armuth Rücksicht nehme, (welches auch unserm Vf. nicht entgangen ist); denn jemehr Einer Mittel in Händen hat, desto mehr bedarf er, wenn's recht ist, Einsichten, um sie zu guten Endzwecken vernünftig anzuwenden. In der sehr bescheiden abgefassten und lesenswerthen Vorrede bezeichnet der Vf. den Erfolg der drey culturbefördernden Unternehmungen, der neugestifteten Erziehungsinstitute, des pädagogischen Revisionswerks und der gegenwärtigen Preisaufgabe mit dem passenden Epiphonema: *Infelix operis summa!* — Sehr richtig!

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Hildesheim*, b. Tuchfeld und Comp.: *Naturgeschichte und Beschreibung der Baumanns- und besonders der Bielshöhle, wie auch der Gegend des Unterharzes, worinn beide belegen sind*; von *Christian Friedrich Schröder*. 1789. 64 S. 8. (4 gr.) — Der Titel zeigt unsern Lesern ausführlich genug, was auf diesen Blättern enthalten ist, und ihr Gegenstand ist ebenfalls kein unbekannter, da die Baumannshöhle von sehr vielen Schriftstellern schon erwähnt ist, die Bielshöhle aber im Hannöverischen Magazine des Jahres 1788 St. 68. beschrieben worden, beider Höhlen auch Hr. *Lasius* (in seinen *Beobachtungen über die Harzgebirge* 1 Th. S. 196 — 202.), wiewohl ganz kurz, gedenkt. Inzwischen sind wir unsern Lesern das Geständniss schuldig, dass wir diese Bogen nicht ohne Vergnügen gelesen haben. Ein jeder hat seine eigne Art zu sehen, und das ist auch vorzüglich bey Hn. *Schröder* der Fall, daher findet man hie und da die Dinge aus einem ganz andern Gesichtspuncte betrachtet, als gewöhnlich geschieht. Dies ist aber den Wissenschaften nicht wenig günstig, dagegen selbige durch alle einseitige Betrachtungen, länger von der Wahrheit zurückgehalten werden. — Hr. *S*. geht von der meist angenommenen Meynung über die Entstehung der Höhlen, zumal der Kalkflötzen, *durchs Auswaschen*, ab. Dies setzt voraus, dass schon feste Kalklager da waren. Unser Vf. nimmt dagegen an, dass selbige gleich *während dem Austrocknen des Seeschlammes*, durch die Verminderung der zwischen den Kalksteinen befindlichen Wassermasse entstanden sind, und er leitet diese Verminderung wieder von einer doppelten Erscheinung her; nemlich: vom *Verdampfen* und von dem *Ablaufen* des Wassers, durch unterirrdische Klüfte. Jenes erzeugte, wie Hr. *S*. glaubt, eine Kruste, die am Ende zu einer gewölbten Decke ward; dieses aber bewirkte einen leeren Raum und eine Senkung der innern tiefer liegenden Masse, auch einen Einsturz der Seiten; daher jetzt die Höhle. — Wenn indessen der Unterstützungspunct sich senkte, und die Widerlager brechen, hätte da nicht das Gewölbe oder die Decke selbst nachfolgen müssen? —

Bey der Baumannshöhle hält Hr. *S*. sich nicht lange auf; desto länger bey der Bielshöhle, deren Beschreibung den grössten Theil dieses Aufsatzes einnimmt, und womit der Leser ziemlich zufrieden seyn wird. Uns war es besonders lieb, dass Hr. *S*. hier einen so richtigen Unterschied zwischen den wesentlich interessanten Puncten dieser Höhle und ihren Nebendingen macht; diese hervorzuziehen, und jene in ihr eigentliches Fach zu bringen weiss. Diese wird leider nur zu oft gar sehr vernachlässiget.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 8. December 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

London, b. Johnson; *Medical Communications.* Vol. 2. 1790. S. 527 in 8. nebst 4 Kupfertafeln.

Diejenige Gesellschaft von Aerzten in London, welche die Herausgabe dieser Sammlung besorgt, scheint sich diesmal Mühe gegeben zu haben, nur solche Abhandlungen aufzunehmen, welche der öffentlichen Bekanntmachung würdig sind. In dieser Rücksicht hat der Band grosse Vorzüge vor dem ersten. In demselben sind folgende Auffätze enthalten. 1) Krankengeschichte eines Mannes, welcher wiederum hergestellt wurde, nachdem ihm eine Kugel durch die Lunge gegangen war, von Hn. *Edward Rigby*, Wundarzte zu Norwich. Die Kugel wurde dem Kranken, aus einer Pistole, in die rechte Schulter geschossen. Zwischen der rechten Brustwarze und dem Sternum blieb sie unter der Haut stecken, und wurde durch einen Einschnitt herausgenommen. Der Kranke warf, mit heftigen Husten, geronnenes Blut aus. 2) Geschichte einer Umkehrung des Uterus, bey welcher die Punctur der Harnblase mit gutem Erfolge angestellt wurde, von *Richard Browne Cheston*, Arzt zu Gloucester. Zu der Umkehrung der Gebährmutter gesellte sich, bey einer Schwangern, eine Urinverhaltung. Ueber den Schaambeinen wurde eine Punctur in die Blase gemacht. Nachher nahm die Gebärmutter ihre natürliche Lage wieder an, und nach geendigter Schwangerschaft kam die Frau mit einem gesunden Kinde nieder. 3) Ueber einen Fall, in welchem die Flechse des *Biceps* bey dem Aderlassen durchstochen wurde, von Hn. *Thomas Colby*. Der Arm schwoll an, und nachher auch der Hals und das Gesicht. Es gesellte sich Fieber und Erbrechen dazu. Durch die Chinarinde wurde die Kranke hergestellt. 4) Geschichte eines Kindes, welches mit der Rose gebohren wurde, auf welche der Brand folgte, von Hn. Dr. *Robert Bromfield*. An dem Gesichte, an den Armen und an den Beinen des Kindes zeigte sich eine rosenartige Entzündung, und an den Zehen bemerkte man den anfangenden schwarzen Brand. Kampherspiritus, äusserlich aufgelegt, und Chinarinde innerlich gegeben, stellten das Kind wiederum her. 5) Beschreibung der Rose bey Kindern, wie sie sich in dem grosen Accouchirhause zu London zeigte, von *Maxwell Gartshore*. Alle Kinder, welche diese gefährliche Rose bekamen, starben daran, so lange bis ein Mittel gegen diese Krankheit ausgefunden wurde. Dieses Mittel war die Fieberrinde in starken Dosen, innerlich sowohl als in Klystieren gegeben. In den meisten Fällen zeigt sich die rosenartige Geschwulst zuerst in der Gegend des Nabels, von wo sie sich weiter ausbreitet. Ansteckend scheint die Krankheit nicht zu seyn: denn es wurden niemals mehrere Kinder in dem Hause zu gleicher Zeit damit befallen. 6) *Karl Kite* über einen ungewöhnlich grosen Abscess, zwischen dem Peritonäum und den Bauchmuskeln, welcher sich öffnete, und aus welchem der Eiter theils durch die äussere Oeffnung weggieng, theils aufgehustet wurde. 7) *Wilhelm Scott* über einen Fall, in welchem die äusseren Zeugungsglieder ganz abgeschnitten wurden. Mit einem scharfen Messer schnitt sich ein Mann selbst das männliche Glied, den Hodensack und die Testikel ab. Das Bluten hörte, nach kurzer Zeit auf, und der Kranke wurde geheilt, ohne dass er über Schmerzen klagte, oder ohne dass sich ein Wundfieber dazu gesellt hätte. 8) *Johann Pearson* über den Gebrauch des Opiums gegen die venerische Krankheit. Aus allen Versuchen erhellt, dass das Opium gegen die venerische Krankheit ein höchst unwirksames Mittel sey, welches nur dann hilft, wenn vorher Quecksilber gegeben worden ist. Unter 10 Fällen bemerkte man kaum einmal, dass es mit Nutzen gebraucht wurde. Die Fälle, welche Hr. Hofr. *Michaelis* beschrieben hat, beweisen nichts: denn, wie der Vf. bemerkt, waren unter diesen Fällen 15 *nicht venerisch*, und bey den übrigen bleibt es ungewiss, ob nicht dem vorher schon gegebenen Quecksilber die Kur möchte zuzuschreiben seyn. Ueberhaupt haben wir gegen die venerische Krankheit gar kein neues Mittel vonnöthen: denn unter 500 Fällen wird das Quecksilber, wenn es gehörig angewandt wird, kaum dreymal unwirksam seyn. 9) *Wilhelm Scott* über eine Wunde in dem Magen, welche glücklich geheilt wurde. 10) *James Lukas*, über eine Verhaltung des Urins, welche durch eine Punctur der Blase über den Schaambeinen gehoben wurde. 11) *Johann Pearson*, Wundarzt zu London, über eine Krankheit an dem Kopfe des Schienbeinknochens, mit der Beschreibung desjenigen, was sich bey der Section des Gliedes zeigte. Ein Mann fühlte, während dem er ging, einen starken Schmerz in dem linken Knie, und es schien ihm als wenn etwas darinn gebrochen sey. Durch Umschläge mit Essig legte sich die Geschwulst. Als er es aber versuchte, eine grosse Last aufzuheben, kamen Schmerz und Geschwulst wieder. Die Geschwulst war unter der Kniescheibe, und wurde für ein Anevrisma gehalten. Durch Umschläge wurde dieselbe abermals zertheilt, und der Mann ging herum. Die Geschwulst kam noch einmal, und nun bemerkte man, dass sie pulsirte. Das Bein wurde über dem Knie amputirt, und 5 Wochen nach der Operation starb der Kranke. Bey der Section des amputirten Gliedes zeigte sich, dass die Krankheit keine Pulsadergeschwulst, sondern eine Caries des Kopfs des Schienbeinknochens gewesen war. 12) *Heinrich Watson* über eine *Hernia femorali-*

moralis, nebst praktischen Bemerkungen. Man machte die Operation und fand in der Geschwulst ein Stück des Ilium, mit einem Theile des Omentum. 13) *Robert Villars* über einen besondern Fall von Enthaltsamkeit. Ein melancholischer Jüngling machte den Plan, sich auf seinem Zimmer einzuschliessen, und weiter nichts zu geniessen als von Zeit zu Zeit etwas Wasser mit Pomeranzensaft vermischt. Nach drey Tagen hatte er keine Empfindung von Hunger mehr, und kein Verlangen nach Speisen. Er verliess sein Zimmer nicht, und schrieb in demselben den ganzen Tag und einen grosen Theil der Nacht, während welcher er sehr wenig schlief. Er verbrauchte täglich ein halb Pfund bis zu einen Pfund Wasser, und zwey Pomeranzen jede Woche. Heller Urin, ohne Bodensatz, gieng regelmäsig ab. Am zweyten Tag dieser sonderbaren Lebensart gieng er zu Stuhle, am 40 Tag noch einmal, nachher nicht wieder. Er fuhr 60 Tage mit dieser sonderbaren Diät fort, dann aber ward er so schwach und so mager, dass er nicht mehr aus dem Bette aufstehen konnte. Er sah aus, wie ein lebendiges Skelett, und durch die ausgetrockneten Muskeln konnte man die Gestalt aller Knochen deutlich unterscheiden. Er hatte ein hippokratisches Gesicht, und die Backenknochen standen stark hervor. Der Unterleib war concav und einwarts gezogen. Seine Stimme hatte an Stärke nicht abgenommen, und seine Augen waren helle: aber an seinem Verstande litt er sehr. Er sprach ohne Zusammenhang, und es zeigte sich, dass dasjenige, was er in den letzten Tagen geschrieben hatte, ohne Sinn war. Man machte den Versuch, durch Habergrütze und Milch den Kranken herzustellen, aber nach einiger Zeit starb er, an einem Fieber. 14) *Eduard Ford* über eine Wassersucht des Ovariums, mit Bemerkungen über die Paracenthesis des Unterleibs. Man müsse sich sorgfältig hüten, dass man bey der Operation nicht die epigastrische Arterie, oder einen ihrer Aeste verletze. 15) *Johann Latham* Bemerkungen über den äusserlichen Gebrauch des Kamphers gegen die Verhaltung des Urins. Bey hartnäckiger Urinverhaltung reibt man die Kampfersalbe (*linim. camphorat.*) in die innere Seite des Schenkels ein, und in den Unterleib, über den Schaambein n. 16) *Charles Brandon Trye* über einen Bruch der innern Seite der Hirnschaale, der glücklich geheilt wurde. Glücklicherweise setzte der Wundarzt den Trepan gerade auf die Stelle, unter welcher der Knochen inwendig verletzt war. 17) *Ebenderselbe* über die Zerreissung der schwammigten Korper der männlichen Ruthe. Ein Mann glitschte aus und fiel nieder auf den Bauch, als eben sein männliches Glied in Erection war. Die Stelle, auf welche er gefallen war, schmerzte stark, und aus der Harnröhre lief Blut in groser Menge. Das Glied sah schwarz aus und war stark angeschwollen. In der Vorhaut war viel ausgetretenes Blut, woraus eine Phimosis entstand. Auch in dem Zellengewebe des Hodensacks und des Perinäums bemerkte man ausgetretenes Blut. Der Kranke konnte keinen Urin lassen, und der Catheter konnte nicht eingebracht werden. Der Wundarzt machte Skarificationen in das männliche Glied und in die Vorhaut. Aus diesen Einschnitten lief sehr viel Blut, und nachher konnte man den Catheter einbringen. Der Urin lief ab, und, durch Aderlassen, abführende Mittel, und Umschläge mit Weingeist um das männliche Glied, wurde die Krankheit völlig gehoben. 18) *Johann Latham* von einer Hand, welche brandigt wurde, und abgenommen werden musste. Dieser Fall zeichnet sich, vor ähnlichen Fällen dieser Art, durch keinen besonders merkwürdigen Umstand aus. 19) *James Carmichael Smyth* von den verschiedenen Arten der Entzündung, und von den Ursachen dieser Verschiedenheiten. Der Vf. theilt die Entzündung in fünf verschiedene Klassen a) *Nach der Ursache* der Entzündung. So ist, z. B. eine Augenentzündung sehr verschieden, je nachdem dieselbe von Erkältung, von einem Schlag auf das Auge, von einer scrophulösen Constitution des Körpers, oder von der venerischen Krankheit entsteht. b) *Nach der Function* des entzündeten Theils im gesunden Zustande. c) *Nach der besondern Structur* des entzündeten Theils. Dieses ist der wichtigste Unterschied. Wir haben, in Rücksicht auf die Structur der Theile, fünf verschiedene Arten von Entzündung. α) Die *Entzündung der Haut* oder die rosenartige Entzündung. Ihre Ursachen sind: Mechanische Verletzungen, gewaltsame Ausdehnungen, Wunden mit Zerreissung, grose Hitze oder grose Kälte, Biss und Stich giftiger Insekten, chemische Scharfen, und Fieber. Diese Entzündung der Haut nennt man: Rose ohne Fieber (*Erythema*). Wenn Fieber sich dazu gesellt, so heisst sie die Rose mit Fieber (*Erysipelas*) und ist wieder: Entweder die *wirkliche Rose*, welche sich an den Extremitäten zeigt, und bey welcher das Fieber aufhört, oder wenigstens nachläst, sobald die Entzündung zu sehen ist; oder die *Rose im Gesicht und am Kopfe* (Sideratio) bey welcher das Fieber auch dann noch fortdauert, nachdem die Entzündung schon vorhanden ist; oder die *Rose um die Hüften* (Zona), welche mehr flechtenartig ist; oder die *symptomatische Rose*, welche sich, als Symptom, zu bösartigen Fiebern und zu einigen andern Krankheiten gesellt. β) Die *Entzündung des Zellengewebes und der lymphatischen Drüsen* (Phlegmone). Ihre Ursachen sind: mechanische Verletzung; eine an das Zellengewebe gebrachte Schärfe; Verstopfung; Fieber. Diese Art von Entzündung geht beynahe immer in Eiterung, selten in Brand über. γ) *Die Entzündung der durchsichtigen Membranen* der Pleura, des Peritonäums, des Pericardiums, der Membranen des Gehirns, der Scheidenhaut des Hoden, des Beinhäutchens, und der kapselförmigen Gelenkbänder. Diese Häute sind zwar, im natürlichen Zustande, unempfindlich, wie Haller bewiesen hat; aber sie werden äusserst empfindlich, sobald sie entzündet sind. Ursachen dieser Entzündung sind: Berührung der äussern Luft, Gicht, venerische Krankheit, und Skropheln. δ) Die *Entzündung der Schleimhäute*, der inneren Bedeckung der Nase, des Mundes, des Gaumens, der Luftröhre, des Schlundes, der Speiseröhre, des Magens, der Eingeweide, der Harnblase, der Harnröhre, der Gebährmutter, der Mutterscheide, der Augenlieder und der *Tunica adnata* des Auges. Alle diese Häute sondern, im natürlichen Zustande, Schleim ab, und dieser Schleim verändert, wenn sie entzündet sind, seine Farbe und seine Beschaffenheit. Die Entzündung dieser Häute ist mit wenig Schmerz verbunden.

bunden. Ursachen dieser Art von Entzündung sind: Mechanische Schärfen, Ansteckung, Katarrh, venerisches Gift und chemische Schärfen. 8) Die *Entzündung der Muskelfasern*, oder der Rheumatismus. Diese Entzündung geht weder in Eiterung noch in Brand über, aber sie verwandelt sich leicht in eine chronische Entzündung. 20) *Robert Cleghorn*, über eine Umkehrung des Uterus. 21 *Heinrich Watson*, über eine Lähmung und Contraction des Vorderarms und der Finger, nebst Bemerkungen über das Aderlassen am Arme. 22) *George Sandemann* über einen Abscess in der Leber, welcher glücklich geheilt wurde. 23) *Charles Montagu* über eine Harnblase, welche durch einen Fall zerrissen wurde. 24) *John O'Donnel* Geschichte einer Wasserscheu. 25) *Adair Crawford* über die Heilkräfte der kochsalzsauren Schwererde. Dieses erdigte Mittelsalz hat einen bitteren Geschmack. Innerlich genommen verursacht es in dem Magen eine Empfindung von Wärme. Es befördert die Absonderung des Urins und vermehrt die Ausdünstung. Der Vf. hält dieses Salz für ein gutes Mittel gegen den Krebs und gegen die Skropheln. In großen Dosen genommen entsteht Schwindel und Erbrechen darnach. Auch der Vf. behauptet, dass zufolge der von ihm angestellten Versuche, der Strontianit keine luftgesäuerte Schwererde, sondern eine eigene Erdart sey. 26) *Sir William Bishop* über eine Wassersucht, bey welcher das Wasser zweymal durch die Mutterscheide abgezapft wurde. 27) *John Collins* Briefe von der Insel St. Vincent an Hn. *Benjamin Vaughan* zu London, über den Gebrauch des spanischen Pfeffers gegen eine bösartige Bräune. Ein Infusum des spanischen Pfeffers wurde mit Essig vermischt, den Kranken eingegeben, und that einige mal vortreffliche Wirkung. Doch gab es auch Fälle, wo dieses Mittel nicht half. 28) *Thomas Whately* über die Nekrosis. 29) *Robert Bland* über den Nutzen und den Gebrauch des Roonhuysischen Hebels. 30) *Samuel Farr* über eine sonderbare Blindheit der neugebohrnen Kinder. Man bemerkt zuweilen, dass bey den Kindern die Hornhaut ganz undurchsichtig ist, aber mit der Zeit wird dieselbe von selbst durchsichtig. Die Durchsichtigkeit fängt in dem äusseren Augenwinkel an, und verbreitet sich allmählich über das ganze Auge. Die Mitte des Auges bleibt undurchsichtig bis zuletzt. 31) *James Carmichael Smyth* Geschichte dreyer Fälle eines plötzlichen Todes, mit der Beschreibung dessen, was sich bey der Section zeigte. Eine kranke Dame starb plötzlich, und man fand ein Geschwür im Magen, dessen Ränder hart und callös waren, woraus erhellt, dass dieses Geschwür schon lange Zeit vor dem Tode entstanden seyn musste. Bey einer andern Dame, welche plötzlich starb, fand man eine Ergiessung des Blutwassers in dem zelligten Gewebe der Lunge. Der dritte Kranke starb an einem Skirrhus in der Luftröhre. 32) *Ebenderselbe*, über die Gefahr, welche mit dem Abzapfen des Wassers in der Bauchwassersucht verbunden ist. Man müsse grosse Vorsicht gebrauchen, um nicht die *arteria epigastrica* zu verwunden. 33) *Ebenderselbe* über den Verlust der Sprache und Stimme, welcher von Krampf entsteht. 34) *Ebenderselbe* über den Nutzen der spanischen Fliegen, wenn sie in Substanz gegeben werden, gegen die Krankheiten der Urinblase. Sehr viele, und ganz entgegengesetzte Krankheiten der Urinblase, werden durch die spanischen Fliegen geheilt. Urinverhaltung und Unvermögen, den Urin zu halten, weichen beide diesem Mittel. Spanische Fliegen, in Substanz, zu drey bis vier Gran zweymal täglich gegeben, halfen auch in solchen Fällen, wo schon die Canthariden-tinktur vergeblich war angewandt worden. Ungegründet sey es, dass die spanischen Fliegen die Absonderung des Urins beförderten. Rec. sieht mit grossen Verlangen der Fortsetzung dieser wichtigen Sammlung entgegen, welche sich vor allen andern ähnlichen Sammlungen sehr zu ihrem Vortheile auszeichnet.

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN b. Proft: *Abulfedae Annales Muslemici* arabice et latine, opera et studiis *Jo Jac. Reiskii* — sumtibus atque auspiciis *Petr. Frid. Suhmii* — nunc primum edidit D. *Jac. Ge. Christ. Adler* — Tomus II. continens res gestas sub Chalifis Abbasidis, et Ommiadis in Hispania, usque ad annum CCCC. 1790. gr. 4. 790 Seiten.

Dieser zweyte Band reicht nun beynahe so weit als die längst vorher einzeln erschienene lateinische Uebersetzung. Der Abdruck des arabischen Textes ist hier noch sorgfältiger und berichtigter, als bey dem vorigen Bande. Zwar fehlt es nicht an kleinen Unrichtigkeiten bey einzelnen Wörtern; aber nur wenige werden selbst dem ungeübtern Leser hinderlich seyn können. So ist

z. B. statt الربويته S. 46 Z. 4 zu lesen الربوبيّة —
statt فلا بكين S. 54 Z. 17 فلابكينّ —
statt اميرنا يرتشي S. 200 Z. 2 اميرنا يرتشي —
statt هن اخرايمنهم S. 336 Z. 12 هواخرايمنهم —
statt من اني S. 360 Z. 14 مراني —
statt الدهالين S. 370 Z. 7 الدهالين —
statt لاعمل مثل حطبة S. 558. Z. 12
لاعمل مثل خطبة —

Zu eigenen Anmerkungen fand der gelehrte Herausgeber nur selten eine Veranlassung, und selbst von den wenigen scheint dem Rec. die Eine und die Andre nicht recht nothwendig zu seyn. S. 160 heisst der Text:

قال دعاني المامون وهو واخوه المعتصم جالسان
علي شاطي نهر البدندون وقد وضعا ارجلهما
في الماء * فغال لي اي شي يوكل ليشرب
عليه من هذا الماء الذي هو في نهاية الصفاء
والعذوبة * قال امير المومنين اعلم * فغال
الرطب * Die latein. Uebers. ist diese: *Arcessitus a Mamuno, ait (Saïd), video, cum Motasemo fratre, in litore fluvii*

fluvii Badendun sedentem: ambo pedes in rivum demerserant, aquarum illecti pulchritudine. Ibi interrogat me Mamun, quodnam esse putem aptum edulium, cui superbibi posset tam limpida, tam dulcis aqua, ut nil supra. Respondebam: Non opus esse meo consilio: id optime ipsum augustum nosse. Recte mones, aiebat Mamun: novi. Recentes dactylos comedemus. Zu dem Wort *Respondebam* findet sich die Anmerkung: „*In Arabico est:* **respondebat**, *qua voce Reiskius deceptus hunc locum vertit: interrogat Mamun Motasemum, quodnam esse putet rel. Respondebat frater" rel. Sed omnino legendum est* قلت **Dicebam**, **respomdebam**, *supra enim prima persona ponitur in Arabicis, interrogat me, quodnam esse putem. A.*" Richtig ist, dafs Reiske den Sinn des Originals nicht genau ausgedrückt hat; er glaubte, فقال له zu lesen, da es doch فقال لي heisst; die Worte: *respondebat frater, non opus esse meo consilio, id optime ipsum Augustum nosse*, rückte er, was er so gerne that, als Erläuterung ein. Aber unmöglich ist es, dafs es, statt قال, heissen könnte قلت, denn nirgends wird eine Antwort des Befragten angeführt. Der Chalife selbst beantwortet seine Frage, und sagt: Ich weiss es schon; und dann sagt er weiter: frische Datteln. — S. 294 ist die Rede von *Ibn al Rawandi*, einem Philosophen, einem Verächter des Koran, dessen Schriften zu kennen man wohl begierig werden könnte. Dieser machte den Gläubigen gegen den bekannten Beweis für die Göttlichkeit ihres Koran folgenden Einwurf:

لو ادّعي مدّعٍ لمن تقدّم من الفلاسفة مثل دعواكم في القرآن فقال الدليل علي صدق بطلميوس ان اقليدس ادّعي ان الخلق يعجزون ان يأتوا بمثل كتابه ولانت نبوته تثبت *

Die lateinische Uebersetzung: *O miseri, posset, si quis vellet, eodem argumento demonstrare, veterum philosophorum quemcunque verum prophetam fuisse, ideo, quod a se scripta reliquerunt omni comparatione et imitatione potiora. Si quid virium argumento inesset, posset, verbi caussa, Ptolemaeus; aut Euclides, veris prophetis accenseri. Nam et horum libros admirati fuerunt omnes, nemo aequavit.* Die Anmerkung des Herausgebers: *Sensum auctoris hoc loco exprimere voluit Reiskius. Verba arabica enim incongrua sunt; „posset quis veritatem prophetiae Ptolemaei ex eo probare, quod Euclides dixit, homines non posse librum condere, libro eius similem.*" Dafs die Worte des Originals *incongrua* seyn sollten, kann Rec. nicht finden. Seines Erachtens leiden sie ganz ungezwungen folgende Uebersetzung: *Si quis velit provocare ad quendam veterum philosophorum, quemadmodum vos provocatis ad Koranum (quod sit supra omnem imitationem positus); posset ratiocinari hoc modo: Argumentum pro auctoritate Ptolemaei est, quod Euclides negavit posse mortalium aliquem librum exhibere, qualem ille exhibuerit; consequitur itaque, vere prophetam esse Ptolemaeum.* — Die historischen Anmerkungen von S. 621 an enthalten wieder eine Fülle der mannichfaltigsten arabischen Belesenheit. Folgende kleine Geschichte (S. 634.) aus *Nuweiri* verdient etwa ausgehoben zu werden, weil sie die Armseligkeit der arabischen Poesie recht gut charakterisirt. Es kamen viele Dichter nach Bagdad, um dem Caliphen Mansur ihre Lobgedichte auf ihn zu recitiren. Lange mufsten sie harren, und auf ihre Kosten zehren. Endlich liefs ihnen der Chaliphe bedeuten, wer in seinem Gedicht ein Bild von dem Löwen, von der Schlange, von dem Berg, oder von dem Meere habe, der werde nicht gehört werden. Und nun entfernten sich alle Dichter, nur Einer blieb. Dieser erhielt Beyfall und ein königliches Geschenk von Zehentausend Derhems, doch mit der Erinnerung, sein Geld nicht leichtsinnig zu verschleudern, er würde so leicht nicht wieder eine Belohnung erhalten. Besonders enthalten diese Annotationen unzählige Berichtigungen der orientalischen Bibliothek von Herbelot; sie verdienten ausgehoben und in gröfsern Umlauf gebracht zu werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCH. KÜNSTE. *Berlin*, b. Maurer: *Annalen des Theaters sechstes Heft.* 1790. 112 S. 8. Eckhoffs Todtenfeier und Gellerts Denkmal bemerken wir deshalb, weil es nach eilf Jahren von Eckhoffs Tode, fast das erste und einzige ist, was zum Gedächtnifs dieses Vaters der deutschen Schauspielkunst geschehen ist. — Die Rechenschaft, welche Hr. Brockmann in einem Auffatze, von seiner Direction giebt, ist mit Anstand und Freymüthigkeit geschrieben. Billig sollte jede Direction ihrem Publicum so Rede stehen. Es wäre vortheilhaft für beide Theile. — In dem Fragmente über stehende Bühnen, ist sehr viel Wahres und Nützliches über und gegen die wandelnden Theater gesagt. Dafs es endlich beherzigt werden mögte! — Die Nachrichten von der Mannheimer Bühne sind sehr unvollständig. Von dieser merkwürdigen Bühne liefse sich mehreres sagen und es wäre nützlich, ihren Fortgang oder ihr Stillstehen anzugeben, da sie besondre Kräfte in ihrem Wirkungskreise hat. Die Auffoderung des dasigen Soufleurs bey Gelegenheit eines dem Druck widerrechtlich übergebenen Schauspiels ist von dem Verleger nicht beantwortet, wie es doch bey dem gekränkten Eigenthumsrecht der Autoren zu wünschen wäre.

Kopenhagen, b. Schulze: *Quinti Horatii Flacci Brev til Pisonerne* overfat til Brug ved Forelaesninger af *K. L. Rahbeck*, 1790. 24 S. 8. Eine getreue, und doch zugleich leichte und fliefsende Uebersetzung in Jamben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. December 1791.

NATURGESCHICHTE.

Kopenhagen, b. Gyldendal: *Forsög til en almindelig Naturhistorie;* (Versuch einer allgemeinen Naturgeschichte;) underdanigt tilskrevet Prinds Carl af Hessen ved *Esaias Fleischer.* 1791. IV Theil. 1248 u. LXII S. 8.

Der gegenwärtige vierte Theil dieses wichtigen Werks, wovon wir die vorhergehenden Bände in der A. L. Z. 1790. N. 283. angezeigt haben, enthält die Geschichte des *Mineralreichs* überhaupt, und der *Steine und Erdarten insonderheit*, da die Metalle künftig beschrieben werden sollen. Der Vf. hat diesen weitläuftigen Gegenstand mit grossem Fleisse, oft auch mit vielem Scharfsinn, behandelt, und seine Arbeit wird dem Naturforscher um desto schätzbarer, da die nordischen Gegenden auch in diesem Fache so besonders viel merkwürdiges enthalten, welches doch bisher theils gar nicht, theils unvollkommen und mangelhaft beschrieben ist, auch in sehr vielen Schriften nur mit vieler Mühe aufgesucht werden kann. Allein auf der andern Seite bringt er auch hier wieder bey aller Gelegenheit den wunderlichen frömmelnden Ton an, welcher uns schon vorhin aufgefallen ist, und sicherlich jedem vernünftigen und unbefangenen Leser um so mehr zuwider seyn muss, da man, aus den richtigen Urtheilen des Vf. an andern Stellen zu schliessen, ihn nicht füglich für die ernstliche Gesinnung der einfältigen Andacht halten kann, sondern ihn einer Affectation beyzumessen geneigt wird, die nichts weniger als anständig und rühmlich ist. Von diesem, unsers Bedünkens sehr erheblichen, Gebrechen abgesehen, haben wir übrigens den Vortrag unterhaltend und zweckmäsig gefunden, so weit man nemlich darauf sieht, dass es dem Vf. vorzüglich um Unterricht und detaillirte Belehrung, nicht aber um geistvolle Darstellung der erhabenen Werke der Natur, zu thun war.

Zuerst wird der Charakter des Mineralreichs festgesetzt; die Theile desselben, heisst es, haben kein Leben, keinen inneren und regelmäsigen Umlauf der Säfte; sie können sich nicht selbst ernähren, oder von innen selbst zu ihrem Wachsthum wirken, vielweniger ihre Art und Familie durch Paaren oder Zeugung fortpflanzen, da ihnen alle die Theile, welche eine Verschiedenheit der Geschlechter verursachen, fehlen. S. 8. u. f. verschiedene Arten der Bildung im Mineralreich. S. 41. Eintheilung des Mineralreichs in 4 Haupttheile: Erd- und Steinarten; Salze; brennbare Mineralien, wobey zugleich von den feuerspeyenden Bergen und den vulkanischen Producten gehandelt wird; Metalle. S. 42. Was ist Erde? wie entstehen Erden und Steinarten? S. 66. Eintheilung der Erden und Steinarten nach Bergmann und Kirwan. S. 70. der Granit, die älteste Steinart, enthält alle fünf verschiedenen Arten. S. 71—158. Untersuchungen über die erste, ursprüngliche Erdart und über die in der Natur allgemein herrschenden Uebergänge von einer Art zu der andern, selbst von einem Naturreich zu dem andern, ohne dass dadurch die Ordnung im einzelnen oder im ganzen zerrüttet oder zerstöret wird. Dieser beständige Kreislauf ist vielmehr eine reiche Quelle von Schönheit und Mannichfaltigkeit. S. 162. Die grosse Anhänglichkeit der Mineralogen an ihre Systeme scheint oft die Ursache gewesen zu seyn, dass sie auf diese Veränderungen nicht hinlänglich aufmerksam waren. S. 187—252. sehr umständlich und gut von Krystallen, insonderheit von dem Bergkrystall. Er wird meistens durch eine aufgelösete, flüssige Quarzmaterie gebildet. Es giebt Krystalle mit eingeschlossenen Luft- und Wassertheilen; aber wohl kaum mit Insecten. Auch vulkanische Ausbrüche können Krystallen bilden. S. 252 - 58. von dem mannichfaltigen Nutzen der Krystalle. S. 258 u. f. von Edelsteinen. S. 400. Isländischer Chalcedon. S. 413. Opal. S. 424. Weltauge. Nicht bloss Opale, sondern auch der Chalcedon, Onyx und andere Steine können in diesen sich verwandeln. S. 432. Jaspis. Er wird auch in Island und Färöe gefunden. In Norwegen fand man so grosse Platten, dass ein Theetisch daraus geschliffen ward. S. 464. Zeolith, welchen der Vf. mit Dolomieu für ein vulkanisches Product zu halten geneigt ist. (Wir bekennen, dass wir, aller neuerlich erregten Zweifel ungeachtet, beides den Zeolith und Basalt für vulkanische Producte ansehen.) S. 468. Turmalin, der auch in Norwegen und Grönland gefunden wird. S. 505. Mannichfaltiger Gebrauch des Flintsteins, auch zu Tischblättern. S. 518. Von den Lagen im Granit. S. 555. In Norwegen und Grönland findet man einige Schörlarten, welche eben die Eigenschaften als der Turmalin haben. S. 557—600. Ueber Sand, Sandstrecken, Sandwüsten; auch über den Gebrauch des Sandes und Sandsteins. Sehr viele nützliche Bemerkungen. S. 667 u. f. umständlich über die verschiedenen Thonarten, insonderheit vom Bolus, S. 704 u. f., welcher in Island allenthalben bey feuerspeyenden Bergen gefunden wird. S. 717 u. f. von Mauer- und Dachsteinen, Ziegelbrennereyen u. s. w., wobey verschiedene nützliche ökonomische Regeln mitgetheilt werden. S. 778. Der Kalk ist nicht aus Thierschaalen und Knochen entstanden. S. 783. Erdkalk und Kalkbrüche in Dänemark. S. 784. Steinkalk und Kalkerze. Sie sind allgemein über die Erde verbreitet, wobey sehr gut gezeigt wird, dass sie aus einer ursprünglichen Steinart bestehen, die nicht vom Quarz herkömmt. S. 801—830. Vom Kalkbrennen in Rücksicht auf

auf Oekonomie. S. 837. Der Marmor entsteht aus einer feinen aufgelöseten Kalkmaterie, welche lagenweise abgesetzt, und durch ihre sehr feinen Partikeln zu einer festen und zusammenhängenden Masse verbunden wird, auch durch Einmischung metallischer oder andrer mineralischen Partikeln verschiedene Farben bekömmt. (Diese Hypothese scheint zwar nicht hinlänglich erläutert zu seyn; sie dürfte aber doch Aufmerksamkeit verdienen.) Dies wird dadurch bestätigt, dass wir allenthalben Marmor finden, wo es Wasser und Kalkberge giebt. S. 843 u. f. verschiedene Arten von Marmor, auch in Norwegen und Island. S. 895. vom Tufstein und Incrustaten. S. 946 — 1248. von brennbaren Mineralien. S. 950. Naphta Steinöl wird auch in Island und Schweden gefunden, S. 985 u. f. umständlich vom Bernstein, welcher wahrscheinlich aus dem Thier- und Pflanzenreich entsteht. Man findet ihn in ziemlicher Menge an der westlichen Küste von Holstein; auch Stücke in Seeland und andern Inseln. Es ist unrichtig, dass er nur an der Seeküste sich findet; es giebt Gruben auf dem festen Lande, auch in den südlichen Ländern. S. 1015. Ambra ist wahrscheinlich ein Harz von wohlriechenden Bäumen in warmen Ländern, welches erst von gewissen Insecten verarbeitet wird; (eine sehr wahrscheinliche Hypothese.) S. 1024. Steinkohlen. (Der Vf. hätte anführen können, dass man auch in Färöe und Grönland Steinkohlen gräbt; die Brüche in Färöe sollen ziemlich beträchtlich seyn.) S. 1046. Schwefel, der, wie der Vf. ohne Zweifel mit sehr gutem Grund vermuthet, bey Bereitung der Erze und Metalle in den Werkstäten der Erde sehr wirksam ist. S. 1074 — 1138. von Erdbeben. S. 1097. Veränderungen auf dem Erdboden, welche dadurch bewirkt werden. (Die im Erdbeben im J. 1783 bey Island entstandene Insel ist ohne Zweifel wieder versunken, da sie schon im folgenden Jahre nicht mehr zu finden war.) S. 1118. Die wahrscheinlichste Ursache der Erdbeben ist eine unterirrdische Entzündung brennbarer Materien in den weitläuftigen Hölen, die mit Luft und Dünsten angefüllt sind; wobey denn der Schwefelkies sich insonderheit wirksam beweiset. Diese sehr glaubliche Hypothese wird hier gut ausgeführt, und auf verschiedene räthselhafte Phänomene angewandt, welche sich dadurch leicht erklären lassen, wie z. B. dass sich die Wirkung eines Erdbebens an zwey sehr weit entfernten Stellen äusert, indess alles, was dazwischen liegt, nichts davon empfindet. S. 1139 — 1248. von Vulkanen. Sie werden durch Ausbrüche des unterirrdischen Feuers erzeugt. Sie hängen mit dem Meere und unter sich zusammen. Büffon glaubt irrig, dass nur hohe Berge vulkanisch sind, und dass sie bloss Regenwasser ausspeyen. Merkwürdige Höhlen und Grotten, welche die Lava bildet. Die grosse Verschiedenheit der Lava muss theils aus der Verschiedenheit der Bestandtheile, theils aus dem ungleichen Grad der Hitze, den sie aushielt, erklärt werden. Man findet auch zuweilen Lava an Stellen, wo sie nicht von Vulkanen herrührt; dies kann Folge einer angezündeten Steinkohlenmine oder irgend einer andern unterirrdischen Entzündung seyn. Der Bimsstein ist wahrscheinlich wirkliche Lava gewesen. Auch der Basalt ist ein vulkanisches Product. Zuletzt folgen noch einige besondere Bemerkungen über einzelne Vulkane, als Aetna, Vesuv, Herculanum, Pompeji, Hekla, Stromboli, Solfatara, und die liparischen Inseln. Bey dem Hekla und andern isländischen Vulkanen verweiset der Vf. zwar auf eigene Schriften, wir hätten aber doch gewünscht und erwartet, auch bey ihm vollständigere Nachrichten zu finden, zumal da er den Quellen so nahe ist.

Kopenhagen, b. Gyldendal: *Skrifter af Naturhistorie-Selskabet*; (Schriften der Gesellschaft der Naturhistorie.) 1 Band. 1 Heft. 1790. 228 S. 8. m. 6 Kupfern. 2 Heft. 1791. 210 S. 8. mit 13 Kupfern.

Die Gesellschaft der Naturhistorie, eine Privatgesellschaft, welche im J. 1789 hauptsächlich durch die Bemühung des Prof. *Abildgaard* zu Kopenhagen errichtet ward, hat in der kurzen Zeit schon so viel für diese Wissenschaft gethan, dass man mit Recht sich für die Zukunft ungemein grossen Gewinn versprechen kann, zumal durch genauere Untersuchung der eigenthümlichen naturhistorischen Reichthümer des Nordens, wovon unsere Kenntniss noch so vorzüglich mangelhaft ist. Der Kammerherr *Suhm*, einer der Directoren der Gesellschaft, giebt in einer kurzen Vorrede Nachricht von einigen bereits getroffenen nützlichen Veranstaltungen, so wie von den Unterstützungen, welche die Gesellschaft nachher von der Regierung erhalten hat. Darauf folgt I) *M. Vahl* über die Gattung *Cinchona*, welche hier genau beschrieben wird, mit Festsetzung eines passenderen Gattungskennzeichens. Es werden 9 Arten angegeben: officinalis, pubescens, macrocarpa, caribaea, corymbifera, lineata, floribunda, brachycarpa, angustifolia, von welchen N. 1. 2. 3. u. 6. abgebildet sind. II) *P. C. Abildgaard* allgemeine *Betrachtungen über die Würmer in den Eingeweiden, über die Taenia Gasterostei nebst Beschreibung und Abbildung einiger neuen Bandwürmer.* S. 26. Wir kennen bis jetzt 13 verschiedene Gattungen und gegen 200 Arten der Eingeweidewürmer. Die ersteren werden kurz beschrieben mit hinzugefügten dänischen Namen. Darauf folgen sehr gute Bemerkungen über die Geschichte dieser Würmer überhaupt. *Taenia Gasterostei (Hundsteibens Bändelorm)* wird auch in den Vögeln gefunden, wo er doch, nach des Vf. Meynung, nicht seinen eigenthümlichen Sitz hat. Die drey neuen Arten, welche in lateinischer und dänischer Sprache beschrieben und abgebildet werden, sind *Taenia Immerina* (Havimmerens Bändelorm), *Taenia rostellata* (den snablede Bändelorm), *Taenia corollata* (Blomper Bändelorm.) III) *N. T. Lund* über *Cicindela aptera und Gattungskennzeichen.* S. 65. Zuerst einige Bemerkungen über die historische Naturkenntniss, als den Grund der philosophischen und über Gattungskennzeichen überhaupt, insonderheit bey Insecten, wo der Vf. lieber dem Linné und Geoffroi als dem Fabricius folgen zu wollen scheint. Darauf folgt die Beschreibung des ostindischen Insects Cicindela aptera, thorace rotundato elongato inaequali, elytris connatis medio rugosis, mit einer Abbildung. IV) *O Fabricius* Beschreibung der *grönländischen Seehunde.* S. 79. Eine vorzüglich wichtige Abhandlung, welche nebst allgemeinen Bemerkungen über die

die Seehunde überhaupt, eine sehr genaue Beschreibung der häufigsten Art *Phoca Grönlandica, Svartside*, Groenl. *Atarsvak* oder *Atak*, Isl. *Vade Sül, Hav Säl*, enthält, nebst nützlichen, bisher gar nicht oder doch unvollständig bekannten Nachrichten über die Lebensart dieses Thieres, die Art, wie es gefangen wird, und den mannichfaltigen Gebrauch, den man davon macht. V) *L. Spengler* über *das Conchyliengeschlecht Lepas, mit Hinzufügung neuer, noch nicht beschriebener, Arten.* S. 158. Die Classification der Conchylien ist überhaupt noch unvollkommen; desto schätzbarer ist der Beytrag, welchen der Vf. hier über ein so merkwürdiges Geschlecht liefert. Nachdem er interessante und neue Bemerkungen über die Anzahl der Schaalen, über ihre Verbindung und ihr bewundernswürdiges Verhältniss gemacht hat, so bringt er die Arten, welche er bis zu 30 vermehrt hat, einige Spielarten ungerechnet, unter drei Abtheilungen: a) *Coniformes*, 1) Sexvalves, und 2) Quadrivalves; b) *Conchiformes* 1) quinquevalves, und 2) Multivalves, und *Membranaceae*. Unter einer jeden werden die dazu gehörigen Arten angegeben, welchen bey denen, die nicht beym Linné stehen, (er hat nur 13.) und aus andern Werken genommen sind, eine kurze, bey den neu entdeckten eine umständlichere Beschreibung hinzugefügt wird. Zu den letzteren gehören ausser einigen Spielarten a. 1) L. cassis, coretta; 2) caerulescens, mitra, columna; b) 1) serrata; c) virgata. Alle diese Arten, die caerulescens ausgenommen, sind hier auch abgebildet, so wie überdem noch a. 1) eine Spielart von Balanoides und galeata, und b. 1) cygnea. Zuletzt eine sehr gut abgefasste Beschreibung des Thiers, welches diese Schaale bewohnt. VI) *J. C. Fabricius Nova Insectorum Genera.* S. 213. Diese Geschlechter sind 9, nemlich Lignipercla 1. a) Tetratoma 2 A., Diaperis 2 A., Anthribus 4 A., Scolythus 2 A., Hypophlaeus 4 A., Philanthus 8 A., Mellinus 5 A., Ranatra 3 Arten. Voran einige Bemerkungen über die Theile des Mundes als Gattungskennzeichen bey Insecten.

Das *zweyte Heft* enthält zehn Abhandlungen. I) *M. Vahl* über *Perdicium und dessen Arten, auch über eine neue Gattung Rohria.* Nach den neuentdeckten Arten wird Perdicium besser zu den semiflosculosis gerechnet. Der Arten sind 9, Taraxaci, Tomentosum, Purpureum, Magellanicum, Lactucoides, Squarrosum, Brasiliense, Radiale, Recurvatum; von welchen Linné nur die 1, 4, 7, und 8te hat. Sie werden alle bis auf 7. und 8. noch abgebildet. *Rohria* ist eine neue Gattung vom Cap., die zu Linn. Polygamia frustranea gehört, und nächst Gorteria stehen muss. Sie hat zwey Arten: Cynaroides und Carlinoides, die hier beide genau beschrieben und abgebildet sind. II) *H. Ström* über *eine rothe Materie auf Fischteichen.* S. 18. Diese rothe Haut, welche sich im Frühjahr 1790 auf einem Fischteiche bey dem Prediger hofe zu Eger in Norwegen zeigte, und wovon Tab. 10. ein Tropfen in vergrösserter Gestalt abgebildet ist, rührt vermuthlich von dem Schleim todter *Cercarien* her: welche man auf dem Wasser zugleich mit andern kleinen Thierchen sah, die hier gleichfalls abgebildet werden. III) *Derselbe* über *eine wenig bekannte norwegische Schlange. Coluber Chersaea Linnaei.* S. 25. Diese giftige Schlange ward bisher nur in Schweden gefunden. IV) *Derselbe* über *einige seltene norwegische Moosarten.* S. 30. Es sind fünf Arten von *Bryum*, und ein *Hypnum*, von dem Vf. nicht unschicklich lanatum genannt, welches dem Hypno filicino so gleicht, dass sie mit blossen Augen nicht können unterschieden werden. Alle diese Arten sind auch abgebildet. V) *F. W. Troyel* über *einen Schwamm, welcher zuweilen auf dem Helianthus annuus gefunden wird.* S. 39. Der Vf. betrachtet diese Wahrnehmung nur in Rücksicht auf die Oekonomie, untersucht die Gleichheit desselben mit dem Mutterkorn, und theilt bey der Gelegenheit einige nützliche Bemerkungen über den Brand bey Pflanzen, insonderheit im Korn, mit. VI) *P. C. Abildgaard* Anmerkungen über *vorstehenden Bericht.* S. 52. Interessante Bemerkungen über das Mutterkorn. VII) *N. T. Lund* nach *v. Rohr* über *die eigentliche und falsche Quassia amara.* S. 68. Der gelehrte Naturforscher Hr. v. Rohr, zu St. Croix, welcher in den J. 1783, 84, und 85 eine weite Reise in Amerika unternahm, um die Cultur der Baumwolle zu beobachten, hat gefunden, dass die Quassia amara nur ein Strauch ist, dessen Blumen in Surinam als Thee gebraucht werden, und dass der Stamm mit der Rinde im Durchschnitt nie dicker als zwey Zoll ist; folglich ist sehr viele, wo nicht die meiste, Quassia, die nach Europa kömmt, falsch, und wahrscheinlich von der Picrania excelsa, welche von Jamaica in *Bank's* Sammlung gekommen ist. Vermuthlich ist das die Ursache, dass das Medicament so oft nicht anschlägt. VIII) *O. Fabricius* Beschreibung *der grönländischen Seehunde* 2tes Stück. S. 73. Mit gleicher Genauigkeit als im ersten Stück werden hier die übrigen Arten beschrieben, nemlich: 2) Phoca *Hispida*, (foetida) *Fiordsäl*; Gr. *Neitseck, Neitsitlek, Okilleriak*; Isl. *Utselur*? 3) Phoca *vitulina, sprangled e Säl*, Gr. *Kassigiak*, Isl. *Landselur.* 4) Phoca *cristata, Klapmydse*, Gr. *Neitsersvak*, Isl. *Blaudru-Selur.* 5) Phoca *barbata, Remmesäl*, Gr. *Uksuk*, Isl. *Gramselur.* Alle diese Arten sind umständlich beschrieben; auch ist der Schädel von No. 1, 4, 5, so wie ein Bandwurm, der in No. 5. gefunden wird, abgebildet. Ausserdem wird der Schädel eines 1788 auf Amak geschossenen Seehundes abgebildet, welcher von allen grönländischen Seehunden verschieden ist, und von dem Vf. *Phoca Grypus, krumsnudede Säl*, genannt wird. Die übrigen Arten führt der Vf. nur nach dem Bericht der Grönländer mit den wahrscheinlichsten Synonymen an; allein No. 9. ist ganz unbestimmt. Diese sind 6) Phoca *Orsina, Soebiörnen*, Gr. *Auvekejak.* 7) Phoca *Porcina, Svinsäl*, Gr. *Siguktok.* 8) Phoca *Leporina. Söehare*, Gr. *Imam Ukalia.* 9) *Atarpiak.* IX) *P. C. Abildgaard* neuere Nachricht von *einem Schaalthier vom mittelländischen Meere, welches Forskål unter dem Namen Anomia tridentata beschrieben hat.* S. 171. Die Schaale ist einfach, und von dem Ritter *Gionui* in einer eigenen Dissert. (Neap. 1783. 4.) beschrieben. Nachher hat Dr. *Cavolini* in Neapel eine Zeichnung des Thieres mit der Schaale mitgetheilt, welche hier in Kupfer gestochen ist. Nach dieser Zeichnung wird es eine neue Gattung der Schaalthiere, die hier *Cavolina natans* genannt wird, und unter den Einschaa-

lichten

lichten ohne Schneckengang, also vor den Porcellen zu setzen ist. Das Thier ist Linné's *Clio*. X) *O. F. Müller* kurze Nachricht *von Schwämmen überhaupt*. S. 176. Diese Abhandlung, welche ganz in dem Geist des berühmten Vf. geschrieben ist, ward unter seinen Papieren gefunden, und der Gesellschaft von Hn. Weinwich mitgetheilt. Sie enthält allgemeine Bemerkungen, insonderheit über die Hervorbringung der Schwämme, und eine genauere Beschreibung von zwey Arten, nemlich Agaricus plumbeus, Fl. Dan. t. 1014 und Fungus bombaceus perniciosus, Sterb. theat. fung. p. 226. t. 24. fig. B. Die in der Abhandlung erwähnten Abzeichnungen waren nicht dabey befindlich.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Kopenhagen*, b. Schulz: *Forsög til en Läre-Bog i Religionen*. 1790. 70 S. 8.

Ebend., b. Thiele: *Forsög til en Lärebog i den christelige Religion* indrettet til Brug i Skoler, hvoren *forbedret Läremaade?* finder Tted. 1790. 70 S. 8. — Beide Anweisungen sind dem wesentlichen nach dem Lehrbegriff der Orthodoxen vollkommen angemessen. Was ihnen aber vor andern zum Verdienst gereicht, ist Kürze, Entfernung mancher ganz unnützen Spitzfindigkeiten und genauere Anwendung der Lehren auf die Regeln der praktischen Moral.

Geschichte. *Ingolstadt*, b. Krüll: *Hermanni Scholliner*. Th. D., *Observationes ad quaedam Henricorum II. III. et IV*. Germ. Reggg. et Imppp. aliaque *diplomata*. 1790. 4. 3 Bogen mit einer Kupfertafel. — In der ersten Observation macht Hr. Pater S. die Diplomatiker auf ein Siegel K. Heinrich II aufmerksam, auf welchem derselbe mit halbem Leib stehend abgebildet ist, da doch bisher die allgemeine Regel gewesen sey: es hätten die Siegel, auf welchen die römischen Kaiser oder Könige sitzend auf einem Thron abgebildet worden sind, mit K. Heinrich II ihren Anfang genommen. Diese Regel bleibt aber dennoch fest; nur muss sie nicht so verstanden werden, dass K. Heinrich II gar kein Siegel geführt habe, auf welchem er mit halbem Leib stehend abgebildet zu sehen sey. Es gilt also auch eine andre Regel, nemlich dass die Siegel, auf welchen die römischen Kaiser oder Könige mit halbem Leib stehend abgebildet worden sind, mit K. Heinrich II inclusive ein Ende genommen haben. Wahrscheinlich ist es übrigens, dass K. Heinrich II dieses Siegel nur am Anfang seiner Regierung geführt habe, und dass es folglich sehr selten sey. Zugleich sucht Hr. *S.* das Siegel K. Otto III, welches Meichelbek in Hist. Frising. T. 1. P. 1. p. 194. verbringt, verdächtig zu machen, weil Otto auf einem Thron sitzend darauf zu sehen ist. Der Hr. R. R. Spies hat neuerlich im III Theil seiner *archivischen Nebenarbeiten* S. 102. das Räthsel als Augenzeuge aufgelöst, wodurch des Hn. *S.* Vermuthung gänzlich gerechtfertigt wird. Die zweyte Observation enthält eine Erklärung über die Sigla ℞. des K. Heinrich III. Nach Anführung der verschiedenen Meynungen anderer Gelehrten rückt Hr. *S.* mit der seinigen hervor, die uns aber, so scharfsinnig und glücklich er sonst in seinen Erklärungen ist, nicht recht behagen will. Er hält diese Sigla für die zwey Worte: Confirmatio vel Corroboratio Regis aut regia, oder für cognovit Rex. Seine Gründe werden aber bey den meisten Diplomatikern keinen Beyfall finden, weil diese ganze Erklärung bey einer vom K. Heinrich als Kaiser gegebenen Urkunde, deren manche mit besagter Sigla vorhanden sind, ohnehin schon über den Haufen fällt und unanwendbar ist. Vielmehr scheinet uns die S. 14. §. XV. angeführte Meynung eines Ungenannten, (ist der Hr. R. R. Spies S. dessen III Theil der *archivischen Nebenarbeiten* S. 111.) noch unter allen die annehmlichste zu seyn, nach welcher diese Sigla für Manus propria erklärt wird. Die zwey Einwürfe, welche Hr. *S.* dagegen macht, sind gar nicht erheblich, denn es folgt erstlich nicht, dass der Kaiser oder König die Sigla selbst müsse geschrieben oder gezeichnet haben, und zweytens ist es ja keine Nothwendigkeit, dass sie in allen Urkunden vorkomme. Die dritte Observation handelt von einer noch seltenern Sigla gedachten K. Heinrichs, die man in seinen kaiserlichen Urkunden antrifft, und also ℞ gestaltet ist. Hr. *S.* versucht solche durch Ratum habuit Rex, auch Ratificatio, Ratum aut Robur Regis zu erklären, will aber doch auch zugeben, dass sie Manu propria Imperatoris heissen könne. Rec. hält dafür, dass die Verschiedenheit und Abweichung dieser Sigla von der erstern in der Willkühr der Notarien ihren Grund habe, aber eben auch durch Manus propria zu erklären sey. Das Specimen auf der Kupfertafel N 2 giebt wenigstens dieser Erklärung ein grosses Gewicht. In der vierten Observation zeigt Hr. *S.*, dass die letztere Sigla auch in K. Heinrich IV Urkunden vorkomme, bey welcher Gelegenheit er das Diplom eben dieses Kaisers, welches in dem der Bambergischen Deduction wider Brandenburg Onolzbach in causa Fürth angehängten *Codice probationum* N. 27. befindlich, und im Jahr 1103 gegeben ist, diplomatisch beleuchtet. Die fünfte Observation enthält eine Bemerkung zu des Hn. R. R. Spies Abhandlung von Reutersiegeln. Hr. *S.* will nemlich die Spiesische Meynung, dass die auf Siegeln geistlicher Personen vorkommenden Reuter gemeiniglich den heiligen Georg oder heiligen Martin oder einen Kirchenpatron vorstellen, ungültig zu machen suchen. Allein das Siegel Emichonis Canonici Wormatiensis, eines gebohrnen Wild- und Rheingrafens, auf welches sich Hr. *S.* aus *Schannat Hist. episcop. Wormat.* Tab. V. N. VIII bezieht, beweist es lange nicht, dass der daraus vorgestellte geharnischte Reuter, der überdiess nicht das Wapen der Wildgrafen, den Löwen, sondern ein Kreuz, im Schilde führt, den Canonicus Emicho selbst vorstelle. Vielmehr wird solcher für den Stifter der Wormsischen Kirche Chlodowig, den ersten christlichen König der Gallier, oder für einen andern heiligen Ritter zu halten seyn. In der sechsten Observation hält Hr. *S.* den S. Leonientag, der in dem Datum des Off- und Defensivbündnisses zwischen Oesterreich und Bayern v. J 1312 vorkommt, für einen Schreibfehler, und fodert die Wiener Gelehrten auf, ihn eines bessern zu belehren. Uebrigens darf man dem fleissigen Mann den Ruhm nicht versagen, dass seine Schriften immer viel gute und brauchbare kritische Bemerkungen enthalten.

Sch. Künste. *Kopenhagen*, b. Schulz: *Damon og Pythias* Skuespil i fem Optoge af *C. Pram*. 1790. 116 S. 8. — Dieses Stück, welches zum erstenmal am 14ten Jan. 1790 aufgeführt ward, ist durch eine sehr schöne Zueignungsschrift der Prinzessin *Louise Auguste* gewidmet. Wenn gleich die strenge Kritik einige nicht unerhebliche Fehler gegen die Regeln der Kunst darinn finden sollte, so vergisst man sie doch leicht über die weit grösseren Vorzüge, welche dieses Schauspiel in Ansehung des Interesse der Handlung, der Anlage der Charaktere, der Wärme der Empfindung, der vortreflichen Moral, und oft auch der Lebhaftigkeit der Darstellung hat. Der Dialog ist meistens sehr gut, und die Versification in fünffüssigen Jamben leicht und fliessend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. December 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Pavia, b. Galeati: *Delectus Opusculorum medicorum antehac in Germaniae diversis Academiis editorum*, quae in auditorum commodum collegit et cum notis hinc inde aucta recudi curavit *I. P. Frank*, M. D. Vol. VIII. 1790. 339 S. Vol. IX. 1790. 387 S. 8.

In dem achten Bande sind enthalten: *Brendel de seriori Usu evacuantium in quibusdam acutis.* — *Idem de cognatione Paraphrenitidis et febr. malign.* — *Ploucquet nova pulmonum Docimasia.* — *Schroeder hist. febris bil. putridae.* — *Pohl de varice interno morborum quorundam causa.* Vom Herausgeber selbst eine zweyte Abhandlung *de virtutibus corporum naturalium medicis, aequiori modo determinandis*, in welcher zwey Behauptungen *Cullens*, *die eine*, dass die Kräfte der Arzneymittel von ihren in die Sinne fallenden Eigenschaften abhingen, und also diejenigen Körper, die weder Geruch nach Geschmack hätten, unwirksam wären, *die andere*, dass in dem lebendigen Körper eine faulichte Gährung vorginge, und dass die dadurch hervorgebrachten animalischen Säfte, wenn sie nicht immer durch saure Dinge verbessert würden, in wirklich faule übergehen müssten, gründlich widerlegt werden. Besonders beweist die Erfahrung, dass gerade die am meisten Fleisch essenden Menschen, vornehme und reiche Leute (vorzüglich in Italien, wo nach England wohl das meiste Fleisch gegessen wird) weit weniger von Faulfiebern leiden, als die geringern Stände, die fast allein von Vegetabilien leben. Man findet sogar Menschen, die Spuren einer wirklichen Säure in ihren Säften geben, so dass Schweiss und Urin blaue Substanzen roth färben. Hr. *F.* sahe ein Mädchen, das bey der Reinigung eine grosse Menge Wasser verlor, welches den blauen Rock roth färbte. Selbst bey dem wirklichen Faulfieber ist Fäulniss des Bluts nicht erweislich, und es ist sehr wahrscheinlich, dass die Ursache desselben mehr in den festen Theilen, besonders dem Nervensystem, als in den flüssigen zu suchen sey. Selbst das Contagium derselben scheint nicht fauler oder der Sumpfluft analoger Natur zu seyn. Zu einer Zeit, wo viel Faulfieberkranke in dem Hospital zu Pavia lagen, untersuchte *Volta* die Luft eines Zimmers, wo man die ganze Nacht kein Fenster geöfnet hatte, und fand sie in nichts von der gewöhnlichen verschieden. Nach *Fourcroys* Versuchen bewirkt ja ein einziger Tropfen faules Blut oder Serum in die Ader eines Thiers gespritzt fast augenblicklichen Tod, und es läst sich also ein Leben mit faulen Blut gar nicht denken. — Noch ist eine Rede bey Eröfnung des Clinischen Collegiums beygefügt, worinn treffliche Lehren zur Krankenbeobachtung und Behandlung, besonders auch Ermahnungen zu mehrern, dem Praktiker unentbehrlichen, Tugenden, der *Bescheidenheit*, *Verträglichkeit*, *Verschwiegenheit* u. s. w. vorkommen.

Im neunten Bande: *Retz de Vermibus intestinalibus.* — *Bose de Morbis mentis delicta excusantibus.* — *Gattenhof de Vesicae urin. in graviditate et post partum affectionibus.* — *Meyer de Clysmatibus.* — *Moll de Apoplexia biliosa.* — *Gattenhof de Plethora.* — *Jansen de Pellagra.* — Vom Herausgeber sind beygefügt: *Oratio de Morbis pecudum a medentibus nequaquam praetervidendis*, worinn der Nutzen der Beobachtung und Anwendung der Thierkrankheiten für die Menschenarzneykunst durch einige Beyspiele gezeigt wird, und *de Populorum miseria, morborum genitrice*, eine wahre und mit den lebhaftesten Farben ausgemahlte Schilderung des armen Plebejers, und Landmanns, von seiner Empfängniss an bis an seinen Tod, woraus deutlich erhellt, dass Bevölkerung, Gesundheit, Kräfte, selbst moralische Besserung der Menschen nie aufkommen können, so lange man fortfährt, diese grosse Menschenklasse im sklavischen Druck zu erhalten, und dass ohne Verbesserung ihres innern Wohlstands alle Gesundheitsanstalten vergeblich seyn werden.

Ohne Druckort und Jahrzahl: *J. B. Pallettae* Phil. et Med. Doct. et Nosoc. maj. Mediol. Chir. ord. *Adversaria chirurgica prima.* 4. 216 S. mit zwey Kupfertaf.

Unter diesem Titel liefert der Vf. drey Abhandlungen, ohne Vorrede, oder Anzeige seiner Absicht, und des Plans, welchen er sich vorgesetzt hat. Die erste *de claudicatione congenita*, begreift die Ursachen im allgemeinen, welche das Hinken bewirken können. Meistens sind es Fälle, welche dem Vf. selbst vorgekommen sind, woraus diese Abhandlung besteht, und wir vermissen daher manche andere. Ueberhaupt nimmt er zwey Hauptursachen des Hinkens an, die eine, welche von äussern evidenten Ursachen entsteht, z. B. einem Fall, einer Quetschung, oder einer Krankheitsmaterie, die andre, welche von einer angebornen fehlerhaften Bildung der Knochen herrührt. Beide belegt er mit Beyspielen. Merkwürdig ist die Geschichte eines jungen Menschen, der in seiner Kindheit rachitisch gewesen war, und bey dem nun im 16 Jahr die Leistendrüsen anfingen, so stark anzuschwellen, dass sie eine grosse unförmliche Geschwulst ausmachten, wodurch das Hüftbein verrenkt würde. Unter allen fruchtlos angewendeten Mitteln wird gegen die Geschwulst noch am meisten durch die Salbe aus Sublimat nach der Methode von Cyrillo ausgerichtet. — So entsteht auf eine ähnliche Art das Hinken zuweilen als eine Folge des Hüftwehs. Unter die Ursachen des angebornen Hinkens, glaubt der

Vf., könne man die Trennung der Epiphysen nicht rechnen, welche Bonnet und Rolfink angenommen haben, weil er sie für unmöglich hält. Rec. besitzt einen Schenkelknochen aus einem Erwachsenen, wo die Epiphyses, und Apophyses sich vollkommen an beiden Enden abgesondert haben. Auch die Art des Hinkens, welche nach einem Bruche des Schenkelhalses entsteht, die nach Hn. P. selten vorkommen soll, komme weit öfter vor als man bisher geglaubt habe. Man findet überall in grosen Knochensamlungen Beyspiele davon, und Rec. besitzt mehrere Stücke eigen. Auf eine Ursache des Hinkens, worauf man selten gesehen hat, macht der Vf. aufmerksam, welche in einer Erosion des Schenkelkopfes besteht. Diese rührt meistens von innern Ursachen, Krankheitsmetastasen her, wie die innern Knochenbrüche. Wir hätten gewünscht dass der angeführte Fall ausführlicher beschrieben wäre. Wenn man die trocknen Knochen untersucht, so ist die Erosion mannichfaltig und noch wenig aufgeklärt. Zuweilen entsteht die Erosion auch nach Verrenkungen, und dann nimmt der Schenkelkopf eine ganz veränderte Form an, nach der Nachbarschaft der Theile. Rec. besitzt Stücke, wo der Schenkelkopf durchlöchert und widernatürlich polirt ist; andre, wo der Kopf fast bimsteinartig geworden, andre, wo er inwendig verzehrt ist. Die häufigsten Ursachen des angebornen Hinkens sind ausser der fehlerhaften Bildung der Pfanne, hauptsächlich die Fehler des Kopfes des Schenkelknochens, z. B. wenn er, statt rund zu seyn, mehr länglicht ist, oder platt, oder der Hals kürzer ist oder ganz fehlt. Diese Fehler hält der Vf. für angeboren. Wir wollen nicht läugnen, dass es solche Beyspiele gebe; allein die Erfahrungen des Vf. haben uns nicht befriedigt: vielmehr scheint die Veränderung erst nach der Geburt vorgegangen zu seyn. Es ist sehr wahrscheinlich, dass der Kopf, oder einzelne Theile desselben, wenn er schon gehörig gebildet ist, wieder resorbirt werden kann. Bey Erwachsnen ist dies unläugbar, und muss bey Kindern noch viel leichter geschehen. Wir glauben daher auch, dass das Hinken aus irgend einer Ursache erst vorher geht, und die Veränderung in dem Knochen nachfolgt, statt dass es nach unserm Vf. umgekehrt seyn sollte. Die Ursache des Hinkens, welches von der Trennung des heiligen Beins von dem ungenannten herrührt, ist als eine grosse Seltenheit blos auf Bassens Zeugniss angeführt; Fälle davon sind dem Vf. nicht vorgekommen und sie lassen sich kaum als möglich denken. Ueberhaupt ist das Hinken in Mayland ein sehr häufiger Fehler, womit am meisten das weibliche Geschlecht behaftet ist. Zu dieser Abhandlung gehört eine Kupfertafel, wo die Veränderung des Schenkelkopfes und der Pfanne abgebildet ist. In der zweyten Abhandlung, welche italiänisch geschrieben ist, macht der Vf. seine Versuche bekannt, die er mit dem warmen Menschenblute, und verschiedenen Substanzen angestellt hat, um die Wirkungen derselben auf das Blut zu erfahren. In Sachen, wo es nicht so leicht möglich ist, weiter fortzudringen, hält man sich freylich am sichersten an die Erfahrung, man hält Wirkungen mit den Ursachen, und umgekehrt zusammen, und es gelingt bisweilen durch Beweise und Gegenbeweise, dass man den rechten Weg trifft. Inzwischen läfst sich dies auf Versuche ausserhalb dem Körper nicht anwenden. Die Wirkung arzneylicher Substanzen ist so unendlich verschieden von der groben chemischen, wenn die Lebenskräfte darauf Einfluss haben, und solche Versuche haben mehr zu irrigen Meynungen Anlass gegeben, als dass sie Aufklärung bewirkt hätten. Wir begnügen uns, die Resultate dieser Versuche auszuheben. Der Vf. versuchte zuerst die spanischen Fliegen; Um die Art seiner Versuche anzugeben, bemerken wir, dass er das Blut in Trinkgläser auffangen liess, und dann die verschiedenen Substanzen, die er probiren wolte, damit vermischte. Er glaubt, dass die bekannt gewordenen Versuche mit den Cantbariden nicht das mindeste beygetragen haben, die Fälle und Umstände, wo das Auflegen der Zugpflaster hauptsächlich nützlich seyn könnte, zu bestimmen; dazu werden aber auch die Seinigen nicht viel beytragen. Er fand, wenn das spanische Fliegen Pulver mit dem warmen Blute vermischt wird, dass die Bildung der Speckhaut dadurch verhindert wird, und beide Substanzen (der Cruor und die gerinnbare Lymphe) fester mit einander verbunden werden; nachher aber wird die Fäulniss des Bluts befördert. Darnach erklärt er nun die Wirkungen der Blasenpflaster in Krankheiten: die fernen Theile derselben gehen in das Blut, und binden die Bestandtheile, welche sich getrennt haben, die andern reitzen die Gefässe und verursachen das Zusammenziehen derselben, dass keine Evaporation der Säfte entstehen kann. Beyde Vorstellungsarten sind unrichtig. Die guten Wirkungen der spanischen Fliegenpflaster rühren nicht von einer Beymischung der Bestandtheile derselben zum Blute, sondern von der Erregung der Lebenskräfte, durch ihren Gegenreitz her. Das Brennen in den Harnwegen ist dagegen kein Einwurf; dies entsteht in hitzigen Krankheiten oft ohne Cantbariden, und es geschieht auch nur, wenn sie lange, oder in grossen Dosen gebraucht sind. Die Evaporation hat bey einer gewöhnlichen Entzündung, auf die Art, wie der Vf. glaubt, auch nicht statt. Diese Eigenschaft besitzen die Cantbariden nicht ausschliesslich: das blosse Wasser, die festen Laugensalze, der Essig verhindern die Entstehung der Speckhaut. Gerade entgegengesetzt ist die Wirkung des Senfes, welcher nach den Versuchen des Vf. die Entstehung der Speckhaut begünstigt, und sogar in einem solchen Blute, welches sonst keine erzeugt hatte. Dies ist sehr auffallend: dazu kommt noch eine andere ganz besondere Erscheinung, nemlich dass das Serum so mit der geronnenen Lymphe vereinigt wird, von derselben gleichsam eingesogen zu seyn scheint. Der mit Senf vermischte Blutkuchen hat eben die Consistenz, die der natürliche hat, und die Speckhaut ist nicht fester und zäher als die natürliche. Daraus sucht nun der Vf. die Ursachen und die Entstehung der Entzündungen zu erklären: nämlich dass sie nach Art des Senfs auf die Blutmasse wirken und die Speckhaut erzeugen. Diese Hypothese ist vielen und wichtigen Einwürfen ausgesetzt; dazu kommt noch, dass jedesmal der Beytritt der Luft nothwendig ist, wenn die Lymphe durch den Senf verändert werden soll. Der Saft des Knoblauchs ist dem

Senf

Senf ähnlich. Er bringt zwar selten allein die Speckhaut hervor; allein er vermehrt sie allemal. Der Saft der Wolfsmilch verstärkt die Speckhaut ein wenig, da hingegen die andern scharfen Substanzen ihre Entstehung verhindern. Hieraus zieht er nun den Schluss, dass nicht alle Substanzen gleichförmig auf das Blut wirken, und dass die gewöhnliche Meynung, dass solche die Säfte auflösen und verdünnen, falsch sey. Die Butterblume, der Salpeter, das Seesalz, das feuerbeständige Laugensalz, das Opium, die Galle, der Essig, womit der Vf. Versuche angestellt hat, lösen alle, nur eins stärker und geschwinder, als das andre, das Blut auf; hingegen machen der rohe Spiesglanz, das Euphorbium, die Bertramwurzel und die Wolfsmilch es gerinnen. Von der Vitriolsäure und dem sublimirten Queckfilber wird es so verändert, dass es aussieht, als wäre es gekocht worden. Die Salze überhaupt besonders das Seesalz geben dem Blute eine hellröthere Farbe, widerstehen der Entstehung der Speckhaut nicht, verbinden aber das Serum mit dem Cruor, und das Seesalz macht ihn mehr zur Auflösung geneigt. Der Salpeter löset zwar das Blut auf, schützt es aber doch allemal vor der geschwinden Faulniss. Das feuerbeständige Laugensalz widersteht der Fäulniss, ob es gleich den Cruor fliessend und aufgelöst erhält, und macht, dass es sich leicht mit dem Serum vermischt. Von allen diesen Versuchen darf man auf die innre Anwendung dieser Mittel keine Schlüsse machen; die angeführten Veränderungen konnen auch nicht einmal erfolgen, weil sie entweder gar nicht, oder doch erst zersetzt und verändert ins Blut kommen. Der dritte Aufsatz von der Krümmung des Rückgrats, welche die Lähmung der untern Theile zur Folge hat, ward durch die bekannte Schrift von Pott über diesen Gegenstand, veranlasst. Der Vf. hat diese Krankheit am meisten bey Kindern beobachtet. Wenn die Theile ihr Empfindungsvermögen verlieren, so sind sie nie so weich und schlaff als andre wirklich paralytische Theile. In mehreren Fällen fand er die Methode von Pott, dass er zu beiden Seiten der Krümmung Fontanellen legen liess, von sehr grossem Nutzen, und der Gebrauch der Glieder ward dadurch wieder hergestellt. Rec. kann aus eigner Erfahrung dies Mittel sehr empfehlen: wenn es auch nicht vollkommen diesen traurigen Zufall hebt, so ist es doch gewöhnlich ein Linderungsmittel, welches allgemein bekannt und benutzt zu werden verdient.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Maurer: *Johann von Procida, oder die Sicilische Vesper.* Schauspiel in fünf Aufzügen von *Hagemeister.* 1791 288. S. 8.

Der Vf. gesteht in der Vorrede, die schön geschrieben ist und einen denkenden Kopf beweist, dass in diesem Schauspiel das Ausschliessen des Zufalls, das beständige Ringen nach Plan und Zweck dem Ganzen hie und da ein allzukünstliches Ansehen giebt. So bescheiden aber und aufrichtig diese Selbstbeurtheilung ist, so scheint Hr. H. doch den Gesichtspunkt, aus welchem dieser Vorwurf sein Gedicht treffen kann, in etwas verfehlt zu haben, weil es nicht sowohl am Plan des Stücks, als an der Bearbeitung liegen möchte, dass es die Aufmerksamkeit zwar spannt, aber nicht interessirt, dass es beschäftigt, aber nicht wirkt. Wärme des Colorits ist es, die man am meisten hier vermisst, und die in der dramatischen Form auch mit einer politischen Handlung zu verbinden war. In den Charakteren herrscht daher eine gewisse Kälte und Trockenheit, bey welcher in dem Leser keine Theilnehmung und keine Empfindung aufkömmt. Sie sind richtig und bestimmt gezeichnet, aber ohne Leben; dieser Fehler ist in dem weiblichen Charakter, dessen wesentlicher, durch keine Abstraction zu ersetzender Bestandtheil das Leben wäre, besonders sichtbar, und er bringt im Ganzen die Wirkung hervor, dass dieses Trauerspiel fast nur das Skelet dessen, was es seyn sollte, scheint. Die Composition ist übrigens schön und reich an gutverketteten, meist anziehenden, Situationen; unter diesen zeichnet sich die letzte zwischen *Herbert* und *Procida* vorzüglich aus. Uebrigens scheint aus früheren Arbeiten des Vf. zu erhellen, dass es ihm nicht sowohl an Feuer, als an einer richtigen, festen Schätzung und Vertheilung seines Feuers mangelt; daher mag das Ganze um desto mehr Gezwungnes haben, weil diese Kälte nicht einmal natürlich, sondern — wie überhaupt die poetische Existenz manchen Zug mit der moralischen gemein haben kann — vielmehr furchtsam zurückgehaltne Wärme oder Heftigkeit seyn mag.

Berlin, b. Matzdorf: *Die Gewalt der Liebe,* in Erzählungen von *August Lafontaine.* 1791. 256. S. 8.

Wir Deutschen sind in den leichten gesellschaftlichen Wendungen, mit denen man kleine literarische Tändeleyen in die Welt schickt, selten ganz glücklich; daher lässt die Dedication dieser Erzählungen an *Konstanze, statt der Vorrede,* weniger erwarten als man in diesem Bändchen wirklich findet. *Liebe und Eifersucht* ist eine freye Uebersetzung von der *Folle du Château de Riant,* die man aus der Französischen Bibliothek der Romane kennt; das grosse Verdienst derjenigen Stücke in dieser Sammlung, die dem Vf. eigenthümlich zugehören, hätte ihn wohl am ersten auffodern sollen, diese Erzählung als eine Uebersetzung anzukündigen, zumal da er versäumt hat, die Sorgfalt an den Stil zu wenden, die von *der* Seite sie für ein Original hinnehmen lassen könnte. Uebrigens ist das Französische Original in seiner Art ein Meisterstück, und man kann zum Lobe dieser Sammlung nicht leicht etwas stärkeres sagen, als dass die meisten der folgenden Erzählungen neben dieser zu stehen verdienen. *Er liebte sie mehr, wie sein Leben* hat viel Wahrheit und manche feine Wendung; indessen scheint dem Vf. die Idee mehr am Herzen gelegen zu haben als die Einkleidung; diese ist etwas gemein und mager, vorzüglich sticht die falsche Zauberey, durch welche der *Ritter Ludwig* auf die Probe gesetzt wird, gegen das edlere Costum der Ritterzeiten zu sehr ab. Die nächstfolgende *Romanze* ist leicht und einfach versificirt; dass sie unbeendigt ist, berechtigt den Leser, eine Fortsetzung dieser Sammlung zu hoffen. *Die Harfe* ist ungemein schön erzählt, die Erfindung ist nicht neu, aber simpel und rührend. *Liebe und Edelmuth*

muth ist im Geschmack der besten *Marmontelschen* Erzählungen; wenig deutsche Schriftsteller haben die wahren Verdienste der Französischen Manier in kleinen Werken dieser Gattung sich so glücklich zu eigen gemacht als Hr. L. Die letzte Erzählung: *Liebe und Achtung*, hat unter allen die meiste Eigenthümlichkeit, und wir besitzen vielleicht in unsrer Sprache kein Ganzes, das in seinem kleinen Umfange so viel Rundung und Vollkommenheit hätte. Eine gewisse Simplicität und Wahrheit, treffende Details, Kenntniss des Herzens in den Ständen und den Situationen, wo die Spuren des Herzens noch am deutlichsten bleiben, sind Eigenschaften, die von Ausländern selbst einigen unsrer Schriftsteller vorzugsweise zugestanden werden; aber die Classicität, die durch Geschmack, Auswahl und Stellung der einfachsten und anspruchlosesten Erzählung gegeben werden kann, scheint so oft durch diese Eigenschaften selbst zu leiden, dass die Combination dieser verschiednen Verdienste vielleicht zum Vortheil der Kunst einer nachdrücklicheren Empfehlung bedarf, als der kühnste Flug des Genies. Hr. *L.* ist seit der Erscheinung seiner *Scenen* in der Gabe zu componiren und zu ordnen so weit vorgerückt, dass man zu grosen Erwartungen von ihm veranlässt wird, zumal da *Werke des Geschmacks*, die dabey einem gewissen Nationalcharakter treu bleiben, doch eigentlich das sind, was unsrer Literatur noch am meisten fehlt. Nachlässigkeiten in der Sprache, wie S. 57. *sein Haar bergte sich empor*, sind so leicht zu verbessern, dass es dem Vf. nur an einer letzten Uebersicht gefehlt haben kann, um sie ganz zu vermeiden.

Berlin, b. Decker u. Sohn: *Umrisse der besten Köpfe und Partien im Vatican* nach *Raphael Urbino gezeichnet* und herausgegeben von *David Bach*, Professor und Mitglied der Academie der schönen Künste zu Florenz und Düsseldorff. 1790. Gross quer Fol. Deutsch und Französisch.

Nach der Dedication an den Hn. Staatsminister v. Heiniz folgt eine Erklärung über die Veranlassung und den Gebrauch dieser Blätter, bey welcher Gelegenheit Hr. B. dem Publicum die Nachricht mittheilt, dass er durch die Vorsorge des Obersten Quintus Icilius, seine Studien in Berlin bey Hrn. Frisch gemacht; als dann eine Reise nach Italien in Begleitung des Grafen Potocki unternommen, und sich in Rom am längsten aufgehalten habe. Hier hat nun Hr. *B.* seine Hauptaufmerksamkeit auf die Werke Raphaels gerichtet, und nachdem er verschiedene davon copirt hatte, sich entschlossen, die übrigen *durchzuzeichnen*. Diess erste Heft enthält XII. Blätter mit Köpfen aus dem Heliodor, der Schule von Athen, dem Attila, dem Parnass, der Messe von Bolsena, endlich aus der Transfiguration, die zu St. Pietro Montorio sich befindet. Hr. *B.* macht selbst die Bemerkung, es seyn schon mehrere Sammlungen Raphaelischer Köpfe vorhanden, auch könnte Rec. zu den schon bekannten noch eine hinzufügen, die in der ehemahligen Mahler-Acad. zu Bayreuth befindlich war, und deren Erwähnung in so fern hier einen Platz verdient, weil die Köpfe auf grösstes Papier *durchgezeichnet*, und überdiess durch die Hand des grosen Mengs, und unter seiner Aufsicht schattirt waren, so dass, wenn je eine Sammlung verdiente, durch den Druck bekannt zu werden, diese es unstreitig vor allen andern werth war. Allem Vermuthen nach muss diese Sammlung noch in Anspach vorhanden seyn. — Gegenwärtige XII. Blätter mit Köpfen, die Rec. vor sich hat, sind blosse durchgezeichnete Umrisse, und, wie es den Anschein hat, in der Eile verfertigt. In die Behauptung, die der Vf. äussert, diese Umrisse seyn dem Künstler *lehrreicher und nützlicher*, eben darum, weil sie nicht schattirt sind, wird schwerlich irgend ein Kunstverständiger mit einstimmen; noch viel weniger in die: *der Künstler könne sich durch die Schattirung leicht irre machen lassen, u. s. w.* Dürfte man wohl den Nahmen eines Künstlers an den verschwenden, der sich durch die Schatten hindern liesse, den richtigen Umriss heraus zu finden? Freylich ist Richtigkeit der Formen das wichtigste und schwerste Erfodernis bey der Zeichnung, indessen muss man nie vergessen, dass die Umrisse der Formen nicht Flächen, nicht fest bestimmte Bezirke im Raume sind, indem ja jede veränderte Stellung des Auges gegen den Gegenstand sie anders modificirt; ferner, dass die Umrisse, die wir an einem Körper wahrnehmen, bloss durch Vermittlung des Schattens und Lichtes, des dagegen gesetzten Hinter- oder Vordergrundes, kurz durch die Sachen, die den Körper umgeben, sich dem Auge deutlich darstellen. — Giebt es etwa zwischen einem Körper und demjenigen, was ihn umringt, einen so genannten Contour? — Keinesweges, sondern eine Sache bestimmt immer die Form der andern. Allein wollte man auch nackten nicht schattirten Umrissen einen noch so hohen Werth zugestehen, so sind doch diese hier zu markirt und zu plump. An manchen Stellen sind sie so breit, dass es sehr darauf ankäme, zu wissen, ob der innere oder der äussere Theil des Umrisses der gültige seyn soll, wodurch sie einen Theil der Grazie, die dem Raphael eigen ist, verlohren haben, so dass Rec. sie Anfängern eben nicht zum nachzeichnen anrathen möchte, da diese gewöhnlich ihre Copie härter machen, als das Modell, was sie vor Augen haben. Doch hat Raphael in seinen Werken die Eigenthümlichkeit, dass, sie, wenn sie auch schlecht übersetzt werden, welches hier doch nicht der Fall ist, immer noch viel gutes behalten; wäre es eine Möglichkeit ihn zu verkennen, so könnte es vorzüglich in der dritten Tafel geschehen, da hingegen die zwölfte am besten gerathen ist. Unterstützung verdient indessen derjenige immer, der unser Publicum mit Raphaels Geist bekannter zu machen sucht, und in dieser Rücksicht sehen wir mit Verlangen den übrigen Heften entgegen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. December 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Frankfurt u. Leipzig: *Die Israeliten, die aufgeklärteste Nation unter den ältesten Völkern in der Erkenntniss der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes,* von *Fr. Arnold Hasencamp.* Rector des Gymnasiums zu Duisburg. — Μη Φοβου. — 1790. 8. S. 215. Nebst einer Dedication an die „berühmte Kaufmannssocietät zu Elberfeld."

Wir haben, nach der Foderung des Vf., „*die Gedult gehabt,* diese Blätter ganz zu lesen." Unter dieser Bedingung fodert er den Leser auf: Urtheile dann, *ohne alle Schonung!* Dies wollen wir nicht thun. Wir glauben seiner Endversicherung, dass er es, *wenn er auch zuweilen missfallen haben sollte, doch redlich meyne.* Aber da wird er uns zu gut halten, wenn wir die ganze Schrift für einen unwillkührlichen Beytrag zur Pathologie der Erfahrungsseelenkunde mit grösserm Recht ansehen zu müssen glauben, als für Ausführung dessen, was der Titel verspricht. S. 197. erinnert er sich selbst, dass wer bis dahin (auf das Ende des vorletzten Bogens) gelesen habe, wohl sagen möchte: sonderbar, bald bin ich am Ende, und noch habe ich nichts gefunden von dem, was der Titel verspricht! Er giebt aber zu erkennen, dass doch, was er eigentlich zum Zweck hätte, schon mehrmalen — mitunter — da gewesen sey. Und so können wir versichern, dass noch weit mehreremale alles, was zur Erläuterung der Seelenpathologie des Vf. nöthig seyn kann, in dem ganzen Buch angetroffen wird. Diese verdient, weil Hr. H. oft sehr gewaltsame Symptome hat, eine genauere semiotische Beschreibung. Hr. H. hat die Entdeckung S. 4. gemacht, dass „der Mensch nie, besonders aber nicht in unserm Zeitalter, von Gott gerne lernen wolle. Dies sey ihm zu demüthigend." S. 16. „*Gott einen übeln Namen zu machen,* das war von jeher nach der Geschichte der Offenbarung das Werk des Teufels, — welcher sich „*jetzt selbst preis giebt,* und gar wohl leiden kann, dass seine Abgesandten aus seinem schlechten Charakter und aus seinen fürchterlichen boshaften Handlungen sein Nichtdaseyn beweisen." Denn S. 18. „nach der Schrift giebt es ein Reich des „Lichts und ein Reich der Finsterniss. Wer glaubt, das „Eine aufgeben zu können, ohne das Andre, der *muss* „*in göttlichen Dingen wenig Verstand haben. Der Teu*„*fel wird es wohl besser einsehen, wie auch viele seiner treu*„*en Diener.* Umsonst hat man sich nicht so zerplagt, „beym Zerreissen der Schrift — um nemlich den Teu„fel wegzudeuten, wie *die Neologen jetzt auch den lieben* „*Gott wegzudeuten* ihre Kraft verwenden. Im Grunde „betrachtet (weiss Hr. H.,) *können die Neologen Gott* „*eben so wenig leiden, als den Teufel.* Dies lautet hart, „doch ist es wahr — *Mit der That läugnen sie alle die* „*Vorsehung.*"

Nachdem wir die Lage der Sachen mit des Vf. eignen Worten skizzirt haben, so erwartet man nun wohl eine recht handfeste Vertheidigung des armen leidigen Teufels. Hr. H. hingegen glaubt, dem Uebel am besten dadurch zu steuern, wenn er (wer dies errathen könnte?!) — die zwey „Meynungen: dass die Israeliten alles von den Aegyptiern entlehnt haben sollen, und dass von dem Gott der Israeliten oft sehr crasse Vorstellungen in den althebräischen Urkunden vorkommen," („ohne etwas neues darüber zu versprechen,") zu widerlegen den Vorsatz fasst. Bloss den Vorsatz! Er *thut* nemlich, im Fortgang seiner Apologie der Israeliten, „*so oft einen Tritt seitwärts,*" (worüber er aber auch seine Leser S. 13. um Verzeihung bittet,) dass er für den ersten Punct, über welchen sich nach des Rec. Meynung viel wahres sagen liesse, am Ende nichts gesagt hat, als dass sich von den ältesten ägyptischen Geschichten aus Herodot, Manethon und Diodorus wenig sicheres hoffen lasse, wovon „auch schon die Allgem. Welthistorie Band 1. S. 496. richtige Gründe angebe." Dass Mose Glauben verdiene, da er vor 600,000 Mann, die „alle schon Bärte getragen," versichert habe: kein anderes Volk habe so gerechte Sitten und Gebote, als die, welche er seinen Israeliten vorlege, behauptet auch Hr. H. sehr richtig. Nur würde daraus, nach unserer Logik, mehr nicht folgen, als dass Mose weder von den Aegyptiern noch andern Völkern *alle* ihre Institute und zwar geradezu, ohne Verbesserung und Localänderung auf seine Nation, übergetragen habe. Allein Hr. H. entscheidet viel kürzer. Er hat nach S. 89. dem „geneigten Leser 179 *Aussagen Mosis* vorgezählt, dass der Herr mit Mose gesprochen hat. Hieraus „*constiert* also, dass er nicht, wie „Hr. Eichhorn *naiv* sage, die Aegyptier copiert, son„dern dass er *alles bis auf jede Kleinigkeit* von Gott selbst „empfangen habe." Doch lässt er allenfalls S. 75. noch neben Gott „den Patriarchen die Ehre, dass sie Mose auf dem Berge erschienen seyn, und ihm *selbstbelebte* (erlebte) Geschichte erzählt haben" möchten. Nichts kann der Vf. weniger „*verpassen*" S. 61. als dass in den Tagen, wo S. 79. „die Empfindeley so allgemein sey; wo selbst in der Romanenwelt Gott immer der Allgütige, der Allvater, heisse, man nichts destoweniger eine Regierung Gottes auf Erden immer allgemeiner verkenne. „Wind und Wetter geht ihn nicht an. Fruchtbare und „unfruchtbare Zeiten hangen allein von der Confluenz „natürlicher Begebenheiten ab. — Seitdem der erste „Stoss geschehen sey, folge Wirkung auf Ursache nach „einer maschinenmässigen Einrichtung. *Dies ist die Leh-*

„re der *Weisen unserer Zeit.* Ihr Glaube, *Gott lasse die* „*Menschen gehen wie die Fische im Meere, wie das Gewürm, das keinen Herrn hat..*," Beweis genug, dass der gutmeynende Hr. Vf. leider! weder den Punkt der Streitfrage, noch sich selbst versteht. Indess „ist es ihm S. 105. „eine innige Freude, dass auch die frechsten „Entehrer des alten Test. noch immer weiter nichts thun „können, als lügen und lästern." Doch ruft er ihnen noch zu: „Schändliche Unredlichkeit, *die man an Leuten verabscheuen würde, welche die Gerechtigkeit zum* „*Rabenstein bestimmt* und geht dann schnell zu Erfüllung des Versprechens über, zu zeigen S. 112. dass die „Israeliten *keine so übele Begriffe* von Gott hatten."

Unter einem Chaos von sehr unnöthigen Voraussetzungen beym Uebergang zu dieser Art vom zweyten Theil wird mitunter die Möglichkeit der Offenbarung auch dadurch S. 118. erläutert, weil uns „*Träume* lehren, dass in unsere Seele Begriffe kommen können, „die mit unsern vorhergegangenen eben so wenig Verwandtschaft haben, als irgend eine göttliche Offenbarung mit den vorhergegangenen Begriffen der Propheten haben konnte." Wir sehn hieraus, dass Hr. H. nicht bloss *seine* Logik, sondern auch *seine eigene* Psychologie hat. Zur grossen Ehre für seinen „Glauben: dass, wer nicht *ernstlich* betet, in göttlichen Dingen vor Irrthum nicht bewahrt bleibe, und dass Gott, wer ihn nicht ehre, auch nicht ehren *könne*, da *Gott kein Recht dazu habe,*" fängt Hr. H. seine Theodicee mit einer neuen Rettung der Geschichte des Falls an, welche er daraus ganz versteht, weil der ersten Menschen Glauben an ein *ausdrückliches* Wort Gottes, (doch lässt er es ihnen nur durch Engel bekannt werden,) — um ihrer selbst willen habe geprüft werden müssen, damit sie *das Recht und die innere Würdigkeit, erhöht zu werden, erlangen konnten.* Der Hr. Rector hat sich so ganz in diese „Prüfungsgerechtigkeit Gottes" hereinstudirt, dass wir nothwendig hierinn einen innern Beweis von der Wahrheit seiner Angabe finden: wie diese Materie anfangs zu einer Einladungsschrift (— unfehlbar zu einer öffentlichen Ausübung der gymnastischen Prüfungsgerechtigkeit, um einigen Schülern das Recht, wo nicht die innere Würdigkeit, (ad *altiora* subsellia) *erhöht* zu werden, zu ertheilen —) bestimmt gewesen sey. „Bald diese, „bald jene, Vorstellung aber habe den Vf. oft weiter, als „er gern wollte, fortgerissen." Zu diesen fortreissenden Vorstellungen gehört wohl auch S. 163. der Erweis, warum der Vf., welcher sonst sehr für buchstäbliche Erklärungen ist, „das von der Schlange (beym Fall) als Allegorie annimmt." Die Argumentation ist wörtlich diese: Wenn das: ich will Feindschaft setzen etc. von einer natürlichen Schlange zu verstehen wäre, dann *müssten ja alle Menschen mit den Schlangen Krieg haben.* Das aber haben sie nicht. Viele Tausend in grossen Städten bekommen keine zu sehen. *Mir deucht,* durch solche Züge gab der Schriftsteller Wink genug, wie er wollte verstanden seyn." Und dass dies Hn. H. *so deucht,* wer kann dafür! Auch wird wohl jedermann zugeben, dass er allenfalls über die Theorie von der Prüfungsgerechtigkeit Gottes nicht gerade so ganz im reinen seyn *müsste,* wenn er nur in Hinsicht auf die gymnastische Prüfungsgerechtigkeit, die seines Amts ist, nicht gelegenheitlich gar ominöse Data mit eingestreut hätte. Da er nemlich auf den letzten Blättern endlich in aller Schnelle die Ueberlegenheit der Israeliten über andere Völker („den theologischen Kannengiessern" zum Trotz) ins Licht setzen will, so entfallen ihm S. 198. folgende Aeusserungen: „Horazens beste Oden, wie gedankenleer sind sie, in Vergleich mit denen von David? Man nehme ihnen das Sylbenmaass, und was bleibt übrig? — Homer, welcher die grosse Geschicklichkeit hat, mit erstaunlich vielen Worten erstaunlich wenig zu sagen, verliert sich ganz in der Gesellschaft Hiobs, Jesaias und (?) Jeremias, sobald man auf Sachen sieht"... Ohe, jam satis est! hören wir uns zurufen. Wir schenken unsern Lesern dafür aber auch die ganze Rettung der israel. Eroberung Canaans, und warum Gott 70.000 Mann wegen der Zählung Davids habe an der Pest sterben lassen, und allerley dergl. Dinge mehr, bey welchen es freylich dem Vf. gar nicht beyfällt, zu fragen: ob nicht zwischen den Erzählungen israelitischer Annalisten von Gott und zwischen ächten Begriffen von ihm nach *jeder* Logik wohl zu distinguiren seyn möchte? u. s. w. Nur noch seinen Beweis, dass Gott nicht *despotisch*, sondern väterlich, die Israeliten behandelt habe. S. 195. „Giebt er ihnen nicht die *freye* „*Wahl;* sagt: wollt ihr mir gehorchen, so sollt ihr des „Landes Gut geniessen, weigert ihr euch aber, und seyd „ungehorsam, *so sollt ihr vom Schwerdt getroffen werden.* „Wo verfährt so der Despot? *welcher Despot* lässt den „Unterthanen *solche Wahl?* *Aber Vater, — machen die* „*es nicht so mit ihren Kindern?*" — Vater mit Kindern? Uns fällt bey, was man den August über Herodes I. in den Mund legt: malle se Herodis ὗν esse, quam υἱὸν. — Aber unsere Leser mögen zum Abschied versichert seyn, dass, wenn sie sich nicht von Hn. H. so überzeugen lassen, sie (S. 178.) „doch ohne allen Glauben *oft auch weit springen werden.*"

Bury (in Suffolk) u. London, b. Johnson: *Observations on the first Part of Dr. Knowles's testimonies from the writers of the first four centuries.* In a letter to a Friend; by *Capel Lofft.* 1789. 130 S. 8. (2 Sh. 6 d.)

Ueber die seit der Resignation des verstorbenen Dr. *Jebb* (1775) aufs neue sehr laut behauptete Schriftwidrigkeit der Lehre von der Trinität hat sich wider Priestly, Lindsey, Frend und ähnlich gesinnte Schriftsteller, welche besonders auf der durch Mathematik und Philosophie zu theologischen Prüfungen mehr vorbereiteten Universität Cambridge Eingang finden, unter andern auch ein Dr. Knowles auf den Kampfplatz gewagt. In Hinsicht auf die Beweise aus der ältesten kirchlichen Tradition überlässt ihn der Vf. einem in diesen Waffen geübteren Gegner, mit der Vorhersagung: *Mox illum sua fata manent, majore sub ense.* Sollte, setzt er hinzu, aber auch dort der Vertheidiger der Orthodoxie stark verwundet werden, so erhält er vermuthlich statt des Helms fürs künftige eine Bischoffsmütze! Indess lässt Hr. L. selbst sich mit ihm — nur auf eine sehr desultorische Weise in einem Brief, welchem eine Menge von Appendixen und

und Supplementen folgen, — über die Schriftbeweise ein, und zeigt hier, ungeachtet wir nichts neues in seinen Beweisen finden. (wie überhaupt nicht wohl etwas neues von grösserm Einfluss in die Frage selbst jemals zu erwarten seyn möchte,) die Gründe seiner Ueberzeugung als Selbstprüfer mit Einsicht und Gelehrsamkeit. Wie lange aber wohl noch in England die Wiederholung jener Gründe nöthig seyn möchte, bis für diese Parthie der Streiter — nicht Bischoffsmützen zu hoffen — nur wenigstens solche handgreifliche Beweise, wie neulich zu Birmingham gegeben worden sind, nicht mehr zu fürchten seyn werden, läss sich am besten daraus beurtheilen, dass bis jetzt in jenem gepriesenen Vaterland der Freyheit und des Denkens eine Parlementsacte, (gegeben unter Wilhelm III. im J. 1698) noch nicht zur Wiederaufhebung reif erkannt werden konnte, in welcher „alle, die zur christlichen Religion sich bekannt „haben, wenn sie handschriftlich oder gedruckt, lehrend „oder blos als Rathgeber von einer der Personen in der „Trinität läugnen, *dass sie Gott sey* — nach der zweyten gerichtlichen Ueberweisung hievon von allen öffentlichen Aemtern und Beneficien, selbst von jeder „gültigen Erscheinung vor Gerichten sowohl des Rechts „als der Billigkeit, ausgeschlossen, und sogar des Rechts, „ein Testament zu machen, oder zu exequiren, oder „Vormund und Pfleger zu seyn, beraubt werden, überdies noch zu dreyjähriger Gefängnisstrafe verdammt „seyn sollen." — Bekanntlich macht die Stelle 1 Joh. 5, 7. den englischen Kritikern noch viel zu schaffen. Auch unser Vf. spricht von ihr, doch in der Kürze besser, als man es von einigen seiner Landsleute gegen Hn. *Travis* hören konnte. Er folgt meist *Emlyn* und *Griesbach*, den er als *the candid and learned Critic* öfters anführt. Gut ist die Bemerkung aus Hieronymus, dass Cyprian nach der Erzählung seines Secretärs tagtäglich den Tertullian gelesen habe (cf. Platina de Vit. Pontific. p. 48.) und daher die Wahrscheinlichkeit, dass Cyprian, was jener spitzfindige Advocat blos als Argumentation in der Schrift adv. Prax. c. 25. aufstellte, als den wörtlichen Schriftverstand angenommen habe. Noch macht der Vf. auf eine Stelle aufmerksam, welche *Zeger* in den Criticis facr. VII. 4658. aus einer vorzüglichen Epistola I. Papae (decimi) Hygini *für* das Alter jener unächten Worte unter den Lateinern anführt. Eine Aufklärung über dies Citat giebt Hr. *L.* nicht. Auch beym Wetstein ist es blofs angeführt. — Wegen einer neuern Nachricht von dem Dubliner Codex, welcher die Stelle hat, verweist er S. 39. auf Gentlemens Magaz. for Aug. 1789. S. 693.

Maynz, in der Universitätsbuchhandl.: *Anleitung zum praktischen Unterricht künftiger Seelsorger in dem Mainzer hohen Erzstifte*, von P. *Gregor Köhler*, Benedictinerordens, der Pastoraltheologie und Liturgik öffentl. Lehrer. 1789. 336 S. 8.

„Diese Anleitung," sagt der Vf. in der Vorrede, leistet in dem öffentlichen Pastoralunterrichte ganz gewiss das, was ein jedes andre Vorlesebuch in jeder andern öffentlichen Vorlesung. 2) Findet hier ein jeder wirklicher Seelsorger kurz bemerkt, wie er sich bey etwa vorkommenden Fällen praktisch zu verhalten habe. 3) Sind in derselben die Diöcesanverordnungen an gehörigen Orten eingeschaltet, welche nicht nur unsern erzstiftischen Seelsorgern zur Richtschnur dienen müssen, sondern eben dieses kann auch auswärtigen brauchbar seyn, da man dadurch die Verfassung der Mainzer Kirchendisciplin lernt."

Mit diesen wenigen Worten hat der Vf. den Inhalt und sogar den Stil seines Buches ganz richtig gezeichnet. Man findet darinn kurze Anweisungen beynahe über alle, ins Pastoralfach einschlagende, Gegenstände. Die Denkungsart, die er den jungen Geistlichen einzuflössen sucht, ist in Vergleich mit ältern Schriften dieser Art ganz erträglich; manche Vorurtheile werden bekämpft, manche gute Lehre und Bemerkung wird am rechten Orte eingestreut. So wenig aber Rec. läugnen will, dass dies Compendium zum Gebrauche bey den Vorlesungen des Vf. dienlich sey, so muss er doch auch zur Steuer der Wahrheit sagen, dass es weder von Seiten des Stiles noch des Inhalts besondere Vorzüge habe. Allerdings hätte man erwarten können, dass im Jahre 1789 von Mainz aus noch etwas vollkommneres in diesem Fache erscheinen würde.

Es ist wohl ein Vorzug des Buchs, dass darinn Excerpten aus ältern und neuern erzbischöfl. Diöcesanverordnungen vorkommen; allein auf der andern Seite erregt es doch bey denkenden Lesern Missvergnügen, wenn man sieht, dass noch jetzt so viele alte, für unser Zeitalter gar nicht mehr passende, Instructionen befolgt werden. So kömmt z. B. 16. die noch sehr nach Möncherey riechende Verordnung von 1778 und 1780 vor: dass alle in der Seelsorge stehenden Geistlichen, sie seyen Pfarrherrn, Kapläne, Beneficiaten, Frühmesser, (warum nicht auch Domherren und Canonici?) in den Städten sowohl als als auf dem Lande, *lange schwarze Röcke* tragen, — — die übrigen, ausser der Seelsorge sich befindenden Geistlichen in den Städten und auf Spaziergängen um die Stadt herum, niemals anders, als mit schwarzen Kleidern, Mänteln und Kragen, und gehörigen Tonsuren auf dem Haupte, erscheinen sollen. Ueberhaupt wird *allen Diöcesangeistlichen* in einer spätern Verordnung vom J. 1780 eingeschärft, ausserhalb ihrer Wohnung anders nicht, als in einem *langen schwarzen* Rock, und mit *einem Gürtel*, zu erscheinen.

Die von S. 184—215. eingeschalteten *Canones poenitentiae* gehören gar nicht hieher; der Bussgeist, der darinn herrscht, steht mit unserer Philosophie und mit den reinern Begriffen des Christenthums im augenscheinlichen Widerspruche. Man lese nur einmal folgende Regeln: *Qui parentibus maledicit, quadraginta dies poenitens fit in pane et aqua. Qui cum Judaeo cibum sumserit, paenitens erit dies decem, pane et aqua victitans.* Und dies sind noch gar nicht die absurdesten Canones, die in dieser Sammlung vorkommen. Soll der junge Priester im Beichtstuhle nach diesen Regeln verfahren, so ist er und das Volk zu bedauern, das ihm sein Vertrauen schenkt! Soll er sich aber nicht danach richten, warum werden sie ihm beym Pastoralunterrichte empfohlen?

Einige Vorschriften des Vf. sind zu unbestimmt, um für junge Priester lehrreich genug zu seyn; andere sind

ganz unbedeutend; mitunter schleichen auch falsche Grundsätze ein. Man vernehme z. B., wie er Leute, die an Glaubenswahrheiten zweifeln, behandelt wissen will:

„Die Quellen dieser Zweifel sind insgemein a) Unwissenheit, b) Mangel an Fähigkeit, die etwa gehörten, oder auch gelesenen, der Glaubenswahrheit entgegengesetzten Einwürfe aufzulösen; c) allzuspitzfindiges und vorwitziges, zuweilen stolzes und vermessenes Vernünfteln über die Glaubenslehren, (sind nun dies die gewöhnlichen Quellen der Zweifel alle? kann denn nicht *reine Wahrheitsliebe* bey vernünftigen, und vorzüglich bey gebildeten Katholiken eben sowohl eine Quelle der Zweifel über so viele kirchlichen Lehrbestimmungen seyn, als es Unwissenheit und Mangel an Fähigkeit beym gemeinen Manne ist?) Und nun das Verhalten des Seelsorgers bey *unwissenden* Zweiflern: „1) lasse er sie ihre Zweifel ganz vortragen, und unterbreche sie nicht. 2) Stelle er sich, als wenn er ihre Zweifel mit Verwunderung und Bestürzung anhöre. (Das ist ja fast lächerlich.) 3) Wenn sie ausgeredet haben, so zeige er den Unwissenden an, den Grund und Gegenstand des Glaubens; (wie allgemein und unbestimmt!) bb) Dass der wahre Glaube allen Zweifel ausschliesse. (Diese Vorschrift ist ganz ohne Sinn! wenn ich auch einen Glauben hätte, dass ich Berge versetzen könnte, so würde doch dieser Glaube nicht hindern, dass in meiner Seele nicht manchmal unwillkührliche Zweifel aufsteigen sollten; dies liegt zu sehr in meiner Natur, und in der Natur jedes räsonnirenden Wesens.) cc) Hebe er die Zweifel kurz und gründlich, (Das wusste der junge Priester selbst!) dd) mache er ihm begreiflich, dass die Glaubenssätze, wie die Räder in einer Uhr, mit einander verbunden seyn. (Aber *wie* kann er ihm dies begreiflich machen? Soll er etwa die ganze Theologie mit ihm durchgehen?) Ein Mensch, der nur einen Punct der Offenbarung als gegründet erkenne, müsse der ganzen Offenbarung Beyfall geben, Jac. 2.; (Wie folgt das? Und wenn der Zweifel nun eben darinn besteht, ob dieser oder jener Punct zur Offenbarung gehöre? dann trifft der obige Gemeinplatz, auch anerkannt, den Zweifler nicht.)

Schöner ist die Vorschrift, wie sich der Seelsorger gegen *Nichtkatholische* verhalten soll. Der Vf. sagt: Es sey dem evangelischen Gebote zuwider, einen Menschen seines Glaubens wegen nicht christlich lieben wollen. Und wenn er auch nach unserer Ueberzeugung auf dem unrechten Wege ist, so müsse man denken, dass er nach seiner Ueberzeugung nicht weniger die wahre, seligmachende Religion zu haben glaube, wie wir; dass Wahrheit und Irrthum in der Welt immer neben einander hergehen werden, wie Licht und Schatten, Tugend und Laster.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Kopenhagen*, b. Paulsen: *Nogle uforgribelige Tanker om den närvärende Giäring i Underviisningsfaget til forsynlig Klogskabs Indskierpelse hos Lärere og Lärlinge.* En Tale holdt paa Roeskilde Domskole den 16 Decbr. 1789. ved Hörernes Indsettelse af Skolens Rector. 1790. 102 S. 8. — Hr. Prof. *Tauber* erklärt sich in dieser Rede ziemlich stark gegen verschiedene der wichtigsten Grundsätze, welche unser Zeitalter bey der Verbesserung der Unterrichts in niederen und höheren Schulen angenommen hat, ungeachtet er seinen Tadel meistens in das bescheidene Gewand des Zweifels hüllet. Schwerlich möchte eine geläuterte Philosophie seinen Gründen das Wort reden; und die ganze Art, wie der Vf. seine Materie behandelt und vorträgt, zeigt weder von einem von Vorurtheil hinlänglich gereinigten Geist, noch von den Graden des Geschmacks, welcher dem unentbehrlich ist, der in diesem Fache richtig urtheilen will.

MATHEMATIK. *Kopenhagen*, b. Höpfner: *Introductio in Librum Jamblichi tertium de generali mathematum scientia*, quam — — tuebitur *Jacob Geo. Friis.* 1790. 44 S. 4. — Eine mit Fleiss und Einsicht geschriebene Abhandlung, welche scharfsinnige Bemerkungen über den Gebrauch, welchen Pythagoras von der Mathematik machte, enthält.

GESCHICHTE. *Kopenhagen*, b. Möller: *Anecdota Theodori Metochitae e Codd. Mss. cum praefatione et annotationibus vulgata.* Specimen inaugurale — ed. *Janus Bloch.* 1790. 170 S. 8. — Schätzbare Fragmente eines griechischen Schriftstellers, der zu Anfang des 14ten Jahrh. Oberschatzmeister und Grosskanzler war. Der Herausgeber liefert in der Vorrede interessante Bemerkungen über die Geschichte der mittlern griechischen Literatur, und theilt zugleich so gute literarische und kritische Erläuterungen des Originals mit, dass man eine Ausgabe des Ganzen von seiner Hand mit Verlangen erwarten wird.

Kopenhagen, b. Buch.: *Hans Kongelige Höiheds Kronprints Friedrichs Reise i Norge.* 1788. 1789. 61 S. 8. — Ein trocknes Tagebuch der Reise, die der Kronprinz im Sommer 1788 nach Norwegen machte, welches gleichwohl um deswillen sehr interessant ist, weil man daraus theils die Freude sieht, womit der Prinz allenthalben aufgenommen ward, theils Beweise der Aufmerksamkeit findet, welche er auf alles lenkte, was auf den Wohlstand des Reichs Einfluss haben kann.

PHILOLOGIE. *Kopenhagen*, b. Schulze: *Dissertatio de auctoritate emendationum in arte critica.* Accedunt observationes et exempla conjecturarum in Agamemnone Aeschyli nec non prolusio versionis Danicae ejusdem tragoediae, Specimen inaugurale, quod subjecit *Georgius Kierulf.* 1790. 61 S. 4. — Der Vf. zeigt viele kritische Kenntnisse und einen meistens richtigen Geschmack, obwohl seine Urtheile nicht immer hinlänglich reif zu seyn scheinen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Kopenhagen*, b. Holm: *Iagttagelser... Indlemärker fra Landet og Byen, samlede i tvende Breve, for, om mueligt at slutte sig til de kommende politiske Aarboger.* 1790. 64 S. 8. — Der Vf. dieser Schrift, welche viel Aufsehen gemacht hat, soll Hr. *Riegels* seyn; welches auch einige seiner Lieblingsideen, die darinn ausgekramt sind, und der verworrene Stil sehr wahrscheinlich machen. Sie enthält allerley Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand von Dänemark.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. December 1791.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Fritsch: *Francisci Vigeri*, Rotomagensis, *de praecipuis graecae dictionis idiotismis liber*, cum animadversionibus *Henrici Hoogeveni*, quibus adiunxit et suas *Joannes Carolus Zeunius*, Proff. graecar. literar. Vitebergensis. Editio altera auctior et emendatior. 1789. gr. 8. XXIV S. Vorreden u. Inhaltsanzeigen, 696 S. 51 S. Regifter u. Ἐπίμετρον. (1 Rthlr. 16 gr.)

Vigers kleines Buch, das anfangs, da es zuerst im J. 1627. ohne des Vf. Namen zu Paris erschien, nicht viel mehr als ein systematischer Auszug aus *Budaei commentariis graecae linguae* war, ist nach und nach durch das Zuthun mehrerer Literatoren zu einem sehr reichhaltigen und nützlichen Repertorium für den angehenden Freund der griechischen Sprache geworden. Auch Zeunens Bemühungen, womit er Hoogeveens Ausgabe ergänzte und berichtigte, sind dem Buche vortheilhaft gewesen, und ungeachtet der scharfen Kritik, die *H.* in seinem bekannten Examine animadversionum Zeunianarum über sie ergehn liess, in Deutschland so wenig verkannt worden, dass der Verleger nach zwölf Jahren zu dieser neuen Ausgabe schreiten musste, welche der sel. Zeune noch während seiner letzten Krankheit mit unverkennbarem Fleisse vollendet hat, ohne jedoch den Abdruck selbst zu erleben, indem nicht *Er*, sondern der Verleger, von den Aenderungen dieser neuen Ausgabe Rechenschaft giebt. Es hat nemlich Z. manches, was er gegen Hoogeveen gesagt, weggestrichen, oder gemildert, manche Bemerkungen mehr bestimmt oder berichtigt, manche Bemerkungen Vigers oder Hoogeveens durch neue Beyspiele bestätigt, und hie und da auch einiges nachgetragen. Auch verschiedne Druckfehler der vorigen Ausgabe sind verbessert: Indess sind doch noch manche stehn geblieben. So steht S. 178 immer noch Epist. statt Epict., nemlich: Epictetus; auch das Allegat trift nicht zu, es ist cap. 24; S. 197. in Horat. III. Od. 16. ist noch aus der ersten Zeunischen Ausg. wiederholt: vigilans canum, statt: vigilum canum; S. 159. Not. 26. über den Nachdruck in ἡλίκον steht die Hoogeveensche Bemerkung nicht Sect. 3, 7. sondern Sect. 9, 7. not. 28. Neue Druckfehler haben auch nicht gänzlich vermieden werden können. So steht S. 43.: ἐνωτυγχάνωσιν statt: ἐντυγχάνωσιν; S. 68. not 85. muss in der Stelle des Herodot nach: ἐςὶν das Komma weg, welches den Sinn stöhrt; S. 123. XIII. muss gelesen werden. τῦ ὕδατος statt: τῆς ὑ; S. 134. II. in der Stelle des Polybius (aus I, 44) ist: τὸ vor ςόμα ausgefallen, wie S. 131. der vor. A. richtig steht; S. 147. 2. steht Adque statt Atque; S. 155. Reg. V. sind nach: εἰς χειρῶν νόμον ἐλθεῖν die Worte übersehen: vel ἀφικέσθαι; S. 159. n. 26. ist nach Πορευθεὶς δὲ in der Stelle Matthäi der zu λαβὼν gehörige Artikel ὁ vergessen; S. 170. bey der Erklarung des Ἀντεβορέαν aus Lucian ist nach *quid secum* vergessen, wie S. 167. der v. A. richtig steht; Ebendas. in der Stelle aus Apocal. XVII, 2. fehlt τῶν vor πολλῶν; S. 173. 53. in der Stelle des Terenz vor *etiam amplius* fehlt *aut*; S. 194. Z. 7. v. steht: ΛΕΑΥΝΤΑΙ statt: ΛΕ'ΛΥΝΤΑΙ; S. 198. not. 80. πλείονος ἄξια ἀπὼν statt; εἰπών. S. 159. not. 28. muss stehen: Act. XXII, 28. wie S. 156. der vor. A. nicht XII. u. s. w. Gut wäre es gewesen, wenn die frühern Ausgaben des Vigerschen Textes noch einmal genauer wären verglichen worden. So sollte es S. 66. in Vigers Worten: Alius est comparativi usus, a quo Latini prorsus abhorrent, cum genitivus comparativum sequitur, licet alius praecesserit, zufolge der alten Ausgaben, und wie es der Verstand erfodert, also lauten: *licet alius casus praecesserit.* Bey Anführung griechischer Beyspiele sind zuweilen noch corrupte Lesarten aufgeführt und wohl gar Bemerkungen über Idiotismus darauf gebaut. So ist es S. 20. u. 21. nota 3. der neuen Z. Auflage dem Hoogeveen, dem wir auch wohl anderwärts etwas mehr kritisches Misstrauen anwünschen möchten, mit der Stelle aus Arrian de Expedit. Alexandri, lib. III. cap. 11. gegangen. Bey der Bemerkung über den dreyfach ungewöhnlich wiederholten Artikel hält er die Worte: Ἡ ςάσις, Ἡ ξὺν τοῖς, Ἡ πολλὴ, ὅπλοις für schriftstellerische Kühnheit, was doch weiter nichts, als baare Corruptel einer neuern Ausgabe ist, da es wider die Natur und Analogie einer jeden, und folglich auch der griechischen Sprache anstösst. Er wittert zwar eine Verdorbenheit der Stelle, wie sein: „si tat sida eit lectio" beweist; gleichwohl ist diese höchst verdächtige Lesart von der Ausg. v. 1742. an durch alle folgende durchgeführt; da doch schon Hoogeveens Bedenklichkeit den sel. Zeune hätte veranlassen sollen, wenigstens die ersten Ausgaben des angezogenen Schriftstellers zu Rath zu ziehen, wo er dann gefunden haben würde, dass die durch Victor und Giovanfrancesco Trincavelli besorgte und mit Egnatii Vorrede versehene Editio princeps zu Venedig jene zum Beweis eines höchst sonderbaren Idioms der griechischen Sprache angeführten Worte gleich ursprünglich so liest, wie Hoogeveen sie erst zu Rechte erklärt hat, nemlich: Ἡ ςάσις, Ἡ πολλὴ, Ἡ ξὺν τοῖς ὅπλοις. Endlich sind auch manche schätzbare Wahrnehmungen und Entdeckungen älterer und neuerer Philologen der Aufmerksamkeit des Herausgebers auch in dieser Ausgabe noch entgangen. Z. B. In der aus Epicteti Enchiridio cap. 24 angeführten Stelle nemlich ist erste-

rer *der Systemsprache der Stoischen Schule* uneingedenk, und erklärt und supplirt daher das φυλάττειν τὸν πιστὸν καὶ αἰδήμονα unrecht. Da nun aber Heyne nach einer beyfallswerthen Erklärung S. 69. der ersten und S. 76. der zwoten Ausg. des Epictet längst das Bessere beygebracht; auch die Analogie anderer Sprachen, wie der Französischen in: faire le méchant, faire le dévot, und dergl. und der deutschen in dem etwas Unähnlichen: den Rechtschaffenen, den Frommen machen, die natürlichere Erklärungsart durch ἀνδρα an die Hand giebt; so wäre solchen Unrichtigkeiten um so leichter abzuhelfen gewesen. Durch eine zweckmäsige und *fleissigere* Benutzung der vortrefflichen Arbeiten eines Hemsterhuys, Bentley, Valkenaer, Ruhnkenius, v. Brunck, Toup, Wyttenbach und anderer würde sich der sel. Zeune Schulmänner und Freunde der griechischen Sprache gewiss mehr verbindlich gemacht haben, als durch Uebertragung ganzer Ernestischer Anmerkungen *über bekannte Sachen* aus den Noten zu Xenophons Memorabilia Socratis. wie cap. IV. Reg. IX. S. 167. geschehen ist, wo es genug war, darauf zu verweisen, da das Buch in jedermanns Händen ist. Dagegen hatten manche ins Uebertriebene oder ins Spielende fallende Dinge ohne Schaden entweder ganz weggestrichen oder doch wenigstens kürzer gesagt werden können, wie z. B. S. 19. die Exegese über Matth. II, 2 und 10., die beynahe zu sehr nach dem Homilienton und der Postillensprache gemodelt ist, obgleich schon Sylburg. Rudiment. Ling. Graec. pag. 289. wiewohl magis caste et sobrie, hierinn vorgegangen war. Dahin rechnen wir auch die, vermuthlich von einem orthodoxen Mann des vorigen Jahrh. in England oder Holland, weil wir sie in einer Englischen und in der Leydener Ausg. von 1680 zuerst finden, herrührende weitläufige Widerlegung der Taufgesinnten in Erklärung der Taufformel Matth. XXVIII, 19. S. 61. und 62. der neuen Aufl. Wie wir denn überhaupt die Einmischung der aus dem griechischen Neuen Testament und der Septuaginta hergenommenen Beyspiele, auch dann, wenn sie der Analogie und dem Genius der griechischen Mundart entsprechen, in einem Werk über die Natur und Eigenheiten dieser Sprache, für eben so unnöthig und unschicklich ansehen müssen, als in einem Génie de la langue française die Beyspiele aus Bar und Bielefeld statt Pascal, la Bruyere und Fontenelle billig anzusehen wären. Oder hätte das: dandum aliquid erat moribus et consuetudini temporum, jetzt noch dieselbe Macht? —

So sehr wir übrigens das Vigersche Buch in seiner jetzigen Gestalt als gutes Collectaneenbuch für den Anfänger schätzen, so wird man es uns doch nicht für Vermessenheit auslegen, wenn wir ein Werk über die Natur und Eigenheiten der griechischen Sprache, das mit strenger Kritik aus bewährten Mustern geschöpft, seine Materialien mit mehr systematischem Geiste geordnet, die Entdeckungen der Neuern sorgfältiger genutzt, und die Begriffe und Regeln mit mehr Sprachphilosophie und Praecision abstrahirt, bestimmt und zergliedert hätte, ohne jedoch in ermüdende Trockenheit und Ausschweifungen zu verfallen, zur Zeit unter die noch nicht befriedigten Bedürfnisse der griechischen Literatur zu setzen wagen. Gern möchte Rec., der einen Versuch über die Eigenheiten der griechischen Sprache auf einem ganz neuen Grunde und in einer selbstgewählten Gestalt aufzuführen schon lange veranstaltet, bey dieser Gelegenheit die Stimmen und Urtheile gründlicher Kenner darüber im voraus vernehmen. Es halten ihn aber Rücksichten und Einschränkungen mancher Art ab, sich diese gewünschte Belehrung schon jetzt zu verschaffen; nur einen Umstand *kann* und *will* er aus bewegenden Ursachen nicht mit Stillschweigen übergehen, nemlich diesen, dass ihm, ausser den von ihm selbst gesammelten und chronologisch gestellten reichhaltigen Materialien, noch die von dem sel. Reiz der zwoten Hoogeveenschen Ausgabe v. 1752. beygeschriebene Anmerkungen zu Gebote stehen, die er bey der gehoften Ausführung seines Vorhabens als ein ihm anvertrautes schätzbares Depot behandeln wird, von denen er aber, bey Abfassung gegenwärtiger Anzeige, wie er ehrlich versichern und nöthigen Falles jedem mit dem Augenschein beweisen kann, auch nicht um den geringsten Titel Gebrauch gemacht, oder Gebrauch *zu diesem Behuf* davon zu machen Ursache gefunden hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Aalburg, in der Buchdruckerey: *Patriotiske Samlinger ved et Selskab.* (Patriotische Sammlungen.) 1785 — 1790. I Band. 510 S. II Band. 486 S. 8.

Diese periodische Schrift, welche ausserhalb ihres engeren Zirkels wenig bekannt geworden ist, verdient eine umständlichere Anzeige wegen verschiedener Abhandlungen, die sich auf die Statistik und Oekonomie von Dänemark und von Jütland insonderheit beziehen, und zwar um so mehr, weil diese unbekannteren Quellen der Landeskunde gewöhnlich von Auswärtigen gar nicht genutzt werden. Dahin gehören insonderheit B. I. S. 48. über die Beförderung der Schiffarth. (Die öffentliche Constructionsschule zu Kopenhagen, die nach der Verordnung vom 18 Mart. 1776. angelegt werden sollte, ist, so viel man weiss, noch nicht zu Stande gekommen.) S. 56. über die Bewahrung der Fischernetze. S. 29. u. 64. über die beste Benutzung der Heide und des Ackerlandes. S. 72. Nachricht von wichtigen Verbesserungen des Kammerherrn Buchwald auf *Gudumlund* im Stift Aalborg. S. 136. u. 253. Ueber die ehemalige und gegenwärtige Haftung des Dänischen Bauerstandes an seinen Geburtsort. S. 162. Ueber die allgemeinere Verbreitung der Zeichenkunst zur Vervollkommung der Gewerbe. S. 206. Ueber die beste Nationalmanufactur in Dänemark, (nämlich die Verarbeitung der Jütischen Wolle.) S. 244. Nachricht von den Verbesserungen auf dem Gute *Lund* auf *Morsöe* S. 352. Ueber die einheimischen Tabakspfeifen. S. 381. Ueber die Bienenwirthschaft in Jütland. S 425. Ueber den Ackerbau in Jütland. S. 478. Mittel zur Hemmung der venerischen Krankheit auf dem Lande im Stift Aalborg. Ferner B. 2. S. 55. Ueber die Wege in Jütland. S. 139. Ueber die Vortheile der Aufhebung der Gemeinheiten. S. 164. Ueber den Einfluss, welchen es auf die Moralität

tät des Landmanns hat, wenn jeder Bauer bey seinen Feldern wohnt. S. 183. Ueber die Monopolisirung des Ochsenhandels. S. 231. Ueber die Adäration der Zehnten. S. 251. Ueber die schädlichen Folgen der Abstellung des Branteweinbrennens auf dem Lande. S 292. Ueber ein zweckmäfsiges Volksbuch für den Bauer. S. 318. Ueber Frohndienste und Zehnten. S. 395. Ideen über die Gegenstände der Aufmerksamkeit bey einer durch Dänemark anzustellenden ökonomischen Reise. S. 422. Historische Bemerkungen über einige Münzen der Könige des Oldenburgischen Stamms. S. 440. Fortgesetzte Bemerkungen über die Wege. S. 457 Ueber den Treibsand und die Mittel, den nachtheiligen Wirkungen desselben vorzubeugen. Uebrigens versteht es sich von selbst, dafs nicht alle hier ausgezeichnete Auffätze von gleichem Werth sind; inzwischen sind sie doch alle interessant, weil sie, der eine mehr der andere weniger, nützliche Wahrnehmungen und Vorschläge enthalten. Insonderheit verdient dasjenige Aufmerksamkeit, was hie und da zur Empfehlung der Freyheit der Bauern, und der Aufhebung der traurigen Einschränkung der Landwirthschaft gesagt wird; denn da diese Auffätze zum Theil vor, zum Theil während der Landwesens-Commission geschrieben wurden, so sind sie billig mit als Hülfsmittel anzusehen, wodurch die gute Sache der Wahrheit und Menschlichkeit so allgemein und an so verschiedenen Orten verbreitet ward, dafs endlich auch diese heilsame Publicität, die geschworne Feindin aller despotischen Greuel, die im Grofsen oder im Kleinen getrieben werden, zur Befreyung der unterdrückten Bauren vieles mit beytrug.

KOPENHAGEN, b. Gyldendal: *Samling af Skrifter udgivne fra det Nordiske Selskab i London.* (Schriften der Nordischen Gesellschaft in London.) I Hefte. 1788. II Heft. 1791. gr. 8.

Die Nordische Gesellschaft, welche in London der nordischen Literatur und Sprache ihre Bemühungen widmet, hatte unter andern einen Preis ausgesetzt, auf die beste Abhandlung über die *Vaterlandsliebe:* Der Preis ward der Schrift des Hn. *Jon. Nordahl Brun*, Prediger zu Bergen, zuerkannt, welche in dem ersten Heft mitgetheilt wird. Sie ist allerdings gut geschrieben; aber philosophische Darstellung und Entwicklung dieser wichtigen Materi haben wir darinn nicht gefunden. Schon die Erklärung, welche der Vf. von der, wie er sie nennt, *vernünftigen* Liebe fürs Vaterland giebt, ist offenbar unpassend. Er sagt, sie wäre eine edelmüthige Neigung, vorzügliche Gaben zum allgemeinen Besten durch solche Handlungen anzuwenden, wozu das Gesetz nicht verbindet. Das ist nicht das, was wir uns unter Vaterlandsliebe denken; es ist vielmehr hohe Bürgertugend, die jedem edlen Manne obliegt, der in einem Staate lebt. Aber die Einmischung von der individuellen Anhänglichkeit an das Vaterland in jener Neigung zur Bürgertugend überhaupt, die ist es, worauf es bey dieser Frage eigentlich ankömmt, und gerade diesen Punkt hat der Vf. ganz übergangen. Er sagt S. 16 u. f. ausdrücklich, dafs er jene Anhänglichkeit, welche ungefähr nach eben den Gesetzen, wie die Sympathie in der Physik wirke, nicht zum Gegenstand seiner Untersuchungen machen wolle. Nur beyläufig merkt er an, dafs die erste Erziehung den stärksten Grund zu dieser Neigung legt. Diefs ist nicht hinlänglich. Alle physischen und moralischen Eigenthümlichkeiten des Landes wirken hier mit, wenn gleich wir weder Art, noch Grade deutlich angeben können. Daher ist die Vaterlandsliebe stärker in dem Verhältnifs, wie ein Land mehr isolirt, oder, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, mehr original ist. Man weifs, dafs die Einwohner von den Färöern, (deren ganze Anzahl ungefähr 5000 beträgt,) diese Anhänglichkeit sehr weit treiben; wahrscheinlich, weil sie in so hohem Grade isolirt leben. Der Norwegische Felsenbewohner liebt sein Vaterland mehr als der, welcher in den ebenern Gegenden lebt; jener ist mehr isolirt, sein Geburtsort ist mehr original. Daher auch jenes bekannte Heimweh der Schweizer; daher jene unwillkührliche Bewegung, welche sie empfinden, wenn sie in einem fremden Lande die wahre Melodie des Kuhreigen hören. Zu zeigen, *wie* diese von der Natur selbst in uns gelegten Eindrücke in der bürgerlichen Verfassung genährt, und zu grofsem Gewinn für das Vaterland wirksam gemacht werden, *wie* sie durch weise Mitwirkung des Gesetzgebers zu grofsen Thaten reifen können — das hätte der Vf. billig zu dem Hauptgegenstand seiner Abhandlung machen sollen. Diese Unterlassungssünden abgerechnet, macht er übrigens viele gute Bemerkungen, sowohl über die verschiedenen Triebfedern und den verschiedenen Werth der edlen Handlungen, welche aus der von ihm beschriebenen Vaterlandsliebe herrühren, als über die Mittel, diese Liebe zu ermuntern und zu verstärken. Sehr wahr und sehr lesenswerth ist, was er S. 50. u. f. über die wahre Freyheit des Bürgers sagt, welche nur darinn besteht, dafs er sein Eigenthum frey gebrauchen darf, (besser *seine Kräfte* überhaupt, denn ohne vernünftige Prefsfreyheit kann überall keine Freyheit bestehen,) dafs ihm ohne Ansehen der Person Recht widerfahre und dafs alle gleichen Zugang zu den höchsten Ehrenstellen haben. Treten diese Erfodernisse ein, so ist die Regierungsform gleichgültig: so ist der Holländer sicherlich nicht freyer, und wahrlich, wie der Augenschein lehrt, nicht aufgeklärter als der Preufse. So erzählt der Vf. S. 46, dafs ein begüterter Norwegischer Dragoner, als die Dänische Armee 1761 nach Holstein marschirte, einen Königlichen Beamten, der ihn fragte, warum er selbst zu Felde gieng, antwortete: „wüste ich, dafs wir nur nach Holstein gehen, um da „eine Weile zu campiren, und dann zurückzugehen, so „wendete ich gerne ein 50 Rthlr. daran; denn was ich „versäume, indem ich von der Bewirthschaftung meines „Hofes entfernt bin, ist weit mehr werth. Aber wenn „es Ernst würde, so wäre es ja *Sünde*, wenn ein andrer um meinetwillen erschossen würde, da *ich* das Grund„stück besitze, welches zu schützen ich verpflichtet bin." Wahrlich ein gerechter und doch edler Zug, der gewifs allgemeine Beherzigung verdient. — Von eben diesem Vf. ist das zweyte Stück in dem ersten Heft: eine Ode über die Fischerey, welche einige schöne Stellen hat.

Das *zweyte* Heft enthält gleichfalls zwey Auffätze; eine unbedeutende Eintrittsrede von Hr. *Anker*, und ein schönes Gedicht von *A. Bull* über die Vaterlandsliebe, in welchem sie aus dem von uns angegebenen Gesichtspunkt, vorzüglich in Rücksicht auf Norwegen geschildert wird.

Halle, b. Curts Wittwe: *Johann Jacob Lerche*, Russischkaiserlichen Collegienraths und D. d. A. W., *Lebens- und Reisegeschichte;* von ihm selbst beschrieben, und mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von D. *Anton Friedrich Büsching*. Mit (7) Kupfern. 1791. 1 Alph. 7½ Bog. in gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Freunden der Völker- und Länderkunde ist dieses Buch schon zum Theil, ja, wenn wir uns nicht verrechnet haben, fast zur Hälfte bekannt; denn sie haben das, was hier S. 15—97. abgedruckt steht, bereits vor 22 Jahren im 3ten Theil des Büschingischen Magazins S. 3—44. und was S. 244—394. sich findet, vor 15 Jahren eben daselbst im 10 Theil S. 365—476. gelesen. Der Herausgeber sagt diess auch selbst in der Vorrede, nur nicht so genau. Dank ist man ihm indessen immer schuldig, dass er uns auch den nicht minder wichtigen Rest der Reisenachrichten des unermüdlichen, im J. 1780 zu St. Petersburg verstorbenen D. *Lerche*, eines mit Kennerblick bewaffneten Reisenden, mit jenen grossen Bruchstücken im Zusammenhange mittheilet: zumal da es viele Liebhaber der Geschichte und Geographie giebt, die jenes, nach und nach kostbar gewordene Magazin nicht besitzen, denen folglich von diesem Werke noch gar nichts bekannt war. Es enthält in der That einen Schatz von neuen, nützlichen und auch zeitvertreibenden Nachrichten und Erzählungen. Der eigentliche Historiker findet darinn, unter andern, Particularitäten von verschiedenen Nationen, z. B. von Persern, Tataren; ferner von Kriegen der Russen mit den Persern, Schweden, Türken und Tataren; auch von vielen merkwürdigen Kriegs- und Staatsmännern: der Geograph genaue Angaben von Entfernungen vieler Oerter in den Ländern dieser Völker und Beschreibungen derselben: der Antiquar Beschreibungen alter Denkmäler: der Naturforscher allerley Anekdoten von Kräutern, Thieren u. s. w.: der Arzt Anweisungen zum Verhalten bey der Pestseuche; — denn L. hatte in der Krim, in der Moldau, in Schweden, in Kiew und Moskau Anstalten gegen dieses schreckliche Uebel zu treffen, folglich Gelegenheit genug, dasselbe von Grund aus kennen zu lernen: — auch der Officier und Kriegslustige geht nicht leer aus, indem der Vf. vieles während der erwähnten Kriege sah und erfuhr, was selbst mithandelnden Personen verborgen blieb: endlich, der bloss zum Zeitvertreib lesende Mann wird nicht länger nach unterhaltenden Erzählungen und Anekdoten, besonders von Sitten und Gebräuchen entfernter Völker, ja sogar Abentheuern, suchen. Doch dürfte wohl letzterer wünschen, dass es Hn. *B.* möchte gefallen haben, Kleinigkeiten und ganz geringfügige Umstände, die selbst keine von allen vorherigen Leserklassen interessiren, wegzuschneiden. Die Schreibart des ganzen Buchs hat er, nach seinem eigenen Ausdruck, *etwas verbessert*. Er wollte auch die Nachrichten neuerer Beobachter damit vergleichen: allein, seine leider! schon so lang anhaltende Krankheit hinderte ihn an der Ausführung dieses Vorsatzes. Es verdient schon dies Dank und Bewunderung, dass die bekannte nützliche Thätigkeit dieses verehrungswürdigen Mannes durch die ihn plagende Wassersucht nicht ganz gedämpft werden kann.

Wir bemerken nur noch, dass das, was im Magazin B. 10. S. 461 u. ff. von einer frühern Gesandschaft nach Persien steht, in dem neuen Abdruck S. 22 u. ff. als Note eingeschaltet ist; dass wir die im Magazin (B. 10. S. 466 u. ff.) befindliche kurze Geographie Persiens in dem neuen Abdruck vergebens suchen; und dass des Herausgebers Anmerkungen sich nur hauptsächlich über das erste, schon im dritten Band seines Magazins abgedruckte Stück erstrecken: in der Folge erblickt man nur noch einige ganz kurze Noten. Die Nachrichten, die Lerche, als Augenzeuge, von den Kriegen der Russen mit den Türken im J. 1736 u. ff. und im J. 1770. u. ff. und mit den Schweden in Finnland im J. 1741 u. ff. erzählt, erweitern und berichtigen wirklich unsre bisherigen Kenntnisse von denselben. Dies gilt sogar von *Mansteins* Memoiren. Zur Probe vergleiche man einmal Lerchens Erzählung von einem unweit Perekop zwischen Russen und Tataren, zum Nachtheil der erstern, vorgefallenen Treffen S. 132 u. ff. mit der von Manstein, (S. 337. nach der Bremischen Uebersetzung) und man wird gewiss die erste nicht allein ausführlicher, sondern auch aufrichtiger finden, als letztere. Und so findet man auch vor und nachher Umstände von jenem und vom finnischen Krieg, die man bey Manstein vergebens sucht. — Ein sorgfältig verfertigtes Register erleichtert den Gebrauch dieses reichhaltigen Buches. — Da Lerchens Nachrichten sich mit dem J. 1771. endigen, und Hr. *B.* seitdem nicht weiter mit ihm Briefe gewechselt hat; so wünschen vermuthlich mit uns mehrere zu erfahren, ob er nachher nichts weiter aufgezeichnet und was für Schicksale ihn betroffen haben: Vielleicht können Verwandte diesen Wunsch befriedigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Kopenhagen*, b. Thiele: *Församlings Formen uti det nya Jerusalem*, at *August Nordenskiöld*, Jesu Christi ringaste tjänare. 1790. 52 S. 4 m. 2 Kobb. Diese seltsame Schrift ist von dem Vf. hin und wieder ausgetheilt, um dadurch seiner neuen Lehre Eingang zu verschaffen, welche auf die Errichtung einer in allem Betracht ausgezeichneten Secte nach *Swedenborgs* System abzielt. So viele falsche Vorstellungen und wunderliche Schwärmerey darinn vorkommen, so stösst man doch zuweilen auf einen hellen Gedanken, der eine nicht gemeine Kenntniss des menschlichen Herzens und der Politik verräth.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. December 1791.

PAEDAGOGIK.

Leipzig, b. Fleischer: *Charakteristik der Erziehungs-Schriftsteller Deutschlands.* Ein Handbuch für Erzieher. 1790. 584 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Vf. sagen in der Vorrede: Alle Männer, die seit ungefähr 20 Jahren zur Verbesserung der Erziehung beygetragen haben, und ihre Schriften kennen zu lernen, dazu soll gegenwärtiges Buch dienen. Es soll ein Handbuch für pädagogische Literatur, für Eltern und Erzieher seyn, wo sie auf eine leichte und bequeme Art mit unsern besten Erziehungsschriften und ihren Verfassern bekannt werden, und wo sie sich in jedem Falle (Raths) erhohlen können. Es werden wenig Männer in Deutschland seit 20 Jahren und drüber über Erziehung etwas wichtiges geschrieben haben, deren Namen hier nicht verzeichnet ständen, und wir haben vielleicht in Ansehung der Vollständigkeit eher zu viel als zu wenig gethan u. s. w. Die charakterisirten Schriftsteller sind nach dem Alphabet geordnet, und es mögen derselben wohl gegen 300 seyn. Die Idee zu einem Werke dieser Art ist in der That ganz gut, und es muss einem jeden, dem an der Verbesserung der Erziehungs- und Unterrichtsmethoden gelegen ist, und der insonderheit selbst auf irgend eine Art als Lehrer oder Erzieher davon Gebrauch machen will, wichtig seyn, die Männer, die sich um dieses Geschäft vorzüglich verdient gemacht haben, genauer kennen zu lernen, und mit ihren Schriften bekannt zu werden. Allein die Ausführung dieser Idee von unsern Vf. ist nun freylich nicht so musterhaft gerathen, als wir es gewünscht hätten, und als es die Sache verdient. Inzwischen ist sie doch auch nicht ganz ohne Werth und Brauchbarkeit. Man kann den Verfassern Bekanntschaft mit dem Gange des Erziehungs- und Unterrichtswesens in Deutschland, in den neuern Zeiten, nicht absprechen. Man siehet auch wohl, dass sie die besten Erziehungsschriftsteller fleissig gelesen und studiert haben, und ihre Urtheile über den schriftstellerischen Werth der angeführten Männer sind im Ganzen, lobrednerische Uebertreibungen hin und wieder abgerechnet, nicht ohne Grund. Wir wünschten nur, die Vf. hätten eine Menge ganz unbedeutender und schon vergessener Schriftsteller weggelassen, bey deren Beurtheilung sie oft länger verweilen, als bey andern von anerkanntem Verdienste. Dadurch würden sie Raum gewonnen haben, von den Vorzüglichern umständlicher zu reden, und von den wichtigsten Werken derselben kurze Inhaltsanzeigen, oder Auszüge zu geben. Dieses scheint uns für den Hauptzweck dieser Schrift von grosser Wichtigkeit. Ein anderer Fehler ist das zu allgemeine, unbestimmte und häufig übertriebene Lob der vorzüglichern Schriftsteller. Man wird es von uns nicht fodern, dass wir diesen Tadel mit umständlichen Beweisen belegen sollen. Doch wollen wir zur Probe eins und das andre anführen. So ist z. B. das Lob welches Hn. Gedike's Lesebüchern gegeben wird, offenbar übertrieben und wenigstens nur auf das Griechische passend. Das Lateinische und Französische sind offenbar als elementarische Lesebücher sehr unzweckmässig eingerichtet, indem bey der Auswahl der Stücke gar nicht auf Anfänger und deren allmähliches Fortschreiten in Kenntniss der fremden Sprachen Rücksicht genommen ist. Sie haben in der That nichts empfehlendes, als den Namen ihres Vf., dessen sie so wenig würdig sind. Eben so übertrieben und ungegründet scheinet uns die Lobeserhebung der lateinischen Grammatik des Hn. Meierotto. Die darinn gewählte Methode ist gewiss nicht psychologisch, und der ganze darinn gewählte Gang, die Sprache zu lehren, ist für Lehrer und Schüler in gleichem Grade ermüdend und unangenehm, wie solches schon von andern Pädagogen, und insonderheit von Hn. Trapp, bemerket ist. Das allgemeine Lob, welches dem schriftstellerischen Verdienste des Hn. *Villaume* beygelegt wird, hätte billig mehr eingeschränkt werden müssen, da derselbe so wenig Achtung für das Publicum zeigt, und mit einer Flüchtigkeit arbeitet, die ihn hindert, seinen Schriften den Grad von Vollendung und Vollkommenheit zu geben, den er ihnen allerdings geben könnte. Ausserdem ist die ermüdende Weitschweifigkeit, vorzüglich in den Abhandlungen im Revisionswerke ein höchst beschwerlicher Fehler dieses sonst allerdings schätzbaren Schriftstellers. Bey einem Werke, wie das gegenwärtige seyn soll, scheinet es uns ein wesentliches Erfoderniss der Zweckmässigkeit und Brauchbarkeit zu seyn, dass sowohl die Vorzüge als Mangel des schriftstellerischen Verdienstes, insonderheit angesehener Männer, genau angegeben werden. Zu allgemeines und unbestimmtes Lob belehret nicht, sondern täuscht bloss und führt irre. Dass die Vf. hin und wieder fremde Recensionen, oder Auszüge aus denselben, wie sie in der Vorrede selbst gestehen, eingerückt haben, kann man zwar überhaupt nicht tadeln. Nur entstehet daraus hin und wieder ein sonderbarer Widerspruch, wenn sie von einem und eben demselben Manne fast ganz entgegengesetzte Recensenten-Urtheile neben einander stellen, die gar kein Ganzes zusammen ausmachen. Ein für den Zweck der ganzen Schrift sehr unnöthiger Auswuchs ist es, dass die Vf. nicht nur viele sonst bekannte Schriftsteller, die eine und das andere, oft nur in entfernter Verbindung mit den Erziehungswesen stehende Schrift herausgegeben haben, aufnehmen, sondern die anderweitigen gar nicht ins Erziehungsfach einschlagenden Schriften derselben anführen und oft weitläuftig recensiren, oder

oder vielmehr lobpreisen. Uebrigens ist der in dieser Schrift herrschende Ton so ungleich, dass man von selbst mehrere Verfasser derselben vermuthete, wenn nicht die Vorrede solches schon besagte. Bisweilen ist der Ton wirklich gemein und selbst abgeschmackt, wovon wir zur Probe und zum Beweise nur ein paar Stellen aus der Charakterisirung *August Herrmann Niemeyers* anführen. Es heisst unter andern von ihm — „Noch ein junger Mann! aber — dem Charakter nach schon eine gereifte Frucht, welche tausendmal schöner und edler ist, als die wurmstichigen Seelen, die unaufhörlich nach ihm werfen — Dr. Bahrdten könnte man seine unartigen Ausfälle noch gern verzeihen; denn dessen lasciver Genius ist es schon lange gewohnt, Göttern und Menschen anzumekkern, und sie mit seinen Hörnern zu verfolgen! Aber den elenden Scriblern, welche weder Hörner noch Bart haben, ist es unmöglich zu vergeben, dass sie sich unter die Heerde der Schreiber mischen, und mit steifer Dictatormine einen Mann in den Augen des Publicums richten, gegen welchen sie sich doch am Ende verhalten wie eine Mücke zum Elephanten. Unter ihren tausend Stichen geht er ruhig sein n Weg, und ihm wirds vor der Last solcher Millionen Mücken doch nicht schwerer zu wandeln. Vielleicht hätte Hr. *N.* noch ein Decennium sich sammeln, durch Studieren und Privatfleiss, durch höheres Hinaufschwingen, Denken und Aufklären sich weiter, besser und origineller bestimmen können, eh er Autor wurde. Er hat auch vielleicht schon zu viel geschrieben, weil ihn der Beyfall des Publicums dazu verführt hat. Aber wem ist er dadurch zur Last gefallen? Wem mehr als den hungrigen Neidern, in deren Sudeleyen der Krämer ein Viertelchen Käse einwickelt, unterdess dass Niemeyers Schriften auf den Putztischen der Damen, oder auf dem Pulte der Richter des Geschmacks aufgeschlagen liegen u. s. w." — Heisst das nicht recht abgeschmackt schreiben? Doch wir wollen so aufrichtig seyn zu gestehen, dass diese Probe auch die schlimmste in ihrer Art ist, die uns aufgestossen, denn sonst müssten wir uns freylich unsers obigen Urtheils über das ganze Buch, und der Länge dieser Anzeige schämen.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin: *Archiv der Erziehungskunde für Deutschland.* Erstes Bändchen. 1791. 240 S. 8. (16 gr.)

Unstreitig war es eine sehr gute Idee, ein eignes Journal herauszugeben, dessen einziger Zweck ist, die neuesten Begebenheiten, aus der pädagogischen Welt mitzutheilen und eine genaue, räsonnirte Uebersicht von dem zu verschaffen, was bisher in unserm Vaterlande zur Verbesserung der Erziehung geschah, und was für dieselbe noch zu thun übrig ist. Die gegenwärtige Quartalschrift befasst folgende Rubriken: Pädagogische Geschichte unsers Zeitalters; pädagogische Geographie von Deutschland; Kritik der Pädagogik: pädagogische Literatur und pädagogische Erfahrungskunde. Jedes Quartalstück hat 16 Bogen. Das *erste Bändchen*, welches vor uns liegt, enthält folgende Aufsätze. 1. *Philosophische Zergliederung des Endzwecks der Erziehung des Menschen.* Ein Mann von hellem Kopf und warmen Herzen muss diesen Aufsatz geschrieben haben, der mit vollem Rechte an der Spitze eines Journals steht, das für diesen Endzweck bestimmt ist. Auf frohen Genuss des Lebens muss allerdings Erziehung abzwecken; darinn ist Rec. ganz mit dem Vf. einig; aber *zunächst* muss doch nicht vornehmlich darauf, sondern vielmehr auf Bildung der Kräfte für Moralität gesehen werden, worauf unter Leitung der obersten Weisheit die gemeinschaftliche Glückseligkeit von selbst erfolgt, aus der Idee von Glückseligkeit lässt sich eben so wenig ein würdiges und auslangendes Princip der Pädagogik als der Sittenlehre bilden. Uebrigens sind die Mittel zur Beförderung jenes Zwecks, so wie die Haupttheile der Erziehung, richtig angegeben. Diese sind Bildung des Menschen als Individuums, als Gliedes der grossen Menschenfamilie und als Staatsbürgers. Wenn der Vf. die Erziehung des Menschen nach solchen Principien will geleitet wissen, welche *aus dem Daseyn einer Vorsehung gezogen und nach ihren Zwecken bestimmt sind*, so könnte diess zu einer schiefen Vorstellung Anlass geben. Die Ordnung der Begriffe ist vielmehr umgekehrt. Unsere Idee von Vorsehung, von ihrem Zweck und Plan richtet sich nach unsern anderweitigen Ideen von der Bestimmung des Menschen, woraus sie auch anfänglich entsprungen ist. 2. *Ueber Basedows Verdienste um das Schul- und Erziehungswesen.* Kurz, aber sehr bestimmt, treu und kräftig wird es gesagt, wie *B.* fähig ward, sich so grosse Verdienste um das Schul- und Erziehungswesen zu erringen und durch welche Verdienste er sich eigentlich vor andern darinn verdienten Männern ausgezeichnet hat. Es ist immer würdiger und erfreulicher das Verdienst geehrt als es um zufälliger Mängel und Fehler willen verkannt oder gar verschmäht zu sehen. 3. *Ausführliche Kritik über das preussische Edict, die Prüfung der von Schulen zur Akademie Abgehenden betreffend.* Sie verräth einen sachkundigen Mann als Vf., sie tadelt nicht blos, was etwan bey jenem Edict noch zu ergänzen und zu verbessern übrig geblieben wäre, sondern sie zeigt auch die Art und Weise, wie diesen Unvollkommenheiten einigermaassen abgeholfen werden könnte, und macht auf das viele Gute, was darinn enthalten ist, aufmerksam. Der Aufsatz verdient es, dass bey Abfassung eines Edicts zu ähnlichen Absichten darauf Rücksicht genommen werde. 4. *Entwurf der wichtigsten Regeln und Fragen für den Pädagogiographen.* Beschreibungen von Schul- und Erziehungsanstalten, die nach diesem Schema und nach den angegebenen Grundsätzen ausgearbeitet wären, würden allerdings weit lehrreicher und interessanter seyn, als die gewöhnlichen Nachrichten, die durch ihre Einseitigkeit oft unzuverlässig und unbrauchbar werden. 5. *Authentische Beschreibung des jetzigen Zustandes des Pädagogiums zu Klosterberge.* Unter dem Abt *Wolfhard* und seinem Nachfolger *Breithaupt*, waren im Durchschnitte beständig 30 Scholaren daselbst; unter dem vortreflichen *Steinmetz* zwischen 90 und 150. Unter *Hahn* sank sie auf 20 Zöglinge. Zu *Frommanns* Zeiten stieg die Anzahl auf 164. Während der berühmte Pädagogiker *Resewitz* die bergische Schule dirigirt hat, hat sich die Zahl der Zöglinge ohngefähr eben so weit wie zu *Hahns* Zeiten vermindert. Die Ursachen davon, die zum Theil in dem Verhältniss der Schule zum Kloster, zum Theil an dem persönlichen Betragen des Hn. Abts liegen sollen, sind hier mit

mit vieler Freymüthigkeit und doch so dargelegt worden, dass weder das Gute der ganzen Anstalt noch das sonstige Verdienst eines Resewitz mit Stillschweigen übergangen wird. 6. *Beyträge zur pädagogischen Erfahrungskunde.* Lesenswerth auch für den Psychologen. 7. *Recensionen.* Freymüthig und gründlich. 8. *Nachrichten* von Schullehrern, Schulanstalten u. d. g. — Das Journal verdient gelesen und fortgesetzt zu werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, Rue et Hotel Serpente: *Annales de Chimie, ou Recueil de Mémoires concernant la Chimie et les Arts qui en dépendent.* Par MM. *Morveau, Lavoisier, Monge, Berthollet, Fourcroy, Dieterich, Hassenfratz, Adet, Seguin* et *Vauquelin.* Tome 7. 1790. S. 298. 8.

Die Gesellschaft berühmter Chemisten, welche diese Sammlung herausgiebt, hat um die Chemie grosse Verdienste. Ihre Mitglieder haben zuerst die Nothwendigkeit eingesehen, diese Wissenschaft philosophisch zu behandeln und eine neue, bestimmte Sprache einzuführen, in welcher mit jedem Worte ein richtiger Begriff verbunden sey. Sie haben ausserdem die Wissenschaft mit einer Menge neuer und wichtiger Entdeckungen bereichert, die vormals allgemein angenommene Hypothese von dem Phlogiston als ungegründet verworfen, und ein neues System in die Chemie gebracht, das sogenannte *antiphlogistische* System, welches ganz allein auf Beobachtung der Natur, auf Versuchen und Erfahrungen beruht, und die Hypothesen ausschliesst. Alles Widerstandes ungeachtet, welcher diesem neuen chemischen System entgegengesetzt worden ist; aller Versuche ungeachtet, die man gemacht hat, um die Grundsätze desselben zu unterdrücken, zu verstellen, oder gar nicht bekannt werden zu lassen, erhält doch die antiphlogistische Chemie täglich neue Verehrer, und einige ihrer heftigsten Gegner, wie z. B. ein *Kirwan*, ein *Morveau*, und ein *Black*, sind zu ihr übergetreten. Es ist also leicht voraus zu sehen, dass diese, wahrhaft philosophische, Chemie bald allgemein sich verbreiten, und die alte, hypothetische, Chemie verdrängen wird: denn man braucht sie nur in ihrem ganzen Zusammenhange zu kennen, um sie anzunehmen.

Der vor uns liegende Band dieser französischen Annalen enthält folgende Aufsätze: 1) Ueber den Anbau des Gewürznelkenbaumes in den Inseln Bourbon und Cayenne, über die Zubereitung der Gewürznelken in jenen Inseln, und über die Güte derselben, in Vergleichung mit den Gewürznelken der molukkischen Inseln, von Hrn. *Fourcroy.* Der Anbau der Gewürzbäume in den französischen Colonien scheint Frankreich einen neuen und wichtigen Handlungszweig zu versprechen. Die Geschichte dieses Anbaues wird von Hn. *F.* ausführlich erzählt, und es wird bewiesen, dass die auf den französischen Inseln Bourbon und Cayenne gezogenen Gewürznelken denjenigen, welche die Holländische Compagnie verkauft, an Güte völlig gleich seyn. 2) Auszug aus dem Artikel *Chemie* in der neuen methodischen Encyklopädie, von Hn. *Hassenfratz.* 3) Auszug aus dem Artikel *Luft* in eben dieser Encyklopädie, von Hn. *Seguin.* Das Verbrennen ist weiter nichts als eine Zerlegung der dephlogistisirten Luft, durch Körper, welche sich mit dem Sauerstoffe derselben verbinden, wodurch der Wärmestoff frey wird, und als Flamme erscheint. Jeder Körper ist nach dem Verbrennen schwerer als vorher, weil er sich mit dem Sauerstoffe verbunden hat. Der Phosphor, der Schwefel und die Kohle sind einfache Körper. Die Phosphorsäure, die Vitriolsäure und die Kohlensäure, oder die fixe Luft, sind zusammengesetzte Körper, welche aus einer Verbindung des Phosphors, des Schwefels und der Kohle mit dem Sauerstoffe bestehen. Diese Säuren sind schwerer, als die einfachen Körper, aus denen dieselben entstanden sind. Das flüchtige Alkali besteht aus inflammabler Luft und aus phlogistisirter Luft. Die Salpetersäure besteht aus dephlogistisirter Luft und aus phlogistisirter Luft. Das Wasser besteht aus inflammabler Luft und aus dephlogistisirter Luft. Hr. *von Morveau*, vormals ein eifriger Vertheidiger des Phlogistons, ist jetzt zu der antiphlogistischen Theorie übergegangen, nachdem er sich, durch die sorgfältigste Untersuchung, von der Wahrheit dieser Theorie überzeugt hatte. Die Wahrheit zu finden, sagt er, müsse der Zweck eines jeden Naturforschers seyn. Wer aber die Wahrheit finden wolle, der müsse einmal in seinem Leben an allem zweifeln, was er gelernt habe, und nichts sey der Wahrheit nachtheiliger, als wenn ein Schriftsteller glaube, seine Ehre hänge davon ab, dass er lebenslänglich dasjenige System vertheidige, welches er einmal angenommen habe; auch dann, wenn er überzeugt werden sollte, dass dasselbe falsch sey. „Man „darf sich nicht wundern, dass die neue Chemie so „grossen Widerspruch findet; denn" sagt Hr. *M.* „was „würde es helfen, Gründe auf Gründe zu häufen, wel„che doch von denjenigen, deren Ohren durch vorge„fasste Meynungen taub geworden sind, nicht würden „angehört werden, und welche die übrigen unnütze „und langweilig finden müssten. Die Generation sol„cher Personen, welche hartnäckig die Meynungen ver„theidigen, an die sie nun einmal gewöhnt sind, ver„liehrt sich allmälig, und eine andere Generation nä„hert sich, welche sich nicht durch das Ansehen einer „allgemein angenommenen Tradition täuschen lassen, „sondern selbst untersuchen wird." 4) Ueber die phosphorsaure Kalkerde, von den Hn. *Pelletier* und *Donadei.* 5) Ueber das Gusseisen, welches man durch die entschwefelten Steinkohlen erhält; von Hn. *Gazeran.* 6) Auszug aus einer Abhandlung über die Elektricität von Hn. *Coulomb.* 7) Auszug aus der neuen Ausgabe von Hn. *Priestleys* Versuchen und Beobachtungen. 8) Versuche über thierische Theile, von Hn. *Fourcroy.* Der Vf. hat das Blut, die Milch, den Käse, die Galle, den Urin, den Blasenstein und das Fett chemisch untersucht. 9) Auszug aus Hn. Kirwans Abhandlung von dem Phlogiston, mit einer gründlichen Widerlegung, welche Hn. Kirwan bewogen hat, seine vorigen Meynungen zurück zu nehmen, und sich für die antiphlogistische Chemie zu erklären. 10) Brief des Hn. *Hausmann* an Hn. *Berthollet* über die Theorie des Färbens. 11) Auszug eines Briefes des Hn. *Taylor* zu Manchester an Hn. *Berthollet* über das Bleichen vermittelst der dephlogistisirten Salzsäure. 12) Auszug eines Briefs von

von London über ein neues Mineral, welches Hr. *Wedgwood* unterfucht hat. 13) Auszug aus einer Abhandlung des Hn. *Cavendish*. Aus dem 78 Band der *Philos. Transact.* 14) Ueber einen neuen Verfuch, aus inflammabler Luft und dephlogiftifirter Luft durch das Verbrennen Waffer zu erzeugen. Das Waffer war ganz rein und ohne alle Beymifchung von Säure. Der Verfuch wurde angeftellt, um die ungegründeten Einwürfe des Hn. Prieftley zu widerlegen. 15) Brief des Hn. *Hellancourt* an Hn. *Lavoifier*, über die, in verfchiednen Theilen von Frankreich angelegten Bleichen, nach der neuen, von Hn. Berthollet erfundenen Methode. 16) Auszug aus der Schrift des Hn. *Kirwan* über die Temperatur in verfchiedenen Breiten. 17) Ueber die Deftillation des Braunfteins mit der Vitriolfäure. Von den Hn. *Vauguelin* und *Bouvier*. In diefer Deftillation entwickelt fich fehr viel dephlogiftifirte Luft aus dem Braunftein. Ein Theil der Vitriolfäure geht unverändert in die Vorlage über, und ein Theil derfelben verbindet fich mit dem Braunftein. Aus diefem Verfuche erhellt: dafs man keine dephlogiftifirte Vitriolfäure erhält, wenn man *reine* Vitriolfäure über Braunftein deftillirt.

LEIPZIG, b. Weygand: *Allgemeines Sachregifter über die wichtigften deutfchen Zeit- und Wochenfchriften.* Voran als eine Einleitung *ein raifonnirendes Verzeichnifs aller in diefem Jahrhunderte bis itzt erfchienenen periodifchen Blätter, nach Dezennien gearbeitet, und mit einem Nahmenverzeichnifs aller dabey befindlichen Mitarbeiter.* 1790. 573 S. gr. 8.

Man findet hier blos Regifter über die Ephemeriden der Menfchheit, das deutfche Mufeum, *Schlözers* Staatsanzeigen, das Göttingifche Magazin der Wiffenfchaften, den deutfchen Merkur, *Schlözers* Briefwechfel, das Hannöverfche Magazin und die Berliner Monathsfchrift. Ueber diefe finden wir die Regifter mit vielem Fleiffe und Genauigkeit ausgearbeitet. Das raifonnirende Verzeichnifs, aller vom J. 1700 bis 1790. erfchienenen periodifchen Blätter, mit Litterarnotizen und (bey verfchiedenen) hinzugefügten Preifen, welches felbigem zur Einleitung dient, begreift 366 Seiten und ift in fechs Perioden abgetheilt. Die erfte geht bis 1740. Eine jede der übrigen umfafset, wie auf dem Titel angegeben ift, ein Jahrzehend und ift in verfchiedene Fächer abgetheilt. Dadurch wird zwar die Arbeit desjenigen fehr erleichtert, der die Journale diefes oder jenes Faches kennen zu lernen wünfcht, indeffen ift doch manches, zumalen dasjenige, das den Zeitfchriften vermifchten Inhaltes gewidmet ift, fo grofs, dafs es doch wohl beffer gewefen wäre, wenn die Herausgeber ein alphabetifches Verzeichnifs der von ihnen angeführten Zeitfchriften angehängt, oder auch diefes Verzeichnifs, zwar Perioden und Klaffenweife, aber in alphabetifcher Ordnung abgefafst hätten. Wie fich die Materialien zur Statiftick der dänifchen Staaten, von den im J. 1784. der erfte Theil herausgekommen, als eine Zeitfchrift anfehen laffen, und alfo hier mit aufgeführt werden können, — das läfst fich nicht füglich erklären. Eben fo wenig gehören mehrere hier bemerkte Werke, die nicht periodifch, fondern in ganzen Bänden mit einem Male erfchienen, hierher. — Die fchön abgefafste die ganze Einrichtung des Werkes vorlegende und in mehrerer Hinficht der Aufmerkfamkeit der Lefer, fehr zu empfehlende Vorrede, zeigt den mehrmalen verkannten Werth der Journale in einem auffallend deutlichem Lichte — und ertheilt das angenehme Verfprechen, alle übrige Zeitfchriften, auf eine gleiche Weife, wie die obengenannten, zu bearbeiten.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Stuttgart*, b. Metzler: *Nach Hrn. v. Leibnitz Zielerberechnungsmethode eingerichtete Refolvirungstabelle, über den wahren Werth, oder das Capital von jedem Ziel, vom 1ten bis 30 Jahr, nach Abzug von 5, 6, 6⅔, 7½, und 10 Proc. berechnet durch J. F. B....r* von N. 1790. S. 32. in 4. Der Text nimmt kaum zwey Blätter ein. Alles übrige find Tabellen. Es ift dabey vieler Fleifs nicht zu verkennen. Auch ift es gut, dafs die Rechtmäfsigkeit der Leibnitzifchen Rechnungsweife immer mehr anerkannt, und mitunter der Vorzug des Decimalcalcüls, welcher fich ganz befonders bey Interufurienrechnung erfpriefslich erzeigt, von neuem dargethan, und empfohlen werde. Im Uebrigen aber ift die Erklärungsart des Vf. felbft gar kein Mufter der Deutlichkeit. Auch zeigt er nur mechanifch, wie man verfahren müffe, um den Betrag folcher Zahlen, wie feine Tabellen enthalten, herauszubringen, bringt aber nicht den mindeften Beweis bey, worauf fich das Refultat diefes Calcüls gründe. Billig hätte hiebey die Hauptfrage in der gehörigen Allgemeinheit vorgetragen werden follen: *Wenn das Verhältnifs der Zinfe gegeben ift, zu beftimmen, wie viel anftatt einer gewiffen erft nach einer genannten Zeit zahlbaren Geldfumme, gleich jetzt gefordert oder in Zahlung geleiftet werden dürfe?* wobey dann doch kurz hätte gezeigt werden follen, wie verfchieden die Beantwortung diefer Frage ausfalle, je nachdem man *einfache* oder *zufammengefetzte* Zinfe gelten laffe. Die letztere vertheidigen Leibnitz, Bilfinger, Käftner, bey der Zielerlehre. In des letztern Fortfetzz. feiner Rechenkunft (S. 122.... vergl. mit S. 147....) ift alles vortrefflich bewiefen, was hieher gehört. Insbefondre enthält die Formel: $a = \frac{b}{(1+u)^n}$ oder $= b.\left(\frac{100}{100+w}\right)^n$ ganz den Fall, welchen das gegenwärtige Werkchen bearbeitet. Ja, man kann behaupten: die viele hundert berechnete zahlbare Geldpoften in diefen Tabellen find nichts, als fo viele Rechnungsexempel über diefe einzige algebraifche Formel, und offenbar ift erfichtlich, dafs die Formel weit mehr gewährt, und Belehrung über unzählige Fälle giebt, welche in dem Werkchen nicht vorkommen. Noch ift in Anfehung der gebrauchten Signaturen zu erinnern, dafs Divifion durch drey Puncte von dem Vf. angedeutet wird, (z. B. 53 ⁖ 3) und der Anfang eines Decimalbruchs durch zwey Puncte. Beide Bezeichnungsarten kommen in neuern guten Schriftftellern gar nicht vor, und erregen nur Verwirrung. Auch find einige mathematifche Ausdrücke unfchicklich. Zum Schlufs müffen wir noch bemerken, dafs diefe Interufurientabellen blos für Reichsländer eingerichtet find, und Decimalen für Theile des fächfifchen Thalers in dem Werkchen gar nicht vorkommen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 15. December 1791.

GESCHICHTE.

Heidelberg, b. Goebhard: *Nova Subsidia diplomatica* ad selecta juris ecclesiastici germaniae et historiarum capita elucidanda congessit et edidit Stephanus Alexander *Würdtwein*, Episcopus Heliopolensis et suffraganeus Wormatiensis. Tom. XII. 1789. 8. 1 Alph. 2 Bogen. Tom. XIII. 1789. 8. 1 Alph. 4 B.

In der Vorrede des 12 Theils führt der Hr. Weihbischof fort, die Siegel der Mainzischen Erzbischöffe zu beschreiben. Diesmal fangen sie mit dem Erzbischof Sebastian v. J. 1545 an und gehen bis auf Anselm Casimir zum Jahr 1647. Die Anzahl der dabey im Kupferstich gelieferten Siegel ist 12. Ungeachtet kein besonders merkwürdiges Siegel darunter ist, so sind doch dergleichen Siegelsammlungen immer schätzbar und es wäre wohl zu wünschen, dass man so wohl von mehrern Hochstiftern als auch von weltlichen Fürstenhäusern vollständige Siegelsammlungen hätte. Bey jedem Erzbischof, dessen Siegel hier beschrieben sind, werden auch zugleich einige Urkunden theils in extenso, theils in Rubriken, mitgetheilt. Die erste Abtheilung des 12 Bands enthält 21 meistens aus der Bibliothek des Vaticans gesammelte Urkunden, wodurch die Regierungsgeschichte K. Otto II und III, Heinrich des II, dann Friedrich des I und II manche schöne Erläuterung erhält. Hierauf folgt von S. 84 bis 326 ein Diplomatarium des Cisterzienser Klosters Eussersthal, welches von 1150 anfängt und sich mit 1401 endiget. Dies ist eine der schönsten und wichtigsten Urkundensammlungen, die der Herr Weihbischof jemals in seinen Subsidiis geliefert hat. Sie wird gewiss jedem Diplomatiker viel Vergnügen und Nutzen verschaffen. S. 327 wird das bereits im V Tom. S. 288 versprochene Chronicon der Erzbischöffe von Cölln v. J. 1166 bis 1369 mitgetheilt und endlich S. 340 folg. mit 23 aus der Geschichte des Bisthums Minden noch übrigen Urkunden der Schluss gemacht.

In der Vorrede des 13ten Bands erhalten wir abermals die Beschreibung und Abzeichnung von 12 Siegeln mit eingestreuten Urkunden derjenigen Erzbischöfe zu Mainz, deren Siegel beschrieben werden. Sie fangen mit dem Erzbischof Johann Philipp v. J. 1647 an und schliessen sich mit Anselm Franciscus 1695. Das erste Stück dieses Bands ist ein schätzbarer bisher unbekannt gewesener Theil des Chronicon Godefridi monachi S. Pantaleonis, welchen Hr. *W.* aus der Bibliothek des Vaticans erhalten hat. Er fängt v. J. 964 an und hört im J. 1162 auf, wo der bisher bekannt gewesene Theil seinen Anfang nimmt; von S. 41 bis 151 werden 35 auserlesene Urkunden geliefert, welche als vortreffliche Beyträge zur deutschen Reichsgeschichte in den Jahren 1295 bis 1598 anzusehen sind. Unter solchen zeichnen sich die vom Baron von Zurlauben mitgetheilte Urkunden wegen der dabey befindlichen kritischen und erläuternden Notea, womit Hr. *W.* etwas sparsam ist, sehr vor den übrigen aus. S. 151 bis 214 erscheinet ein Fragmentum Chronici Lobiensis vom Jahr 741 bis 982 aus einem bambergischen Manuscript. Es weicht von dem *Chronico Lobiensi* in *Bouquet R. gallicarum et Francicarum Scriptoribus T. IX* etwas ab; ob aber auch von den in *Martene et Durand thesauro anecdot. T. III.* und in *Labbei nova Bibliotheca Msct. T. I.*, kann Recensent nicht behaupten, weil er diese Bücher eben nicht bey der Hand hat. Hierauf folgen S. 214 bis 316 etliche vierzig Urkunden, welche das Bisthum Strasburg und einige darin gelegene Stifter und Klöster v. J. 1178 bis 1325 betreffen. Von S. 316 bis 319 findet man ein *Chronicon monachi S. Maximini prope Treviros* v. J. 708 987. S. 320 sind die *Statuta praebendariorum fratrum et sororum Hospitalis S. Elisabethae intra monasterium S. Maximini extra muros Trevirenses* abgedruckt, welche von ihrer Speise und Verrichtungen handeln und angenehm zu lesen sind. S. 322 bis 327 stehen noch zwey dieses Hospital betreffende Urkunden v. J. 1266 und 1279. Den Schluss machen die *Statuta Synodi Basileensis* v. J. 1299 nebst noch 6 andern Baslischen Urkunden. Ob nun gleich das Publicum durch gegenwärtigen Band mehr gewonnen als verloren hat, so wollen wir doch wünschen, dass der Herr Weihbischof Wort halten und uns endlich das bereits im 12ten Bande versprochene Register im folgenden XIV Theil liefern möge, ohne welches das Werk nur wenig zu gebrauchen ist.

Nürnberg, b. Stein: *Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Carthause* etc. aus gedruckten und ungedruckten Nachrichten verfasst und mit Kupfern, Urkunden und Beylagen I - XLI versehen von *Johann Ferdinand Roth*, Diakon an der S. Jacobskirche. 1790. 20 Bogen ohne den Vorbericht in 8.

Dem würdigen und fleissigen Vf. dieser Geschichte gab seine ehemalige Wohnung in der Carthause Anlass zu einer Beschreibung derselben. Er sammelte nach und nach Materialien und brachte deren endlich so viel zusammen, dass er im Stand war, sich über die Ausarbeitung dieser Geschichte zu machen, welche allerdings ein schöner Beytrag zur Geschichte der Stadt Nürnberg ist. Schade, dass diesem unermüdeten Mann keine Originalurkunden dieses Klosters zu theil worden sind; indessen muss man ihm für die Mittheilung der Copien danken,

danken. Der Hang zur Bearbeitung der vaterländischen Geschichte ist jetzt in Nürnberg so grofs, dass sogar Eifersucht unter den dasigen Geschichtforschern entstehet, und einer dem andern Abbruch an Materialien zu thun sucht. Hr. R. hat seine Geschichte in XXII Capitel abgetheilt. Sie fängt mit einer Nachricht von dem Geschlecht des Stifters Marquasd Mendel an, im III Cap. wird eine kurze Geschichte des Carthäuserordens mit einer in Kupfer gestochenen *Abbildung eines Carthäusermönchs* geliefert, die folgenden Capitel enthalten die Erbauung, den Fortgang und Verfassung des Klosters bis zur Reformation. Die Stiftung fällt in das Jahr 1380 und im J. 1382 wurde es nach seiner Aufbauung bezogen. S. 42 wird das Kloster- und *Prioratssiegel* beschrieben und ein Kupferstich von beiden angefügt, die Beschreibung des erstern ist aber offenbar falsch. Rec. liest die Umschrift AVE GPLE DA TE S CELLE B. M ORD CARTH. INVRB'G also: Ave gratia plena donaque te Sanctae Cellae B. Mariae Ordinis Carthusiensium in Nuremberg. Im X Cap. wird eine Nachricht von der Stiftung des *zwölf Bothen Brüderhausses* bey der Carthause gegeben, welche Conrad Mendel, ein Bruder des Stifters der Carthause, gemacht hat. Sie steht aber hier am unrechten Ort und hätte unter den zwey Anhängen einen weit schicklichern Platz eingenommen. Im XIII und XIV Cap. findet man die zur Carthause gestiftete Güter und andere dahin gemachte Schenkungen. Das XV Cap. enthält die Monumenta im Kloster mit 5 Kupfertafeln; dann folgen im XVI und XVII Cap. Verzeichnisse der Prioren und Conventualen. Das XVIII. XIX und XX Cap. handelt von dem Zustand des Klosters bey und nach der Kirchenreformation, das XXI und XXII aber von dem *Allmosenamt* zu Nürnberg, durch welches nicht allein die Einkünfte der Carthause, sondern auch mehrerer Klöster und milder Stiftungen verwaltet werden. Hierauf wird in zwey Anhängen von der *S. Morizcapelle* bey S. Sebald und von dem Mendlischen *Seelhauss* Nachricht gegeben. Erstere wurde von Eberhard Mendel dem Urgrofsvater des Stifters der Carthause, im J. 1313 erbauet und letzteres stifteten Conrad und Peter Mendel, im J. 1423. Hiebey ist eine in Kupfer gestochene Abzeichnung einer sogenannten *Seelnonne* im bemeldten Seelhause. Die Beylagen oder Urkunden, womit sich die ganze Geschichte schliesset, gehen v. 1330 bis 1779. Man findet darunter den *Catalog* über die im J. 1574 noch vorhanden gewesener *Klosterbücher*. Es ist aber sehr zu beklagen, dass kein Drucker und Druckort dabey angezeigt ist. Noch bemerken wir, dass in *Waldau*, *neuen Beyträgen zur Geschichte der Stadt Nürnberg* B. I. S. 313 folg. einige *Berichtigungen* über dieses Buch zu finden sind, zu welchen aber Hr. R. S. 552 folg. *Anmerkungen* gemacht hat. Möchten doch dem fleissigen Hn. Vf. Materialien zu Beschreibung anderer Nürnbergischen Klöster zu theil werden!

ALTENBURG, im Verl. der Richter. Buchh.: *Versuch einer kurzen Geschichte des freyen adelichen Magdalenenstifts in Altenburg*, mit Urkunden, Beylagen und einigen Kupfern von M. *Sam. Benjamin Reichel*. d. Friedrichs Gymnas. Dir., Fürstl. Bibliothek. u. d. Jen. lat. Gesellsch. Ehrenmitgl. 1791. XII – 291 S. 8.

Das Magdalenenstift zu Altenburg verdiente schon als adeliches Erziehungsinstitut, das seit seiner Einweihung (1706) 225 adeliche Töchter erzogen hat, eine nähere Beschreibung. Der Vf. behandelt diese schönere Seite des Stifts freylich nur als eine mit dem Ganzen verbundene Eigenschaft; legt aber dagegen die Geschichte des Stifts selbst, ausführlich und mit wirklichem Fleisse dar. Leser, welche der Nutzen dieses Stifts nicht zunächst interessirt, werden freylich hie und da einen unnöthigen Ueberfluss in der Beschreibung und den kleinen historischen Untersuchungen und eben so oft einen missfallenden Auswuchs in den eingestreueten gutgemeynten Gedanken und Bemerkungen finden; aber die ersten haben den speciellen Endzweck des Vf., gerade für seine Landsleute schreiben zu wollen, und die andern das Alter desselben so ganz als Entschuldigung für sich, dass Rec. selbst eine Rüge derselben für Unbilligkeit ansehen würde. Ob aber eben die reiferen Jahre dem Vf. Rechtfertigung für die den noch lebenden Stiftspersonen reichlich vorgestreuten Schmeicheleyen seyn können, mögen wir nicht entscheiden. Uebrigens hat der Versuch das Gepräge der Wahrheit für sich, weil der Vf. aus den Urkunden, die er theils im Auszuge, theils ganz mittheilt, unmittelbar geschöpft hat. Die mehresten protestantischen Stifter verdanken ihren Ursprung dem Uebergewichte der protestantischen Religion; das Magdalenenstift zu Altenburg dem Drucke derselben. Der Verfolgungsgeist der Jesuiten gegen die Protestanten in Schlesien, der Uebertritt Friedrichs August von Sachsen zu der katholischen Religion und die von den Einwohnern Sachsens aus dieser Religionsveranderung geahndete Gefahr führten verschiedene angesehene Geschlechter aus Sachsen und Schlesien, die Geschlechter Gersdorf, Friese und Haugwitz, zum sicheren Aufenthalte und zur zur gänzlich gefahrlosen Erziehung ihrer Töchter auf die Anlegung eines adelichen Stifts in den reinprotestantischen Ernestinischen Landen und Friedrich II, Herzog von Gotha und Altenburg, bot bereitwillig die Hände dazu. Die Geheimerathsdirect., zu Dresden, Henriette Katharine Baron. von Gersdorf und ihr Bruder, der Chursächs. Geheimerath und Canzler, Otto Heinr. Frh. von Friese, waren durch ihre reichen Donationen die Hauptfundatoren desselben. Durch die Beyträge und Schenkungen mehrerer Geschlechter, durch die grofsmüthige Unterstützung Friedrichs II und III von Gotha, durch die Vorsorge des jetzt regierenden Herzogs und durch innere solide in den Statuten gegründete Einrichtung kam es zu dem heutigen Flor und macht nicht allein für die Capitularinnen, sondern auch für die Erziehungsfräulein einen sehr schicklichen Aufenthalt. Die beygefügten Kupfertafeln stellen den Prospect des Stifts, das Stiftssiegel, den Stiftsorden und die bey der Einweihung des Stifts ausgeprägten Münzen vor.

KOPENHAGEN, b. Gyldendal: *Erik Eyegod* af Kammerherre *Suhm*. 1791. 140 S. 4.

Diese umständliche Geschichte der Regierung König Erichs, der von 1095 bis 1103 regierte und den Zunahmen

men Eyegod, d. i. Herzensgut, bekam, ist das erste Heft des sten Theils der vortreflichen Dänischen Geschichte des Kammerherren von Suhm. Diese Schrift ist nicht allein für die dänische Geschichte von der gröfsten Wichtigkeit, sondern sie verbreitet auch, eben wie die vorhergehenden Theile dieses Werks, ungemein viel Licht über die Sitten und den Charakter dieser Zeiten überhaupt. So finden wir S. 22 eine interessante Bemerkung über die damalige Theilnehmung des Volks an dem Beschlusse eines Kriegeszuges. Dieser Beschluss konnte nicht zu Stande kommen, ehe die wahren freyen Bauren, *Odelsmond*, ihn genehmigten; „man sieht also," sagt der Vf., „dass das Volk im Genuss seiner völligen Kraft und Ruhms „war, so dass man sagen konnte, der König regiere über „ein *freyes Volk*, welches der herrlichste Ehrenname ist, „den Könige jemals tragen können." Eins seiner wichtigsten Geschäfte war die Reise nach Rom, welche er im J. 1098 mit einem nicht zahlreichem, aber auserlesenen, Gefolge vorzüglich in der Absicht unternahm, um in seinem Lande einen eigenen Erzbischöflichen Sitz errichtet zu sehen, und seinen erschlagenen Bruder Knud heilig sprechen zu lassen. Der Tod des Pabst Urbans hinderte damals die Vollziehung beider Angelegenheiten, welche nachher durch die im J. 1100 von dem Könige abgeordneten Gesandten vollbracht wurden. Darauf wurden im J. 1101 die Gebeine des heil. Knud feyerlich ausgegraben und in der noch jetzt nach ihm genannten Kirche zu Odense beygesetzt. Die Gebräuche bey dieser wichtigen Ceremonie werden S. 68 u. f. umständlich beschrieben. Zum Andenken des Heiligen ward auch, vielleicht 1100 eine *Gilde* zu Odense errichtet, wahrscheinlich die erste in Dänemark, (in Norwegen waren sie schon 1093 bekannt), welche zu diesen Zeiten, wo Todschlag und Selbstrache noch so allgemein waren, viel Gutes wirken konnten, in der Folge aber zu manchen Misbräuchen Anlass gaben. Ueberhaupt kommen bey dieser Gelegenheit S. 76 bis 89 manche schätzbare Erläuterungen über diese Brüderschaften vor. Der Mord, welchen der König an 4 seiner Hofleute begieng, rührte wahrscheinlich aus Trunkenheit her; *Saxo* schrieb ihn wohl nur, um die Schuld des Königs zu vermindern, der Wirkung einer Trauermusik zu. Inzwischen bereuete der König seine *That* aufrichtig und beschloss, um sie zu versühnen, eine Reise in das gelobte Land. Sehr schön werden S. 98 u. f. die Bemühungen des Volks erzählt, ihn von diesem Entschluss abzubringen. Die wackren Männer erboten sich zuletzt, *den dritten Theil* von ihren Haab und Gut den Armen zu geben, um die Schuld ihres Königs zu büssen und ihn von seinem Gelübde zu entbinden. — Die schönste Lobrede, die man ihm halten kann. Allein nach dem Aberglauben dieser Zeiten meynte der gute Erich sein Gewissen nicht anders befriedigen zu können, als wenn er die Reise anträte. Dies geschah im J. 1103; und in eben diesem Jahre starb er auch den 10 Jul. in Cypern an einem heftigen Fieber. Er war einer der besten Dänischen Regenten, dem man fast keinen Fehler als Unzucht zur Last legen kann; überhaupt scheint er uns viele Aehnlichkeit mit *Heinrich* IV, zu haben. S. 113 u. f. werden noch manche Nebenumstände erläutert, die in mehr als einer Rücksicht Aufmerksamkeit verdienen. So erfährt man, um nur ein Beyspiel auszuheben, S. 117, aus dem Vermächtniss des Mag. *Bernhard*, Priester und Decanus zu Lund, welcher am 12 Aug. 1103 starb, dass dieses die erste Nachricht von einer Büchersammlung in Dänemark war; welche man denn, wie überhaupt die meiste Bearbeitung der Wissenschaften in diesen Zeiten, der Sorgfalt der Geistlichen zu danken hatte.

LEIPZIG, b. Barth: *Iones Munros Geschichte des Kriegs in Coromandel in den Jahren* 1780—1784. Aus dem Englischen 1791. 396 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Uebersetzer scheint Ormes Werk über die Kriege der Engländer in Ostindien, und die meisten Vorfälle dortiger Gegenden nicht zu kennen; sonst würde er schwerlich seine Arbeit als eine Fortsetzung von Orme auf dem Titel angekündigt haben. Denn Orme schliesst mit dem Jahre 1761 und der hier übersetzte Munro fängt sein Buch erst mit 1780 an. Folglich hätten hier die Kriegsvorfälle zwischen beiden Perioden, die Kriege der Engländer in Bengalen, mit Hyder Ally 1767 und mit den Maratten müssen behandelt werden, um jenen Nahmen zu verdienen. Da das Original bereits in N. 53 der diesjährigen A. L. Z. angezeigt worden, so schränken wir uns hier bloss auf die Uebersetzung ein, die wir richtig und getreu gefunden haben. Des Uebers. Anmerkungen sind gröfstentheils unbedeutend und aus bekannten Werken, wie Langstedt, dem deutschen Mackintosh etc. gezogen. Eine Karte dem Werke beyzufügen, hielt der Vf. für überflüssig, weil der deutsche Orme bereits mit einer allgemeinen Karte von Hindostan versehen ist. Diese ist aber nur in etwas vergröfserter Gestalt, ohne irgend einen Ort mehr zu haben, aus dem historischen Calender von 1786 entlehnt. Dort diente sie hinlänglich zur allgemeinen Uebersicht, keinesweges aber uns die von Orme beschriebenen Kriegsoperationen anschaulich zu machen. Besser würde daher unser Uebersetzer für seine Leser gesorgt haben, wenn er dieser Geschichte einen verkleinerten Nachstich von Fullartons grofser Karte jenes Kriegsschauplatzes angehängt hätte.

GREIFSWALD, b. Röse: *Elias Luzacs Betrachtungen über den Ursprung des Handels und der Macht der Holländer.* Aus dem Holländischen. Vierter und letzter Band. 1790. 600 S. 8. (1 Rthlr.)

Hiemit wäre also ein Werk geendigt, dessen Anfang auch von uns angezeigt worden, und dessen Uebersetzung uns und andern sonderbar genug vorkam, weil darin alte und neue Nachrichten, Auszüge aus Acten, und bekannten Büchern, Wünsche, Vorschläge und Thatsachen, mit der unglaublichsten Weitschweifigkeit vermengt sind. Dieser Beschluss untersucht in 13 Abschnitten die Ursachen des Verfalls der holländischen Handlung, nebst den Mitteln, sie wieder zu heben. Zum ersten werden vorzüglich gerechnet die hohen Auflagen; die Concurrenz anderer Mächte, die Schwäche der Kriegsmacht, der Verfall der Colonien etc. Die Mittel zur Wiederaufhelfung des Handels werden fast auf 250 S. hergezählt. Da wir bey den ersten Theilen der Uebersetzung weitläuftiger Plan und Inhalt dieser

angeblichen holländischen Handelsgeschichte angezeigt haben, so wird hier die blosse Nachricht hinlänglich seyn, dass nunmehro die Uebersetzung des ganzen Werks geendiget ist.

Kopenhagen, b. Schulz: *Udsigt over de Brittiske Folks Historie for Aaret 1788 efter J. V. v. Archenholz.* Paa Dansk udgivet med Anmaerkninger og en Fortale af *L. Smith* D. i Theologien etc. 1790. 406 S. 8.

Hr. D. *Smith* hat des Hn. von Archenholz allgemein geschätztes Werk seinen Landsleuten in ihrer Sprache geben wollen; und daran hat er recht gut gethan, denn die Uebersetzung ist richtig und fliessend, und mit verschiedenen Veränderungen hat man alle Ursache zufrieden zu seyn. Aber zugleich hat er in weitläuftigen Anmerkungen, die nun gar nicht hieher gehörten, politische und statistische Gelehrsamkeit auskramen wollen; und daran hat er sehr übel gethan, denn ein jeder Kenner merkt bald, dass Hr. *S.* hier nicht zu Hause ist, sondern nur von der Oberfläche weg redet, und noch dazu, wie es denn gemeiniglich zu gehen pflegt, meistens deraisonnirt. Ueberflüssige Beweise hiervon findet man besonders in den Deductionen von Banken S. 139—156 und vom Geldumlauf S. 268—280, ungeachtet man es dem Tone des Vf. leicht anmerkt, dass er seiner Materie vollkommen gewachsen zu seyn glaubt. Hin und wieder kommen auch einige philosophische Anmerkungen vor, welche viele denkende Köpfe unbefriedigend finden möchten, wie z. B. das, was S. 227 über den Geschmack und S. 266 über Aberglauben und Unglauben gesagt wird. Sehr richtig hingegen und gut gesagt ist, was er S. 94 u. f. zur Rechtfertigung des Betragens der dänischen Hülfstruppen in dem Feldzuge von 1788 anführt, welches mit beyspielloser Lügenhaftigkeit in einer *auch in Schlözers Staatsanzeigen* Heft 50. S. 230 u. f. eingerückten *angeblichen* Freymaurer Rede angegriffen ward; auch findet man in der Vorrede interessante Bemerkungen über den von Dänemark aus getriebenen Wallfischfang.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Dyck: *Lustspiele von Jünger.* Fünfter Theil. 1789. 8.

Enthält, den *Wechsel, Dank und Undank, Jeannot.* Im Jeannot, spielt der Nachttopf, und Jeannot, der damit begossen ist, nun Jedermann den Arm vorhält, zu riechen, womit er begossen sey, die Hauptrolle! Wie man doch so eine schmuzige Posse übersetzen mag? In dem Wechsel hat sich des Vf. sehr entschiednes Talent für die komische Bühne, am mehrsten entwickelt. Warum enthält aber auch dieses Stück so offenbare Vernachlässigungen? Oder wie soll man es sonst benennen, wenn Caroline, in einer Scene mit ihrem Vater, die durch feinere Pinselstriche allerliebst worden wäre, ihre Liebe zu Meidling auf eine Art gesteht, die, wie wir wenigstens hoffen, die Actrice, die vor vielen hundert Augen das aussprechen soll, in Verlegenheit setzen muss. Sie spricht von Meidlings Kuss, der so gebrennt hätte, dass ihre Lippen noch feuerten. Der Vater meynt, sein Bart könne gestochen haben; nein, sagt sie, „ich weiss „auch, was das ist, wie sie mich neulich, als sie von der „Reise wiederkamen, und nicht rasirt waren, küssten, „stach mich auch ihr Bart; ich legte Weintraubenpoma„de auf, und da wärs gut. Meidlings Kuss aber brennt „so, dass das nicht helfen würde." — In dieser Manier ist die ganze Scene; sie reizt und weckt die gröbere Sinnlichkeit auf die handgreiflichste Weise. Es mag seyn, dass besondere Verhältnisse in der wirklichen Welt einen Vater es zur Klugheitsregel machten, die Geständnisse seiner Tochter so scherzend und lachend aufzunehmen, wie es hier geschieht. Aber die Schauspiele sollen Muster darstellen, und es ist weder belehrend, noch anständig, ein Mädchen vor aller Welt so reden zu lassen, wie sie höchstens unter vier Augen, reden dürfte. — Der Brief der verliebten Tante in den Händen des Bedienten ist eine Unsittlichkeit, womit Hr. von Meidling der Familie, darinn er heirathet, wenig Artigkeit bezeigt. Das Geplauder des Bedienten ist fast zu lang. Wir haben die *Hectors* und *la Fleurs* nicht; es ist also eine ausländische Pflanze, die viel Behutsamkeit erfodert, wenn sie auf unserm Boden gedeihen soll. Möchte doch Hr. J. seiner Menschenkenntniss und seinem Talent als komischer Schriftsteller, selbst die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, mit mehr Sorgfalt, mit mehr Rücksicht auf ein veredeltes Ideal, wobey Menschen dennoch Menschen bleiben können, zu schreiben, und so auch auf die Achtung der Nachwelt rechnen zu können.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissensch. *Kopenhagen: Falsk Politik og slette Administrationer kapper med Tidernes Fordero at ödelägge stater.* Et Arbeide, dicteret af den sunde Fornuft, bekraeftet af Erfaring, og enhver Regent, enhver Minister, ethvert tänkende Menneske helliget af *Carl Manderfeldt* (1790) 56 S. 8. Dies ist die allgemeine Einleitung eines Werks, worinn der gegenwärtige fehlerhafte Zustand der europäischen Reiche geschildert werden soll. Nach einem so äusserst anmaassenden Titel hätte man doch wenigstens alltägliche Bemerkungen erwarten sollen, wie sie jedem gesunden Kopfe sich von selbst darbieten; — aber anstatt dessen findet man nichts als wahren Nonsens oder einige äusserst fade Declamationen, welche noch dazu einen Mann sehr übel kleiden, der sich in unsern Tagen erfrecht, *Voltaire, Diderot. Baile* und *Hobbes Verführer des Menschenverstandes* zu nennen. Hn. *Carl Manderfeldts* Verstand scheint, nach dieser Schrift zu urtheilen, wirklich verführt zu seyn; aber wahrlich nicht von Voltaire und Diderot und Baile und Hobbes, sondern von seinem bösen Dämon, der ihm einbildete, dass er zum Schriftsteller, ja sogar zum Reformator berufen sey!

Kopenhagen: La fausse Politique et la mauvaise administration en emulation avec la corruption du Siecle pour perdre les états. Ouvrage dicté par la saine raison, confirmé par l'experience, et consacrè à tout Prince, tout Ministre et tout homme, qui pense, par *Charles Manderfeldt.* Traduit du Danois par l'auteur. Eine höchst fehlerhafte Uebersetzung der vorhergehenden Schrift, voll der lächerlichsten Schnitzer. Sicherlich hat ihm sein böser Genius einen neuen schlimmen Streich gespielt, indem er ihn überredete, dass er französisch schreiben könnte, und ihn antrieb, sich vermittelst dieser Uebersetzung einem weit grösseren Publico Preis zu geben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. December 1791.

PAEDAGOGIK.

WEIMAR, im Verlag des Industrie-Comtoirs: *Ueber den methodischen Unterricht in der Geographie und die zweckmässigen Hülfsmittel dazu.* Nebst Plan und Ankündigung eines neuen *Schulatlasses* mit den dazu gehörigen *Lehrbüchern*; von *A. C. Gaspari*, D. der Philos. 1791. 80 S. 8.

So viel Verdienst auch die bisherigen Verbesserer des geographischen Unterrichts haben, so haben sie doch fast alle mehr für den Lehrer, als für die *Hülfsmittel* gearbeitet; fast alle haben bloss den *ersten* Unterricht zum Gegenstand ihrer Bemühungen gemacht; sehr wenige haben das *Ganze* umfasst; keiner hat das *Ganze* in einen *vollständigen zusammenhängenden Plan* gebracht. Von dieser sehr wahren Bemerkung geht Hr. G. aus, um die Frage zu beantworten: *Wie müssen Bücher und Karten für den jugendlichen Unterricht in der Geographie beschaffen seyn?* Er zeigt, dass alles auf zwey Haupterfodernisse ankomme: 1) *Sie müssen in diejenigen Cursus abgetheilt seyn, die der Schüler durchlaufen soll;* 2) *Sie müssen jedem Cursus gemäss eingerichtet werden.* Für jeden Cursus müssen *andre* Bücher und *andre Karten* vorhanden seyn, theils die Zerstreuung der Kinder, theils die Abschweifungen der Lehrer zu verhindern. Die Karten für den ersten Cursus müssen folgende Eigenschaften haben. 1. Jedem europäischen Lande gebührt *eine eigne Karte.* 2. Diese Karten müssen *nicht die Grösse der gewöhnlichen Landkarten* haben; damit die Kinder solche leichter übersehen, und nicht durch Anlegen der Brust und des Unterleibes der Gesundheit schaden. 3. Sie müssen so viel möglich *nach einerley Maasstabe* gezeichnet seyn. Wo dies nicht angeht, muss wenigstens der verjüngte Maasstab erklärt werden. 4. Die Karten müssen *nichts enthalten, was nicht* für das Kind ein *merkwürdiger Gegenstand* ist, den es kennen lernen, den es behalten soll, also keine Städte, Berge, Flüsse, die nicht wirklich im Unterrichte dieses Cursus vorkommen. 5) Sie müssen noch *keine Eintheilungen des Landes in seine Provinzen* enthalten. 6) Sie müssen von den geographischen Gegenständen so viel enthalten, als sich auf eine schickliche, ungezwungne, und das Wesen der Karten nicht beleidigende, Art thun lässt. Hier sagt der Vf., findet sich die grösste Schwierigkeit bey der Anzeige der Producte, die doch nach diesem Grundsatze nicht fehlen darf. (Und warum nicht fehlen darf? erlauben wir uns hier zu fragen.) Producte auf Generalkarten anzeigen zu wollen, läuft ganz gegen das Wesen solcher Karten. Denn 1. man kann sie doch nicht aus Mangel des Raums *alle*, und selbst die hie und da angezeigten nicht *überall*, wo sie anzutreffen sind, einzeichnen. 2. Eine gute Karte soll billig von allem, was sie anzeigt, gerade die geographisch richtige Lage andeuten. Dies ist nun bey einer Generalkarte in Ansehung der Producte wieder nicht thunlich. Die Cromische Productenkarte von Europa, die so viel Glück machte, und selbst das Buch, das doch eigentlich der wirklich brauchbare Theil der Unternehmung war, verkaufen helfen musste, war und ist nichts mehr als eine unbrauchbare Spielerey, wobey man noch dazu, um nur erst die Zeichen verstehn zu lernen, unnütz die Zeit verschwenden muss. In einer ganz speciellen Situationskarte ist es eben so wesentlich als angenehm, dass man jede Mühle, jede Holzung, jedes Bergwerk, jeden Eisenhammer angezeigt finde; aber hier lassen sich auch jene beide Foderungen ganz erfüllen. Aus Generalkarten hingegen bleiben sie besser ganz weg. Dagegen kann man bey den Signaturen der Städte, wie auch schon sonst beobachtet worden, durch Zeichen eine Residenz, Festung, Universität, Domstifte u. d. gl. andeuten. Alle diese Merkwürdigkeiten haben nichts schwankendes in Ansehung ihrer Localität, und ihre Bezeichnung lässt sich bewerkstelligen, ohne das Auge zu verwirren, und ohne zu viel Platz wegzunehmen. 7. verlangt der Vf., dass diese Karten durchaus keine *Namen* von Meeren, Städten und Flüssen enthalten sollen. (Hier würden wir doch einen Mittelweg vorschlagen. Die Karten zum wirklichen Unterricht müssten mit Namen versehn, Karten aber zur Wiederholung ohne Namen seyn.) 8. Hr. G. zog anfänglich Karten ohne Illumination vor; hat aber auf andrer Gelehrten Erinnerung diese Foderung aufgegeben. (Auch hier hielten wir fürs beste, beym eigentlichen Unterricht illuminirte, bey der Wiederholung aber unilluminirte Karten zu brauchen.) Endlich müssen die Karten noch 9. Grade der Länge und Breite haben, und 10. nett, sauber und schön seyn. Auf gleiche Art zeichnet Hr. G. die Entwürfe der Karten für die folgenden Cursus, und giebt für jeden derselben auch den Inhalt des zu ihr passenden Lehrbuchs an. Hier finden wir alles wohl durchdacht, so wie das folgende Raisonnement über die Methode, über die geographischen Hülfsmittel ausser den Lehrbüchern und Karten, imgleichen die Beurtheilung der bisherigen Karten ohne Lehrbücher, und der Lehrbücher mit Karten sehr wahr und befriedigend. Hr *Gaspari* ist also unsrer Einsicht nach dem Geschäfte völlig gewachsen, dem er sich unterziehen will, indem er einen *neuen Schulatlas* und *neue Lehrbücher* vorerst für zwey Cursus ankündigt, deren Ausgabe und Bedingungen eine dieser lesenswürdigen Schrift angehängte Nachricht näher beschreibt. Wir zweifeln nicht, dass seine Unternehmung, die einem beträcht-

trächtlichen Mangel in geographischen Hülfsmitteln abzuhelfen verspricht, allgemeinen Beyfall und hinlängliche Unterstützung finden werde.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Buisson: *Nouveau Voyage dans les etats unis de l'Amerique Septentrionale*; fait en 1788 par *J. P. Brissot.* 1791. T. I. 395. T. II. 460. T. III. 448 S. 8. (4 Rthlr. 6 gr.)

Der Verfasser, der seit der Aufhebung des französischen Adels den Zusatz *de Warville* von seinem Namen weggelassen hat, ist unter den neuern Schriftstellern seiner Nation schon durch mehrere Werke, wie die Beurtheilung der amerikanischen Reise des Chanteluz, und einige Schriften über Ostindien und die neuern französischen Angelegenheiten, bekannt. Gegenwärtige Reise nach einigen amerikanischen Freystaaten besteht eigentlich aus zweyen ganz verschiedenen Werken, der Reise selbst, die der Vf. 1788 von Neuhampshire bis Virginien und einen Theil von Maryland unternahm, und einer bereits 1787 gemeinschaftlich mit Hn. Claviere edirten Schrift: *De la France et des Etats unis ou de l'importance, de la Revolution de l'Amerique pour le Bonheur de la France.*. Die Reise selbst unterscheidet sich sehr von den gewöhnlichen Reisebeschreibungen theils durch ihre ermüdende Weitschweifigkeit und überall verwebten Raisonnements, erzdemokratische Wünsche und Vorschläge, theils durch die langen überall wiederholten Declamationen gegen die ehemalige französische Regierung, ihre bisherigen Einrichtungen, und die nicht selten verdächtigen Lobsprüche der vom Vf. beobachteten Vorzüge unter jenen Demokraten der neuern Welt. Sie ist ferner kein fortlaufendes Tagebuch, worinn der Vf., was er von Zeit zu Zeit sahe und erfuhr, nach einander verzeichnete, sondern mitten unter seinen Reisebemerkungen sind lange ausführliche Digressionen über verschiedene amerikanische Gegenstände eingeschaltet, die zwar hin und wieder interessante Thatsachen, oft aber auch längst bekannte Dinge mit unverdienter Begeisterung und bedauernder Rücksicht auf des Vf. Vaterland um 1788 wiederholen. Die Reisebemerkungen gehen vorzüglich auf die grosen Städte Boston, Neuyork und Philadelphia, die Sitten und Denkungsart der Einwohner, die Lebensart der verschiedenen Volksklassen, und die merkwürdigsten Personen, welche Hr. B. überall kennen lernte. Bey diesen verweilt er oft ungewöhnlich lange, und mischt Vorfälle ein, die nur sehr uneigentlich hieher gehören, deren Behandlung dem Leser auch nicht überall durch neue Aufschlüsse oder genaue Ausführung entschuldigen. So findet man hier unter andern des würdigen Quäkers *Benezet* Leben, ferner Franklins Leben ausführlich beschrieben, und sogar Mirabeaus in der Nationalversammlung auf ihn gehaltene Rede abermals abgedruckt. Noch auffallender war es uns im zweyten Theil, Nachrichten von dem bekannten Amerikaner Ledyard zu lesen, der 1788 eben, wie er sich zu einer Reise ins Innere von Afrika anschickte, in Cairo starb. In den vorher erwähnten Episoden, die zum Theil aus kleinern, nicht allgemein bekannten, Broschüren entlehnt sind, sucht der Vf. die Lebensart der amerikanischen Quäcker, die Behandlung der Negersklaven in den verschiedenen Provinzen, die bisherigen Bemühungen, ihr Schicksal zu erleichtern, und die Sklaverey ganz abzuschaffen, den virginischen Tobacksbau, die amerikanischen Nationalschulden, und den Handel der gesammten Republik recht ausführlich und darstellend vorzutragen. Hat er nun gleich keine vollständige Beschreibung vom amerikanischen Freystaat geben können, weil er die südlichen Provinzen nicht besuchte; haben von den vielen neuen amerikanischen Reisebeschreibern gleich einige dieselben Gegenstände eben so gut als Hr. B. beschrieben, und schrecken vielleicht die langen Declamationen über Freyheit und Freyheitsglück, die unendlichen Wiederholungen, die Widerlegungen anderer Schriftsteller, vorzüglich des Chatellux, seine überall angebrachten Vorschläge, die schwerlich allemal praktikabel seyn dürften, manchen Leser ab, diese Reise aus dem Schwalle der Modelecturen auszuheben; so können wir, dieser und anderer Mängel ungeachtet, versichern, dass wir in derselben eine Menge neuer Bemerkungen und mannichfaltiger historischer und statistischer Aufschlüsse über den neuesten Zustand von Amerika gefunden haben. Was aber hier in 3 Bänden neues verbreitet worden, würde Lesern, ausser Hn. Claviere, dem diese Nachrichten gewidmet sind, in *einem* Bändchen gewiss angenehmer unterrichtet haben. — Die ganze Reise ist in Briefen abgefasst. Hr. Claviere hat den Plan des ganzen Buchs entworfen, und in verschiedenen Briefen, welche den Anfang des ersten Theils einnehmen, Hn. Br. auf die vorzüglichsten Gegenstände aufmerksam gemacht, die er während seines Aufenthalts in Amerika untersuchen sollte. Hr. Cl. nebst andern Verehrern der amerikanischen Verfassung, hatte zugleich die Idee in den westlichen Gegenden des Freystaats am Sciotto, einem Arm des bekannteren Ohio, eine französische Colonie zu gründen, und unser Vf. ward wahrscheinlich ausgesandt, diesen eine Zeitlang in Paris auffallenden Plan zu befördern. Er ist aber, wie Hr. *Br.* nicht undeutlich in einzelnen Stellen zu verstehen giebt, durch die bekannte Revolution, welche beide Vf. 1788 kaum ahndeten, wieder rückgängig geworden. Des Vf. Reise gieng von Havre de Grace nach Boston, und bey der Gelegenheit verbreitet er sich sehr ausführlich über den Handel der ersten Stadt. Havre nimmt grosen Theil am Negerhandel, aber die französischen Sklavenhändler können ihre Neger nicht so wohlfeil liefern, als die Engländer, weil sie ihre Sklaven besser verpflegen, und die Schiffsequipage auf der Reise besser lebt, auch besser besoldet wird. Der Negerhandel beschäfftigt hier dreysig Schiffe, die nicht blos französische Waaren, sondern auch viel fremde Flinten aus Lüttich nebst andern Artikeln aus Deutschland und Holland ausführen. Die Franzosen kaufen jährlich 20 000 Neger, aber bey weitem den grösten Theil gegen baare Bezahlung von andern europäischen Nationen. Letztere überlassen ihnen, wenigstens 18000 Sklaven jährlich, jeden zu einhundert Livr. gerechnet, so dass ein groser Theil des Gewinns vom Negerhandel blos fremden Kaufleuten zu

gute

gute kömmt. Das Gemälde von Boston unterscheidet sich überall von den ältern Nachrichten von dieser Stadt, und der Vf. will in keinem Gewerbe den von andern bemerkten Verfall dieser berühmten Stadt gefunden haben. Die Rumbrennereyen vermindern sich hier zusehends, seitdem man von der Schädlichkeit dieses Getränks durch die Bemühungen der Quäcker überzeugt worden. Dagegen vermehren sich aber die Bierbrauereyen. Bostons jährlich beschäfftigte Handelsschiffe, halten 60,000 Tonnen Ladung. Newport, die Hauptstadt von Rhodeisland, ist seit dem Kriege sehr heruntergekommen, weil hier nur Papiergeld roullirt, das beynahe keinen Werth hat, und die Einwohner von andern Staaten nur baare Zahlungen annehmen wollen. Ueberhaupt herrscht die gröfste Armuth in der ganzen Provinz, und die demokratische Verfassung, nach welcher die Provincialversammlung, wo Magistratspersonen und Richter alle sechs Monate von neuem gewählt, vermehrt die innere Zerrüttung. Daher vermindert sich die dortige Volksmenge, wenn sie in den andern Staaten jährlich wächst. So hatte Rhodeisland 1774 54435, und 1783 nur 48538 weisse Einwohner. Neuyork hat seit dem Frieden sehr an Einwohnern zugenommen, und man zählte 1786 dort 219.996 Seelen, die Sklaven ungerechnet, die aus 18.889 Köpfen bestanden. Auf dem Delaware sah der Vf. die Versuche mit dem in Amerika erfundenen Steamboat, einem Fahrzeuge, das durch eine Feuermaschine ohne alle Segel in Bewegung gesetzt wird. Hr. Fitch, der Erfinder, hat damit acht englische Meilen in einer Stunde zurückgelegt. Das Getreide in Pensilvanien und andern Provinzen leidet sehr von einem Insect, das während des Krieges aus Europa herüber gebracht seyn soll, und deswegen die hessische Fliege genannt wird. Man stellte gerade, wie der Vf. in Philadelphia war, Untersuchungen über diese Fliege und den durch selbige verursachten Schaden an, und man wollte gefunden haben, dafs das Mehl von dem Insect nicht angegriffen wurde.

Der zweyte Band besteht ausser einer kleinen Reise von Boston nach Neuhampshire aus verschiedenen, von einander unabhängigen, Untersuchungen über den Handel, die Nationalschuld der gesammten Freystaaten, die neuen Niederlassungen am Ohio und andere nordamerikanische Gegenstände. Burlings Schrift vom J. 1718 ist aber nicht die erste, welche in Amerika die Sklaverey verfolgte, sondern Morgon Godwin trat schon 1680 als Vertheidiger der Negersklaven auf. Noch ist indessen der Zustand der Neger in den südlichen Provinzen wenig verbessert. Nur die neun nördlichen Provinzen haben die Sklaverey ganz abgeschafft, oder die Einfuhr der Neger verboten. In Südcarolina hat man diesen Menschenhandel wieder auf bestimmte Jahre erneuert, in Georgien hält man aber die Sklaverey unentbehrlich, unerachtet der Stifter dieser Colonie, der General Oglethorpe, den ersten Einwohnern verbot, das Land durch Neger bearbeiten zu lassen. Die Gesetze der mehresten nördlichen Staaten verordnen, dafs ein junger Neger seinem Herrn nur bis zum 25sten Jahr dienstbar, nachher aber frey seyn soll. Desto grausamer aber behandelt das Gesetz die alten Sklaven, indem es über ihre Freylassung nichts verordnet, so gar noch das Zeugnifs eines Negers gegen einen Weissen verbietet. Ueberhaupt scheint es, die Sklaverey werde in den südlichen Provinzen noch lange fortdauern. Einige von den Vertheidigern der Neger sind in einigen Provinzen so weit gegangen, dafs sie keinen Zucker und andere westindische Producte kaufen wollen, um dadurch der dortigen Sklaverey einen empfindlichen Stofs zu geben. Dieser Entschluss hat zugleich die Vermehrung und verbesserte Gewinnung des Ahornzuckers veranlafst, dessen sich die Wilden nebst den Einwohnern der westlichen Niederlassungen schon lange bedienten. Ein Baum (erable), giebt in den vier Wochen, dafs der Saft abgezapft wird, wenigstens fünf Pfunde Zucker. Diese Bäume sind in unglaublicher Menge vorhanden. In Neuyork allein werden jährlich 3 Mill. derselben als Nutz- und Brennholz umgehauen. Man verfertigt schon am See Ontario diesen Zucker, und Drinker, ein Kaufmann in Philadelphia, erhielt im Frühling 1787 an 18000 Pfund geläuterten Zucker. In den nördlichen Provinzen erreichen die Einwohner ein höheres Alter, als in den südlichen oder in Europa. In einigen Gegenden von Neuhampshire erreicht unter 8 Personen gewöhnlich einer das siebzigste Jahr Zu Mont Vernon, dem Landsitz des General Washington in Virginien, gehören 10,000 Morgen Landes, und er besitzt an Ländereyen in diesen und den andern Freystaaten über 200,000 Morgen. Die Stadt Lynn in Massachusetsbay nährt sich fast allein vom Schiffmachen, und exportirt jährlich über 100,000 Paar nach den südlichen Colonien und Westindien. Die amerikanische Nationalschuld und die seit dem vorigen Jahr beschlossene Methode, selbige allmählich zu tilgen, hat der Vf. sehr genau untersucht, und davon eine sehr unterrichtende Uebersicht mitgetheilt. Die ganze Schuld des Congresses und der einzelnen Staaten stieg 1789 auf 79,124,000 Piaster, davon hatten sie 11,721,000 P. von den Europäern geborgt, denen sie über 1½ Millionen an Interessen restirten. Seit dem vierten Jenner 1790 sucht der Congress diese Last mit allem Eifer zu heben. Ein jeder, der Staatsobligationen in Händen hat, bekömmt neue Verschreibungen auf zwey Drittheile der ganzen Summe, welche in zehn Jahren abbezahlt wird, und bis zur Wiederbezahlung sechs pro Cent. Ist dies erfolgt, so soll er ebenfalls sechs pro Cent von der noch übrigen Schuld bis zur gänzlichen Tilgung geniessen. Die Particularschulden der einzelnen Staaten betragen zwar 25 Mill. Piaster, aber die Quoten der einzelnen Staaten waren sehr ungleich. Die ganze Schuld der Provinz Neuhampshire betrug nur 120,000, von Neuyork 800,000, von Maryland 474,000, von Pensylvanien über 2 Mill. Piaster. Die jährlichen Ausgaben des Congresses steigen nur auf 507,408 Piaster. Der Präsident hat 25,000 Piaster Einkünfte, den Sprecher täglich 12 Piaster, und jedes Glied des Congresses, so lange die Sitzungen dauern, die Hälfte. Eben so wichtig sind des Vf. hier gesammelte Resultate über den neuesten Handelszustand der sämmtlichen Freystaaten, wir müssen uns hier aber blofs auf eine allgemeine Anzeige einschränken. Nach den neuesten Berechnungen, welche 1790 dem Congress vorgelegt wurden, betrug die jährliche Einfuhr aller 13 Provinzen

vinzen 17.628.613 Piaster, und ihre Ausfuhr 18.417.776 Piaster. Sonst zeigt diese Darstellung des Handels auch die schnellen Fortschritte der dortigen Manufacturen, die Wollenarbeiten vermehren sich, es sind hin und wieder schon die englischen Spinnmühlen eingeführt, und Nordamerika exportirt gegenwärtig schon Nägel und allerley Eisenwaaren. Es existiren jetzt drey Banken in diesem Freystaat, in Philadelphia, Neuyork und Boston. Auch über den ostindischen Handel der Amerikaner enthält diese Reise eine Menge interessanter Nachrichten. Er wird von Nordamerika mit weniger Kosten, als von Europa aus, betrieben, und ein dahin gehendes Schiff nimmt an Baarschaften nur 16 — 17,000 Piaster mit. Zuletzt beschreibt Hr. *Br.* noch die neuen Anlagen, die seit der Independenz an den westlichen Grenzen der südlichen Freystaaten entstanden sind. Doch am Ende findet man in der ganzen wortreichen Erzählung und den eingemischten Nebendingen nicht viel mehr als die Namen Kentucky, Francland, Sciotto etc. Selbst von der letzten neuen Colonie, die vor kurzem in Frankreich so viel Auffehen erregte, und vor der letzten Revolution den unterdrückten Franken zum freyern Wohnort dienen sollte, sagt der Vf. nichts weiter, als dass sie an einem Arm des Ohio liege, und aus 2 Mill. Morgen sehr fruchtbaren Landes bestehe.

Den dritten Band nimmt das vorgenannte von unsern Vf. und Hn. Claviere gemeinschaftlich ausgearbeitete Werk ein, worinn die Vortheile aus einander gesetzt werden, welche Frankreich von der amerikanischen Revolution haben könnte. Dem ersten Entwurfe nach wollten sie darinn für Frankreich eben eine solche Handelsübersicht geben, als England in den allgemein bekannten Handelsbemerkungen des Lord Sheffield besitzt. Aber in der Ausführung sind beide Schriften sehr von einander unterschieden. Lord Sheffield konnte alle Quellen benutzen, um den englischen Handel mit Nordamerika in seiner wahren Gestalt vorzulegen, und sein Werk enthält daher lauter Thatsachen über die Wichtigkeit, die Vortheile dieses Handels; ferner welche Waaren und wie viel derselben eine Nation von der andern braucht. Unsere Vf. liefern dagegen Handelstheorien, beurtheilen die bisherigen Handelseinrichtungen ihres Vaterlandes, vertheidigen das Papiergeld, und wollen sogar in den französischen Weinprovinzen eine Art virginischer Tobackscertificate einführen, damit der arme Winzer nicht nöthig habe, reichen Speculanten seinen Wein unter dem Preis zu verkaufen. Kurz ihre Arbeit besteht mehr aus Vorschlägen, Beurtheilungen und Widerlegungen bisheriger Grundsätze; und sie wiederholen manches aus Sheffields Bemerkungen, weil ihnen zuweilen einheimische Facta fehlten. Die ermüdende Weitschweifigkeit, die auch in dieser Schrift herrscht, die Digressionen, welche den Leser so oft vom Hauptgegenstand abführen, verhüllen überdem manche einzelne Bemerkungen über den Handel, die Fabriken ihres Vaterlandes, und in welchen Artikeln Frankreich leicht der Engländer Nebenbuhler im amerikanischen Handel werden könne. Da diese Schrift bereits seit 1787 dem Publicum bekannt ist, und hier von derselben nur ein neuer, in einzelnen Stellen vermehrter, Abdruck besorgt worden, auch die ganze Schrift, als Nachahmung oder Anwendung des Sheffieldschen Plan, auf den französischen Handel kenntlich genug wird; so halten wir eine genauere Anzeige derselben für überflüssig.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Roveroto:* *Epistola* del Cav. *Clementino Vannetti sopra la villa da lui dipinta di Q. Orazio Flacco*, al Sigr. Abate *Saverio Bettinelli*. 1790. 72 S. 8. (9 gr.) Wir haben dies kleine Gedicht mit vielem Vergnügen gelesen. Die Lage der Villa des Horazius in Agro Sabino ist bekanntlich geraume Zeit ein Gegenstand der Nachforschungen der Antiquare gewesen. Durch die weitläuftigen Untersuchungen des *Abbé Chanpy*, der drey Bände darüber schrieb, und die Abhandlung des *de Sanctis* weiss man jetzt nicht bloss die Gegend, sondern beynahe die Stelle, wo sie zu suchen ist. Die mehrsten Fremden machen jetzt eine Wallfahrt dahin, und mehrere Künstler haben die Gegend in Kupfer gestochen. Das Gedicht, das wir vor uns haben, hat auch Beziehung auf einen Kupferstich eines Venezianischen Künstlers, *Galvagni*. Eine vertraute Bekanntschaft mit dem Dichter selbst, der einst in diesen romantischen Gegenden mehrere seiner schönsten Lieder sang, ein ähnliches Gefühl für die Schönheiten und Freuden der Natur, leuchten allenthalben in diesem kleinen Gedichte hervor. Mit vieler Kunst hat der Vf. alle die Stellen aus den Horazischen Gedichten hineingeflochten, wo Horaz entweder von seiner Villa selbst redet, oder auch die frohen Empfindungen schildert, die er im Genuss der Freundschaft und der Natur hier kostete. So sind einige der schönsten Oden des römischen Dichters durch eine freye und glückliche Nachahmung fast ganz herein geflochten. Folgende Stelle, wo die 18te Ode des dritten Buchs imitirt ist: *Faune Nympharum fugientum amator*, mag unser Urtheil rechtfertigen:

O buon Fauno (cantando) o tu che ratto
Le fuggenti persegui amate Nimfe,
Porta per queste vive amico il passo,
E vanne si, che non ne senta offesa
La tenerella mandra, e i molti arbusti:
Se al risurger de l'anno a te gradita;
Se gradita al cader vittima cade etc.

So wie der Vf. hier fast zum Ton der Idylle herabsteigt, so erhebt er sich dagegen, wenn er seinem Dichter seinen Dithyramben nachsingt. L. II, Od. 19.

Com' ei la chioma a la Bistonie donne
D' innocenti frenò viperei nodi.
Come al salir de' fier giganti in cielo,
Volto in leon traboccò Rheto, e come
De l'auree corna a lo splendor, sua coda
Cerbero dimenendo in atto umile
Con le tre lingue il divin piè lambigli.

In den angehängten Noten wird immer auf die Stellen des Horaz zurückgewiesen, auf die im Text angespielt ist. Auch hier finden wir manche gute Idee zur Erklärung und zum bessern Verständniss angegeben; sie zeugen nicht von blossem Lesen, sondern auch von gelehrtem Studium des römischen Dichters.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. December 1791.

GOTTESGELAHRHEIT.

Leipzig, b. Junius: *Philosophische Vorlesungen vor Gelehrten, für Nichtgelehrte Denker ohne Glauben und Unglauben über das sogenannte neue Testament,* (wahr oder nicht wahr: klärer als klar.) (!) von *K. K. S. sechster und letzter* Band. 1789. 584 S. 8.

Schon vom *zweyten* Band an hat das Motto: *Wer beharret bis ans Ende wird — Consequenz sehen*, die Stelle eines Interdicts für jeden Recensenten der einzelnen Theile dieses Werks vertreten; und es ist erst am Schluss des Ganzen erlaubt, das Urtheil zu fällen, *wie* der Vf. *seinen* Plan, den wir sehr unpartheyisch, wie er selbst rühmt, bey der Erscheinung des *ersten* Theils (s. A. L. Z. v. J. 1785. N. 180.) angegeben haben, mit Treue verfolgt, mit Beharrlichkeit beybehalten und mit Glück und Kunst ausgeführt habe. Hat er, müssen wir nun fragen, gezeigt, *dass* und *wie* man, auch ohne eigentliche Sprachgelehrsamkeit und Aufwand von philologischer Kunst, bloss durch Lectüre des n. T. selbst in jeder Uebersetzung, durch Vergleichung der verschiedenen Stellen und durch Hülfe des gesunden Menschenverstandes, *deutlich* den Sinn dieser christlichen Religionsschriften entdecken, und sich auch von der hermenevtischen Richtigkeit dieses gefassten Sinnes überzeugen könne? Ist nach seiner Methode dem Ungelehrten nun alles so helle, dass er kein weiteres Licht bedarf, und nicht bloss nothdürftig im matten Schimmer die Wahrheit bemerken, sondern auch sich seines Lichtes freuen kann? Und ist dieser entdeckte Sinn so sicher, evident und beruhigend, dass er nie gegen die *Scienz* d. i. gelehrte exegetische Untersuchungen veräussert werden müsste? Und ist zugleich die *Nebenabsicht* des Vf. erreicht, auch die logische Wahrheit oder Belehrungen des n. T. wo seinen Lesern nicht einleuchtend, doch moralisch gewiss gemacht zu haben? Beides lässt sich freylich nur am Schluss des ganzen Werkes bestimmen: und wenn wir auch als geduldig ausdauernde und mitten unter der Langenweile doch aufmerksame Zuhörer dieser hundert und sechs und zwanzig Vorlesungen ihm dankbar für manche gute Aufschlüsse, feine Maximen, und glückliche Parallelen und Zusammenstellungen zum Behuf der Erfindung und Bestimmung des richtigen Sinnes im n. T. sind; wenn wir mit ihm darinn harmoniren, dass der *Geist* des Christenthums in *jeder* Uebersetzung athme, aus jeder erfindbar, von jedem nachdenkenden Christen, auch ohne Philologie, zu entdecken sey, und Gottlob! sehr oft, auch ehe diese Vorlesungen gedruckt erschienen, glücklich entdeckt worden und dass der *Layenexeget* kein andres, besseres oder schlechteres, Evangelium habe, als der gelehrte Exeget; wenn wir endlich auch *die selbstständige Wahrheit* der chr. Lehre, so weit sie durch Erfahrungen zu erkennen ist, gerne einräumen und diesen Beweis der Vortreflichkeit des Christenthums aus den Vorschriften und Zusagen desselben und der engen Verbindung zwischen beiden, worauf der Vf. fleissig aufmerksam macht, empfehlen: so ist doch die grosse Meynung, die er von seiner Art aufzuklären hat, schwerlich von allen seinen Lesern, von denen nur wenige bey ihm ausdauern werden, anerkannt. Erfahrungen sind ohnehin nie sichre Beweise für die Richtigkeit einer angenommenen Erklärung, so wenig, als alle Lehren oder Meynungen, die im n. T. selbst im apostolischen Unterricht vorkommen, z. B. die Lehre von Satan, jetzt *erfahrbar* sind: es ist der doppelten Gefahr nicht genug vorgebeugt, in welche immer die Layenexegeten verfallen sind, entweder den Sinn für richtig zu halten, weil er die Beystimmung ihrer Erfahrungen hat; oder Erfahrungen zu suchen, damit der helle und klare Verstand der Bibelstelle nicht nothleide, wie es z. B. bey der Erklärung der Zusage von der Gebetskraft, manchem guten Christen ergangen ist: und alles andre abgerechnet, es wäre abentheuerlich, wenn der Layenexeget *alles* helle anträfe, wenn dem gelehrten Ausleger, der *neben* allen Hülfsmitteln des erstern, doch die übrigen Subsidien der Sprachen, der Geschichte und der Philosophie besitzt und gebraucht, noch, *viele*, viele Dunkelheiten übrig bleiben: wenn der Lichtmesser des Layen z. B. im Brief Jakobi oder Petri nie auf *dunkel* oder halbklar hinweise, da der Lichtmesser des aufgeklärten Philologen öfters auf Schatten und Verdunklung zeigt. — Nur bey einem zu grossen Zutrauen auf die *gelehrtere* Einsicht der Zuhörer, kann der Vf. z. B. bey Röm. 7. das Verhältniss des dunkeln zum klaren wie 0 zu 90 angeben. Sie sollen also wissen, was das *neue Wesen des Geistes*, und *das alte Wesen des Buchstabens* sey; was es heisse, *im neuen Wesen des Geistes dienen; unter die Sünde verkauft* seyn; *die Sünde wurde überaus sündig durchs Geboth*, u. a. m. Sie sollen wissen was K. 8, Paulus unter dem *Vertreten des Geistes* verstehe; was der Sinn sey, wenn es heisst: *er vertritt die Heiligen nach Gott*, u. s. w. was *Höhe* oder *Tiefe* u. s. w. ist. Und doch findet der Vf. wieder im ganzen *achten* Kapitel nur *Eines* dunkel: nemlich die letzten Worte V. 3. dahingegen 144 Ausdrücke klar sind. Wir könnten diess Verzeichniss aus allen, besonders den katholischen, Briefen sehr anhäufen, wo dem Vf. nach seinem Calcul meist das dunkle Null ist. Zuweilen ist das klare bloss negativ, d. i. er lässt den Leser einsehen, was der Sinn nicht seyn kann z. B. bey Ebr. 6, 4—8. (z. B. S. 500.) und es fehlt auch nicht an Beyspielen, wo der *klare* d. i. aufgefasste Sinn der Worte nicht eben

der *richtige* ist: z. B. wenn er 2 Petri 1, 20. den Satz findet, dass die Prophezeihungen des a. T. nicht *willkührlich* dürfen ausgelegt werden (6 Th. S. 38.) oder unter *Salbung* 1 Joh. 2, 20 die Gaben des h. Geistes versteht (S. 50.), oder 1 Joh. 5, 20. den Sinn annimmt: *Jesus Christus ist der wahrhaftige Gott.* (S. 61.) Alle diese, bey der Methode des Vf. unvermeidliche Fehler und Verirrungen werden noch befördert durch den Zwang, den er sich selbst aufgelegt hat, da er mit einem gänzlichen Abfall von seiner Methode in dem ersten Theil, blos die neue Zürcher Uebersetzung hinsetzt, nur selten durch eine Parenthese sie unterbricht und verbessert, und, nachdem er dem Matthäus zwey Bände, den drey übrigen historischen Büchern n. T. eben so viele gewidmet hatte, in einem Band die sämtlichen Briefe Pauli, und in den kleinen Raum von 134 Seiten des sechsten Theiles, alle katholischen Briefe zusammenpresst: als ob diese nicht eben so viele Erläuterungen bedürften, oder Stoff zu seinen Betrachtungen, schönen Charakterzeichnungen, und philosophischen Untersuchungen über den Geist des Christenthums darböten. Die Ursache dieser disproportionirten Kürze kann nicht Ersparniss seyn: denn die Sparsamkeit ist für einen Schriftsteller keine Tugend, wenn sie Kargheit wird, welche grade das, wornach man am meisten begierig und durch ihn selbst lüstern gemacht ist, zurücke hält; und für diesen Schriftsteller noch weniger rühmlich, da er sonst sehr verschwenderisch mit dem Papier ist. Wozu sollen wohl bey *dieser* Absicht, die vielen Vergleichungstabellen mehrerer, meist deutscher Uebesetzungen, die im 4 Th. S. 259—347. und im 6 Th. eben so weitläuftig vorkommen? Wozu der immer wiederhohlte Calcul der Verhältnisse des Klaren zum Dunkeln u. s.? Wozu die gesuchten witzigen, witzelnden Anreden und Unterhaltungen mit dem Auditorium? — Wozu die Rubrikenanzeigen eines Systems der n. testamentlichen Lehre, nach *Bahrdt*, *Herder*, *Döderlein und Steinbart*? (4 B. S. 388 fgg.) — Wir wollen nicht noch einmal es bedauern, dass das anstrengende Streben, frappant zu reden, die Aussuchung neuer, sehr oft ausländischer, Worte; und die Neigung, den Vortrag gemeiner Ideen durch künstliche Einkleidung die Gestalt tiefsinnig ausgedachter und neuer Wahrheit zu geben, den Stil des Vf. so oft verderbt und den Sinn erschwert.

Diess alles muss den Nutzen des Buches sehr eingeschränkt machen, da es, wenn der Vf. mit der natürlichsten Simplicität die Wahrheiten an den Stellen der Bibel entwickelt und dargestellt, die Hauptbegriffe und Hauptsätze fasslich erläutert, den Gang der Aufklärung der Wahrheit im n. T. beobachtet und verfolgt, die Zusagen und Vorschriften des Christenthums, wie sie zerstreut vorkommen, dem Herzen werth gemacht hätte, dem Layen sehr vortheilhafte Begriffe von der Bibel würde beygebracht, und den Nahmen philosophischer Vorlesungen noch eher behauptet haben, wenn die Gelegenheiten, die sich sehr reichlich beym n. T. darbieten, Religionslehren von philosophischen Meynungen, wovon auch im n. T. Spuren vorkommen, zu scheiden, wären genutzt worden. Eine vollendete Ausführung der 129 Vorlesungen (6 B. S. 323.) vom moralischen Ton der apostolischen Lehre wäre eines solchen Verfassers mehr würdig, als das ewige Calculiren über dunkel oder klar und die Wortklauberey, die wenigstens ermüdet. — An den Klippen der *Apokalypse* hängt der vorlesende Philosoph länger als er bey den andern Schriften des n. T. verweilt: das Verhältniss des Dunkeln zum Klaren hört hier auf; die raisonnirende Exegese der Layen findet zu wenig Stoff, weil nur Bilder auszulegen sind (die er aber doch meist gut erklärt;) und sie würde auch nicht auf den Strand gerathen seyn, wenn die Hülfe der Philologie zeitig wäre gesucht worden. Die schreckliche Armee von 200 Millionen Reutern (Off. J. 9, 16.) wird der Philolog reduciren, wenn der Layenexeget nicht weiss, wo er sie hernehmen wird, wo er sie hinbringen soll; und eben dieser wird es verhüten, dass nicht der Kelch der babylonischen Hure, voll Greuel und Unreinigkeit ihrer Hurerey, als Bild von *ansteckender, unreiner Lustseuche* betrachtet wird, welches den Layen verleiten könnte, schon aus der Apokalypse das frühe Daseyn des venerischen Uebels zu beweisen.

Ohne Druckort: *Beschreibung des Religionswesens in der Reichsstadt Nürnberg*, welche vielleicht auf mehrere Städte passt. Aus einer Reisebeschreibung. 1789. 8. 108 S.

Wenn gleich der Reisende, welcher diese Beschreibung als Fragment drucken liess, sich rühmt, den kirchlichen Zustand der Länder oder Städte, die er durchwanderte, ohngefähr, so wie *Howard* die Gefängnisse beobachtet zu haben; so ist doch zwischen Howard und ihm ohngefähr ein so groser Unterschied wie zwischen Forster und einem seiner Matrosen. Er muss glauben: *Liturgie*, *Religionswesen* und *kirchlicher Zustand* eines Landes oder einer Stadt sey einerley; muss selbst die Liturgie in andern Gegenden nie beobachtet haben, weil ihm in Nürnberg vieles so auffallend vorkam; und muss sich bereden, dass man den Zustand der Religion und des Grades der Aufklärung allein aus den eingeführten Lehrbüchern sicher entdecken und darnach schätzen müsse. Warum tadelt er *hier* z. B. die Litaney, die in Nürnberg nicht anders lautet, als in Frankfurt, oder Dresden? Oder den Katechismus, der freylich schlecht ist, der aber, wie jeder *Beobachter* weiss, durch die Art, wie mehrere würdige Prediger darüber katechisiren, unschädlicher wird, oder die Gesangbücher, die, auch damals doch nicht die schlechtesten waren und aus welchem die schlechtesten Lieder *niemals* gesungen worden. *Für jetzt* fällt ohnehin der Werth dieser Beschreibung, den ihr ihre *Richtigkeit* geben könnte, hinweg, weil in Nürnberg andere Gesangbücher eingeführt, manche unnütze Gebräuche und Aemter abgeschafft und in vielen Stücken bessere Einrichtungen gemacht sind. Aber wusste denn der Reisebeschreiber nicht, dass diese Verbesserungen damals schon im Werk waren?

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Junius: *Neue arabische Anthologie oder auserlesene Sammlung seltener und grossentheils erst neu aus Handschriften ausgehobener Stücke aus verschiedenen Fächern der arabischen Literatur.* Eine Fortsetzung des *Elementarbuchs für die arabische Sprache und Literatur*, die Sprache in doppeltem Gesichtspunkt, als Sprache der Schrift und als Sprache der

Lebens betrachtet. Benebst einer Voreinleitung, einem Anhang für die Kenner der persischen Literatur, und einem Glossarium. Von *S. F. Günther Wahl*, Doctor der Philosophie. — 1791. 8. XVI und 224 u. 328 Seit.

Die Anthologie besteht aus 2 Theilen, einem prosaischen und einem poetischen. Jener (S. 85—224) hat Fülle und Mannichfaltigkeit, das ist nicht zu läugnen. Wir wollen die Stücke, woraus er besteht, der Reihe nach anführen, vornehmlich um auch da die Quelle anzuzeigen, wo die Angabe derselben unterlassen, oder nicht genug bestimmt ist. 1. (Zwey) Parabeln aus dem Buche Kholilah und Dimnah. Aus der Schultensi. Ausgabe. (Die Erste steht in der Leidner Ausgabe S. 28. die Andre S. 59.) 2. Auserlesene Sprüchwörter mit erläuternden Glossen. Aus einer Handschrift. 3. Antithesen. Von einem einzelnen Blatt. 4. Kleine Sammlung von Aussprüchen alter Weltweisen. Aus einer Handschrift. 5. Ein paar Monophysitische Stücke. Aus einer Abschrift, die von einem Vaticanischen Codex genommen ist. (Diese Stücke enthalten nichts Monophysitisches. Das Erste handelt vom Fasten, von Allmosen, vom Gebet; das Andre von Glückwünschungen.) 6. Erzählung aus dem Sukkardan, vom Chalif Mo-tassem. Aus einer Handschrift. 7. Von Samarkand aus *Abulfeda* und *Jakut*. (Der erste Artikel, von *Abulfeda*, steht schon in *Gravii Chorasmia* etc. p. 46. Der Andre, von *Jakut*, ist aus *Casiri Biblioth. Escurial.* Tom. I. p. 211. abgedruckt, der ihn aus *Golii Notis ad Alfergan.* p. 72. genommen hat. Dieser ist also hier zum erstenmal gedruckt.) 8. Beschreibung von *Mekkhe* vom *Scherif Eddris*. (In der gedruckten arabischen Ausgabe des *Geographus Nubiensis* muss man diesen Artikel nicht suchen. *Pocock* hat ihn *Specim. histor. Arabum* p. 122 mit seiner lateinischen Uebersetzung zuerst abdrucken lassen. Von *Pocock* hat ihn *Casiri* entlehnt, Tom. II. p. 10. Hier ist er also zum drittenmal gedruckt.) 9. Schilderung eines schönen Mädchens aus *Hhariri*. 10. Regierung der Chalifen aus dem Geschlecht der *Ommiaden* in Spanien, aus *Ibn Elchatib*. (Steht bey *Casiri*, Tom. II. p. 107. nebst einer lateinischen Uebersetzung). 11. *Bohadins* Erzählung seiner Gesandschaft u. s. w. Aus *Schultensii Vita Saladini*, cap. 127. 128. 12. Stück aus *Massudi*, von der *Ambar*-Fischerey. Aus einer Kopenhagner Handschrift von Hn. Prof. Adler mitgetheilt. 13. Bruchstücke aus einem grammatischen Werke. Aus einer Handschrift. 14. Von *Hhakhem*. (War vorher schon gedruckt, Repertor. XV Th. S. 285.) 15. Von *Ata Elmokanna*, aus *Ibn Chalekan*. (wieder abgedruckt aus Repertor. XV. Theil. S. 295.), 16. Von der Religion der Perser aus *Bin Schonah*. (zu finden, nebst einer lateinischen Uebersetzung in *Hyde relig. vet. Persarum* S. 160.) 17. *Scharistani* von den Feuertempeln der Perser. (Ebendas. S. 151.) 18. *Scharistani* von Zoroasters Weissagung auf den künftigen Messias. (Ebendas. S. 388.) 19. Legende von Zoroaster, aus *Bundari* (Ebendas. S. 318.) 20. Vom *Dirhem*, aus *Nuwairi*. (Steht im Repertor. IX. Th. S. 227.) 21. Auszüge aus dem Buche: prophetisches Licht von *Hhassan Bin Muhhammed*. Aus einer Handschrift. 22. Probe aus einer der geschätztesten muhhammedanischen Sittenlehren. Aus einer Handschrift. 23. Auszüge aus dem kosmographisch-naturhistorischen Werke des *Kazuin*. Aus einer Handschrift zu Berlin. 24. Fragmente aus der Geschichte von *Schehasbeilin*. Aus einer berlinischen Handschrift. 25. Aus den Annalen des *Abu Dshjafar*. (Nachrichten von dem Vf. und von seinem Annalen giebt das Eichhorn. Repertor. I Th. S. 69.) 26. Ein arabischer Wechsel. Von Hn. Prof. *Adler*. Man sieht, die Stücke sind sehr gemischt; ihre Stellung ist, wo nicht durch die Bequemlichkeit, wenigstens nicht durch Rücksicht auf Verwandschaft des Inhalts, oder auf die leichtere und schwerere Art des Ausdrucks bestimmt worden. Weder ein Columnentitel noch eine Uebersicht des Inhalts ist dem Leser zum Auffinden behülflich. Der Text ist, nur das erste Stück ausgenommen, ganz schlicht ohne alle Lesezeichen hingedruckt, und durchaus ohne einige grammatische Beyhülfe gelassen worden. Diess ist in der That sehr bequem — für den Herausgeber. Er sagt, in der Vorrede S. X. „Kenner und geübtere Freunde, werden das arabische jederzeit lieber unpunktirt, wie in den Handschriften, lesen, als mit Punkten, die nun einmal doch nicht anders als nach der Kur'an Aussprache gesetzt zu werden pflegen." Und den Umstand betreffend, dass die gewählten Stücke ohne alle Rücksicht auf das Leichtere und Schwerere an einander gereihet worden sind, ist er der Meynung: „dem Lehrer wird es nicht schwer fallen, die Stücke nach dieser Rücksicht selbst zu wählen, und er ist ganz und gar an die willkührliche Ordnung der Anthologie nicht gebunden. Der Anfänger, der für sich zu lesen versuchen will, wird bald gewahr werden, ob diess oder jenes Stück für ihn noch zu schwer sey, und nach diesem Gefühl wird er weiter lesen oder überschlagen." Aber was dem Lehrer nicht schwer fallen kann, konnte denn das dem Herausgeber schwer fallen? Und ist nicht zu befürchten, dass der Anfänger, wenn mehrere Versuche ihm nicht gelingen, wie das sicher der Fall seyn muss, das Buch muthlos bey Seite legen werde? Selbst der Grübler wird schwerlich Alles verständlich finden, auch wenn er die angefügte Liste der Druckfehler nachzusehen und vorher alles gehörig zu berichtigen nach der Anweisung S. XII.) nicht ermangelt hat. Gleich das zweyte Stück soll Beyspiele geben. S. 92. ist gedruckt وانّما شبهها بخضراء الدمن في حسن النظر وسوء المخبر Nach den Verbesserungen S. 323. soll gelesen werden شبهتها Diese Verbesserung scheint sehr überflüssig zu seyn, denn worauf sollte das *Verbum act. foemin.* sich beziehen? Hingegen شبهها, *comparavit eum propheta*, ist ganz richtig. مخبر ist der Gegensatz von نظر, *Aussehen*, und bedeutet also, *wirkliche Erfahrung*. Das *Glossarium* sagt, S. 269. مخبر *mächber locus vel tempus experientiae. 2) cognitio rei ex renuntiatione.* — S. 93. وهذا في خلال السطور. Hier bedeutet das Wort خلال *Styl, Schreibart*; diese Bedeutung giebt das Glossarium nicht an. Das Wort سطور und سطر läfst sich gar nicht im *Glossarium* finden. — S. 93 heisst es: Ein Schuster warf einen Hund mit einem Schuh, da

darinn ein قالب war, dies that dem Hunde sehr wehe, er fieng an kläglich zu schreyen — قالب heisst nach dem *Glossarium* S. 259. *formula, modus ad quem vel in quo aliquid effingitur, forceps.* Die Bedeutung *forceps* sollte schwer zu erweisen seyn. Eine Zange heisst كلابة, und قالب ist hier ein *Leisten*, der wohl eher in einem Schuhe seyn kann, als eine Zange. — S. 94. in den Worten في كل من يطلب شيا قونه wird, statt قونه, zu lesen seyn مسنه, so wie, weiter unten, statt المذكر او المونث zu lesen ist للمذكر او للمونث — S. 96 ist zu den Texteswörten فقال اذا ازهر فلها ازهر unten eine Stelle aus dem Dscheuhari folgendermaßen angeführt: الزهر البسر الملوي يقال اذا ظهرة الحمرة والصفرة في النخل فقد ظهر فيه الزهر وقد زهها النخل زهرا وازهر ايضا لغة حكاها ابو زيد ولم ايعرفها الاصمعي. In den Verbesserungen wird الزهر in الزهو, und زهرا in زهوا geändert. Aber nicht blos in diesen 2 Stellen, sondern durchaus ist hier fehlerhaft; der Text muss heissen فقال اذا ازهي زهر فلما ازهي und das Scholion aus dem *Dscheukari* ist so zu lesen: الزهو البسر الملون يقال اذا ظهرت الحمرة والصفرة في النخل فقد ظهر فيه الزهو — — وقد زها النخل زهوا وازهي ايضا لغة حكاها ابو زيد ولم يعرفها الاصمعي * In dem nächst vorangehenden Scholion ist nach den Worten ثم رطب einzufügen, ثم ثمر, und weiter oben ist, statt طلعها, zu lesen طلعه — S. 97. wird für جدة besser gelesen جدة. In den Worten اخاه يثرب هكذا قراته علي المصريين بالتاء وفتح الراء möchte es schwer, selbst für den Herausgeber schwer seyn, einen vollständigen Sinn zu finden; der Text ist ohne Zweifel mangelhaft. — S. 99 findet sich doch eine grammatische Anmerkung. Der Text ist: العرب يقول كل سكاء تبيض وكل شرفاء تلد die Anmerkung: „Nach der Grammatik sollte eigentlich سكاء und شرفاء punktirt seyn. Ein Beyspiel, wie selbst gebohrne Araber sich oft nicht genau an die Vorschriften der Grammatiker binden." Aber es wird ganz zuverlässig nicht an Abschriften fehlen, wo wirklich سكاء und شرفاء punktirt ist. — Ebendaselbst: والضابط فيه عندهم. Man suche das Wort im *Glossarium*, und man wird S. 246 folgendes finden: ضابط *firmiter, continens, providus, fortis, strenuus.* الضابط *Leo.* 2) *Omnipotens.* Welche Bedeutung soll in jener Stelle Statt finden? ضابط ist eine Regel, ein Grundsatz. Der Sinn ist: Es ist Grundsatz bey den Arabern, jedes Thier, das offenbare Ohren hat, das gebiert, was keine offenbaren Ohren hat, legt Eyer. — Auch das kurze, und sehr leichte, Probestück aus dem Sukkardan, welches Werk Hr. Prof. *W.* im Begriff ist, vollständig oder doch nach dem wichtigsten Theil zu ediren, ist nicht von Unrichtigkeiten frey; statt فصاحت وامعتصماه, sollte es heissen فصاحت او معتصماه, *die Frau schrie: o Motassem!* eine Anmerkung, dass das am Ende gedähnte معتصماه der Vocativ sey, wäre nicht überflüssig gewesen. —

Bey den übrigen Theilen des Buchs darf sich nun die Recension nicht mehr so lange verweilen. Die poetische Abtheilung der Anthologie, mit welcher eine neue Seitenzahl anfängt, besteht beynahe ganz aus solchen Stücken, die schon vorher irgendwo gedruckt waren. Ueber den Anhang „kleine Sammlung von auserlesenen bisher noch unbekannten lyrischen Stücken aus dem Diwan des persischen Dichters *Hhafiz*" S. 37—74. hat Rec. keine Stimme, er muss sie den wenigen Adepten der persischen Sprache überlassen, für ihn würde dafür ein vorher ungedrucktes arabisches Gedicht mit Scholien sehr willkommen gewesen seyn. — Das *Glossarium* ist, wie unerwartet! nach der Ordnung des *hebräischen* Alphabets eingerichtet. Zur Grundlage desselben, sagt der Hr. Vf., hab ich mir *aus guten Gründen* des *Castellus Heptaglottum* gewählt. Aber diejenigen, für die das Buch verfertigt wurde, hatten auch gute Gründe, die einmal recipirte und gewöhnliche Ordnung zu erwarten. Dass eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Wörtern übersehen worden ist, und diese nun in einem Supplement (S. 285—318.) nachgeholt werden mussten, gereicht doch wahrhaftig auch nicht zur Beförderung eines bequemen Gebrauchs dieses Glossarium. Die Voreinleitung liefert erstlich Nachträge theils zu dem Verzeichniss der Vornehmsten, bis jetzt gedruckten, arabischen Schriften in der Vorerinnerung zu dem arabischen Elementarbuch, theils Zusätze zu diesem Elementarbuch selbst, sodann einen Nachricht von der arabischen Zeitrechnung, die hier wirklich nicht an der unrechten Stelle ist. Den Beschluss derselben macht eine Tafel der Jahre nach der (gewöhnlichen) muhhämmedanischen Zeitrechnung. Es ist die vor *Richardson's Dictionary* befindliche. Hier ist sie vom Jahr Chr. 1900 vollends bis auf das Jahr 2000 fortgeführt, und wird wohl diese Anthologie ausreichen. Mit einiger Abkürzung steht sie auch schon im zweyten Bande von Richardson's orientalischer Bibliothek S. 70 ff.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. December 1791.

PHYSIK.

Gainsborough, b. Edwards: *On the elementary principles of nature and the simple laws, by which they are governed. Being an attempt to demonstrate their existence, and to explain their mode of action; particularly in those states, in which they produce the attractions of cohesion. gravitation, magnetism and electricity; and also fire, light and water.* By E. Peart, M. D. 1789. 8. 304 S.

Die Materie, welche von der Anziehung in Bewegung gesetzt wird, ist von einer doppelten Art, *fixe* und *thätige*. Erstere besitzt bloss Undurchdringlichkeit und allgemeine Gravitation. Beide ziehen einander an. Wenn Theilchen der thätigen Materie von den Theilchen der fixen angezogen werden, so geschieht dieses so regelmäsig, dass dadurch gerade Linien entstehen, welche sich rund um den fixen Theil herum nach allen Seiten verbreiten, und auf diese Art Atmosphären bilden. Die Theile der thätigen Materie sind auch von einer doppelten Art: sie werden auf gleiche Weise von den fixen angezogen, und suchen regelmäsige Atmosphären zu bilden. Die Theilchen der einen Art werden *Aether*, die Theilchen der andern Art *Phlogiston* genennt. Fixe Theile bilden, mit Aether-Atmosphären umgeben, einen zusammengesetzten, aber unzersetzbaren Grundstoff, den *erdigen*; eben diese fixen Theile, mit phlogistischen Atmosphären umgeben, machen den zweyten unzerstörbaren zusammengesetzten Grundstoff, nemlich den *säuremachenden*, aus. Die thätigen Theilchen der Materie besitzen auch noch eine gegenseitige Anziehung zu einander, wenn sie sich in einerley Zustande befinden. Diese Anziehung zwischen Atmosphären der verschiedenen thätigen Theilchen heisst die *Anziehung des Zusammenhangs*. Wenn ätherische oder phlogistische Stralen, welche durch die fixen Theilchen des einen Körpers excitirt worden sind, mit Linien der entgegengesetzten thätigen, und von einem andern Körper excitirten Theilchen zusammentreffen, so ziehen sie diese beiden Körper in gegenseitige Berührung: und hieraus entspringt die *Anziehung der Schwere*. Wenn die ätherische Atmosphäre, welche ein Theilchen von fixer Materie umgeben, und damit den erdigen Grundstoff ausgemacht hat, einen gewissen Umfang erreicht hat, so zieht sie eine Atmosphäre von Phlogiston an, und erhält dadurch eine *alkalische Natur*. Auf die nemliche Weise wird die phlogistische Atmosphäre, welche sich um einen Theil von fixer Materie herum legt, und den säuremachenden Grundstoff bildet, mit einer äussern ätherischen Atmosphäre umgeben werden, und eine *Säure* entstehen. Ein Theilchen von jedem fixen Grundstoff wird also, wo möglich, mit einer Atmosphäre von der entgegengesetzten Art thätiger Theile bis zu einem gewissen Punkt umgeben, wo die Anziehung der gleichartigen Theile aufhört am stärksten zu seyn. In diesem Zustande wird das Theilchen *luftförmig*. Theilchen des erdigen Grundstoffs, mit vollständigen äussern Atmosphären von Phlogiston umgeben, sind *entzündliche Luft*; sie wirken nicht merklich auf Theilchen des säuremachenden Grundstoffs, um welche vollständige Atmosphären von Aether befindlich sind, d. h. auf *dephlogistisirte Luft*. Wenn aber diese äussern Atmosphären durch Hitze oder Feuer ausgedehnt werden, so erhalten sie eine Neigung, sich mit einander zu vereinigen. — Zusammengesetzte Körper können den fixen und thätigen Grundstoff in solchen Verhältnissen enthalten, dass sie eine starke Anziehung zu Aether und Phlogiston in ihrem gewöhnlichen Zustande äussern. Wenn nun eine von diesen thätigen Flüssigkeiten an dem einen Ende eines eisernen Stabes excitirt worden ist, so zieht sie alle gleichartige Theilchen an sich, während die andre am andern Ende des Stabes stärker als gewöhnlich angezogen wird. Es bildet sich folglich an jedem Ende des Stabes eine Atmosphäre und der Stab wird *magnetisch*. Bringt man das ätherische Ende eines Magnets an das Ende eines andern eisernen, nicht magnetischen Stabes, so wird alles Phlogiston dieses natürlichen Stabes an dieses Ende gezogen und excitirt, und aller Aether desselben begiebt sich an das andre Ende, wo es eine ätherische Atmosphäre bildet: folglich wird dieser zweyte Stab gleichfalls ein Magnet. Der ätherische Pol gleicht also einem Theilchen des erdigen Grundstoffs, weil er ein mit einer Aetheratmosphäre umgebener fixer Mittelpunkt ist: der phlogistische Pol hingegen gleicht einem Theilchen des säuremachenden Grundstoffs. Die entgegengesetzten Pole ziehen einander, wie die entgegengesetzten Grundstoffe, stark an; verbinden sich aber nie mit gleichnahmigen Polen. — Zusammengesetzte Körper, welche entweder Phlogiston, oder Aether in einiger Thätigkeit enthalten, gleichen gewissermaßen den fixen Grundstoffen, weil sie eine Anziehung zu thätigen Theilchen der entgegengesetzten Art besitzen, und durch gehörige Excitation dahin gebracht werden können, dass sie diese entgegengesetzten Theilchen um sich her in einer atmosphärischen Form anziehen. Schwefel z. B. enthält viel Phlogiston; ist seine Oberfläche excitirt, so zieht er von dem Aether und Phlogiston, womit er umgeben ist, den erstern an sich, und verschafft sich hierdurch eine Atmosphäre. Das von Natur mit diesem Aether verbundene Phlogiston wird nun frey, und verbindet sich mit dem reibenden Körper, welcher den Schwe-

Schwefel excitirt hatte. Reibt man aber Glas, so zieht es eine phlogistische Atmosphäre an sich, indessen dass das Reibezeug mit einer ätherischen umgeben wird. — Aether und Phlogiston haben in sehr verschiedenen Zuständen der Excitation keine Wirkung auf einander. Denn ist der erstere stark, das letztere sehr schwach excitirt, so ist die Anziehung der ätherischen Theilchen zu einander stärker, als zu den schwach excitirten phlogistischen Theilchen. Wenn sich Aether und Phlogiston mit einander verbinden, und von festen Körpern oder Grundstoffen trennen, so können sie einander zu excitirenden Basen dienen. Ist nun in einem solchen Falle das Phlogiston am stärksten excitirt, oder am thätigsten, so entsteht wahrscheinlich *Feuer*, welches zuverlässig aus den zwey thätigen Grundstoffen besteht. Wofern Aether und Phlogiston von ihren fixen Grundstoffen getrennt werden, und sich auf eine gewisse Art vereinigen, so bilden sie *Licht*, welches durch Körper, die viel Aether enthalten, ungeändert und ununterbrochen durchgeht; allein von Substanzen, welche reich an Phlogiston sind, bey seinem Durchgange angezogen und zurückgehalten wird. Durch dieses Zurückhalten wird das Licht in *Hitze* verwandelt. Verschiedene Lichtstralen enthalten wahrscheinlich verschiedene Quantitäten von Aether, und die verschiedenen Grade der Excitation dieses Aethers bringen Lichtstralen hervor, welche die Empfindung verschiedener *Farben* erregen, weil sie auf die Sehnerven mit verschiedenen Graden der Stärke wirken. — *Wasser* endlich besteht aus dem mit einer gewissen Menge Aether umgebenen säuremachenden Grundstoffe. Nach dieser Voraussetzung wird nun die Erzeugung sowohl des reinen Wassers aus einer Verbrennung von bestimmten Mengen dephlogistisirter und inflammabler Luft, als auch der bey den Priestleyschen Versuchen gefundenen Salpetersäure erklärt, welche der Vf. einzig und allein von dem Missverhältniss der beiden Bestandtheile der entzündlichen Luft gegen einander herleitet.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Phisische* (physische) *Chemie.* Von *Joseph Weber*, Prof. der Phisik (Physik) an der Univers. zu Dilingen, (Dillingen) *zum Gebrauch seiner Vorlesungen aus der Naturlehre.* — (Hat auch den Titel: *Vorlesungen aus der Naturlehre.* Von *Joseph Weber.* Dritte Abhandl. *Die phisische Chemie.*) — 1791. 225 S. 8.

Obgleich der Vf. in der Vorrede erklärt, dass, *im Zusammenhange* und *vollständig*, er die Chemie in keinem physikalischen Vorlesbuche behandelt gefunden, und er sich deshalb Mühe gegeben, alles, was er bey den alten und neuern Chemisten für die eigentliche Physik lehrreich gefunden, zu sammeln, zu ordnen, und unter den Gesichtskreis der Anfänger zu bringen, so möchte doch dieser vermeyntliche Mangel durch gegenwärtiges Buch nur unvollkommen ersetzt seyn. Inhalt und Plan ergeben sich aus der Uebersicht der 5 Abschn., worinn das Buch zerfällt. I. Von den nöthigen *Vorkenntnissen*: a) Naturgeschichte, b) nöthige Vorbegriffe. II. Chemische Behandlung der *festen* Körper: A) wobey deren Zusammenhang *vermindert* oder *aufgehoben* wird: a) chemische Auflösung, b) Extraction, c) Sublimation, d) Verkalchung; B) wobey deren Zusammenhang *vermehrt* und *verstärkt* wird: a) Verglasung, b) Wiederherstellung. III. Chem. Behandl. der *flüssigen* Körper: A) wobey der Zusammenhang derselben *aufgehoben* wird: a) Abdampfung, b) Destillation. B) *Absonderung* fester Körper von den flüssigen, a) Fällung, b) Kristallisation. IV. Von der *Gährung*. V. Von den *Grundstoffen* der Körper; oder den *chemischen Elementen*. — Bey der Absicht des Vf., seinen Vortrag nur auf kurze Lehrsätze einzuschränken, hätte er um so mehr auf richtigere Darstellung derselben Rücksicht nehmen, und eines bestimmtern Ausdrucks sich befleissigen sollen. — Bey einer systematischen Eintheilung der Körper nach den Naturreichen stehen, in den Abtheilungen des *Mineralreichs*, die, neben den mineralischen Säuren mit aufgeführte thierische und Pflanzensäuren am unrechten Orte. Beyspiele von mehren Stellen, welche eine Berichtigung fodern, sind: dass (S. 26.) die gemischten Erden gewöhnlich Metallkalke heissen; dass (S. 43.) zu den Eisenerzen gerechnet werden, „die Blende, die Walfram, Schirrl, der Missbickel, und das gelbe Kupfererz"; dass (S. 44.) das Zinn mit Arsenik vererzt, und alles Kupfer mit Arsenik vermischt sey; dass (S. 115.) die Aezbarkeit des lebendigen Kalkes nichts anders sey, als eine starke Auflösungskraft, oder eine sehr thätige Verwandschaft mit vielen körperlichen Wesen; dass (S. 147.) die Lauge aus Kalk, Operment und Wasser den Bleygehalt des Weins durch *Gelbmachung* veroffenbare; dass (S. 209.) der Chemist in *allen* Körpern wässerigtes Wesen entdecke, u. d. gl. m. — Die Metalle theilt der Vf. ein, in *edle*, *unedle*, und in das *Neutralmetall*. Unter letzterm versteht er das Quecksilber; denn es sey (S. 41.) zu gut für die unedlen, und *zu geringe* für die edlen Metalle. — Als Element zählt der Vf. ausser den 4 bekannten ältern, auch 5. das *Salz*. — In einem Anhange theilt der Vf. sein Gutdünken über das Goldmachen mit. — Mit Sprachfehlern, z. B. *die Walfram*, *Judenbech*, *Asphald*, *suttmässige* Salzsole, *dem Gelde* schonen, will Rec. es bey einem Schriftsteller aus jener Gegend Deutschlands so genau nicht nehmen.

PHILOLOGIE.

MARKBREIT, b. Knenlein: *Caelii Apicii de Opsoniis et condimentis siue Arte Coquinaria Libri X.* cum Lectionibus variis atque indice edidit *Johannes Michael Bernhold*, Comes Palat. Caesar. Philos. et Med. Doct. Sereniss. Marchioni Brandenburgico Onoldino Culmbacensi a Consiliis aulae, Physicus supremarum praefecturarum Vffenhemensis et Creglingensis, Academiae Imperiali Naturae Scrutatorum Adscriptus. XIV u. 230 S. 8. 1787.

Die Ausgabe ist auf Kosten des Herausgebers mit vieler Sauberkeit und auf sehr schönem Papier veranstaltet, und gehört zu der Folge von Ausgaben lateinischer Aerzte, die Hr. B. mit dem *Scribonius Largus* angefangen, und mit dem *Theodorus Priscianus* und andern fortsetzen wird. Auch ist diese *kleinere* Handausgabe, laut der

der Vorrede nur eine Vorläuferin von der *grössern*, die Hr. B. nachfolgen lassen und mit einem viel vollständigern Apparat aller in den Ausgaben des Lister und Almeloveen befindlichen Sammlungen, mit einer historisch-literarischen Nachricht von dem Apicius, mit den Abweichungen des sehr verschiedenen Torinischen Textes und mit einem ausführlichen Lexico Apiciano versehen wird. In der gegenwärtigen Ausgabe füllt zuerst der lateinische Text und die Kapitelanzeige die ersten 85 Seiten. Dann folgt (S. 86—108.) eine kritische Collation der seltenen, zuvor von keinem Herausgeber zu Rathe gezogenen, Mayländischen Ausgabe des Apicius vom J. 1490. gr. 8. durch Blasius Lancilotus, die der verstorbene Schulmann, Andreas Götze in Nürnberg, für eine von ihm zu veranstaltende Ausgabe des *A.* gemacht hatte, sie aber, nebst seinen übrigen Sammlungen, Hn. B. zum Gebrauch für seine Ausgabe überliess. Von eben diesem Nürnbergischen Gelehrten rühren also auch die S. 109—130. befindlichen Varianten der Vaticanischen Handschrift aus der Ausgabe des Almeloveen von 1709. und die aus Humelbergs Anmerkungen besonders ausgezogenen Verbesserungen (S. 131—154.) her, die nun freylich schon in dem Text des Apicius vorkommen, da Hn. *B.*, so wie seine Vorgänger, der Recension des Humelberg gefolgt ist. Auf 2 Seiten sind noch besonders die Abweichungen der Listerschen Ausgabe von dem Text des Humelberg angezeigt. Von S. 157—228. folgt ein von Hn. B. selbst ausgefertigter: *Index Vocabulorum ac Rerum notabiliorum, cum plurium et vocum et elocutionum enodatione*, in welchen so wohl aus den Commentatoren des Apicius das Erheblichste und Brauchbarste in der Kürze mit guter Auswahl eingetragen und an den meisten Stellen, wo es Hn. *B's.* Abschreiber nicht übersah, mit den Anfangsbuchstaben der Urheber jeder Bemerkung kenntlich gemacht, als auch ausserdem, aus dem Aristoteles, Theophrastus, Plinius, den Scriptoribus Rei Rust., dem Celsus, Theodorus Priscianus und mehrer ältern und neuern Verfassern, wie Barth, Reinesius, Salmasius, Kämpfer, Harduin u. s. w., so wohl zum Verständniss der Latinität des Vf., als zur Kenntniss der bey ihm vorkommenden Materien viel Nützliches gesammelt ist, was Hr. B. als die ersten Grundstriche seines vollständigen Wörterbuchs über den Apicius anzusehen bittet.

In der Vorrede ist, ausser den auf diese Ausgabe sich beziehenden Notizen, noch von den frühern Ausgaben des Apicius Nachricht gegeben und insbesondere der schon erwähnte Mayländische Abdruck nach einem in der öffentlichen Bibliothek zu Nürnberg befindlichen Exemplar von Hn. D. Preu bibliographisch beschrieben.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERARGESCHICHTE. *Leipzig*, b. Crusius: *Friedrich Wolfgang Reiz. Einige Grundstriche zur Charakteristik unsers unvergesslichen Lehrers*, an Hrn. D. *Heinrich Blumner* von *Karl Gottfried Bauer*, der Weltweisheit Mag. und Pfarrer zu Frohburg. 1790. gr. 8. 32 S. Nicht ohne gegründete Hochachtung für Garvens Meisterwerk über den Charakter Zollikofers wünscht der Vf. dieses Versuchs bloss mit der Vorbedeutung ins Publikum getreten zu seyn, dass dieser grosse Mann seinem Busenfreund Reiz ein ähnliches Denkmal zu setzen dadurch bewogen werden dürfte. Bis dieser, auch von uns gehegte, Wunsch bestätigt werde, sucht der Vf Reizens wissenschaftlichen und sittlichen Charakter auf eine Art zu zeichnen, die gewiss jeden gebildeten Gelehrten mit Verehrung für die Verdienste des Verstorbenen erfüllen wird. In der That geben die *gedruckten* Beweise, die das Publicum von seiner Gelehrsamkeit in Händen hat, nur einen unvollkommenen Begriff von seinen gründlichen und vielumfassenden Kenntnissen; selbst als Winke eines äusserst genauen und gründlichen Sprachforschers betrachtet, lernt man doch auch diesen nur halb aus ihnen kennen: und was er ausserdem als Gelehrter war, können wir bey weitem nicht gehörig beurtheilen. Neuere Sprachen, Chronologie, Geschichte, Archäologie, Theorie der schönen Künste und Wissenschaften hatte er durchgängig genug inne, um sie zu glücklichern Fortschritten für sein Hauptstudium zu nützen, und aus dem grossen Vorrath seiner Kenntnisse durch neue Aufklärungen bereichern zu können. Seine Bekanntschaft mit der neuern poetischen sowohl als prosaischen Literatur der Deutschen war gewiss ausgebreiteter, und seine Beurtheilung derselben gründlicher, als die manches schönen Geistes von Handwerk. Lessing und Klopstock waren seine Lieblingsschriftsteller; gewiss kein ungünstiges Vorurtheil für seinen Geschmack. Die Theorie der speculativen Philosophie, wie sie von ältern und neuern Lehrern dieser Wissenschaft vorgetragen ist, hatte er recht eigentlich, und mit der ihm allenthalben gewöhnlichen Anstrengung studirt, und wusste sie auf ihre ersten Gründe zurückzuführen oder daraus herzuleiten; eher dürfte er ihren Gebrauch in der Philologie und Kritik übertrieben, als vernachlässiget haben. Von der Moral hatte er sich ein festes und wohlzusammenhängendes System durch ältere und neuere Lectüre, noch mehr aber durch eigenes Nachdenken gebildet. Und die deutliche Kenntniss und achtvolle Darstellung der Erfindungen dieses Jahrhunderts im Fache der Physik, Mathematik und Naturgeschichte, die fein, viel zu einseitig beurtheiltes, *Seculum ab inventis clarum*, enthält, lässt eine frühe und innige Bekanntschaft mit diesen Disciplinen vermuthen. Als Philolog und Kritiker zeichnete er sich insbesondere aus durch liberale Denkungsart, der jene einseitige und parteyische Bewunderung der Alten, die er doch so gut kannte, nicht nur fremd, sondern sogar äusserst zuwider war. Auf diese Werthschätzung der Neuern gründete sich auch sein empfehlungswerther Rath, auf die Lectüre eines alten Originals nach einiger Zwischenzeit eine gute Uebersetzung desselben Werks, ohne andere Zuziehung des Originals, als mittelst des Gedächtnisses, aufmerksam durchzulesen, so seine Kenntniss der Grundsprache zu befestigen und in den Geist beider Sprachen tiefer einzudringen. Die ausnehmende, in ihrer Art vielleicht einzige Genauigkeit, die er auf das Studium der alten Sprache wandte, war dennoch um nichts geringer. Seine wenigen akademischen Aufsätze beziehen sich sämmtlich auf dunkle und missverstandne Gegenstände der Grammatik, die er mit gleich viel philosophischer und grammatischer Sorgfalt deutlich zu machen und deren Interesse für Sinnerforschung und Kritik er, bey aller ihrer anscheinenden Unfruchtbarkeit, befriedigend ins Licht zu setzen wusste. Zudem war seine Sprachkunde selbst erworben, selbst aus ihren ursprünglichen Quellen herausgearbeitet, und fast jede seiner dahin zielenden Beobachtungen war das Werk eigner Bemühung, ja in gewisser Rücksicht eigner Erfindung, welches ihre Zuverlässigkeit um destomehr verbürgte. Er wusste von jedem ihm vorkommenden Worte, Ausdrucke, Periodenbau mit der grösten Pünktlichkeit zu entscheiden, ob sie in den Schriftstellern der guten Zeitalter zu

zu finden und der Analogie ihres Sprachgebrauchs gemäſs wäre oder nicht, zugleich aber auch von ſeinen Entſcheidungsgründen befriedigende Rechenſchaft zu geben. Seine Art, die Alten zu leſen und zu erklären, war meiſterhaft. Richard Bentley und Reiske galten ihm ſehr viel; doch war er von niemand blinder Bewunderer. (Sein verwaiſter Herodot würde gewiſs ein Meiſterſtück von einer im Geiſte *ächter* Kritik und Interpretation vollendeten Ausgabe geworden ſeyn.) Seine literariſchen Verdienſte ſtanden überhaupt mit dem Eigenthümlichen ſeiner Geiſtesfähigkeiten im genaueſten Einklange. Begreifen galt ihm mehr als merken, urtheilen mehr als wiſſen; ſo unentbehrlich er auch eins zum andern hielt. Seine Vorſtellungskraft arbeitete mehr auf Deutlichkeit und Zweckmäſsigkeit, als auf Reichthum und Mannichfaltigkeit der Ideen. Sein Gefühl war richtig, aber nicht glühend. Der Weg vom Verſtande zur Phantaſie war bey ihm ungleich betretener als der entgegengeſetzte. Daher ſein Verdienſt um Erklärung proſaiſcher Schriftſteller unſtreitig gröſser war, als das um Erläuterung der Dichter; ſo wenig er auch bey den letztern verächtliche Blöſsen gegeben. Er hatte alles, was je Gegenſtand ſeiner Unterſuchung geweſen war, mit *Geiſte* ſtudirt; aber zum wahren Glücke ſeiner Schüler *war er im Vergeiſtigen nicht ſo weit gekommen, daſs er die materielle Richtigkeit darüber verabſäumt*, die hiſtoriſche Darſtellung vernachläſsigt und um *pragmatiſch zu ſeyn, auf ein Gemiſch von wahren und falſchen, reellen und erſonnenen Angaben unnütze Raiſonnements gebauet hätte*. Dieſer Mann ward gleichwohl nur ſeit den letzten *acht* bis *zehn* Jahren ſeines Lebens in Leipzig für das erkannt, was er war. (Rec. kann ſich noch entſinnen, daſs er vor *zwey* Zuhörern ſeine Vorleſungen mit eben der Munterkeit, mit gleichem Eifer und Fleiſse abwartete, als ob ihrer zweyhundert geweſen wären.) Gleichwohl war ſein Aeuſseres und ſein Vortrag, wenn auch nicht glänzend, doch ganz und gar nicht unangenehm: auch ſein kurzes, ruckweiſe unterbrechendes, Innehalten gab dem Zuhörer Zeit, mit ihm fortzudenken. Die rührende und ganz für den Verewigten einnehmende Charakterſchilderung belegen der Vf. mit der, Reizens Denkart ſo ſchön, ſo herzlich und wahr darlegenden, Stelle aus der Zuſchrift zum Herodotus an Garve: „*Quod „fortius contemno et deſpicio ea, quae vulgo ampla ducuntur; quod „in rerum cognitione, mentisque cultu felicem et beatam vitam re„pono; quod libentius et conſtantius in ea ſtudiorum parte, ad quam „paene puer delatus ſum, exerceor; quod bene de aliis mereri ſi „poſſim unum habeo maxime praeclarum et iucundum: hos magnifi„cos et dignos hominis altitudine ſenſus tibi potiſſimum, Garve, de„bere me ſemper et meminero et profitebor*" und beſchlieſst ſeine Schrift mit folgender zuſammengedrängter Darſtellung, die wir ganz abſchreiben, weil wir um der Kürze willen aus der moraliſchen Schilderung ſelbſt nichts ausgehoben haben: „Sich ſelbſt ge„nug, und doch andern nach Kräften und mit dem beſten Willen „Alles, ſeines wahren Werthes ſich bewuſst, und doch im höch„ſten Grade beſcheiden, ſtreng gegen ſich ſelbſt und gegen andre „äuſserſt nachſichtsvoll, mit ſeinem Zuſtande zufrieden und doch „für deſſelben auch äuſserliche Verbeſſerung nicht cyniſch unbe„ſorgt, voll des unabläſsigſten Eifers für die Erweiterung ſeiner „Kenntniſſe überhaupt, und ſeiner Lieblingswiſſenſchaft inſonder„heit, und doch jedes andre Verdienſt des Menſchen, wie des „Gelehrten, richtig zu würdigen fähig, offen, ohne Unbeſonnen„heit, wahrheitliebend *ohne Anmaaſsung*, ſcharfſinnig ohne Eitel„keit, tiefgelehrt *ohne Anſprüche*, fromm ohne Heucheley zu ſeyn, „— das waren die ſo ſchwer vereinbarlichen, die ſo ſelten verei„nigten Züge, die in dem Charakter des edlen Mannes zuſam„mentrafen, den Garve, den die beſten und gröſsten Männer ſei„nes Wohnorts ihrer vertrauteſten Freundſchaft würdigten, der „vielleicht keinen Feind hatte, und der der Welt unvergeſslich „zu ſeyn verdient." Angehängt iſt noch das Verzeichniſs ſeiner Schriften, unter dem wir die mit Reizens unterrichtender Vorrede verſehene Chreſtomathia graeca poetica et proſaica Lipſ. 1779. gr. 8. und die, neuerlich in der A. L. Z. angezeigte, Ausgabe des Perſius, ſein letztes Werk, vermiſſen.

Wir verbinden damit ſogleich die Anzeige folgender Schrift, die Hr. Prof. Eck in Leipzig herausgiebt, weil dieſelbe einige ſchätzbare Nachrichten zu Reizens Leben und verſchiedene merkwürdige Briefe und Briefauszüge von ſeiner Hand enthält. *ud.*

LEIPZIG, b. Beer: *Leipziger gelehrtes Tagebuch auf das Jahr* 1790. gr. 8. 131 S.

Die den ſeel. Reiz angehende Nachrichten kommen gleich zu Anfang der Schrift vor; das Uebrige betrifft die akademiſchen Veränderungen, Vorleſungen, Schriften u. ſ. w. nach der ſchon bekannten Einrichtung. Reiz hatte ſich ganz nach Chriſt gebildet und ſeine Ergebenheit für dieſen, allerdings vortrefflichen, Mann gieng ſo weit, daſs er *achtzehn Monate* lang bey ſeinem Krankenbette abwechſelnd eine Nacht um die andere Wache hielt, „ut," wie er ſagt, „*vigilando aetatis robur libenter conſumſerim.*" Unglaublich war die Armuth, mit der er eine geraume Zeit in Leipzig zu kämpfen hatte. Armuthshalber konnte er ſich erſt ſpät habilitiren. Im J. 1775 wurde er auf des Freyherrn von Zedlitz Veranſtaltung tentirt, ob er, an Zobels Stelle, die Profeſſur der Beredſamkeit in Frankfurt an der Oder annehmen würde. „*Lipſiae amore victus*," ſchreibt er an einen Gönner in Dresden, „*negavi.*" Aber „*Difficile eſt*," ſetzt er hinzu, „*ut amor in „conflictu cum egeſtate ſemper evadat ſuperior. Nam in„opia coactus eam vitam colo, quam neque corpus nec animus vide„antur in longum durare poſſe.*" Ein wahrer, eben ſo ſehr für die *groſse Denkungsart* des Mannes, als für ſeine *männliche Klugheit* einnehmender Ausfluſs ſeines Herzens iſt der, S. 11—15 abgedruckte, Brief, worinn er ein, 1766. ihm angetragenes, Schulamt in ſeiner Vaterſtadt Winsheim ausſchlägt. Am Ende bewundert man ſeinen Muth und das edle Selbſtgefühl, das immer die Entſchädigung groſser Seelen iſt: „*Non eſt abſurdum, qui meo „remigio tot annos iam tempeſtate difficillima naviga„vi, ſi et illo ſalvo et hac ſedatiore ſtudeam reliquum bre„vem curſum eumdem tenere.*" Aus Gefälligkeit für ſeine Freunde und Schüler vergaſs er ſeine eigenen Arbeiten und ſtrengte ſich zum Schaden ſeiner Geſundheit an. Fähigen Köpfen, die kein Vermögen hatten, gab er nicht nur ſeine Privatcollegia frey, ſondern er unterrichtete ſie auch privatiſſime ohne die geringſte Belohnung. Um ſo mehr muſs man erſtaunen, daſs auch ſeine Gutmüthigkeit gemiſsbraucht und ſein Fleiſs von reichen Studierenden höchſt unrühmlich hintergangen ward. Am unverantwortlichſten behandelten ihn die vornehmen Ruſſen, über welche ſelbſt die gutmüthige Langmuth eines Reiz endlich ausrufen muſs: „*Ego paene cogor nationem iſtam contemnere, a cuius popularibus „toties tam indignis modis fraudatus minervali, damnum grave ac„cipio.*" Seine Beſoldung als Bibliothekar nahm er nicht an, ſondern ſchenkte ſie zur Vermehrung der Bibliothek, da er doch gar kein eigenes Vermögen und Familie hatte. Wie glücklich er ſich mit dieſer ſchätzte, mag ſchon ſein naives Geſtändniſs an einen Freund beweiſen: „*Dei benignitate uxorem ſum nactus pro„bis et commodis moribus, ingenioque meo ſatis aptam, rei non li„terariae, ſed culinariae peritam, et quae didicit acu pingere, „ignorat acuminibus pungere.*" Er drückte ſich geſchwinder und beſſer im Lateiniſchen, als im Deutſchen aus. In vertrauten Unterredungen mit ſeinen Freunden konnte er oft das deutſche Wort nicht finden und endigte daher die deutſch angefangene Periode — lateiniſch. Was vielleicht mancher, Reizen nur aus einzelnen ſeiner Schriften kennende Beurtheiler nicht vermuthet haben wird, beſtändige Einförmigkeit war für ihn höchſt widerlich. „*Perpetua ſimilitudine*," geſteht er ſelbſt, „*offendor ſic, „tanquam frigore, ut paene obrigeſcam.*" Sein delicates Ohr beleidigte das hart klingende *Wolfgang* ſo ſehr, daſs er ſich im Lateiniſchen *Volgangus* ſchrieb, ein ächtes *Reſiduum Chriſtiſcher Diſciplin!* Es iſt Verluſt für die Wiſſenſchaften, daſs ſeine *Geſchichte der Logik*, zu deren Ausarbeitung er ſo viel geleſen und wie ſchon ſein Bibliotheksverzeichniſs beweiſt, geſammelt hatte, unvollendet, und eine *antiquariſche Reiſe nach Griechenland und in die Levante*, wozu er im J. 1771. der Kaiſerin von Ruſsland durch Erneſti und den Grafen Orlow vorgeſchlagen ward und gewiſs der rechte Mann dazu war, ein *unausgeführtes Ruſſiſches Project* geblieben iſt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. December 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt a. Main, b. Varrentrapp u. Wenner: *Erste Linien der Kameralwissenschaft* von *Bernhard Sebastian Nau*, Professor zu Mainz. 1791. 1 Alphabet 5 Bogen. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Bald werden wir eben so viele Compendien der Kameralwissenschaft, als Compendien der Dogmatik, haben. Fast jeder Lehrer derselben erbauet sich sein eigenes System, nach dem besonderen Gesichtspunkte, aus welchem er sie betrachtet. Daher in diesen Systemen eine eben so grosse Verschiedenheit des Inhalts und der Ordnung. Einen solchen sehr beträchtlichen Abstand von Werken gleicher Art zeiget das vorangeführte, von dem Hn. Vf. zu seinen Vorlesungen bestimmte Buch nicht nur in dem ganzen Vortrage, sondern auch schon in seinen Haupttheilen und deren Folge nach einander. Denn, nach einer vorgängigen encyklopädischen Einleitung, ist der erste Theil der Bergbauwissenschaft, der zweyte der Landwirthschaft, der dritte der Technologie und der vierte Theil der Handlungswissenschaft gewidmet worden. Diese Abtheilung gründet sich auf den von dem Hn. Vf. ungewöhnlich enge eingeschränkten Begriff der Kameralwissenschaft, welchen er aus der vorausgeschickten Behauptung, dass die ganze Staatshaushaltung aus zweyerley Gliedern, oder Klassen, nemlich aus einer producirenden, und aus einer gesetzgebenden und gesetzverwaltenden Klasse bestehe, solchergestalt hergeleitet hat, dass die Kameralwissenschaft bloss die Grundsätze für die producirende Klasse enthalte. Allein zu welcher Klasse gehören nun die Geistlichen, die Hofleute, die von Renten lebenden Reichen etc.? und hängt dann die innere Wohlfarth eines Staats, auf deren Beförderung und Befestigung die Kameralwissenschaft eigentlich abzwecket, bloss vom Produciren, Erwerben und Gewinnen, nicht auch vom völligen und ruhigen Genusse des Erworbenen und der weisen Verwaltung des dem ganzen Staate zugehörigen Vermögens ab? jenes ist sonst der Hauptgegenstand der Polizey und dieses der Hauptgegenstand des landesherrlichen Kammerwesens; warum sollen diese beide von der Kameralwissenschaft ausgeschlossen werden? — Den *ersten* Haupttheil von der Bergbauwissenschaft sondert er, wieder in zwey Theile ab und trägt in dem erstern die Gebirgslehre sowohl überhaupt, als nach den allgemeinen und besonderen Lagerstätten der Fossilien vor, giebt dann die vorzüglichsten Fossilien an, welche durch den Grubenbau gewonnen werden und beschreibt hierauf den Grubenbau nach seinen verschiedenen Arten; der letztere Theil aber ist für die Berggebäude, für die zum Bergbaue nöthigen Personen und für die Bergwirthschaft bestimmt. Die natürlichere Ordnung ist wohl, dass nach dem Unterrichte von den Gebirgen und nützlichen Fossilien, zuerst deren Gewinnung durch den Bergbau und dann noch besonders ihre erste Zubereitung zu ferneren Bearbeitungen durch die Hüttenwerke gelehret wird. Von dem Letztern giebt das dem Grubenbaue zugetheilte fünfte Kapitel bey weitem keinen hinlänglichen Unterricht: zumal da vom Rösten der Erze und vom Schmelzen der Metalle gar nichts gesagt wird. Auch enthält das Kapitel von *Berggebäuden* nicht das mindeste von demjenigen, was diese seine Ueberschrift verspricht, sondern, an dessen Statt, Bestimmungen des landesherrlichen Bergregals und der Arten der Ausübung desselben. Nothwendig war es doch aber gewiss, dem kameralistischen Lehrlinge auch von den wichtigsten Gebäuden und Verrichtungen auf und unter der Erde, welche der Bergbau und das Hüttenwesen erfodern, Kenntniss zu verschaffen. — Dem *zweyten* Haupttheile hat der Vf. gleichfalls zwey Unterabtheilungen gegeben, wovon die erste den Pflanzenbau in Feldern und Gärten, die Viehzucht, Bienenzucht, den Seidenbau, die Landgüter und die landwirthschaftlichen Personen: und die zweyte die Forstwissenschaft mit Inbegriffe der Jagd betrifft. Auch hier ist der Hr. Vf. von der gewöhnlichen und gewiss schicklichsten Ordnung, nach welcher die Benutzung der Wälder zum Pflanzenbaue gehört, abgewichen; auch hat er den Acker- und Gartenbau und die landwirthschaftliche Viehzucht nur sehr kurz und sogar mit gänzlicher Weglassung des Wiesenbaues abgefertiget, hingegen sich mit dem Forst- und Jagdwesen viel länger beschäftiget: da doch der weite Umfang und die grosse Wichtigkeit jener Theile der Landwirthschaft gerade ein umgekehrtes Verhältniss erfoderten. Besonders kann der Lehrling aus dem auf 16 Seiten zusammen gedrängten, äusserst oberflächlichen Unterrichte von den Erd- und Getreidearten und von dem Anbaue und der Behandlung des Getreides, in welchem sogar einige überall gewöhnliche Getreidearten, z. B. der Winterweizen, ferner die Abtheilung der Getreidefelder, die Zeit und die verschiedenen Arten ihrer Bestellung, die Structur und der Gebrauch der Ackerwerkzeuge etc. gänzlich mangeln, durchaus keine zusammenhängende Kenntniss nicht einmal von den nothwendigsten Grundsätzen des Ackerbaues erlangen. Etwas ausführlicher ist die Lehre von der landwirthschaftlichen Viehzucht behandelt und in derselben der S. 137 §. 256 gegebene, in der Physik und Erfahrung gegründete, aber nicht genug bekannte Rath, dass man die zur künftigen Arbeit bestimmten Ochsenkälber von starken fleischichten Kühen, hingegen die zur Zuzucht bestimmten Kuhkälber von milchreichen Kühen

Kühen nehmen solle, besonders der Bemerkung und Befolgung werth. Hingegen verdienen die Böden von Gipse in den Schweineställen den ihnen S. 148 §. 297 beygelegten Vorzug nicht, (obgleich selbst *Beckmann* dieselben empfiehlet,) weil der Gips durch den scharfen Urin der Schweine bald mürbe und bröckelicht gemacht wird, und die Steinplatten hiezu weit brauchbarer sind.

Der gegen den bloss auf die ersten allgemeinen Grundsätze eingeschränkten Plan in der That zu vollständige Vortrag der Forstwissenschaft handelt in der ersten Unterabtheilung vom Holzanbaue und von der Natur der Holzarten überhaupt, von den einzelnen Holzarten insonderheit, von der Anpflanzung und Erziehung der Holzarten, vom Forstschutze, von der Forstsicherung, von der Eintheilung der Wälder, von dem Abtreiben der Schläge in Laubhölzern, von dem Abtreiben der Schläge in Nadelhölzern, von dem Abtreiben der mit Nadel- und Laubholze gemischten Wälder, und von der Wildenthiernutzung, oder der Jagd: worauf in der zweyten Unterabtheilung ein allgemeiner Unterricht von Wäldern und Forsten und von den forstwirthschaftlichen Personen folget. Die Ordnung hätte hier wohl natürlicher seyn können, auch in der Beschreibung der einzelnen Holzarten der Unterschied zwischen Laub- und Nadelhölzern, hochstämmigen Bäumen und Sträuchen, beobachtet, und nicht alles dieses so ganz willkührlich durch einander gemischt werden sollen.

In dem *dritten* Haupttheile von der Technologie hat der Hr. Vf. eine schickliche und bequeme Abtheilung der mit der Bearbeitung, Veredelung oder Verfeinerung der Naturproducte beschäftigten Gewerke, (nemlich nach der Gleichheit, oder Aehnlichkeit in ihren Verfahren und in den Gründen, worauf sie beruhen,) zwar zum Grunde gelegt; aber in der Folge nicht allemal genau hierauf Bedacht genommen. Es sind hier in der That bloss die unter *Beckmanns Anleitung zur Technologie* befindlichen Gewerbe und zwar in derselben Ordnung abgehandelt: wobey also immer mehrere Verarbeitungen der Naturproducte mangeln, welche zu den nothwendigsten und nützlichsten gehören, z. B. die Verfertigung und das Bleichen der Leinwand und des Zwirns, die Buchdruckerey, die Zinngiesserey, die Zubereitung des Stahls, die Seiden- und Baumwollenwebereyen.

Der Unterricht über die Handlungswissenschaft ist auf 2½ Bogen zusammengedrängt, und daher beschäftigt er sich bloss mit den verschiedenen Gegenständen der Handlung, mit den verschiedenen Arten ihres Betriebes und mit den die Handlung betreibenden Personen. Dabey vermisset Rec. die so nothwendige Unterscheidung des Activ- und des Passivhandels und die allgemeinen Grundsätze sowohl hierüber, als auch über die eingeführten, ausgeführten und durchgehenden Waaren, imgleichen über die mit dem Handlungswesen in so genauer Verbindung stehenden Banken.

Uebrigens hätte dem Buche noch wohl zur bequemen Uebersicht des Ganzen ein Grundriss des Inhalts angehängt, und auch die nothwendige Anzeige der brauchbarsten Bücher nicht so äusserst sparsam und unzulänglich geschehen sollen.

OEKONOMIE.

Jena, im Verl. der akad. Buchh.: *Die Lehre von Leeden* 1 Theil; vom Oekonomierathe *Stumpf*. 8. 1790. 8½ Bogen.

Weil, nach der Behauptung in dem Vorberichte dieser Schrift (S. 9) seit *Schubarts* Tode keine entscheidende Schrift erschienen ist, welche unsere wieder einschlafenden Oekonomen in Thätigkeit erwecken könnte und sollte — von welchem Schriftmangel jedoch Rec. so wenig, als von diesem ökonomischen Schlummer überzeugt ist; — so hat der Hr. Vf. das verdienstliche Werk eines solchen Weckes übernommen. Hierinn liegt also wahrscheinlich der alleinige Grund seiner so raschen schriftstellerischen Thätigkeit, von welchen wir bereits so viele und so schnell aufeinander folgende ökonomische Belehrungen empfangen und noch eine Menge kürzlich von ihm (im *Journale von und für Deutschland*) zum voraus angekündigter gelehrter Producte gleicher Art zu erwarten haben. Auch der vorangezeigte erste Theil ist nur ein kleiner Vortrab eines für den zweyten Theil bestimmten ausführlichen Unterrichts von Urbarmachung und Benutzung der Leeden. Jener enthält einen vorläufigen kurzen Abriss hievon (S. 63—110), mit welchem, — seiner Deutlichkeit und Richtigkeit wegen — sich allenfalls derjenige begnügen kann, welcher noch ein Fremdling in diesem Theile der Landwirthschaft ist, welcher hingegen denjenigen nicht befriedigt, welcher von den mannichfaltigen *wirklich* angewendeten Arten der Bearbeitung der Leeden, von den dabey gebrauchten Hülfsmitteln und Werkzeugen und besonders von des Hn. Vf. Methode in der Cultur der ihm von der Jenaischen Bürgerschaft überlassenen 40 Aeckern Leeden und deren Erfolge benachrichtiget zu werden verlangt. Diesem soll also im zweyten Theile ein Genüge geschehen. Für jetzt empfängt der Leser in den 7 Bogen des ersten Theils (nemlich nach Abrechnung 1½ Bogen für die Zueignungsschrift und den Vorbericht) zuerst eine Apologie des akademischen Lehramtes der Oekonomie und des Studiums dieser Wissenschaft auf Universitäten wegen der Nothwendigkeit und Nützlichkeit desselben für alle Studierende, besonders für künftige Justizbeamte und Landprediger, wobey die erheblichsten Zweifels- und Entscheidungsgründe, mit hinzugefügten Aussprüchen der Gegner und Vertheidiger, angeführet, auch die Mittel angegeben werden, jenes Lehramt und Studium für Lehrer und Lernende, durch die Verbindung praktischer Anweisung mit theoretischen Unterrichte, vollkommen nutzbar zu machen. Dies ist der Inhalt des ersten Abschnittes, womit jeder unbefangene Kenner der Landwirthschaft einverstanden seyn wird, wenn gleich der für seine praktischen Erfahrungen eingenommene Landwirth bey seinem Widerspruche verharren sollte: da es einleuchtende Wahrheit ist, dass die Kenntniss richtiger und vollständiger theoretischer Grundsätze dem Landwirthe eben so gewiss, als dem Arzte die gründ-

gründliche Kenntniss der Physiologie und Pathologie entscheidende Vorzüge und Vortheile vor dem blofs empirischen Landwirthe und Ärzte verschaffen; und dass es dagegen gar nicht in Betrachtung kommen kann, wenn jener einige Theile der Landwirthschaft und dieser einige Krankheiten bisher mit glücklichem Erfolge behandelt hat. Im zweyten Abschnitte folget hierauf eine Beschreibung der Lage und Beschaffenheit der vorbemeldeten, dem Hn. Vf. zur musterhaften Urbarmachung übergebenen Länderey. Im dritten Abschnitte wird die Lehre von den Leeden solchergestalt im Allgemeinen vorgetragen, dass, nach vorgängiger Festsetzung des Begriffs von Leeden und Beschreibung der Verschiedenheit ihres natürlichen Zustandes, sowol in Absicht des Bodens, als auch der wilden Gewächse, nach eben dieser Verschiedenheit zweckmäfsige Mittel zur Urbarmachung und Benutzung der Leeden angezeigt werden. Den Beschluss des Buches macht im vierten Abschnitte die Nachricht von des Hn. Vf. Bewirthschaftung der obengedachten 40 Aecker Leeden in den ersten zwey Jahren und von seinen bereits im Kleinen und im Grofsen, für seine dortigen gelehrten Mitbürger, gemachten und noch ferner zu machenden Versuchen. Diese Versuche sind so kurz und so wenig bestimmt angegeben, dass es sehr voreilig seyn würde, von deren künftigen Erfolge irgend etwas zu muthmassen. Glücken sie dem Hn. Vf. — wie Rec. wünschet, — so wird derselbe durch solche anschauliche Beweise von der Richtigkeit seiner theoretischen Grundsätze seine Absicht, (Vorbericht S. 9) die besten Ackerbausysteme in Ruf zu bringen, gewiss nicht verfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Unter dem angeblichen Druckort: Paris: Oratio ad Proceres et Nobiles Regni Hungariae M. DCC, XC Idibus Aprilis conscripta et Vindobonae supressa* (suppressa) *nunc primum in lucem prodit.* (1791) 56 S. 2 S. Druckfehler. 4. Diess ist die, in N. 103 des Intbl. d. J. schon vorläufig angezeigte Rede, die die Ungrische Nation auf ihren bisherigen Zustand und auf die entschlossene Benutzung der gegenwärtigen Zeitumstände aufmerksam machen soll. Der Preis, um welchen die gebildeten und rohen Völker aller Zeiten und aller Erdstriche von jeher alles aufgeopfert und zu dessen Erreichung sie ihr ganzes Nachdenken und ihre gesammte Bemühung angestrengt, sey immer das einzige Gut des menschlichen Lebens, der Genuss der Freyheit, gewesen. Diess wird mit Beyspielen aus der alten, mittlern und neuen Geschichte dargethan, die nicht durchaus schicklich gewählt, wie z. B. S. 5. die *Zügellosigkeit* der, der strengen Zucht Hadrian des VI. sich entziehenden Römischen Curie und mit einem zwar grofsen, aber doch nicht gut ins Auge fallenden Aufwand von Belesenheit hier und in der Folge aufgehäuft sind, wo Bellarmin, Curtius, Robertson, Natalis Alexander, Raynal, Goguet, Bossuet, der ספר מלכים und בראשית (denn mit diesen Namen zeigen sie sich hier) Plato, Lucian u. s. w. in gemischten Reihen durch einander erscheinen. Der Vf. citirt zwar freylich Hebräisch, Griechisch, Englisch, Italienisch, Französisch und Teutsch; aber sollte wohl z. B. der Mann ein grofser Grieche seyn, der S. 20. den Dialog des *Plato* überschrieben: *Politicus* folgendergestalt anführt: τα τȣ διαλόγȣ πολιτικȣ πρόσωπα!! — Der Vf. geht von dem Grundsatz aus, dass jeder Mensch im Staate frey gebohren wird, dass die vom Staat beabsichtete Sicherheit die wahre Freyheit nicht aufhebt, dass jede Menschenklasse gleiche Verdienste im Staate hat, weil alle gleiche Bemühungen zum Wohlseyn des Staats anwenden, dass jede einen wesentlichen Theil des Staats ausmacht, und dass keine ein Recht über die andere auszuüben befugt ist, als das, welches auf gegenseitige Verträge sich gründet. Dann stellt er die Folgen der uneingeschränkten und aristokratischen Regierungsformen mit einander in Vergleichung; und so wenig es Rec. übernimmt, das schwere Problem des Maafses der bürgerlichen Freyheit zu lösen, so dünkt ihm doch das, S. 11 u. folgg. aufgestellte Gemälde von beiden gar nicht unwahr und vielleicht nur selten überladen, wovon er nur den kleinsten Theil in der Sprache des Vf. hier wiedergeben will: „*In hujusmodi regiminis for-„ma,*" heisst es S. 11 unten, „*cives omnes despotismum monarchi-„cum sine ullis, vel cum valde exiguis fructibus patiuntur, et ne illi „ullo unquam tempore notabile principis potentiae inferre possint „damnum, duplici fortissimo sese rex munit scuto, certum inter „cives fovet ignorantiae gradum et perpetuam inter ple-„bem et nobiles, item inter hos omnes et militem colli-„sionem!*" (Wie wahr! und um solcher Stellen willen bedürfte es wenigstens keines Censurverbots in Wien; da nur ein Jahr vorher ein geachteter Oesterreichischer Schriftsteller und selbst Kaiserlicher Censor, der Hr. *v. Retzer* S. 73 im Leben des Hieronymi Balbi den freymüthigen und edeln Satz geäussert, dass die vermehrte Masse des Denkens in Europa auch endlich *dem militärischen Despotismus* ein gleiches Schicksal bereite, als sie dem geistlichen Despotismus zugezogen hat u. s. w.) „*Si nobiles prin-„cipi sunt necessarii,*" fährt der Vf. fort, „*plebs opprimitur, ut „magnates ditescant et throno conservando adsistant, vicissim si ho-„rum influxus regimini monarchico noxius evadat, plebis sub specie „tuendae minuuntur onera, atque ita perpetuis agitatur monarchica „societas naufragiis, membra sopore ignorantiae obruta, jugum „suum et malo reventus in societate hujusmodi ne-„cessario occurentes causis invisibilibus, superna-„turabilibus aut fictitiis adscribunt, omnia, quae illis „princeps de jure dare debet, instar beneficii aut gratiae conside-„rant, si ab extera aliqua natione principis injustum potentiam hu-„miliari intelligant; dictum abominantur gentem, et regis sortem „quasi iniquam deplorant, illam rebellem nominant, quae tamen „ne fame oppressionibus conflata pereat, humanam restituere cupit „libertatem*" u. s. w. Nachdem der Vf. die Nachtheile der monarchischen und aristokratischen Regierungsform gegen einander abgewogen, zieht er S. 12 den Schluss: „*Hominibus sane idem „esse debere, sive monarchicum despotismum, sive aristocraticum pa-„tiantur jugum, utrumque tolli funditus, ut humana triumphet li-„bertas,*" weil wir, wie er hinzusetzt, nicht mehr in den Zeiten leben, wo, bey dem abgehenden Lichte der Wissenschaften und der Erfahrung, die Stifter bürgerlicher Gesellschaften noch gar nicht über die schlimmen Folgen der monarchischen und aristokratischen Regierungsform urtheilen konnten und weil wir eben so wenig zu den barbarischen Völkerschaften gehören, die nur den willkührlichen Lüsten ihres Führers oder ihrer Oberhäupter fröhnen müssen. Er begegnet hierauf den Besorgnissen, als ob die Verminderung der Unwissenheit schaden und die aufgeklärte Menge zur Widersetzlichkeit verleiten würde, oder ob, bey der vermehrten Gelegenheit sich empor zu schwingen, die arbeitenden und Handeltreibenden Klassen eine dem Ganzen nachtheilige Schwächung befürchten müssen. Auch in dem besser eingerichteten

teten Staate giebt es einen Unterschied der Stände, der aber nur nicht durch die Geburt und Abkunft, sondern nach Verdiensten und durch die Geschicklichkeit modificirt wird. Mit Verwerfung der monarchischen sowohl als aristokratischen Regierungsform wünscht der Vf. eine verbesserte Constitution und bestreitet nachdrücklich alles, was der Erhaltung und Festhaltung derselben entgegensteht. Zuerst den Mönchsstand; mit ausdrücklicher Ausnahme der unverdorbenen Gottesverehrung und ihrer Diener; aber mit eben so ausdrücklicher Verwarnung, dass es besser gewesen sey, der Geistlichkeit gar keinen Einfluss in die Regierung der Staaten zuzugestehen: das entgegengesetzte Verfahren unserer Vorgänger bey der Einrichtung der Staaten verdiene Entschuldigung, nicht Nachahmung. — Der Priesterstand habe zu jeder Zeit zwey, der Regierung der Staaten und der Königlichen Gewalt gleich gefährliche, Lehrsätze angenommen und ausgebreitet, nemlich dass die weltliche Macht der geistlichen untergeordnet sey und dass, wenn auch die weltliche Macht von dieser Superiorität frey gesprochen werde, sie doch die Priester als die Ausleger des göttlichen Willens anerkennen müsse; mit welcher gemässigter scheinenden Erklärung der gallicanischen Kirche der Vf. um nichts mehr zufrieden ist. Nun werden die Uebel aufgezählt, die aus einer solchen Vermischung der geistlichen und weltlichen Macht entsprungen seyn sollen, wo denn, wie man leicht erachten kann, die christlichen Polemiker der ersten Jahrhunderte, die ganze usurpatorische Reihe Römischer Bischöffe mit ihren Verfechtern, den Jesuiten, Mönchen, Casuisten und Curialisten auftreten. Es sey eine ungegründete Einwendung, fährt S. 38 der Vf. fort, dass man die Geistlichkeit unserer Zeit von diesen, der ehemaligen Hierarchie mit Recht aufgebürdeten Uebeln frey sprechen wolle. Die Schicksale des Ungrischen Volkes unter der erschlichenen Macht des Jesuiterordens widerlegen dieses zur Gnüge. Bey der Schilderung davon überlässt sich der Vf. den lebhaftesten Unwillen. Er geht nun zum grössten Theil seines Thema über, der Abschaffung unbrauchbarer Gesetze und schädlicher Privilegien und der Verbesserung der Constitution. Nur die Naturgesetze und was unmittelbar aus ihnen fliesst, nur die auf ein *pactum unionis* und *subjectionis* gegründeten Verfassungen seyn unveränderlich; alles, was das *Decretum formae* angeht, müsse sich nach den veränderten Umständen und nach der jedesmaligen Lage des Staats verändern. Alle Völkerschaften, die, entweder aus Unkunde, oder durch schlaue Regenten misgeleitet, diesem Grundsatz untreu geworden, haben die traurigen Folgen dieser Verirrung zu ihrem Schaden erfahren. Hier nimmt der Redner wieder die Völkergeschichte zu Hülfe und schildert dann (S. 40—43) das niederschlagende Zurückbleiben des Ungrischen Volkes in Wissenschaften, Künsten, Gewerbe und Handel, das durch die thörrische Anhänglichkeit an verjährte Gesetze veranlasst ward, durch die Vergleichung mit andern hierinn weiter fortgeschrittenen Völkern. Der Vf. entwickelt die Folgen, die jene ungefügige Denkungsart bey allen Ständen und in ihrer ganzen bürgerlichen Verfassung, bey der Handhabung der Gerechtigkeit, im Polizeywesen u. s. w. habe und charakterisirt mit spottender Satire den Einfluss, den sie auf die, nun schon zum Nationalfehler gewordene, eben so kostbare als lächerliche Sucht nach Ceremonien äussern, da ohne diesen Pomp auch nicht die geringste politische Handlung mehr vollzogen werden könne. Doch bald nimmt er wieder die vorige ernste Miene an und ertheilt der Nation den Rath, Männer, die Einsichten in die Philosophie, die Rechte und Politik mit Kenntniss des menschlichen Herzens, der natürlichen und politischen Beschaffenheit des Landes, der Nationaltugenden und Fehler verbinden, aus ihrem Mittel zu wählen und diesen, die längst den gefährlichen Einfluss des Priesterfanatismus und den Druck der despotischaristokratischen Regierungsform in gezwungener Unthätigkeit beweinten, die Verbesserung der Landesconstitution und die Abschaffung tief gewurzelter Missbräuche zu übertragen; von diesen sollen sie lernen bey den öffentlichen Comitialversammlungen, mit ruhigen und unbefangenem Geiste zu untersuchen „*an verum et in juribus humanis fundatum causam „habeant, josephinas funditus evertendi innovationes, per „quas in scientiis nefaria Jesuitarum doctrina resecta fuit, et cuivis „ad capessenda solida et sana in omnibus disciplinis principia aditus „patebat, per quas aeternum demum humanitatis monumentum po„situm fuit in religionum tolerantia et plebis a jugo Magnatum „moderata libertate.*“ Und da der Vf. wohl einsieht, dass es der Nation eben so sehr an Zusammenhang und Uebereinstimmung, als an innern Kräften fehle, um einen gänzlichen Umsturz der monarchischen Regierungsform mit Glücke zu versuchen; da vielmehr ein ansehnlicher Theil der ungrischen Staatsbürger eine vernünftige Beurtheilung der dem monarchischen und aristokratischen Regiment anklebenden Mängel und des Gleichgewichts der Staaten *genau so gut* anzustellen und einzusehen vermag, „*tam „quam omnium harum rerum scena*,“ wie der Vf. S. 49 schneidend genug sich ausdrückt, „*in concava lunae disce„ptarentur*:“ so giebt er, in der sehr merkwürdigen und wohlberechneten Stelle von S. 47—50, einen bedeutenden Wink, sich durch jene kühne und grosse Unternehmung jenseit des Rheins zu keinem kühnlichen Wagestück in einer so höchst unähnlichen Situation der Dinge verleiten zu lassen. Vielmehr räth er ihnen an, die heftig empfundene bis zur Wuth übergehende Abneigung gegen das monarchische Regiment in eine kühlere und feine Politik umzukehren (ein schweres Extrem!) und sich ihrem rechtmässigen Oberhaupte auf jeden möglichen Wege zu nähern. Unerlässlich aber dringt er darauf, dem geistlichen Stande keine Besitzthümer im Staate zuzugestehen und vielmehr aus dem ihm entzogenen Kirchengütern einen dreyfachen Fond zur Besoldung der Religionsdiener aller Secten und kirchlichen Gesellschaften, zur Belohnung verdienter und unter den Waffen grau gewordener Krieger und zur Aufmunterung für die Wissenschaften, Handel, Manufacturwesen, Gewerbe und Ackerban zu gründen. Und eben so unerlässlich macht er der Nation die Ausrottung Jesuitischer Grundsätze und alles dessen was letztere begünstigen kann zur Pflicht... Durch eine, in diesem Maasse geänderte und verbesserte, Regierungsform werde sich die Nation die Nachkommenschaft zu unsterblichen Danke verpflichten, obschon sie nicht nach dem Beyspiel von Nordamerika und Frankreich, ihre Constitution auf Tugend und die unverkennbaren Menschheitsrechte *unmittelbar* zurückgeführt habe.

Der Vf. und das Vaterland dieser merkwürdigen Rede betreffend, so ist zwar S. 18. eine Anspielung auf eine nur im Allgemeinen berührte Begebenheit der Ungrischen Gespanschaft Hont befindlich, die auf einen Nationalschriftsteller führen könnte; doch, zu geschweigen, dass eben dieser Umstand zur Vermehrung der Täuschung benutzt worden seyn mag, so berechtigen vielmehr die Beschaffenheit des Drucks und der ganzen äussern Einrichtung nebst andern Nebendingen Rec., der diese Rede von unbekannter aber sicherer Hand überkommen, zu Vermuthungen, nach denen dieses freymüthige, aber doch nicht zügellose oder Abfall predigende, Product viel eher aus einem benachbarten als Ungrischem Boden entsprossen seyn dürfte; was denn auch die *vorgebliche* Schärfe der Censur, die *nach der in der Rede selbst genommenen so eben bemerklich gemachten Wendung* Rec. nicht recht erklärlich ist, als eine *selbstgewählte Blende* anzusehen veranlasst. Das Latein des Redners ist mehr als *Comitatslatein*; wie man zum Theil schon aus den angeführten Probestücken ersehen kann; doch auch der ekelste Leser gewöhnt sich endlich mit Barbarismen vorlieb zu nehmen, wo über das Wohl und Wehe der Menschheit und ganzer Nationen genothklagt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. December 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung: *Wasserpolizey für Länder zur Verminderung der Schäden des Eisganges und der Ueberschwemmungen, wie auch zur Wasserbenutzung* von D. Karl Gottlob Rössig, Professor zu Leipzig. 1789. 8. 192 S. (16 gr.)

Alles, was die vorhandenen besten Lehrbücher der Polizeywissenschaft, die Beschreibungen des Wasserbaues überhaupt und des Damm- und Deichwesens insonderheit in einigen Staaten, auch verschiedene landesherrliche Verordnungen von dem auf dem Titel dieses Buchs genannten überaus wichtigen Gegenstande der allgemeinen Landespolizey enthalten, verschafft nur Kenntniss einzelner Theile, nicht des Ganzen; — giebt wohl Nachweisungen in einzelnen Fällen, aber keine allgemeinen Grundsätze. Und hierauf kommt es doch zur sichern Festsetzung und Ausübung der auf die *Verhütung der Wasserschäden* und auf die *Benutzung der Gewässer* abzweckenden Polizeyanstalten gar sehr an. Eben diese beiden Hauptzwecke sind die Grundlage des Buchs. In Betreff des Erstern werden zuvörderst die Schädlichkeiten, welche stehende sowohl, als fliessende Wasser verursachen, in Betrachtung gezogen, und die Hülfsmittel zu deren Abwendung, oder Verminderung angegeben; und dann in Hinsicht auf den zweyten Zweck die Nutzbarkeiten des Wassers sowohl zum ökonomischen Gebrauche, als auch zu Transporten und zur nähern Communication im Lande und die deshalb erforderlichen Polizeyanstalten bestimmt. Die erste von den beiden Hauptabtheilungen des Buchs handelt daher in 8 Kapiteln von der Wasserpolizey überhaupt, von den Schäden der stehenden Gewässer, von der Wasserpolizey in Ansehung sumpfiger Gegenden, von den Polizeyanstalten zur möglichen Verminderung der Schaden, welche der Schnee verursachen kann, von der Möglichkeit der Eispolizeyanstalten, von den Polizeyanstalten gegen Ueberschwemmungen, von der Damm- und Uferpolizey und von den Rettungsanstalten. In den beiden Kapiteln der *zweyten* Hauptabtheilung hingegen sind die Anstalten zuerst zur Benutzung der Gewässer zum gemeinen Besten und hierauf zur nähern und genauern Verbindung des Landes im Grossen vorgetragen. Es vermindert den Werth dieses Buches gar nicht, dass ein grosser Theil seines Inhalts aus verschiedenen, von dem Vf. angeführten Schriften entlehnet ist. Ihm bleibt doch immer das Verdienst einer sorgfältigen Prüfung, guten Auswahl, vieler eigener nützlicher Gedanken und eines deutlichen und zusammenhängenden Vortrags. Verschiedene aus physikalischen Grundsätzen und Erfahrungen hergeleitete Vorschläge des Vf. verdienen gewiss eine besondere Aufmerksamkeit und eine nähere Untersuchung ihres Erfolgs durch anzustellende Versuche. Dahin gehöret die Verhütung des Entstehens eines zu dicken Eises auf mässigen Flüssen durch das Ein- und Abstossen des Eises an den Ufern beym Anfange des Gefrierens, das Zersprengen des Eises vermittelst der Wasserdämpfe, und durch das Fortschiessen der Kanonenkugeln unter dem Wasser; ingleichen die verbesserte Einrichtung der Eisbrecher, oder Eisböcke. Ausführlich hat der Vf. den Gebrauch der Bomben zum Zersprengen des Eises und zur Beförderung des Eisganges, vermittelst des Einsenkens der Bomben unter das Eis, und zugleich den guten Erfolg der hiemit gemachten Versuche beschrieben; ferner die Anwendung der Eisenfeile und des Schwefels zu eben diesen Zwecke und das Zerschiessen des Eises mit grobem Geschütze deutlich erklärt, auch seinen Tadel des angerathenen Gebrauches einer gewissen Art von Petarden mit hinlänglichen Gründen gerechtfertiget. Als Beyträge zur Vollständigkeit des Buchs fügt Rec. noch einige wenige Bemerkungen hinzu. Es fehlet zum Abtrocknen sumpfiger Gegenden zuweilen gänzlich an Gefälle und dann sind die vom Winde in Bewegung zu setzenden holländischen Schöpf- oder Poldermühlen mehrentheils das einzige Hülfsmittel. Derselben ist aber in dem das Gefälle betreffenden §. 40. auch nirgends anderswo Erwähnung geschehen: es müsste dann hierunter die in den Zusätzen (S. 191) beschriebene Maschine zu verstehen seyn. Zu den Sicherheitsanstalten gegen das Verunglücken der Reisenden bey Schneegestöber und tiefen Schnee gehöret auch das nicht mit angeführte nächtliche Glockenläuten in den zunächst an der Strasse belegenen Dörfern und das Aushängen brennender Laternen an den äussersten Enden solcher Dörfer nach der Strasse hin. Gleichfalls vermisset Rec. unter den von der Polizey wegzuschaffenden Ursachen der Stemmungen des Wassers in den Strömen und Bächen das an so vielen Orten wahrzunehmende allzu nahe und allzu häufige Bepflanzen der Ufer mit Bruchweiden, Ellern, Pappeln u. s. w., durch deren sich in den Strom oder Bach erstreckende Wurzeln und den sich daran sammlenden Schlamm das Bette des Flusses verenget und das Austreten seines Gewässers bewirket wird. Zur Befestigung der Ufer kann deren Bepflanzung mit Buschwerke — eben der vorbemerkten, auch hier nicht unterbleibenden, nachtheiligen Folgen wegen — nicht wohl, hingegen die Verzäunung der Ufer mit Korbmacher- oder Flechtweiden angerathen werden. Da aber diese von den Eigenthümern der an den Ufer belegenen Grundstücke oftmals zu verdeckten, unter den Wasser angelegten, äusserst schädlichen sogenannten Schlach-

Schlachten, oder Haken gemissbraucht werden; so ist deren Verhütung eine nothwendige Pflicht der Polizey.

Leipzig, b. Böhme: *Die Finanzwissenschaft* nach ihren ersten Grundsätzen entworfen von D. *Karl Gottlob Rössig*, Professor zu Leipzig etc. 1789. 8. 424 S. (1 Rthlr. 8 gr.)

Abermals ein neues Lehrbuch der Finanzwissenschaft mit einer sehr weiten Ausdehnung ihrer sonst gewöhnlichen Grenzen. Nach diesen war sie bisher ein Theil der Cameralwissenschaft; nach des Vf. Begriffe aber ist sie die Cameralwissenschaft selbst in ihrem ganzen Umfange. Allein eigentlich enthält die *Cameralwissenschaft* die Summe der Grundsätze, durch deren Beobachtung 1. dem vorhandenen Vermögen des Staats eine sichere Fortdauer verschaffet, 2. der Fond desselben sowohl, als die davon erfolgenden Einkünfte auf eine mit dem inneren Wohlstande des Staats übereinstimmende Art vermehret, 3. diese Einkünfte durch die zuverlässigsten und am wenigsten beschwerlichen Methoden erhoben, und 4. dieselben zum möglichsten Besten des Staats verwendet werden können; für die *Finanzwissenschaft* hingegen gehören nur der erste und letzte Zweck. Hiemit stimmt auch der Unterschied der Verfassung zwischen den in einigen deutschen Staaten (z. B. im Herzogthume Braunschweig) vorhandenen, von den landesherrlichen Kammern abgesonderten Finanzcollegien völlig überein. Durch jene ungewöhnliche Erweiterung des Begriffs der Finanzwissenschaft hat also dieselbe an genauer und richtiger Bestimmung ihres Unterschiedes von andern Staatswissenschaften nichts gewonnen, und es war eine natürliche Folge hievon, dass der Vf. dadurch verleitet wurde, in dem ganzen Gebiete des Kammerwesens umher zu schweifen. Diess leuchtet schon aus dem folgenden Grundrisse des Werks hervor. Es enthält sechs Abtheilungen: die *erste* in 7 Kapiteln allgemeine, oder Vorbereitungslehren von dem Begriffe der Finanzwissenschaft, von den damit verwandten Wissenschaften, von derselben Unterscheidung, von der Literatur der Finanzwissenschaft, von dem Cameralrechte, der Cameralverfassung und ihren Quellen, von den Hülfswissenschaften, von der Geschichte der Cameralwissenschaft und der Cameralverfassung, und von den Vorsichtsregeln bey der Cameralwissenschaft; die *zweyte* in 3 Kapiteln die Begriffe und Grundsätze von den Staatscassen und landesherrlichen Einkünften überhaupt, imgleichen von den Schatullgütern; die *dritte* in 4 Kapiteln von den Domänen und Kammergütern sowohl überhaupt, als auch von den Rechten des Fürsten an diesen Gütern, von den verschiedenen Benutzungsarten derselben und von ihrer renteymässigen Verwaltung; die *vierte* in 4 Abschnitten, die wieder in Kapitel getheilt sind, die Lehre von den Kammerregalien solchergestalt, dass, auf vorgängige allgemeine Begriffe und Regeln von denselben, die Hoheitsrechte auf dem festen Lande, als Strassenregal, Zoll, Geleite, Postregal, Forstregal, Jagdregal, Bergregal und Münzregal, hierauf die Wasserregalien, als Zollregal, Schiffart, Hafen- Ufer- Brücken- Fährrechte, Flossregal, Mühlenregal, Fischereyregal und einige sonstige Einkünfte vom Wasserregal, und dann einige andere nutzbare Hoheitsrechte, als das Lehnsregal, die Nutzung von der Gesetzgebung, von Ertheilung der Würden, von der Obergerichtsbarkeit, aus den Rechten des Fiscus, den Hoheitsrechten in Kirchensachen, aus den Rechten der Armandie und aus den Völkerverhältnissen, folgen; die *fünfte* in 4 Abschnitten und mit deren gleichmässigen Abtheilung in Kapitel die Lehre von den Steuern und andern Auflagen, nemlich von den Steuern überhaupt, von den allgemeinen Regeln des Steuerwesens, von den verschiedenen Arten der Steuern, als Personalsteuern, Gewerbesteuren, Realabgaben und ausserordentliche Erhebungen; und endlich die *sechste* in 7 Kapiteln den Unterricht von den Ausgaben und einigen praktischen allgemeinen Gegenständen, welcher die Finanzetats, das Finanzrechnungswesen, das Kassenwesen, die Staatsausgaben, die Anschläge von den Aemtern und einzelnen Domänengütern, die Kammerverordnungen, und die Einrichtung des Finanzwesens im Ganzen und Grossen betrifft. In allen diesen Theilen ist der Vf. von vorausgeschickten Erklärungen zu darauf gegründeten Unterabtheilungen und von allgemeinen Grundsätzen zu den daraus gefolgerten Specialregeln fortgegangen. Der Vortrag ist also wohl geordnet; aber freylich nicht durchaus richtig und vollständig. Z. B. Da das Vermögen, was der Fürst, *als Fürst*, besitzt, kein anderes ist, und seyn kann, als das Vermögen des Staats selbst, so kann der S. 10. angegebene Unterschied zwischen der Cameralwissenschaft und der Staatswirthschaft unmöglich richtig seyn; auch eben so wenig der Aufwand für die Civilbedienten von der Erstern getrennt und der Letztern zugeeignet werden: da gedachte Bediente ihre Besoldungen gewöhnlich aus der Kammerkasse bekommen. Gegen die von dem Vf. in dem Finanzwesen des letztverstorbenen grossen Könige von Preussen getadelte strenge Fixirung seiner Einkünfte und Ausgaben, Regalisirung einiger Nahrungsgeschäfte, Hemmung des Transitohandels und Begünstigung des Sperrungssystems wird ein Kenner der preussischen Verfassung mit Recht erinnern, dass von dem Erstern die feste Gründung der Kassen, von dem Zweyten die Sicherstellung solcher Gewerbe gegen deren Verfall, oder Missbrauch, von dem Dritten die Aufnahme der einländischen Manufacturen, und von dem Letztern die Beförderung des einländischen Handels die glücklichen Folgen waren. — Als Mängel an nöthiger Vollständigkeit glaubt Rec. folgende Beyspiele anführen zu dürfen. Zu der Empfehlung der Bepflanzung der Strassen mit Bäumen S. 140. hätte die nothwendige Regel der Vorsicht hinzu gefüget werden sollen, dass solche nur in geräumiger Entfernung der Bäume von einander geschehen müsse: weil sonst das Abtrocknen der Strassen dadurch gehindert, und ihre Verschlammung unterhalten wird: und dass es noch besser sey, den Rand der Heerstrassen mit 4 bis 5 Fuss hoch hervorragenden eingerammten Pfählen zu besetzen. Die Verwüstung der an den Strassen liegenden Grundstücke ist eine nicht mit bemerkte, aber besonders wichtige, schädliche Folge schlechter Strassen. Von der eigentlich in die Forstwissenschaft gehörigen Kultur der Waldungen — viel; aber von der eigentlichen kameralistischen Einrichtung und Lenkung des Holzhandels, von der kameralistischen Bestimmung der Grenzen des Weiderechts in den Waldungen gegen deren Grösse und

die zu ihrer Erhaltung nöthigen Gehäge, Zuschläge und Anpflanzungen, auch von der kameralistischen Anordnung des jährlichen Holzhiebes, nach Maasgabe des Forstetats und der Bedürfnisse — nichts. In der Belehrung von den Anschlägen der Aemter und einzelnen Domänengüter vermisset Rec. die Nachweisung der Hülfsmittel zur Erforschung des Ertrages dieser Güter und deren Kostenaufwandes, die Beschreibung der verschiedenen Methoden ihrer Verfertigung z. B. Körneranschläge, Special Hufenanschläge etc. mit Beurtheilung derselben mehrerer, oder minderen Zuverläſsigkeit, auch einige zu den Anschlägen wesentlich mit gehörende Haushaltsartikel, z. B. Fleisch- und Getraidezehenten, Branteweinsbrennereyen etc. Hingegen scheinet Rec. in einem Lehrbuche der Finanzwissenschaft die Beschreibung der verschiedenen Bauarten der Strassen am unrechten Orte zu seyn: da das Strassenregal und dessen Gerechtsame und Ausübung durch jene Bauarten nicht im mindesten verändert wird. Diese wenigen Mängel abgerechnet, gereichen demselben gute Ordnung und Deutlichkeit, auch Vollständigkeit und Richtigkeit in den mehrsten Lehren, besonders aber in der Lehre von den Zoll-, Münz- und Wasserregalien, und vom Steuerwesen zur gültigsten Empfehlung.

OEKONOMIE.

Frankfurt u. Leipzig: *Franz Guttenthals Briefwechsel.* Ein Lesebuch für Oekonomen. 8. 1790. 18 Bogen. (16 gr.)

Schon die grosse Einförmigkeit der Stellung, Ordnung und Einkleidung der Gedanken zeiget — ausser andern nahen Vermuthungsgründen, — dass dieser Briefwechsel erdichtet und das Werk eines anonymischen Verfassers sey. Sein Hauptzweck war die Untersuchung der von einigen Oekonomen empfohlnen, von andern aber getadelten, Hülfsmittel zur wirthschaftlichen Verbesserung in Verfall gerathener Landgüter: wozu er die Form eines Briefwechsels zwischen dem Käufer eines solchen Guts, *Franz Guttenthal*, und seinem ökonomischen Freunde *Ernst Falk*, auch einem Paar Verwalter gewählt, die Gründe und Gegengründe in 44 Briefen und hierauf die Hauptregeln des Verfahrens eines Gutsbesitzers in Aphorismen vorgetragen, auch einige Resultate aus jenen Briefen als Beylagen zuletzt hinzu gefüget hat. Auf gewisse ihm genau bekannte Landgüter und deren vormaligen und jetzigen Zustand scheinet sein Augenmerk gerichtet zu seyn. In der Person des Guttenthals ist ein Neuling in der Landwirthschaft aufgestellt, welcher ein äusserst vernachlässigtes Rittergut mit dem festen Entschlusse kauft, seine mannichfaltigen, aus den neuesten ökonomischen Schriften, besonders eines *Gugenmus*, *Schubarts von Kleefeld* etc. gesammelten Verbesserungsanschläge zur Wirklichkeit zu bringen. Nach unvollständigen theoretischen Grundsätzen, ohne praktische und selbst ohne Localkenntniss, unternimmt dieser Gutsbesitzer, mit der solchen Neulingen eigenen Eilfertigkeit, Abänderungen, siehet sie verunglücken und wird endlich durch Schaden, noch mehr aber durch die bessern Belehrungen seines Freundes *Falk*, eines gründlichen und erfahrnen Kenners der Landwirthschaft, klüger. Diesen Plan hat der Vf. mit deutlichen Bestimmungen der gemachten und zu machenden Veranstaltungen, sowohl von ihrer guten und thunlichen, als auch von ihrer fehlerhaften und unthunlichen Seite, ausgeführet. Einiges wollen wir doch ausheben, das uns entweder vorzügliche Aufmerksamkeit zu verdienen, oder auch noch gegründeten Zweifeln unterworfen zu seyn scheint. Nützlich und dem natürlichen Wachsthume der Pflanzen gemäss ist der Rath (S. 66) nicht zwey- oder gar dreymal grasartiges Getraide, Waizen, Rocken, Gersten, Hafer — wie doch gewöhnlich geschiehet — unmittelbar hinter einander in einerley Boden zu säen, sondern mit krautartigen Gewächsen, Erbsen, Wicken, Bohnen, Kohl, Rüben etc. abzuwechseln. Vernünftig und heilsam ist die Warnung gegen die Anschaffung ausländischen Viehes, ohne der Hülfsmittel zu einer Verpflegung und Wartung, die der an dem Orte seiner Herkunft möglichst gleich ist, gewiss zu seyn; (S. 123) ingleichen die Anweisung, in den Verbesserungen eines verfallenen Landgutes nicht mit dem Feldbaue, sondern mit der Viehzucht und der Vermehrung und Verbesserung des Viehfutters den Anfang zu machen. — Hingegen kann Rec. in Betreff des Verhaltens gegen die Haushaltsbediente nur so viel zugestehen, dass das Misstrauen gegen dieselben dem Landwirthe freylich weit weniger schade, als leichtgläubiges Zutrauen und dass ihm solches in den mehrsten Fällen nöthig und nützlich sey; aber keinesweges die Ausdehnung dieses Misstrauens bis dahin billigen, dass der Landwirth sein Gesinde als eine Bande Räuber betrachte und behandele, von welcher Seite ihm dasselbe (S. 261) dargestellet wird. In den Bilanzen scheinen uns die *Wirthschaftskosten* überall viel zu niedrig bestimmt zu seyn. Denn, wenn wir auch voraussetzen, dass unter der aufgeführten Besoldung der Wirthschaftsbeamten alles Gesindelohn begriffen sey; so ist doch bey einem Gute, welches 600 Scheffel jährliche Aussaat, 65 Kühe, 600 Schaafe und 25 Schweine hat, offenbar nicht möglich, die Speisung des hiezu erfoderlichen Gesindes und die Unterhaltung nur eines einzigen Gespannes Pferde nebst den nöthigen Ackergeräthschaften — welche beiden letztern Artikel wenigstens alljährlich 900 Thaler erfodern — mit 240 Thalern jährlich zu bestreiten. Noch auffallender ist diess in der Bilanz des Gutes Bergdorf (S. 252), woselbst für die Wirthschaftskosten so gar nur 80 Thaler jährlich gerechnet sind. Die Stallfutterung — besonders des Hornviehes — beruhet zu fest auf richtigen theoretischen und praktischen Gründen, als dass solche so schlechterdings und allgemein, wie von dem Vf. geschehen, verworfen werden könnte. Freylich ist sie nicht an allen Orten und überall in gleicher Maase ausführbar und nützlich: aber das vernichtet doch ihren Werth keinesweges.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Giessen*, b. Krieger d. J.: *Grundriss der Forstwissenschaft für Vorlesungen*. 8. 1789. 5½ Bogen. (4 gr.) Dass die *allgemeinen* Grundsätze der Forstwissenschaft zusammen auf 5½ Bogen so vorgetragen werden können, dass ihrem Lehrlinge dadurch eine richtige, vollständige und zusammenhängende Kenntniss derselben verschafft und eine sichere Bahn zu weitern Fortschritten eröffnet wird, daran zweifelt Rec. gar nicht, nur ist dies in dem vorangezeigten Büchlein nicht geschehen. Dies beweist der Mangel an systematischer Ordnung, an logikalischer Richtigkeit einiger Erklärungen, und an verschiedenen nothwendigen Belehrungen, auch die, in einen solchen abgekürzten Inbegriff gar nicht gehörigen Abschweifungen auf entfernte Nebendinge. Den unmittelbaren Uebergang von einigen einzelnen, das Forstwesen überhaupt betreffenden Begriffen und Erfordernissen sofort zu Specialregeln (S. 4—16) in willkührlicher und unverbundener Folge auf einander — *ohne vorherige Belehrung* von den verschiedenen Arten der Wälder und ihren Abtheilungen, von den verschiedenen Holzarten und ihren Unterscheidungsmerkmahlen und von den allgemeinen Grundsätzen der Erhaltung, Vermehrung und Benutzung der Holzungen — wird niemand für eine systematische Ordnung erkennen. Jene Specialregeln sind unter folgende zehen Fächer vertheilet: Bewirthschaftung der Laubholzreviere, der Nadelholzreviere, und der aus Laub - und Nadelholze gemischten Reviere, von Nachhauungen in den Schlägen, von der Zugutmachung der Forstproducte, von Nebennutzungen der Wälder, von der forstwirthschaftlichen Handlung, von der Forstsicherung (eigentlich Fortpflanzung), von Forstschutze (gegen Beschädigungen), und vom Forstrechnungswesen. — In der (S. 3 und 4) vorausgeschickten Literatur hat der Vf. zwey Bücher des Herrn *Gleditsch* und von *Broke* (nicht Borcke), aber gerade diejenigen von eben diesen Verfassern nicht mit angeführet, welche vorzüglich hieher gehören, nemlich *Gleditsch* systematische Einleitung in die neuere Forstwissenschaft Berlin, 1ster Theil 1774. 2ter Theil 1775 und *von Broke* wahre Gründe der physikalischen und Experimental — allgemeinen Forstwissenschaft. Leipzig. 1ster und 2ter Theil 1768. 3ter Theil 1772. Blosse Erfahrung wird (S. 4. §. 2) als die alleinige Quelle der Forstwissenschaft angegeben. Das kann sie aber desshalb nicht seyn: weil sie auch richtige physikalische Kenntniss des Erdbodens und der Vegetation der Pflanzen voraus setzet. Wald und Forst sind nicht gleichviel bedeutende Worte. (S. 5. §. 3) Dieser ist nur ein Theil von jenem. Die den mit Eichen, Erlen etc. bewachsenen Gegenden gegebene Benennung *Eichenbüsche*, *Erlenbusche* (ebendas.) ist dem Sprachgebrauche eben so gänzlich als dem natürlichen Unterschiede zwischen *Bäumen* und *Büschen* entgegen. Zum Holzbestande eines Waldes gehört nicht bloss das in der Forstbeschreibung nach Klaftern zu berechnende Oberholz, sondern auch das nach Schocken anzuschlagende Washolz. Jene Beschreibung würde also offenbar unvollständig seyn, wenn das letztere mangelte. Zur Bezeichnung der Abtheilungslinien in den Wäldern ist es rathsam, den Aufwurf der desshalb gezogenen Graben mit einer von dem Holzbestande des Reviers unterschiedenen Holzart zu bepflanzen; wovon aber hier nichts erwähnt ist. Bey der Benutzung der Baumörter kommt es nicht bloss darauf an, das Bau - oder Zimmerholz von dem Brennholze zu unterscheiden, sondern auch darauf, das Nutz - und Gerätheholz für die Stell - und Rademacher, Drechsler, Bötticher etc. davon abzusondern. Aus der (S. 18.) gegebenen Regel würde folgen, dass die Wintereiche erst in einem Alter von 250 Jahren und die Sommereiche nicht eher, als in einem Alter von 200 Jahren zu hauen sey, welches kein gründlicher Kenner der Forstwissenschaft jemals behauptet hat, auch nie behaupten wird. Warum sollte die Anziehung der empfohlnen Nordamerikanischen Baumhölzer in unseren Stammhölzern, wie der Vf. so dreist, ohne Anführung irgend eines Grundes (S. 20 §. 32) behauptet, noch zu frühzeitig seyn? Dornbüsche sind in Baumörtern, besonders auf den den Viehtriften unterworfenen Raumholze, nicht allemahl schädlich: (S. 20. §. 33) denn unter ihrem Schutze wachsen junge Baumlohden auf, welche sonst vom wilden, oder zahmen Viehe würden verwüstet werden. Wenn der Förster sich, nach des Vf. Anweisung (S. 32. §. 57) bloss mit der ihm von den Holzhauern wöchentlich, oder täglich zu ertheilenden Nachricht von der Anzahl der Klafter, oder Schocke des von ihnen gehauenen Holzes begnüget — nicht selbst wöchentlich, oder täglich nachsiehet und nachzählt —; so wird es jenen Leuten die bequemste Gelegenheit zu Unterschleifen geben. Da nach den unstreitigen forstwissenschaftlichen Grundsätzen am Baumholze mehr, als am Strauch - und Washolze gelegen ist, und der Wachsthum des Baumholzes befördert, vieles demselben nachtheilige Unkraut unterdrückt und das Entstehen des schädlichen Ortsteins verhütet werden muss, wenn die Baumörter oben ihren völligen Schluss behalten und keine merkliche Oeffnungen darinn gemacht werden; so kann es durchaus kein grosser Fehler seyn, so viele Bäume auf einem Gehau stehen zu lassen, dass sie eine Decke über das Unterholz ziehen: wofür es doch der Vf. erklärt (S. 37.) Die Benutzung des Grases in einem Theil der Waldungen durch dessen Behütung mit einigen Arten des Haushaltsviehes ist, nach des Vf. Behauptung eine durchaus und gänzlich wegzuschaffende Pest der Wälder. Das kann sie nun wohl nicht seyn: denn viele mit dieser vermeyntlichen Pest behaftete und doch in dem vortrefflichsten Zustande sich befindende Forsten, z. B. in Churfürstenthume Hannover, Herzogthume Braunschweig, Grafschaft Wernigerode etc. sind offenbare Beweise des Gegentheils. Man glaubt daselbst sogar, die Besamung eines verraseten Reviers zu befördern, wenn solches, bey sich ereigender Mast, von den Schweinen zuvörderst durchwühlet, diesen nur ein Theil der Mast zum Genusse überlassen und der Ueberrest zur natürlichen Besamung des Bodens zurück behalten wird: und der gute Erfolg hat diesen Glauben bestätiget. Das angerathene Mähen des Grases ist vielen Missbräuchen unterworfen, auch nicht überall, zumahl in gebirgichten und trockenen Gegenden, woselbst die feinsten und dem Schafviehe vorzüglich diensamen Gräser und Kräuter wachsen, thunlich; und eben so wenig möglich, alles Haushaltsvieh im Stalle zu füttern. Soll die Gräserey in den Wäldern von keinem Viehe genossen werden; so muss man auch das Wild in denselben gänzlich ausrotten; oder behaupten, dass nur diesem dessen Genuss gebühre, das weit nützlichere Haushaltsvieh aber davon gänzlich auszuschliessen sey. Freylich erfodert die Weide des Horn - Schaf - und Schweineviehes in den Waldern wirthschaftliche Einschränkungen und genaue Aufsicht auf deren Beobachtung: aber dann ist sie auch nicht allein unschädlich, sondern auch in vielem Betrachte vortheilhaft. Der Vf. gestehet dieses endlich noch zuletzt (§. 153) zum Theile selbst. Gänzlich vermisset hier Rec. die so nöthige Belehrung von Anlegung und Unterhaltung der Baumschulen und den Verpflanzungen aus denselben, von Anlegung neuer Gehäge und dem dabey zu beobachtenden Verhältnisse gegen die Grösse der Waldung und der Hütungsgerechtsame und von den Grundsätzen der Schätzung der Mast und ihrer Benutzung. Für unzweckmässige Abschweifungen in Nebendinge wird jedermann folgende Stellen erkennen: die Beschwerde über die Unhöflichkeit der Chefs des Forstdepartements und die Erzählung des dagegen von einem Oberförster bewiesenen muthigen Widerstandes (S. 8. Anmerk.:) die empfohlne Versorgung der Armen mit Washolze aus den landesherrlichen Forsten und die Klage über die Hartherzigkeit der Oberforstmeister (S. 43. §. 78) die seltsame Anweisung, in einer Köhlerhütte am frühen Morgen *Trillers* schale Reime über den Sächsischen Prinzenraub zu lesen und sich dadurch Seelenweide und Kenntniss vom Kohlenbrennen zu verschaffen (S. 55. Anmerk. zum §. 101.), u. d. gl.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. December 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

WARSCHAU, b. Gröll: *Obserwacye polityczne Panstwa Tureckiego, Rzadu, Religii, Sił jego, Obyczaiów, y Narodów pod tymże żyiących panowaniem, z przydatkiem myśli partykularnych o człowieku moralnym y o edukacyi kraiowey przez Jegomości Pana Mikoszę, w czasie mieszkania jego w Stambule, Część pierwsza, Część druga.* (d. i.: *Politische Bemerkungen über das türkische Reich, seine Regierungsform, Religion, Macht und Sitten, und über die unter dieser Herrschaft lebenden Völkerschaften, nebst besonders beygefügten Betrachtungen über den sittlichen Menschen und die Landeserziehung von dem Herrn Mikosza, während seines Aufenthalts in Konstantinopel. Erster Theil.* 1787. 190 S. ohne Dedication und Inhaltsanzeige. *Zweyter Theil,* mit fortlaufenden Seitenzahlen von S. 194—415 ohne Privilegium und Inhaltsanzeige. 8.

Es hat dem Rec. Mühe gemacht, noch ein Exemplar dieser Schrift in Polen habhaft zu werden; so selten muss sie in dem Lande selbst geworden seyn, und um so weniger glaubt er, die etwas verspätete Anzeige derselben entschuldigen zu dürfen. Ihr Vf., der sich unter der Zuschrift: *Jozef Mikosza* nennt, ein edler Pole, wurde gewählt, um über die, auf Befehl des Königs zum Dienst der Republik in Konstantinopel sich bildenden, Dollmetscher die Aufsicht zu führen, und sie zu diesem Behuf mit der polnischen Sprache und den Landesgebräuchen bekannt zu machen. Zu gleicher Zeit wurde ihm, vermöge einer von dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten ertheilten Instruction aufgegeben, dieses Reich in politischer und statistischer Hinsicht für Polen zu beschreiben, und wir können versichern, dass nach den Belehrungen, die uns Franzosen, Engländer, Italiäner, Schweden und Deutsche darüber aufgezeichnet haben, es eben so wenig ohne Nutzen als Vergnügen seyn werde, über denselben Gegenstand noch die Stimme aus einer Nation zu vernehmen, die wenigstens bey den neuesten Staatsverhandlungen bewiesen hat, dass es ihr *an Richtigkeit des Blicks* nicht mangelt. An mehreren Stellen seiner Schrift zeigt der Vf. ein deutliches Bestreben, die auf der Stelle gemachten Beobachtungen zum Vortheil seines Vaterlandes anzuwenden, und versichert in der an den König gerichteten Zuschrift ausdrücklich, dass die thätige Bemühung dieses Regenten, der Nation zu ihrem ehemaligen Wohlstande und zu dem Glanze der Vorzeit empor zu helfen, ein unwiderstehlicher Reiz für ihn gewesen sey, *diese* Anwendung von *seiner* Arbeit zu machen.

Der *erste* Theil besteht aus *sieben Kapiteln*, und enthält, ausser den vorläufigen Reisebemerkungen über Kaminiec, Zwaniec, Choczim, (Chocim schreibt der Vf.) Mamaluga, Botuszan, über den Zustand und die Lage der Moldau, über die Donauschiffahrt und die Ausflüsse der Donau, über die an der Donau gelegenen Oerter Galacz, Issakcza, Tulcza, über den Kanal von Konstantinopel, türkisch: Boaz und dessen herrliche Ansicht — die Nachrichten über die Lage von Konstantinopel, über die Justiz-, Civil-, und Polizeyverfassung dieser Stadt, über den kaiserlichen Schatz, die verschiedenen Abgaben und Landeseinkünfte, über die Mittel und Wege, auswärtige Angelegenheiten zu betreiben, über die Macht des türkischen Reichs und seinen Kriegsstaat, über die innere Reichsverfassung, über die Lage, Verbindungen, den Zustand, die Bevölkerung und Einwohner seiner Staaten.

Hr. *M.* trat die Reise den 18 May 1782 an. Der Weg gieng von Warschau nach Kaminiec Podolski. Er enthält sich, über die herrschende Unordnung, über Plackereyen in Städten und Gasthöfen, und über die Unbequemlichkeit, die Reisende in Polen zu erfahren haben, Klagen zu führen, da diese einer Satire ähnlicher, als einem Reisejournal sehen würden: erlittener Plackereyen weiss sich doch Rec. auf einem weiten Wege durch Grosspolen und Masuren nicht zu erinnern; vielmehr sehr rührender Beweise von Menschenliebe und Güte auch in den niedrigsten Hütten, und angesonnene Gewaltthätigkeiten liessen sich immer mit der Mine verstellter Gegengewalt leichter und schneller, als bey schlecht gehandhabten Polizeygesetzen, vertreiben, so wie die etwanige Unbequemlichkeit durch die mindere Kostbarkeit des Reisens wieder aufgewogen wird. Der Vf. wünscht, dass man überall von den verjährten Vorurtheilen in Ansehung des Eigenthums zurückkommen, im Bauer den Menschen nicht verkennen, und ihn weniger Druck und mehr Freyheit, für sich zu arbeiten, durch Sicherung seines Lebens und seines Eigenthums, erfahren lassen möge. Es ist in Polen eine bekannte Sache, wie *einmüthig* man daselbst *an vielen Orten* den menschenfreundlichen Wünschen des Vf. *zuvorgekommen* sey; wie viele Behutsamkeit und Einschränkung aber auch die von den beiden vortreflichsten Männern Polens, *Czartoryski* und *Chreptowicz* gemachten Erfahrungen bey der Freymachung einer *im Ganzen genommen* noch ziemlich rohen Menschengattung angerathen und nothwendig gemacht haben; so leicht missräth Freyheit, die nicht auf dem Boden der Vernunft u. gebildeten Denkungsart entsprossen ist,

ist, und so gewiss ist es, dass *bessere Bildung der itzigen Generation* durch aufgeklärten Unterricht die Vorläuferin der *dann selbst sich ergebenden* Freyheit seyn müsse. Der Vf. schildert aber S. 5. und 6. nur die angenehmen *Folgen* dieses Freyheitssystems, ohne auf das *läuternde Medium* zu achten, wodurch es erst diese wohlthätige Wirkung erhalten, und die mit Grunde ihm beygemessenen Vortheile herabführen kann. Kaminiec. In einem furchtbaren Vertheidigungsstand durch die gute Vorsorge seines verständigen Commendanten, starke Wachen, vorsichtige Untersuchung der Fremden, gefüllte Zeughäuser, geübte Soldaten, strenge Mannszucht und gutes Vernehmen mit der Bürgerschaft; — dies alles ist das Werk des, im Dienst der Republik grau gewordenen (nun verstorbenen) Generals von Witt. Auffallende Verschiedenheit des Grenzlandes am Dniester von dem innern Polen in Sitten und Landesart. Zwaniec erholt sich erst von dem im letzten Kriege erlittenen Verfall; es wird von Juden, Armeniern und Russen bewohnt, die alle türkisch reden, welches, so wie der Verkehr mit dem nahen Choczim, dem Ort ein türkisches Ansehen giebt. Starke Regen und Sturmwinde erschwerten zu Anfang des Junius den Uebergang über den Dniester. Stadt Choczim, von Türken, Armeniern und Juden bewohnt, die Handelsleute, Handwerker, Soldaten oder Müssiggänger sind, und sämmtlich von der Nachbarschaft zehren. Zwaniec überlässt den Vortheil, den es von Choczim ziehen könnte, dem kaiserlichen Cordonsbewohner, da es, mit mehr Betriebsamkeit, sich leicht über Choczim selbst erheben könnte. Ein Passport, um welchen Hr. M. den Pascha von Choczim angieng, hatte eben so wenig Schwierigkeit, als der Eintritt in die Festung, wohin er sich mit dem königlich polnischen Grenzdollmetscher Giuliani begab, und auch nicht durch ein Wer da! aufgehalten wurde; auch sahen sie nicht einmal eine Schildwache. Man fragte nicht nach der Ursache des Passports, er ward vom Secretair des Pascha vor Verlauf einer Viertelstunde unentgeldlich ausgefertigt, und der Empfänger noch mit Coffee und Toback bewirthet. Ein Billet von dem Kapukijaja oder dem Walachischen Residenten, das er für einen Passport ausgab, und worauf er lange warten liess, musste bezahlt werden. Mamaluga, ein kleiner Flecken am Pruth, der bey Büsching fehlt, gehört noch zu der Raja von Choczim, und stand unter einem eisgrauen Janitscharen Fähndrich (*Osmann, Baieraktàr*), der sich mit dem Vf. gutmüthig in eine Unterredung einliess, den streitbaren Geist der alten Polen rühmte, von ihren nunmehrigen Nachkommen aber, so wie von den itzigen Türken, versicherte, dass sie, so weit als der Pruth vom schwarzen Meere, von ihren Vätern verschieden, und ihrem Falle nahe wären. In *einer Stunde* war die gefahrvolle Ueberfahrt über den sehr angeschwollenen und reissenden Pruth, auf zwey *nicht verbundenen* Kähnen, die den Reisewagen trugen, *mit zwey Rudern*, von den geschickten Walachen vollendet. Obgleich der türkische Grenzzoll schon zu Choczim entrichtet war, so musste doch der armenische Kaufmann, der dem Vf. zum Dollmetscher und Wegweiser diente, drey Meilen über der Grenze aufs neue den Moldauischen Zoll erlegen, den die Fürsten der Moldau und Wallachey erpressen; gleichwohl war der aufpassende Zollaufseher so schlecht versorgt, dass ein Eichbaum für ihn Dach und Fach, und der Grasboden sein Nachtlager war. Botuszan, das Büsching zu den *unbedeutenden* Städten zählt, behauptet vielmehr, wegen seiner zahlreichen und bequemen Wohngebäude, wegen des lebhaften Handels, den Griechen, Armenier, Walachen und Juden daselbst treiben, wegen der starken wöchentlichen Vieh-, Ross- und Waarenmärkte, die die Indolenz der benachbarten Polen nicht zu benutzen weiss, den zweyten Rang nach Jassy. Der Weg durch Jassy ward vermieden, weil dort bey den von dem Hospodar angelegten Stadtstrassenbrücken wieder Zoll entrichtet werden muss, und überhaupt Fürst, Geistlichkeit und Stadt, jedes besondern Zoll eintreiben, der von vier Pferden zusammen *über acht Löwenthaler* beträgt, und nothwendig eines der unangenehmsten Handelshindernisse werden muss. Wasskii und Berlad, unbedeutende Oerter, die bey Büsching und auf verschiedenen Landkarten Waslui und Brlad geschrieben sind. Die Betrachtungen über den Zustand der Moldau bestätigen die Beobachtungen des Hn. *Raicewich*, des Vf. der ein Jahr später erschienenen *Osservazioni intorno la Valachia e Moldavia*, sehr. Die ganze Verfassung dieses fruchtbaren, schönen und — übelbewirthschafteten Landes ist so beschaffen, dass sie den Eingebohrnen im Druck und in der Dummheit erhält, und für den fremden Ankömmling wenig einladend ist. Bey dem fetten lockern und leicht zu bearbeitenden Boden sind dennoch die Fürsten der Moldau und Walachey öfters gezwungen, wenn die, die schuldige Getreide- und Productenlieferung für die Pforte abholenden, Schiffe in Galacz ankommen, den Mangel mit fremden Aufkauf zu ersetzen. Der Vf. giebt den Polen Winke, durch Verfahren des Getreides und der Producte über Mohylow zu Lande, was bey den herrlichen Weiden wenig kosten würde, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen. Die Gegenden längs dem Ufer der Donau sind die schönsten von der Welt: weite und anmuthige Ebenen, Städte mit bequemen Hafen und Anfurthen erhöhen ihren Reiz. Was könnte aus Galacz, Ibrailow, Kilia und andern an der Donau gelegenen Oertern nicht werden, wenn sie in bessern Händen wären! Galacz ist noch die beträchtlichste darunter. Sie hat einen wohlgelegenen, äusserst bequemen Hafen. Die Donau ist just an dem Ufer so tief, dass schwer beladene Handelsschiffe landen können. Eine Meile unter Galacz fällt der Pruth, und zwey Meilen über Galacz der Seret in die Donau. Die Stadt selbst hat nicht über 300 Einwohner, und die Türken halten sich hier nur des Handels wegen auf. Der Hafen ist immer voll türkischer Schiffe, die Monate lang auf Ladung warten müssen. Die Donau ist auch weiterhin ohne die mindesten seichten Platze, denen man ausweichen müsste; überall können sich die Fahrzeuge drehen und wenden, und selbst den Ufern nähern, überall ist hinlängliche Tiefe. Die Ufer des Flusses sind so niedrig, dass die austretende Fluth bey Ueberschwemmungen die ganzen Ebenen bis zu den Gebirgen von Babadagh bedeckt, die man eine gute Meile von hier in Romelien bis zu den Ufern des schwarzen Meeres sich hinziehen sieht.

sieht. Isakeza und Tulcza am jenseitigen Ufer der Donau, obgleich Städten ähnlicher, als Flecken, und mit Citadellen ohne Garnison versehen, von denen die von Tulcza auf einem keilförmig in die Donau eintretenden Felsen liegt, sind von keiner Erheblichkeit, und bloss von Türken bewohnt. Nur nach einer beträchtlichen Entfernung vom Ufer bemerkt man die dunkle, aber auch andern Meeren gemeine, Lazurfarbe des schwarzen Meeres, die anfangs durch das einströmende Donauwasser getrübt wird. Der Wind wehte an einem Tage aus Westen, Norden und Osten; diese Unbeständigkeit der Winde, die oft von allen Seiten zugleich herzuströmen, und übel gebauten Fahrzeugen gefährlich werden, verursacht wohl hauptsächlich die unsichre Fahrt auf diesem Meere.

Nun zu den Nachrichten, die der Titel des Werks eigentlich verspricht. Die Regierung begnügt sich an den starken Einkünften, Zöllen und Handelsabgaben, und überläst Handwerke und Fabriken den Europäern, die sich in Konstantinopel, Smyrna, Thessalonich, Aleppo, Alexandria, Angora u. a. namhaften Plätzen des Reichs unter dem Schutz ihrer Monarchen niederlassen, und für europäische Fabricate und Bedürfnisse des Luxus beträchtliche Summen aus dem Lande verführen. — — Obgleich die Türken ihre gewöhnlichen Wohnhäuser nicht aus Stein und Ziegeln bauen, so kosten doch ihre, aus Holz, nach orientalischer Bauart, drey bis vier Stockwerk hoch geführte, mit Laternen, Erkern und Vorsprüngen versehene, und schön gefirnisste Wohnungen nicht viel weniger, als die unsrigen. — Die drey gewöhnlichen Justizbedienungen eines Kâdileskier, Kadi Mullah und Kadi, von denen letzten beiden an die ersten Appellation statt findet, werden nicht aus der Staatskasse, sondern mit dem zehnten Groschen der geführten Processe besoldet; dennoch wissen die Türken von langen Processen eben so wenig, als von den zur Verlängerung derselben bey uns gewöhnlichen Rechtsmitteln, und ein z. B. in Schuldsachen Angeklagter muss, wenn Documente oder Zeugen die Foderung beweisen, *auf der Stelle* bezahlen, die gewöhnliche Caution machen, oder sich zum Verhaft bequemen — Wenn die schnelle Handhabung der Gerechtigkeit, die keine Ausflüchte verstattet, und Verbrechen in dem Augenblick bestraft, auf der einen Seite einen Anschein von Despotismus hat, so müssen auf der andern die Sicherheitsgesetze in den Hauptstädten einen jeden augenscheinlich überzeugen, dass nicht willkührliche Gewalt, sondern das Wohl und die Sicherheit der Einwohner ihr einziger Beweggrund sey. Man kann die ansehnlichsten Residenzen und Handelsplätze von Europa, wo ein grosser Zusammenfluss von mehrern Nationen ist, auffodern, ob in ihnen mehr Sicherheit für Fremde und Einheimische, weniger nächtlicher Auflauf, und weniger Menschenmord gewöhnlich sey, als in dieser Hauptstadt, die der Versammlungsort einer Million Menschen, der Vereinigungspunkt so gemischter Geschäfte und Intriguen, und mithin des Neides und der Aemulation ist, und wo dennoch alles in solcher Stille verhandelt wird, als ob man entfernt von Menschen, entfernt von dem Hofe des Monarchen, lebte. Jeder Hauswirth muss für den vor seinem Hause gefundenen Todten haften, und steuert demnach auf jede Weise der geringsten Unordnung, so dass der Staat so viel Wächter über die öffentliche Sicherheit als Hauswirthe besitzt. Der Zweykampf und andere auf den Punkt der Ehre gegründete Aeusserungen der Selbstrache sind den Türken unbekannt; um andere Ausbrüche der Leidenschaften unschädlicher zu machen, haben sie, die auch hier, wie in andern Stücken, der Natur getreu geblieben sind, das Tragen von Waffen und Gewehr verboten. Im Kauf und Verkauf herrscht die grösste Ehrlichkeit. Betrügereyen, deren man in Pera und Galata zuweilen ausgesetzt ist, sind nicht auf Rechnung der Polizey von Konstantinopel zu schieben, oder dem Nationalcharakter zur Last zu legen; sondern werden von und unter den fremden Kaufleuten verübt, die die allgemeinübliche Handlungsart und innere Verpflichtung des Moslem nicht anerkennen. In allem kann man mit der Polizey in Konstantinopel zufrieden seyn, nur nicht mit der gestatteten Unsauberkeit der Märkte und Strassen. — Was die Regierung drückend macht, ist mehr der Religionsfanatismus und die Ueberlassung ganzer Provinzen an habsüchtige Beherrscher, als die Auflagen an und für sich selbst: obgleich die Landesreligion nicht alle Duldung aufhebt, so erwachsen doch durch die Verachtung, womit man fremde Religionen ansieht, den Christen und andern Glaubensgenossen die meisten Unannehmlichkeiten und Nachtheile, und aus dem zweyten Umstande wird es begreiflich, warum man in Konstantinopel, unter den Augen des Sultans, keine Klagen über Bedrückung hört, die in den Provinzen so gemein sind. Die Nachrichten über den kaiserlichen Schatz weichen von den gewöhnlichen etwas ab. Die zwölf unter dem Tefterdar stehenden Schatzkanzleyen nach ihren Benennungen und Functionen. Jede hat wieder besondere Subalternen, die täglich zu gesetzten Stunden expediren. Doch werden in den Provinzen in Angelegenheiten der Schatzkasse keine weitern Subalternen besoldet. Die Aufseher der Provinzen müssen ihre Subalternen selbst unterhalten, und für sie Rede und Antwort geben. — Günstiges Glück der Waffen, natürlicher Stolz, und diesen befördernde Religionsmeynungen brachten die Nation zu dem Grad von Uebermuth, der nur Tractaten schloss, um auszuruhen, und die Haltung derselben für eine Gnade anrechnete. Die Ueberlegenheit der neuern Kriegskunst hat späterhin sie zu einer geschmeidigern Politik herabgestimmt, und den Ton in Konstantinopel ziemlich umgeschaffen; denn Vorfälle, welche sonst beständige Friedensbrüche veranlassten, machen jetzt dem kalten Nachdenken und der gesunden Ueberlegung Platz. Der Vf. beschreibt das Personal, die Geschäftsführung und Gehalte im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, das unter dem Reis Efendy, oder Reichskanzler, steht. Die türkischen Namen sind zuweilen nach der polnischen Grammatik flectirt, dessen ein ausländischer Leser und Uebersetzer eingedenk seyn muss. So heisst es z. B. *pewna liczba Kiatypow* vom Nominativ. *Kiatyp* für: *Keatib*, *eine festgesetzte Zahl Keatib* (Secretair). Der *Barzkiatyp* und *Baszkiatyp* S. 79. ist wohl dieselbe Charge, und ersteres nur ein Druckfehler, beides aber für: *Baschkeatib*. Ueberhaupt

haupt scheint manches übel gelesen oder verdruckt zu seyn. Der: *Mektapory-Efendy* S. 78. soll wohl polnisch geschrieben und polnisch gelesen: *Mektupczy Efendy* heissen, und den: *Mektoubdiy-Efendy* andeuten. Dieser, unter dem *Beilikczy-Efendy* beym auswärtigen Departement stehende, Staatsbediente entwirft und fertigt die Depeschen der Pforte in auswärtigen Angelegenheiten; eine Nachricht, die zur Ausführung des schätzbaren Glossariums dienen kann, das Hr. Prof. Beck dem ersten Theil seines Muradgea d'Ohsson beygegeben, wo S. 594. bemerkt wird, „dass andere," (ausser d'Ohsson,) „*dieser Würde* nicht erwähnt haben"

Der Vf. giebt die gesammte türkische Cavallerie zu 142,000 Mann, die Infanterie zu 88,900 Mann, also die Stärke der ganzen Armee *auf den gewöhnlichen* Fuss zu 230,900 Mann, an; doch ohne zu bemerken, worauf er seine Angabe gründe, und was dieselbe vor andern voraushabe. Auch könne sie noch um ein paarmal hunderttausend verstärkt werden. Bey den Nachrichten von dem Zustand der türkischen Artillerie geschieht auch des Baron von Tott (*de Totte*, schreibt der Vf.,) Erwähnung. Neu war aber Rec. der S. 127. befindliche, nur zu kurze, Bericht von dem unter dem Namen Mustapha zum Moslemismus übergetretenem *Engländer*, der *etwas* Ingenieurwissenschaft besitzt, *und nach de Totts Abreise*, die Versuche des letztern eifriger betrieb, durch seine Verdienste zum Bombaradschi-Bascha erhoben ward, und itzt in dieser sein Ansehn vermehrenden Würde sich kräftigst bemüht, ihre ganze Artillerie umzuschmelzen, und auf den europäischen Fuss zu setzen. — Man habe, nach dem Krieg mit Russland, den Türken die Errichtung regulairer Truppen und die Einführung des *Europäischen Kriegsreglements* angerathen; sie haben aber diese Vorschläge mit dem Erwiedern abgewiesen, dass sich ein solches Abrichten und Mustern mehr für Thiere als für Menschen schicke. — Dieser erste Theil endigt mit einer *bedeutenden, kräftigen Nutzanwendung*, die Spiesse und Nägel für die kleinen Despoten und Knechtschaftsapostel in Polen enthält, dem Muthe und den Einsichten des Vf. wahre Ehre macht, und bey der sich Rec. Gewalt anthun muss, sie *unübersetzt* und *unabgeschrieben* zu lassen.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. den Gebr. Herold: *The Seasons*, by *James Thomson*. To which is prefixed the Life of the Author, by *Patrick Murdoch*, and an Essay on the Plan and Charakter of the Poem, by *J. Aikin*. A New Edition revised and corrected by *J. J. C. Timaeus*. 1791. XLVIII u. 179 S. gr. 8.

Nicht zwar die erste, aber doch gewiss die sauberste und correcteste in Deutschland veranstaltete, Ausgabe des berühmten *Thomson'schen* Gedichts. Sie ist vornemlich zum Gebrauch beym Sprachunterrichte bestimmt; und der Herausgeber hat auf den Text viele sichtbare und rühmliche Sorgfalt verwendet. Er verglich die besten Ausgaben, die sowohl bey des Dichters Leben, als nach seinem Tode erschienen, wählte nach genauer Prüfung die besten Lesearten, und berichtigte manche vernachlässigte oder willkührlich veränderte Stellen. Das Leben des Dichters, welches von seinem Freunde *Murdoch*, der schönen Quartausgabe seiner Werke von 1762 vorangesetzt würde, ist, so viel Rec. weiss, in Deutschland noch nicht abgedruckt, noch übersetzt oder benutzt worden; aber *Aikin's* Versuch über den Plan und Charakter des hier gelieferten Gedichts, der vor der Ausgabe, London, 1778. 8. zuerst erschien, ist schon vor dem im J. 1781 zu Leipzig bey Schwickert herausgekommenen Abdrucke der *Seasons* wiederholt, und übersetzt in Hn. *Eschenburg's* brittischen Museum für Deutsche, mitgetheilt worden. Das dem Titel dieser neuen Ausgabe gegenüberstehende Kupferblatt wünschten wir hinweg. Die Idee des einzigen zugleich blühenden, vollbelaubten und entlaubten Baumes, an den sich ein Weinstock schlingt, und die daneben gestellten oder vielmehr angehängten und zur Hälfte schwebenden Subjecte, wo Frühling und Sommer, Herbst und Winter auf Einem Erdreich sichtbar werden, sind doch wirklich allzu grotesk, und schwerlich dürfte der Erfinder dieser Idee in England oder Hamburg, zu suchen seyn.

Halle, b. Dreissig: *Reisen des grünen Mannes durch Deutschland und Ungarn.* II Theil. 1791. 118 S. 8.

Ein Product in Yoricks Manier, dem es aber ganz und gar an Yoriks Geiste, eben so, wie an der Menschen- und Sittenkenntniss des braunen Mannes fehlt, auf dessen Manier der Titel besonders anzuspielen scheint. Man findet hier neben den sehr dünne gesäeten Bemerkungen statistischen, oder sonst unterhaltenden Inhalts, die sich hauptsächlich auf Wien und Ofen beziehen, überall aber nach Rec. Bedünken nichts neues enthalten, viel überflüssigen Wortkram, Spaziergänge im Mondscheine, schauerliches Umherwandeln auf Gottesäckern über den Gräbern hin, sehr erbauliche Schiffs und Wirthshausscenen, Monologen und Dialogen von grosser Mannichfaltigkeit, Genieausdrücke, mit unter auch Verse, und was sonst die Klasse empfindsamer, sympathisirender Leser nur immer ergötzen mag. Der erste Theil (s. A. L. Z. 1789. Nro. 28.) liess sich endlich noch lesen, der zweyte aber ist das non plus ultra schriftstellerischer Nachlässigkeit. Rec. erinnert sich nicht, seit langer Zeit in einem Buche auf so viele grammatische Schnitzer gestossen zu seyn. So schreibt der Vf. *Schilterung*, *bockennarbig*, *morten*, *paratox*, *trucken* st. *trocken*, *kriegt* statt *kriecht*, *Schelte* st. *Schelde*, *Päs[s]e* st. *Bässe* (mus. Instr.) *Silueten*, *Petimäter*, *Retude* st. *Redoute*. Von welchem Werthe seine statistischen Nachrichten sind, lässt sich daraus schliessen, dass er das Haus Oesterreich jährlich 7 Millionen Ausbeute von den Gold und Silberbergwerken in Ungarn gewinnen lässt. Die Titelvignetten entsprechen dem Werthe des Buchs vollkommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. December 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

WARSCHAU, b. Gröll: *Obserwacye polityczne Panstwa Tureckiego etc, przez Jegom. Pana Mikoszę.*

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Der *zweyte Theil* begreift vom VIII bis zum XV Kapitel eben so concentrirte Nachrichten vom Hofe und Hofstaat des Sultans, von seinem Privatleben, vom Serail, vom Hofe des Grossweziers, vom Dywan, vom Zustande der Religion, des Handels, der Wissenschaften und der Fabriken, von der Aufnahme fremder Gesandten in Konstantinopel. Meynungen der Türken von den europäischen Völkerschaften. Zustand der itzigen Griechen und Armenier im türkischen Reiche, Zustand der in Konstantinopel ansässigen Juden. Von S. 396 — 415. folgen die beiden moralischen Abhandlungen, die auf dem Titel angezeigt sind. Hier müssen wir uns mit unsern Auszügen noch kürzer fassen. Obgleich der verstorbene Abd'ül-Hamid kein Freund von den zu dem Hofstaat eines Sultans gerechneten Zwergen und Missgestalten war, so befanden sich doch in seinem Palaste einige zwanzig bis dreyssig so genannte Hofnarren und Possenreisser. — Jede Unannehmlichkeit und was nur je die Unzufriedenheit des Pöbels reizen kann, wird dem Ministerium des Grossweziers zur Last gelegt, und dieser Minister sodann entweder der Tyranney, oder der Schwäche beschuldigt, obgleich die Quelle davon immer das Serail oder der Monarch selbst ist. So gross auch die Macht und das Ansehen dieses Staatsbedienten seyn mag, so hat man doch der vielleicht scheinbaren Möglichkeit, die Reichsgrundgesetze durch ihn verändert, und seinen Ehrgeiz an der Spitze einer Partey zu sehen, viel zu starke Dämme und viel zu gefährliche Abgründe entgegengestellt. Man hat kein Beyspiel, dass ein Wezier eine Revolution im Innern des Reichs gestiftet habe; aber man hat deren tausend, wo er ein Opfer der Rache und der Demüthigung geworden ist. Auch dieser Zeuge bestätigt die ausserordentlichen Freyheiten, deren das schöne Geschlecht bey den Türken geniesst, oder die es sich zu verschaffen weiss. Im Harem eines reichen Türken wird nichts gethan, als gesungen, auf einem Instrument gespielt, und auf Putz und Schönheitsmittel raffinirt. Es sind Beyspiele genug vorhanden, dass selbst Christen und Ausländer die Liebe einer schönen Türkin zu gewinnen gewusst; ja die Türken erzählen sich die Liebschaften und verliebten Streiche ihrer Weiber zum Zeitvertreib, die Lebhaftigkeit der letztern aber und ihre grosse Neigung zu Ausschweifungen, findet tausend Mittel, sich der Gewalt der Männer zu entziehen. — Frankreich gewinne im Handel mit den Türken jährlich 20 Millionen (polnische Gulden? 3¼ Mill. deutsche Thaler.) England gegen 15 Millionen (2½ Mill. deutsche Thaler.) Russland, durch seinen Pelzhandel, Eisen und andre Producte beynahe so viel als Frankreich; vermöge der Communication mit dem schwarzen Meer sey Russlands Handel jährlich gestiegen. Der Handel mit der Türkey erfodere weiter keine grossen Handelskenntnisse, nur Sparsamkeit und gute Wirthschaft. Die ausländischen Handelsfactore, die ihr Glück unter den Türken machen wollen, sind zu sehr an Zerstreuungen und gesellschaftliche Ergötzlichkeiten gewöhnt, die sich bey der eingezogenen und düstern Lebensart der Othmanen nicht befriedigen lassen; man erschöpft sich also durch ausgesuchte kostbarbezahlte Zeitvertreibe, macht ein grosses Haus, unterhält Freudenmädchen — und veranlasst dadurch die zahlreichen Bankerutte, wodurch ein, in kurzer Zeit erworbener, Reichthum wieder zu Grunde geht. — Der durch Armenier und Juden zwischen Polen und diesem Reiche geführte Handel ist nicht der Rede werth; ist vielmehr wahrer Ruin für Polen, dessen baares Geld für häufig eingehende türkische Waaren ohne Eintauschung inländischer Producte immer mehr aus dem Lande geführt wird. Es ist ein wesentlicher Fehler der zeitherigen Regierung gewesen, dass man auf diese Verminderung des baaren Geldes kein wachsameres Auge gehabt. Hr. M. giebt Winke, wie dieser Handel ausgebreiteter, und für das Vaterland vortheilhafter gemacht werden könne, und schlägt zu dem Ende eine von der Regierung abhängige durch Actien, die eine Schatzbank dirigirt, in Thätigkeit gesetzte Handlungscompagnie nebst einer das ganze Handels- und Manufacturwesen administrirenden Handelsbörse vor. — Die Türken sind in der Geschichte des Auslandes völlig unerfahren; ihre Landesgeschichte hingegen wissen sie an den Fingern herzusagen. Hier kann ein die Landessprache erlernender grossen Vortheil von ihnen ziehen, indem er durch Kopierung einzelner Stücke ihrer Geschichte, welche die Nation mit grosser Sorgfalt aufbewahrt, zu einer viel grössern Zuverlässigkeit gelangt, als durch den mühsamsten Fleiss der Ausländer. — Von den Deutschen haben sie jetzt eine sehr hohe Meynung; ein Türke schätzt es für ein Glück, lange in Bosnien, Servien, Dalmatien, in ihrer Nachbarschaft gelebt zu haben. Aus den Venetianern und dem Pabst wird gar nichts gemacht; letztern charakterisiren sie als einen, die Völker und Fürsten unter dem Titel der Heiligkeit, der Ablässe und Bannstrafen beherrschenden Intriganten. (Die Geschichte der Päbste möchten sie demnach wenigstens vom Hörensagen nicht schlecht inne haben; dass diess ein Katholik in Polen schreibt, und eine polnische

nische Censur nicht anstösig findet, wird wohl nicht unbemerkt bleiben.) — Hier müssen wir abbrechen, ob wir gleich noch manches ausheben könnten. Wenn wir aber auch nicht für alle und jede Nachrichten des Vf. geradezu die Gewähr leisten möchten, ja wenn auch manches nicht sowohl aus der Autopsie desselben, als aus Wiedererinnerung aus andern Büchern herzurühren scheint; so sind doch unstreitig viel wahre und gegründete eigene Bemerkungen darunter. Bey der S. 310, 311. gelieferten Grabschrift eines berühmten Renegaten, Achmet Pascha, beruft sich der Vf. selbst auf den Augenschein. Was manchen Betrachtungen an Detail hin und wieder abgeht, das gewinnen sie dagegen wieder an glücklicher Zusammenstellung, an Richtigkeit und Festigkeit des Gesichtspunkts und an Totalität der Uebersicht. Auch da, wo der Vf. bekannte Dinge vorzutragen, oder etwas zu weit auszuholen scheint, hat er ihnen durch die geschickte Vereinigung unter einen belehrenden Gesichtspunkt ein neues Interesse zu geben gewusst. Hie und da trifft man auf recht angenehm überraschende Spuren des kühnen, unbefangenen Denkers, wovon wir nur S. 216. den Spott über das Keuschheitsgelübde der Klosterjungfrauen, und S. 254. 55. die Anspielung auf die hierarchischen Anmasungen des geistlichen Standes zum Beweise anführen wollen. — Nur noch ein paar Worte werden uns über den Vf., als Schriftsteller aus einer Nation erlaubt seyn, von deren Literatur und schriftstellerischen Talenten man unter uns, wie Rec. davon belustigende Beweise erhielt, noch viel zu *chaotische Begriffe* hat. Ueberhaupt wird man diesem Vf. Ordnung, Präcision und Deutlichkeit nicht absprechen können. Seine Schreibart zeugt von ausgesuchter, feiner Bildung, sein Vortrag ist lebhaft, und seine Einkleidung unterhaltend und angenehm. Sein Stil ist, wie er sich für diese Materie schickt, eine schlichte, edle Prose; nur zuweilen, besonders bey den allgemeinen Urtheilen, wird er blühender, und in manchen Stellen erhebt er sich durch ausgesuchte Wörter, Redensarten und Bilder fast zu weit über die erzählende Schreibart.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BRAUNSCHWEIG: *Des Braunschweigischen Obristlieutenant Mauvillon gerichtliche Verhöre und Aussagen, den Verfasser der Schrift: Bahrdt mit der eisernen Stirne betreffend.* 1791. 7½ B. 8.

Die boshafte Verläumdung, nicht des gelehrten, sondern des sittlichen, Charakters rechtschaffener Männer, und die Sittenlosigkeit, welche den Inhalt der in dem Titel erwähnten Schrift ausmacht, und vielleicht einige ziemlich allgemein herumlaufende Gerüchte über den Verfasser derselben, hatte vermuthlich die hannöverische Justizkanzley bewogen, eine Untersuchung darüber anzustellen. Es scheinet, als wenn die braunschweigischen Gelehrten edel, und wir können wohl hinzufügen, richtig genug dachten, von diesem Pasquill weiter keine Notiz zu nehmen, als dass sie vielleicht unter einander von jenem Gerüchte sprachen, und dass wohl Hr. *M.* ein oder das andre mal die Gründe laut und öffentlich anführte, die ihn bewogen, denselben beyzutreten. Denn die hannövrische Justizkanzley requirirte, das braunschweigische Kriegscollegium, Hn. *M.* aufzulegen, seine in Ansehung des Verfassers und Verlegers jener Schrift hegenden gründlichen Vermuthungen und gesammelten Data anzuzeigen. Als Hr. *M.* dazu zum erstenmale vor das Kriegsgericht gefodert wurde, so weigerte er sich mit vieler Delicatesse, auf die Frage zu antworten. So sagte er unter andern, dass nach seiner Ueberzeugung auch der Vf. eines Pasquills, sey es auch noch so schändlich, der Pressfreyheit geniessen müsse, und dass er bey dieser Denkungsart keinen Unterschied darinn fände, ob der Pasquillant Andre, oder ihn selbst angriffe. Ferner: dass er in beiden Fällen, man möchte ihn vor diesem Gerichte als Officier oder als Schriftsteller betrachten, sich nicht auf die Beantwortung der Frage einzulassen wünschte. Denn, so wie es einem Officier schimpflich sey, die Obrigkeit mit seinen persönlichen Streitigkeiten zu behelligen: so sey es gleich schimpflich für einen Gelehrten, wenn er die seinige um Hülfe anriefe, indem er gleichfalls dadurch öffentlich zu erkennen gäbe, dass er sich seinem Gegner nicht gewachsen fühle. Vor dem Publicum getraue er sich zwar, den Verfasser der Schrift deutlich zu beweisen; aber er fühle einen unüberwindlichen Widerwillen, es vor Gericht zu thun. Denn das, was er könne, könnten mehrere, ja es sey in dem ihm bekannten gelehrten Publicum nur eine Stimme über diesen Verfasser, und sein Name würde gewiss schon von tausend Enden erschollen seyn, wenn man nicht befürchtete, ihn dadurch den Gerichten zu überliefern, welches kein delicatdenkender Gelehrter thun würde, wenn er auch noch so sehr durch ihn beleidigt sey. Er selbst würde viel lieber alles thun, ihn davon zu retten. Anstatt dass dem Verfasser also eine gerichtliche Untersuchung schädlich seyn solle, diene sie ihm vielmehr zur Schutzwehr, indem sie verhindere, dass man seinen Namen nicht laut nenne, und also nicht die einzig gerechte Strafe auf ihn gebracht würde, die seine Handlung rächen müsse, nemlich Schimpf und Schande vor den Augen des Publicums, und eine allgemeine Verachtung. — Das Braunschweigische Kriegscollegium übersandte diese Antwort an die Justizkanzley in Hannover, die sich aber dabey um so weniger beruhigte, da Hr. *M.* seine Vermuthungen gar nicht abgeläugnet hatte. Auf eine wiederholte Requisition wurde er also abermals vor das Kriegsgericht gerufen, und konnte sich jetzt nicht mehr weigern, demjenigen ein Genüge zu leisten, was seine Obrigkeit von ihm verlangte. Nachdem er sich noch eine Frist von 4 Wochen erbeten hatte, so gab er einen schriftlichen Aufsatz zu Protocoll, welcher den eigentlichen Inhalt der Druckschrift, die wir vor uns liegen haben ausmacht. Er führt den besondern Titel: *Des O. L. Mauvillon gründliche Vermuthungen und gesammelte Data, nach welchen er fest überzeugt ist, dass der Verfasser der Schrift: Bahrdt mit der eisernen Stirne etc. kein andrer Mensch ist, als der Hr. Ritter von Zimmermann.* Der Beweis, den Hr. *M.* für diese Behauptung führte, welche freylich durch ein allgemeiner Gerücht schon bekannt genug war, ist nicht juristisch, ist nicht hergenommen von vielen grossen oder kleinen Entdeckungen, die man sonst in den gewöhn-

gewöhnlichen Streitigkeiten dieser Art auf eine gute oder verwerfliche, ehrliche und unehrliche Art, zu machen sucht, um seiner Aussage Schein oder Gewissheit zu geben, sondern Hr. *M.* fährt edler Weise fort, auf dem Wege die Wahrheit zu suchen, den er sich in dem ersten Promemoria selbst vorzeichnete. Er ist nicht nachspürender Gegner, sondern kritischer Untersucher der Schrift selbst, der bloss aus derselben seiner Angabe eine moralische Gewissheit zu geben sucht. Er thut dieses mit so kaltem Blute, so ohne alle Invectiven oder harte Ausdrücke gegen den Hn. *v. Z.*, dass man dieses nicht genug loben kann. Wir können nun zwar ihm in diesem ganzen Beweise nicht nachfolgen; doch wollen wir die Hauptsätze hersetzen, aus welchen unsere Leser auch den Gang desselben hinlänglich werden beurtheilen können: 1) Hr. v. Z. ist schon als ein Verfertiger von Schmähschriften bekannt. Beweise davon sind diejenigen Stellen in seinen Schriften, welche Obereit, die berlinischen und und braunschweigischen Schriftsteller in dem Buche über die Einsamkeit, den Fragmenten u. a. betreffen. Da nun in der erwähnten Schrift lauter Gegner des Hn. *v. Z.* gemisshandelt werden, so kann man wohl vermuthen, dass er sie auch geschrieben haben könnte. 2) Wahrscheinlicher wird dieses noch dadurch, dass der Vf. der Schmähschrift der witzigsten Schrift, die gegen Hn. *v. Z.* geschrieben ist, nicht im mindesten erwähnt, gewiss um das Andenken an dieselbe auf keine Art zu erneuern, da sie gar zu tief verwundete. 3) In dieser Schmähschrift, und in allen seinen andern Schriften, liegen einige Hauptgedanken zu Grunde, als: : Alle Gelehrten beneiden den Hn. *v. Z.* nicht sowohl wegen seiner überlegenen Gelehrsamkeit, als wegen der Gnade, die er von grossen Herrn geniesset, und wegen seiner Vertraulichkeit mit denselben. Ferner: gegen Hn. *v. Z.* ist von diesen Gelehrten eine allgemeine Verbrüderung zur Herabsetzung seines Ruhms geschlossen. Die Stellen, welche in den vorigen *Z.* Büchern mit Bahrdt m. d. e. St. in völliger Uebereinstimmung stehen, sind angeführt. 4) in dem Stil und einzelnen Zügen der Schandschrift u. d. gl. ist eine so frappante Uebereinstimmung mit den übrigen *Z.* Schriften, dass jeder andre, der sie hätte schreiben wollen, erst es sich zu einem besondern Studium machen müssen, so seinen Stil nach dem *Z.* zu bilden. Die Ausführung dieses Beweises ist der ausführlichste Theil der Schrift, und zerfällt in manche Unterabtheilung. Hr. M. kommt dabey auf dasjenige, was in der Schandschrift ihn selbst betrifft, und spricht darüber mit einer bewundernswürdigen Gleichgültigkeit und ungemeinen Bescheidenheit. Es steht übrigens nicht zu läugnen, dass, wenn man von einer anonymischen Schrift, die etwa in einer ausgestorbenen Sprache abgefasset wäre, so viele Uebereinstimmung mit den Werken eines bekannten alten Schriftstellers fände, die Kritiker wohl wenig Bedenken tragen würden, sie ihm beyzulegen. 5) Der Grund, weswegen jemand schreibt, ist entweder Geld oder Ehre zu verdienen, oder einer heftigen Leidenschaft Luft zu machen. Der Vf. von Bahrdt etc. kann weder das eine noch das andre einärndten. Leidenschaft brachte sie also hervor. 6) Derjenige, der die Schrift verfertigt hat, setzt sich grosser Gefahr aus, und musste eine sehr beträchtliche Summe Geldes aufwenden, wenn er sie in dem Publicum verbreiten wollte. Der ersten wird sich schwerlich jemand unterwerfen, und die andre ausgeben, wer nicht Partey ist. Hr. *Z.* ist bekanntermassen ein so wohlhabender Mann, dass es ihm nicht sauer geworden seyn kann, hundert und mehrere Louisd'or seinem Groll aufzuopfern. 7) Es schwächt diese Beweise nicht, dass die Schrift auf eine gedoppelte Art, schmutzig, grob und plump, hämisch und so beschaffen ist, dass sie ein ehrlicher Mann nicht hätte schreiben können. Denn von den ersten drey Eigenschaften findet man in den Schriften, die der Hr. Ritter unter seinem Namen hat erscheinen lassen, so zahlreiche (von Hn. M. in der That nur zum Theil gesammelte) Beweise, dass man gerade daraus schliessen könnte, dass die anonymische Schrift von ihm herrühre. Den Einwurf, dass die Handlung einem ehrlichen Mann unanständig sey, sucht Hr. M. dadurch zu mildern, dass er meynt, Hr. *v. Z.* habe aus einer so leidenschaftlichen Eigenliebe gehandelt, dass er seiner selbst nicht mehr mächtig gewesen sey, und es selbst nicht gefühlt habe, wie unrecht er thäte. Dass aber der Hr. Ritter oft genug gegen die Regeln der Klugheit in seinen Schriften verstossen habe, davon führt Hr. M. gleichfalls verschiedene Beweise an. Hr. M. erklärt am Ende seiner Schrift, dass es ihm angenehm seyn würde, wenn der Hr. v. Z. ihm darthun wolle, dass er sich geirrt habe; aber er versichert, dass er niemals ihm auf irgend etwas, das er gegen ihn schriebe, antworten würde. — So wahrscheinlich nun Hr. v. M. die Vermuthung, dass Hr. v. Z. Verfasser jenes Pasquills sey, aus kritischen Gründen zu machen gewusst; so blieb doch immer der Fall noch übrig, dass entweder Hr. v. Z. bloss den Stoff dazu gegeben, den ein andrer in Form eines Schauspiels eingekleidet; oder aber dass, wenn Hr. v. Z. gar nichts davon gewusst, sich ein Vorfechter für ihn gefunden, der sich mit Fleiss in seine Manier zu denken und zu schreiben einstudirt habe. Hr. v. Z. hat bekanntlich erklärt, er wolle sich zum *schauderhaftesten* Eide erbieten, dass er nicht Verfasser sey. In Weimar und der Gegend umher gieng nun schon vorher das Gerücht, dass Hr. *v. Kotzebue*, der durch seine dramatischen Arbeiten bekannt ist, wo nicht Verfasser, doch wenigstens Unterhändler sey, und dasselbe ward neuerlich durch einen Artikel in den politischen Zeitungen bekräftigt. Dieser hat nun zwar endlich in einem Avertissement erklärt, er habe den wahren Verfasser bewogen, sich zu nennen, indem er nicht länger Lust habe, fremde Sünden zu tragen. Und siehe da, so eben lesen wir in öffentlichen Blättern, dass ein gewisser Hr. *Traugott Friedrich Lebrecht Schlegel*, aus Jena gebürtig, sich in einer bey *Nicolovius* in *Königsberg* gedruckten Erklärung für den Verfasser angebe. Allein diese Fabel ist, unsers Bedünkens, sehr schlecht erfunden. Hr. Schlegel ist, wenigstens in Jena, nicht dafür bekannt, dass er den Witz, die Bosheit, und die schlechte Denkart habe, die nothwendig der Vf. des Pamphlets: *Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirne* haben musste. Es müssen also andre Anstalten getroffen werden, wenn das Publicum hier nicht vorsetzlich Täuschung ahnden soll.

soll. Es wäre nicht das erstemal, dass der Arglistige einen ehrlichen Tropf beredet hätte, sich für den Sündenbock auszugeben, um den wahren Sünder aus dem Gedränge zu helfen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Leipzig*, b. Jacobäer: *De prudentia, primis naturae*, in formanda adolescentia, recte utendi, *Johann Heinrich Mücke* 24 S. 4. — Das, was die Griechen πρῶτα nannten, Cicero *Prima naturae* übersetzt, und worauf die stoischen Philosophen ihre ganze Moral aufführten, die Anlagen, Meynungen, Triebe, natürlichen Kräfte und Fertigkeiten, verdient allerdings die Aufmerksamkeit kluger Erzieher, und hat den Fleiss der pädagogischen Schriftsteller schon mehrmalen beschäftigt. Hr. *M.* will, nach *Johann Wilhelm Seidlers*, unter *Gesners* Vorsitz im J. 1746 gehaltenen *Disp. de primis Naturae in formanda infantia recte utendis* nur eine Nachlese über die Wichtigkeit dieses Erziehungsgrundsatzes und über die praktische Anwendung desselben in einigen Beyspielen anstellen. Nach einigen vorläufigen allgemeinen Erinnerungen, wo wir doch den von Zeno gegebenen Rath, den Werth und die Beschaffenheit seiner Fortschritte in der Tugend nach der Moralität oder Immoralität seiner Träume zu beurtheilen, S. XI. mit einigen Einschränkungen versehen haben würden, verweilt der Hr. Vf. diessmal nur bey der eingepflanzten Wissbegierde, dem Nachahmungstrieb und der natürlichen gutartigen Schaam. Zuletzt sagt er noch einiges in der Kürze von der Neigung junger Leute zur Freundschaft, und von ihrem Hange zur Fröhlichkeit und zum Vergnügen. In Ansehung der Behandlungsart dieser Gegenstände kam es hier freylich nicht auf tiefgehende psychologische Untersuchungen an, statt deren der Vf. zweckmässig gewählte Stellen alter Schriftsteller ausgehoben und aufgestellt, und zwischen diesen seine eigenen Bemerkungen und Erfahrungen eingeflochten hat. Gehören aber die „*amoenitates oblatas a suavitate Chaeronei illius senis, Boeotii, non boeotico ingenio, sed subtilissime philosophantis*“ S XI. nicht zu der *Floskelsprache*, welche geschmackvolle Schulmänner ihren Zöglingen immer mehr verleiden. nicht aber sie durch ihr eigenes Beyspiel darein verliebt machen sollten.

PHILOLOGIE. *Leipzig*, b. Jacobäer: *Quid adjumenti sacrarum literarum interpreti praestet Homeri cum sacris scriptoribus comparatio.* 1789. 24 S. 4. — Gleichfalls eine Einladungsschrift von demselben Schulmanne. Eine so oft und von so vielen behandelte Materie verstattete fast nur, das bekannte in der Kürze zu wiederholen, und für eine gewisse Klasse von Lesern geniessbar zu machen. Schon Ilgen, den auch der Vf. anführt, hatte den Homer am geschmackvollsten, mit den hebräischen, zumal dichterischen, Ueberbleibseln, verglichen. Der vorzüglichste Gewinn möchte wohl für die richtige Beurtheilung der patriarchalischen Sitten und Denkart resultiren. Auch aus der Vergleichung der Sprache Homers mit den hebräischen Urkunden dürften Vortheile zu erwarten seyn, welche Vergleichung Rec. aber nur nicht nach der sonst gewöhnlichen Art, Hebraismos Homericos zusammenzutragen, angestellt sehen, die Vortheile selbst aber *nicht so wohl* aus einzelnen grammatischen Formeln und Redetheilchen, *als vielmehr* aus der richtigen Schätzung und Gegeneinanderhaltung des ganzen Costumes des Vortrags, nach Hurds und Eschenburgs Manier, erwarten möchte. — In dem lateinischen Vortrag beider Abhandlungen glaubt Rec. eine gewisse Weitschweifigkeit und steife Ubertät wahrgenommen zu haben, die die Lesung derselben weniger angenehm machte. — Die S. XIII u. XIV. der letzten Schrift wider die hypothetische Annahme altpatriarchalischer Fragmente in den ältesten hebräischen Büchern vorgetragene Aeusserung ist so beschaffen, dass sie dem Vf. weder auswärts den Vorwurf der Heterodoxie, noch eine Verantwortung bey seinen geistlichen Obern in dem Lande, wo er lebt, zuziehen wird.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b Vieweg d. ält.: *D. M. Josephi Secundi, Imperatoris Romani; S. Dem Geist Josephs des Zweuten, Römischen Kaisers, geweiht.* 1791. 2 Bog. gr. 8. Das Meisterstück des Hn. v. Birckenstock über Friedrich den Einzigen hat einen Nebenbuhler gefunden, der die Vergleichung, wenn gleich nicht suchen, doch auch nicht scheuen darf. Am Ende unterzeichnet sich Hr. *Daniel Jenisch*, Prediger in Berlin. In sehr vielen Stellen ist gewiss das Eigenthümliche der Denkungs- und Handlungsweisen des verewigten Monarchen, worüber die Stimmen der Welt in der Wahrheit zusammentreffen, richtig dargelegt; z. B.: *Absque consiliariis deliberans, absque amicis taedia, molestias patiens.., Ducit, rapit, ubi sequi satius erat, petita relinquit, relicta petit, probanda cum non probandis recidens, aequa cum iniquis moliens, concludit* (besser wohl: *destinat*; concludere ist das *logicalische* Schliessen;) *revocat, revocasse poenitet, poenitetque poenitentiae.* Oder bey Erwähnung der Strafgesetze: *Pro mortis suppliciis humane sublatis inhumanas poenas infligit morte crudeliores, reorum vitae parcus, non dignitatis, non famae non conscientiae.* — Dem Urtheil der Nachwelt über Joseph II ist hier auf folgende Art zuvorgesprochen: *Judicant posteri, nimis poenitenda fecisse, quam ut praedicare possint regem philosophum; nimis dura, quam ut bonum; nimis turbulenta, quam ut magnum; incusantque fatum, tantae virtuti non contigisse nisi gloriam primae proximam.* — Bisweilen scheint es Rec., als ob der Vf. durch die Antithese verführt, einen falschen Gedanken eingemischt hätte: *Nimio rigore justa imperat, nimia austeritate injusta recusat.* Kann ein Monarch *Ungerechtigkeiten* zu streng verbieten? — Auf eine andre Art ward das Vergnügen des Rec. beym Lesen gestört, durch die fast zu sehr gehäuften Verba und Beywörter, und überhaupt durch zu grosse Redundanz: *Indignantur, fremunt.* — Die von dem Monarch zu wenig geachteten Musen: *Errantes, vagantes, languentes, tremulae receptaculum, patriam, tutelam flagitant.* Letzteres hätte vielleicht allein das ächtrömische: *praesidium* besser ausgedrückt. — Wäre es in dem lapidarischen und überhaupt in dem Aufschriftenstil, die simple Idee durch gesuchte Anspielungen auf ältere Personen und Begebenheiten auszudrücken? die deshalb der Vf. in zuletzt beygefügten Anmerkungen erläutern musste; zumal wenn sie *so weit* von dem Hauptgegenstand abführen, wie das, sonst schön gewählte, Beyspiel Cäsars, der durch den ersten Baumhieb, Muth zum Fällen des heil. Walds den Druiden einflösste, hier auf die Aufhebung der Klöster angewandt, von denen doch auch *zu viel* und *nur böses* gesagt ist! *Recessus obscuros, foedos, teterrimos, stuporis, pigritiae umbracula, nequitiarum omnium latibula; fucorum, humani generis depraedatorum domicilia.* — Die Latinität ist meistes rein und adäquat. *Audit moribundis auribus* dürfte schwerlich zu rechtfertigen seyn. — Eine deutsche, sehr wohl gerathene, Ueberfetzung steht daneben, in welcher uns die *Kolofoniumblitze*, von den kraftlosen Bannstrahlen gebraucht, *unter der Würde des Aufschriftenstils* zu seyn scheinen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. December 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Dessau, b. Heibruch: *Neueste Geschichte der Reformirten Kirche in der untern Pfalz*, aus ächten Quellen erläutert. *Tantum religio potuit suadere malorum!* 1791. gr. 8. Vorr. XIV S. Geschichte 255 S. Urkundenbuch 216 S.

Schon seit mehreren Jahren begierig nach einer männlichen und treffenden Darstellung der vielen, unerhörten, unglaublichen, und in ihrer Art zu unseren Zeiten *einzigen* Bedrückungen, die die Reformirten in der Pfalz seit 1685. bis auf den heutigen Tag mit einer ganz beyspiellosen Gedult, und mit einem frommen Unterwürfigkeitssinne ertragen, ergriffen wir vorliegendes Werk mit wahrem Heisshunger, und freuten uns, unsre Erwartung in den meisten Stücken befriedigt und ein Werk vor uns zu sehen, das wir jedem ernsten Freunde der aufgeklärteren Denkungsart, und der historischen Wahrheit mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit empfehlen können. Der freymüthige Vf. theilet seine Geschichtsdarstellung in sechs Kapitel; im ersten giebt er eine Einleitung zur allgemeinen Kenntniss des Religionszustandes in der untern Pfalz, bis auf die Zeit des Ryswickischen Friedens. Im zweyten beschreibt er den Zustand der Ref. Kirche in der untern Pfalz, mit den hauptsächlichsten Religionsbeschwerden nach dem Ryswickischen Frieden bis zum Tode Churf. Johann Wilhelms. Im dritten den Zustand der Ref. Kirche in den ersten Jahren der Regierung Churf. Carl Philipps. Im vierten Kap. die Geschichte der Ref. Kirche nach der Kaiserlichen Paritionsverordnung, bis zum Tode Churf. Carl Philipps. Im fünften den Zustand der Ref. Kirche unter der Regierung Carl Theodors bis zur Vereinigung der pfälzischen und bayerischen Länder; im sechsten, die neueste Geschichtsperiode der Ref. Kirche bis zum Tode Kaisers Joseph II.

Unmöglich scheint es dem Rec. aus dem ganzen Werk einen darstellenden Auszug zu entwerfen, indem das Ganze ein sehr feines, nie aus den Augen, noch aus den Händen verlornes, immer fortgerücktes Gewebe von theils listigen, theils gewaltthätigen, Eingriffen und Bedrückungen darstellet, welches die *heiligen Väter* der Gef. Jesu unter schwachen und irregeführten Fürsten durch Hülfe einer bigotten Regierung und der Landesbeamten mit einer ihnen, ganz eigenen, Unverdrossenheit und mit einer unglaublichen Härte gegen die Reformirten gesponnen, verfertiget, und noch bis auf diese Stunde fortgesetzt haben. Was an diesem historischen Buche dem Rec. vorzüglich gefallen hat, ist nicht bloss die männliche und freymüthige Darstellung der Thatsachen, die Unparteylichkeit und Kälte der Vernunft im den Urtheilen, die richtige und glückliche Verbindung der Begebenheiten mit ihren Triebfedern und Veranlassungen, die wahrhafte Auseinandersetzung der Foderungen der Lutheraner gegen und an die Reformirten, die verdiente Rügung selbst der Fehler, welcher der Kirchenrath zu verschiedenen und auch in den allerneuesten Zeiten sich schuldig gemacht hat, das lichtvolle, und doch nicht zu blumenreiche, Gewand, worinn er die Thatenreihe einhüllet, der möglich grösste Fleiss, seine Angaben mit Urkunden zu belegen, sondern vorzüglich der scharfe, und ungemein tief eindringende Blick des Vf. in der ganzen Geschichte, nie den versteckten Plan aus den Augen zu verlieren, nach welchem die Jesuiten, der Fürsten Beichtväter, der geheimen Räthe und Räthe Lehrer, der Landbeamten gnädige Protectoren, alles darauf angelegt haben, auf den Trümmern des Protestantismus und der Protestanten in der untern Pfalz die Katholische Kirche empor zu heben, und den Katholiken Alles, *Aemter, Rechte, Einkünfte* und *Güter, sub quocunque titulo*, und *quovis modo* in die Hände zu spielen. Rec. besinnet sich seit vielen Jahren nicht, ein historisches Werk von dieser Art gelesen zu haben, worinn fast der ganze Grund und Zusammenhang jesuitischer, verschmitzter und arglistiger Rathschläge so anschaulich aufgedeckt, so sorgfältig und so treffend fürs Publicum ins Licht gestellt worden sey, als in diesem Werke und schon aus diesem Gesichtspuncte verdienet dies Buch bestens empfohlen, und von einem jeden Freunde der Geschichte mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden; freylich wird den Leser öfters der lebhafteste Unwille über Fürstenschwäche und Pfaffenränke anwandeln, wer aber Welt und Geschichte kennet, wird sich auch darauf gefasst halten. Man glaubt es in den beiden letzten Abschnitten dem Vf. selbst anzumerken, dass er der Darstellung der mancherley ausgeübten Greuel und Ungerechtigkeiten endlich müde geworden, und sich gefreuet habe, das Ende seines Ziels erreicht zu haben; wenigstens eilet er in seiner Darstellung der neuesten Geschichtsperiode sehr glimpflich zum Ende, und liefert gewisslich manche Bedrückung nicht so ausführlich, und nicht so vollständig, als er dieselbe wahrscheinlich hätte liefern können. Dankbar für das, was er geliefert hat, wollen wir dem Vf. diese Eile nicht verargen, und vielmehr hoffen, dass er seiner wirklich verdienstvollen Arbeit ein stets wachsames Auge gönnen, und uns einmal ein eignes mit eben der Genauigkeit und dem Fleiss, den er in dieser ganzen Schrift bewiesen hat, bearbeiteten Werke über den Zustand der Reformirten Kirche in der untern Pfalz unter Karl Theodor schenken werde. Um unsere Leser mit der männlichen und freymüthigen Darstellung unsers Vf. einigermassen

massen bekannt zu machen, wollen wir nur zwey Stellen, wie sie uns am ersten aufstossen, aus diesem Buche ausheben: *Baierns jetziger Zustand*, S. 6. „Baiern spielt seit einigen Jahren vor den Augen Deutschlands wiederum eine Rolle, die der Philosophie unsers Jahrhunderts eben so wenig Ehre macht, als sie den günstigen Erwartungen entspricht, die man unter der Regierung *Maximilian Josephs* von der Nation hegte. Der Dämon der Finsterniss und des Aberglaubens, der dieses Land schon seit mehreren Jahrhunderten unumschränkt beherrschte, schien sich zu Ende dieser Regierung nur auf kurze Zeit zu entfernen, um seine Macht unter der gegenwärtigen mit verdoppelten Kräften über die Nation zu verbreiten. Die Regierung, die von der katholischen Klerisey und ihren Kreaturen, ohne es zu merken, von jeher darinn missgeleitet ward, behandelte die unter dem Schutz des vorigen Churfürsten hervorgetretenen aufgeklärten Männer, die ihr Vaterland durch öffentliche Schriften von den Fesseln des geistlichen Despotismus zu befreyen suchten, mit einer beyspiellosen Härte und Grausamkeit. Hier zeigten sich Beyspiele, wo man offenbare Gewalt gebrauchte, um Publicität zu verhindern, wo Zuchthäuser, Kerker, und Landesverweisungen denen gedroht wurden, die freymüthig schrieben, wo ächter Patriotismus und Vaterlandsliebe unterdrückt, und die freye Stimme des Bürgers von Henkershänden misshandelt ward." — *Der Lojoliten fortdaurender Einfluss in den neuesten Zeiten*. S. 233. „Die Väter der Gesellschaft Jesu bestunden zwar nicht mehr in *Conventen* und *Ordenshäusern*, jedoch war der Geist des Jesuitismus an dem Hofe zurückgeblieben; sie regierten indessen durch ihre Schüler in den Collegien und auf dem Lande, und es giengen kaum einige Jahre vorüber, so erhoben sie ihr Haupt aufs neue, als der berüchtigte P. Frank den Beichtstuhl des Regenten einnahm, und seine Künste über das Gewissen des Churfürsten auf mannichfaltige Weise spielen liess. Der schädliche Diensthandel dauerte bey Hofe überall fort, und wurde allmählig immer höher getrieben. Die Folgen die sich davon auf das reformirte Kirchenwesen bey Besetzung der dahin gehörigen Stellen, obgleich nur mittelbar, verbreiteten, mussten zugleich nach und nach das Vermögen mancher bemittelter protestantischen Familien entkräften; weil sich für ihre Nachkommen keine andere Versorgungsart in dem Lande eröffnete, und keine protestantische Stimme mehr in den höhern Landescollegien gehört werden sollte. Unter diesen Umständen war es wohl nicht mehr möglich, dass irgend eine Klage des reformirten Kirchenraths oder der Geistlichkeit, über ihre aufs neue empfindlich gekränkten Rechte, unmittelbar an den Churfürsten kam. Die erklärten Gegner der prot. Kirche waren gewohnt, den reformirten Kirchenrath mit Verweisen und Drohungen in Schrecken zu setzen, und es fehlte den meisten seiner Mitglieder dagegen an der nöthigen Unerschrockenheit und Uebereinstimmung. Jede Bittschrift, die vorher durch die Hände der Minister gieng, ehe sie der Churfürst sah, konnte entweder Jahre lang aufgehalten, oder ganz unterdrückt werden, und an einen Fall, wo der Landesregent durch einen höheren Richter an die Pflichten gegen seine Unterthanen erinnert werden sollte, getraute man sich nicht zu denken; will geschweigen davon öffentlich zu reden oder zu schreiben."

PRAG, b. Diesbach: *Devotus ad aram Sacerdos, sive Adminicula sacrificii Missae devote celebrandi*, in quatuor partes distributa. 1788. 240 S. 8.

Der katholische Priester ist verbunden, vor und nach der Messe einige Gebete zu seiner eignen Erbauung zu beten. Sie sind in dem sogenannten *Vade mecum pii Sacerdotis*, und ähnlichen Gebetbüchern gesammelt, und machen gemeiniglich die absurdeste und geschmackloseste Lectüre aus, die jemals dem menschlichen Geist aufgetischet ward. Wenn nach den Grundsätzen der kath. Kirche, zu der Rec. auch gehört, vor und nach der Messe von den Priestern etwas gebetet werden soll, warum geben sich die Bischöfe, die jetzt an der Aufklärung ihrer Diöcesangeistlichkeit so eifrig arbeiten, nicht auch die geringe Mühe, durch das Vehikel eines solchen Vade mecum gute, geniessbare Sachen zur Belehrung, Erbauung und Aufklärung gemeiner Priester drucken zu lassen? Es wäre gewiss besser, wenn der Priester vor oder nach der Messe eine Betrachtung aus Sturms Erbauungsschriften läse und beherzigte, als dass er aus dem Vade mecum pii Sacerdotis alle Tage eben dasselbe dumme Zeug, zur gänzlichen Abstumpfung seines Geistes und Herzens, wiederholt. Das vorliegende Büchlein ist vom gewöhnlichen Vade mecum nur darinn unterschieden, dass es noch weitläuftiger, aber auch abgeschmakter als jenes ist. Die crasseste Mönchsmoral ist darin, in dem elendesten Latein, zusammengestoppelt. Welcher aufgeklärte kath. Theolog wird nicht erröthen, wenn er das Compendium vitae et passionis Christi, per missae Sacrificium significatae S. 209 ff. liest? Rec. würde sich von der Aufklärung in Böhmen, wo dieses Product im J. 1788 erschien, keine grossen Begriffe machen können, wenn er nicht wüsste, dass bey allen Bemühungen, die man sich in den österreichischen Staaten giebt, den alten Sauerteig des Aberglaubens und der Mönchsmoral auszufegen, es doch an Kindern der Finsterniss nicht fehlen kann, denen es hie und da glückt, ihr altes Unkraut noch mit gutem Erfolg unter den guten Saamen auszustreuen, und die sich gerade ähnlicher Volks- und Priesterbücher am meisten bemächtigen, um ihre elenden und sinnlosen Bigotterien, unter dem Scheine der Andacht, annehmlich zu machen, und, wo möglich, zu verewigen.

OEKONOMIE.

ALTONA u. LEIPZIG, b. Hammerich: *Anmerkungen über den Kattunbau*, erster Theil, zum Nutzen der dänischen westindischen Colonien, von *Julius Philipp Benjamin von Rohr*, mit einer Vorrede von *D. Philipp Gabriel Hensler*, Archiater und Professor in Kiel. 1791. 9 Bogen. 8. (8 gr.)

Wenn gleich das Klima in Deutschland und noch weniger in Dänemark die Erziehung der Baumwolle in beiden Ländern nicht gestattet; so ist doch jenem, wegen der Menge seiner Kattunfabriken, und diesem besonders wegen seiner westindischen Colonien, an einer zuverläs-

sigen

figen Belehrung von dem Anbaue dieses Gewächses und den Kennzeichen seiner Güte viel gelegen. Eine solche Belehrung war der in Königl. Dänischen Diensten als Oberconducteur und Bauinspector stehende Vf. des gegenwärtigen Buchs zu ertheilen; um so eher vermögend, da die Beschäftigung mit jenem Gegenstande der Hauptzweck seiner Absendung nach Amerika war. Noch jetzt hat derselbe allda, nemlich zu St. Croix, seine Wohnung und eine Kattunplantage. In der Einleitung giebt er hinlängliche Gründe an, warum der Pflanzer, der Kaufmann und der Fabrikant durch die Linneische Erklärung von fünf Arten von Kattunpflanzen gegen Irrthum und Betrug nicht gesichert werde, und ziehet hieraus und aus seinen eigenen Beobachtungen die Folgerung, dass man die Unterscheidungsmerkmale aller Kattunarten, nicht von der Figur der Blätter, noch der Blattansätze, noch der Blüte etc., sondern allein von der Structur des Saamens hernehmen müsse. Daher beschreibt er denselben im *ersten* Kapitel genau und ausführlich, bestimmt vier Hauptarten des Saamens nach seiner Oberfläche und hiernach diejenigen Kattunpflanzen, deren Anbau er am vortheilhaftesten gefunden hat, nemlich unter den angeführten 29 Arten: den rothen Sorel-, Jahrrund-, und groben Jahrrundkattun, mit rauhen und sehr schwarzen Samen, den Indianischen und weissen Siamschen Kattun, mit ganz glatten und schwarzbraunen Samen. Unter den übrigen Kattunpflanzen hingegen, deren Saamen theils eine dünne, mit kurzen Haaren besetzte Oberfläche hat, theils ganz mit Filze, oder mit Haaren, oder mit beiden zugleich so dicht besetzt ist, dass man die Farbe der Schaale darunter nicht sehen kann, hat er keine als vorzüglich nutzbar ausgezeichnet. Das *zweyte* Kapitel enthält ein langes Verzeichniss von Arten und Abarten der Kattunpflanzen und derselben mannigfaltigen Trivialnamen, mit Bemerkungen über ihre Standplätze, Kennzeichen, Wartung, gute und fehlerhafte Eigenschaften: worauf im *dritten* Kapitel allgemeine Belehrungen von den einzelnen Theilen der Kattunpflanze, auch von ihrer Cultur und ihrem Wachsthume folgen und den Beschluss dieses ersten Theils machen. Ueberall zeigt sich der Vf. als einen sorgfältigen Forscher und Beobachter und als einen erfahrnen Kenner des Kattunbaues; nur nicht so vortheilhaft von Seiten des schriftstellerischen Talents: denn seinem Vortrage mangelt nicht nur schickliche Ordnung, sondern auch oftmals hinlängliche Deutlichkeit. Nützlich bleibt aber dennoch sein Unterricht, und wird es um so mehr seyn, wenn er im zweyten Theile den Pflanzer von der besten Methode des Anbaues und der Wartung, und den Kaufmann und Fabricanten von den bequemsten und sichersten Mitteln des Ankaufes der Baumwolle, der Beurtheilung ihrer Güte und ihrer Bearbeitung und Nutzanwendung belehren wird.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Grundsätze der teutschen Landwirthschaft* von *Johann Beckmann*, Hofrathe und Professor in Göttingen. 8. 1790. Vierte wiederum verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1 Alphab. 18 Bogen. (1 rthlr. 8 gr.)

Von dem längst entschiedenen Werthe dieses Buchs ist hier nichts zu sagen, sondern bloss die Anzeige nöthig, in wiefern dieser Werth durch richtige und nützliche Abänderungen und Zusätze in der nunmehrigen vierten Auflage ist vergrössert worden. Dahin gehöret zuförderst, dass der Hr. Vf. *in der ökonomischen Literatur* viele neue nutzbare Schriften hinzugefüget und dagegen einige andere vorhin angeführte, minder merkwürdige Schriften weggelassen hat. Dies ist gleich Anfangs S. 9. 10. 13. 20. 27 - 30. 33. 34. 36. 38. 84. und hiernächst in der Folge bey einzelnen Materien häufig geschehen: jedoch vermisset der Rec. unter den Wörterbüchern (S. 37.) das neue, sehr brauchbare, obgleich noch nicht vollendete, Realwörterbuch für Kameralisten und Oekonomen des Hn. Kammerdirectors *Strelin*. Nützliche und richtige Zusätze befinden sich *im ersten Hauptstücke vom Pflanzenbaue*: wegen der Erdarten (S. 48. Anm. 3.), wegen der Untüchtigkeit des unter den Namen *Poudre de Providence* angepriesenen Düngesalzes (S. 68. Anm. 3), wegen der Benennung der bestellten Getreidefelder in der Mark Brandenburg nach den Generaltaxprincipien (S. 79. Anm. 2.), wegen der nicht überall nöthigen Abtheilung der Aecker in Beete (S. 90. Anm. 2.), wegen des Pflanzens des Getreides (S. 96. Anm. 2), von der näheren botanischen Beschreibung des Sandhabers, Rauhhabers (S. 118.), wegen der Benutzung einiger zum Geschlechte des Buchweizens gehörigen Arten (S. 125. Anm. 1.), von dem Mahen des Getreides in den sandigen Gegenden von Mecklenburg mit dem sogenannten Sandsprunge (S. 128. Anm. 3.), von der Bedeckung der Feimen oder Dimmen mit einem beweglichen Dache (S. 130. Anm. 2.) von dem Krebse und dem Roste als Krankheiten des Getreides (S. 145. 146. Anm. 4.), von noch mehreren dem Getreidebaue hinderlichen Arten des Unkrautes (S. 153. 154.), von noch einigen andern Futterkräutern (S. 162. 163.), von der Einsammlung des Kleesaamens (S. 166. Anm. 4.); auch von einigen andern nutzbaren Kleearten (S. 168.), von den sogenannten Heinzen der Schweizer zur geschwinden Abtrocknung des Heues (S. 179. Anm. 2.), von den Heu und Getreideschöbern in den der Stadt Hamburg zugehörigen Vierlanden (S. 180. Anm. 1.), von noch einigen Arten dem Viehe, oder doch der Milch und Butter nachtheiligen Unkräutern (S. 181. 182.), von den Rettichen und Radiesen (S. 220. Anm. 7.), von einigen Orten, wo wilder Spargel wächst (S. 242. Anm. 4.), von den Pflanzen mit versilberten, oder vergoldeten, oder bunten Blättern zur Zierde der Gärten (S. 267. Anm. 4.), von noch mehreren Arten des Unkrauts in Gärten (S. 267. 268.). von dem Nutzen des Absäugens bey allen Obstarten (S. 287. Anm. 3.), von der Struktur und dem Wachsthume des Kirschbaums (S. 304. Anm 1.), des Pflaumenbaumes (S. 309.), des Apricosenbaumes (S. 310. Anm. 1.), des Pfirschenbaumes (S. 311. Anm. 1.), des Mispelbaumes (S. 318. Anm. 1.), von den Büchen und einer seltenen Structur derselben (S. 353. Anm. 4.), von noch andern Arten Ahornbäume (S. 358.), auch Vogelbeerbaume (S. 361.) der Vogelkirsche (S. 362.), dem Weidenbaume (S. 366. 368.), von noch einigen mehreren Waldstauden und wilden Obstarten (S. 370—381.), wegen des Tabaksbaues in Deutschland (S. 410. Anm. 3.), und vom Trocknen des Tabaks (S 410. Anm. 2.). Wenigern Zuwachs hat *das zweyte Hauptstück von der Viehzucht* erhalten, nemlich vom Verhältnisse des Gebrauchs der Pferde und der Ochsen zum Ackerbaue (S. 429. Anm. 2.), von der

der Zuzucht der Füllen (S. 436. Anm. 2.), von noch einigen vortheilhaften Heckerlingsmühlen (S. 439. Anm. 3.), von wilden Stutereyen, halbwilden Gestüten, zahmen Gestüten und Landgestüten (S. 442. Anm. 2.), von Anlegung der Luftzüge in den Schafställen (S. 469. Anm. 2.), von der Erziehung und Mästung der Schildkröten (S. 505. Anm. 4.), von dem Zerstossen der Drohnentafeln mit einem Messer zur Verhütung des Schwärmens schwacher Bienenkörbe (S. 517. §. 449.), vom weissen und rothen Maulbeerbaume (S. 530. 531. Anm. 2. 3.), und von den Mitteln zur Tödtung der Seidenraupen in ihren Gespinnsten (S. 534. Anm. 1.). Das *dritte Hauptstück von Gewinnung der Mineralien* ist unverändert geblieben und zuletzt in der Lehre von den Landgütern bloss eine Anmerkung von der Berechnung des Ertrages dieser Güter in England hinzugefüget worden. (S. 558. Anm. 2.). Ausserdem hat auch Rec. ein Paar Abänderungen wahrgenommen. S. 118. befindet sich, statt der vorherigen Vermuthung, dass der Sandhaber aus dem schwarzen Haber entstanden sey, die Anmerkung, dass jener Haber wohl eben so einträglich, als irgend eine andere Art, sey; und S. 311—313 ist unter den Pfirsicharten die *Rosanne* nicht wieder mit angeführet. Ungeachtet der vorbemerkten vielfältigen neuen Zusätze ist doch die Bogenzahl des Buches nicht vergrössert, und solches, zur Beybehaltung des bisherigen Verkaufspreises, durch kleineren und engeren Druck bewerkstelliget worden.

Zürich, b. Orell u. Comp.: *Theoretisch-praktisches Handbuch für Oekonomie, Bergbaukunde, Technologie und Thierarzeneywissenschaft*, von einer Gesellschaft bearbeitet und herausgegeben von *Bernhard Sebastian Nau*, kurfürstl. Hofgerichtsrathe und Professor in Mainz. Erster Band. Mit Kupfern. *A.* 1791. 2 Alphab. 1½ Bogen. 8. (2 Rthlr.)

Wissenschaftliche Wörterbücher gehören zwar überhaupt zu denjenigen gelehrten Arbeiten, welche am wenigsten vervielfältigt werden sollten: weil sie, als aufgethürmte Haufen aus ihrem natürlichen Zusammenhange gerissener Bruchstücke, keine richtige Kenntniss vom Ganzen geben, dem gründlichen Gelehrten wenig und nur zuweilen zur Bequemlichkeit des Nachsuchens nützen, den Lehrling und den Halbgelehrten aber verleiten, sich mit mangelhaften Kenntnissen zu begnügen und weise zu dünken, und hiedurch der Ausbreitung richtiger und vollständiger Kenntnisse eher hinderlich, als zuträglich sind. Gegen Mangel an brauchbaren ökonomischen Wörterbüchern sind wir auch ohnedem durch *Strelins* Realwörterbuch für Kameralisten und Oekonomen, *Krünitzens* Encyclopädie und *Schützens* Auszug daraus, etc. — gesichert. Wenigstens scheint doch auf jeden Fall der Hr. Herausgeber den Plan viel zu weit ausgedehnet zu haben: da er in denselben alle Theile der Oekonomie, der Bergbaukunde und der Technologie, und zwar mit vieler Ausführlichkeit, aufgenommen hat. Dies kann durch den jenen Wörterbüchern in der Vorrede (S. 8.) gemachten Vorwurf, dass in denselben von der Vieharzeneykunde allzu wenig enthalten sey, gar nicht gerechtfertiget werden: denn hieraus würde bloss das Bedürfniss eines für diese Letztere bestimmten Handbuches folgen, oder höchstens würden die jene Wissenschaften betreffenden Artikel nur auf kurze allgemeine Erklärungen und hinzugefügte etwan nöthige Ergänzungen und Berichtigungen der schon gedachten Bücher eingeschränkt werden. — Aber auch selbst die auf dem Titel und in der Vorrede festgesetzten Grenzen hat der Hr. Herausgeber nicht beobachtet, sondern ist sehr weit darüber hinausgegangen: denn in diesem ersten Bande, welcher bloss die unter den Buchstaben *A* gehörigen Artikel enthält, befinden sich verschiedene ausführliche Abhandlungen, welche Gegenstände der Naturgeschichte, der Polizey, der Mathematik, der Physiologie und Anatomie, auch der Kameralistik betreffen, z. B über alle Arten von Aaskäfern, und alle derselben Unterscheidungsmerkmale (S. 7—14.), über den Ahornbaum (S. 145—164.) und überhaupt über alle hier angeführten Thiere und Pflanzen, über die Schädlichkeit der gewöhnlichen Abtritte und derselben bessere Einrichtung (S. 79 93.), über die Architektur oder das Bauwesen (S. 482—502.), über die Affecuranzanstalten, sogar mit hinzugefügten umständlichen Tabellen (S. 569—593.), über das Aufenthalten (S. 607—622.), über die Auflagen oder Steuren etc. (S. 642 650.). In verschiedenen Artikeln haben sich die Verfasser derselben der in der Vorrede (S. 14.) getadelten Weitschweifigkeit offenbar schuldig gemacht, und den behandelten Gegenstand, statt mit der der Natur eines Wörterbuches angemessenen Einschränkung bloss auf die wesentlichen Theile mit einer weit darüber hinaus gehenden Ausdehnung bis in die kleinsten Theile vorgetragen. Dahin gehören z. B. die Artikel von der Achatschleiferey (S. 166—188.), vom Acker und Ackerbaue (S. 190 226.), von der Anquickung oder der Amalgamation der edlen Metalle etc. (S. 410—455.) — Denjenigen, welchem mit einem solchen Werke gedienet ist, kann inzwischen Rec. versichern, dass die mehrsten Artikel richtige Erklärungen und nützliche Anweisungen enthalten; dass viele getreue Auszüge aus den angezeigten besten Schriften sind; und dass sechs Stück Kupfertafeln über das Abflössen und die Abfuhr des Holzes, über die Achatschleiferey, über die Erbauung der Abtritte, über das Anhägern an den Ufern der Flüsse und über den Gebrauch des Trokars gegen die Windsucht oder Darmgicht des Rindviehes, auch eine Tabelle über die Abtheilung der Felder nach der Koppel- oder Wechselwirthschaft, imgleichen vier Tabellen über die Forstgeschäffte nähere Erläuterungen geben. — Noch muss Rec. bey der diesem Bande von den Verlegern vorgesetzten Ankündigung bemerken, dass die versicherte Vollendung des ganzen Werks mit acht Bänden nicht wohl anders möglich seyn werde, als durch eine sehr unverhältnissmäsige Abkürzung der folgenden sieben Bände gegen den bloss mit den Artikeln des Buchstabens *A* angefüllten ersten Band.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. December 1791.

OEKONOMIE.

1. Jena, in der Crökerschen Buchh.: *Lehrbuch für angehende Landprediger, wie ihre Wirthschaft am nützlichsten einzurichten sey*, nebst gelegentlichen Erinnerungen *über Brache, Huth und Stallfütterung* von *Christoph Heinrich Matthæsius*, mit einer Vorrede des Consistorialraths und Superintendentens *Oemler*. 1791. 23 Bogen nebst 4 Bogen Vorrede. 8. (12 gr.)

2. Ebendas.: *Ueber die Theorie der Landwirthschaft und einige neuere Grundsätze derselben.* Ein Beytrag zur gesicherten Verbesserung der Landwirthschaft von *Christoph Heinrich Matthesius*. 1792. 17 Bogen nebst 3 Bogen Vorrede und Inhaltsverzeichnisse. 8.

Sorgfältige Erforschung und Abwägung aller Gründe und Gegengründe, Langsamkeit in Entschliessungen und Bedachtsamkeit in der Ausführung sind gewiss nie nothwendiger, als wenn es darauf ankömmt Verfassungen umzuformen, welche seit undenklichen Zeiten fortgedauert und in den Wohlstand der bürgerlichen Gesellschaft einen starken unmittelbaren Einfluss haben. Voreilige Neuerungssucht ist alsdann fast noch gefährlicher, als träge Anhänglichkeit an veraltete Vorurtheilen. Wer das rasche Bestreben vieler neuen ökonomischen Schriftsteller, (eines von Benekendorfs, von Pfeiffers, Schubarts von Kleefeld, Mayer in Kupferzell, und ihrer Vorgänger und Nachfolger), dem landwirthschaftlichen Haushalte in seinen Hauptheilen eine ganz andere Gestalt zu geben, aus jenem Gesichtspunkte betrachtet und dabey die ewige Wahrheit im Gedächtnisse hat: dass allgemeine Einrichtungen, nur unter völlig gleichen Umständen, auch völlig gleich ausführbar und nützlich seyn können, wird sich durch kein Vorurtheil des Ansehens, des Alterthums, oder der Mode blenden lassen, in die unbedingten Lobeserhebungen der einen Parthey so wenig, als in den unbedingten Tadel ihrer Gegner mit einstimmen, und den Ausfall der Sache, welchen ihr überwiegende theoretische Gründe und richtige, vieljährige Erfahrungen geben werden, ruhig erwarten. Er wird die Bemühungen für die grösere Vollkommenheit des allerwichtigsten aller Nahrungsgewerbe, die Landwirthschaft, und für die Wegräumung der ihr entgegen stehenden Hindernisse völlig billigen; aber auch zugleich wünschen, dass die in jener Absicht geschehenen Verbesserungsvorschläge mit Kenntniss, Wahrheitsliebe und Bescheidenheit geprüfet und bestritten werden mögen, um hiedurch von ihrer Ausführbarkeit und Nutzbarkeit, oder dem Gegentheile völlig versichert zu werden.

Von dieser letztern Seite werden also die beiden vorangezeigten Bücher jedem unpartheyisch denkenden Oekonomen willkommen seyn. Hier tritt endlich einmal ein erfahrner Landwirth ein stiller, vieljähriger Beobachter des Erfolgs der angepriesenen Neuerungen, an der Spitze derjenigen Landwirthe auf den Kampfplatz, welche zur Vertheidigung ihrer Abneigung gegen diese Neuerungen bisher nicht Muth, oder Geschicklichkeit genug hatten. Er ist jedoch für seine Parthey nicht so gänzlich eingenommen, dass er mit derselben alle Veränderungen in der Landwirthschaft verwerfen sollte. Seine Vertheidigung ist bloss darauf eingeschränkt, die gegenseitig behauptete *allgemeine* Möglichkeit und Nützlichkeit der empfohlnen Neuerungen zu widerlegen. Dieser Zweck leuchtet aus seinen beyden Werken hervor: obgleich das eine zu einer besondern Belehrung über die Landwirthschaft für die Landprediger und nur das andere eigentlich für jenen Zweck bestimmt ist. Beide sind einer vorzüglichen Aufmerksamkeit und einer ausführlichen Anzeige ihres Inhalts werth und hätten wohl verdient, dass der Verleger auf ihren Druck besseres Papier, und der Vf. auf die Richtigkeit der Sprache und die gute Ordnung und Einkleidung der Gedanken etwas mehr Sorgfalt verwendet hätte. Doch nützliche Wahrheiten behalten auch in einem vernachläsigten Gewande ihren Werth.

In dem erstern Haupttheile von N. 1. hat Hr. *M.* sich zuerst mit der Vertheidigung des Betriebes der Landwirthschaft bey den Landpfarren, mit den allgemeinen Klugheitsregeln bey der Annahme, Verwaltung und Zurückgabe solcher Wirthschaften, auch mit den verschiedenen Arten ihrer Benutzung überhaupt beschäftigt und diesem Vortrage 14 Kapitel gewidmet. Der ganze letztere Haupttheil und die 21 Kapitel desselben sind mit Belehrungen des Predigers über die eigene Führung seines ländlichen Haushalts angefüllt.

Nach vorgängigen überzeugenden Beweisen von der Anständigkeit und allgemeinen Nutzbarkeit des Betriebes der den Pfarren in kleinen Landstädten und in den Dörfern beygelegten Landwirthschaft, und von der Nothwendigkeit ihrer Beybehaltung (auf deren ausführliche Darstellung Hn. *Oemlers* Vorrede gleichfalls abzwecket) empfiehlet der Vf. dem Landprediger ein eifriges Bestreben für die Verbesserung der empfangenen Grundstücke, die Vorsorge gegen derselben Verminderung und Beschädigung, die Vermeidung habsüchtiger Benutzung des Haushalts im Sterbe- und Beförderungsfalle und die redliche Ablieferung desselben im guten Stande an den Nachfolger, worauf er zuerst nützliche Bestimmungen der wirthschaftlichen Pfarrinventarien, nach den verschiedenen Zeitpunkten ihrer Abgabe und Annahme, vorschlägt, hiernächst aber gute Gründe anführt, warum er beträchtliche Pfarrinventarien an Feldfrüchten, Stroh, Dünger, Vieh etc. weder dem antretenden, noch dem abgehenden Prediger zuträg-

zuträglich und sie bloss auf einige wenigen unentbehrliche Haus- und Stallgeräthe einzuschränken nöthig findet. - Die Haushaltsvorräthe, ausser dem Betrage des unentgeltlich abzuliefernden Inventariums, wären dem neuen Prediger, vermöge eines Vorkaufsrechts, gegen Bezahlung ihres wirklichen jedesmaligen Werths zuüberlassen; wofern nicht derselben Annahme und Bezahlung nach eben denjenigen Preisen, wofür sie der Vorgänger empfangen hatte, durch Gesetze, oder Herkommen, bestimmt ist. Von den drey gewöhnlichen Arten der Benutzung der Pfarrgüter — durch Erbpacht, Zeitpacht, oder eigene Verwaltung — wird die Erstere mit Recht für schädlich erklärt, die zweyte für einige Jahre denjenigen neuen Predigern angerathen, welche keine landwirthschaftliche Kenntnisse besitzen und sich solche zu verschaffen nicht geneigt sind, zu derselben vorsichtigen Schliessung, in Absicht der Dauer, des Pachtabtrages an Gelde und Naturalien, der Uebergabe und Zurückgabe, des Vorstandes, der Zahlungsfristen und der Pachterlassungen, nützliche Anweisung gegeben; der letztern Nutzungsart aber, wird, in sofern die angezeigten Erfodernisse vorhanden sind, der Vorzug vor den beiden Erstern zuerkannt. Nun folgen dann Belehrungen über des Predigers eigene Führung seines landwirthschaftlichen Haushalts. Er soll sich nicht mit den vorher aus andern Gegenden, oder aus ökonomischen Schriften gesammelten Kenntnissen begnügen, sondern sich auch nach allen landwirthschaftlichen Verhältnissen des Orts und der Gegend, woselbst er sich jetzt befindet, genau erkundigen, sich durch die scheinbaren Vortheile einer Neuerung nicht täuschen lassen, auch die gewöhnlich nur gewissen Gegenden anpassenden Land- und Haushaltskalender nicht zu Wegweisern in seinen wirthschaftlichen Geschäften wählen. Eben so heilsam, als diese Warnungen, ist auch der hierauf folgende Rath, dass der antretende Prediger den zur Annahme der Haushaltsvorräthe von seinem Vorgänger erfoderlichen Kostenaufwand nicht scheue, auf die Herbeyschaffung der zum unverzüglichen guten Betriebe der Wirthschaft erfoderlichen Mittel, — Dünger, Stroh, Futter, Ackergeräthschaften, — Bedacht nehme, die Dienstboten seines Vorgängers, wofern es nur irgend möglich ist, beybehalte, überhaupt sein Gesinde so wohl, als seine Tagelöhner und Handarbeiter, ohne dringende Noth, nicht verändere, auch das Anwerben neuen Gesindes im Kirchspiele gänzlich vermeide. In dem nun fernerweit mit vieler sichtbaren praktischer Kenntniss ertheilten Unterrichte von den eigentlichen Haushaltsgeschäften selbst verwirft der Vf. das von so vielen Oekonomen ohne Einschränkung empfohlne Tiefpflügen mit vollem Rechte und bezeichnet dessen Schädlichkeit und Nützlichkeit nach der Verschiedenheit des Bodens, mit allgemeinen Belehrungen über das Pflügen und Düngen der Aecker, genau und richtig. Seine gegen die gänzliche Abschaffung der Brache vorgetragenen Bedenklichkeiten sind — obgleich nicht alle — doch grösstentheils so wichtig, dass sie die gegenseitige Behauptung, wo nicht völlig vernichten, doch sehr zweifelhaft machen. Denn da es durchaus nicht überall möglich ist, den Getraidefeldern eine eben so oftmalige Bearbeitung und eine eben so starke Düngung, wie dem Gartenlande, zu geben; so kann auch aus der alljährlichen Bestellung und Nutzung des Letztern nicht gefolgert werden, dass eben dieses auch überall bey dem Erstern thunlich und vortheilhaft sey. Nach dieser unleugbaren Wahrheit ist Rec. immer überzeugt gewesen, dass zwar die Verminderung der Brache in vielen Gegenden, ihre gänzliche Abschaffung aber nur in sehr wenigen Gegenden rathsam sey; auch ist er mit Hn. *M.* völlig darinn einverstanden, dass durch die Schaftrift das Unkraut von den Brachäckern vertilget, und das oftmalige Umpflügen derselben ersparet werde, auch dass es desshalb nöthig und nützlich sey, diejenigen Brachäcker, welche mit den Schafen nicht behütet werden können, mit Sommerfrüchten zu bestellen. Sicher können gleichfalls die Belehrungen über die Bearbeitung und Benutzung des Brach-, Winter-, und Sommerfeldes, auch über die Bestellung der Aecker mit Herbstfrüchten —, Kohl, Rüben, Möhren, Kartoffeln etc. befolget werden. Den Anbau der Futterkräuter empfiehlet er mit gegründeter Einschränkung und der Warnung ihn nicht übermässig auszudehnen: nur kann der Rec. ihm in seiner Behauptung, dass den Wiesen die Behütung mit den Viehheerden im Frühjahre und Herbste nicht nur ganz unschädlich, sondern sogar vortheilhaft sey, nicht beypflichten: Theorie und Erfahrung bestätigen es, dass durch den Tritt des Viehes, besonders der Pferde und des Hornviehes, in dem zu gedachten Jahrszeiten feuchten und weichen Boden schädliche Vertiefungen verursachet und viele Graspflanzen, theils beschädiget, theils ausgerissen werden. Weniger befriedigend und lehrreich ist der allzu sehr abgekürzte und bloss auf allgemeine Empfehlungen und Grundsätze eingeschränkte Unterricht vom Garten-, Obst-, Wein-, und Hopfenbaue; hingegen die hierauf folgende Anweisung, mit welcher Vorsicht und auf welche Art Veränderungen in dem Anbau der Grundstücke gemacht werden können, zwar gleichfalls kurz, aber richtig und brauchbar. Durch die vorgeschlagenen Hülfsmittel kann ohne Zweifel der von Unglücksfällen zu besorgende, oder schon erlittene Verlust an den Grundstücken und Feldfrüchten theils verhütet, theils merklich vermindert, und, ohne Nachtheil der ganzen Wirthschaft, erträglich gemacht werden. Unter den ebenfalls nützlichen Regeln von den Geschäften der Heu-, Getraide-, und Obsterndte verdient die Wahrheit, dass Voreiligkeit in diesen Geschäften weit eher und mehr schadet, als bedachtsames Abwarten günstiger Witterung, vorzüglich von vielen Landwirthen beherziget und befolget zu werden. Von den fernern nützlichen Belehrungen über die innere ländliche Wirthschaft, die dahin gehörige Behandlung und Benutzung des Haushaltsviehes, Einrichtung und Führung wirthschaftlicher Rechnungen und weise pflichtmässige Vorsicht im ländlichen Ein- und Verkaufe, können wir, ohne zu weitläuftig zu werden, nicht gleichmässige Auszüge liefern. Die unter jenem Vortrage mit befindlichen Erinnerungen des Vf. gegen die Stallfütterung betreffen aber einen viel zu wichtigen und das jetzige ökonomische Publicum viel zu sehr interessirenden Gegenstand, als dass der Rec. darüber hinweg sehen dürfte. Nicht die Stallfütterung überhaupt, sondern ihre von *Schubart* uneingeschränkt angepriesene Einführung für alles Vieh in allen Gegenden missbilliget Hr. *M.*, weil

geu-

gebirgige, waldige und zum Ackerbaue wenig taugliche Gegenden nur durch die Viehtrift genutzt werden können; durch deren Aufhebung aber diese Nutzung wegfallen und solches die dasigen Einwohner in die schädliche Nothwendigkeit setzen würde, den grösten Theil ihres Viehes abzuschaffen; weil alsdann besonders der dasige arme, mit wenigem, oder gar keinem Acker versehene Dorfbewohner durch die Unmöglichkeit, ferner Vieh zu halten, gänzlich würde zu Grunde gerichtet; und überhaupt der Viehstand eines Landes beträchtlich vermindert, hiedurch aber die Fleischpreise sehr erhöhet werden. Zu diesen gewifs nicht unerheblichen Bedenklichkeiten kommt, nach des Rec. Ueberzeugung, noch hinzu, dafs in verschiedenen, mit dem benöthigten Getraide nicht überflüssig versehenen Gegenden durch den zur Stallfütterung erfoderlichen starken Anbau der Futterkräuter dem Getraidebaue allzu viel würde entzogen werden; dafs in einigen andern Gegenden die Bearbeitung der Felder so sehr würde vervielfältiget und so nahe zusammen gehäufet werden, dafs sie in dem engen Zeitraume, binnen welchem sie bewerkstelliget werden soll, unmöglich bestellt werden könnte und dafs in Absicht der beständigen Fütterung des Schaafviehes in Hürden, aufser vielen und grofsen damit verknüpften Beschwerlichkeiten, der häufige Genufs fetter Futterkräuter und der Mangel der Weide auf hoch belegenen, mit feinen Gräsern und aromatischen Pflanzen besetzten Aengern die Feinheit und Güte der Wolle sehr vermindern würde. Völlig einverstanden ist daher Rec. mit Hn. *M.* darinn, dafs nur die Stallfütterung des Rindviehes in getreidereichen und vielen Dünger erfodernden Gegenden nicht allein thunlich sey, sondern auch wichtige Vortheile verschaffe.

Zur weitern Ausführung und Bestätigung der in dem vorbeschriebenen Lehrbuche den neuen ökonomischen Verbesserungsvorschlägen gelegentlich entgegen gestellten Einwürfe ist N. 2. über die Theorie etc. bestimmt. Nach vorhergehenden gutachtlichen Urtheilen und Vorschlägen über die ökonomische Theorie, über den Vortrag derselben auf Akademien und über die Festsetzung und Annahme neuer ökonomischer Grundsätze, werden die Bedenklichkeiten gegen die gänzliche Abschaffung der Brache und die Bestellung derselben, gegen eine allgemeine Ackerverbesserung, gegen den allgemeinen Nutzen des Kleebaues, gegen die Aufhebung der Gemeinheiten und Einführung der Stallfütterung und gegen die Anschaffung fremder Thiere und Getreidearten vorgetragen; hierauf einige neue Vorschläge wegen Anpflanzung der Obst- und Waldbäume geprüft, und zuletzt Winke zu localen Verbesserungen, auch einige Wünsche für die praktische Oekonomie hinzugefügt. Weit entfernt von der den empirischen Landwirthen gewöhnlichen Verachtung der ökonomischen Theorie erkennt Hr. *M.* ihren Werth, ihre Nutzbarkeit und die Verdienste ihrer akademischen Lehrer; glaubt aber, dafs diese nicht eher ihrer Bestimmung ein völliges Genüge zu leisten vermögend seyn werden, als bis erst von gelehrten Naturforschern mehrere richtige Provinzialtheorien, mit Beyhülfe grofser und kleiner praktischer Landwirthe, entworfen und dann hieraus ein *Corpus Doctrinae*, zur Erleichterung des akademischen Unterrichts, verfertiget worden. Dies setzt die Bewirkung der Vollkommenheit des akademischen Lehramtes der Oekonomie gewifs sehr weit und auf solche Bedingungen hinaus, deren Erfüllung kaum jemals zu hoffen ist. Ausserdem scheint auch Rec. ein auf die vorbeschriebene Art abgefafstes allgemeines Lehrbuch der deutschen Landwirthschaft zwar nützlich, aber nicht durchaus nothwendig zu seyn; denn ein richtiges, der ökonomischen Verfassung desjenigen Landes, worinn sich die Akademie befindet, angemessenes Lehrbuch kann in den Händen eines geschickten Lehrers, welcher in seinem mündlichen Vortrage zugleich die Abweichungen und Uebereinstimmungen auswärtiger Wirthschaften seinen Zuhörern bekannt macht, zum zweckmäfsigen Unterrichte vollkommen gut dienen. Völlig übereinstimmend hiemit ist auch des Vf. Gutachten. (S. 24) Jener Lehrer wird gewifs um so mehr seinen Beruf ganz erfüllen können, wenn er sich auf der Akademie gründliche Kenntnisse der Physik, Naturkunde, Chemie und Technologie verschafft, durch ökonomische Dienstgeschäfte und die damit verbundenen oftmaligen Unterhandlungen mit Landwirthen, Reisen und Localuntersuchungen einen Vorrath praktischer Kenntnisse eingesammlet und mit solchen Vorbereitungen das ökonomische Lehramt angetreten hätte. Wegen der grofsen Verschiedenheit der Erdarten, der Lage, der Bedürfnisse, der Hülfsmittel und sonstiger Verhältnisse hält der Vf. eine allgemeingeltende Theorie der deutschen Landwirthschaft nicht für möglich. (Also fällt das vornin vorgeschlagene *Corpus Doctrinae* von selbst weg.) Dies gestehet ihm Rec. völlig zu, und wünschet zugleich sehr, dafs viele theoretische und praktische Schriftsteller in der Oekonomie des Vf. Ermahnungen, nur selbsterfahrne Wahrheiten vorzutragen, nie fremde Behauptungen, ohne völlige Ueberzeugung, anzupreisen, noch weniger schwankende Hypothesen in Grundsätze zu verwandeln, besser, als bisher geschehen, beherzigen und befolgen mögen. Mit vollkommenem Rechte tadelt er gleichfalls die *gänzliche* Verwerfung von allgemein und seit vielen Jahren befolgten Grundsätzen und die Einführung neuer Grundsätze, so lange man noch nicht von der Ungültigkeit und Schädlichkeit der Erstern und von der Ausführbarkeit und den überwiegenden Vortheilen der Letztern, durch wiederholte sichere Erfahrungen, hinlänglich überzeugt ist. Nur scheinet Rec. die ängstliche Besorgnifs des Vf., dafs die von ihm bestrittenen Neuerungen eine weit ausgebreitete schädliche Zerrüttung der deutschen Landwirthschaft verursachen werden, nicht ganz gegründet, vielmehr sehr wahrscheinlich zu seyn, dafs schon die bisherigen einzelnen Beyspiele von dem widrigen Erfolge unvorsichtig nachgeahmter jener Neuerungen die gute Wirkung haben werden, die überspannten Lobpreisungen derselben herabzustimmen, und ihren Werth, richtiger zu bestimmen. Doch will er ihnen dadurch keinesweges das ganze Schicksal des *Kretschmarschen* Doppelpflügens und der *Tullischen* Ackermethode prophezeien, welche so allgemein angerühmet und so häufig befolgt wurden, und

nun

nun gänzlich verworfen sind. Die Vertheidigung des Hn. Vf. für die Beybehaltung der Brache und sein Widerspruch gegen die allgemeine Sömmerung, oder Bestellung derselben beruht hauptsächlich auf den Grundsätzen: dass von guter Bearbeitung der Brache mehr, als von ihrer überflüssigen Düngung, ein reichlicher Ertrag an Winterfrüchten sicher zu erwarten sey; dass die einer jeden Feldart abzulernende gedeihliche Saatzeit, nach gehöriger Vorbereitung zur Winterfrucht, bey abgestellter Brache, nicht benutzt werden; und dass, wegen des wesentlichen Unterschiedes zwischen dem Acker- und Gartenbaue, von diesem auf jenen keine gleichartige Benutzung gefolgert werden könne. Hierin wird ihm jeder erfahrne und unpartheyische Landwirth eben so gewiss Beyfall geben, als in seinen Einwürfen gegen weit ausgedehnten Kleebau, dass nemlich derselbe in den mehrsten Fluren dem Getreidebaue auf mehr als eine Art äusserst nachtheilig sey; dass man sich durch eine scheinbare, aber in der Folge nicht bestätigte, Düngungskraft des Klees habe täuschen lassen; und dass noch kein Hauswirth den grünen und noch weniger den getrockneten Klee so hoch, als er in den schriftlichen Anpreisungen gerechnet worden, genützet habe. Eine gänzliche Aufhebung aller ökonomischen Gemeinheiten ist ihm — ausser andern besorglichen übeln Folgen — auch desshalb besonders bedenklich: weil die mehrsten Weideanger zum Anbaue des Getreides, oder der Futterkräuter gar nicht, nur einige zur Bepflanzung mit Obst- oder wilden Holzarten, und viele andere nur zur Viehweide genutzet werden können; weil der Landwirth dadurch sehr viel an der Nutzung der Schafe und an ihrer Beyhülfe zum Getreidebaue verlieren würde; und weil von der allgemeinen Vertheilung der Gemeinheiten eine grosse Verminderung nicht nur des Viehstandes, sondern auch selbst der Volksmenge, zu besorgen sey. Ausführlich und überzeugend hat derselbe die übertriebenen Empfehlungen der Stallfütterung des Rind- und Schafviehes und besonders der Letztern mit den von Rec. bereits bey N. 1. angeführten Gründen widerlegt. Auch seine gutachtliche Urtheile und Anweisungen über ausländische Thier- und Getreidearten und Anpflanzungen der Obstbäume und wilden Holzarten sind mit sorgfältigen Prüfungen und nützlichen Warnungen, nur hie und da mit einer wirklich zu weit getriebenen Besorgniss gegen Neuerungen in diesen ökonomischen Gegenständen, abgefasst: denn hätte man ehemahls in Deutschland eben so gedacht und hiernach gehandelt, so würden wir wohl schwerlich jetzt eine durch ausländische Springhengste verbesserte Pferdezucht, keine Pfirschen, Aprikosen und Weinstöcke, keinen Taback, selbst keine Pflaumen und Kirschen, noch Kartoffeln haben. Viel Richtiges und Brauchbares liegt in den zuletzt hinzugefügten ökonomischen Winken und Wünschen, z. B. darinn: dass man die geringen Aecker und die daran grenzenden dürren Wiesen in Buschholz umschaffe; dass man guten und warmen, ingleichen trockenen und mittelmässigen Boden tief, kalten und nassen Boden aber flach pflüge; dass man in dem Gebrauche der verschiedenen künstlichen Düngungsmittel vorsichtiger, als gewöhnlich, verfahre; dass mehr Richtigkeit in Bestimmung der schicklichsten Zeitpunkte der Fruchtbestellungen, auch der Wahl und des nach dem Bedürfnisse des Düngers zu proportionirenden Anbaues der Feldfrüchte nöthig sey; dass, bey vorhabenden wichtigen Umänderungen der ländlichen Wirthschaft, zuförderst von der Landesregierung eine Probewirthschaft veranstaltet; dass von derselben das Getreide auf den Aeckern durch gute Heerstrasen, Gehäge vor den Wäldern und vorsichtige Ausübung der niedern Jagd gegen Beschädigungen gesichert; der Handel mit wirthschaftlichen Producten möglichst begünstiget; und dem Landmanne die Erlangung des benöthigten Gesindes, durch zweckmäsige Verordnungen, erleichtert werde.

Einem Paar so lehrreicher Bücher wird es gewiss nicht an verdienter günstiger Aufnahme, zugleich aber auch eben so wenig an Widersprüchen von Seiten der Vertheidiger des *Schubartischen* Systems mangeln. Auch diese letztern wünscht Rec. zur Befestigung ökonomischer Wahrheiten; jedoch nur mit eben der Gründlichkeit, Wahrheitsliebe und Bescheidenheit, welche jene Bücher auszeichnet.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Dresden*: In der Hilscherschen Buchh.: *Die Kunst, abgezogene Wasser und dergleichen zu verfertigen.* 1790. 3½ Bogen. 8. (4 gr.) Nicht leicht konnten Druck und Papier unnützer angewendet werden, als zu einer solchen stümperhaften Sammlung von Recepten. Nicht nur der Rec. selbst; sondern auch ein mit gründlichen chemischen Kenntnissen versehener und seit vielen Jahren mit Verfertigung der feinsten Liqueurs und Riechwasser beschäftigter Mann, welchem er diese Sammlung mittheilte, hat darinn eine Menge Beweise der gröbsten Unwissenheit vorgefunden. Die wesentliche Eigenschaft eines Kanel-Aquavits z. B. bestehet doch ohne Zweifel darinn, dass er sich durch einen erhöheten und verfeinerten Kanel Geschmack auszeichnet. Hiezu sind schon einige Nägelein hinlänglich; die (S. 8.) angegebenen Zusätze vom weissen Zimmte, Paradieskörnern, Koriander und Violenwurzel aber gerade so beschaffen, dass sie jenen Geschmack unterdrücken. Eben so verhält es sich mit dem Recepte zum Kaffee Aquavite (S. 9). Ganz verwerflich ist der bey Verfertigung einiger Aquavite (S. 46. 47) angerathene Gebrauch des Ambra und des Moschus, wodurch diesen Aquaviten eine der Gesundheit schädliche Eigenschaft mitgetheilet wird. Zu den unnützen und zweckwidrigen Operationen gehöret die angegebene Zubereitung des Weingeistes: (S. 15); denn Weinsteinsalz, oder Pottasche sind dazu gar nicht brauchbar, würden nur in der Blase zurück bleiben und mit dem unnützen Bodensatze weggeschüttet werden. Der Vf weiss nicht einmal, dass eine Unze 2 Loth hat: denn (S. 51) hält er 30 Unzen und 15 Loth für gleichviel bedeutend. Grosse Unwissenheit verräth es gleichfalls, dass derselbe unter den Ingredienzien zum doppelten Karbei-Aquavite den gar nicht vorhandenen *weissen* Kümmel anführet (S. 33) und wegen der Zubereitung des Kirschensaftes die Anweisung giebt, diesen Saft in einem *kupfernen Kessel ganz [illegible] kochen* zu lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. December 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Versuch zu einer allgemeinen Reichs-Ritterschaftlichen Brand-Versicherungs-Gesellschaft,* von *Johann Christian Rebmann.* 8. 1789. 9½ B. (6 gr.)

Der in einem allgemeinen Reichsritterschaftlichen Convente geschehene Vorschlag zur Errichtung einer allgemeinen Brandversichrungsanstalt für die Reichsritterschaftlichen Güter und Unterthanen in Schwaben, Franken und am Rheinstrome ermunterte den Hn. Vf. seinem dieserhalb schon längst vorher entworfenen Plane die völlige Ausbildung zu geben, ihn durch den Druck bekannt zu machen, und gedachter Reichsritterschaft zu übergeben. Nach Anführung des bekannten vielfachen und wichtigen Nutzens der Brandversicherungsanstalten und Widerlegung der eben so bekannten Bedenklichkeiten dagegen wird die Frage untersucht: ob eine Reichsritterschaftliche allgemeine, oder nur für jeden Kreis, oder auch nur für jeden Canton eingerichtete besondere Brandversicherungsgesellschaft nöthig, nützlich und möglich sey? und mit gründlicher Wegräumung dreyer Haupteinwürfe, die Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Thunlichkeit einer solchen Vereinigung aller dreyer Kreise der vorgedachten Ritterschaft deutlich erkläret und erwiesen. Der ganze Plan des Hn. Vf. besteht in folgenden 4 Haupttheilen. Die Verzeichnung und Schätzung der Gebäude, die Einfoderung und Einsammlung der Beyträge für die in jedem Canton anzuordnende Casse, die Untersuchung der gegen die Gesetze vorfallenden Verbrechen und die Entscheidung der entstehenden Streitigkeiten soll jedem Reichsritterschaftlichen Mitgliede in seinen Herrschaften, Rittergüttern, Ortschaften und über seine zerstreuten Unterthanen vorbehalten bleiben. Jeder Canton soll für sich gleichsam eine eigne Brandversicherungsgesellschaft ausmachen, welche mit den andern 13 Cantonen in jenen 3 Kreisen in keiner weitern Verbindung steht, als dass sie bey einem erfolgenden Brandschaden den schuldigen Beytrag in die allgemeine Casse abliefert. Diese Casse, in welche alle Beyträge fliessen und aus welcher alle Entschädigungssummen gezahlet werden, soll sich unter der Verwaltung einer Generaldirection über das ganze Institut befinden. Zur Aufsicht und Veranstaltung, dass die Gesetze der Gesellschaft von allen ihren Mitgliedern aufs genaueste befolget werden, soll der Ortsvorstand in jedem Canton wegen der dasigen Mitglieder berechtigt und verbunden seyn. Zur weitern Ausführung und näheren Bestimmung dieser 4 Hauptsätze folgt der Entwurf einer allgemeinen Brandversicherungsordnung für alle 14 Cantons der Reichsritterschaftlichen Kreise in Schwaben, Franken und am Rheinstrome, nebst hinzugefügten Modellen der dabey erfoderlichen Berechnungen. Er enthält 58 Punkte und in derselben deutliche Beweise einer sorgfältigen Bezeichnung und genauen Prüfung der bey einer solchen Veranstaltung sich gewöhnlich begebenden Vorfälle und eine zweckmässige Bestimmung der Anordnung und des Verfahrens in jedem derselben. Nur zu einigen wenigen Zweifeln hiebey glaubt Rec. berechtiget zu seyn. Soll, nach entstandenen Brandschäden, die Einfoderung der Beyträge nach Martini jedes Jahres und die Auszahlung der Entschädigungsgelder erst im folgenden Jahre am Schlusse des Monats April geschehen, so wird derjenige, welcher einen solchen Schaden im Monate May erlitten hat, die benöthigten Hülfsgelder ein volles Jahr entbehren müssen und sein unglücklicher Zustand dadurch sehr verschlimmert werden: wofern man sich von Seiten der Kasse des Cantons nicht zu einen Vorschusse entschliesset, welches jedoch blos auf Willkühr und Gutfinden beruhen soll. Da aber die Beschleunigung dieser Unterstützung in den mehrsten Fällen nothwendig und allemahl eine Verdopplung ihres Werths ist; so kann dieselbe nicht für etwas willkührliches geachtet werden, sondern es ist durchaus nothwendig, den Abgebrannten zur Wiederherstellung seiner Gebäude und seines Hauswesens so bald, als möglich, in Stand zu setzen. Um dies zu bewerkstelligen muss nothwendig sogleich bey der Errichtung einer solchen Societät auf die Herbeyschaffung eines Fonds in der Kasse Bedacht genommen werden, aus welchem die Entschädigungsgelder vorgeschossen werden können, deren Wiedererstattung dann durch die hiernächst eingesammelten Beyträge geschiehet. Bedenklich scheint es uns ferner, der Willkühr des gemeinen Landmannes es gänzlich zu überlassen, ob er an dem Institute Theil nehmen wolle, oder nicht, und wie hoch, oder niedrig er den Werth seiner Gebäude bestimmen wolle: denn Einfalt, Eigensinn, oder Vorurtheil können und werden ihn nur gar zu leicht entweder zur Verweigerung seines Beytritts, oder zu einem allzu hohen, oder allzu niedrigen Ansatze verleiten, wodurch er in die Gefahr gesetzt wird, im erstern Falle bey einem erlittenen Brande ganz hülflos zu bleiben, im zweyten Falle mit einem seine Kräfte übersteigenden Beytrage belästiget zu werden und im letztern Falle eine seinem Schaden nicht angemessene Vergütung zu bekommen. Die wegen der letztern beiden Fälle vorbehaltene Ermäsigung der Dorfsvorsteher kann nicht wohl für ganz hinlänglich geachtet werden. Hieraus gründet sich die bey sehr vielen Brandversicherungsanstalten landesherrlich fest-

gesetzte wohlthätige Nothwendigkeit, die Gebäude der Landleute, ohne Rücksicht auf ihre Einwilligung, oder Verweigerung, nach den von Bauverständigen taxirten Werth derselben, in eine solche Anstalt aufzunehmen. Unter den zu versichernden Gebäuden werden die Back- und Brennhäuser, Bierbrauereyen, Schmiede, Schlösser, und andere dergleichen Werkstätte mit angeführt, hingegen die Ziegelhütten nebst einigen andern Gebäuden und Werkstätten, in welchen starke Feuer unterhalten werden, davon ausgeschlossen. Erstgedachte Gebäude sind aber gewifs der Feuersgefahr eben so sehr unterworfen, als die Ziegelhütten. Billig ist es daher, dafs von solchen Gebäuden ein etwas stärkerer, etwan um ⅓ erhöheter Beytrag geleistet werde. Völlig überzeugt ist hingegen Rec. dafs der Plan im Ganzen wohlbedächtlich gefasset ist, dafs seine Ausführung wichtige Vortheile verschaffen werde, und dafs derselben die zuletzt angeführten, aber gründlich weggeräumten 3 Bedenklichkeiten — wofern sich nicht in politischen Verhältnissen, oder Localumständen gröfsere Schwierigkeiten vorfinden — nicht hinderlich seyn können.

OEKONOMIE.

Neuwied, b. Gehra: *Ackerbau-Catechismus, oder kurze Anleitung zur verbesserten Landwirthschaft.* 1791. 7 Bog. 8. (6 gr.)

Nach der Bestimmung des Vf. (in der Vorrede S. 4. 6. 7) soll sein Büchlein in der Kürze die Hauptsache bezeichnen, worauf es bey Verbesserung der Landwirthschaft ankommt, und in den Schulen dazu genutzt werden, der ländlichen Jugend eine bessere Landwirthschaft zu lehren, als diejenige ist, die sie mit ihren Eltern betreiben. Für diese Bestimmung möchte es aber wohl schwerlich hinreichend und passend seyn; dafs der Vf. die ganze Lehre von der Zubereitung des Bodens, von der Düngung und von der Viehzucht im ersten Abschnitte und in einem Anhange desselben auf 12 Octavseiten abgefertiget, in zweyten Abschnitte den Kleebau, als das vorzüglichste Mittel zur Verbesserung des Ackerbaues, empfolen, im dritten Abschnitte den Anbau einiger ökonomischen Pflanzen, und im vierten Abschnitte einige Einrichtungen des ländlichen Bauwesens beschrieben, den fünften und letzten Abschnitt aber mit Vorschlägen zu solchen Polizeyanstalten angefüllt hat, welche zur Landwirthschaft und zum Unterrichte der Jugend in derselben gar nicht gehören. Ueberdem sind die vorgetragenen Lehrsätze unvollständig, auch zum Theile unrichtig und unzweckmäfsig. Die Bearbeitung des Bodens ist dem Vf. eine so unbedeutende Kleinigkeit, dafs er darüber nicht die allermindeste weitere Belehrung giebt, als dafs man den Boden durchs Ackern, oder Graben tief genung locker machen, und vom Unkraute reinigen müsse. Hingegen erklärt er eine *aufserordentlich* starke Düngung für die Hauptsache und behauptet so gar ganz unwirthschaftlich gegen Theorie und Erfahrung, dafs Lagerkorn *allemahl* einträglicher, als aufrechts stehendes Getreide sey, und dafs der blofse Viehmist, ohne Stroh, besser sey, als in der Vermischung damit. Gerade durch diese Mischung wird nicht blofs der Dünger vermehrt, sondern auch die Verdünstung seiner flüchtigen Salze und Oele gehindert, und seine Kraft verstärkt. Aus seinen unbedingten Anpreisungen der Stallfutterung, der Aufhebung der Gemeinheiten und des Kleebaues, worauf alle seine Verbesserungsvorschläge beruhen, und wovon er den Leztern für eine unerschöpfliche ökonomische *Goldgrube* (in welcher man doch schon oft Glimmer (*Mica auri*) statt Gold gefunden hat) erkennt, leuchtet überall ein übereiltes Zutrauen und ein ungeprüfter Beytritt zu diesen, nur unter gewissen Einschränkungen nützlichen Neuerungen hervor. Hie und da sind blosse Nahmen von ökonomischen Pflanzen, ohne alle Erklärung und Anweisung, z. B. Esparzette, Süfsholz, Kunschutt, Graine d'Avignon, Safran, hingeworfen; die natürlichen Wiesen und die Cultur derselben ist gänzlich vergessen, einige für viele kleine Bauerhaushaltungen gar nicht passende Arten des Pflanzenbaues, z. B. des Krapps empfohlen, hingegen von der Cultur der wilden Holzarten nicht ein Wort weiter, als was jedem Kinde bekannt ist, gesagt worden. Unbegreiflich bleibt es, wie der Vf. die Errichtung der Blitzableiter auf allen Bauerhäusern, welche doch offenbar ihren Bewohnern, sowohl in Hinsicht auf die beträchtlichen Kosten, als auf andere Localumstände, so äusserst selten möglich ist, anrathen konnte. Aber sein Geist ist so fruchtbar an Projecten und der Drang seines Patriotismus so heftig, dafs er sich nicht enthalten kann, 16 in sein Buch eigentlich gar nicht gehörige Polizeyanstalten für Kinder, Arme, Kranke, Wöchnerinnen, Verbrecher etc. vorzuschlagen, unter welchen die Erziehungshäuser für Kinder, in welchen nicht allein Schulmeister, sondern so gar Prediger gebildet werden sollen, besonders merkwürdig sind.

Leipzig, b. Sommer: *Kern der gesammten Landwirthschaft, oder wie man seine Wirthschaft bey Brachhaltung einrichten müsse, um hieraus den gehörigen Nutzen zu ziehen.* Herausgegeben von E. G. S. 1791. 8. 19½ Bogen (16 gr.)

Durch den *Kern* einer praktischen Wissenschaft bezeichnet man ohne Zweifel einen zusammengedrängten Inbegriff ihrer wesentlichen Grundsätze. Hier sind aber nur einige unter Schaalen und Hülsen gemengte Brocken des Kerns. Ein getreuer Abrifs der Form und des Inhalts des Buchs mag diefs beweisen. Jene bestehet in einer Folge von 52 einzelnen Aufsätzen ohne systematische, noch sonstige absichtliche Verbindung und in einer mit vielen unnöthigen Wiederholungen, gemeinen Sentenzen, und Provincialausdrücken angefüllten Schreibart. Sie betreffen die Anlage und Einrichtung wirthschaftlicher Gebäude, den Ackerbau überhaupt, einige Getraidearten und Schotengewächse, nebst einigen andern Feldfrüchten insonderheit, die Geschäfte vor, bey und nach der Getraideärnte, den Wiesen und Kleebau, und die Rind-, Schaaf-, Schweine-, und Federviehzucht. Die wirthschaftlichen Geschäfte werden nach dem alltäglichsten, gemeinsten Schlendrian beschrieben, nicht nur längst widerlegte und von vielen Landwirthen bereits abgeschaffte Vorurtheile beybehalten, sondern auch noch neue Unrichtig-

tigkeiten hinzugefüget, und über einige wesentliche Theile der Landwirthschaft gar keine Belehrung ertheilet. Nur hie und da findet man unter jenen Ueberflüssigkeiten und Irrthümern ein Körnchen guter, noch nicht genug bekannter Lehren. Wie konnte z. B. der Vf. solche höchst einfältige Leser erwarten, denen man es desshalb erst ausführlich beweisen müste, dass man die Schwelle eines Gebäudes nie ohne Untermaurung auf die blosse Erde, am wenigsten auf einen sandigen, oder morastigen Boden legen und dass man dazu nicht ein leicht moderndes, sondern ein festes Holz gebrauchen müsse, (1 Auffatz) dass die so genannten Wassergallen, oder Hungerquellen den Feldern schaden, bey anhaltender Dürre aber wenig Wasser haben, oder ganz vertrocknen (S. 41), dass man die an Bergen liegenden Aecker nicht gerade am Berge herauf, sondern in der Queere pflügen (S. 51.) dass man Rocken bauen müsse, damit es nicht an Brodte mangle (S. 86.), dass von den verschiedenen Arten der Kartoffeln einige mehr, einige weniger ergiebig sind, und dass man daher die besten und tragbarsten Sorten (diese sind hier aber nicht genannt) zur Saat wählen (S. 133), dass man das reiffte Getraide zuerst mähen, oder schneiden (S. 152) dass man mit dem Einfahren des Winterkorns eilen und damit nicht nicht bis zum Auswachsen und Verderben desselben, warten müsse? (S. 154. 155.) Das Legen der Garben (mit dem Sturzende gegen die Wände und mit dem Aehren in der Mitte auf der Dreschtenne und das Schlagen auf die Aehren mit dem Dreschflegel, auch alles, was vom Ausdrusche und Reinigen des Getraides (S. 164—158.) gelehrt wird, ist jedem Drescher bekannt, und bedurfte der ausführlichen Beschreibung ganz und gar nicht. Eben so überflüssig ist die Warnung, dass man eine Wiese nicht wässern müsse, wenn das Heu noch darauf befindlich ist (S. 182.) ingleichen die 3 Seiten lange Empfehlung der Trockenmachung der Sümpfe und Brüche zur Vermehrung des Viehfutters (S. 183—185.) und die ganze Beschreibung des überall gewöhnlichen und bekannten Verfahrens bey der Heu- und Grummtärndte. Mehrentheils bleibt der Vf. in seinen Grundsätzen allen alten wirthschaftlichen Gewohnheiten getreu, wenn auch gleich durch physikalische und ökonomische Gründe schon längst erwiesen ist, dass sie fehlerhaft sind. Z. B. in der unbedingten Beybehaltung der Brache (S. 44. 47) und der gemeinen Viehhütungen (S. 188. 189.) im Säugen der Zuchtkälber 5 bis 6 Wochen lang (S. 222) im Abstutzen der Schwänze der Zibbenlämmer (S. 276), im Baden der Schaafe (S. 281). Nur zuweilen weicht er davon ab und tadelt mit Recht die Lohnschäfereyen und das sogenannte Halteviehh (S. 249), ingleichen das Melken der Schaafe (S. 277. 278). Aber dagegen sind neue Unrichtigkeiten hinzugekommen, z. B. die Behauptungen: dass der Schaafmist den Vorzug vor den andern thierischen Mistarten habe (S. 62.), da doch dessen düngende Kraft nur zum einmaligen, hingegen der Kuhmist zum zweymaligen Fruchtertrage hinlänglich ist, auch derselbe dem Getraide einen urinösen Geschmack und Geruch mittheilt, welcher dasselbe zum Brodbacken, Bierbrauen und Brandteweinbrennen weniger brauchbar macht; ferner dass die Erbsen in einem starken und fetten Boden am besten gerathen (S. 102), in welchem sie doch allemal dickhülsigt und daher keine gute Kocherbsen werden, auch dass Gerste und Hafer nur zwey, höchstens drey Tage auf dem Schwad liegen bleiben dürfe (S. 155. 186), da doch dieses Liegen 9 bis 10 Tage lang zur Erlangung des leichten und reinen Ausdreschens nöthig und rathsam ist. Ein paar andere Unrichtigkeiten in Zahlen sind so gross und auffallend, dass sie Rec. lieber für Druckfehler erkennen will: obgleich jene Zahlen mit Buchstaben angegeben sind. Sie befinden sich S. 151 und 281 in den beiden Angaben, dass ein Tagelöhner in vier und zwanzig Stunden etliche zwanzig Strohseile knüpfen könne, und dass man auf hundert Stück Schaafe zehen Scherer gewöhnlich rechne: denn von einem einzigen Manne können ganz füglich in einem Tage eben so gewiss *dreyssig Schock* Strohseile verfertiget, als *funfzig* bis *sechszig Stück* Schaafe rein und gut geschoren werden. Unvollständig ist endlich auch dieser Kern der Landwirthschaft ganz unläugbar desshalb: weil in demselben nicht der geringste Unterricht von einigen wichtigen Theilen der Landwirthschaft, nemlich von der Mergelung der Aecker, vom Anbaue der Luzerne und der Esparzette, auch des Hopfens, vom Obst- und Küchengarten, von der Pferdezucht, und von der Bienenzucht befindlich ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzeneygelahrtheit. *Weimar*, b. Glüsing: *Ueber die Ungewisshcit des Todes und das einzige untrügliche Mittel, sich von seiner Wirklichkeit zu überzeugen, und das lebendig begraben unmöglich zu machen*, nebst einer *Nachricht von der Errichtung eines Leichenhauses in Weimar.* Von D. *Chph. Wilhelm Hufeland*, Herzogl. Weimar. Hofmedicus. mit einem Kupfer. 1791. 48. S. 8. Der Hr. Vf. liess vor einiger Zeit einen Auffatz über die Ungewissheit des Todes, die sichersten Kennzeichen desselben, und die Verhütung des Lebendigbegrabens im neuen deutschen Merkur (5tes St. 1790.) einrücken. Dieser dient der gegenwärtigen kleinen Schrift zur Grundlage, hat aber in derselben viele sehr schäzbare Zusätze erhalten. Wer nur irgend einmal über diesen Gegenstand nachgedacht, wen nur irgend einmal die fürchterliche Vorstellung, im Grabe zu einem qualenvollen Tode wieder aufzuwachen, beängstigt hat, der wird mit Dankbarkeit die menschenfreundlichen Belehrungen und Vorschläge des Vf. annehmen, sich über die anfangende Ausführung derselben freuen, und dass sie nirgends unbefolgt bleiben möchten, zum Troste aller Sterbenden wünschen. — Die Gränze, auf welcher Leben und Tod sich scheiden, ist nicht so bekannt, als man insgemein glaubt. Jenes kann verborgen, unter dem Anschein des Todes gebunden, unsern Sinnen unbemerkbar, und dennoch gleichsam schlummernd, noch vorhanden seyn. Dieser Mittelzustand zwischen Leben und Tod kann bey allen lebendigen Wesen statt finden; bey dem Menschen ist es um desto leichter möglich, aber auch um desto enger begränzt, und desto näher dem Uebergang zu wirklichem Tode, je zusammengesetzter das Leben des Menschen, und je abhängiger es von mannichfaltigen Umständen ist. Der Tod selbst ist

keine plötzliche Verwandlung, sondern zwischen ihm und dem wirksamen Leben liegt der Scheintod, oder der Zustand des gebundenen Lebens mitten inne. Man kann drey Grade des Todes annehmen: 1) den Stillstand aller uns bemerkbaren Aeusserungen des Lebens, wo aber noch im Innern des Thieres verborgne durch schickliche Reizungen wieder erregbare Lebenskraft vorhanden ist, und das Thier also zum wirksamen Leben wieder hergestellt werden kann: 2) Stillstand aller bemerkbaren Lebensäusserungen, bey welchen die noch übrige Lebenskraft so vermindert ist, oder in den unbrauchbaren Organen so gar nicht wirken kann, dass die Wiederbelebung dadurch unmöglich wird. Es fehlt uns gänzlich an einem zuverlässigen äussern Kennzeichen, woran wir diesen Grad des Todes von dem ersten unterscheiden könnten. 3) die Zerstörung der Organisation und die Fäulniss, mit welcher auch die thierische Lebenskraft vernichtet wird. Sie ist zugleich das einzige gewisse Zeichen des wirklichen Todes und der Unmöglichkeit, das Leben wieder herzustellen. Wir wissen nicht, wie lange überhaupt der Mittelzustand zwischen Leben und Tod dauern kann. Nur soviel ist bekannt, dass er nach Verschiedenheit des Maasses von Lebenskraft, des Alters, der Todesursachen, der vorhergegangnen Krankheiten, des Geschlechts (beym weiblichen ist der Scheintod gemeiner) und der Behandlung der Entseelten, von verschiedner Dauer ist. Alle angebliche Merkmale des wirklichen Todes sind ungewiss, die Fäulniss ausgenommen, und auch diese nicht, wenn sie bloss auf einzelne Theile eingeschränkt ist, oder bloser Leichengeruch bemerkt wird, sondern nur, wenn sie sich durch wirklich faulen Geruch; Aufdunsen und braune, blaue oder grünliche Flecke auf der Oberfläche, weiche Consistenz des Fleisches, Anschwellung des Unterleibes zu erkennen giebt. Dieser gewissen Merkmale des Todes kann man sich nur durch Aufschub des Begräbnisses versichern. — Alle diese Wahrheiten kann man, so bekannt sie auch den Aerzten seyn mögen, nicht oft genug sagen, nicht genugsam auch unter andern Klassen der Gesellschaft zu verbreiten suchen, wenn diejenigen, welche dazu Macht und Ansehen genug haben, mit desto grösserer Bereitwilligkeit und Ueberzeugung die darauf gegründeten Vorschläge zur Verhütung des Lebendigbegrabens unterstützen und zur Ausübung zu bringen suchen. Eben deswegen haben wir uns auch hier umständlicher darüber ausgebreitet als in einem bloss medicinischen Lesern gewidmeten kritischen Blatte nöthig gewesen seyn dürfte. Die Mittel, welche Hr. H. vorschlägt, sich von der Wirklichkeit des Todes zu überzeugen und das lebendig begraben zu verhüten, sind in der That die einzigen zuverlässigen und mit der geringsten Unbequemlichkeit für die Lebendigen verbundenen. Sie bestehen in der Errichtung geräumiger, luftiger, im Winter heizbarer Todtenhäuser in der Nähe der Begräbnissplätze, wohin die Todten gebracht werden, um daselbst mit unbedecktem Gesicht, unter der Aufsicht verpflichteter Todtenwärter, welche auf alle Veränderungen der Körper, auf alle Spuren des Lebens aufmerksam seyn müssen, und unter der Oberaufsicht eines Arztes oder Wundarztes, so lange bis sich die anfangende Verwesung einstellt, aufbewahrt zu werden. Das Zudrücken des Mundes unmittelbar nach der scheinbaren oder wahren Entseelung sollte billig unterlassen werden: es kann den Sterbenden empfindliche Pein verursachen, und denjenigen, der bloss scheinbar todt ist, der Fähigkeit Luft zu schöpfen und dadurch wieder aufzuleben, berauben. Zu den Mitteln, durch welche man in allen zweifelhaften Todesfällen das Leben wieder zu erwecken versuchen kann, muss auch ein starker Schall, z. B. von einer ans Ohr gehaltenen Trompete, das starke Rufen des Todten bey seinem Namen, (da das Gehör, wie auch eine hier angeführte Geschichte beweisst, unter allen Sinnen zuletzt abzusterben scheint) und das Tropfbad, welches in der Gegend des Wirbels und des Herzens zu appliciren ist, gezählt werden. Den Beschluss dieser gemeinnützlichen Schrift macht eine kurze durch Ansicht und Grundriss erläuterte Beschreibung eines Todtenhauses, welches in Weimar, ganz nach den Vorschlägen des Hn. H. errichtet wird, und dessen Erbauungs- und Unterhaltungskosten durch Beyträge der Landesherrschaft und vieler dasiger Einwohner bestritten werden. Wir wünschen mit dem Hrn. Vf. dass dieses rühmliche Beyspiel überall zur Nachahmung reizen möge.

SCHÖNE WISSENSCHAFTEN. *Plauen*, b. Haller: *Super Contemtu Latini Carminis Idyllion. Auctore* **Theophilo Gulielmo Irmisch**, *Art. Mag. Lips. Gymnasii Plaviani Rectore.* 8 S. 4. 1791. In diesem 76 Verse langen lateinischen Gedicht dankt der verdiente Mann der Philosophischen Facultät zu Wittenberg für die ihm öffentlich, ohne sein Wissen und Hoffen, ertheilte Ehrenbezeugung in dem

„*lauro,*
„*Non viridi, sed quam promulgat longa papyrus*",

und geht so dann die Vortheile durch, die von den metrischen Uebungen in den gelehrten Schulen für die Geistesbildung, Bildung des Geschmacks, judiciöse Lectüre und selbst fürs künftige Leben, unter geschickter Leitung erwartet werden können. Vollkommen stimmt Rec. dem Vf. in demjenigen bey, was er v. 119 fg. von der formalen Bildung des Geistes und der dadurch beförderten Uebung des guten Ausdrucks sagt:

„*Dum nova venaris; dum pulcra et lucida verba*
„*Indagas: artem capis ingeniumque vetustum,*
„*Ordinis et causas fontes ac lustra troporum.*

Vortheile, die bey den *metrischen* Uebungen ohnstreitig in vielfacher Rücksicht statt finden. Solche Hexameter und Bilder, wie der V. 156., wo von der durch fortgesetzte Uebung verstärkten Fertigkeit gesprochen, und dieses Gleichniss gebraucht wird:

— — — „*manus ut cervos ferientibus ictu*
„*Certa fit haud uno, at multis exercita telis,*"

sind wohl eines *horazischen* **Sermons** würdig, zu deren **Nachbildung** der Vf. unverkennbare Anlagen besitzt, und mit welchem Namen wir daher dieses kleine Gedicht lieber belegt, als **Idyllion** genannt sähen, was sich auch zur Rechtfertigung der letztern Benennung sagen lässt. Rühmlich ist dem Vf. das, so viel wir wissen, durch die Wahrheit bestätigte, S. 166 geäusserte Geständniss:

— — — — „*Labor est, ut fortis militis, index*
„*Sic et discipuli, quem dudum fingo, severi.*"

Möchten es doch *alle Schulmänner* mit eben so viel Zustimmung der Wahrheit **auf sich** anwenden können?

Schneeberg, bey Fulda's Witwe: *In Memoriam* **Caroli Henrici Tromleri**, *Art. Magistri, Nivemontii Pastoris Primarii et Scholarum Inspectoris etc. Vita defuncti d. XVI. Nov. a. c. n.* CIƆIƆCCLXXXX. *Aetatis anno LXV. Auctore* **Theophilo Gulielmo Irmisch** 8 S. 4. 1791. Ausser dem Gedicht im elegischen Versmaasse, worin der Vf. zwey lebenden Freunden Nachrichten über des Verstorbenen Leben, Charakter, Verdienste und Leiden mittheilt, ist noch am Ende eine genauere Anzeige, von seinem vorzüglichsten Lebensumständen gedruckten und ungedruckten Schriften befindlich, woraus wir folgendes ausheben. Tromler war gebohren zu Schneeberg, den 28. Aug. 1725, kam 1745 nach Jena, 1749 nach Dresden zu dem geh. Kriegsrath Acoluth, 1753 nach Rodersdorf, und 1780 nach Schneeberg. Er war Mitarbeiter an Biedermanns Novis Actis Scholast., an den Beyträgen von Altem und Neuem, und an andern gelehrten Wochen- und Monatsschriften. Seine letzte Schrift waren die Analecta quaedam literaria, historiae Lycei Nivemontani inservientia, Comment. I. Schneeberg, 1786. 4. und Commentatio II. 1787. 4. Der **Entwurf einer Bibliothek des Islamismus** ist noch ungedruckt. Tromler starb den 16. Nov., nicht, wie in N. 33. des diessjährigen Intelligenzbl. steht, den 15.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. December 1791.

GESCHICHTE.

BERLIN u. STETTIN: *Anekdoten von König Friedrich II. von Preussen* und von einigen Personen, die um ihn waren. Nebst Berichtigung einiger schon gedruckten Anekdoten von *Friedrich Nicolai*. Erstes bis drittes Heft zusammen 392 S. Viertes Heft, XXXII u. 96 S. Fünftes Heft, 126 S. 8. 1788—1791.

Durch diese schätzbare Sammlung leistet Hr. *N.* dem künftigen Geschichtschreiber des grosen Königs einen nicht minder erheblichen Dienst, als dem gleichzeitigen Leser, der sie blos zu seiner Belehrung und Unterhaltung in die Hand nimmt. Wenn ihm jener die Berichtigung so mancher falschen Anekdoten um so lebhafter verdanken wird, je mehr Hr. *N.* berechtigt ist, zu behaupten, dass eine trockene und unbedeutende Wahrheit in der Geschichte mehr werth sey, als eine noch so glänzend scheinende Falschheit, so werden ihm beide für die Mittheilung so vieler bisher unbekannten, und doch zuverläsigen Anekdoten sich sehr verbunden erkennen. Es ist unter diesen kleinen Heften keines, das nicht eben so instructiv als anziehend wäre, und der Leser findet sich immer weit früher am Ende, als er in beiderley Hinsicht gewünschet hätte.

Im ersten Hefte sind ausser zwey merkwürdigen Schreiben des Königs an seine Schwester, die verwittwete Herzogin von Braunschweig, davon das letzte wenige Tage vor seinem Tode den 10 Aug. 1786. erlassen worden, eine Menge Nachrichten von dem Marquis *d'Argens* enthalten, der hier in sehr vortheilhaftem Lichte als der treuste Freund des Königs erscheint, der ihm von ganzem Herzen ergeben war, und doch oft freymüthig widersprach.

Das zweyte Heft beginnt mit einem Auszug aus dem *Mémoire du Prince de Ligne sur Fr. II.* Hr. *N.* wusste nicht, dass eine Ausgabe dieses herrlichen Auffsatzes bey Hn. Unger besorgt wurde, sonst hätte er den Auszug nicht aufgenommen. Er enthält jedoch einige erläuternde Anmerkungen und Berichtigungen der Abschrift, die selbst dem Besitzer jener Ausgabe nicht gleichgültig seyn werden. — Der Kapellmeister Pepusch unter Friedrich Wilhelm I. mit seinem Einfalle ein Stück für sechs Fagotten unter der Aufschrift *Porco primo*, *Porco secundo* etc. zu setzen, und der drolligen Art, mit der er die Persiflage des damaligen Kronprinzen ablehnte, muss auch einen Cato zum Lachen bringen. Er hatte nicht Umgang nehmen können, vor dem Kronprinzen seine Musik aufzuführen. Nachdem er seine sechs Stimmen ausgelegt, sieht er sich mit noch einem Notenpapiere in der Hand im Saale um. Auf die Frage: was er suche? erwiedert er, es werde noch ein Pult fehlen. Ich dachte, sagte der Kronprinz, es wären nur sechs Schweine in Seiner Musik. Ganz recht, versetzte Pepusch, aber es ist da noch ein Ferkelchen gekommen. Flauto solo! — So belustigend diese und die beyläufig erzählte Anekdote von einem polnischen Tonkünstler ist, der vor einem Notenschranke, wo ein Haufen *sehr schlechter* Musikalien unter der Rubrik TRES MAUVAIS in einem Fache lagen, ausrief: *der Tresmauvais hat doch erschrecklich viel componirt;* so erhaben rührend ist die Nachricht, dass der König seinem Lustschloss Sans Souci diesen Namen wahrscheinlich von der Gruft gegeben, die er sich dem Fenster seines Studierzimmers gegen über hatte errichten lassen. Als er einst mit d'Argens noch im Anfange des Baues auf diesem Platze spazieren ging, zeigte er auf die verborgne Gruft und sagte: *Quand je serai là, je serai Sans Souci.*

Das dritte Heft ist hauptsächlich interessant durch die Nachrichten von einigen Begebenheiten nach der Schlacht bey Leuthen. Gleich nach gewonnener Schlacht war der König in groser Gefahr, noch erschossen, oder gefangen genommen zu werden. Er ritt im Dunkeln mit seinem Gefolge nach Lissa zu, liess sich von dem Kretschmer oder Gastwirth zu Sahra leuchten, (dessen naives Gespräch hier in seinem Dialekte der Länge nach mitgetheilt wird) als mit einemmale 300 Schritt von Lissa 50 bis 60 Flintenschüsse kaum 50 Schritt vom Zuge fielen, wovon einige Pferde in die Beine blessirt wurden. Es waren zwar einige von Ziethens Husaren befehligt worden, immer 30 Schritt vorweg zu reiten. Sie mochten sich aber, um die Erzählung des Kretschmers zu hören, allzu nah an den Zug des Königs gehalten haben, und waren einen feindlichen Posten zu spät gewahr worden, der bey ihrer Ankunft abfeuerte und dann davon lief. Der König liess zwey Grenadierbataillons holen, er stellte sich an ihre Spitze und ritt so, sein Gefolge zu beiden Seiten, nach Lissa. Hier hielten sich noch Oestreicher auf, und es ward aus allen Häusern ein starkes Feuer auf den Zug gegeben. Der König ritt über die Zugbrücke nach dem Schlosse. Kaum war er vor der Schlossthür angekommen, als ihm östreichische Officiers mit Lichtern in den Händen entgegenstürzten, um zu ihren Pferden zu eilen. Ganz ruhig stieg der König vom Pferde, und sagte: „*Bon soir, Messieurs!* Gewiss sind Sie mich hier nicht vermuthen? Kann man hier auch noch mit unter kommen?" Die vornehmsten östreichischen Generale und Staabsofficiere nahmen den niedern die Lichter aus den Händen, und leuchteten dem König hinauf in eines der ersten Zimmer, der sie nach einer mit ihnen gehaltenen Unterredung als

als seine Gefangne beurlaubte, da er eben so gut ihr Gefangner hätte seyn können. Herrlich ist die folgende, auch sehr gut erzählte, Begebenheit, da nach der Schlacht bey Leuthen die ganze Armee das Lied: *Nun danket alle Gott* anstimmte, und ein Fahnenjunker, der beynahe vor Durst und Frost vergehend, mismüthig neben seiner Fahne auf der Erde liegt, dadurch sich wie mit neuer Kraft gestärkt fühlt. Ferner finden sich in diesem Hefte Nachrichten von des Königs Compositionen, Berichtigungen über die Vie de Fr. II. und eine besonders merkwürdige, documentirte Widerlegung von der abscheulichen Beschuldigung, die in einer Erzählung des General Warneri vorkömmt, als habe der König im siebenjährigen Kriege den Aerzten und Wundärzten Befehl gegeben, alle die Blessirten umkommen zu lassen, die nach ihrer Heilung nicht wieder dienen könnten.

Dem vierten Hefte ist ein angenehmer literarischer Artikel von englländischen Büchern über König Friedrich II. vorgesetzt. In einem Schauspiele: the English Tavern at Berlin Lond. 1789. ward der König in einer dem Fürsten in Engels Edelknaben ähnlichen Rolle aufs Theater gebracht. Unter den Briefen, die der Vf. den König öffnen läfst, ist einer von seinem Leibarzt: „Er giebt mir immer Rath, wenn ich keinen verlange, aber er versäumt auch keine Gelegenheit, sich ihn wohl bezahlen zu lassen;" läfst der Vf. *diesen* König sagen. Noch weit lustiger aber ist, dafs *dieser* König bey einem Brief von seinem „*Premierminister*" sagt: „den will ich auch in vierzehn Tagen nicht aufmachen, um seinen Stolz zu demüthigen!" — Ein italiänischer Baumeister, der zwischen dem Palais des Prinzen Heinrichs, das eine sehr kleine Hauptthüre hat, und dem ehmaligen Markgräfl. Schwedischen Hause, das ein seltsam vorspringendes Vorhaus mit einer überaus grofsen Thüre und grofse Fenster drüber hatte, stehn blieb, rief voll Verwunderung aus: *Das ist ein seltnes Stück! da ist eine Thür ohne Haus, und dort ein Haus ohne Thüre!*

Ueberaus lustig ist die Geschichte von dem Projekt, das 1742 ein Buchdrucker in Paris, Namens Simon, dem König vorlegte, in Berlin eine *Buchdruckerey* auf Kosten des Königs zu errichten, wobey er voraussetzte, dafs weder in Berlin noch sonst in den Königl. Landen eine vorhanden wäre. Voll von artigen und lesenswerthen Bemerkungen ist der Artikel über des Königs Pferde und Reiten.

Im 5ten Hefte sind gleich die ersten Numern eben so überraschend als belehrend. Es wird gezeigt, dafs die Erklärung und Beschreibung von dem im Lager zwischen Spandau und Gabow 1753 im Sept. gehaltenen Manövres Berlin 1753. 22 S. 4. mit Fleifs und absichtlich erdichtet worden, damit das Publicum darüber irre geleitet werden sollte; und hierauf wird eine avthentische Nachricht von den damals wirklich gemachten Manövern mitgetheilt. Unter den Berichtigungen verdienen die zwey gegen die Behauptung, als ob im J. 1730 der Kaiserl. Hof durch seine im *Tone der Autorität* gemachten Vorstellungen den Kronprinzen das Leben gerettet, und die wegen einiger unzüchtigen Gemälde vorzüglich den Dank und die Aufmerksamkeit der Leser. Wie reichhaltig übrigens diese 5 Hefte sind, aus denen wir nur wenige Proben haben anführen können, erhellt schon aus der Zahl der Artikel, indem sich die der neuen Anekdoten auf 67, die der Berichtigungen aber auf 24 belaufen.

Berlin: *Freymüthige Anmerkungen über des Hrn. R. v. Zimmermann Fragmente über Friedrich den Grossen von einigen brandenburgischen Patrioten.* 1ste Abth. 1791. 8.

Diese ausführliche Beleuchtung der Zimmermannschen Fragmente ist aus den Bemerkungen und Angaben vieler Geschäfftsmänner und Gelehrten zusammengetragen, die ihre Papiere sämtlich einem dazu erwählten Redacteur übergeben haben, welcher auch in dieser Schrift in seinem Namen spricht, ausser da, wo er die Documente, auf die er sich beruft, selbst vorlegt. Verschiedene von den Männern, die dem Redacteur seine Quellen und Hülfsmittel geliefert haben, haben sich genannt; und ihre ehrenvollen Namen sind uns Bürgen für den Werth der übrigen, da Männer von ihrem Charakter und Stande sich nicht ohne Untersuchung mit jemanden in ein gesellschaftliches Unternehmen einlassen. Hätte sich aber keiner genannt, und wäre es möglich, dafs eine Schrift dieser Art von *einem* Verfasser herrühren könne, der sich gleichfalls vor dem Publicum verborgen gehalten hätte, so würde doch die Stimme der Untersuchung und der Wahrheit, die allenthalben unverkennbar darinn spricht, gewifs ihrer Wirkung nicht verfehlen. Keine von den bisherigen Widerlegungen gegen des Hn. Ritters von Z. Erzählungen und Behauptungen ist mit dieser zu vergleichen. Auch war es wohl nicht möglich, dafs sie sie erreichen konnten, da jeder nur demjenigen widersprechen konnte, von welchem ihm die Unwahrheit mit Gewifsheit bekannt war; auch der feste Ton der Zuverläfsigkeit, mit welchem Hr. v. Z. erzählt, seine Berufung auf die respectablesten Autoritäten, und die wiederholte namentliche Anführung des Hrn. Ministers *von der Horst*, jeden bescheidenen Mann nöthigte, seine Zweifel in seiner Brust zu verschliessen. Der Redacteur dieser Schrift und diejenigen, welche sich der Sache besonders annahmen, schlugen den einzigen Weg ein, durch welchen sie ihre Zweifel begründen konnten. Sie fragten über jeden einzelnen Punkt diejenigen Personen, die davon unterrichtet seyn konnten; sie suchten die Archive und Registraturen nach, worinn sie Aufschlüsse zu finden hofften, und wo sie diese Hülfsmittel nicht anwenden konnten, da untersuchten sie die innre Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit der Erzählung, welche den Angaben des Hn. Ritters so oft und nicht selten so deutlich fehlt. Die Resultate ihrer Untersuchung sind fast alle so beschaffen, dafs es nicht möglich ist, dafs Hr. *v. Z.* oder irgend sonst jemand etwas dagegen einwenden kann. Sie haben von dieser Seite den Geschichtsforschern künftiger Zeit einen sehr wesentlichen Dienst gethan. Denn wenn die Nebenumstände vergessen sind und manche kleine Schrift, worinn man diesen und jenen Irrthum der Zimmermannschen Fragmente aufgedeckt hat, das Loos gehabt hat, das die mehrsten kleinen Schriften über kurz oder lang trifft, so könnten immer noch die vorher erwähnten Eigenschaften

ten des Buchs des Hn. *v. Z.* manchen Schriftsteller bewegen, ihm Glauben beyzumessen, und ihm nachzuschreiben. Und von dieser Seite billigen wir es auch, dass man diese Widerlegung zu einem Theile der allgemeinen deutschen Bibliothek gemacht hat, wodurch ihre Erhaltung desto mehr gesichert wird. Dem Redacteur derselben muss man noch das Lob widerfahren lassen, dass er mit vielem kaltem Blute zu Werke gegangen ist; man findet keinen einzigen von den groben Ausdrücken, oder von den ungesitteten Schimpfwörtern, welche sich der Hr. *v. Z.* so häufig hat zu Schulden kommen lassen. Wenn er zuweilen spottet, so geschiehet es in der Sprache und in dem Tone, welcher unter feinen Leuten angenommen ist. Nur ermüden hin und wieder die Weitschweifigkeiten und Wiederholungen den Leser.

Die Schrift geht den Hn. *v. Z.* Schritt vor Schritt nach. In der ersten Abtheilung sind nur 13 Kapitel durchgegangen. Hoffentlich wird sich aber der Redacteur in der Folge kürzer fassen können. Das erste Kapitel. Hr. *v. Z.* kündigt darinn sein Werk als aus Quellen geschöpft an, die sonst niemanden offen gestanden hätten, als ihm, und sich selbst als einen weit vornehmern Mann als alle andre Schriftsteller über Friedrich dem Grossen, welche ihre vorgebliche Anekdoten und Charakterzüge aus berlinischen Wirthshäusern und Kliquen geringer Art zusammengerafft hätten, da ihm hingegen der Zutritt zu den vornehmsten Personen und Geschäftsmännern als zu lebendigen Archiven offen gestanden hätte. Wenn aber nun der Untersucher in seinem Buche fast auf jeder Seite eine Unrichtigkeit antrifft, so muss er schliessen, dass entweder Hr. *v. Z.* zu diesen Männern von hohen Stande, und was seinem Leser noch wichtiger ist, von genauer Sachkenntniss, nicht den Zutritt gehabt habe, dessen er sich rühmt; oder er müsse nicht die Eigenschaften haben, die ihn hätten in den Stand setzen können, solche vortreffliche Quellen gehörig zu gebrauchen. Einige allgemeine Bemerkungen über Hn. *v. Z.* wenige Fähigkeit zum Geschichtschreiber der preussischen Staaten, da er sonst einer der vorzüglichsten Schriftsteller in Deutschland ist, welches hier mit vieler Gerechtigkeitsliebe anerkannt wird. Seine besten Werke schrieb er, ehe er der vornehme Mann wurde, für welchen er sich jetzt hält. Mit seiner veränderten Lage hat seine Meynung von sich selbst zu sehr zugenommen, und er vergisst, was er dem Publicum schuldig ist. In seinen jetzigen Schriften sieht man deutlich, dass er stets von seiner zu lebhaften Einbildungskraft und von seinen zu heftigen Leidenschaften, Zorn und Dünkel, fortgerissen wird. Aus eben dem Grunde kann man aus der Vortrefflichkeit seiner Quellen nicht auf die Vortrefflichkeit seines Buchs einen Schluss machen. Denn manches ihm gut mitgetheilte hat in seinem Kopfe eine ganz andre Gestalt bekommen. Daher wäre es auch wünschenswerther, dass wir anstatt desjenigen, was uns Hr. *v. Z.* als von dem Hn. Minister *von der Horst* ihm mitgetheilt lesen lässt, *Memoires über Friedrich II.* von Hn. *von der Horst* selbst erhalten hätten. Hn. *v. Z.* Verfahren mit den ihm mitgetheilten Sachen ist auch oftmals äusserst indiscret. Am Ende versichert der Redacteur, dass niemals einer von den Berliner Gelehrten dem Hn. R. den Tod gewünscht, und noch weniger ihm nach dem Leben getrachtet habe, und bittet ihn, dem Lächeln und Achselzucken in seiner Untersuchung nicht die Auslegung zu geben, als wenn man ihm damit ans Leben wolle. 2tes Kap. *Friedrich Wilhelms Regierung.* Dieser Herr hat keineswegs den grossen Handel begünstigt, wie Hr. *v. Z.* behauptet. Es wird dargethan, dass die preussischen Staaten damals gar keinen Handel im Grossen kannten. Eben so wenig waren damals Baumwollenmanufacturen in denselben, und die Wollenmanufacturen konnten nicht über eine Million Menschen beschäftigen, da nur 2,240,000 Menschen damals in allen brandenburgischen Staaten waren. Aber Hr. *v. Z.* übertreibt alles auf die lächerlichste Art. Dahin gehört auch der grosse Schatz, den dieser König hinterlassen haben soll. Die hier angestellte Untersuchung über die Finanzangelegenheiten unter jener Regierung ist sehr lesenswerth. Wenn es wahr wäre, dass das Silbergeräthe, wie Hr. *v. Z.* sagt, 8 Millionen am Werth gewesen wäre, so hätte es 3000 Centner an Gewichte haben, und an der Decke eines Saals hätten 210 Centner hangen müssen, alle 3000 Ct. aber wären nur in 10 Zimmer im dritten Stockwerk befindlich gewesen! Aber es leben noch Leute, von denen bewiesen wird, dass sie dieses Silbergeräthe genau gekannt haben, und nach deren Angabe man es richtiger schätzen kann. Es kommen alsdenn ungefehr 1,376,000 Rthlr. heraus, welches immer noch ein königliches Ameublement bleibt, dergleichen man gewiss damals an wenigen Höfen gefunden hat. Die Unmöglichkeit, dass die *v. Z.* angegebene Stelle in dem Testamente des Königs Fried. Wilhelm, worinn er seinem Sohne räth, das grosse Grenadierbataillon auf den gewöhnlichen Sold zu setzen, wahr seyn könne, wird sehr deutlich dargethan. Einige beweisende Bemerkungen über den Unwerth der *Essai sur Frederic II.* von *Denina*, den *v. Z.* sehr lobt. Drittes Kapitel. *Friedrichs Vorhaben nach Wien zu fliehen.* Die Darlegung, dass dem Kronprinzen dieser Gedanken nie eingefallen seyn kann, leidet keinen Auszug. Sie muss aber gewiss jedermann zurückbringen, der jemals der Erzählung des Hn. Ritters Beyfall gegeben hat. Der Redacteur ist dabey sehr ausführlich und rügt zugleich manchen andern Irrthum der Fragmente. 4tes Kap. *Von Friederichs Leben vor seiner Thronbesteigung.* Die Bemerkungen darüber sind die am wenigsten bedeutenden und gehen grösstentheils nur über den Abbé Polignac, den Hr. *v. Z.* für einen besondern Freund des Königs ausgiebt. Schwerlich würde man ohne den Unwillen, den die Prätensionen des Hn. *v. Z.* erregen, diesem Umstande so viele Seiten gewidmet haben. 5tes Kap. *Z. Behauptung, dass der König verstümmelt gewesen sey.* So wohl die Hauptfabel als die Nebenausschmückungen derselben werden hier auf das überzeugendste widerlegt. Die Zeugnisse der Hrn. Geheimerath *Schöning* und Generalchirurgus *Engel*, imgleichen der drey Chirurgen, welche den Körper des Königs abgewaschen haben, sind hier abgedruckt, und alle sagen, dass an dem Körper des Königs keine Verstümmelung zu finden gewesen sey. Ein Doctor Malchow hat nie existirt; mehrere Beweise sind beygebracht, dass in den königlichen Gemächern keine unzüch-

 tige

tige Gemälde aufgestellt gewesen sind; ein Brief von dem Buchhändler Bourdeaux nennt die Z. Angabe, dass er die verfälschte Ausgabe der *Pucelle d'Orleans* auf Befehl, oder wenigstens unter den Augen des Königs habe drucken lassen, freylich etwas derbe, *une grande atrocite de mensonges*; und erbietet sich, 100 Friedrichsd'or an die Armen zu geben, wenn man ihm beweisen könne, dass er je den mindesten Theil an der Ausgabe dieses Buchs gehabt. Der Hr. Berghauptmann *von Veltheim* zu Harbke, bezeigt in einem ausführlichen Briefe an den Redacteur seinen Unwillen über die Unvorsichtigkeit, womit Hr. *v. Z.* den Namen seiner Frau Mutter in Absicht des ehelichen Umgangs des Königs mit seiner Gemahlin compromittirt, welche Dame noch dazu niemals Hofdame bey der Königin gewesen ist. Man muss in der That erstaunen, wenn man lieset, wie sogar alle von dem R. *v. Z.* als geheime Nachrichten vorgetragene Erzählungen auch in den Nebenumständen erdichtet sind. 6tes Kap. *Von Friedrichs häuslichem Leben und literarischem Umgange.* Berichtigung verschiedener Fehler, welche in den Erzählungen von den Gelehrten, die des Königs Umgang ausmachten, begangen sind. So wird Hr. *v. Z.* seinen Rath an Hn. *Girtanner*, den König unter die Schriftsteller zu zählen, welche von venerischen Krankheiten geschrieben haben, wohl wieder zurücknehmen müssen, wenn er das lieset, was hier darüber gesagt ist. Besonders merkwürdig ist dasjenige, was zur Aufklärung der Geschichte und der Projecte des bekannten Abbé *du Val* hier ausführlich erzählt ist. Das 7te Kap. *Des Königs vorgebliche Nichtachtung der deutschen Literatur.* Sie war nicht vorgeblich, sondern wirklich. Genaue Untersuchung der Behauptung des Hn. Ritters, dass deutsche Gelehrte Hn. *Sulzern* so gehasset hätten, dass man ihm sogar nach dem Leben getrachtet, und auf ihn geschossen habe. Da Hr. *v. Z.* sagt, dass Sulzer ihm dieses selbst erzählt habe; so konnte der Redacteur nichts mehr thun, als dass er zeigte, es sey im höchsten Grade unwahrscheinlich, so dass es selbst an moralische Unmöglichkeit gränze, dass Sulzer diese Thatsache Hn. *v. Z.* erzählt habe. 8tes Kap. *Friedrichs Aberglauben und Versuche in der Alchemie.* Es wird hier gezeigt, dass der König weder selbst jemals laborirt habe, noch einmal gegenwärtig gewesen sey, wenn die Adepten, die sich ihm anboten, ihre Processe machten. Er wies sie an den Geheimen Kämmerer Fredersdorf, der Neigung für die Alchemie hatte. Die Adepten, die sich diese Schwäche des sonst sehr vernünftigen Manns zu nutze machten, werden hier sämtlich mit einer Angabe ihrer Gaukelspiele nach einander aufgeführt. 9tes Kap. *Friedrichs politischer Charakter.* Hr. *v. Z.* begeht auf allen Seiten die gröbsten Fehler gegen die Geschichte, lässt Fleury noch nach seinem Tode nach Mazarins Grundsätzen handeln, stellt die Oestreicher zum Treffen bey Grosshennersdorf hin, und rechnet Vorfälle, die in den Dresdner Frieden von 1745 gehören, zu dem Hubertsburger Frieden. 10tes Kap. *Verhalten des Königs gegen auswärtige Gesandten*; sein Blick auf auswärtige Dinge. Auch dieses Kapitel und noch mehr das folgende: *Von den geheimen Quellen der Berichte, welche der König von auswärtigen Vorfallen erhielt*, gleicht den Apothekerbüchsen mit kräftigen Aufschriften, und unkräftigen Arzneyen. Es musste jedem nachdenkenden Leser von des Hn. *v. Z.* Fragmenten wundervoll scheinen, wie der Leibarzt in Hannover so genau von Sachen unterrichtet seyn könnte, welche sonst unter diejenigen gehören, die am geheimnissvollesten behandelt werden. Aber es gehörte nur eine mittelmässige Einsicht dazu, um zu finden, dass Hr. *v. Z.* unter seiner prahlhaften Ankündigung die trivialesten Sachen vorträgt. Hier wird zu gleicher Zeit gezeigt, dass eben so viel Irrthümer dabey vorfallen, als bey allen seinen übrigen Erzählungen. Hr. *v. Z.* ist weder Historiker, noch Staatsmann, noch kaltblütiger Beurtheiler, noch getreuer Referent desjenigen, was er gehört hat, und der Mann will die Welt bereden, er sey im Stande, Aufschlüsse über Friedrich II. Leben zu geben, wie sie niemand zu geben im Stande sey! Eben diese Unwichtigkeit und Mangel an historischer Kenntniss herrscht in dem 12ten Kap. von der englischen Allianz im siebenjährigen Kriege und der Theilung von Pohlen. Bey dem 13ten Kap. zeigt der Redacteur Hn. *v. Z.* sehr richtig, dass es sehr unzeitig und unüberlegt sey, über dasjenige, was einige berlinische Gelehrten über die jetzigen Machinationen der Jesuiten geschrieben, zu spotten, wenn es wahr sey, was er von der Aufnahme des Herzogs von Orleans und des Churfürsten von Bayern in den Orden derselben erzählt. An der Wirklichkeit dieser Thatsache wird aber mit Recht gezweifelt. Endlich wird noch des Hn. Ritters völlig falsche Geschichte von dem Benedictiner Pernety, Bibliothekar des Königs, berichtigt. — Wir sind ausführlich gewesen bey der Anzeige eines Buchs, das man nicht bloss als Streitschrift betrachten muss, sondern das einem künftigen Schriftsteller von Friedrichs des Grossen Leben einmal zu einer unentbehrlichen Quelle dienen wird. Jedermann wird es ungern sehen, dass die Fortsetzung nicht schneller gefolgt ist, die wir anfangs bey dieser Anzeige abwarten wollten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Halle* u. *Leipzig*, b. Dreyssig: *Der vollkommene Schweinehirt*, oder die *Art Schweine zu erziehen, zu mästen, und vor Krankheiten zu bewahren* von *Ludewig Stielberg*. 1790. 1½ Bog. 8. (—) Von der Erziehung und Mästung der Schweine, von ihren Krankheiten und deren Heilung sind hier nützliche, aber bekannte, Sachen aus mehreren Büchern zusammengestellt. Ein langer spitzer Rüssel und hohe Beine möchten wohl eher als ein langes *dickes* Maul und kurze Beine (S. 5. 6.) und ein langgestreckter Leib bey dem Eber eben so wohl, als bey der Sau, (S. 6.) Kennzeichen der Güte seyn; ferner ist eine zweyjährige San [illegible]ungsgeschäfte schon völlig tüchtig. (S. 6.) Auch tragen die Sauen nur vier Monat und von einer in der Mitte des Monats December begatteten Sau werden die Ferken nicht im Monate May, (S. 7.) sondern schon im Monate April erfolgen. Die durch Erfahrungen bestätigte Wahl derjenigen Ferken zur Zuzucht, welche sich der vordersten Zitzen an der Sau bemächtigen und die andern davon verdrängen, die Regel, in der Mästung mit kleinen Portionen anzufangen, solche in der Mitte der Mästungszeit zu vergrössern, und in dem Zeitpunkte ihrer Endschaft zu vermindern, und die Anweisung zum Mästen mit geschrotenen Rocken für diejenigen, welchen, wie z. B. den Hocken, an vielen Pflaumen und Schmalze gelegen ist, hätte wohl mit angeführet zu werden verdient.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. December 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Turin, b. Briolo: *Mémoires de l'acad. roy. des Sciences. Années MDCCLXXXVIII—LXXXIX.* 1790, 4. *Vorr. S. 160. Abhandl. der Academisten S. 453, Abhandl. auswärt. Gelehrten S. 164.*

Da wir von den Schriften dieser gelehrten Gesellschaft zum ersten male zu reden Gelegenheit haben, so wird es erlaubt seyn, zu erinnern, dass seit dem J. 1776. wo der fünfte Band ihrer *Mélanges de philosophie et de mathematique* erschien, bis 1784 eine lange Pause geherrscht hat. In diesem Jahre fieng die Gesellschaft wieder an, thätig zu seyn, und 1786 wurden zwey Bände ihrer Abhandlungen unter dem veränderten Titel: *Mémoires de l'academie royale de Sciences,* öffentlich bekannt gemacht. Zwey Jahre nachher erschien der dritte, und im vorigen Jahre endlich der vierte, dessen Inhalt wir nun unsern Lesern mittheilen wollen. 1. Graf *Morozzo* von der Höhenmessung der vorzüglichsten Plätze in den Ländern des Königs von Sardinien, und ihrer wahren Lage über der Meeresfläche. Diese Messung ist mittelst des Barometers bewerkstelliget worden. Nizza liegt mit dem Meere gleich hoch: Turin 111 Toif. 2 Fuss 6½ Zoll über der Meeresfläche: der Po entspringt 889 T. 5 F. 7 Z. über Turin, oder nach dem Ritter Napion 1134 T. über der Meeresfläche: der Gletscher zu Formazza ist der höchste Punct, 1218 T. 5 F. 3½ Z. über Turin und 1330 T. 1 F. 10½ Z. über dem Meere. Das adriatische und das schwarze Meer liegen höher, als das mittelländische, und dieses 1 Toise höher, als der Ocean. 2. De *Morveau* von der Sättigung der Salze, und der Verwandtschaft eines zusammengesetzten Körpers mit einem seiner Bestandtheile, womit er übersättiget worden ist. Bergmann, welcher beobachtet hatte, dass mehrere Mittelsalze mit einem ihrer Bestandtheile übersättiget werden könnten, glaubte, dass dieser Theil der einen Basis weniger stark von der andern Basis angezogen und zurückgehalten würde, und folgerte aus der Bemerkung, weil die mit Vitriolsäure verbundenen Laugensalze durch die Salpeter- und Salzsäure allezeit nur zum Theil zersetzt würden, den Satz, dass diese letztern Mineralsäuren sich nur mit dem überschüssigen Theile des Laugensalzes vereinigten. Um dieses Phänomen erklären zu können, muss vor allen Dingen untersucht werden, ob es, alles übrige gleich gesetzt, verschiedene Grade der Sättigung eines und des nehmlichen Salzes gebe, oder ob die Verbindung eines Mittelsalzes mit einem seiner Bestandtheile nicht vielmehr als eine Vereinigung eines zusammengesetzten Körpers mit einem dritten fremdartigen angesehen werden müsse. Das erstere wird geläugnet: das letztere durch verschiedene Beyspiele von dergleichen Zusammensetzungen bewiesen. 3. *Jo. Gi. Giobert's* chem. Untersuchungen verschiedener Schalthierversteinerungen, und Bemerkungen über die Phosphor- und Berlinerblausäure, und über das phlogistisirte Laugensalz. Die neuentdeckten Versteinerungen sind Seeigel, welche aber darinn von den bisher bekannten unterschieden sind, dass sie bloss aus Kalkerde bestehen, zerreiblich, und mit keinem Schwanze versehen sind. — Die gewöhnlichen spathigen Seeigelversteinerungen bestehen aus Kalkerde, welche Phosphorsäure, etwas Kieselerde und Eisen, enthält. Ueberdies scheint, dem bey ihrer Destillation bemerkbaren Geruche nach zu urtheilen, etwas flüchtiges, aber kein feuerbeständiges Laugensalz in ihnen befindlich zu seyn. In den vom Vf. entdeckten erdigen Seeigelversteinerungen hingegen war keine Kieselerde anzutreffen. — Die Kieselerde sey keine einfache, sondern eine Kalkerde, welche auf eine uns unbekannte Weise mit Phosphorsäure verbunden sey. — In den übrigen untersuchten Versteinerungen von Schaalthieren fand er ebenfalls Kalkerde und Phosphorsäure, nur einige Ammoniten, Turbiniten und Tubaliten machten in Ansehung des letztern Bestandtheils eine Ausnahme. Diese Versteinerungen können daher nach des Vf. Versuchen zur Zubereitung des Berlinerblaues angewendet werden. Bey dieser Gelegenheit handelt er vom Berlinerblau und seiner Säure, welche er für eine Verbindung von Phosphorsäure mit Brennbaren hält. Phosphorsäure und die Säure des Berlinerblaues verhalten sich also eben so gegen einander, wie Vitriolsäure, und die flüchtige Schwefelsäure. Zur Phlogistisirung der Laugensalze werde nicht blosses Brennbares, sondern auch Phosphorsäure erfodert. Das Berlinerblau enthalte 28/100 Thonerde, 68/100 Phosphorsäure, und 35/100 dephlogistirtes Eisen. — Bereitungsart des phlogistirten Laugensalzes, um alles Eisen daraus wegzuschaffen. — 4. *Ebenderselbe* über das Phosphoresciren des vitriolisirten Weinsteins. Als von den angeschossenen Krystallen das darüber stehende Wasser im Dunkeln abgegossen wurde, so war die ganze innere Oberfläche des Gefässes mit grossen leuchtenden Puncten von einer blassen, bläulichen Farbe bedeckt. Dieses Licht wurde durchs Reiben wieder erweckt, durch Wasser nicht ausgelöscht: die Materie des Gefässes hat keinen Einfluss darauf; wohl aber die Gestalt desselben: denn je grösser die von der atmosphärischen Luft berührte Oberfläche ist, desto besser glückt der Versuch. Dieses Licht sey nicht elektrisch (aber von Versuchen mit einem guten Condensator lesen wir nichts): auch müsse es von dem beym Schlagen des Zuckers oder dem Zerbrechen der Alaunkrystallen bemerklichen Lichte unterschieden werden.

werden. Es entstehe wahrscheinlich von den Lichttheilchen, welche sich beym Krystallisiren zwischen die Salztheilchen legen. Denn dieses Leuchten war desto stärker, je heller das Licht auf die zum Krystallisiren hingesetzte Salzauflösung scheinen konnte; hingegen konnte es nie bemerkt werden, wenn die Krystallen in einem völlig dunkeln Orte angeschossen waren. Der Vf. ermahnt die Naturforscher, auf den grossen Einfluss der Lichtmaterie auf physische und chemische Operationen genauer, als zeither geschehen ist, aufzumerken. 5. Graf *de Saluces* von den Unvollkommenheiten der die Luftgattungen versperrenden Flüssigkeiten und der zu den Luftversuchen gebräuchlichen Instrumente. Er zeigt, in wiefern Wasser, Quecksilber, und Oel, deren man sich zu Einschliessung der Luftgattungen bedient, die Versuche und ihre Resultate unsicher machen; und dass Gefässe aus Thon, Porcellan, Kupfer oder Eisen, wenn sie einem heftigen Feuer und der Einwirkung metallischer Kalke ausgesetzt worden sind, die Luft und luftförmige Dämpfe nicht völlig zu verschliessen im Stande sind. 6. Graf *Morozzo* von einem wilden Schwane, welcher d. 29. Dec. 1788. in Piemont gefangen worden ist, und von andern fremden Vögeln, welche man in dem damaligen harten Winter dort bemerkt hat. Der wilde Schwan ist etwas kleiner, als der zahme; hat einen langen Hals; einen breiten, dicken, mit gezähnten Rändern versehenen, schwarzen, gegen den Kopf hin aber orangengelben Schnabel, an dessen Wurzel nicht, wie beym zahmen, Fleischwarzen anzutreffen sind, etc. Ausser diesem Fremdlinge liessen sich auch noch folgende Vögel damals in Italien sehen; *anas fera*, *ardea minuta* und *candida*, *mergus merganser*, und *larus cinereus Brisson*. 7. *Brugnon* von den tödtlichen Wirkungen des ranunculus arvensis L. — Die Schaafe fressen diese Pflanze gern, und es entstehen daher oft gefährliche und tödtliche Krankheiten unter ihnen, welche man ganz andern Ursachen zuschreibt, und mit Unrecht für ansteckend hält. Besonders ist die Wurzel giftig, wie durch Versuche an Hunden erwiesen worden ist. Dieses Gift ist sehr flüchtig, weil es durchs Kochen gänzlich weggeschaft werden kann. Es scheint mehr auf die Nerven zu wirken, als dass es durch seine ätzende Schärfe schädlich seyn sollte. Die beygefügte Kupfertafel stellt die Pflanze und ihre Befruchtungstheile dar. 8. *Penchienati* beschreibt eine menschliche Missgeburt. Es fehlten ihr die Knochen der Hirnschale; die Nase war äusserst verunstaltet; an der Schulter und den Armen hiengen verschiedene spitzig zulaufende fleischige Auswüchse: die Füsse waren krumm, und da, wo der innere Knöchel sich befinden sollte, lag das Sprungbein, und an der Stelle des äussern Knöchels die Achillessehne u. s. w. Dieses Kind lebte dennoch 3 Tage. Es ist auf einer Kupfertafel abgebildet worden. 9. *Monnet* theilt seine Erfahrungen und Gedanken über die Theorie der pneumatischen Chemiker (so nennt er die Anhänger der Lavoisierischen Theorie) mit, denen er so wenig gewogen ist, dass er ihnen vielmehr Schuld giebt, sie hätten die ältern Scheidekünstler gar nicht verstanden, wären mehr Physiker, als Chemiker, und hätten ihre Theorie, ohne das Ganze zu übersehen, nur auf einige isolirte Thatsachen gegründet. Er zeigt an der Zucker-, Arsenik- und dephlogistisirten Salzsäure, wie weit die Antiphlogistiker, seiner Ueberzeugung nach, von der Wahrheit entfernt sind. Denn nach seinen, weitläuftig erzählten, Versuchen sey die sogenannte Zuckersäure nichts anders, als die bey ihrer Zubereitung verbrauchte Salpetersäure, welche sich mit denjenigen Substanzen verbunden habe, womit der Zucker gemeiniglich verunreiniget zu seyn pflege; folglich müsse man sie als ein Mittelsatz ansehen, in welchem jedoch der saure Bestandtheil hervorsteche, wie beym Weinsteine. Auch die Salz- und Vitriolsäure gaben; mit dem Zucker eben so, wie die Salpetersäure, behandelt, ähnliche saure Salze. — Die Arseniksäure soll, seinen Versuchen zu Folge, kein einfaches saures Salz, sondern aus der Salpetersäure und dem Arsenik in seinem natürlichen Zustande zusammengesetzt seyn: Er sieht sie also für ein Arseniksalz an, worinn die Säure die Oberhand habe. Bey der Behandlung des Arseniks mit Salz- und Vitriolsäure entstanden ähnliche saure Salze. — In Ansehung der dephlogistisirten Salzsäure hegt er folgende Meinung. Der Braunstein besteht grösstentheils aus Magnesia und etwas Eisenerde, und enthält schlechterdings kein eigenes Metall. Wird also Salzsäure über Braunstein abgezogen, so bleibt ein Theil der Säure, und zwar der stärkere, in Verbindung des Braunsteins im Destillirgefässe zurück, ein anderer, mit vielem Phlegma verdünnter geht hingegen mit etwas Braunstein verbunden in die Vorlage über, und macht diejenige Substanz aus, welche man fälschlich die dephlogistisirte Salzsäure nenne. Eben dieses gelte von der über Mennige oder Eisenkalk abgezogenen Salzsäure. — Die dephlogistirte Salzsäure besitze nicht alle Eigenschaften des Königswassers: wenigstens löse sie weder die Platina, noch das Quecksilber auf. — 10. *Jo. Bapt. Vasco* Beobachtungen über ein Insekt, welches die Cocons der Seidenwürmer durchfrisst. Es ist der Dermestes Cardarius L. Der Vf. hat mühsame Untersuchungen über die Entstehung, den Bau, die Nahrung, Verwandlung der Larve, und über die Geschlechtstheile, die Oekonomie des Dermestes selbst, endlich über die Mittel angestellt, wodurch die Verwüstungen dieses Insekts verhütet werden können. Die beygefügte Kupfertafel stellt den Dermestes Card. L. in den verschiedenen Perioden seines Lebens, und einzelne Theile des Insekts vor. 11. *De Breze* liefert eine chem. Zergliederung eines Schwefelwassers, welches in einer grossen Menge aus einem Hügel bey Lu in dem Herzogthume Montferas fliesst, und in 4 Pfunden 3 $\frac{4}{100}$ Schwefel, 36 $\frac{27}{100}$ Küchensalz, 9 $\frac{26}{100}$ salzsauren Kalk, 100 $\frac{32}{100}$ mit Luftsäure geschwängerten Kalk, 14 $\frac{4}{100}$ Selenit, $\frac{22}{100}$ Kieselerde, 4—5 Kubikzolle freye Luftsäure, 24 K.zolle hepatische, und ungefähr 2 K.zolle atmosphärische, etwas phlogistisirte Luft enthält. 12. Gr. *de Saluces* Versuche über die mit künstlichen Luftarten geschwängerten Flüssigkeiten. Aus ihnen folgert er, dass die bey diesen Versuchen gebrauchten Säuren nicht wirklich zersetzt würden, sondern in den entstandenen Luftarten noch vorhanden wären; dass nicht allein andre Bases die Säuren auf eine andre Weise afficirten, sondern auch eine blosse Veränderung in

dem

dem Zustande einer und der nehmlichen Basis eine verschiedene Modification in den Säuren hervorzubringen im Stande wäre; dass endlich diesen Modificationen der Säuren die luftförmigen Flüssigkeiten ihren Ursprung zu verdanken hätten. — Eine Nachricht von einer zu Stande gebrachten Amalgamation des Goldes in solchen mit künstlichen Luftarten geschwängerten Flüssigkeiten. — 13. *Peronotti* von einer Insectengattung, welche in dem Wasser eines Brunnens zu Alessandria im Mayländischen gefunden worden ist. Die Grösse dieser Insecten ist fast der Grösse der Käsemilben gleich; ihre Gestalt rund, und von einer solchen Durchsichtigkeit, dass man sie leicht mit den aus dem Wasser sich entwickelnden Luftbläschen vermengen würde, wenn ihre Bewegung nicht die Wahrheit entdeckte. Sie bewegen sich zwar äusserst geschwind, aber nur horizontal, nie auf- oder niederwärts. Nach Verlauf eines Tages waren sie mit einer Art von Moder (rouille) überzogen und nicht mehr so munter, als vorher. Sie verschwanden endlich in dem Satze, welchen das Wasser machte. Wurde dasselbe durch Papier geseiht, so entstanden keine solchen Insecten in demselben, und wenn schon zuvor dergleichen in demselben häufig anzutreffen waren, so wurden sie durch diese Operation weggeschaft. 14. *De St. Real* sucht die von der Academie d. Wissenschaften zu Lyon für 1789. aufgeworfene Frage: wie kann man das Leder, ohne jedoch weder seine Güte zu vermindern, noch seinen Preis zu erhöhen, so zubereiten, dass es wasserdicht wird? zu beantworten. Vor allen Dingen beschäftigte er sich mit der chemischen Zergliederung einer frischen Haut, um zu sehen, ob die Bestandtheile derselben mit den Bestandtheilen des daraus bereiteten Leders übereinstimmten, und fand, dass ausser der Haut und dem Oberhäutchen kein Fett oder Lymphe, oder Gallert in dem Leder anzutreffen sey. Der zweyte Abschnitt beschäftiget sich mit den Mitteln, das Leder wasserdicht zu machen. 15. *Napion* liefert die Zergliederung einer rothen Braunsteinminer aus dem Piemontesischen. Sie hat die Farbe einer dunkelrothen Kirsche, und besteht aus geraden, glänzenden, länglich gestreiften Säulen; hat einen ebenen nicht glänzenden Bruch; ist vollkommen undurchsichtig, hart und zerbrechlich. In 200 Pfunden befanden sich 32 Pf. 8 Loth Kieselerde, 46 Pf. reine Kalkerde, 1 Pf. 18 L. Alaunerde, 91 Pf. 26 L. Braunstein, welcher etwas phlogistisirt und mit einer kleinen Menge Eisen verbunden war, 6 Pf. Wasser und fixe Luft; und 2 Pf. 12 L. giengen beym Versuche verlohren. 16. *Morozzo* von der Temperatur des Wassers in einigen Seen und Flüssen in verschiedenen Tiefen. Die hierüber angestellten Versuche lehren, dass die Temperatur des Wassers gegen das Ende des Sommers kälter auf dem Boden, als in der Oberfläche desselben ist; doch beträgt dieser Unterschied nie über 4° Reaum. Ist dieser Unterschied bey Seen beträchtlicher, als im Meere, so scheint der Grund hiervon in den Flüssen zu suchen seyn, welche in die Seen fallen. Im Sommer ist des Nachts und ganz früh morgens das Wasser in Seen an der Oberfläche kälter, als in einer Tiefe von 6"; indessen ist seine Temperatur wärmer, als die der Luft. Die Flüsse führen sowohl bey ihren Quellen, als in beträchtlichen Entfernungen von ihnen ein kälteres Wasser, als die Temperatur der Luft ist. — Verschiedene Muthmaassungen über die Ursache, warum Wasser, wenn es geschüttelt wird, etwas kälter wird, da hingegen feste Körper, durchs Reiben an einander, heisser werden. 17. *Napion* von einer neuen in Schweden gebräuchlichen Methode, die nach dem Garmachen des Eisens im Frischfeuer zurückbleibenden Schlacken wieder zu nutzen. Sie werden in einem besondern Ofen, der auch vom Vf. beschrieben und abgebildet worden ist, mit klein gestossenen und etwas angefeuchteten Kohlen schichtweise aufgeschüttet, und auf diese Art zum Theil wieder zu einem guten Eisen gemacht. Aus 513 Lispfunden Schlacken wurden noch 77 Lispfunde gutes Eisen durch diese Methode gewonnen. 18. *De Caluso* von dem Schiffen auf dem elliptischen Sphäroid, seinen Loxodromien, und dem kürzesten Wege desselben. 19. *Jo. Ant. Marini* anatom. Beschreibung einer widernatürlichen Ausdehnung des Magens bey einem 65jährigen Manne, welcher ein starker Weintrinker gewesen war, und schon viele Jahre vor seinem Tode über ein beschwerliches Herzdrücken, Grimmen im Bauche und Neigungen zum Erbrechen geklagt hatte. Ein Jahr vor seinem Tode war das heftigste Bauchgrimmen und das in der Nacht sich einstellende Herzdrücken der sicherste Vorbothe von einem den 4ten, 5ten, oder 6ten Tag erfolgenden Erbrechen, wobey erstlich die genossenen Nahrungsmittel, dann der Magensaft, und endlich Speisesaft ausgeleert wurde. Der Magen war 23" lang, und in seinem grösten Durchschnitte 12" breit. 20. *Bonvoisin* über die aus Grünspancrystallen erhaltene radicale, und eisähnliche Essigsäure; einige bey ihrer Crystallisation vorkommende Erscheinungen, und ihren äussern Gebrauch. Die aus recht getrockneten Spangrüncrystallen bey sehr gelindem Feuer durch die Destillation anfänglich erhaltene Säure ist nicht so stark, als die, welche in der zweyten Hälfte der Operation übergeht. Die letztere friert oder schliesst beym — 8° bis — 10° Reaum. in Krystallen an. Diese Säure muss wegen der ihr beygemischten Kupfertheilchen filtrirt, und nochmals aus einer neuen Retorte bey einem sehr mässigen Feuer destillirt werden. Diese Essigcrystallen läst man bey einem gelinden Wärmgrade schmelzen, filtrirt die Flüssigkeit, unterwirft sie einer neuen Destillation, und erhält eine Säure, welche leicht coagulirt, sehr concentrirt ist und fast wie Schnee aussieht — *eisähnliche Essigsäure.* — Zum Aufschiessen dieser Krystallen ist der Zutritt der atmosphärischen Luft unumgänglich nothwendig. — Diese radicale Essigsäure hat er in Zahnschmerzen, Kopfweh, in bösartigen und brandigen Geschwüren sehr wirksam befunden, und er hofft sogar, dass sie auch gegen den Krebs mit Nutzen gebraucht werden könne. 21. *Ebenderselbe* über das phlogistisirte Laugensalz. Der Vf. führt die metallischen Niederschläge an, welche durch das phlog. Laugensalz bewirkt werden, und untersucht zugleich, ob sie in Säuren oder Laugensalzen auflöslich sind, oder nicht. Die gebrauchten Metalle sind Gold, Platina (wo zugleich von der Reinigung der Platina gehandelt wird), Silber, Quecksilber, Kupfer, Bley, Zinn,

 Eisen

Eisen, Spiesglas, Wismuth, Zink, Kobald, Braunstein. — Im phlogist. Laugensalze sey Eisen als ein Beständtheil enthalten — Endlich wird eine Methode beschrieben, das phlog. Laugensalz so rein, als möglich, zu bereiten, bey welcher Gelegenheit Bemerkungen über die Fehler der gewöhnlichen Blutlaugen beygebracht worden sind. 22. *Jo. Brugnoni* von den Eyerstöcken und den gelben Körperchen. Er hat auf das sorgfältigste untersucht, ob die gelben Körperchen auch vor der Befruchtung und in Jungfern angetroffen würden, und ist der Meinung Malpighi's, welcher dieses bejahet. Offenherzig gesteht er, dass er den Nutzen und die eigentliche Bestimmung dieser Körper nicht kenne. Er vermuthet jedoch, dass sie eine von den Veränderungen des weiblichen Körpers ausmachen, welche zur Zeit der Mannbarkeit erfolgen, und anzeigen, dass derselbe nun zur Empfängniss geschickt sey. Vielleicht sey in ihnen der vorzüglichste Sitz von dem venerischen Oestrus, weil solche Thiere, bey denen die Eyerstöcke weggenommen worden sind, keinen Trieb zur Begattung äussern. 23. *De Saussure's* Beschreibung eines Cyanometers, wodurch der Grad der Bläue des Himmels sicher bestimmt, und den entferntesten Beobachtern anschaulich gemacht werden kann. — Es ist bekannt, dass zwey von einander sehr wenig abweichende Schattirungen einer und der nemlichen Farbe in einer gewissen Entfernung vom Auge nicht mehr von einander unterschieden werden können, wenn dieses auch gleich in der Nähe recht gut möglich ist. Diese Entfernung bestimmt er durch einen 1¼ Linie im Durchmesser haltenden schwarzen, auf einen weissen Grund aufgetragenen Kreis. Wo dieser nicht mehr sichtbar ist, da hält er nun die Schattirungen hin, welche die Grade seines Cyanometers ausmachen. Zwischen den beiden äussersten Puncten, weiss und schwarz, sind 53 Schattirungen von Blau aufgetragen. Doch hängt diese Anzahl von der Willkühr des Beobachters ab. Sollen die Schattirungen mehr von einander abstechen, so wird der Durchmesser des Kreises grösser als 1¼ Linie gemacht. Es kommen dann zwischen den beiden äussersten Puncten weniger, aber deutlicher von einander verschiedene Schattirungen. Der Beobachter hat aber allezeit die Grösse des Durchmessers jenes Kreises, und die Anzahl der Grade seines Instruments anzugeben, wenn er sich allen bey Bezeichnung der gefundenen Bläue des Himmels verständlich machen will. — Das Instrument ist in der Meteorologie von Wichtigkeit. — 24. *Ebenderselbe* beschreibt ein Diaphanometer, um die Durchsichtigkeit der Luft damit messen zu können. Dieses Instrument hat Aehnlichkeit mit dem vorigen: jenes bestimmt die Totalwirkung der Ausdünstungen, welche sich in der Luft vom Auge des Beobachters an, bis zur äussersten Gränze seines Gesichtskreises verbreitet haben; dieses hingegen bestimmt bloss die Menge dieser Ausdünstungen in einem begränzten Theile der uns umgebenden atmosphärischen Luft. Der Vf. bedient sich hierzu schwarzer Kreise, deren Durchmesser in einer geometrischen Progression wachsen, umgiebt dieselbe mit weissen Ringen, deren Breite dem Durchmesser der Kreise gleich ist, und heftet beide, sowohl Kreise, als Ringe auf einen grünen Grund. Aus der Vergleichung der Entfernungen, innerhalb welcher dergleichen Kreise sich dem Gesichte entziehen, versucht er ein Gesetz herzuleiten, nach welchem die Durchsichtigkeit der Luft in verschiedenen Weiten abnimmt. Hr. *S.* wird bey einer andern Gelegenheit dieses Gesetz mittheilen. — 25. *Ebenderselbe* von den chemischen Wirkungen des Lichts auf einem hohen Berge in Vergleichung mit denen, welche eben diese Materie in ebenen Gegenden hervorbringt. Es ist hier von der Zersetzung der dephlogistisirten Salzsäure durch die Lichtmaterie die Rede. Diese Zersetzung erfolgt allmählig und ihre Schnelligkeit steht gewissermaassen mit der Stärke des Lichts im Verhältniss. Der Vf. hat bey seiner Bereisung der höchsten Schweizeralpen Versuche angestellt, ob sich diese Säure auf den höchsten Gipfeln der Alpen sehr schneller, als in niedrigen Ebenen zersetze, und auf die Verschiedenheit des Resultats nicht ein *Photometer* gegründet werden könne. Er fand, dass, wenn diese Versuche mit Genauigkeit angestellt werden sollten, die dephlog. Salzsäure an Ort und Stelle erst zubereitet werden müsste. Mit ihr füllte er sogleich viereckige gläserne Fläschchen, welche 6½ Unze Wasser enthalten konnten, an, verstöpselte sie genau, und hob sie an einem dunkeln Orte zum fernern Gebrauch auf. Sollte der Versuch nun angestellt werden, so nahm er den Stöpsel heraus, füllte diesen Raum mit dephlogist. Salzsäure an, und stellte die mit ihrer Oefnung zu unterst gekehrte Flasche in einer porzellanenen Schale, worein gleichfalls dephlogistis. Salzsäure geschüttet worden war, drey Stunden lang in die Sonne. Nach geendigten Versuche stöpselte er die Flasche wieder zu, wog sie, und füllte sie mit destillirtem Wasser an. Hierauf wurde sie noch einmal gewogen: die Differenz dieser beyden Wägungen gab das Gewicht einer Wassermenge, welche dem Volumen der aus der dephlog. Salzsäure entwickelten Luft gleich war. — Ferner erzählt der Vf. verschiedene Versuche über den Einfluss des Sonnenlichtes auf die Veranderung verschiedener Farben, welche er gleichfalls auf einigen hohen Alpen angestellt hat. Er vermuthet, dass hierbey nicht allein die Intensität des Lichtes, sondern auch die Dünne und Trockenheit der atmosphärischen Luft in Anschlag zu bringen sey. —

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Gera, b. Rothe: *Dolpreuse*, oder, *der Mann nach der Welt, der durch Empfindung und Vernunft zur Wahrheit ist zurückgebracht worden*, eine moralische Geschichte von Herrn *Loisel de Terogate*, aus dem Französischen übersetzt, 1791, erster Theil. S. 157. (1786.) Zweyter Theil. S. 170. 8. (20 Gr.)

Nur ein neues Titelblatt um einen schon erschienenen Roman. Die zwar sehr moralische aber, auch sehr langweilige Erzählung von einem bekehrten Stutzer, hat vermuthlich wenig Käufer gefunden, zumal, da der Uebersetzer mit gewissenhafter Treue den declamatorischen, weitschweifigen und gesuchten Stil des Originals beybehalten hat. Bey so bewandten Umständen aber ist sehr zu befürchten, dass das, was sich 1786 nicht hat verkaufen wollen, auch 1791 wenig Käufer locken werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26 December 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

TURIN, b. Briolo: *Mémoires de l'acad. roy. des Sciences.* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Unter den von Gelehrten, welche keine Mitglieder der Academie sind, eingesendeten Abhandlungen, befinden sich folgende: 1. *Michaud's* Beobachtungen einiger Wasserhosen, welche am 6 Jan. und 19 März, 1789. zu Nizza beobachtet worden sind. Er folgert aus diesen Beobachtungen, dass das Merrwasser da, wo die Wasserhose mit ihrem untern Ende aufsteht, wirklich aufkoche; dass die wässerigen, bey diesem Aufkochen entstandenen Dünste, welche die Wasserhose bilden, ein wahres Product der Verdampfung sind, wodurch das süsse Wasser von dem salzigen getrennt wird. Ueber die eigentliche Ursache dieser Naturerscheinung wagt er nicht, etwas gewisses zu bestimmen; er vermuthet bloss, dass sie vielleicht in der Elektricität zu suchen sey. 2. *Alex. de Bacounin* von einigen Fadenwürmern, welche in dem süssen Wasser bey Turin anzutreffen sind. Sie sind dem Gord. argillaceus und aquaticus L. einigermaassen ähnlich; und gleichen sowohl in Ansehung ihrer Gestalt, als in Ansehung ihrer Dicke und bisweilen auch ihrer Farbe einem Pferdehaare. Es giebt ihrer schwarze und weisse, welche letzteren weiblichen Geschlechts seyn sollen. Die schwarzen sind lebhafter, dünner und kürzer, als die weissen. Sie haben das Besondere an sich, dass sie durch die Wärme des menschlichen Körpers verjagt werden, und demselben daher keinen Schaden zufügen. Wenn man sie ausser dem Wasser aufbewahrt, so trocknen sie, wenigstens um ¼ ihrer Länge, ein. Der Vf. muthmaasset daraus, dass man sie vielleicht zu Hygrometern werde brauchen können. *Dana* glaubt, sie gehörten zu den lebendig gebährenden Thieren. Hr. B. hingegen behauptet, dass sie sich auch durch Eyer und Ableger fortpflanzten. — Ueberdies kommen noch mehrere Beobachtungen über den Bau, die Physiologie und ganze Oekonomie dieser Thiere vor, welche von Naturgeschichtsforschern gelesen zu werden verdienen. — Endlich liefert er noch Bemerkungen über einige entdeckte mikroscopische Wasserthierchen. — 3. *Actis* über das Echo in der Kathedralkirche zu Girgenti. Es ist eigentlich kein Echo, sondern vielmehr ein Sprachgewölbe, welches sich in dieser Kirche, deren Form aus einer Ellipse und Parabel zusammengesetzt ist, zufälliger Weise gebildet hat. — Bey dieser Gelegenheit kommen auch einige Beobachtungen über die Natur des Schalles, und über das sogenannte Ohr des Dionysius vor. 4. *Malfatti* über die Integrirung zweyer Differenzialformeln und die Hauptsumme harmonischer Reihen in rationellen Ausdrücken. 5. *De Lambre* giebt neue Formeln, um das Maximum bey der Reduction auf die Ekliptik, und die Länge, der dasselbe entspricht, zu bestimmen. 6. *Ignat. Michelotti* über den Stoss eines Wasserstrals gegen eine unter einem jeden gegebenen Winkel geneigte Fläche. 7. Endlich ein Auszug aus den Abhandlungen des Hrn. *Belly* über die Mineralogie Sardiniens. Vor 30 Jahren hatte der Vf. schon auf königl. Befehl Sardinien durchreist, um die mineralogischen Schätze dieses Königreichs kennen zu lernen. Es besitzt Silber (vom Golde hat man noch keine völlige Gewissheit), Kupfer, Eisen, Bley, Quecksilber, Spiessglanz, Quarz und Bergkrystall, Granit, Karneol, Sardonich, Walkererde, Marmor, Sternsteine, Türkis, Alaun, Meersalz, Salpeter, Steinkohlen, vulkanische Producte, mineralische Wasser. Hin und wieder sind auch Anmerkungen über den Bergbau in Sardinien in den ehemaligen Zeiten eingestreut worden, woraus erhellt, wie viel die Regierung gewinnen könnte, wenn sie ihn wieder begünstigen wollte.

KOPENHAGEN, b. Schulz: *Naturen betragtet efter Bonnets Maade.* (Die Natur nach Bonnets Weise betrachtet) ved *Tyge Rothe.* 1 Deel 1791. 362 u. XXXVIII S. kl. 8.

Der würdige Vf., dessen philosophischem Geist und Talenten wir schon so manches trefliche Werk verdanken, hat seine Verdienste um die Wissenschaften durch die gegenwärtige Schrift ungemein vermehrt. Sie enthält Betrachtungen über die Natur, das Resultat eines sorgfältigen Forschens, belebt durch den grossen, dem Vf. beständig gegenwärtigen Gedanken an die Gottheit und ihre Wirkungen zur Verbreitung allgemeiner Glückseligkeit. Dem Inhalt entspricht die angemessene Bearbeitung die glückliche Auswahl unter so reichen Gegenständen, der ächte geistvolle Vortrag in so hohem Grade, dass wir es auf alle Weise für einen grossen Gewinn für Deutschland halten, wenn dieses meisterhafte Werk von einem dem Gegenstande gewachsenen Mann in unsere Sprache übertragen würde. Die Einleitung enthält zuerst einige treffende Bemerkungen über die Wichtigkeit der Naturkunde für vernünftige Gottesverehrung und Bildung des Menschen. Dann folgen kurze Nachrichten von dem jetzigen Zustande dieser Wissenschaft in Dänemark; von *Holmskiolds* Cabinetten, der *Bradtischen* Mineraliensammlung in Dänemark; *Schesteds* und *Tönder-Lunds* Insektsammlungen, dem Gräflich *Moltkischen*, *Spenglers* und *Chemnizens* Cabinette; von der seit 1789 errichteten *naturhistorischen Gesellschaft*, von welcher

welcher man so viel Gutes erwarten kann. Dies leitet den Vf. auf den Wunsch, ein Königliches Museum errichtet zu sehen, wodurch die reichen Schätze des dänischen Nordens der gelehrten Welt bekannter werden könnten, und welches zugleich ein Mittel seyn würde, naturhistorische Kenntnisse allgemeiner zu verbreiten, und durch Prediger und Volkslehrer zum Gegenstande des Wissens des sogenannten gemeinen Mannes zu machen; eine Aussicht, die auf die gehörige Weise bestimmt, allerdings viel grosses hat, aber doch nach der jetzigen Beschaffenheit unsers theologischen Studiums uns sehr entfernt zu seyn dünkt. Endlich giebt er den Geist und die Absicht seines Werks an. Er folgt *Bonnet*, (nicht, wie man aus Vergleichung beider Schriften leicht sieht, als Dollmetscher oder Commentator, sondern) als sein Schüler, der die Wissenschaft der Natur nach seinen Grundsätzen studirt hat; der nun nach seinem Plan das Resultat seines Studiums darlegen, und zugleich manche Bemerkungen und Ideen seines Vorgängers demselben einverleiben will. Das Ganze zielt darauf ab, Verstand und Herz des Lesers zu dem einzigen, unendlichen, allmächtigen, allweisen, allgütigen Urheber aller Ursachen, zu erheben. Darum fängt der Vf. an mit Betrachtungen über die Natur im Ganzen, so weit unsere Begriffe an diesen grosen Gegenstand reichen; er wollte erhabene Gefühle in unserer Seele erwecken, wollte das mächtige, und doch so süsse Gefühl erwecken, dass Gott uns nahe ist. Dann geht er fort zum Anschauen der Räume des Himmels, unsers Sonnensystems, unsers Erdballs. Künftig will er ähnliche Untersuchungen über die Naturproducte unserer Erde mittheilen. Die vorangeschickten allgemeinen Grundsätze, S. 1—46, welche gewissermaassen als Vorbereitung auf das nachfolgende anzusehen sind, betreffen die Bestimmung des Begriffs *Natur* (der Inbegriff von allem, was existirt hat, Weltall, Schöpfungswerk, Universium, in Moses Sprache Himmel und Erde); das Daseyn einer ersten Ursache, welche grose Kraft besitzt, welche ein Verstand, ein Wesen ist; den Anfang der Natur; die Ewigkeit (Gott ist, also wirkt er; die Natur ist ewig, aber bedingt, weil ein Gott ist); die Wahrheit der Offenbarung, welche in der Natur liegt. „Man zeige „mir," sagt der Vf. sehr schön, „ein menschliches Wesen, „dessen persönliches Ich gesund ist, das die Grösse, die „Schönheit, die Glückseligkeitsanlage der Naturwelt be-„wundert, und sich nicht zuruft, dass der, der dieses „alles schuf und ordnete, mächtiger, verständiger, wohl-„wollender, liebenswürdiger seyn muss, als alle Wesen, „welche etwas von diesen Eigenschaften besitzen." Dazu als Beleg die schöne Stelle aus der *Isländischen Candnama-Saga* Th. 1. C. 9: „*Torkil Mane* gehörte zu „den Geschlechtern, die sich zuerst in Island nieder-„liessen. Er wollte sich nicht christlichen lassen; aber „in seinen Sitten und Wesen zeigte er so viel Recht-„schaffenheit als nur immer die ehrlichsten unter denen, „die das Christenthum annahmen. Als er älterte und „krank ward zum Tode, lies er sich heraustragen, und „hinsetzen in der Sonne Schein. Darauf, ohne zu re-„[illegible]der von Odin, noch von einem andern Gotte [illegible]en Heiden, befahl er sich dem, für dessen „Werk er die Sonne hielt, und starb freymüthig." Darauf folgen Betrachtungen über das *Weltall*: S. 47—117. Es ist ein zusammenhängendes Ganzes, ein einziges Ganzes, die Welt ist gut, sie enthält alles, was möglich ist. Leben ist überall in ihr verbreitet; der Genuss aller möglichen Glückseligkeit findet in ihr statt. — Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir die Stellen auszeichnen wollten, die uns in dieser anziehenden Untersuchung ganz vorzüglich schienen. Nur Beyspielsweise führen wir an, was S. 77. u. f. über die Auflösung irrdischer Körper in Luftpartikeln. (allein bey Goslar steigen jährlich 154000 Centner Materie in die Atmosphäre,) und über die wahrscheinliche Verfeinerung aller Materie gesagt wird; ferner die hinreissenden Schlussfolgen, welche der Vf. S. 58. 59. 112. u. a. m. O. aus der Grösse und Schönheit der Natur für die erfreuliche Wahrheit zieht, dass alles im unermesslichen Weltall zum Genusse der Glückseligkeit erschaffen und bestimmt sey. Von diesen Gegenständen der Abstraction geht der Vf. S. 118 über zu den *grösseren Theilen* des Weltalls, die wir bis jetzt kennen, ohne doch, uns unsers Bedünkens nach wichtigen und dem Hauptentzweck angemessenen Gründen, in genaue Entwicklung der allgemeinen Naturgesetze einzutreten. Er betrachtet den Sternenhimmel; das Sonnensystem; die Centralkräfte und Attraction; die Erdkugel; Mond; Sonne; Zodiakalschein und Nordlicht; Planeten; vermuthliche Planeten im Sonnensystem; Cometen; S. 116—327. Am Schlusse giebt er noch einen allgemeinen Rückblick auf das Sonnensystem und zeigt auf eine sehr scharfsinnige und einleuchtende Weise, dass das unbegreifliche und unerklärbare in diesem grosen Schauplatz uns durchaus keinen Grund gebe, auf Unordnung oder Unwirksamkeit der Gottheit in der Natur zu schliessen. Ueberhaupt scheint uns der Vf. im Ganzen, wie in den einzelnen Theilen, dem Endzweck vollkommen gemäss geschrieben zu haben, welchen er S. 191 als die Richtschnur aller einzelnen Betrachtungen angiebt. „Ich wollte, „sagt er, nur einzelne Züge ausheben, von der Schön-„heit, Grösse, Harmonie, welche herrlich und froh in „der Natur leuchtet; wollte eine Reihe von Naturkör-„pern sammeln, und dann ihnen vorüber wandern. Das „Glück, was ich mir mit warmen Eifer wünsche, ist, dass, „wer mit mir wandert, oft still stehen möge, wie ge-„fesselt durch die Gefühle, welche von jenen höchst er-„habenen und himmlich schönen Gegenständen in die „Seele hineinströmen und ihr Inneres durchdringen." Möchte doch dem Vf. dieser Lohn recht reichlich werden; der einzige wahre Lohn des Schriftstellers, bey dem Geist und Herz zugleich arbeiten! möchte der laute Beyfall verständiger Leser ihn ermuntern zur Vollendung dieses und seines vorhergehenden philosophischen Werks über die Geschichte der Menschheit!

Göttingen, b. Dietrich: *Göttinger Taschenkalender* für das Jahr 1792: — oder *Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen* fürs Jahr 1792 — mit Kupfern von Chodowiecky nebst den neuesten Frauenzimmer- und Mannskleidungen in Kupfer. Ausser dem Kalender 222 S. Taschenformat, mit sechs Monatskupfern

kupfern von Chodowiecky, zwölf Modekupfern und zwölf Stichen mit Hogarthischen Köpfen von Riepenhausen.

Noch immer bleiben die Fortsetzungen dieses Taschenbuchs das Handbuch der Männer von Kenntnissen und Geschmack; denn wenn auch nicht immer jeder Jahrgang manchen der vorhergehenden ganz gleichzustellen wäre; so kann ein Schriftsteller, der, wie der Herausgeber dieses Kalenders, ausgebreitete Kenntniss, reines auf geläuterte Begriffe von Sittlichkeit gegründetes Wohlwollen, Einbildungskraft und so reichen und schneidenden Witz in einer so seltenen Verbindung und in einem so hohen Grade vereinigt, den Zweck der geistvollen Unterhaltung und Belehrung bey seinen Lesern nie verfehlen. Alle Aufsäze des diesjährigen Taschenbuchs enthalten Proben davon. Besonders reich an Ausflüssen der Einsicht des Vf. in die Wissenschaften, und, wie der würdige Vf. bescheiden sich ausdrückt, „unschädli„chen Spielen der Phantasie," die aber eben so viel zur Erweiterung der Kenntnisse und Aussichten auf künftige mögliche Entdeckungen als zur Erwärmung und Veredlung des Herzens beytragen, ist der erste Aufsatz: *Einige Neuigkeiten vom Himmel.* Er erzählt nach der aus den vorigen Jahrgängen schon bekannten Art des Vf. die neuesten Entdeckungen, die Hr. *Herschel* mit seinem Teleskopen, diesem Himmelreichsschlüssel, den *Ich*" sagt der Vf. „wenigstens nicht gegen den von Rom vertauschen „möchte," neuerlich gemacht, und die Gedanken, die derselbe „bey jenen Erscheinungen *seines* Himmels" gehabt hat. Noch länger aber hält er sich bey den höchst genauen und merkwürdigen Beobachtungen des Hn. Oberamtmanns *Schröters* über den Mond auf, die er mit so vielen phantasiereichen und witzigen Betrachtungen die sich aber immer durch innern Gehalt auszeichnen und richtigen wissenschaftlichen Grundsätzen nie widersprechen, durchwebt, dass wir unsren Lesern wenig interessantere Lectüren empfehlen zu können glauben. — *Bedlam für Meynungen und Erfindungen.* Der Titel dieses sehr witzigen Aufsatzes erklärt auch seine Absicht. — *Von der Aeolusharfe* — *Erfindung neuer Kartoffeln* — *Nachtrag zu den Erklärungen der Instrumente, die sich in* m e t e r *endigen.* — *Von neuen Verbesserungen der Harmonica* — *Miscellaneen* — Lauter Aufsätze, die ausser dem bekannten Verdienst des Vortrags auch wie gewöhnlich das der Neuheit des Inhalts haben. — *Erklärung Hogarthischer Kupfer.* Dies, mal *die Folgen der Emsigkeit und des Müssiggangs* in zwölf Blättern in der bekannten, mit so grossem Recht beliebten, Manier. Endlich *kurze Erklärung der Monatskupfer*, die diesmal allegorisch, aber nicht immer sehr gehaltvoll, sind. Man sehe nur *die Aufklärung*; — Es ist Schade, dass sich unter diese Aufsätze einer *über die Tactik der Thiere* von F. *Meyer* eingeschlichen hat, der nichts als bekannte Sachen ohne bedeutende Betrachtungen vorgetragen enthält. — Obgleich es gar nicht nöthig ist, dem Publicum die Manier dieses Herausgebers bekannt zu machen; so können wir uns jedoch nicht enthalten, auch aus diesem Taschenbuche ein paar neue Pröbchen von des Vf. Satire und auch von seiner Art, mitten unter denselben eine ans Herz greifende Betrachtung von der geläutertesten Sittlichkeit einzuweben, hier noch anzuhängen: S. 178. In 75 Jahren „riss das *Alter*" in London soviele Menschen hin als die *Pocken.* Vielleicht ist dies die Ursache, warum man *in den Jahren der Ueberlegung*, ich meyne zwischen 17 und 25, so eifrig bemüht ist, sich das Alter, wo nicht inoculiren zu lassen, doch wenigstens dafür zu sorgen, dass man nicht daran sterbe. — Das Alter ist die tödtlichste aller Krankheiten; denn man hat noch kein Beyspiel, dass jemand, der damit befallen wurde, durchgekommen wäre, und doch kann man mit Grunde dabey ausrufen: Schade, dass sie so wenig Menschen bekommen! — S. 189: „Gottesdienst!" Gütiger Gott, wie verkennt man dich! Man sollte doch wohl endlich einmal *Singen* und *Beten* und *Predigten anhören*, mit einem schicklicheren Wort bezeichnen: — Den Götzen und ihren Priestern *dient* man in den Tempeln, man *fröhnt* ihnen; der Christ soll seinem Gott da nicht *dienen*, sondern dienen *lernen.* Ausser dem *seinen Nächsten lieben, wie sich selbst* und *Recht thun*, giebt es keinen Gottesdienst in der Welt. Wer das noch nicht weiss und nicht glauben will, der erzeige *sich selbst* den Dienst, gehe in die Kirche und lerne es dort. *Dann und nicht eher*, kann er auch dort Trost im Leiden finden. So wie das *Kirchengehen*, *Singen* und *Beten* von neun unter zehn jetzt getrieben wird, (denn ein *Treiben* ist es,) ist es nicht einmal ein heiliger Börsenbesuch, wo man wenigstens Neuigkeiten aus dem Reiche der Sitten zu hören hoffte; diese Besuche sind den meisten nur eine Art von wöchentlichem *Ablass*, den man wohl gar noch am Ende dadurch zu lösen hoffen wird, dass man vorfährt und eine Karte abgiebt.." — Es erneuert sich in der That bey jedem neuen Product dieser Feder der Wunsch, die Hoffnung doch endlich erfüllt zu sehen, die der Herausgeber vor mehreren Jahren schon zu einer Sammlung seiner sämtlichen kleinen Schriften machte. Auch wäre es gewiss ein Unternehmen, das unmöglich ohne Unterstützung bleiben könnte, wenn Hr. *Riepenhausen*, der sich schon sehr in Hogarths Manier hineinstudirt hat, endlich alle Hogarthischen Blätter ganz in Nachstichen, lieferte, und Hr. *Lichtenberg* seinen Commentar dazu revidirte, oder wenigstens zusammendrucken liess.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Erfurt*, b. Keyser: *Chph. With. Hufelands*, Herzogl. Weimar. Hofmed. *Erfahrungen über den Gebrauch und die Kräfte der sauren Schwererde in verschiedenen Krankheiten.* 1792. 24. S. 4. Nicht leicht vergeht ein Jahr, ohne dass unser Arzneyvorrath mit neuen Mitteln bereichert würde. Oefter würden, wie wir glauben, diese Vermehrungen zugleich wahre Bereicherungen seyn, wenn die Erfinder derselben ihre Erwartungen und Lobsprüche etwas mehr einzuschränken gewohnt, wenn die Versuche bey der Prüfung derselben mit mehr Beharrlichkeit, und weniger Einseitigkeit, als oft der Fall ist, angestellt würden, wenn man sich nicht oft durch einzelne Fälle, wo dieses oder jenes Mittel vergeblich gebraucht wurde, zu dem übereilten Schlusse, dass es überhaupt aller und jeder Arzneykraft ermangele und seiner kaum erst eingenommenen Stelle in der praktischen

Heilkunde zu entsetzen sey, verleitet würde. Willkommen müssen daher alle Erfahrungen eines ächten Beobachters seyn, welche dazu dienen, den Werth eines neuen Arzneymittels, unabhängig von beiden der ächten Wissenschaft gleich schädlichen Vorurtheilen — der bequemen Anhänglichkeit am Alten und der flatterhaften Liebe zum Neuen — festzusetzen. Zu der Klasse solcher Erfahrungen rechnen wir billig auch diejenigen, welche Hr. H. bekannt macht. Er beschreibt im Eingange derselben die Ausscheidung der Schwererde aus dem Schwerspat, bey welcher er, wenn man den medicinischen Gebrauch zur Absicht hat, mit Recht sorgfältigste Absonderung aller metallischen Substanzen, welche im Schwerspat zu brechen pflegen, empfiehlt, indem höchst wahrscheinlich die schädlichen Wirkungen, welche Hr. *Arnemann* der Schwererde zugeschrieben hat, nicht ihr selbst, sondern solchen fremdartigen Gehalt beyzumessen seyn möchten. Wenn indessen der Hr. Vf. glaubt, dass aller etwa mit dem Schwerspat vermischte Arsenik, bey der Ausscheidung der Erde durch Laugensalz abgesondert und vertilgt werde, so können wir ihm nicht allerdings hierinn beypflichten, theils weil, nach Bergmanns Versuchen, die Arseniksaure eine nähere Verwandschaft zur Schwererde als zum Laugensalz zu haben scheint, und also auch wohl hier (wenn etwa weisser Arsenik im Schwerspat eingemengt war) mit der Erde vereinigt bleiben kann, theils, weil der Arsenik, wenn er auch durch das Laugensalz ganz abgeschieden und mit demselben verbunden würde, damit ein sehr schwer auflösliches Mittelsalz bildet, welches nur mit grosser Mühe und durch oft wiederholtes Auswaschen mit vielem heissem Wasser davon getrennt werden könnte. Am besten ists wohl, nur den allerreinsten Schwerspat, aus Gegenden, wo weder Bley noch Kupfer noch Arsenik in ihm bricht, zur Zubereitung der als Arzneymittel zu gebrauchenden Schwererde anzuwenden. — Die salzsaure Auflösung der Schwererde giebt durch Krystallisation ein Salz, wovon sich ein Quentchen in einer Unze destillirten Wassers auflösen lässt. Die Dosis dieser lezt gedachten Auflösung ist für Erwachsene 40—60 Tropfen täglich 3—4 mal; für 1—2jährige Kinder 10—20 Tropfen, u. s. w. Grosse Quantitäten erregen leicht Beängstigung, Schwindel, Eckel, Erbrechen u. a. Zufälle, welche von kleinen Gaben nicht zu erfolgen pflegen, wiewohl meistens, besonders wo sich Würmer finden, einige Leibschmerzen, und bey anhaltendem Gebrauch Durchfälle entstehen. Dieses Mittel vermehrt auch den Harnabgang und die Ausdünstung, zuweilen erregt es auch Hautausschläge. Man muss es zur Klasse der kühlend reizenden und auflösenden Arzneyen rechnen. Die vorzüglichsten Dienste scheint es bey den scrophulösen Krankheiten, in allen Zeiträumen derselben, besonders bey der scrophulösen Augenentzündung, zu leisten, und der Hr. Vf. hat es in zwey Fällen dieser Art mit vorzüglichem Nutzen gebraucht. Die Wirksamkeit desselben beym Kropf u. a. Drüsenverhärtungen wird durch zwey Beobachtungen, eine vom Hn. Bergr. *Bucholz* und eine vom Vf. bestätigt; so wie es sich auch in vier Fällen wurmtreibend, in einem bey Verschleimung der ersten Wege und Verstopfung des Gekröses, in einem andern beym schleimigen Asthma und Lungenknoten, in einem dritten bey Flechten, und in einem vierten beym Kopfgrind sehr wirksam bewies. Hr. H. führt aber auch Krankheiten an, bey welchen er die salzsaure Schwererde vergeblich gebraucht hat. Diese waren: ein Infarctus der Leber, krampfhafte Zufälle, welche dem Bandwurm zugeschrieben wurden, ein eingewurzeltes rhachitisches Uebel, und ein gichtisches Geschwür und Kniegeschwulst. — Man darf dieses Mittel übrigens nicht in Brunnenwasser, nicht in Verbindung mit alkalischen, erdigen Vitriolsäure haltenden Substanzen, auch nicht mit Brechwein oder Brechweinstein geben, ohne es zu zersetzen. Unter allen Spiesglasmitteln verträgt es nur die Verbindung mit dem Spiesglasschwefel. Vor dem Gebrauch dieses Mittels ist es nützlich eine abführende Arzney zu geben. Bey empfindlichen Personen kann man es mit gewürzhaften Mitteln bey sehr schmerzhaften Uebeln um den Reiz zu vermindern, und die auflösende Kraft zu unterstützen, mit Kirschlorbeerwasser verbinden. Auflösende und wilde Tisanen sind die schicklichsten Vehicula.

Oekonomie. *Giessen*, b. Krieger d. J.: *Vom Anbau der vorzüglichsten inn- und ausländischen Holzarten, oder von der Holzcultur.* 8. 1789. 5 Bogen. (5 Gr.) Ungeachtet sich diese wenigen Bogen von dem in eben diesem Verlage und Jahre abgedruckten *Grundrisse der Forstwissenschaft*, durch einen reichen Vorrath nützlicher Belehrungen, mehrere Richtigkeit, und etwas bessere Ordnung, merklich unterscheiden; so ist es doch Rec. wegen der Aehnlichkeit des Stils, der Orthographie und der Gedankenfolge, nicht unwahrscheinlich, dass beyde nur einen Verfasser haben. Mit einigen, ohne chronologische Ordnung auf einander folgenden Beyträgen zur Forstgeschichte, welche theils beträchtliche Verwüstungen der Wälder durch Raupen und Käfer, theils neuerliche Erweiterungen der Forstkenntnisse betreffen, hat der Vf. den Anfang gemacht. Die nachherige Einleitung giebt eine sehr abgekürzte Uebersicht der Forstliteratur, worauf die botanische Klassification der Waldgewächse nach den Linnäisch — Suckowschen Systeme, mit einigen eingeschalteten ausländischen Holzarten, folget. Die hiernächst gemachten Abtheilungen der Holzarten, nach ihren Wachsthume, Bestandtheilen und ihrer Nutzbarkeit, mit Bezeichnung ihrer Unterscheidungsmerkmale, mit Anführung der unter jede Klasse gehörigen Holzart und mit Bestimmung ihrer besonderen Brauchbarkeit zu gewissen Zwecken, sind genau, richtig und vollständig. (S. 11 — 22) Die hierauf voraus geschickten allgemeinen Begriffe und Belehrungen von der Tauglichkeit des Bodens, des Klimas und des Standplatzes zum guten Wachsthume der Holzarten sind nothwendige Vorbereitungen zu den nunmehr folgenden besonderen Anweisungen zur Erziehung und Fortpflanzung jeder benannten Holzart so wohl vermittelst der Besamung, als auch der Pflanzung: (S. 23 — 73) wobey die Methode und die Zeit der Aussaat, der Pflanzung und der Wartung jeder Holzart deutlich und sorgfältig bestimmt ist. Den Beschluss des Buches machet ein angehängtes Verzeichniss vieler, ausser den vorangeführten Holzarten, zur Anlegung der sogenannten Englischen Parks noch besonders schicklichen Bäume und Gesträuche. Nicht nur dem Lehrlinge der Forstwissenschaft, sondern auch manchen bejahrten, empirischen Forstbedienten werden diese wenigen Bogen nützliche Aufklärungen und Nachweisungen geben; einige unnöthige Wiederholungen, auch einige kleine Vernachlässigungen in den Abtheilungen und deren Folge aufeinander sind billig zu übersehen.

Kinderschriften. *Braunschweig*, in der Schulbuchh.: *Versuch eines kleinen Katechismus, oder kurzen Auszugs der Lehre Iesu und seiner Apostel v. S. Heinel*, evangelischen Prediger in Marienburg. 1791. 8. 54 S. (2gr.) In der 25 S. langen Vorrede wird von den Vorzügen und Mängeln des Lutherischen, und von den Eigenschaften eines guten Katechismus für unsere Zeiten so viel Wahres und Gutes gesagt, dass Rec. sich schon zum Voraus auf die Abhandlung selbst freute; aber seine Erwartung wurde ziemlich getäuscht. Dass die Eintheilung und Ordnung der fünf Hauptstücke beybehalten worden ist, möchte noch hingehen; wiewohl es vielleicht besser gewesen wäre, wenn das zweyte Hauptstück den ersten Platz eingenommen hätte. Aber der Katechismus enthält viel zu wenig, insbesondere in Rücksicht auf die Sittenlehre. Auch die Wahl und Ordnung der zehen allgemeinen Gebote könnte besser und zweckmässiger seyn. Das erste Gebot heisst: „*Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten*" Was ist das? Wir sollen Gott durch Ehrfurcht, Vertrauen und Gehorsam verehren, uns seiner freuen und mit ihm zufrieden seyn; denn er sieht auf unsere Gedanken und auf unsere Gesinnungen mehr als auf unsere Gebehrden und Worte." Diese Erklärung könnte wohl gründlicher und fruchtbarer seyn. Das Gebot, welches Iesus und seine Apostel für das wichtigste erklärt haben: Du sollt lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen etc. und deinen Nächsten als dich selbst, fehlt ganz in diesem Katechismus; und diess hätte gerade das erste seyn sollen. Ueberhaupt möchte der Lutherische Katechismus bey allen seinen Mängeln diesem noch vorzuziehen seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. December 1791.

OEKONOMIE.

NÜRNBERG, in der Grattenauerischen Buchh.: *C. I. M. v. C. P. Gedanken über verschiedene Gegenstände der Forst-Cameralwissenschaft, nebst einem Forstcatechismus für Jünglinge die sich dem Forstwesen zu widmen gedenken.* Von dem Verfasser seinen Freunden zugeeignet. 1789. gr. 8. 508 S.

Den Plan des Werks können wir am deutlichsten mit den eigenen Worten des Vf. darlegen, wo er in der Zueignung sagt: „unter den Gedanken, die ich ihnen, meine Freunde, darbringe, werden sie wenig, beynahe nichts neues antreffen; nur gute bekannte Grundsätze der Forstwissenschaft, welche aber ihrer Klarheit und Gewissheit ungeachtet, noch in verschiedenen deutschen Ländern auf keine Weise befolgt werden. Mein langer Aufenthalt in einigen derselben, wo ich die unverantwortlichste Forstwirthschaft täglich vor meinen Augen hatte, die Vergleichung schlecht behandelter Waldungen mit andern, wo die höchste Ordnung herrscht, die Möglichkeit für die Eigenthümer, wahre vernünftige Forstcultur einzuführen — und der innigste Wunsch, mein Schärflein dazu beyzutragen, wirkte so stark auf mich, dass ich, ohne meine Kräfte vorher zu wägen, meine Gedanken über verschiedene Gegenstände der Forstwissenschaft hinschrieb. — Leicht wäre es mir auch gewesen, einem jeden meiner Gedanken einen passenden Ort anzuweisen; — allein ich würde eine ununterbrochene Reihe im Denken geheuchelt haben, die nicht meine eigene natürliche ist. Der nachsichtige Leser mag sich zu den Ausschweifungen und Sprüngen bequemen, die nothwendiger Weise erfolgen, wenn ich meinen Gedanken freyen Zügel lasse." In dem 1sten Kapitel handelt der Vf. von der Nothwendigkeit einer klugen Forstwirthschaft, und den Hindernissen, die in einigen deutschen Staaten derselben im Wege stehen. In Ansehung letzterer erklärt sich der Vf. in empfindlichen Ausdrücken gegen die Absonderung des Jagdwesens von dem Finanzcollegio, wo es S. 31. heisst: Niemand ist hoffentlich so thöricht zu behaupten, dass die Jagd die Hauptnutzung, das Holz aber die Nebennutzung sey. Eben so ausgemacht ist es, dass jede Quelle der Einkünfte des Staats unter das Finanzcollegium gehört. Da nun die Jagd ein jährliches Einkommen abwirft, so darf man mit Recht ein Oberjägermeisteramt unter die unnützesten und zweckwidrigsten Dinge rechnen, in so ferne es von der Kammer unabhängig nach Gefallen schaltet und waltet, seine eigene Casse hat, Befehle austheilt, und sich das Ansehn der obersten Gewalt anmasst, die nur den Landesdicasterien gebührt. — Das schlimmste bey der Unabhängigkeit des Oberjägermeisteramts von der Kammer besteht darinn, dass alle heilsamen Maasregeln, welche sie für die Waldcultur ergreift, zu Wasser werden u. s. w. Die folgenden Kapitel betreffen die künstliche Saat und Pflanzung der Hölzer, die einem Forstmanne nöthigen Wissenschaften, die Forstgebrechen nebst Heilungsmitteln dagegen, die Forstwirthschaft im Nothfalle, wo sich nicht die besten Mittel wegen unübersteiglicher Hindernisse anwenden lassen; ferner die Mast, und endlich einige sich auf das Forstwesen beziehende Wünsche. Unter den Bäumen, deren Cultur noch in deutschen Gegenden zu versuchen wäre, empfiehlet der Vf. den Oelbaum, da man den wilden auf den kalten Apenninen findet, und das Pfropfen des zahmen Oelbaums auf diesen schon gelungen ist; eben so verdiente der Mandelbaum, die italien. Pappel und der ächte Kastanienbaum noch weitern Anbau. In dem Forstkatechismus liefert der Vf. einen für die Jugend brauchbaren Abriss des praktischen Theils der Forstwissenschaft.

STUTGART, b. Metzler: *Forst- und Jagdbibliothek, oder nützliche Aufsätze, Bemerkungen und Verordnungen, das gesammte wirthschaftliche Forst- Jagd- Holz- und Flötzwesen betreffend.* Als eine Fortsetzung des allgemeinen ökonomischen Forstmagazins. Drittes Stück. 1789. 234 S. 8.

Unter den Abhandlungen, kommt hier 1) ein Aufsatz über Viehweiden in Wäldern und Laubrechen von Hn. *Pfeiffer* vor, wo beide Benutzungen, in jungen Schlägen nur ausgenommen, für zulässig erklärt werden. 2) Wahre und noch zu bestreitende Sätze aus der Forst- und Jagdwissenschaft. 3) Ein Laubwald zum Erkauf angeschlagen. 4) Vorschläge zu Einrichtung eines Forstseminariums, aus *Hocks* kameralistisch - statistischen Aufsätzen. 5) Ein Gespräch zwischen einem theoretischen, und alten sogenannten praktischen Förster. 6, Etwas vom Kork. 7) Ein Auszug für Förster aus *Linné's* Reise nach Schonen. 8) Klage über Holzmangel in Irrland, aus der Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen. 9) Schreiben an die Vf. dieser Bibliothek, einige Zweifel, die Vertheilung der Wälder in Schläge betreffend. 10) Ueber die Keime der Pflanzen und Thiere. 11) Das Moos als eine Waldnebennutzung, aus dem Leipz. Intelligenzblatte 1774. 12) *von B.* über die mehrere und wenigere Güte des Nadelholzsaamens mit oder ohne Flügel; zum Vortheil des beflügelten, da er in der gewaltsamen Behandlung beym Entflügeln am Keime leiden kann. 13) Ueber die Veränderung der Farbe des Laubes im Herbste. 14) Von der unschädlichen Behuthung der Gehaue von *Cramer.* 15) Fortsetzung der Abh. von der Arbeit des Schweisshundes. 16) Systematischer Entwurf von der Jagdwissenschaft. 17) Nachricht von Hn. *Pöhlers* zu Arnstadt Sammlung gezeichneter Hirsche nach verschiedenen Stel-

Stellungen, 42 Tafeln, die Platte zu 4 Rthlr. 18) Etwas von der Trüffeljagd. — Von Verordnungen enthält dieses Stück, 1) einen Vergleich wegen der Raumerkosten von 1662. 2) Wasserordnung von 1588.; beide Würtembergische. 3) Vertrag zwischen Oesterreich und Würtenberg, auch der Reichsstadt Eslingen, das gemeine Flötzen auf dem Nekar betreffend von 1740. Eine Fortsetzung des Verzeichnisses neuer Schriften zu Anlegung einer Forstbibliothek, die Beschreibung des Schildbachischen Holz- und Vögelkabinets, und Anmerkungen über die beste Zeit der Fällung des Laubholzes, machen den Anhang dieses Stückes aus.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Maurer: *Sagen der Vorzeit* von *Veit Weber*. Dritter Band. *Tugendspiegel*. 1790. 654 S. 8.

Die Begierde, mit der auch dieser dritte Band der Sagen der Vorzeit gleich nach seiner Erscheinung von der deutschen Lesewelt verschlungen ist, überhebt uns der Mühe, dessen Inhalt zu entwerfen. Dass diese günstige Aufnahme nicht etwa eine schnell vorübereilende Manie seyn werde, dafür bürgt die reiche Imagination des Vf., der durch mannichfaltig abwechselnde Scenen die Aufmerksamkeit des Lesers immer von neuem zu fesseln versteht, sein Talent, jede Begebenheit mit den lebhaftesten Farben uns vors Auge zu stellen, und die allenthalben hervorleuchtende Kenntniss der Welt und des Menschen, wovon in manchem bändereichen Roman auch keine Spur zu finden ist. — Zu den schönsten Stellen scheint die so schwer zu behandelnde Scene zwischen Genovefen und Floribellen (S. 250—90) zu gehören. Bey den niedlichen Liedern S. 60. u. 368 erinnert man sich gern wieder der trefflichen Romanze: der graue Bruder, im ersten Theil, und wünscht in dieser Gattung mehr vom Vf. zu lesen. Eine sehr anziehende Episode ist auch die naive Erzählung des alten Leutholds von seiner Liebe und Ehe S. 48—60. Man sieht daraus, dass der Vf. den sanften Idyllenton auch in seiner Gewalt hat, und im Stande wäre, zur Abwechselung von den vielen grausenden und blutigen Erzählungen von Fürsten und Rittern, uns einmahl ein grösseres Familiengemälde häuslicher Freuden und Leiden zu mahlen. Die Lehren des alten Dachsburg auf dem Todbette (S. 11—13) sind sehr inhaltvolle Kernsprüche. Der letzte darunter: „Menschentugend ist ein geschliffe„ner Stahl, den schon ein feuchter Hauch rosten macht," ist gleichsam das Thema des ganzen Werks, und wird einigemahl an sehr passenden Stellen wiederholt.

Da man erwarten kann, dass mit der Zeit eine zweyte Ausgabe dieser Sagen nöthig seyn werde, so glaubt sich Rec. um desto mehr berechtigt, einige bey Durchlesung des Werks gemachte Bemerkungen mitzutheilen, deren Benutzung bey einer alsdann vorzunehmenden Umarbeitung er dem Vf. anheimstellt. — Die ganze Erzählung könnte füglich um vieles abgekürzt werden, und würde dadurch an Unterhaltung gewinnen. Hierzu würde schon die Weglassung der 60 Seiten langen Geschichte des Ahrs (S. 503) etwas beytragen, die man gewiss gerne liest, statt dass man hier ungern den Faden der Erzählung von ihr unterbrochen sieht. So könnte auch die Mönchs-Cabale, (S. 91. u. ff.) die zu wenig mit dem Ganzen zusammenhängt, wegfallen. Auch ist durch die verstellte Krankheit Floribellens, (S. 147) wozu gar kein Grund vorhanden war, ihre und Adolfs Liebesgeschichte unnöthiger Weise ausgedehnt. Ueberhaupt aber herrscht an vielen Orten eine solche Fülle von Worten, besonders im Dialog, dass man sie auf die Hälfte reduciren könnte, ohne der Stärke zu schaden. So würde z. E. vielleicht die Anführung einiger Worte, die Adolf in der Fieber-Phantasie ausstösst, einen guten Effect thun; allein hier raset er drey ganze Seiten lang. (S. 638—40) — So gut auch im ganzen die Charaktere in ihren verschiedenen Verhältnissen durchgeführt sind, so scheinen sie doch an einigen Stellen sich nicht getreu genug zu bleiben. Adolf ist im Anfange ein dreyundzwanzigjähriger unerfahrner junger Ritter, der beständig von Leuthold belehrt wird, und am Ende sehen wir ihn plötzlich als Mitglied des heimlichen Gerichts. Leuthold, sein Erzieher, der ihm unter andern S. 158. u. ff. die weisesten Lehren über die Regierungskunst mittheilt, spricht, in der ersten Unterredung mit Volkern auf einmal wie ein gemeinen Knecht. In dem 4 Seiten langen Alleingespräch im Kerker gedenkt Adolf seines Vaters, seines Erziehers, des Pfaffen, der ihn copulirt, des Ritters, der ihn zum Ritter geschlagen hat; aber mit keinem Worte seiner Floribelle, die hier nothwendig, wo nicht sein einziger, doch sein erster Gedanke seyn musste. Floribelle musste, sobald sie ihres Vaters Gefangenschaft erfuhr, ihn zu befreyen eilen; aber erst nachdem Adolf ausgeschlafen, Gericht gehalten und Leutholds Leichnam zur Erde bestattet hat, denkt man daran, den Alten aus seinem Kerker zu holen. — Der Fall der unschuldigen Wülfhilde hat, wo nicht alle Leser, doch gewiss alle Leserinnen empört. Diese Zöglingin der Natur, die uns so liebenswürdig geschildert ward (S. 315.), wird einem Bösewicht ohne gleichen aufgeopfert, bloss um eine Situation herbeyzuführen, wodurch Adolf in den Verdacht einer zweyten Untreue geräth. Sollte es dem Vf. an Erfindung gefehlt haben, diesen Verdacht zu erregen, ohne die gute, liebreiche Wülfhilde, die Adolfen das Leben gerettet hatte, zur Belohnung auf immer unglücklich zu machen? Clarissens Fall entlockt uns Thränen des Mitleids, aber die Schilderung jener Nacht (S. 371.) erregt nur Grauen und Ekel. — Die Worte: *Denk an den Tod*, womit sich die Erzählung endigt, werden S. 602. als ein Talismann angeführt, *der vor jedem Unglück sichere*, ohne das Wie? durch die handelnden Personen auf irgend eine Art vorstellig zu machen. Wer jene Worte neben dem drüber stehenden Schädel bloss, wie hier, *betrachtet*, wer nicht etwa eine praktische Verbindung zwischen dem *memento mori* des Carthäusers und dem *carpe diem* oder *nec dulcia differ* des Horaz zu finden weiss, den dürfte obiger Satz wohl eher zu steriler Möncherey als zu wahrer Lebensweisheit leiten. — Der Titel *Tugendspiegel*, sollte eigentlich *Ehespiegel* heissen. Das hohe Ideal der Tugend wird zu sehr eingeschränkt, wenn man darunter nur die Ehe, oft so problematische,

weng-

wenigstens sehr relative, Tugend der Männerkeuschheit versteht. Ueberhaupt kommt das Wort Tugend etwas zu häufig vor. Der Romanschreiber muss durch *Handlung* zeigen, *quid virtus possit*, das *Wort* aber dem Compendium der Moral überlassen. Es fällt einem bey solchen Tugend Phrasen unwillkührlich die Sentenz des Schauspiel-Directors in Göthens Puppenspiel ein:

> Die Tugend ist das höchste Gut,
> Das Laster weh dem Menschen thut!

MARBURG u. LEIPZIG, in der akad. Buchh.: *Gedichte* von *Joseph Friedrich Engelschall*. 1788. 318 S. V. 24 S. 8.

Der Vf. nennt seine Gedichte in der Vorrede „leicht-„umschriebene Gemählde, wie sie die Begeisterung im „Moment der innigsten Theilnehmung sah;" er nennt sie „Blumen, von denen er nur die voll aufgeblühten und „lebhaft gefärbten gewählt, übrigens alle welken Blätter „und Insekten davon abgesondert." — Man vergleiche mit diesem Selbsturtheil folgende Stellen: S. 11.

> Lenz und Rosen sind verblühet
> *Nächstens*, meine Liebe nicht.

S. 17. Liebe, nimm sie *in die Kluppe!*

S. 36. *An ein Veilchen.*

> Holder Erstling in dem Lenze,
> Wo der Freude Blumenkränze
> Meine Cölestine nicht
> Dort im Wiesengrunde flicht,
> Hingest du nicht welk und bläser
> Ihr am Busen, als ein Messer
> Bey der Trennung letztem Schwur
> Mir durch meine Seele fuhr?

S. 71. Sie spannt den Fächer aus, zu bergen ihr Erröthen,
Wenn, rings umlauscht von Neidern in ihr Ohr
Geheim willkommne Seufzer *flöten*.

S. 152. Als er von Spielgesellen
Umgeben beym Taroko sass,
Erschien an seinen goldnen Schwellen
Ein armes Weib, *das Thränen ass.*

Zueign. S. 2.
Wirf einen Blick der Huld auf diese kleinen Lieder;
Die Ehrfurcht leget sie — — *zu deinen Füssen nieder.*

folgende Gleichnisse: S. 169.

> — — Timon fällt
> Zu Boden, und verbirgt im Mantel
> Sein Antlitz, *wie* dereinst die Welt,
> Wenn sie, wie gleich dem Gifte der Tarantel
> Die Freyheitswuth Batavien bethört,
> In Schriften lieset oder hört.

und S. 191.

> Die Leoparden stürzten nieder,
> Und hauchten unter Furcht und Graus,
> *Wie* Hollands überwundne Hyder,
> Die schwarzen Seelen grimmig aus. (Die armen Holländer!)

und die Parallele, die der Vf. in der Antwort *an Toshar* S. 222. zwischen sich und Horazen zieht:

> Doch vergleichest du auch bieder,
> *Wenn du ja vergleichen musst,*
> Mich und meine kleinen Lieder
> Mit dem Sänger des August?
> *Er*, mit Helden oder Göttern
> An des Hofes Glanz gewöhnt,
> Und mit Lorbeer stolz gekrönt,
> *Aber* auch mit Epheublättern,
> Sang in seine Zaubersaiten
> *Wollust oder Schmeicheley*
> Und die Lehre, dass zu Zeiten
> Thorheit wahre Weisheit sey.
> *Ich* verloren in Gefilden
> Meiner schönen Dichterwelt u. s. w.
> Schaam und Reue, die Begleiter
> Niedrer Wollust, fliehen mich,
> Und die Musen, froh wie ich,
> Machen meine Tage heiter, u. s. w.
> Bey so vielen falschen Schein
> Lass, mein Lieber, uns die Pflichten
> Hoher Tugend heilig seyn,
> Blicken wir, wenn Menschen richten
> In der Eigenliebe Wahn,
> Nach dem Lande guter Seelen,
> Wo wir mit den Mark-Aurelen
> Einst der Tugend Lohn empfahn!

Ein Dichter, der von sich selbst spricht, (Vorr. S. 11. 14.) „dass er nach dem Ideal von Dichtkunst und Philo-„sophie des Schönen, welches er nach dem Studium der „besten Dichter in allen bekannten Sprachen und der „Schriften eines Lessings und Winkelmanns entworfen, „*beurtheilt zu werden wünsche*," kann es schwerlich einem Rec. verargen, wenn er aus seiner Blumenlese, (um des Vf. Gleichniss beyzubehalten) dem Publicum eine Probe der vielen welken Blätter und Insekten vorlegt, die er dennoch darinn gefunden zu haben glaubt. Wenn nicht die, überhaupt sehr übel angebrachte, Vorrede zu einer strengern Durchsicht aufgefodert hätte, so würde es ein angenehmeres Geschäft gewesen seyn, mit Uebergehung der Schwächen, nur auf mehrere wohlgerathene Stellen aufmerksam zu machen, die man freylich auch mitunter antrifft. Zu den bessern Stücken gehören vorzüglich folgende: *Lied eines Bergmanns; Trinklied eines Türken; der Nebel; die Quelle bey Schrock; Abends vor einer Reise; an Cäcilia; Brutus und Portia; nach einem Meersturm;* obgleich man auch unter diesen keines finden wird, was nicht an mehrern Orten Stoff zur Kritik gäbe. Hier zur Probe das *Trinklied eines Türken:*

> Der Prophet, an den ich glaube,
> Habe mir den Saft der Traube
> Selbst im Koran untersagt?
> Nein, das ist, bey meinem Säbel!
> Nur ein Schrecken, unserm Pöbel
> Von dem Mufti eingejagt!
> Füllt und gebt mir! meine Lippen

Sollen

Sollen nicht so kleinlich nippen,
Wie der Wessir Sorbet nippt,
Wann, beym Wankelmuth des Glückes,
Ihm der Sultan grimmen Blickes
Tod in goldner Schaale giebt.

Füllt! noch einmal! welch Entzücken!
Deine Wunder, Wein, entrücken
Mich der Welt! die Seele schwebt
Hoch empor; an kühlen Wässern
Sieht mein Auge schon die bessern
Himmelsschönen! füllt und gebt!

Alles tanzt vor meinen Sinnen!
Eine dieser Sultaninnen
Winket und entblöst die Brust;
Ha! Geliebte, dir entgegen
Taumľ ich schon auf Blumenwegen
In das Paradies der Lust!

Sehr auffallend ist es, dass fast alle mit den Gedichten, die schon durch die Musenalmanache bekannt waren, vorgenommene Veränderungen keine Verbesserungen, sondern offenbare Verschlimmerungen sind. So stand z. E. statt der ins Ohr *gefluteten* Seufzer (S. 72.) in der ersten Ausgabe (im Hamburger M. A. von 82.) weit besser so:

Sie spannt den Fächer aus, und glüht beschämt und lüstern,
Wenn, rings umlauscht von Neidern, in ihr Ohr
Geheim willkommne Seufzer flüstern.

Auch ist aus demselben Gedichte folgende Strophe ganz weggelassen, deren sich doch, nach dem Gefühl des Rec. selbst ein Hölty nicht hätte schämen dürfen:

Oft durch besiegtes Dunkel bricht
Des Mondes schräger Stral; es fliehen schwach beschimmert
Die träufelnden Gewölk, indess sein Licht
Siegreich den nahen Teich beflimmert.

Die Vorrede liefert auch noch einen Beytrag zur Aesthetik. Der Vf. macht nämlich aus den *Erzählungen*, in denen ein Engel oder ein Traum vorkommt, eine eigne Gattung, und nennt sie *Visionen*. — So macht Claudius aus den *Briefen*, die in das Land Wursten gehn, eine eigne Gattung, und nennt deren Styl *Stylum geographicum*.

ALTONA in Comm. b. Hammerich: Zwölf Lieder aus Hn. *Schinks vernünftig - christlichen Gedichten*. In Musik gesetzt von einem Verehrer der Tonkunst. 1790. 25 S. 4. (16 gr.)

Wahrscheinlich die Arbeit eines würdigen Dilettanten, dessen Geschmack durch die besten Muster der neuern Zeit, zu einem nicht geringen Grade der Vollkommenheit ausgebildet ist. Demungeachtet erlaubt sich Rec. einige Bemerkungen, von denen er glaubt, dass sie dem Hn. Vf. nützlich werden können. Lieder, die zur Andacht und Erbauung dienen sollen, dürfen zwar keine lebhafte Melodien haben, der Ausdruck kann aber dennoch lebendig seyn. Wahre Erbauung kann nur durch Ermunterung und Erwärmung geschehen und so finden wir, dass manche dieser Melodien ein etwas schleppendes Wesen haben, welches, in langsamen Zeitmaasen desto empfindlicher wird. Das Lied S. 10. aus *Fis dur*, fängt sehr schön an, wird aber durch den zweymaligen verlängerten Schluss auf der Dominante und Tonica matt, besonders wenn es acht mal gesungen wird. Diese verlängerte Cadenzen, worinn Hr. Kap. M. *Schulz* in Copenhagen einzig in seiner Art ist, sind meistens nur in geschwindern Bewegungen vom besten Effect und müssen mit vieler Behutsamkeit angewandt werden. Sollte der Hr. Vf. früh oder späte, wenn er gegen dieses Product seiner etwas Muse kälter geworden, unsere Meynung durch sein eigenes Gefühl bestätigt finden, so hoffen wir mit guten Gründen, dass das Publicum von ihm mehrere solche Arbeiten als das schöne Lied aus *As dur* ist, zu erwarten habe.

BERLIN, in der Buchh. der Realschule: *Fünf Klavier-Ballette*. Ihro Majestät der reg. Königin von Preussen Friedrike Louise in ehrfurchtsvoller Unterthänigkeit zugeeignet von *Gottlob Wilhelm Bachmann*. 1790. 24 S. fol. (12 gr.)

Eine Sammlung von kleinen Handstücken für das Klavier, die durch die gewählte Benennung nicht übel charakterisirt sind, zum Theil viele Flüchtigkeit der Hand erfodern, aber auch fast alle Fehler haben, die das oberflächliche Studium einer Sache immer mit sich führt. Rec. bemerkt das Letztere besonders deshalb, weil er weiss, dass Hr. B. den besten Theil seines Lebens in der Nähe der grösten Künstler und an einem Orte zugebracht hat, wo dazumahl unstreitig eine der glänzendsten Epochen für die Musik war und — diese Zeiten kehren nicht zurück.

ALTONA, b. Hammerich: *Heinrich Wilhelm Lawätz*, Königl. Dänischen Institzraths in Altona, *Lieder verschiedenen Inhalts*, in die Musik gesetzt von *Joh. Matthäus König*, Königl. Preuss. Kammerkanzellisten in Halberstadt. 1790. 31. S. fol. (1 Rthlr.)

Dichter und Tonkünstler dieser Lieder, (beide Dilettanten) loben sich einander wechselsweise in der Vorrede und in der Zueignung, und Hr. *Lawätz* traut dem guten und gereinigten Geschmack seines Vaterlandes, eine gleiche Meynung zu. So mag denn auch dieser allein urtheilen, die Kritik schweigt.

GÖTTINGEN, b. Autor, und in der Vandenhoek-Ruprecht. Buchh.: *Vier und zwanzig Veränderungen* fürs Clavichord oder Fortepiano auf das englische Volkslied: *God save the King* von *Johann Nicolaus Forkel*. 16 S. fol.

Hr. *F.* gesteht in dem Vorbericht, dass er ohne die feyerliche Veranlassung der Abreise der königlichen Prinzen von England: Ernst August und Adolph Friedrich, von der Universität der Melodie des bekannten englischen Volksliedes, God save the King keinen Geschmack habe abgewinnen können und darinn sind wir seiner Meynung; Indessen, so schwer es seyn mag, auf ein so dürftiges Thema zwey Dutzend gute Veränderungen zu componiren; so gern gestehen wir von unserer Seite ein, dass uns die meisten derselben viel Vergnügen gemacht haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs den 28. December 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Himburg: *Oekonomische und politische Betrachtungen über den Ackerbau, den Handel, die Manufacturen, die Anlegung und Wiederherstellung der Häfen, Wege, Flüsse und Kanäle etc.*, aus dem französischen Manuscripte des Hn. *de Wailly*, ehemaligen königl. Preuss. Provincial Accise Zoll- und Licent-Inspectors zu Stolpe in Hinterpommern. 8. 1791. 17½ Bogen. (16 gr.)

Ungeachtet der wärmsten Vorliebe des Hn. Vf. für den preussischen Staat, womit er ihn für den berühmtesten unter allen Reichen, und seine Unterthanen für das glücklichste Volk erkläret, und die jetzige Landes-Regierung — oftmals auf Unkosten der vorigen — lobpreiset, findet er doch noch mancherley Verbesserungen thunlich und nöthig, und verspricht, Mittel zu zeigen, wodurch sich Preussen eine *unerschütterliche Stärke* und *Reichthümer* verschaffen, und die hiezu in ihm selbst liegenden *unerschöpflichen Quellen* benutzen könne. (S. 12. der Vorrede) *Quid dignum tanto ferat hic promissor hiatu*, — das wird ein getreuer Bericht von dem Inhalte seines Buches beweisen.

Durch das *erste* Kapitel sollen die Leser von der Wichtigkeit des Ackerbaues überzeugt, und von den Ursachen, warum er nicht überall blühet, auch von den Mitteln, ihn blühend zu machen, belehret werden. Jene Wichtigkeit ist nun wohl eine längst erkannte Wahrheit; — nicht so leicht wird es aber dem Vf. zugestanden werden, dass bey dem Ackerbaue noch eine sehr grosse Unthätigkeit herrsche, und dass hievon die Besorgniss des Landmanns einer allzu tiefen Erniedrigung der Kornpreise durch den stärkern Anbau des Getreides und der Mangel des Absatzes die alleinigen Ursachen sind. Rec. ist kein Preusse, aber er kennt doch in so weit den Ackerbau in den preussischen Staaten, um mit Ueberzeugung behaupten zu können, dass dieselben überhaupt eher das Lob einer starken Betriebsamkeit, als den Vorwurf einer vorsetzlichen Vernachlässigung des Ackerbaues verdienen, und dass jener Vorwurf nur einige wenige Gegenden, etwan in Westphalen und Pommern, treffen kann. Des Verf. Vorschläge zur Vergrösserung und Verbesserung des Ackerbaues werden also auch nur für einen kleinen Theil jener Staaten anwendbar seyn. Sie bestehen darinn, dass alles Getreide, was der Landmann zum Verkaufe übrig hat, (also auch Hafer, Erbsen, Bohnen, Wicken, Rübesaamen?) nach den jedesmaligen Marktpreisen, für königliche Rechnungen aufgekaufet, in Mehl verwandelt, in Fässer eingestampft, und in die Magazine geliefert (S. 16.), und dass in den Gegenden, wo der Ackerbau weniger Stärke hat, Manufacturen angeleget werden. Beides wird freylich ungeheure Geldsummen erfodern; um deren Herbeyschaffung aber der Vf. sich nicht bekümmert: *minima enim non curat Praetor.*

Verbesserungen können nicht statt finden, wofern man nicht vorher Mängel entdecket hat. Deshalb ist aber das *zweyte* Kapitel zu einer Anweisung bestimmt, durch welche Mittel erforschet werden kann, ob Aecker schlecht oder gar nicht bearbeitet werden, und wo also Verbesserungen zu machen sind? Zur Erlangung dieser Kenntniss und zur Verbesserung der wahrgenommenen Mängel soll in jeder Stadt, in jedem Flecken, auf jedem Amte und in jedem Dorfe ein Mann bestellet werden, welcher alljährlich von dem Zustande seines Orts in Hinsicht auf alle landwirthschaftliche, Polizey- und Handelsgegenstände desselben eine genaue und richtige Beschreibung nebst Verbesserungsvorschlägen verfertigt, und an die Landesregierung einliefert. Hiernächst soll die Landesregierung die nicht bearbeiteten Aecker den Söhnen einländischer Ackerleute übergeben, ihnen Häuser erbauen, ihren Haushalt einrichten, sie vom Soldatendienste und auf einige Jahre von allen Abgaben befreyen. Die hierauf folgende Belehrung, wie diese Colonisten in der Urbarmachung unbebauter Felder verfahren sollen, enthält längst bekannte Grundsätze. Bey dem Gebrauche der vorbemeldeten Hülfsmittel möchten sich aber wohl in der Seltenheit jener zuverlässigen Aufseher, in den Hut- und Triftgerechtigkeiten und andern ländlichen Dienstbarkeiten, in dem preussischen Militärsysteme, in dem Kostenaufwande etc. grosse und mannichfaltige, von dem Vf. abermals nicht bedachte, Schwierigkeiten vorfinden.

Sogleich im Anfange des *dritten* Kapitels, welches die Häfen, Bäche, Kanäle und Wege, die Nothwendigkeit der Anlage und Erhaltung derselben im guten Stande betrifft, missbilligt es der Vf. gar sehr, dass der preussische Staat die günstigen Gelegenheiten zur Anlegung ansehnlicher und nützlicher Häfen an der Ostsee aus blosser *Trägheit* bisher nicht genutzet, und dass er daher nur sehr wenige Häfen habe. Schwerlich wird er diese harte Beschuldigung gegen die weisen und thätigen preussischen Staatsminister zu rechtfertigen vermögend seyn. Die blosse Anführung der bekannten Nutzbarkeit guter Häfen ist hiezu eben so wenig hinlänglich, als des Vf. selbst eigene Lobpreisung seines entworfenen, schon 1784 dem grossen Staatsminister, Grafen *von Herzberg*, eingelieferten, aber nicht geachteten, Plans zur Verbesserung des Stolpischen Hafens, vermittelst Ziehung eines Kanals aus der Weichsel bey Möve, und dessen Leitung durch Ost- und Westpreussen und durch

durch Hinterpommern in die Häfen von Kolberg und Stolpe und seines Vorschlages, den bereits vorhandenen Häfen eine andere und bessere Mündung (Oeffnung) zu geben. Vermuthlich hat es mit jenem Plane und mit diesem Vorschlage eben diejenige Bewandnis, wie mit den weisen Rathschlägen des bekannten P. Joseph, welcher das französische Kriegesheer über Flüsse und Gebirge so leicht und glücklich — mit dem Finger auf der Landkarte — hinweg führte.

Ob diese Vermuthung gegründet sey, oder nicht, wird sich aus dem *vierten* Kapitel ergeben; denn in demselben verspricht der Vf., uns von der Art und Weise zu belehren, wie man ohne viele Kosten Häfen, Wege, Kanäle und Bäche anlegen und ausbessern könne. Hiezu findet er nichts billiger und bequemer, als dass alle zu solchen Veranstaltungen erfoderlichen Arbeiten den Städten, Flecken, Aemtern und Dörfern auferleget werden, der König die Direction veranstalte und besolde, auch die Utensilien und Materialien hergebe. Bey Anlegung und Ausbesserung der Landstrasen sollen auf jeder Seite 12 Fuss breite und 12 Fuss tiefe Graben, (welches doch gewiss weder überall nöthig, noch thunlich ist,) gezogen, hiebey zum Ausgraben der Erde, statt des Spatens und der Hacke, der Pflug gebraucht, die überflüssige Erde auf die Mitte des Weges gebracht, und derselbe diesseits und jenseits des Grabens mit einer doppelten Reihe Bäume bepflanzet werden. Dass aber von dieser Methode, wodurch das Abtrocknen der Wege verhindert, und ein beständiger Schlamm auf denselben unterhalten wird, keine guten, fahrbaren Landstrasen zu erwarten sind, bedarf keines Beweises. Den übrigen Inhalt dieses Kapitels hat der Vf. mit bekannten Wahrheiten über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Schiffahrt zur Beförderung des Handels angefüllet.

In dem *fünften* Kapitel von den Manufacturen und Fabriken und von den Mitteln, ihnen aufzuhelfen, und sie blühender zu machen, behauptet der Vf. zuförderst, dass das Haupterfodernis hiezu darinn bestehe, den einländischen Natur- und Kunstproducten neue Wege zum Umlaufe zu öffnen, und ihnen innerhalb und ausserhalb Landes mehreren Absatz zu verschaffen; weil es an jenen Producten in den preussischen Staaten gar nicht mangele. Da er diesen Mangel und die (gegen notorische Thatsachen) behauptete Hemmung des Fortganges der Fabriken in diesen Staaten hauptsächlich den von dem letztverstorbenen Könige allzuhäufig ertheilten Monopolien beymisset; so verwirft er diese gänzlich, findet jedoch nöthig, alle Arten der einländischen Fabriken und des Handels durch Verbote der Einfuhr fremder Waaren, so viel als möglich, zu begünstigen. Ausserdem empfiehlet er die Ertheilung der Prämien für die Gewinnung und die Ausfuhr der mehrsten und besten einländischen Natur- und Kunstproducte, die Schliesung der Handelsverträge mit fremden Nationen, besonders mit den Türken, und vorzüglich die Vorsorge für die Aufnahme der Wollenmanufacturen. In Beziehung auf die letztern hat derselbe hier die Beschreibung der vortheilhaften, in Frankreich gebräuchlichen, Reinigung der Wolle, vermittelst des Urins, hinzugefüget. Richtig sind zwar in diesem Kapitel die mehrsten Lehrsätze von Manufacturen und vom Handel; aber allzuhäufig mit einer langen Brühe alltäglicher Sentenzen und unnützer Wiederholungen überschwemmet.

Als ein vorzüglich wirksames Mittel, den Handel empor zu heben, wird im *sechsten* Kapitel die Bestellung der Agenten, oder Consuls in fremden Landen angerathen. Ihre hierauf abzweckenden Pflichten und Geschäfte sollen darinn bestehen, dass sie an den Orten ihres Aufenthalts von dem dasigen Handel genaue Erkundigung einziehen, ausführliche Berichte hievon, mit Beyfügung einer Probekarte der allda einzuführenden Fabricate und mit Bemerkung deren Preise, an das Commerzdepartement einsenden; diese sollen den einländischen Kaufleuten mitgetheilet; von diesen gleiche Probekarten gedachter Fabricate jenen Consuls zugefertiget werden, und die letztern sollen sich dann wieder bemühen, den Ausländern einen Geschmack an diesen Fabrikaten beyzubringen, und die Vortheile des Ankaufes derselben begreiflich zu machen, auch die Schliessung der Handelstractate zu befordern. Eine solche Veranstaltung kann freylich, wenn sie weislich und glücklich ausgeführet wird, dem Handel die wichtigsten Vortheile verschaffen, nur aber nicht als ein *Geheimniss*, (wie S. 149. geschehen,) angepriesen werden; da sie schon längst so allgemein bekannt ist.

Noch einen andern, in der That sehr zweckmässigen, aber auch schon längst von allen vernünftigen Cameralisten dafür anerkannten Vorschlag zur Aufnahme der Fabriken und des Handels enthält das *siebente* Kapitel, nemlich die Verminderung der Abgaben von den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens. Zu diesen Bedürfnissen rechnet der Vf. mit Recht das Mehl, das Bier, den Kornbrantewein, das Fleisch, das Gemüse und das Brennholz. Durch die Erniedrigung der hierauf gelegten bisherigen Imposten würde nun freylich ein beträchtlicher Abgang in der königlichen Einnahme entstehen, welchen aber der Vf. durch Erhöhung der Abgaben von Waaren der Bequemlichkeit und der Ueppigkeit zu ersetzen sich bemühet, hierüber einen ausführlichen alphabetischen Tariff entworfen, auch solchem einige nähere Erläuterungen beygefügt hat. So sehr wir nun auch mit jenem Vorschlage im Ganzen einverstanden sind, so können wir doch die in diesem Tariffe bemerkte Erhöhung der Abgabe von einländischen Federkielen, Fellen und Pelzwerke, Glase und Mahlerfarben nicht billigen: da diese Waaren zu vielen nöthigen und nützlichen Zwecken in der bürgerlichen Gesellschaft unentbehrlich sind, und daher in dem bisherigen Ansatze derselben nicht wohl eine beschwerliche Abänderung gemacht werden kann. Den Beschluss dieses Kapitels macht eine dahin gar nicht gehörige nochmalige Anpreisung und Beschreibung des Lieblingsplans des Vf. wegen der aus der Weichsel in die Ostsee zu ziehenden Kanäle.

Durch die im *achten* Kapitel angegebenen Mittel soll zum Besten des Handels und der Manufacturen, — nach des Hn. Vf. Versprechen — dem schädlichen Schleichhandel nicht allein vorgebeugt, sondern auch derselbe, mit Vermeidung aller harten Geld- und Leibesstrafen, ganz aufgehoben werden. Dies Meisterstück will er dadurch bewerkstelligen, wenn den Juden die Woh-

nung

nung auf dem platten Lande, auch das Hausiren allda ganz und gar nicht gestattet wird, wenn die Gelddarlehne auf Pfänder durch strenge Gesetze und besonders durch Vorschüsse von den Obrigkeiten möglichst eingeschränkt, und wenn in den Städten, wo Märkte und Messen sind, ganz und gar keine Waarenhausirer geduldet werden. Die offenbare Unzulänglichkeit dieser Mittel zur gänzlichen Vertilgung des Schleichhandels scheint der Vf. selbst empfunden zu haben; denn in dem folgenden Vortrage bestimmt er Gesetze und Strafen wegen dieses Handels. Davon hat er zwar den sonst gewöhnlichen Verlust der in Beschlag genommenen Waaren und des Fuhrwerks, auch die körperlichen Bestrafungen ausgeschlossen; den Defraudanten aber doch eine solche empfindliche Züchtigung zugedacht, dass dieselben die sämmtlichen Untersuchungskosten, nebst den Gebühren für die Officianten bezahlen, ihre in Beschlag genommenen Waaren in das Ausland zurückgeschickt, und allda, auf ihre Gefahr und Kosten, verkauft, auch sie angehalten werden sollen, nicht nur nach dem Werthe und den Arten der fremden Waaren, für eben so viel Geld einländische Waaren gleicher Art, sondern auch ausserdem eine gewisse Quantität Porzellän aus der königlichen Fabrik zu kaufen.

Mit dem *neunten* und *zehnten* Kapitel beschliesst der Hr. Vf. seine ökonomischen und politischen Bemerkungen, und giebt in denselben eine zwar brauchbare aber eben so gut und richtig schon von *Angermann* und *Thym* ertheilte Anweisung zur Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume und zur Erziehung der Seidenraupen.

Ueberhaupt scheint der Vf. zu den Schriftstellern zu gehören, welche eine lebhafte Einbildung und ein warmer Patriotismus verleitet, von ihren in einem engen Bezirke von Dienstgeschäften gesammelten Wahrnehmungen und Betrachtungen zu glauben, dass sie für den ganzen Staat in allen seinen Theilen brauchbar und heilsam seyn werden, und welche dem Drange, sie öffentlich bekannt zu machen, nicht widerstehen können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in der Gräffschen Buch.: *Bragur. Ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit.* Herausgegeben von *Böckh* und *Gräter*. Erster Band. 1791. 386 S. in 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Je mehr die Liebe zu den literarischen Alterthümern unsers Vaterlandes, besonders zu den poetischen, während der letzten beiden Jahrzehende wieder rege geworden ist; destomehr entstand das Bedürfniss einer periodischen Sammlung, worinn die einzelnen Untersuchungen und Entdeckungen dieser Art zusammengestellt und aufbehalten würden. Zwar nahmen mehrere periodische Schriften auch dergleichen Aufsätze unter die, oft nur allzu mannichfaltige Gegenstände ihrer Bestimmung mit auf. Manche derselben aber mussten doch, so zerstreut, der Kenntniss derer entgehen, für die sie doch vornemlich geschrieben haben; und diese entbehrten immer noch des Vortheils, dergleichen Arbeiten beysammen zu haben, sie weiter vergleichen und benützen zu können. Durch das *Adelungische Magazin der deutschen Sprache* ward diesem Bedürfnisse nur auf kurze Zeit abgeholfen; und ob jener Zweck gleich nur Nebenbestimmung desselben war, so hätte diess Institut den Wünschen der Sprachliebhaber und Alterthumsforscher doch immer genügen können, wenn es von längerer Dauer gewesen wäre.

Gegenwärtiges Magazin schränkt sich nun ganz auf die Absicht ein, dem urspruglichen Nationalgeiste unsrer Vorfahren in ihren literarischen Denkmalen nachzuforschen; und da die meisten, die ältesten und die wichtigsten Ueberreste vaterländischer Weisheit, Denkart und Sitten in *Gedichten* enthalten sind, so wählten die Herausgeber den Namen *Bragur* zur Ueberschrift ihres Magazins, da dies Wort bey den ältern nordischen Völkern *Dichtkunst* bedeutete, und von *Brage*, dem Gott der Poesie und Beredsamkeit, einem Sohn Odin's, herzuleiten ist. Denn die Herausgeber verbinden die allgemeinere *nordische* Vorzeit und ihre Alterthümer mit der eigentlichen *deutschen*, welches dem Forscher, der nicht gern auf halbem Wege stehen bleibt, sehr erwünscht seyn muss. Und zu der Erwartung, dass diess Magazin manche schätzbare Beyträge dieser Art, und manche lehrreiche Aufschlüsse über nordisches Alterthum liefern werde, berechtigt uns schon der Name des Einen Herausgebers, Hn. *Gräter's*, dessen *nordische Blumen* wir ehedem angezeigt und empfohlen haben.

Der Plan dieses Magazins zerfällt in vier Hauptabtheilungen: zuerst eigne *Aufsätze*, die sich entweder über das Allgemeine verbreiten, und die nöthigen Vorkenntnisse enthalten, oder Beyspiele von der Anwendung der alten einheimischen Literatur für unser jetziges Zeitalter geben sollen; dann *Unterhaltungen*, welche für Uebersetzung und Umarbeitungen bestimmt sind; ferner, unter der Rubrik *Sprache*, Proben aus allen Abarten derselben, deutsche Originale, und seltne oder noch ungedruckte Gedichte; und endlich *Literatur* und *Bücherkunde*, nemlich Anzeigen der Bücher, worinn die ältesten Denkmale des vaterländischen Stammes enthalten sind, auch grösserer Werke dieser Art, die hier nicht wohl ganz übersetzt oder commentirt werden können.

Unter den *Aufsätzen* dieses ersten Bandes macht *Werdomars Traum*, von Hn. *Gräter*, den Anfang. Eine im Ganzen glücklich durchgeführte Allegorie über den Aufenthalt der nordischen Dichter der Vorzeit im Reiche der Schatten, die zu ihrer nähern Charakterisirung, und zur Einwebung ihrer Lieder, Gelegenheit giebt. Nach den Barden sieht sich Werdomar hier vergebens um. — Von eben diesem Vf. ist der erste von einigen Briefen, die anfänglich für seine *nordischen Blumen* bestimmt waren: *über den Geist der nordischen Dichtkunst und Mythologie.* Ihre Fortsetzung ist sehr zu wünschen; denn schon dieser erste Brief enthält viel Lehrreiches über ein noch immer unter uns nicht allgemein genug bekanntes Fabelsystem, und kann selbst zur Erläuterung einiger von unsern besten neuern Dichter beytragen, welche diess System studirten und benützten, aber sich nicht darauf einliessen, unkundigen Lesern ihre Dichtungen und Anspielungen zu erläutern. — Die folgende

gende Abhandlung von Hn. Böckh schildert den *Gang der ersten deutschen Schriftstellerey bis zum Ende der Minnesingerepoche;* nemlich in der Zeit vor Karl dem Grossen, nach demselben unter den Karolingern, sächsischen und fränkischen Kaisern, und in dem schwäbischen Zeitpunkte. Für den Literator enthält diese Zusammenstellung wenig Neues; sie scheint aber doch hier am rechten Orte zu stehen, und kann dem, der unsrer ältern Dichtergeschichte minder kundig ist, zu einer kurzen und nützlichen Uebersicht ihrer merkwürdigsten Perioden, und des Hauptcharakters derselben, dienlich seyn. S. 95. macht Hr. *Gräter* folgende Anmerkung: „Man „spricht so viel von deutschen *Barden* und *Druiden.* Es „verdiente der Gegenstand eine Preisaufgabe zu seyn, „ob man denn wirklich aus *authentischen* Nachrichten und „mit *unumstösslichen* Gründen beweisen kann, dass es „der *Deutschen* Urväter waren, deren Sänger *Barden,* „und deren Priester *Druiden* hiessen." Unstreitig ist dies der Untersuchung sehr werth.

Von den *Unterhaltungen* ist die erste Abtheilung: *Romane,* überschrieben. Unter diesem Titel sollen hier nach und nach die fabelhaften *nordischen Sagen* geliefert werden. Denn freylich ist der deutschen Lesewelt noch kein einziger *ächtnordischer* Roman bekannt; auch sind die in Island und Schweden gedruckten Sagen in Deutschland sehr selten. Der hier mitgetheilte Roman, *Tyrfing,* oder das *Zwergengeschmeide* ist der berühmteste in seiner Art, und sonst unter dem Namen der *Hervararsaga* bekannt. Um ihn indess verständlich zu machen, war eine freyere Bearbeitung, und mancher erläuternde Zusatz erfoderlich. Geschichte und Costum sind indess treulich beybehalten worden. Hr. *Gr.* hatte schon vor Jahren diese Sage ganz und wörtlich übersetzt, und mit den nöthigen Anmerkungen begleitet; vielfältig gemachte Versuche aber belehrten ihn nur zu sehr, dass es jetzt noch nicht Zeit sey, eine nordische Sage in einem so gelehrten Ansehen vors Publicum zu bringen. Der Beyname eines *Kämpferromans* dünkt uns sehr passend gewählt zu seyn. Hier wird nur das erste Buch geliefert. Dann folgen *kleine Geschichten und Erzählungen,* und unter diesen zuerst sieben Fabeln aus der jüngern *Edda,* welche die nordische Schöpfungsgeschichte oder die älteste Vorstellung der Welt-, Götter- u. Menschenentstehung enthalten; ferner, *Halli* und *Leikner,* oder Tod für die Braut, eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhunderte; und *der im Meth ertrunkene König,* aus der Ynglingasaga beym Snorre Sturleson, T. I. S. 13. — Unter der Rubrik, *Gedichte,* steht zuerst ein umgedeutschtes Lehrgedicht aus der Sammlung der Minnesinger, König Tyro von Schotten, und dann eine kleine Sammlung von Liebesliedern, eben daher. Das Minnelied Herzogs Johann von *Brabant,* hat Hr. *Gräter* schön übertragen, und eine kritische Conjectur über zehn darinn befindlichen fremdartigen Strophen beygefügt, die sehr viel kritische Wahrscheinlichkeit hat, und zur weitern Aufmerksamkeit auf ähnliche Einschaltungen, deren es wohl gewiss in der Manessischen Sammlung giebt, benutzt werden kann. Endlich noch einige deutsche *Volkslieder,* aber nur solche, die noch gegenwärtig von dem Volke gesungen und mündlich erlernt werden.

In dem Abschnitte, welcher *Sprache* überschrieben ist, liefert Hr. *Gr.* diessmal, als Einleitung, eine kurze, aber deutliche und lehrreiche Uebersicht des ganzen vaterländischen Sprachstammes, die eine Frucht seines eignen Studiums, und daher nicht Wiederholung ähnlicher Stammtafeln, ist. Nach seinem System theilt sich die gothische Sprache in die drey Hauptarten, der Nordischen, der Deutschen, und der Mösischen oder Mösogothischen. Zur ersten gehören die skandinavische, von welcher die dänische und schwedische abstammen, und die isländische. Die zweyte theilt er in die fränkische, allemanische oder theotische, von welcher die schwäbische Sprache des Mittelalters, das jetzige Hochdeutsche, und die sogenannte cimbrische Sprache herkommen, und in die sächsische, die Mutter der angelsächsischen und englischen, und der niedersächsischen und holländischen. Von dem Mösogothischen stammt die Sprache der Ulanen in der Krimm. — Hierauf folgen erklärte und erläuterte *Originale.* Zuerst der Anfang eines skandinavischen Liedes aus der ältern Edda: *Thrym,* oder die Wiedererlangung des Hammers, mit kritischen Anmerkungen. Dann einige Noten zum *Heldenbuche,* von Hn. *Häslein* in Nürnberg, nach der Quartausgabe von 1590. mit der wir doch die älteste von 1509 in kl. fol. wenigstens verglichen zu sehen gewünscht hätten. Ferner zwey Schwänke von *Hans Sachs,* gleichfalls vom Hn *Häslein* mitgetheilt, und mit Spracherklärungen versehen, als Proben seiner Fortsetzung des vor zehn Jahren angefangenen Auszuges aus den Gedichten jenes Meistersängers. Endlich noch einige alte Lieder. Von *Handschriften* ist diessmal ein altes Gedicht, vermuthlich aus der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, von den todten Königen.

Die *Literatur* und *Bücherkunde,* die vierte Abtheilung dieses Magazins, musste diessmal wegbleiben, um die Bogenzahl nicht grösser zu machen. Zuletzt noch einige Nachrichten, von welchen die erste die angenehme Hoffnung erneuert, bald eine Probe von Hn. *Gräter's* versprochner unmittelbarer Uebersetzung kaledonischer Bardengesänge, und zugleich noch eine besondre Abhandlung von ihm über *Ossian* und die celtische Prosodie und Sprache zu erhalten. Wichtig ist auch die von *Colmar* uns, zuerst in der Gothaischen ausländischen Literaturzeitung, gegebne Nachricht von einem dort gefundnen Codex, welcher über anderthalb tausend Lieder, und 85 Fabeln von Minnesingern und Meistersängern enthält.

Wem irgend die Alterthumskunde vaterländischer Literatur und Sprache am Herzen liegt, und wer ihre allgemeinere Schätzung und Verbreitung für wünschenswerth und wohlthätig erkennt, der wird sich dem Herausgebern dieses Magazins für ihre Bemühungen verbunden erkennen, und ihrem gewiss verdienstvollen Unternehmen die längste Dauer wünschen, und die thätigste Beförderung angedeihen lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. December 1791.

OEKONOMIE.

Ulm, im Verlag der Stettinischen Buchh.: *Forst-Archiv zur Erweiterung der Forst- und Jagd Wissenschaft, und der Forst- und Jagd-Literatur*, herausgegeben von *Wilhelm Gottfried von Moser*. 8. *4ter Band*, 1788. 309 Seiten, nebst dem Register über den 3ten und 4ten Band. *5ter Band*. 1789. 302 S. mit 4 Kupfertafeln. *6ter Band*, 1790. 368 S. nebst Register über den 5. und 6. Band, *7ter Band*, 1790. 280 S. mit 2 Kupfertaf.

Da die Einrichtung dieses Archivs bereits aus der Anzeige des ersten Bandes (A. L. Z. 1788. S. 490) bekannt ist, so wird es hinreichen, von der Fortsetzung die wichtigsten Auffätze zu bemerken. In dem vierten Theile wird bis S. 108. ein merkwürdiger Rechtsstreit über Wildschaden mit darinne ergangenen Urthel, mitgetheilt. Ausserdem folgen Verordnungen und vermischte Nachrichten. Zu jenen gehören verschiedene Preussische, wie die über die Revision der Forstordnungen, über die Verbindung einer systematischen Eintheilung der Waldungen mit der gegenwärtigen Irregularität derselben; gegen die Vergreifung an Schlagbäumen und andern Zeichen in den Forsten; über die Behandlung der Schläge und Blösen in Absicht auf Wiederbesämung und ein Regulativ, nach welchem die Domainen Forsten in Schlesien, und die Cämmerey-Stifts- und Privat-Forsten behandelt werden sollen. Ferner eine Thurn- und Taxische Verordnung über die Ausrottung der Feldhekken, einige Kurfürstl. pfalz baierische, die Ausfuhr des Holzes, das Verboth den Holzhandel ausser Land, und die Einführung eines allgemeinen Forstlehrbuchs in Bayern und der Oberpfalz, betreffend. Unter den vermischten Nachrichten kommen auf K. preussis. Befehl publicirte Anweisungen, den reinen Kienen- (Kiefern) Saamen ohne Flügel zu säen, die Kieferzapfen gehörig einzusammeln und aufzubewahren, den Birken-Saamen zu sammeln und auszusäen, vor. Ausser andern kleinen Auffätzen findet man auch eine Nachricht von der Methode des Hn. Forstmeister *Ahlers*, Waldbäume im Grossen zu pflanzen.

Der *fünfte Band* enthält: 1) eine Anweisung, wie bey Eintheilung der Kienen- (Kiefern) Elsen- (Erlen) und Birken-Reviere zu verfahren, und wie solche nach Schlägen zu bewirthschaften, auch von Bewirthschaftung der Forste nach Schlägen überhaupt, auf Königl. preussischen Befehl entworfen; nebst einem Nachtrag besonders für Ingenieurs, welche zu den Vermessungen und Eintheilungen der Forsten, ingleichen zu den Abmessungen der sonstigen Holzungen und Forst-Grundstücke gebraucht werden. 2) F. L. von H. weitere Nachricht von guter deutscher Forstverfassung in fürstlichen Landen, mit mancherley merkwürdigen Anmerkungen über Forstbehandlung und einige Forst Nutzungen. Ein wichtiger Auffatz, wo der Vf. seine Erfahrungen und Behandlung des ihm seit 23 Jahren anvertrauten Forstes (in Obersachsen) mittheilt, und wozu die 4 Kupfertafeln nebst mehrern Tabellen gehören. 3) Von Wald- und Jagd-Göttern und Jagd Patronen. 4) Unter den Verordnungen zeichnen sich eine Königl. preussische über den Holzschlag zu Kohlen, und über das Verhalten bey Verpachtungen der Theerschwelereyen, aus. 5) Von den vermischten Nachrichten sind Hn. *Ungers* Betrachtung über die melirten Holzungen, und den durch ihren Anbau erwachsenden Nutzen und Schaden, und die Materialien zu einem allgemeinen Normalgesetze wegen Erstattung des Wildpret-Schadens in den Kurbraunschweigischen Landen, aus dem göttingischen historischen Magazine IV. B. 2. Stück, die wichtigern Auffätze.

Der *sechste Band* enthält an Abhandlungen: 1) eine Anweisung zu Vermehrung einiger inländischen Holzarten durch Säen und Pflanzen, auf K. Preussischen Befehl aufgesetzt, welcher die Pappeln und Weiden, die Weisstannen, die Eichen, die Erlen, und die Rüstern betrifft. 2) Eine aktenmässige Nachricht von den Wald-Nutzungs Etats über die Fürstl. Nassau-Saarbrückischen Waldungen, und die Waldungen in der Herrschaft Balzheim, wie auch von den aus dieser Veranlassung in letzterer Herrschaft gemachten neuen Forsteinrichtungen. 3) Des Freyherren *von Gemmingen* Gedanken über Holzmangel in Würtemberg, und über Mittel dagegen. Unter den Verordnungen sind die, für den dem Hochstift Speier eigenthümlich zugehörigen Böhnwald, und die Kurfürstl. Bayerischen, die Forsteinrichtungen in den Bayerischen Landen, die Einrichtung des Cameralforstwesens, und die wegen Ersparung des Bauholzes die wichtigsten. Zu den vermischten Nachrichten in diesem Bande gehören der Nassau Weiburgl. Holzfällungs-Etat vom Jahre 1788. Eine Nachricht von der Forstlehranstalt in Berlin; Bemerkungen über die Wirkung des Winters 1788 — 1789 auf die Waldbäume im Brisgau, und im Würtembergischen. Rechtfertigung über den wohlthätigen Einfluss des Gebrauchs des Torfes und der Steinkohlen in den Holzpreis zu Berlin.

In dem ersten Auffatze des *7ten Bandes* über *Wildschaden*, wird der Missbrauch, besonders der Parforce-Jagd sehr eingreifend geschildert, und hierauf der Vortrag auf dem Calembergischen Landtage zu Hannover den 10. Jenner 1788. über das *Postulatum*: wie ferne es thunlich sey, Jagdsachen der Cognition der Justizhöfe zu entzie-

entziehen, beygefügt, wo sich traurige Beweise von den Bedrängnissen der Unterthanen durch die Vergröfserungen der Wildbahnen finden, wider welche die Rechte der Menschheit noch so wenig vermögen, dass der Bürger sie oft ganz hülflos erdulden muss.' Musterhaft sind die Verfügungen des Herzogs von Sachsen Weimar in der Verordnung gegen den Wildschaden der Eisenachischen Gegend. 2tens folgen hier Anzeigen und Beurtheilungen neuer Bücher von Forst- und Jagdsachen. 3) Hn. *Königs* auch besonders herausgegebenen Beyträge zu der praktischen Forst- und Flözhandelswissenschaft, wozu die beiden Kupfertafeln gehören, und 4) ein Aufsatz von Hn. *Unger* über die Verkohlung des Stockholzes. Von Verordnungen sind die wichtigern eine Brandenburg Bayreuthische gegen den Ruin der Waldungen durch das Abgeben der Hopfenstangen, eine K. Preussische über die Anweisung des Bau- und Nutzholzes, ein hessencasselisches Forstregulativ, und eine Verordnung über die Buchecker- und Eichel-Mast; ein Unterricht für die Unterforstmeister der Vorder Oesterreichischen Lande, nebst einem Rescript, welches die Forstverfassung daselbst näher bestimmt, und einer Instruction zum Forstvermessen, eine Herzogl. Würtemb. Verordnung wegen Abstellung des Wildschadens, und ein Unterricht für die Forstbedienten der Grafschaft Hanau-Münzenberg. Unter den vermischten Nachrichten sind verschiedene von merkwürdigen Forstbäumen gesammelt; ausserdem die 1789ger Holztaxen für das Nassau-Weilburgische Amt Kirchheim, befindlich.

Leipzig, b. Haugs Wwe: *Forstwirthschaftliche Briefe oder über Waldungen und Förster*, herausgegeben von *Fr. G. Leonhardi*, 1789. 8. 332 S.

Der Vf. sucht durch dies forstwirthschaftliche Handbuch vorzüglich unstudirten Forstbedienten einen kurzen Leitfaden in die Hände zu liefern, nach welchem sie sich mit ihren weitläuftigen und wichtigen Verrichtungen bekannt machen, und zur Lesung gröfserer Werke geschickt vorbereiten sollen. Die zwölf Briefe enthalten nach einer Einleitung, die Forst-Naturlehre, die Forst-Naturgeschichte überhaupt und insbesondere der Laub- und Nadelhölzer, und den Anbau beiderley Holzarten, ferner die Forstunterhaltung, die Forst und Jagdnutzung, nebst den Erfodernissen der Förster und Jäger, und ihren Pflichten, und sind die vorzüglichsten Gegenstände des Forstwesens in einem deutlichen, nicht ausschweifenden, Vortrage und mit guter Auswahl des wichtigsten abgehandelt.

ERDBESCHREIBUNG.

Hamburg, b. Bohn: *Blicke auf einen Theil Deutschlands, der Schweiz, und Frankreichs, bey einer Reise v. J. 1790.* von *H. A. von Halem.* 1791. *Erster Theil*, 272 S. *Zweyter Theil*, 328 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Das, was man entweder selbst sah, oder durch andre kennt, in einer Reihe angenehmer, mit leichter Hand entworfner charakteristischer Skizzen dargestellt zu finden, gewährt der Rückerinnerung behaglichen Genuss: eine nicht gereuende Geistesbeschäfftigung ist es, solche schon bekannte Gegenstände in ein neues glücklich gewähltes Gewand gekleidet wieder zu sehen, und die Beymischung treffender Bemerkungen, über neue, oder doch weniger bekannte Gegenstände, gibt lehrreiche Unterhaltung. — Aus diesem Gesichtspunkt angesehen, werden diese Reisebemerkungen eines unsrer beliebten deutschen Dichter, gewiss das leisten, was der Hr Vf. davon verspricht. Er machte, wie er sagt, die Reise, um sich vernünftig zu amüsiren, und theilt einen Auszug seiner Bemerkungen mit, um andre, die nicht reisen, wie er bescheiden hinzusetzt, zu amüsiren, ohne sich dabey auf statistische Nachrichten, politische Aufschlüsse und Naturhistorische Merkwürdigkeiten einzulassen. Rec. hat den gröfsten Theil dieser durch unterhaltende Abwechslung, charakteristische Züge, lebhafte Darstellung, und blühende Schreibart, vorzüglichen Briefe, mit Vergnügen gelesen. Nur bedauerte er die oft gar zu leichte und zu schnell überhineilende Behandlung, so mancher mehrerer Aufmerksamkeit würdigen Gegenstände, durch deren nähere Beleuchtung das Interesse der Lectüre dieses Werks um vieles hätte gehoben werden können. — Der Vf. berührt auf seiner Reise hauptsächlich folgende Städte: *Cassel.* Rec. fand in diesem Herbst auf dem Weissenstein doch noch viel kleinliche Spielerey der vorigen Gartenanlagen, die der Vf. übersehen zu haben scheint, z. B. die albernen Philosophenhäuschen; und stimmt nicht mit ihm überein, dass die ohne Plan gemachte Anlage der beiden neugebaueten Flügel daselbst (*Flügel* ohne Hauptgebäude! zwischen welchen nie auch selbst irgend eine andre Verbindung schicklich wird Statt haben können) von gutem Geschmack in der Baukunst zeugen. Die Ruine der Wasserleitung sah Rec. fertig. Der wasserarme Guss fiel 104 Fuss herab. Der Landgraf hatte aber Befehle gegeben, durch noch einige neue Röhren, den Wasserfall zu verstärken, und das untre Bassin, worin er sich ergiesst, noch 14 Fuss tiefer auszugraben. Die ganze Idee ist neu und gross gedacht, und verfehlt an sich die malerische Wirkung nicht: aber auch Rec. fiel dabey des Vf. Bemerkung einer bey der Anlage verfehlten Bestimmung und die Frage ein: wohin denn dieser Aqueduct das Wasser geleitet haben soll? vom Berge ins Thal? denn gegenüber ist keine Höhe. — Der Verfertiger der Modelle von Kork der römischen Ruinen, heisst nicht *Cichi* (vielleicht ein Druckfehler, deren es im Werk viele giebt), sondern, wie Rec. aus der vor ihm liegenden eignen Unterschrift des Künstlers bezeugen kann, *Antonio Chichi.* — *Frankfurt.* — *Mannheim.* Bey Gegenständen der Kunst spricht der Vf. gröfstentheils nur von dem Eindruck, den sie auf ihn machten, ohne sich in nähere Beurtheilung derselben einzulassen. Eine Bescheidenheit, welche neuere Reisebeschreiber zur Vermeidung so mancher den guten Geschmack beleidigender Afterurtheile über Kunstsachen, nachahmen sollten. — *Stuttgard.* Der Vf. sagt keinen ganz zureichenden Grund seiner Zufriedenheit mit der Militairakademie, gegen welche er eingenommen war. Der äussere Glanz derselben hat schon manchen geblendet, und von der Untersuchung des Innern abgehalten. Dass Schubart viel länger

ger als ½ Jahr auf Hohenaschberg gefangen sass, wie es hier von seinem engern Gefängniss heisst, scheint der Vf. als bekannt vorauszusetzen. Die Note S. 48. hätte Rec.; so wahr sie seyn mag, weggewünscht. Dergleichen bedeutende Fingerzeige gränzen zu nahe an die zur leidigen Mode gewordne Indiscretion der neuern Reisebeschreiber, in Beurtheilung lebender Personen, wodurch schon so manche compromittirt sind. — *Schaffhausen.* Stäudlins Empfindung beym Rheinfall, sticht sonderbar gegen die des Engländers ab, der vor dieser erhabnen Naturscene ausrufen konnte: „hier kocht der Teufel eine Milchsuppe!" — *Zürch.* S. 60 u. f. ist höchst wahr, was von Lavaters persönlichen Bekanntschaft gesagt wird. Man ist also mit dem unserm Gessner zugedachten Denkmal, das Anfangs mit so vieler Wärme betrieben ward, noch nicht weiter, als zum Streit über die Form gekommen? Das ist doch nicht etwa der Vorwand einer den Deutschen oft vorgeworfnen Kälte beym Andenken ihrer grossen Verstorbnen? Mit *Trippels* Rath würde die Frage über die Form doch nicht schwer zu entscheiden seyn. — Von Zürch machte der Vf. eine kurze Reise durch einen Theil der kl. Kantons. Mit seinem von *ihm* nicht erwarteten Spass über das: *God dam!* (S. 116) macht wenig Seiten nachher das gefühlvolle Gedicht: *das Alpenröslein* einen sonderbaren Contrast, der dem Vf. unmöglich selbst gefallen kann. — *Bern.* Das Gefangenhaus hat einige zweckmässige innre Verbesserungen erhalten. - Besuch der *Petersinsel* im Bieler See. *Barnave* schrieb an die Wand des Wohnzimmers Rousseaus: *Je suis venu ici admirer mon maitre.* Von *R.* Aufenthalt in Motiers theilt der Vf. einige interessante Anekdoten mit. Des Pfarrers Montmollins Schwiegersohn, — ein nicht unverdächtiger Zeuge, — widersprach *R.* Erzählung von der Katastrophe des Steinsegens. — *Genf.* Hier siegt jetzt Rousseaus Theorie über das Schauspiel gegen Voltaire; das Theater wird, besonders seit der Revolution von 1789, wenig mehr besucht. Der Vf. sah hier eine französische Bearbeitung des *Vetter von Lissabon,* worin ein plumper deutscher Baron das Parterre mit Plattitüden amüsirte. — Reise nach *Chamouny.* Auf dem Montanvert fiel schon am 7. August viel Schnee. Rec. bestieg das Eismeer acht Wochen später im Jahr, einige Jahre vorher, beym heitersten und gelindesten Wetter. — Der Aufstand in *Niederwallis* im vorigen Jahr ward durch den Druck des Gouvernements von Oberwallis veranlasst; die Gouverneurs wurden verjagt. — *Lyon* — Seinen Eintritt in Frankreich kündigt der Vf. im 25. Br. dichterisch genug an. Der Ton der folgenden Br. aber ist, besonders wenn er über die jetzige Verfassung spricht, der eines ruhigen Beobachters, ohne auf der einen Seite in ausschweifende Lobreden, oder auf der andern in Anzüglichkeiten eines eifrigen Anhängers einer Parthey auszuarten. Rec. will hier noch einiges von dem Inhalt dieser Br. aus Paris, die den ganzen 2. Band ausmachen, kurz anzeigen. - Die zerstreuten Bemerkungen über die Theater zu Paris, über Vorstellungen einiger merkwürdigen Nationalstücke, über Opern u. dgl. sind sehr unterhaltend; die Beurtheilung des Spiels der Hauptacteurs hätte Rec. weniger allgemein gewünscht. — — „Geschieht die Krönung des Kaisers zu *Berlin*?" fragte ein Pariser den Vf. („Ist Hamburg noch weit von *Schweden* — und *Petersburg*?" fragte ein sogenannter *homme de lettres* den Rec. zu Paris). — Den Geist der damals regierenden Clubbs, die der Vf. oft besuchte, begreift man aus den gegebnen Proben der Reden, und aus den mitgetheilten einzelnen Zügen und Auftritten, wobey der Vf. gegenwärtig war. — Den Sessionen der Nationalversammlung wohnte er mehrmalen bey. Seitdem der *Moniteur* uns diese Sessionen so täuschend vergegenwärtiget, sind alle andern Nachrichten von den Verhandlungen überflüssig: doch aber sind einzelne kleine Schilderungen des Vf. der Zwischenscenen dieses grossen Schauspiels, interessant. — Des Bildhauers *Houdon* und des Historienmalers *David* Werkstätte. Brutus, der nach *Davids* berühmten Darstellung, nach dem an seinen Söhnen vollzognen Todesurtheil, im heftigen Schmerz zu dem Schutzgott Roms flieht, ist wohl ein erhabnes Bild der Dichterphantasie des Malers, aber kein Gegenstand der Geschichte mehr, — wie es *Fügers* Brutus (s. N. D. Museum Januar 1791) ist, dem der Vf. in Rücksicht der Wahl des Augenblicks der Darstellung, Davids Gemälde vorzieht. *Füger* versetzt, der Geschichte getreu, den Anschauer gleichsam in die Scene hinein, gibt ihm Antheil an der Handlung; *so* kann unmöglich *Davids* Gemälde, das nichts als eine schöne Dichtung ist, täuschen. Man wird darinn den grossen Künstler bewundern, aber schwerlich so wie vom Füger erschüttert werden, welcher, ausser dem Reichthum des von ihm gewählten Augenblicks (was Composition und Ausdruck betrifft) zwischen Ausspruch und Vollstreckung des Urtheils, die beiden noch lebenden Söhne, als einen grossen Vorwurf seiner Kunst noch nutzen konnte — und ihn *so* zu benutzen verstand. — Das öde *Versailles.* Wiederholung einiger Scenen der N. V. von 1789. — Ein kurzes, aber treffendes, Wort über *Mirabeau.* — Der Magnetismus ist aus Paris verschwunden; die Maurer Logen waren alle geschlossen. — *„Vous qui n'etes entourés que de tyrans* (schrieb der Klub *des amis de la verité* an eine *Deutsche* mit ihr in Korrespondenz stehende Loge) *epaississez vos antiques tenébres; et du fond de ces antres religieux, jadis consacrés au fanatisme, méditez les vrais mysteres de la liberté.* — — — *Loin de craindre, comme par le passé, un peu de pluye, et nous conjurons les orages."* Die Zurückhaltung und das bezeugte Misstrauen der Königin (sie hatte wohl Ursache dazu!) gegen das Publicum, scheint dem Vf. der Grund des fortdaurenden Hasses gegen sie. Der König sieht so lebhaft, munter und wohlbehaglich aus, dass man ihn unmöglich für unglücklich halten kann. — *Desilles* Heldentod, und Vorstellung dieser Handlung auf dem Theater *italien,* — *en un acte, et en prose, melé de chants* (der immer *singende* Franzose!) Unmöglich kann sich Rec. eine grosse und rührende Wirkung der Scene, auf einen unpartheyischen Zuschauer bey aller Bewundrung der Heldenthat selbst, denken, wo der junge Held im entscheidendsten Augenblick die Aufrührer kniend und *singend* mit der Arie: *faut il tomber à vos genoux?* — — *au nom du ciel moderez vous!* — zu besänftigen sucht. Kommt hierbey die gewöhnliche Uebertreibung der franz. Schauspieler in Action und Declamation noch hinzu, so wird

wird diese Scene völlig zur Farce. — Langweilige Sitzung der *Academie des inscriptions et belles lettres.* — Einige nähere Umstände der Volksunruhen nach dem Duel Lameths und Castries. — *Club Allemand.* Man findet in dem Versammlungszimmer die besten deutschen Zeitschriften. — Interessante Nachrichten von einigen franz. Gelehrten, besonders von dem Vf. des *Anacharsis*, der sich jetzt zur Aristokratie neigt. Mit einigen Bemerkungen über *Strassburg*, und einem concentrirenden Ueberblick der franz. Revolution, schliesst der Vf seine Briefe, aus welchen hier, um nicht eine trockne Nomenklatur des ganzen Inhalts zu liefern, nur einige der vorzüglichsten Materien ausgehoben werden konnten.

Breslau, b. Korn d. ä.: *Bemerkungen eines reisenden Weltmanns auf einer Reise durch Frankreich, Sardinien, Malta, Sicilien, Italien und die Schweiz.* Nach dem Französischen. 1791. 244 S. 8.

Eine im Ganzen gut gerathne freye Uebersetzung des in N. 380. der A. L. Z. v. 1790. angezeigten Werks: *Sur quelques Contrées de l'Europe, ou lettres du Chevalier de*** à Madame la Comtesse de****, von welchem der Uebersetzer den Ritter von *Boufflers*, aus einigen Vermuthungen, als Verfasser angiebt. Bey allen in der Recension des Originals bemerkten Fehlern, enthalten diese Briefe manche feine und lesenswürdige Bemerkung, die übersetzt zu werden verdiente: nur hätten wir gewünscht, dass der Uebersetzer mehrere einer Berichtigung bedürfende Stellen, mit berichtigenden Anmerkungen begleitet haben möchte. Die französischen Verse, wovon das Original überfliesst, hat der Uebers. wie billig weggelassen, und diesem Werke im deutschen Gewande, für viele Leser, gewissermasen einen Vorzug vor jenem gegeben; weil man, durch die so häufig unter die Prose gemischten Verse, bey der Lectüre des Originals sehr oft höchst unangenehm gestört wird. So ist auch hie und da die grelle Farbe, welche der Vf. so gerne in seine Bilder bringt, gemildert, sein Egoismus durch Weglassung verschiedner Stellen versteckt, manches Ueberflüssige ist gekürzt, überhaupt der nach Originalität ringende gespannte Epigrammenton des Originals, so viel es geschehen konnte, herabgestimmt, und dadurch das Ganze dieses Werks in der Uebersetzung geniessbarer gemacht, als es das Original, wenigstens dem Rec., war.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Erfurt*, b. Keyser: *Allgemeiner Bürger- und Bauer-Calender auf das Jahr 1792*, mit 12 Holzschnitten, von *Georg Stumpf*, Fürstl. Fürstenbergischen Oekonomie Rathe und öffentlichen Lehrer zu Jena. 179 . ½ B. 4. (4 Gr.) — Unstreitig sind Kalender zum Unterricht des gemeinen Bürgers und Landmanns bequemer, als landesherrliche Verordnungen, Intelligenzblätter, landwirthschaftliche Katechismen und andere Schriften, welche von denselben entweder gar nicht, oder gewöhnlich mit misstrauischen Unglauben gelesen, und selten richtig verstanden werden. Nur muss die Lehre, die durch solche Kalender ausgesäet wird, so beschaffen seyn, dass er in den Boden, für welchen er bestimmt ist, Wurzel fassen und gedeihen kann. Das scheint der Vf. des gegenwärtigen nicht allemal genugsam bedacht zu haben. Ausser der Hinzufügung einer Rechnungstafel über den Betrag jährlicher, monatlicher und wöchentlicher Zinsen und über das Verhaltniss der Thaler zu Gülden und dieser zu jenen, einiger Lieder für die Landleute und eines Verzeichnisses der Messen, Jahr- und Viehmärkte, hat der Vf diesem Kalender eben diejenige Einrichtung, wie seinem vorjährigen, gegeben. Auf die Erklärung der gewöhnlichen Kalenderzeichen und den Kalender selbst folget für jeden Monat ein Holzschnitt und dessen Erklärung. Durch dieselben wird zur vortheilhaften Anlegung der Miststätten, über den Gebrauch und den Nutzen einer Steinmühle, eines Wiesenhobels zur Wegschaffung der Maulwurfshaufen, der Nassgallen oder Abzugskanäle in den Aeckern und Wiesen, einer Maschine zur Wässerung der Wiesen, und des Cultivators; ferner zur Kenntniss und Vertilgung der Wucherblume, über die Einrichtung der Heufeimen, oder Dimmen, über die Anlage und den Nutzen einer Maschine zum Schmieden mit zween Hammern, über die Cultur der Wiesen vermittelst des Wiesensechs, über eine Flachsbrake und über ein Spinnrad mit doppelter Spule, Anweisung gegeben. Deutlich und leicht verständlich sind die mehrsten von diesen Figuren und derselben Beschreibung: nur die Abbildung der Wässerungsmaschine, des Cultivators und der Heufeimen auf dem 5ten, 6ten und 7ten Holzschnitte wird der gemeine Bürger und Landmann — wegen der Mannichfaltigkeit ihrer Theile und der Kunst ihrer schicklichen Zusammenfügung — dafür nicht erkennen. Auch wird er an den versicherten Vorzügen einiger empfohlnen Anlagen zweifeln; z. B. bey der angepriesenen Miststätte, wo von einem ganz ebenen, mit einem Graben umschlossenen Platze, in dessen Mitte sich eine grosse und am Rande umher 8 kleine Gruben befinden, die zur Fäulniss des Mistes durchaus erfoderliche Feuchtigkeit unfehlbar in diese Gruben abfliessen, ein oftmaliges Begiessen des Mistes aus den Gruben nothwendig seyn, und doch jeder Aufguss bald wieder in die Gruben abrinnen, folglich eine solche Anlage der guten Zubereitung des Mistes eher hinderlich, als zuträglich seyn wird. Sie kann also auf keine Weise denjenigen Miststätten vorzuziehen seyn, welchen man eine mässige mollenförmige Vertiefung gegeben, deren Boden man mit Thone bedeckt und festgestampft, und sie mit einer Wand von Pfählen und Latten eingeschlossen hat: weil dadurch die aus den Viehställen dahin geleitete nöthige und nützliche Jauche beybehalten, das Zerstreuen des Mistes verhütet und nichts weiter erfodert wird, als dass derselbe zuweilen umgestochen werde. Eben so gewiss wird mancher ehrliche Landmann bey der angerathenen Abfuhr des Mistes vom Hofe, im Winter alle 4 Wochen, und im Sommer alle 14 Tage, den Kopf schütteln und dagegen mit Recht erinneren, dass dies zur Saat- und Erntezeit, auch in dem Betrachte, da die Düngung der Felder nicht in allen Monaten des Jahres fortdauert, noch fortdauren kann, unmöglich sey. Mit dem empfohlnen Gebrauche des kleinen Pfluges, zum Anhaufen des Kohls und der Kartoffeln, werden gleichfalls viele Landleute nicht einverstanden seyn, welche aus ihren eigenen, oder von andern damit schon längst gemachten Versuchen zuverlässig wissen, dass diese Bearbeitung dadurch — besonders in einem lockeren Boden — bey weitem nicht so vollständig, als es durchs Behacken geschiehet, bewerkstelliget werden kann. Auch von dem Grobschmiede hat der Vf. gegen das so leicht hingezeichnete, aber schwer auszuführende, Schmieden mit zwey Hammern (S. 16) den gewiss nicht ungegründeten Einwurf zu gewarten, dass er, ohne das Feststehen auf beiden Beinen, unmöglich alle zu seiner Arbeit erforderlichen Kräfte anwenden, nicht die Zange mit dem zu schmiedenden Eisen in der linken Hand festhalten, mit der rechten Hand den Hammer führen, zugleich mit dem rechten Fusse eine schwere Maschine in Bewegung setzen und erhalten, und sein ganzer Körper dabey nur auf einen Fusse ruhen könne. Höchst wahrscheinlich ist es dem Rec. dass den Hn. Vf. seine allzu lebhafte Einbildung und sein allzu heftiger Eifer, mit welchem er die ökonomische Bekehrung und Besserung des gemeinen Bürgers und Landmanns betreibt, sowohl hier, besonders in den zuletzt hinzugefügten drey Aufsätzen von den Vortheilen des Kleebaues, von der Urbarmachung schlechtrer, steiler Berge, und von den Erdmischungen, als auch in andern von ihm herausgegebenen Schriften, zuweilen irre geführt haben. Nur hiemit lassen sich die heftigen Ausdrücke (S. 29) entschuldigen: „Unsern *meisten* Wirthen fehlet es an wahren Einsichten und „*richtigen Sinnen*. Alles Nützliche ist in den Wind geredet „und geschrieben. Niemand ist, der darauf merket und solches „in Ausübung zu setzen begehret. In unseren so aufgeklärten „Zeiten herrscht mit unter eine recht wundersame *Dummheit* „und *Nachlässigkeit in wirthschaftlichen Dingen*."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. December 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

St. Petersburg, b. Kriele und Leipzig, b. Jakobaer: *Medea in Korinth und Medea auf dem Kaukasos, zwey Trauerspiele von F. M. Klinger. 1791. Mit einem Titelkupfer. 294. S. 8.*

Medea in Korinth ist ein neuer Abdruck des unter dem Titel: das Schicksal, aus der ersten Sammlung von Hn. Klingers dramatischen Werken bereits bekannten Trauerspiels. *Voltaire* gerieth in Entzücken über *Quinault's* Verse:

> *Le destin de Médée est d'être criminelle,*
> *Mais son coeur etoit fait pour aimer la vertu.*

Aber zu der wirklichen dramatischen Bearbeitung dieses Ideals von Medeen, zu der hochtragischen, kraftvollen Auffassung dieses Gedankens, in einem so schönen und so grossen Sinn, dass er *Quinault's* eigne Meynung weit überflügelt, konnte die Französische Kunst nicht aufsteigen; die unsrige hingegen ist durch Hn. K. Ausführung dieses Stoffs bereichert und geehrt. Das zauberische Interesse, das in dem ungeheuern Kampf zwischen Medeens übermenschlicher Grösse, und den nur zu menschlichen Bedürfnissen ihres Herzens liegt; die durch Philosophie geschärfte und erhöhte antike Idee vom Fatum als Triebfeder des Ganzen; die unter allen Personen des Trauerspiels gleichverbreitete, eben so unvermeidliche als unversöhnbare, Schuld: alles dieses sind Vortheile der Kunst oder des Genies, durch welche die finstre Abscheulichkeit des Stoffs gemildert und erleuchtet wird. Die Sprache ist meistens untadelhaft, edel und erhaben. Die Charaktere sind gerade so gezeichnet und gehalten, wie die Kunst es von dem Dichter, der seinen Stoff in dem Griechischen Alterthum wählt, nur fodern kann: die Bestimmtheit kann darinn leicht so weit gehen, dass sie das Costum verletzt, und in Werken dieser Gattung muss der Dichter nicht sich zu seinen Zeitgenossen herablassen, sondern seine Zeitgenossen zu sich heraufheben. An dem fünften Act hat Hr. K. öfter das Unglück zu scheitern, wie es ihm hier auch begegnet ist: die unnatürliche Ausdehnung der Rache Medeens spannt den Leser auf die Folter; wenn die Poesie die Gränze verrückt, über welche hinaus der Leser ihrer Kraft zu schrecken oder zu rühren sich verschliessen muss, so wird sie selbst, mit allem ihrem Aufwand, an ihm zur Eumenide, und peinigt ihn zwischen den widersprechenden Empfindungen des Abscheus, der Langenweile, und der Bewunderung. Indessen ist eigentlich die hohe Vollkommenheit des Ganzen hier nur auf eine zu gefährliche Spitze hinauf getrieben worden; zwey Stellen wie, S. 72. *Und was thätst du für ihn, du Bleiche?* etc. und wie S. 127. Medeens: *entferne, Mutter, den Säugling, dass ich thun kann die That,* würden hinreichen, einen Dichter unsterblich zu machen, und man kann sich fast nicht enthalten, eine Art von Verhängniss in der Literatur anzunehmen, da Hr. *K.* mit seinen früheren Arbeiten Epoche gemacht hat, und diese Medea kaum bemerkt worden ist.

Hn. K. Gedanke, Medeens Schicksale nach der Vollendung ihrer Rache aus seiner Phantasie weiter fortzuspinnen, erweckt im ersten Augenblick das günstigste Vorgefühl, das einem Kunstwerke nur zu gute kommen kann; um desto mehr aber bedarf es einer scharfen Untersuchung, warum die Wirkung seiner *Medea auf dem Kaukasus* so sehr gegen diesen ersten Eindruck absticht, mit einem Wort so unbefriedigend ist. Die Schuld scheint zwischen der Idee selbst, so einnehmend sie auch ist, so begreiflich daher die Begeisterung des Dichters für dieselbe auch wird, und zwischen ihrer Behandlung sehr gleich getheilt zu seyn. Es ist, als ob Medeens Begebenheiten in Korinth das Interesse ganz erschöpft hätten, das die Beymischung von menschlichem Gefühl in ihrem Charakter ihr gab; Unbestimmtheit, Inconsequenz, und Schwäche verdunkeln jetzt das erhabne Phänomen, für das man so viel Mitleiden als Bewunderung, so viel Theilnahme als Entsetzen empfand. Um zu entdecken, wo der Dichter hätte aufhören sollen, diesen idealischen Charakter zu verfolgen, um genau zu finden, in wie fern er die relativen Möglichkeiten, die für denselben vorhanden waren, überschritten hat, müssen wir seinem Plan in diesem Drama nachzugehen suchen. Medeens Herz leidet und darbt bey der unfruchtbaren kalten *Betrachtung ihres furchtbaren Selbst*, zu welcher sie sich vor ihrem eignen Verbrechen geflüchtet hatte; die erste Berührung von Menschen weckt alle Bedürfnisse dieses Herzens wieder auf; sie geht aus, Menschen zu beglücken, unfähig, sich allein zu genügen, begiebt sie sich freywillig durch einen unauflöslichen Schwur in die Gewalt des Schicksals; das Volk, zu dessen Heil und Rettung sie sich bestimmt, ist ein rohes, durch Aberglauben und falsche Priester irregeleitetes Volk — und ihr Geist erliegt schon dieser ersten Probe. Ihr Schicksal ist — das Schicksal aller unberufenen Reformatoren, denen es an Klugheit, den Zeitpunkt der Reife zu erkennen und an zweckmässigen Kräften, ihn schneller herbeyzuführen, gebricht. War es des Dichters Absicht, dass Medea, sobald sie ihre Zauberkräfte auf das Spiel setzte, sobald sie der Gefahr sich blosstellte, nur Mensch, nur Weib zu seyn, nun als Mensch, als Weib, alle Superiorität ihres Geistes verlieren, heftig, unvorsichtig, auffahrend erscheinen, ohne

Zweck für sich noch für andre stürmen sollte; so lag es unstreitig an der Idee, dass der Dichter mit seiner Heldin zugleich zu sinken scheinen musste. Ausserdem ist der Augenblick, wo sie durch die Verletzung ihres Schwurs, ihre übermenschlichen Kräfte schlummern zu lassen, die Beute des auf sie lauernden Schicksals wird, für die Erwartung, die man von einem grossen Charakter hat, durchaus verfehlt; sie raset und stürmt mehrere Seiten lang, ihre Zauber, zu denen sie in ihrer Wuth zurückkehrt, sind um kein Haar anders als die gemeinsten Opernzauber, und in ihrer edleren Verbindung täuschen sie jede Hoffnung des Lesers auf das Schmerzlichste. Eben so verfehlt ist die Erfüllung der Strafe, die ihr gesprochen war; das schöne Geständniss ihrer nunmehrigen Ohnmacht giebt der feigen Rache eines niederträchtigen Priesters Waffen gegen sie, sie soll sein Opfer werden, und ersticht sich, um nicht durch seine Handlanger zu sterben. So waren ihre vorhergehenden Handlungen, die sie in das Netz des Schicksals zogen, zweckwidrig; ihre Wuth, weil ihr Streben, Gutes zu thun, Widerstand fand, war ohnmächtig; die Erfüllung ihres Schicksals ist unedel, und ihr Schmerz dabey unwürdig. Die plumpe Schändlichkeit des Druiden durfte *Medeen*, auch von ihren Zauberkräften entblösst, nicht treffen, sie durfte an ihren Geist nicht reichen, und um an ihrem jetzigen Fall Antheil zu nehmen, durften wir ihre vormahlige Grösse nicht verachten lernen, wie wir thun, wenn wir sie, als Mensch, menschlich klein finden. Unter das Joch des Schicksals hatte ihre Liebe zu *Jason* sie schon gebracht, ihre Leiden bey Jasons Untreue sind das höchste Elend was in diesem Charakter denkbar war; und eben darum, da dem Dichter die Handlung seines ersten Stücks im Wege war, da diese ihm die bessere Wahl verbot, scheint er in einem Labyrinth verwickelt gewesen zu seyn, aus welchem kein Faden ihn retten konnte. Auch ist in den Details wenig, was für die Unausführbarkeit der Idee schadlos hält; im Dialog wechseln Plattheit und Bombast mit einander ab; so sehr das Entsetzen, mit welchem man Medeen *fluchen* hört, der Kunst würdig ist, so ungern hört man sie hier auf den heuchlerischen Druiden *schimpfen*. Die Gottheiten, welche der Dichter auftreten lässt, leiden schon durch die Unbestimmtheit und die Widersprüche in der Idee deren Werkzeuge sie sind; und dadurch dass sie unsrer Phantasie *zu nahe* hingestellt sind, werden sie steif und unpoetisch.

Berlin, b. Rottmann: *Lieder im Volkston*, bey dem Claviere zu singen, von *J. A. P. Schulz*, Königl. Dänischem Capellmeister. Dritter Theil 1790. 56. S. Querfol. (3 Rthlr.)

Da die zwey ersten Theile der Volksgesänge dieses grossen Liedercomponisten schon längst in aller Händen und Herzen sind; so zeigen wir solche hiermit bloss an und begnügen uns, zu dem ganz allgemeinen Beyfall des Publicums, auch den unsrigen aus vollem Herzen hinzuzufügen. Hr. *S.* weiss seinen Liedern, durch irgend einen, oft gering scheinenden Umstand, der in den Worten oder im Versbau oder in den Eigenschaften der Gegenstände liegt, so viel Anschaulichkeit und Interesse zu geben, dass dadurch die Diction und auch die Absicht des Reims in ihr eigentlichstes Licht gestellt und jedermann kennbar werden. Von der Art sind in diesem 3ten Theile, vorzüglich die Lieder auf der 18. 38. 39. 40 und 41ten Seite. Freylich sind es nur sogenannte kleine Malereyen, die wir damit meynen; Nachahmungen gewisser natürlichen Bewegungen, die bald im Takt, bald im Ton, auch wohl nur in einem einzigen Worte liegen: allein sie müssen doch gefunden werden und so misslich der Gebrauch solcher Malereyen ist, so viel tragen sie hier zur Charakteristik der Lieder bey, wie man aus dem *Kukuk* und dem *Drescherliede* sehn kann. Die Melodie des Liedes auf der 8ten Seite ist der zarteste Abdruck der heitern frohen Mutterempfindung; sie ist so glücklich erfunden, so leicht und unsichtbar hineingewebt in die Worte, dass Text und Musik eines sind. Die Lieder S. 3. 10. 11. 13. 15. 20. 28. 29. 30. 34. 49. haben ausser den schon angeführten noch unsern besondern Beyfall und unter diesen rechnen wir das auf der 20ten Seite, welches aus der ersten Sammlung der Lieder im Volkston, mit einigen kleinen Abänderungen hier wieder abgedruckt ist, zu den glücklichsten Schöpfungen vortrefflicher Genies. Die simple rührende Klage des armen verliebten Jungen, muss jeden Sänger von Gefühl zum wehmüthigen Antheil und in den unnachahmlich schönen Refrein hinreissen:

Contentement d'amour très doux,
Si venez, pourquoi fuyez-vous?

Solche Kunstwerke mögen endlich im Stande seyn, dem in Liebeley versunkenen Geist herzlicher Anhänglichkeit, den reinen natürlichen Sinn der göttlichen Liebe wieder einzuhauchen und wem sie das nicht können — der muss sich freylich anders behelfen. Es ist Schade, dass das Format dieser Ausgabe nicht zu den vorigen Theilen passt. Wer hat nicht gerne Schulzens Volkslieder bey einander stehn? Doch darüber hat sich Hr. *S.* so wie über die ärgerlichen Druckfehler, gegen seinen Verleger hinlänglich erklärt, und da diesem Uebelstande durch eine zweyte Auflage leicht abgeholfen werden kann; so bleibt uns bloss zu wünschen übrig, dass Hr. Schulz das Publicum recht bald wieder mit ähnlichen Meisterstücken beschenken möge.

Berlin, im Verl. der neuen Berlinischen Musickhandlung und Dresden, b. Breitkopf: *Caecilia* von *Joh. Fried. Reichardt*. Erstes Stück. 1790. 36. S. fol. (1. Rthlr.)

Geistliche Lieder, welche zwey- drey- und vierstimmig gesungen werden können; zwey Chöre aus dem fünf und sechzigsten Psalm, nach der mendelssohnschen Uebersetzung; die Ouvertüre nebst zweyen Arien aus der Passion von Metastasio und die Ouvertüre aus der Trauercantate auf den Tod Friedrich des Zweyten, machen den Inhalt dieses ersten Theils aus. Der Werth derjenigen Stücke, die durch Aufführungen bekannt sind, ist schon durch den besten Theil des Publikums entschieden und die neu hinzugekommenen Lieder, besonders die Chöre, werden kleinen Versammlungen von Sängern sehr willkommen seyn. Die Lieder auf der 10ten und 14ten Seite

Seite erfoderten eine eigene Behandlungsart, die nicht unglücklich getroffen ist; indessen vermissen wir daran eine gewisse Vollendung und Rundung, die den Genuss derselben ungemein erhöhen würden. Um uns näher darüber zu erklären, wählen wir das Lied S. 14. als das kürzeste und schreiben solches hier ab.

Die Mutter am Grabe	*Der Vater*
Wenn man ihn auf immer hier begrübe,	Er ist nicht auf immer hier begraben,
Und es wäre nun um ihn geschehn;	Es ist nicht um ihn geschehn.!
Wenn er ewig in dem Grabe bliebe,	Armes Heimchen, du darfst Hoffnung haben,
Und ich solte ihn nicht wieder sehn,	Wirst gewiss ihn wieder sehn,
Müsste ohne Hoffnung von dem Grabe gehn —	Und kannst fröhlich von dem Grabe gehn
Unser Vater, o du Gott der Liebe!	Denn die Gabe aller Gaben
Lass ihn wieder auferstehn.	Stirbt nicht und muss auferstehn.

In diesen beiden Strophen liegt eine Analogie, die nicht von ungefähr entstanden, sondern von dem Dichter mit Fleiss hineingelegt zu seyn scheint; ohne sie würde die zweyte Strophe unnütz seyn. Diese Analogie ist dadurch aufgehoben, dass Hr. R. beide Strophen nach zwey verschiedenen Melodien singen lässt. Die zweymahlige Cadenz auf der Dominante ist schwach und besonders das erste Mahl ohne Effect. Wir würden den schönen Anfang der ersten Strophe, bey der fünften Zeile in die Dominante geführt und dann die zwey letzten Zeilen, gleichsam als eine Antwort auf die wichtigen Zweifel der liebenden Mutter, in der Tonica angefangen und vollendet haben. Es könnte dabey die Empfindung statt finden: als wenn von höherer Weisheit, der Mutter dieses Trostgebet als eine Antwort, durch ihren eigenen Mund, und durch den Anfang des bekannten *Vater unser* etc., kund gethan würde. Dieses scheint uns auch die Empfindung des Dichters gewesen seyn. Wer dann die zweyte Strophe noch nothwendig findet, könnte solche nach eben derselben Melodie singen, und sollte sie nicht so gut passen als die erste; so möchte die Ursache wohl weniger in der Musick als in der wirklich schwachen Antwort des Vaters liegen. — Das Chor: *Du machst Frohlocken* etc. ist herrlich; das Herz tönt einem wieder bey den Worten: *Alles jauchzet! alles singet.* Durch solche Arbeiten wird sich Hr. *R.* den Dank und die Verehrung seiner Nation ferner, wie bisher, erwerben. Wir wünschen, dass derselbe doch durch nichts möge abgehalten werden, dieses so gut angefangene Werk fortzusetzen, um uns in der Folge, seinem Versprechem gemäss, auch mit den Meisterstücken der *Leo, Feo, Marcello, Durante* u. a. bekannter zu machen.

Halle, b. Hendel: *Unterhaltung für Liebhaber der Musick, insonderheit des Klaviers und der Harfe.* Eine Musicalische Monatsschrift. Erster Jahrgang. 1790. 4.

Halle, b. Ebendems: *Anweisung zum Klavierspielen* für Lehrer und Lernende. Eine Musicalische Monatsschrift 1790. 4to.

Diese beiden Titel machen ein Buch aus, welches zugleich in einer Anzahl Handstücken für das Klavier, und in einer Anweisung, solche vorzutragen, bestehen soll. Die Anweisung selbst ist ein ziemlich gedrängter Auszug der allgemeinsten Kenntnisse für die ersten Anfänger auf dem Klaviere. Die musicalische Unterhaltung besteht aus Menuetten, Polonoisen, Allemanden, Quadrillen, Rondos, Märschen und Liedern, unter denen es mehrere giebt die schon ihre Liebhaber finden werden. Ob aber die Klaviermeister, zur Uebung für ihre Schüler, davon werden zweckmässigen Gebrauch machen können, bezweifeln wir; weil die meisten derselben mit Doppelgriffen und Trommelbässen angefüllt sind, die selten eine gute Fingersetzung zulassen und schon einen geübten Spieler fodern. Das erste, was unserer Meynung nach, den Herausgebern zur Vervollkommnung dieser Monatsschrift obliegt, wäre, in der Wahl der aufzunehmenden Stücke künftig sorgfältiger zu seyn und besonders dahin zu sehn, dass solche mehrere Anwendung auf die in der Anweisung vorgeschriebenen Regeln leiden.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Theatralische Reisen.* 1789. Erster Band 8. 295. S. Zweyter Band 1790. 260 S.

Ein lebhaftes Gefühl, dass weder die Schauspieler selbst, noch ihr Publicum, auf dem rechten Wege sind, hat dieses Buch veranlasst, das unstreitig viel Wahrheit enthält. Aber warum ist diese Wahrheit, im dunkelsten Lichte gemahlt? Weshalb die gallige Bitterkeit? Dergleichen lässt immer auf Privatursachen schliessen und verfehlt grade dadurch am ersten seines Zwecks. Die Parallele zwischen dem französischen und deutschen Schauspieler, ist richtig gezogen. Eine der wesentlichen Ursachen, warum das deutsche Schauspielwesen noch so zurück ist, besteht freylich darinn, dass Leute aus den niedern Ständen diesen Stand, als Zuflucht, nach einem liederlichen Leben erwählen. Allein auch der Mangel an feinem Ton, in unsern mittlern Gesellschaften, der Mangel an Lectüre unter dem grössern Theile des Volks, ist Schuld, dass dem deutschen Parterre, die Feinheit, rasche Empfänglichkeit, und Wärme mangelt, welche doch eigentlich den guten Schauspieler bilden sollen. Die Klage des guten Künstlers, über Mangel an Aufnahme, und seine Stimme gegen Undank, ist gerecht. Ein Beweis davon ist, dass nur die brüllenden Schauspieler in Deutschland viel gelten; so wie die Lärmstücke, allen Feinheiten vorgezogen werden. Auch die unselige Sucht nach neuen Stücken, verdirbt den Künstler, so wie den Geschmack des Publicums. Jener wird übereilt, und kann daher nichts thun, diese gaffen nur auf die Historie des Stücks, ohne sich um Darstellung der Charaktere und Nüancen der Sele viel zu bekümmern. In Frankreich weiss Jedermann eine schöne Stelle auswendig, und freuet sich darauf. Welche Ermunterung, welcher Lohn! In Deutschland, erinnert man (im Ganzen) der Stücke sich nur

nach den Kleidern, oder den Spässen. Die neuern barocken Dramen, wozu sich zuweilen auch gute Autoren erniedrigen, worinn sie jetzt bis zu Thränen rühren, um gleich darauf durch Possen und Schwänke den Effeckt dieser Rührung wieder zu vernichten sind nicht gemacht, dem Uebel der Geschmacklosigkeit zu steuern. Ob die Bühne Sitten bessert? — Geradezu, und unmittelbar freylich wohl nicht. Aber gute Empfindungen erregt sie, sie macht Schwächen lächerlich. Nicht immer läfst sich das Wenn und Wie viel bestimmen, was auf die Summe unserer Empfindungen wirkt, aber man bemerkt doch den Fortschritt im Guten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Halle*, gedr. b. Francke: Diss. inaug. philos. *de principio juris naturae*, quam moderatore *D. I. L. Schulzio*, prof. theol. et philos., — defendet — *Io. Chr. Gottl. Schaumann*, pädagogii regii, quod Glauchae est, collega ordinarius, 1791. 55. S. 8. — Diese mit Belesenheit, Scharfsinn und Bestimmtheit ausgearbeitete Schrift handelt im ersten Kap. von der Natur des Menschen und dem Naturstande, im zweyten vom Begriff des Rechts, im dritten von den Gegenständen des Naturrechts, im vierten von der Natur des Grundsatzes dieser Wissenschaft, und stellt im fünften des Vf. eignen Grundsatz auf. Sie ist mit häufiger Rücksicht auf andre Schriften geschrieben; am meisten aber hat der Vf. bey seinen Erinnerungen sein Augenmerk auf Hn. Prof. *Hufeland's Versuch über den Grundsatz des Naturrechts* und *Lehrsätze des Naturrechts* gerichtet, mit dem er doch in vielen von denselben vorgetragenen Behauptungen übereinzustimmen versichert. Vielleicht aber dürfte Hr. *Hufeland* wünschen, dass Hr. *S.* allenthalben, wo zwischen den beiden gedachten Schriften desselben einige Abweichung sich findet, bloss den fünf Jahre nach dem *Versuch* erschienenen *Lehrsätzen* gefolgt wäre. Wenigstens hat Hr. *H.* die S. 35. nach dem *Versuch* dargestellte Deduction seines Grundsatzes in den *Lehrsätzen* S. 30 flgg. anders, und wenn wir uns nicht irren, bündiger und deutlicher vorgelegt. — Ueber den Inhalt der Schrift können wir uns hier nur einige wenige Erinnerungen erlauben. — In dem wenigen, was er noch gegen Hn. H. Bestimmung vom Naturstande (S. 20. 21.) zu erinnern hat, scheint wohl bloss ein Unterschied in Worten zu seyn. Hr. *H.* hätte ihn nicht *Hypothese*; aber Hr. *S.* auch nicht *Ideal* nennen sollen; er ist bloss *Idee* — S. 29 sind drey Erinnerungen gegen Hn. *H.* Bestimmung von Recht vorgebracht. Allein die erste, die voraussetzt, dass in der Definition eines Begriffs auch zu gleicher Zeit der Grund seiner Gültigkeit angegeben werde, möchte wohl den Foderungen der Logik nicht gemäfs erachtet werden. Uebrigens hat Hr. *H.* durch: *dürfen* nicht das, was er sonst durch *befugt seyn*, sondern nur das, was er durch *erlaubt seyn*, *nicht verboten seyn* ausdrückt, bezeichnen wollen. Die zweyte sagt: Weil Hr. H. zum Begriff von Recht auch erfodere, dass es andern verboten sey, die Handlung zu verhindern; so hätte nach demselben Luther ein Recht gehabt, jeden Mönch, selbst den Pabst, in seiner reinern Lehre zu unterrichten; denn es wäre die Pflicht dieser letztern gewesen, Luthern nicht zu widerstehen, und seinen Lehren ihr Ohr zu leihen. — Hr. H. wird hierauf vielleicht antworten: er habe bloss gesagt: Andre wären verbunden, *die Handlung nicht zu verhindern*; nicht aber: sie wären verbunden, *die Wirkung der Handlung mit zu befördern*. Das von Hrn. *S.* selbst S. 31 32. Anm. h) vorgebrachte Beyspiel ist hier vollkommen anzuwenden. Ferner: er habe vorausgesetzt, dass keine verschiedenen Ueberzeugungen von einem Gegenstande, auf den die sittlichen Gesetze angewandt werden sollen, statt hätten, (wie hier einer die Lehre für gut, der andre für verwerflich halten kann); wo dann jeder nach seiner Ueberzeugung zu handeln berechtigt wäre (*Hufelands Lehrsätze* §. 88 und Anm.) Endlich: er habe die Bestimmung, dass für andre die Verbindlichkeit, die Handlung des Rechts nicht zu hindern, statt hätte, bloss als ein Kriterium des Begriffs für den, der sich das Recht zuschreibt, angegeben; nicht aber als etwas, das andre gleichförmig mit dem Handelnden erkennen würden. Er würde sonst andern seiner Aeusserungen und selbst der Kantischen Darstellung von der Sittlichkeit überhaupt, der er doch sonst immer gefolgt ist, untreu geworden seyn. Auch widerholt Hr. *S.* S. 31. N. 3. gerade dieselbe Bestimmung, welche er hier an Hn. *H.* tadelt. — Für die dritte Erinnerung aber wird Hr. *H.* Hn. *S.* gewiss dankbar seyn; sie wird ihn veranlassen, seine Meynung über die Reciprocität der Rechte und Pflichten noch deutlicher zu bestimmen. Er wird sich wohl erklären, dass er die Pflichten, eine Handlung nicht zu hindern, welche sein Begriff von Recht voraussetzt, nicht als den Rechten gegenüberstehend habe leugnen wollen; sondern bloss die *allgemeine Reciprocität* andrer sonst zum Beyspiel gebrauchten, wornach z. B. die Pflicht, nicht zu stehlen, dem Recht, sein Eigenthum zu erhalten, u. d. gl. entgegen gesetzt wird, welche doch zum Begriff des Rechts nicht gehört, als bey welchem bloss die Pflicht, die Erhaltung des Eigenthums nicht zu hindern, vorausgesetzt wird. — Ob Hn. *S.* eigne Bestimmung von *Recht* (S. 30-33.) ganz befriedigen wird, zweifeln wir. Die *Handlungsmöglichkeit (potestas)* könnte, zumal nachdem, was S. 33. *Not.* k), gesagt ist, leicht dahin führen, dass man zum *Begriff* des Rechts eine *physische Möglichkeit* voraussetzen müsste. Am auffallendsten aber scheint uns die Behauptung, dass S. 32. Recht weder eine physische noch *moralische*, sondern eine *menschliche*, Nothwendigkeit voraussetzen soll. Uns scheint es nur möglich, zwey Nothwendigkeiten zu denken, wovon eine durch *müssen*, und die andre durch *sollen* ausgedrückt wird; den Begriff von beiden glauben wir aus Kant und seiner Nachfolger Schriften voraussetzen zu können. Jene ist *physisch*, diese moralisch; für eine *menschliche* haben wir keinen Begriff und des Vf. folgende Ausführung giebt uns auch keinen Stoff dazu. Vielmehr scheint er im folgenden dieser Behauptung wieder untreu zu werden, und wirklich lauter, nur unter sittlichen Begriffen denkbare oder von sittlichen Gesetzen abhängige, Bestimmungen dafür anzugeben. Selbst die Ausführung seines eignen Grundsatzes S. 49. §. 38. 39. etc. geht offenbar von der Sittlichkeit und den Vernunftgesetzen aus; und S. 45. n. 7. wird ausdrücklich vom Grundsatz des Naturrechts gefodert, dass er den sittlichen Gesetzen gemäss sey; auch ist der Grundsatz des Vf. selbst S. 52. eine Vorschrift für Handlungen. Und in der That, wir können uns den Begriff *Recht* nicht anders denken als dass wir zu seinem Hauptingredienz den Begriff *erlaubt* annehmen. *Erlaubt* ist aber das, was nach sittlichen Gesetzen nicht verboten ist. In die Unterscheidung, die S. 45. zwischen Moral und Naturrecht durch *sollen* und *müssen* gebracht wird, können wir der obigen Erinnerung wegen auch nicht einstimmen. — Warum Hr. *S.* S. 44. sagt: *Origo principii nulla est*, begreifen wir nicht, denn das liegt doch offenbar in dem Begriff eines *Princips* überhaupt keinesweges. — Unter dem, was Hr. S. über Hn. *Hufelands* Grundsatz erinnert, ist das wohl nicht ganz unrichtig, dass der Ausdruck desselben: *Verhindre* etc. nicht bloss auf *Zwang* gehe, und also besser; *verwehre* heissen könnte. Das übrige aber ist theils durch das vorige schon widerlegt; theils hängt es von dem richtigen Begriff von *Vollkommenheit des Menschen* ab, über den sich Hr. *H.* wenigstens in seinen *Lehrsätzen* deutlich genug erklärt zu haben scheint. — Doch wir können uns hier weder in alles, was über Hn. *H.* gesagt ist, noch in eine genauere Prüfung der dem Vf. eignen Deduction des Grundsatzes einlassen, die sehr weitläuftig werden müsste, wenn sie befriedigen sollte, obgleich die Prämissen zu derselben wohl schon in dem bisher angeführten liegen dürften.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. December 1791.

PHILOSOPHIE.

Halle, in der Waisenh. Buchh.: *Grundriss einer vorbereitenden Anthropologie*; zunächst für gelehrte Schulen und Gymnasien entworfen von *Christian Daniel Voss*, ordentl. Lehrer am Königl. Pädagogium zu Halle. 1791. 182 S. 8. (8 gr.)

An der Gemeinnützigkeit des anthropologischen Unterrichts, und an dem Bedürfniss eines zweckmässigen Lehrbuchs dazu braucht man eben so wenig zu zweifeln, als man den Fleiss unsers Vf. und seine Gabe, Deutlichkeit mit Kürze des Vortrags zu verbinden, verkennen darf, um gleichwohl zu behaupten, dass dies Buch seiner Bestimmung für den Jugendunterricht keinesweges entspreche. Denn theils wird darinn die nöthige Genauigkeit und Richtigkeit der Begriffe vermisst, theils ist von den neuesten Fortschritten der *psychologischen* Menschenlehre auch nicht eine Spur darinn anzutreffen. Der *anatomisch physiologische* Theil ist dem Inhalte nach grösseentheils richtig, die Beschreibungen sind kurz und fasslich, die praktischen Winke für die Diätetik zweckmässig. Ein wenig *Literatur* wäre für den Lehrer, dem man als Nichtarzte selten so viel eigne Belesenheit und Sachkunde zutrauen kann, um alle angedeuteten Sätze zu erläutern, nicht überflüssig gewesen. Verschiedene Behauptungen des Vf. mochten wohl kein Anatom und Physiolog unterschreiben, wie z. B (§. 18.), dass die Epidermis am längsten der Verwesung widerstehe; denn Haare, Knochen und Zähne widerstehen der Fäulniss weit länger. Im §. 35. findet sich eine sonderbare Unrichtigkeit der Benennungen. Der Schenkel (femur) heisst hier *Lende*, das Bein oder der Unterschenkel (crus) wird *Schenkel* genannt. Der Unterschied zwischen todten und lebendigen Kräften der Muskeln, zwischen Elasticität und Reizbarkeit, ist nicht so unwesentlich, wie §. 47. gesagt wird; denn elastisch ist der Muskel noch nach dem Tode, wenn auch die Reizbarkeit aufhört. Wie Reizbarkeit und Empfindlichkeit verschieden sind, hätte ebenfalls sollen bemerkt werden. Ganz falsch ists, dass (§. 72.) im Gehirn eine Circulation von Luft seyn soll. Die mit dem Athemholen zusammenhängende Bewegung desselben rührt bloss von dem beym Ausathmen gehinderten, beym Einathmen dagegen freyen Rückfluss des Blutes aus dem Gehirn her. Ueber die lymphatischen Gefässe, die doch in der thierischen Oekonomie eine so wichtige Rolle spielen, ist (§. 66.) weiter nichts gesagt, als dass Lymphe und Blut unterschieden sind, dass die lymphatischen Gefässe sowohl mit den Blutgefässen als unter einander zusammenhängen, dass die mannichfaltigen lymphatischen Drüsen in einander verwebt sind, und dass endlich die Lymphe und ihre Bestimmung höchst wichtig und mannichfaltig ist. Die Sprachwerkzeuge sind nirgends ordentlich beschrieben. Die weiblichen Geschlechtstheile werden in der Anatomie übergangen, und in der angehängten natürlichen Geschichte des Menschen sehr unvollständig beschrieben; über die Befruchtung selbst wird kein Wort gesagt. *Kulmus* liess in seiner Anatomie (alte Ausg.) diese Theile nicht *abbilden*, weil er dies zur *geziemenden Bescheidenheit* rechnete; Hr. *Voss* wollte vielleicht diese Bescheidenheit noch höher treiben, indem er sogar die *Beschreibung* wegliess. Dadurch wird aber in der That der Wiss- und Neubegierde der Schüler mehr Reiz und eine schädliche, unbescheidene Richtung gegeben. Die §. 382. angegebene Grösse und das Gewicht des menschlichen Embryo gegen das Ende des ersten Monats steht offenbar in keinem Verhaltniss. Jene soll nur ein Roggenkorn, dieses aber auf 30 Gran betragen. Ueber den physischen Grund der Kurzsichtigkeit und Weitsichtigkeit, und über den so wichtigen Einfluss der Galle auf die Verdauung und Assimilation der Speisen hätte billig etwas gesagt werden sollen. Doch dies alles sind solche Mängel und Fehler, die eine zweyte Ausgabe ergänzen und verbessern könnte. Von der *Seelenlehre* des Vf. lässt sich dies nicht behaupten. Hier herrscht eine Verwirrung der Begriffe, eine Unbestimmtheit der Sprache, und besonders eine Unkunde alles dessen, was die *Kantischen* Schriften zur Aufhellung und Berichtigung dieser Wissenschaft beygetragen haben, die das Buch zur Grundlage des psychologischen Unterrichts für unsre Zeiten in hohem Grade unbrauchbar und es dem Rec. unmöglich macht, den Vf. zu der weitern Ausführung dieses Entwurfes, die er in der Vorrede ankündigt, unter einer andern Bedingung aufzumuntern, als wenn er zuvor eine gänzliche Revision und Berichtigung seiner psychologischen Begriffe vornehmen wollte. In der Lehre vom Bewusstseyn fehlt gerade der wichtigste Begriff von dem Bewusstseyn selbst und überhaupt, und eine genetische Ableitung der besondern Zweige und Aeusserungen dieses Vermögens. Es ist falsch und Erfahrungswidrig, dass wir (§. 207.) in dem Bewusstseyn das Object und die Impression von dem *Bilde im Gehirn* unterscheiden; vielmehr haben wir von dem letztern keine Vorstellung. Falsch, dass wir die Empfindung von der *Vorstellung* unterschieden; denn die Empfindung kann, wenn sie von der Impression und von dem Bilde im Gehirn verschieden seyn soll, durchaus nichts andres als die sinnliche Vorstellung selbst seyn. Was eine Vorstellung sey, wird im Kapitel von dem Vorstellungsvermögen nicht gelehrt, vermuthlich weil dies ein jeder schon

schon von selbst wissen soll. Die *Vorstellung von dem Bilde im Gehirn* (§. 209.) ist dem Rec. gänzlich unbekannt, und am wenigsten weiss er sich etwas dabey zu denken, wenn der Vf. sie für eine *Wirkung* von dem Bewusstseyn der sinnlichen Empfindung erklärt. Man hat auch noch gar nicht erfahren, was hier das Wort *Empfindung* bedeuten, wie sie die Ursache der Vorstellung und von dieser unterschieden seyn soll. Die Verwirrung steigt, wo möglich, noch höher wenn man nachher (§. 229.) auf eine Eintheilung der *Vorstellungen* in *dunkle* und in *deutliche* stösst, jene mit dem Namen *geistiger Empfindungen*, diese mit dem Ausdruck *Begriffe* bezeichnet, und den wahren, wesentlichen Unterschied zwischen sinnlicher Vorstellung, die entweder Empfindung oder Anschauung seyn kann, und Verstandesvorstellung oder Begriff (wie ihn *Kant* so deutlich und unwidersprechlich gezeigt hat,) ganz und gar verkannt sieht. Ein Begriff soll nach unserm Vf. eine *zergliederte* Empfindung seyn, und soll doch dadurch entstehen, dass das Bewusstseyn von der sinnlichen Empfindung *abstrahirt* und sich blos mit der in der Seele hervorgebrachten *Vorstellung* beschäftigt. Die Empfindung wird also hier wieder von der Vorstellung unterschieden; gleichwohl war sie vorher selbst für eine Vorstellung, nehmlich für eine dunkle, ausgegeben worden. Der Begriff wird daraus entwickelt; aber es wird auch dabey von der Empfindung abstrahirt. Der Begriff wird von der Hülle der sinnlichen Empfindung entkleidet, und muss demnach unter dieser Hülle verborgen gelegen haben; dennoch soll man ihn durch Analyse der Empfindung, d. h. doch wohl nicht dadurch, finden, dass man Empfindung als die Hülle gänzlich ablegt. Durch Abstraction soll er entstehen, und doch aufgenommen werden; Abstrahiren ist aber kein Aufnehmen. Widersprüche und sinnleere Phrasen häufen sich hier ins Unendliche. — Ob nun gleich die Begriffe, als die eine Art von Vorstellungen, dadurch entstehen, dass, (wie es das eine mahl heisst,) die Empfindungen entwickelt und zergliedert werden, oder (wie ein andermahl gesagt wird) dass man von der sinnlichen Empfindung abstrahirt, oder dass man die Vorstellung von der Hülle sinnlicher Empfindungen entledigt, welches alles (so verschieden, ja sogar widersprechend, es übrigens seyn mag) doch immer auf eine Art von Thätigkeit hinausläuft: so findet unser Vf. gleichwohl (§. 239.) für nöthig, zur *Aufnahme* dieser verschiedenartigen Vorstellungen, (die also vorher irgendwo ausserhalb der Seele herumgeschwebt haben mögen,) eine gewisse *leidentliche Fähigkeit* der Seele vorauszusetzen, worinn er zwey Untervermögen, nehmlich *Empfindungsfähigkeit* oder das Vermögen, dunkle Vorstellungen aufzunehmen, und *Begreifensfähigkeit*, oder das Vermögen, deutliche Begriffe aufzunehmen, unterscheidet. In diesen beiden Fähigkeiten lässt er aber noch eine thätige Kraft wirken, die in der Empfindungsfähigkeit dunkle Vorstellungen *hervorbringt (Einbildungskraft)*, und in der Begreifensfähigkeit, die Empfindungen zu Begriffen *erhöht — Verstand*. Die Empfindungsfähigkeit soll mitgetheilte Empfindungen die Begreifensfähigkeit mitgetheilte Begriffe auffassen; als liessen sich Empfindungen einer Seele der andern geradezu mittheilen, und fremde Begriffe anders als dadurch erlernen, dass man sie, nur durch fremde Beyhülfe erleichtert, selbst hervorbringt. Die Einbildungskraft soll (§. 244.) Empfindungen, der Verstand soll Begriffe *aufsuchen* und durch eigne Fähigkeit *ergreifen;* oben (§. 241.) sollten die Empfindungen durch Einbildungskraft *bewirkt* und durch Verstand zu Begriffen *erhöht* werden. Beide Vorstellungsarten widersprechen sich selbst, und keine von beiden findet auch an und für sich statt. Wie nach §. 248. die vorzügliche Empfindungsfähigkeit ohne Einbildungskraft gute *mechanische Künstler*, und die gute Begreifensfähigkeit *brauchbare Geschäftsmänner* bilden soll, ist eben so wenig abzusehen, als wie Menschen mit vorzüglicher Einbildungskraft sich als *bildende Künstler*, und die mit vorzüglichem Verstande sich als *grosse Gelehrte* u. s. w. auszeichnen sollen. Man sollte meynen, ohne gute Begreifensfähigkeit oder verständige Lernfähigkeit, oder auch bey unterlassenem Gebrauche desselben werde z. B. der Gelehrte nichts leisten, und nicht einmahl dasjenige benutzen und weiter verbreiten können, was andere vor ihm in seinem Fache geleistet haben; er werde Sprache und Begriffe verwirren; und blosse Begreifensfähigkeit ohne eignen guten Verstand werde eher einen elenden Schlendrianisten als brauchbaren Geschäftsmann hervorbringen. Eben so schwankend und unstatthaft sind nun auch die übrigen Begriffe, z. B. von der Einbildungskraft, die nach §. 274., indem sie die Empfindungen zu Anschauungen verbindet, *Gefühle* erzeugen soll; von dem *Urtheilsvermögen*, wohin auch die Gefühle und Affecten gerechnet werden, und von dem *Willen*, der, als vernünftiger Wille betrachtet, nur auf das *Nützliche* bezogen wird. Von dem rein oder moralisch Gutem, welches noch von dem Nützlichen zu unterscheiden und als das eigentliche unmittelbare Gut für die Vernunft anzusehen ist, findet man in diese Seelenlehre gar keine Erwähnung. Ueberhaupt fürchten wir, es werde durch diesen Entwurf die natürliche und ordentliche Betrachtung der Seele eher erschwert, als befördert. Die *natürliche Geschichte des Menschen*, die am Schlusse vorkommt, ist unter allen Theilen des Buches noch am besten ausgearbeitet.

BERLIN, b. Matzdorf: *J. G. C. Kiesewetter, über den ersten Grundsatz der Moralphilosophie.* Erster Theil, welcher *die Prüfung der bisherigen Systeme der Moral* enthält, nebst einer *Abhandlung* vom Hn. Prof. *Jakob, über die Freyheit des Willens.* Zweyte völlig umgearbeitete Auflage. 1790. 179 S. 8. Zweyter Theil, welcher *die Darstellung und Prüfung des Kantischen Moralprinzips* enthält. 1791. 238 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Da die erste Ausgabe dieses Buches (Leipzig, 1788.) nur 112 Seiten einnahm, diese zweyte aber, beide Theile zusammengerechnet, aus 417 Seiten besteht: so lässt schon dieses Verhältniss auf eine sehr beträchtliche Vermehrung schliessen. Beym Lesen selbst und bey angestellter Vergleichung ergiebt sichs, dass das Buch nicht nur sehr zweckmässig erweitert, sondern auch durchgängig mit vielem Fleiss und Glück verbessert worden ist. Jeden Zuwachs, jede Berichtigung, Aufklärung

rung und Erläuterung, welche die Moralphilosophie seit ein Paar Jahren erhalten hat, wusste Hr. K. so sorgfältig und würdig zu benutzen, und ihm selbst gelang es, so viel eignes zu einer überzeugenden und fasslichen Vorstellungsart der wichtigsten moralischen Lehren beyzutragen, dass diese Schrift in ihrer jetzigen vollkommenern Gestalt einen hohen Grad von Brauchbarkeit besitzt, und zur Aufklärung und Verbreitung der reinen Sittenlehre nicht wenig beytragen kann. Die weitere Ausführung geht durch alle ihre Theile, und besteht theils in einer genauern Entwickelung der Begriffe und der Beweise, theils in schönen Zergliederungen und Beurtheilungen einzelner moralischen Fälle. Diese letztern sind vorzüglich interessant und dem Vf. eigenthümlich. Die angehängten Abhandlungen über das Verhältniss des formalen Moralprincips zu den materialen Grundsätzen, und zu der Sittenlehre des Christenthumes, sind ebenfalls neu und lesenswerth, so wie auch der Versuch einer Widerlegung der Einwürfe, die gegen den formalen Grundsatz gemacht worden sind. So löblich, ja sogar unerlasslich die moralische Strenge in allen denjenigen Fällen ist, wo sie wirklichen Grund im Sittengesetze und in dem Geiste moralischer Gesinnung hat, und nur der Selbstliebe zur Last fällt: so drängt sich uns doch eine Erinnerung auf gegen eine Entscheidung, worinn Hr. K. die Gränzen der sittlichen Foderung vielleicht überschreitet. Der Fall ist (S. 20.) dieser: „Ich bin auf meinem Zimmer, einer meiner Freunde kömmt hastig herein und versteckt sich in die anstosende Kammer. Es verfolgt ihn ein Mensch mit einer geladenen Pistole wild und wüthend, und fragt mich, ob mein Freund sich in die anstosende Kammer versteckt habe? Antworte ich ihm nicht, so wird er hineindringen, und mein Freund kann getödtet werden. Ich bin zu schwach, ihm Widerstand zu thun und ihn abzuhalten, dass er in die Kammer nicht eindringt. Was soll ich nun thun? soll ich lügen und verneinen, er sey nicht in der Kammer, und ist die Lüge hier erlaubt oder nicht?" — Hr. K. will, ich soll die Wahrheit sagen, weil ich sonst die Maxime befolgen würde: „es ist erlaubt zu lügen, wenn dadurch ein grosser Vortheil erlangt werden kann, und weil diese Maxime allen Unterschied zwischen Wahrheit und Lügen, mithin allen Glauben und den Zweck der Wahrheit und der Lügen zugleich, aufheben würde." — Freylich wäre dieses eine höchst unsittliche Regel; aber es wäre auch nicht diejenige Maxime, wornach sich diese Handlung vollständig beurtheilen liesse. Der Umstand des vorauszusetzenden Unrechts, der Leidenschaft und Unbesonnenheit des Gegners, der pflichtmässigen Sorge für meinen Freund und seiner rechtmässigen, auf stillschweigenden Vertrag gegründeten, Erwartung, dass ich ihn retten werde, alles dies muss man hier nicht vergessen, in Anschlag zu bringen. Die Pflicht der Wahrhaftigkeit stützt sich einerseits, wie jede andere Menschenpflicht, auf die schuldige Achtung für die Menschheit und ihre vernünftigen Zwecke, andrerseits auf dem Werth der Wahrheit und ihrer Erkenntniss für eben diese Menschheit. Es ist daher eine allgemein gültige Maxime, Wahrheit und ihre Erkenntniss um der Menschheit willen zu erhalten und zu befördern, sie aber auch jederzeit der Menschheit und ihrer Bestimmung unterzuordnen, sie zwar nicht als Mittel für meine sinnlichen Privatzwecke, aber doch für den selbstständigen Zweck der Vernunft, d. h. für das vernünftige Wesen, zu gebrauchen. Mithin wird in dem angegebenen Falle die Menschheit nicht beleidigt, und der Werth der Wahrheit überhaupt weder verkannt noch verläugnet, noch auch endlich die *rechtmässigen* in der Vernunft gegründeten Ansprüche der Menschen auf ihre Mittheilung im mindesten gekränkt, wenn ich die Unwahrheit sage. Im Gegentheil, wollte ich die Wahrheit sagen: so würde ich den Buchstaben des Gesetzes befolgen, aber den Zweck und Geist desselben verletzen. Der Ausdruck in dieser Schrift ist der abgehandelten Sache angemessen, rein, bestimmt und fasslich, bis auf einige Provinzialismen, die Hr. K. in Zukunft leicht wird vermeiden können, z. B. Man versteht *unter theoretische* (n) *Erkenntnisse* (n); es *beruht auf den* (dem) Erfolg, *auf die* (der) *Maxime*; das Verhältniss *zu mich* f. zu mir.

Grottkau u. Leipzig, in der Schulbuchh.: *Darstellung des Kantischen Systems, nach seinen Hauptmomenten zufolge der Vernunftkritik und Beantwortung der dagegen gemachten Einwürfe.* Besonders zum Gebrauch academischer Vorlesungen. Von *Johann Gottlieb Peucker.* 1790. 8. 374 S.

Bequem genug hat *sich's* der Vf. zu machen gewusst, ein philosophisches Buch zu schreiben. Er hat die Kritik der reinen Vernunft von Hn. *Kant* grösstentheils wörtlich abgeschrieben, nur einzelne Nebenbetrachtungen weggelassen, aus *Schulzens* Prüfung und aus der A. L. Z. u. s. w. hin und wieder einige Einwürfe nebst ihrer Beantwortung eingeschaltet, eine historische Uebersicht der Literatur der Kantischen Philosophie vorausgeschickt, und Vorrede, Zueignung und Titel hinzugefügt. Für die Zwecke der Wissenschaft und für die Bequemlichkeit der Leser hat Hr. P. desto minder gesorgt. Wer weiter nichts als einen kurzen gedrängten Auszug zur leichtern Uebersicht der vollständigen Reihe von den wesentlichen Grundsätzen der Kritik gebrauchen wollte, für den waren *Schulzens* Erläuterungen und *Schmid's* Grundriss vorhanden, deren Kürze diesem Zwecke keinen Abbruch thut. Wer das zuletzt angeführte zum eignen Lesen zu kurz findet und Erläuterungen vermisst, der wird sie in Kants eigenen Schriften besser, wenigstens eben so gut als in der Peuckerischen Darstellung, finden. Um sich mit den wichtigsten Einwürfen und ihrer Lösung bekannt zu machen, wird man lieber *Schulzens Prüfung der Kant. Philos.*, ein Meisterstück in seiner Art, als den wortreichen P.schen Auszug, lesen; oder der Lehrer fügt sie beym mündlichen Unterricht hinzu. Für Vorlesungen, wenn sie ja über Vernunftkritik auf Akademien sollen gehalten werden, macht ein kurzer Auszug den weitläuftigen entbehrlich. Mit einem Worte, es lässt sich nicht bestimmt angeben, *für wen* und *wozu* eigentlich dies Buch geschrieben worden? Ordnung, Terminologie, Wendungen, alles ist copiert. Uebrigens wird man nirgends eine neue, oder bestimmtere, oder deutlichere Erklärung, oder eine

dem Vf. eigene Erläuterung durch zweckmäsige Beyspiele, oder eine selbstversuchte glückliche Anwendung finden, wodurch das Buch noch hätte nützlich werden können. Es erstreckt sich auch nur über die Kritik der reinen *spekulativen* Vernunft, obgleich die der *praktischen* Vernunft damals bereits erschienen war. Die vorausgeschickte Literatur ist ziemlich vollständig und von einigen *derben* Urtheilen begleitet. Doch fehlen *Kants* Schriften über negative Grösen, seine Naturgeschichte des Himmels, über das Schöne und Erhabene, und über die Schätzung lebendiger Kräfte. *Kants* Kritik der Urtheilskraft und *über eine neue Entdeckung* u. s. w. waren noch nicht erschienen, und konnten daher nicht angeführt werden. Ueberhaupt wollen wir diese Auslassungsfehler und einige unbedeutende Unrichtigkeiten (wie z. B. dass Hr. M. Schmid damals *Diaconus* in Jena genannt wurde) dem Vf. nicht besonders anrechnen; wenn nur sonst sein Buch einem wahren Bedürfniss wirklich abhülfe.

Münster, b. Perrenon: *Von den Kennzeichen der Leidenschaften des Menschen.* Aus dem Französischen des *la Chambre.* Erster Theil. 1789. 275 S. Zweyter Theil. 435 S. 8.

Wenn gleich das Buch: *les Characteres des Passions* par le Sr. *de la Chambre* vor mehr als hundert Jahren geschrieben ist, so bleibt es gleich wohl noch immer eine der reichhaltigsten Fundgruben für den Menschenkenner und Psychologen, und ist vielleicht jetzt noch *im Ganzen* durch kein später erschienenes Werk über diesen Gegenstand übertroffen. Vielen, die entweder das Original nicht bekommen oder nicht lesen können, und die sich doch für das Studium des Menschen interessiren, wäre ein angenehmer Dienst erwiesen worden, wenn man ihnen von diesem Buch eine gute Uebersetzung gegeben hätte. Es besteht aus *fünf* Bänden, wovon die zwey vor uns liegenden Theile dieser Uebersetzung nur die beiden ersten, also ohngefähr die Hälfte des ganzen Buches enthalten. Die Herausgabe der noch rückständigen Theile wäre zu wünschen; — *wofern der Uebersetzer bey dieser ersten Hälfte nur einigermaßen seine Pflicht erfüllt und etwas Lesbares geliefert hätte.* Allein das Ganze wimmelt von unzähligen Fehlern, die von einer eben so grosen Unkunde beider Sprachen und von einer bey einem solchen Original ganz unverzeihlichen Nachläßigkeit und Eilfertigkeit des Uebersetzers zeugen. Nirgends findet man die Annehmlichkeit, Leichtigkeit und Eleganz des Autors wieder, und unzählig oft läst ihm sein Uebersetzer Unsinn, Plattheiten und Unbestimmtheiten sagen, wo in der Urschrift keine Spur von allen diesen Fehlen und Unvollkommenheiten vorkommt. Nur wenige Proben zur Rechtfertigung unsres Urtheils, dass *de la Chambre* von diesem seinem Uebersetzer erbärmlich ist gemisshandelt worden. Vorbericht S. XIV. hat das *Orig.*: *parce qu'entre les Passions simples, il y en a qui tendent au bien, d'autres qui attaquent le mal, et d'autres qui le fuyent* etc. und die Uebersetzung: da es unter den einfachen Leidenschaften einige giebt, die das Gute suchen, und andere, die es fliehen. S. XV. der *Uebers.*: Dennoch lasse ich dies nicht geschehen, es sey dann, dass — — mich die Sprache und der Mangel derselben dazu nöthigte, *als* sie zu dem Lehrstyl sehr arm ist und nicht so viele Wörter hat; im *Orig. par le defaut de nostre langue, qui se trouve pauvre et sterile dans les discours dogmatiques.* S. XVIII. Da (*comme*) die Leidenschaften aber Handlungen sind, die so wohl den Leib als die Seele angehen, und die Medicin und die philosophische Moral sich die Hand reichen müssen, um deutlicher (*bien exactement*) darüber zu reden: *so* musste es wohl geschehen (*il est arrivé*) dass die, welche es unternehmen wollten, nicht beide Wissenschaften mit einander verbinden konnten. S. 6. im Buche selbst: Schönheit — ein gerechtes Verhältniss (*juste proportion*) der Theile. S. 7. In der That kann man nicht zweifeln, dass die Bewegung der Theile zu ihrer Lebhaftigkeit (*vivacité*) etwas beytrage, da sie einen Theil der Lebhaftigkeit (*perfection*) der Theile ausmacht. S. 24. heisst es von dem Verliebten: Kurz er hat nichts in seinem Leben, und das alles missfällt ihm ausser Stille und Einsamkeit — für: *il n'y a rien enfin dans la vie, qui ne luy deplaise, excepté le silence et la solitude.* — Und so kläglich sieht es im ganzen Buche aus; auf allen Blättern. Welcher Rec. mags aber aushalten, mehr solche Stellen abzuschreiben, und welcher Leser wird ein fortgesetztes Sündenregister lesen mögen, das nicht einmahl für den Anfänger lehrreich seyn kann?

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Kölln: Von einigen Mitteln, die katholische Religion erbaulicher und dem gemeinen Christen angenehmer zu machen, ohne doch vom römischen Ritus abzuweichen,* nebst einigen katholischen Kanzelgebethen an hohen Festtagen mit einiger Abwechslung an gemeinen Sonn- und Festtagen und einer Vorrede. Von *J. V.* 1790 52 S. 8. Der Vf., ein nachdenkender Seelsorger, überzeugt von der Nothwendigkeit einer zur Erbauung des gemeinen Christen zweckmäsigern Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, schlägt seinen Collegen vor, auf die Abänderung der Messandachten nach dem Beyspiele andrer Diöcesen Bedacht zu nehmen. Zu diesem Ende rühmt er die zu Fuld, Salzburg, Mainz, in den Oesterreichischen Staaten eingeführten deutschen Gesangbücher, und vorzüglich die in der Hofkapelle zu Stuttgard getroffnen Aenderungen bey der Messe und in der Ausspendung der h. Sacramente, welche sich der dem gemeinen Christen bekannten Sprache, und daher seiner Erbauung am meisten nähern. Um auch sein Scherflein zur Verbesserung des äussern Gottesdienstes beyzutragen, sammelte er aus dem Wirtembergischen und Mainzischen Gesangbuche Gebete, die auf die Fest- und Sonntage entweder auf der Kanzel nach der Predigt vorgetragen werden, oder doch zum Privatgebrauche dienen können. Bey dem *Ave Maria* Läuten sollen andre Gebete eingeführt werden. Noch findet man einige kleinliche Bemerkungen, z. B. das Messkleid des Priesters soll nicht rückwärts in die Höhe gehoben; es sollen in den Kirchen dogmatische, und mit dem Wechsel der Festtäge diesen anpassende Bilder aufgestellt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. December 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1.) Giessen, b. Krieger d. ältern: *Auserlesene Hauptsätze und Abtheilungen zu erbaulichen Predigten über die evangelischen Texte an Sonn- und Festtagen*, aus den Werken der besten jetztlebenden Redner gezogen. 1 Theil, 1790. 86. S. 8. (6 gr.)

2.) Wittenberg, in der Kühn. Buchh.: *Homiletisches Handbuch zum leichtern und nützlichern Gebrauch der gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Perikopen auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres für angehende Prediger und Kandidaten des Predigtamts.* Ersten Bandes erster Theil, 1 Heft. 1791. 224. S. 8. 2 Heft, 1791. 464. S. 8. (12 gr.)

3.) Leipzig, b. Barth: *Praktisches Handbuch für Prediger* von *J. C. F. Witting*, Pastor zu Ellensen bey Einbeck. Erster Band, 1791. 528. S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

4.) Duisburg, in der Helwing. Universitätsbuchh.: *Neue Predigerunterstützung oder neu ausgearbeitete Entwürfe, zu Predigten, Passionsbetrachtungen, Beicht- Tauf- Confirmations- Copulations- und Leichen-Reden, nebst Unterhaltungen am Kranken- und Sterbebette* gesammlet und herausgegeben von *J. D. T——g*, R. und Fr. in B——m, 1791. 508. S. 8.

5.) Leipzig, b. Böhme: *Homiletisches Magazin über Luthers Katechismus* von M. *Samuel Ebert*, Diaconus zu Tauche bey Leipzig. Erster Versuch, 1791. 469. S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Verf von N. 1. hat sich blos aus Sammlungen von gedruckten Predigten Themata ausgezogen und zwar mehrentheils ohne Unterabtheilung, so dass ein Prediger keinen weitern Nutzen davon hat, als viele Materien, die in einem Texte liegen, kennen zu lernen; an welche er vielleicht nicht gedacht hätte. Die Wahl ist aber nicht immer gut ausgefallen. Folgendes Thema würde der Rec. gewiss nicht aufgenommen haben: Die Arbeit eines Christen in dem Weinberge Gottes, 1) wird der Weinberg beschrieben, 2) gezeigt, wie er die Arbeit in demselben verrichten soll; noch weniger aber folgendes: Der Weg, auf welchem man dem Zorn Gottes entrinnen kann; 1) wird die Vorstellung des Zornes Gottes erwogen, 2) gezeigt, wie man demselben entgehen könne. Sehr angenehm war es übrigens dem Rec., in den blossen Hauptsätzen schon viel Charakteristisches der verschiedenen geistlichen Redner zu finden.

N. 2. ist von weiterm Umfange und erstreckt sich auf die Evangelien und Episteln. In der *Einleitung* sind *zwey Abhandlungen* vorausgesetzt: 1) *Darf man mit gutem Gewissen Philosophie auf die Kanzel bringen?* 2) *vom Ursprung der Sonntagsfeyer*; die zwar nichts Neues enthalten, aber für manche sehr nützlich seyn können. Bey jedem Sonn- und Festtage ist zuerst die Geschichte desselben und dessen Benennung, so wie in diesen beiden Heften *die Geschichte der Adventszeit und ihrer Perikopen* und *die des Weyhnachtsfestes*, auf eine belehrende Weise erzählt worden. Darauf folgt die *Uebersetzung und Erklärung einer jeden Perikope* nebst praktischer Anwendung, die von richtigen exegetischen Kenntnissen des Hn. Vf. zeugt; dann *dogmatische Lehren*, *moralische Sätze*, *Hauptsätze* und *Entwürfe*. Die *Entwürfe* sind sehr mannichfaltig und grösstentheils sehr weitläuftig nach richtigen Grundsätzen einer natürlich guten Ordnung disponirt. Die Hauptsätze sind auf eine ungezwungene Weise aus dem Text hergeleitet und enthalten alle fruchtbare; zum Theil nicht sehr gewöhnliche, Materien. In Ansehung der erstern darf man freylich bey dem Zwange, den die Perikopen einem Prediger in der Wahl der Materie auflegen, nicht zu strenge richten. Wer kann es mit Recht tadeln, wenn der Hr. Vf. über das Evang. am 1. Adv. bey Gelegenheit des Gebrauchs, den Christus von dem Maulthiere machte, die sehr nützliche und seltene Materie von der Gerechtigkeit gegen die Thiere abhandelt? Nur zuweilen möchte wohl der Entwurf etwas zu reichhaltig seyn, um ihn in einer Stunde ausführen zu können, als S. 211. „Was gehört dazu, wenn uns nicht vor einer bedenklichen Zukunft grauen soll?" Bey einigen Entwürfen sind die Begriffe nicht genug bestimmt und entwickelt, als bey dem S. 11. „die Herrlichkeit des Reichs Jesu," ist nichts davon gesagt, dass Jesus nur durch seine Lehre über die Menschen herrsche; S. 105. „vom rechtmäsigen Verhalten bey schwerern Befehlen des Christenthums," hätte sollen beygefügt werden, dass sie alle vernunftmäsig sind, und S. 256. „vom unzeitigen Richten" ist es nicht genug bestimmt, wenn das Richten strafbar ist, da es z. E. auch sehr auf die Gesellschaft ankommt, in welcher wir unsere Urtheile fällen. Eben dieses ist auch bey der Disposition zu bemerken: vom Heldenmuthe des Christen, oder der Christ ist sein und der Welt Herr. 1.) Der wahre Christ besiegt die Welt, a) die Reizungen, b) die Drohungen. 2) Dieser Sieg ist gewiss und kein *Roman*; wo doch nicht gezeigt wird, wie der Christ *sein* Herr sey, und der Begriff von *Heldenmuth* nicht erschöpft ist. Dagegen sind die mehresten Hauptsätze sehr gut bearbeitet und einige, z. E. von den Quellen der Unlauterkeit unserer Handlungen treff

trefflich ausgeführt. Das Ganze soll in acht Abtheilungen geendiget seyn, welches nach der gemachten Anlage und dem grossen Druck der Vf. schwerlich bewerkstelligen wird. Ein kleiner Druck würde das Buch wohlfeiler und gemeinnütziger gemacht haben.

N. 3. hat auf der eine Seite einen noch viel ausgebreitetern, auf der andern aber wieder eingeschränktern Plan. Hr. *W.* schränkt sich in den Predigtentwürfen nur auf die *Evangelien* ein, welche die *beiden ersten Bände* anfüllen sollen, dagegen soll *der dritte Band* aus Entwürfen und Hauptsätzen zu *Casualreden* bestehen, (welches vorzüglich sehr nützlich seyn wird,) und die *folgenden drey* werden sich mit der *Pastoraltheologie*, (das Katechisiren ausgenommen) beschäftigen. In diesem ersten Bande ist eine Abhandlung: *Grundsätze und Regeln, wornach man predigen muss*, vorausgesetzt; dann folgen die *Erklärungen* und *Predigtentwürfe* über jedes Evangelium bis auf *Misericordias Domini*. Die vorausgesetzte *Homiletik*, die nur aus 3 Blättern besteht und äusserst dürftig und unvollständig ist, hätte füglich wegbleiben können. Vom Disponiren der Predigten ist gar nichts gesagt, welches man doch am ersten hier erwartete. In manchen Stücken denkt Rec. auch anders als Hr. *W.* wenn z. B. zur Hauptsache bey der Rührung gemacht wird, die Triebe und Affecten der Menschen in Bewegung zu setzen, und wenn behauptet wird, die ganze Thätigkeit des Menschen entstehe aus gewissen Grundtrieben. Die Vernunft thut also nichts dabey, oder ist die Vernunft etwa auch ein Grundtrieb? Ob Weltklugheit mit zu dem Gegenstand des Kanzelvortrags gerechnet werden könne, bezweifelt Rec. eben so sehr, als die Zweckmässigkeit ökonomischer Predigten, weil Kanzelvorträge bloss Ausbreitung der Religion und Tugend zum Zweck haben. Die Erklärungen sind auf eine richtige Exegese gebauet, nur zuweilen kann Rec. solche nicht billigen, wenn z. E. das Evang. am 2 Adv. sowohl von der Zerstörung Jerusalems als vom allgemeinen Weltgerichte handeln soll, welches ihm die unwahrscheinlichste Erklärung zu seyn scheint, die viel Verwirrung in den Text bringt. Die Entwürfe sind sehr reichhaltig und gut durchgedacht und über jedes Evang. wird eine beträchtliche Anzahl von verschiedener Länge geliefert. Man findet hier einen Reichthum von Materialien, der auf viele Jahre Stoff genug zum Predigen darreicht. Nur selten stiess Rec. auf einige Entwürfe, wo er die Begriffe nicht genug bestimmt und entwickelt fand. So ist bey dem Th.: Die Person Jesu unter dem Bilde eines Königs, dieser tropische Ausdruck gar nicht erklärt; bey dem: von der Kindschaft Gottes, dieser Begriff sehr unvollkommen und nicht nach der biblischen tropischen Vorstellungsart entwickelt worden; bey den sonst sehr guten Entwürfen: von dem Werth der Ehre und den Gefahren der Ehre, ist gar nicht bestimmt, was für eine Art der Ehre, die innere oder die äussere, gemeynt sey. Bey einigen sah auch Rec. keine Verbindung mit dem Texte, als bey dem Evang. des 1. Weyhn. Festes: Ueber die besten Mittel, andere aufzuheitern. Dass bey dieser, so wie bey der vorhergehenden, Sammlung wenig dogmatische und desto mehr moralische Materien abgehandelt worden, und dass beide Vf. bey den Festtagen nicht bloss bey den eigentlichen Festmaterien stehen geblieben sind, hat des Rec. ganzen Beyfall. Doch hat Hr. *W.* am Neuenjahre zu wenige Neujahrsbetrachtungen, welche doch an diesem Tage allzeit nöthig sind. Beide haben auch zuweilen Auszüge aus andern Predigtsammlungen aufgenommen, wobey doch billig der Vf. jedesmahl hätte genannt werden sollen. Eingang und Anwendung hat Rec. auch mehrentheils ungern vermisst, weil viele sich darinn am wenigsten finden können.

N. 4. enthält mehr kurze Predigten und Reden, als eigentliche Entwürfe, da bey den mehresten keine Unterabtheilungen gemacht sind, sondern alles in einer zusammenhängenden Rede concentrirt vorgetragen ist. Sonst sind diese Entwürfe mit vielem Fleiss ausgearbeitet und werden ihren Zweck nicht verfehlen. Nur einige Unvollkommenheiten sind dem Rec. bey dem Durchlesen aufgefallen. Zuweilen glaubt er doch mehr Declamation als Gedankenfülle gefunden zu haben, als bey dem Thema S. 50. Die Merkmale, ob Gottes Geist uns regiere. Sie sind 1) der Eifer, Gott zu gefallen, 2) ein neues Herz, eine biegsame Gemüthsart, 3) die Nachahmung Gottes, 4) ein ehrerbiethiges Verhalten in Absicht auf die geoffenbahrte Religion u. s. w. Bey der Ausführung war hier Wiederhohlung und Declamation unvermeidlich. Aber den Hn. Vf. verleitete zu dieser Eintheilung der Text aus Ezech. 36, 25—27. Ueberhaupt hat Hr. *T.* zu oft Texte aus dem alten Testamente genommen, wo im neuen Test. bessere zu finden waren und diese haben ihm nicht selten zu tropischen Eintheilungen und unvollständiger Entwickelung des Hauptsatzes Gelegenheit gegeben, als: über Ps. 17, 15. Spr. Sal. 19, 17.

N. 5. steht den vorhergehenden Arbeiten weit nach. Ueberhaupt wäre noch die Frage: ob bey der leidigen Gewohnheit, über Luthers Katechismus Predigten zu halten, eine besondere Unterstützung nöthig wäre, da man bey den mehrentheils sehr reichhaltigen Texten leicht eine nützliche Materie herausnehmen und jede andere Sammlung von Entwürfen dazu benutzen kann. Hier ist nun überdem alles zusammengerafft, was Hr. *E.* nur bekommen konnte, altes und neues, gutes, mittelmässiges und schlechtes; *Spener*, *Freylinghausen*, der *ältere Bahrdt*, *Schinmeyer* (dessen Vorträge sich vor allen andern auszeichnen) und *Klevesahl*, so wie einige noch lebende und kürzlich verstorbene Prediger und Hr. *E.* selbst stehen hier in einer bunten Reihe neben einander. Daher kömmt es, dass viele Materien z. E. von der Liebe, dem Vertrauen und der Furcht gegen Gott doppelt und dreyfach abgehandelt werden, und dagegen Entwürfe von speciellen Materien seltner sind. Daher stösst man so oft auf viele veraltete Ideen, mystische, vage und ganz falsche Vorstellungen und sehr unvollständige Bearbeitung der Hauptsätze, auch auf mancherley Widersprüche in den verschiedenen Entwürfen, dass ein schwacher Kopf, der davon Gebrauch machen will, nothwendig sehr verwirrt werden und auch seine Zuhörer verwirren muss. Einige Proben werden unsre Leser leicht davon überzeugen. Dem Katechismus Lutheri wird in den Einleitungspredigten ein übertriebener Werth

Werth beygelegt und das symbolische Ansehen desselben als ein wichtiger Beweis davon angeführt. So ist in einer Disp. von K. S. 4. die Art des Vortrags desselben auf die Weise gerühmt: es findet sich hier 1) eine sonst beliebte Kürze, 2) eine ungekünstelte Einfalt, 3) ein Unterricht durch Frag und Antwort. Eigentlich sollte man wohl sagen: die Art des Vortrags ist ihrem Zweck nicht recht gemäss, denn es findet sich hier 1) eine allzugrosse Kürze und Unvollständigkeit, besonders in Ansehung der Pflichten, 2) ein dunkler und schwerfälliger Stil, 3) ein Unterricht in Frag und Antwort. Wäre es nicht besser gewesen, wenn in einigen Entwürfen wäre gezeigt worden: wie Luthers Katechismus ein menschliches Buch sey und der Bibel nicht an die Seite dürfe gesetzt werden u. d. gl., um eine abergläubische Verehrung dieses Buchs zu zernichten; und wenn andere nöthige Wahrheiten, als von der beständigen Erhaltung und Vermehrung der durch den Schulunterricht erhaltenen Religionskenntniss wären abgehandelt worden, wovon Hr P. (Pastor *Pape*) manches Gute in seinen Dispositionen hat? Sehr witzig ist die Eintheilung: vom Gebrauch des Gesetzes nach dem gewöhnlichen Ausdruck des Katechismus, (aber nicht Luthers,) 1) als Spiegel, 2) als Regel, 3) als Riegel. Die Entwürfe über das dritte Gebot enthalten viele irrige Vorstellungen von der unmittelbaren göttlichen Einsetzung des Sonntags (welcher hier immer der Sabbath genannt wird,) und der Art, ihn zu feyern. Besonders ist die stille Sabbathsfeyer der Christen sehr übertrieben vorgestellt. Die Lehre von der Keuschheit und Unkeuschheit ist nicht mit der nöthigen Delicatesse abgehandelt. Der *geistliche* Todschlag ist auch nicht vergessen und vom *dreyfachen Amte Christi* findet man eine stattliche Disposition S. 275.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Graf Donamar, Briefe geschrieben zur Zeit des siebenjährigen Krieges in Deutschland.* Herausgegeben von E. R. T. O. B. U. E. W. K. Erster Theil. 1791. S. 296. 8.

Die Beurtheilung des Plans geht bey diesem Roman, da er noch unvollendet ist, für die Kritik verloren, und eben so verhält es sich mit einigen von den Charakteren, die erst in der Folge sich ganz auflösen sollen. Inwiefern es sich aber dabey des Wartens verlohnt, das muss dieser erste Theil freylich schon entscheiden. Die Charaktere sind in der Anlage gemein oder nachgeahmt, ihre Ausführung ist unwahr und geziert; der Styl ist an manchen Stellen nicht ohne Stärke, aber im Ganzen ebenfalls geschraubt und unnatürlich; die nämlichen Fehler bezeichnen auch die Erfindung der Situationen. Plattheit liegt in der Composition überhaupt zum Grunde, Uebertreibung in der Manier ist wie ein greller Feirniss darüber getüncht, Mangel an Menschenkenntniss und Zusammenhang stehen dem Vf. bey seinem Streben nach Darstellung fast durchgängig im Wege. *Laurette von Wellenstädt*, eine deutsche *Marquise de Marteuil*, (S. die *liaisons dangereuses*.) scheint die kümmerliche Geburt einer gewissen, leicht zu berechnenden, Summe von unreifen Erfahrungen, und einer mit denselben nicht genug harmonierenden Belesenheit. Ihre Schreibart, ihr Ton, ihr Betragen sind weder einer Frau von Stande, noch einer klugen Kokette, noch überhaupt dem Geschöpf einer wohlgeordneten poetischen Fantasie angemessen. Der eigentliche Held der Geschichte *Graf Donamar* gleicht mit seinen Unarten und seiner zwecklosen Wildheit in die ehemals zahlreiche, aber, wie es schien, ausgestorbene Familie der Nachbildungen *Werthers*, *Woldemars* u. s. w. Einen grossen Aufwand von Mysterien — der seit dem *Geisterseher* anfängt unter die Moden unsrer Literatur zu gehören — hat der Vf. bey seinem *San Giuliano* gemacht; aber Mangel an Zweck und verfehlte Darstellung machen freylich das pomphafte Gerüste zu diesem Charakter zur Charlatanerie. Der seltsame Contrast zwischen Charakteren, Leidenschaften, Verhältnissen, die aus dem wirklichen Leben und der grossen Gesellschaft gewählt sind, und zwischen einer Sprache, einer Handlungsweise aus einer unreifen, schülerhaften Bücherwelt, ist es eigentlich, was diesem Ganzen von Seiten der Kunst eine auffallende Widrigkeit giebt, ungeachtet mehrere Stellen darinn von Talent im Allgemeinen, und von Geist zeugen. Um sich zum Ideal aufzuschwingen, scheint es der Phantasie des Vf. an innrer Stärke und an Freyheit zu fehlen; zur Wahrheit der Darstellung hat sie weder Ruhe noch Reife genug, und das mislungne Bestreben, beides zu verbinden, hat auf der einen Seite Kleinlichkeit, auf der andern Affectation hervorgebracht. Grazie und Feinheit, deren Absicht im Dichter man zuweilen erkennt, kommen freylich bey diesen Fehlern nicht auf; doch sind hin und wieder Stellen, z. B. der Kerzenauftritt S. 263., die es verdienen dass man den Grund aufsuche, warum sie nicht sind, was sie hätten werden können, S. 194 bis 203. liefert uns der Vf. im Nahmen eines seiner Helden eine Digression *vom weiblichen Sinn und Wesen*, die ausser einigen feinen, oder wenigstens geistreich ausgedrückten Ideen, von Seiten des Raisonnements eben so verfehlt ist, als der ganze Roman von Seiten der Darstellung. Geschraubte, widersprechende, schwankende Abstractionen aus zweydeutigen und unverdauten Anschauungen liegen bey des Vf. Ideen über die Weiber, wie bey seinen weiblichen Charakteren, zum Grunde. Freylich sind die kühnen und leichten Spiele des weiblichen Genies sehr dazu gemacht, den Philosophen wie den Mahler, zu verwirren, und von der richtigen Anerkennung der immer einfachen Natur abzuleiten; aber Frechheit, Indelicatesse, Verkehrtheit, mit jenen erhabnen Wagstücken der Weiblichkeit, bey welchen sie die *äusserste* Linie der Schönheit berührt, aber nie überschreitet, verwechselt zu haben, wie es der Vf. vorzüglich in seiner *Laurette* thut, ist eine Sünde, die wir einst dem schönen Geschlecht und der Kunst von ihm noch abgebüsst zu sehen wünschen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Jena*, in der acad. Buchh.: *Summarische Einleitung in das allgemeine heutige teutsche Privatrecht,* nebst einem kurzen Entwurfe derselben zu Vorlesungen darüber, vom *Doctor Kretschmann* in Jena. 1791. 68. S. 8. Diese Einleitung

tung ist so summarisch und so wenig systematisch, dass es wirklich schwer ist, den eigentlichen Plan des Vf. genau anzugeben. Folgenden Begriff schickt er voraus: Unter dem heutigen deutschen Privatrechte versteht man in scientifischer Bedeutung den Inbegriff systematisch geordneter Lehren *derjenigen ursprünglich deutschen und von fremden Nationen entlehnten Gesetze und Gewohnheiten*, welche Rechte und Verbindlichkeiten der Privatpersonen in Deutschland bestimmen, und noch heut zu Tage Rechtskraft haben. Hier wird also deutsches Privatrecht im weitläuftigsten Sinne genommen, ohne Rucksicht, ob es fremden, oder einheimischen Ursprungs ist. In den folgenden §. 9. hingegen ist bloss von dem ursprünglich deutschen Privatrechte die Rede, und in dem §. 3. giebt der Vf. als Quellen des heutigen neuen deutschen Privatrechts an: die seit 1495. erschienenen Reichsabschiede, Landrechte, Stadtrechte. (Hier ist Hr. K. in den nämlichen Fehler gefallen, den *Selchow* hat. Es giebt mehrere Reichsgesetze und Landrechte, die älter sind als das J. 1495. und doch unstreitig noch heute gesetzliche Kraft haben. Nur das lässt sich behaupten: dass gegen das Ende des 15 Jahrhunderts mit der veränderten Staatsverfassung auch ein ganz anderer Geist in den deutschen Privatrechten zu herrschen anfängt.) Ritterordnungen, Reichsschlüsse, Kreisschlüsse, Gewohnheiten, *Consilien, Responsa, Decisionen der deutschen Rechtsgelehrten aus dem 16 Jahrhundert* (Gehören diese auch zu den Quellen? und warum widerfährt nur den Schriften der Juristen aus dem 16. Jahrhundert diese Ehre?), endlich Rechtsanalogie. In dem §. 9. versichert der Vf. ausdrücklich, er suche sorgfältig zu vermeiden, dass eine und die nämliche Materie in mehreren Collegien vorgekaut, und die Zeit dadurch ohne Noth verschwendet werde. Wie erstaunt man aber nun, wenn man an den Entwurf selbst kommt, und hier liest, dass der Vf. als Quellen *des heutigen allgemeinen deutschen Privatrechts* angiebt, Reichsabschiede und Reichsschlüsse, als Quellen des *besondern heutigen deutschen Privatrechts* aber 1) Kreisschlüsse, 2) Ritterordnungen, 3) Landordnungen, (nämlich) a) Wechselordnungen, b) Handwerksordnungen, c) Polizeyordnungen, d) Dorfordnungen etc. 4) Bestätigte Gewohnheiten, 5) mosaisches Recht, 6) kanonisches Recht, 7) römisches Recht, 8) Analogie. (Welche Begriffe von allgemeinem und besonderem Rechte mögen hier wohl zum Grunde liegen? Warum sind Land- und Stadtrechte ganz übergangen?) In dem Entwurf selbst ist das heutige deutsche Privatrecht nach seinem ganzen Umfang aufgenommen, ohne Rücksicht, ob es durch einheimische, oder fremde Gesetze seine Bestimmungen erhält. (Was soll dann nun in den Institutionen und Pandekten-Kollegien vorgetragen werden? Doch wohl nichts, als altes römisches Recht. — Dieses alles will nun der Hr. Vf. vollständig in halbjährigen Vorlesungen vortragen, und verspricht noch darneben, 1) wenn er bey seinem öffentlichen Vortrage die Gesetzgebungsgeschichte sowohl überhaupt, als insbesondere die Geschichte eines einzelnen Rechtsinstituts erzählen müsse, vorerst die im Naturrecht liegende Grundprinzipien der bürgerlichen Gesetze festzusetzen, und dann von Zeitalter zu Zeitalter in dem Charakter, den Sitten, der Religion, dem Grade der Cultur und der Staatsverfassung der deutschen Nation die Modification, oder Erweiterung derselben aufzusuchen; 2) auf die gesetzliche Verfassung der einzelnen Reichslande, besonders derjenigen Rücksicht zu nehmen, wo seine Zuhörer zu Hause sind, oder dereinst ein praktisches Leben zu führen gedenken, *und alle statutarische Bestimmungen einzelner Rechtsinstitute anzuziehen*!!! Wenn der Hr. Vf. das goldene — *nonum prematur in annum* — künftig, wie wir hoffen, besser beherzigt; so wird er auch gewiss mit seinen Versprechen weniger voreilig seyn. Ueber sein System selbst, und die gewählte Ordnung der Materien wollen wir, so viel wir auch dagegen zu sagen hätten, mit ihm nicht rechten.

GESCHICHTE. *Kurze Geschichte der Landgrafen in Thüringen, und Markgrafen zu Meissen, nachmaligen Churfürsten und Herzoge von Sachsen, in zwo illuminirten Tabellen. — Für seine Schüler entworfen von Ioh. Christoph Tschirpe, Professor am Gymnasium zu Eisenach.* 1791. Bey den in den Tabellen vorkommenden kurzen Sätzen aus der Sächsischen Geschichte liessen sich verschiedentlich Erinnerungen machen: Bey Herzog Friedrich Wilhelm I. zu S. Altenburg schreibt der Hr. Vf. „Die Grafen von Henneberg starben mit Georg Ernst aus 1583. Henneberg hätte nun, wegen der Erbverbrüderung, an die Ernestinische Linie allein fallen sollen, Aber der Churfürst August machte, *wegen der Belagerung des Grimmensteins neue Forderungen*, und erhielt von Kayser Maximilian einen Begnadigungs-Brief, worinn ihm $\frac{7}{12}$ und der Ernestinischen Linie $\frac{5}{12}$ von Henneberg zuerkannt worden." Churfürst August zu Sachsen hat die ihm von Kayser Maximilian II. auf $\frac{7}{12}$ der Grafschaft Henneberg ertheilte Anwartschaft nicht wegen der Gothaischen Executions-Kosten, oder der Belagerung des Grimmensteins erhalten, wie man aus des Hrn. Commissions-Rath *Schultes* schöner *Diplomatischen Geschichte des gräflichen Hauses Henneberg*, Theil. II. S. 323. u. f. w. deutlich lernen kann, wo von der Sache neue bisher unbekannt gewesene Nachrichten zu finden sind. Für die Gothaischen Executionskosten erhielt Kursachsen die bekannten vier assecurirten Aemter unterpfändlich. Als solche dem Kurhaus eingeräumt wären, foderte solches noch eine Summe von 104394 fl., für welche das Ernestinische Haus dem Reluitions-Recht der 4 assec. Aemter im J. 1660. entsagen musste. Man sehe S. 348. Th. II, des erst angeführten Werks. Bey Herzog Heinrich zu St Römhild, welcher 1710. verstorben ist, schreibt Hr *Tsch.* „Seine Länder fielen an Gotha, Meinungen und Saalfeld." Es ist aber auch ein Theil, nehmlich das Amt Behrungen, an S. Hildburghausen gefallen. Unterdessen ist nicht in Abrede zustellen, dass diese Arbeit des Hn. *Tsch.* für seine Schüler und andere von Nutzen seyn werde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Druckort: *Brevis et sincera deductio status Religionis Evangelicorum juriumque, ac legalium libertatum eosdem concernentium, Divae olim Reginae Hungariae, Mariae Theresiae, exhibita.* 1790. 80 S. gr. 8. (6 gr.)

Succincta deductio jurium et gravaminum Evangelicorum utriusque Confessionis in Hungaria, auctore Privato Veridico, de a. 1790. Mense Junio 1790. 74. S. gr. 8. (6 gr.) zwey allerdings wichtige Schriften und zum Theil Urkunden, zur genauern Kenntniss des ältern Religionszustandes der Protestanten in Ungarn bis auf Joseph II. aber auch zur Aufklärung der alten und feyerlich bestätigten Rechte, welche sie an eine freye Religionsübung hatten, die ihnen endlich durch die Gerechtigkeit Leopolds II. und grossentheils selbst ihrer Katholischen Mitstände, zugestanden worden ist. In der erstern Schrift findet man zwey Instanzen oder Bittschriften an die K. K. Maria Theresia, die eine von den Helv. Conf. Verwandten, die andere von beyden protest. Religionsgesellschaften, worinn theils die Reichsgesetze und Friedensschlüsse, die zum Vortheil ihres freyen Relig. Bekenntnisses ehedem errichtet worden, entwickelt, auch ihre mannichfaltigen die geringste Billigkeit empörenden Beschwerden über die Verfolgung des kathol. Clerus dargestellt werden, und um deren Abschaffung gebeten; theils die Einwendung beantwortet wird, als wenn ihr Bitte der Reichsverfassung zuwider sey. Das Jahr, wenn beyde übergeben worden, ist nicht angezeigt, auch sonst keine Nachricht beygefügt. Die zweyte Schrift enthält eine vermuthlich bey Gelegenheit des letzten Ungrischen Reichstags aufgesetzte sehr deutliche und gründliche Ausführung der Religionsrechte der Protestanten, mit Beantwortung aller Ausflüchte und Einwürfe dagegen, auch Vergleichung der unzählichen Verletzungen derselben. Jene beruhen auf den Friedensschlüssen von Wien im J. 1606. von Nikolsburg im J. 1621. und von Lintz, im J. 1645. ferner auf den Urkunden, welche die Könige vor ihrer Krönung ausgestellt haben, und welche in die Gesetze eingerückt worden sind; auf den wechselseitigen vom Könige bestätigten Vertrage der Röm. Kathol. und Evangel. Stände, im J. 1647 endlich auf den Religionsgesetzen, die auf Reichstagen gegeben worden sind. Diese Schrift hat viele Aehnlichkeit mit der erstern der gedachten Bittschriften; ist aber noch lichtvoller. Einen Auszug daraus mitzutheilen, ist desto weniger nöthig, da wir uns erinnern, dass der sel. *Walch* (Neueste Relig. Gesch. Th. VI. S. 227—320.) aus jenen beyden Instanzen, und noch einer dritten deutsch abgefassten, (sammtlich, wie er bemerkt, vom J. 1774) sehr vollständige und brauchbare Auszüge bekannt gemacht hat.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 31. December 1791.

NATURGESCHICHTE,

FREIBERG u. ANNABERG, in der Crazischen Buchh.: *Ausführliches und Systematisches Verzeichniss des Mineralien-Kabinettes* des weiland Kurfürstl. Sächsischen Berghauptmanns Herrn *Karl Eugen Pabst von Ohain* etc. herausgegeben von *A. G. Werner.* Erster Band. 1791. 32 S. Vorrede und Anzeige. 368 S. Text. in 8.

Jeder Kenner und Liebhaber der Mineralogie wird sich mit uns über die endliche Erscheinung eines Werkes freuen, auf welches das gelehrte Publicum längst, und mit vieler Sehnsucht, gehofft hat. Der scharfsinnige Herausgeber desselben erwähnt, in der ausführlichen Vorrede, mit vieler Dankbarkeit des verstorbenen gelehrten Besitzers dieses Kabinettes, rühmt seine grossen mineralogischen Kenntnisse, und erklärt sich über die Ordnung, in welcher der sel. *Pabst v. O.* selbiges hinterliess, über die Nothwendigkeit, es, dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft gemäss, anzuordnen, über die Art der neuen Anordnung und über die Vorzüge des Kabinettes, in Rücksicht seiner Vollständigkeit, Auswahl und Schönheit, zur grössten Befriedigung. Das ganze Kabinett, die einzige *sächsische* Suite ausgenommen, war, dem vormahligen Zeitalter gemäss, *methodisch* geordnet, jedoch erstreckte sich die Eintheilung *nur* bis auf die Gattungen und Arten herab; die Abänderungen lagen untereinander; und die mit einer Gattung geognostisch verwandten Gang- und Gebirgsarten waren zuweilen in ganzen Suiten beygelegt. Hr. *W.* traf nun zuerst gleich die Aenderung, dass die allein ihrer Gemengtheile oder Geburtsörter wegen merkwürdigen Stücke, abgesondert und zur Gründung einer Gebirgs-, wie auch einer allgemeinern geographischen, Sammlung benutzt wurden. Dadurch verlor aber die systematische Sammlung keinesweges, sondern sie enthielt noch demungeachtet so viel Doppelstücke, dass auch eine äussere Kennzeichen-Sammlung angelegt, und die gedachte Suiten-Sammlung ansehnlich vermehrt werden konnte. Das Ganze besteht daher jetzt aus folgenden 4 Sammlungen: 1) einer *äusseren Kennzeichen-*, 2) einer *methodischen*, 3) einer *geognostischen*, 4) einer *Suiten-Sammlung*, wozu noch die fünfte, nehmlich die *ökonomische*, kommt, mit deren Gründung, aus den immer noch vorhandenen grossen Vorrathe, Hr. *W.* um die Zeit der Herausgabe dieses ersten Theiles, beschäftiget war. Es ist also für alle Disciplinen der gesammten Mineralogie, — die mineralogische Chemie ausgenommen, — gesorgt worden. Die Stückenzahl der 4 ersten Sammlungen geht bis auf 6840, mit der Anlage zur ökonomischen Sammlung und einem Anhange von mehreren für die verschiedenen Sammlungen sonst noch brauchbaren Stücke, schätzt aber Hr. *W.* das Ganze auf 7500 Stück; ohne die Doubletten, welche sich ganz vom Kabinette getrennt befinden. Die mehresten haben unter jenen *grosses* und *mittleres* Format, nemlich von 3 bis 6 Zoll Länge, und von ganz grossen oder *Prachtstücken* rechnet Hr. *W.* gegen 200. Die oryktognostische Sammlung ist die *vorzüglichste* und *zahlreichste.* In ihr liegen nicht nur fast alle vorhin erwähnten *Prachtstücke*, sondern auch fast lauter seltene und ausnehmend schöne *Kastenstücke.* Das *Silbergeschlecht* ist unter den Metallen, und zwar besonders das *Gediegen-Silber*, *Hornerz*, *Glaserz* und *Spröd-Glaserz*; unter den Erd- und Steinarten aber der *Flussspath*, von einer vorzüglichen Schönheit und Vollständigkeit. Der blosse *innere Werth* (an *Gold-* und *Silbergehalt*) wird auf 3000 Thaler geschätzt. Der oryktognostischen Sammlung folgt an Beträchtlichkeit und Menge die *geographische zunächst*; die übrigen 3 sind zwar lange nicht so beträchtlich, haben jedoch für den Kenner ihren grossen Werth. Hieraus ergiebt sich, dass der Ankauf dieses Kabinettes, (dessentwegen man sich an die *von Pabstischen Erben*, oder auch an Hn. Inspector *Werner* zu *Freiberg* wenden kann,) eigentlich die Sache eines sehr reichen Privatmannes, oder eines grossen Herrn, zum Behuf für eine *Universität* oder *Academie* seyn würde. Für die Erweiterung der Wissenschaft müsste dieses von wesentlichen Nutzen seyn, auch dem Ort und der Gegend, wo es hinkäme, sehr zur Zierde gereichen, und gewiss ein Antrieb für viele Studierende werden, diesen Ort, wo sie sonst vielleicht nicht hingekommen wären, zu besuchen. Aber leider sind noch immer viele Grosse in Deutschland kalt gegen die Wissenschaften; zumahl so bald es auf Anwendung einiger tausend Thaler ankommt. Bey Geschenken an männliche oder weibliche Günstlinge frägt man nicht nach ganzen und halben Tonnen Goldes; sobald aber vom *Allgemeinen Besten* die Rede ist, dann fürchtet man durch den Aufwand von wenigen Tausenden den Schatz zu erschöpfen. Unter solchen Zeitläuften ist sehr zu fürchten, dass in kurzem ein reicher Engländer diesen Schatz dem deutschen Boden entziehen werde, welchen ein Deutscher zusammenbrachte, und dem Deutsche seine jetzige vortreffliche Einrichtung gaben.

Was nun den vorliegenden Katalog selbst betrifft, so enthält er bloss das Verzeichniss der *methodischen Sammlung.* Da dies die wichtigste ist, so entschloss Hr. *W.* sich, dem Publicum solche zuerst bekannt zu machen. Im zweyten Theile werden die Beschreibungen der übrigen Sammlungen folgen. Da die Klasse der Metalle wiederum die wichtigste ist, so steht selbige voran; so-

dann

dann folgen die Erd- und Steinarten, hiernächst die Salze und Inflammabilien. Ausserdem ist nun, mit der Eintheilung, auch die Beschreibung strenge nach dem Systeme vorgenommen, und schränkt sich nicht blos auf die Gattungen und Arten ein, sondern die Absonderung ist bis auf die *Abänderungen*, nach Hn. *W.'s Aeusserer Kennzeichenlehre* fortgesezt, so dass zuerst die Abänderungen der *Farbe*, dann die der *äusseren Gestalt*, des *Glanzes*, des *Bruchs*, der *Bruchstücke*, der *abgesonderten Stücke* etc. aufeinander, und zwar stets so, wie solche sich in einander verlaufen, — also nach der eigentlich natürlichen Verwandschaft — folgen. Dies hat den überaus grossen Vortheil, dass dadurch die wesentlichsten Merkmahle einer Gattung oder Art, dem Lehrlinge äusserst anschaulich gemacht werden können, und dem Lehrer stets im Gedächtnisse bleiben. Mit der Beschreibung der Abänderung einer jeden Art ist zugleich die genauste Angabe der *Gemengtheile* verbunden, und zulezt folgt die Bestimmung des *Geburtsortes*. Diese kritische Behandlung, und die Richtigkeit dieser Bestimmungen, worauf man sich mit gröster Sicherheit verlassen kann, erhöht den Werth des Kabinettes, so wie den des Katalogs, ungemein, und würde einzig seyn, wenn nicht die schon ebenfalls bekannt gewordene *Beschreibung des Leskischen Mineralien-Kabinettes*, ganz nach diesem Muster von Hn. *Karsten* entworfen wäre. Ausserdem liefert der Katalog *Erweiterungen* und mancherley *neue Bemerkungen* für die Oryktognosie; als wohin wir vorzüglich die beiden neuen Gattungen: *Tremolit* und *Weisser Speiskobold*, und folgende neue Arten: *Leberkies*, *Haarkies*, *Muschlicher Hornstein*, *Dichter Feldspath*, *Blättricher Zeolith*, *Mulmicher Schwerspath*, *Blätter-Kohle*, *Grobkohle*, *Schiefriger Graphit* u. s. w. rechnen. Aus dem Vorhergehenden wird man sich ziemlich, ganz vollständig aber aus dem Werke selbst, welches Niemand entbehren kann, dem es an Erweiterung und Berichtigung seiner mineralogischen Kenntnisse zu thun ist, überzeugen können, dass die Anordnung und Beschreibung dieses grossen Kabinettes eine äusserst schwierige, und viele Zeit raubende Arbeit gewesen seyn muss. Auch versichert Hr. *W.* in der Vorrede, dass ihm diese Arbeit bey seinen übrigen mannichfaltigen Geschäften, ohne den Beystand zweyer seiner Schüler, der Herren *Karsten* und *Hoffmann*, fast unmöglich geworden seyn würde. Er hat daher, wie er noch in der Folge hinzufügt, die *Anordnung* des Kabinettes allein vorgenommen, den beiden andern Mineralogen aber die *Katalogirung* desselben übertragen, ihnen dabey von Zeit zu Zeit, benöthigten Falls, Auskunft gegeben, und das Ganze, so viel die Zeit es ihm verstattete, durchgesehn.

Leipzig, in der Weidmannischen Buchh.: *Anfangsgründe der Mineralogie* von D. Georg Adolph Succow, Pfalz-Zweybrückischem Hofrath (e) etc. 1790. 447 S. in 8.

„Die Bereicherungen, welche die Mineralogie durch „Vervollkommnung der äussern Charakteristik und durch „genauere chymische Zerlegungen der Mineralien seit „wenigen Jahren erhalten hat, sind so beträchtlich, dass „die bisherigen Lehrbücher beym Vortrage dieses Theils „der Naturgeschichte viele Zusätze und Veränderungen „fodern." Mit dieser sehr richtigen Aeusserung hebt Hr. *S.* seine kurze Vorrede an, in welcher er nur noch bemerkt, dass er gesucht habe, die Hauptlehren der Mineralogie in ihrer natürlichen Verbindung gedrängt abzuhandeln, und die ziemlich zerstreuten neueren Erfahrungen und Beobachtungen nach Möglichkeit beyzubringen, und in Ansehung der äusseren Kennzeichen, so wie der Beschreibungen, vorzüglich den Herren *Werner*, *Karsten* und *Hoffmann* gefolgt sey. Nächst der Einleitung zerfällt das Buch selbst in 4 *Abschnitte* nebst einem *Anhange*. 1. Absch. *Von den Kennzeichen der Mineralien.* Hier ist von den *äusseren* und *inneren* die Rede. Beide werden gehörig bestimmt, mit einander verglichen und mit ziemlicher Befriedigung auseinander gesetzt. Bey den *äusseren* Kennzeichen liegt, wie es scheint, ein Auszug der von Hn. *Werner* darüber geschriebenen Abhandlung, jedoch mit mancherley aus späteren Schriften seiner Schüler entlehnten Bereicherungen zum Grunde; in Ansehung der *inneren*: so sind von den bekannten Erden, Salzigen — Brennbaren — und Metallstoffen die wesentlichsten chemischen Eigenschaften, nach den neuesten Berichtigungen, angeführt. 2. Absch. *Von den mineralogischen Systemen.* Dies ist eigentlich ein kurzer Abriss einer Literatur der systematischen Mineralogie, wobey wir ungern *Henkels* Namen vermisst haben, dessen Mineralogie zu ihrer Zeit eine der vortrefflichsten war. Ihm verdanken wir unter mehreren andern vorzüglich die richtige Bestimmung des *Weissen Kupfererzes*, so wie des *Weissgültigerzes*; und wenn einige neuere Mineralogen seine Schriften mehr studirt hätten, würde ihnen die jetzige äussere Bestimmung dieser Fossilien wahrscheinlich weniger befremdend seyn. 3. Abschnitt. *Gründe der Gebirgskunde oder der Geognosie.* Dieser Abschnitt hätte eigentlich dem nachstehenden erst folgen sollen. Denn jetzt hören die Anfänger die Worte: *Granit*, *Gneiss*, *Thonschiefer*, *Basalt* etc., nennen, ohne sich etwas dabey denken zu können; indem die *Beschreibungen* dieser einzelen Steinarten erst in der systematischen Mineralogie des Hn. Vf. hinter der Klasse der Erden folgt. — Uebrigens theilt Hr. *S.* die Gebirge: in *uranfängliche*, *stratificirte*, *geschüttete* und *vulkanische*. Bey den stratificirten unterscheidet er *Gang* und *Flötzgebirge*, welches uns sehr wundert, da in so vielen neuern Schriften die Unrichtigkeit dieser Benennung, von *Ferbers Oryktographie von Derbishire* an, bis auf den *bergmannischen Kalender 1790*, dargestellet ist. Die Inconsequenz ist dabey unvermeidlich, wie auch gleich hier erhellt, indem jeder weiss, dass in der *Grauwacke*, so wie in dem *dichten Kalksteine*, mächtige und ergiebige Gänge vorkommen; beide Gebirgsarten aber *nicht unter den Gang-*, sondern Flötzgebirgen ausgeführt finden. Die ganze Incongruität fällt weg, sobald man das vieldeutige Wort: *Ganggebirge*, verbannt, und den Granit *nicht mehr isolirt* betrachtet. Die Erklärung eines *Ganges* (§. 120.) so wie des *Fallens* der Gänge (§. 123.) ist nicht ganz richtig abgefasst. — Zu Ende dieses Abschnittes folgt ein *Verzeichniss mineralogischer Schriften*, welches die Literatur der zweyten Hälfte dieses Jahrhunderts ziemlich vollständig enthält, obgleich auch ältere

tere Schriften z. B. die *philosophical transactions* v. J. 1665 mit angeführet find. 4. Abschn. *Systematische Eintheilung der Mineralien.* Das hierbey zum Grunde gelegte System ist nach *Kronstedt* und *Werner* aufgestellt, doch ist der Vf. in vielen Stücken von letzteren sehr abgewichen. Das *Weiss Scheelerz* steht unter den Kalkarten; der *Feldspath, Pechstein, Opal, Iaspis* unter den Kieselarten; der *Bimsstein*, die *Laven* etc. sind ihres vulkanischen *Ursprunges* wegen als eine besondere Ordnung aufgeführt, welches sich selbst nach Hn *S.* Principien gar nicht vertheidigen läfst; indem er vorher nur die *Mischung der Fossilien nebst ihren äusseren Merkmahlen*, als oryktognostischen Eintheilungsgrund angegeben hat. Was geht auch dem *Oryktognosten als solchen*, der nasse oder trockne Ursprung eines Fossils an? Die übrigen Gebirgsarten machen die 6te Ordnung der 1sten Klasse aus, und dies ist eher zu vertheidigen, wenn man durchaus die Oryktognosie mit Geognosie verbinden will. Unter den *Salzen* haben wir, nach *Bergmanns* und *Kirwanns* Beyspiele manche aufgeführt gefunden, welche die Natur uns noch nicht als *Mineralien* dargestellt hat. Von der Klasse der *Inflammabilien* und *Metalle* ist weniger zu erinnern. — Den beygebrachten äusseren Beschreibungen fehlt freylich noch vieles an der nöthigen Vollständigkeit; sie unterscheiden sich doch aber schon sehr vortheilhaft von ähnlichen in gleichzeitigen Werken. Aufserdem sind die chemischen Bestandtheile mit den Geburtsörtern und dem Gebrauche der Fossilien kurz angegeben, und in allen diesen Angaben bemerkt man mit Vergnügen die Bekanntschaft des Vf. mit den neuesten Schriften. Der Anhang enthält eine ausführliche Abhandlung *von den Versteinerungen*, und den Beschluss macht ein weitläuftiges Register, nebst ein paar Zusätzen, besonders über den *Chlorit* und *Tremolit*.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Vieweg d. ä.: *Briefe einer Curländerinn.* Auf einer Reise durch Deutschland. Zwey Theile. 1791. zusammen 24 Bogen. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die verstorbne Verfasserin dieser Briefe, Madame *Sophie Schwarz* geb. *Becker*, — deren nur wenig ähnliches Profil in einer artigen Vignette von Chodowiecki das Titelblatt ziert, — sammelte die darinn enthaltnen Bemerkungen auf einer mit ihrer edlen Freundin, der Frau *v. d. Recke*, in den Jahren 1784 und 1785, von Mietau nach dem Karlsbade und Pyrmont unternommnen Reise und bestimmte sie, wie der Herausgeber in der Vorrede sagt, und dem Rec. auch aus Privatnachrichten bekannt ist, ihrer Familie und ihren Freunden in Kurland, und zum Lesebuch zur Bildung junger Frauenzimmer. Aus diesem Gesichtspunkt beurtheilt, erfüllt das kleine Werk, von mehreren Seiten, seine Bestimmung. Es ist der Spiegel eines durch Bildung veredelten weiblichen Geistes, und eines jeder wohlwollenden Neigung empfänglichen, den Freuden der Natur offnen und zartempfindenden, Herzens. — Die Schreibart ist fliessend. Eine gesunde Moral, praktische Lebensphilosophie, Wahrheit des Gefühls und eine Stimmung zur sanften Schwermuth; — diese Eigenschaften machen die Briefe, besonders für solche Leser, die die verstorbne edle Frau kannten, interessant. Kurze Bemerkungen über einzelne Gegenstände, Schilderungen von Gegenden und Familienscenen, Scenen des gesellschaftlichen und häuslichen Lebens, und einzelner Reisebegegnisse, Nachrichten von Personen, deren Bekanntschaft sie machte, wechseln unterhaltend mit einander ab, und verrathen einen der weiblichen Seele eigenthümlichen feinen Takt, tiefes Gefühl, und besonders eine seltne Herzensgüte. Zur Darstellung ihres liebenswürdigen und offnen Charakters, gehört für ihre Freunde auch die eingestreute Geschichte des Herzens und der Verbindung der Verfasserin. Dass sie ihre Briefe nicht für das grosse Publicum bestimmte, beweiset ein groser Theil des Inhalts. Die Freundinn, an die sie gerichtet sind und mit ihr der grösere Cirkel theilnehmender Freunde, werden manche dieser Nachrichten und Bemerkungen aus einem Reisetagebuch gesammelt, noch immer sehr interessant finden, wenn gleich der fremde Leser mehrere derselben weder bedeutend noch neu nennen kann. Mit seinem Freunde nimmt man es so genau nicht, und wägt auch hingeworfne Ausdrücke und lebende Personen treffende Urtheile nicht. — Wenn nun aber dennoch ein solcher Nachlass dem Publicum durch öffentlichen Druck übergeben wird, — und der abgenutzte und verrufne Behelf eines *Manuscripts für Freunde* dabey von selbst wegfällt; — so müsste man billig, um das Andenken einer Verstorbnen möglichst vorwurfsfrey zu erhalten, bey der Durchsicht des Manuscripts höchst vorsichtig verfahren. — Der Rec. dieser Briefe ehrt das Andenken der Verstorbnen, und kann deswegen den Wunsch nicht bergen, dass man bey der Herausgabe ihres Nachlasses eine Vorsicht angewandt haben möchte, die leider! in so manchen neuern Reisebeschreibungen, freundschaftlichen Briefen u. s. w. vermisst wird, und deren nicht oft und nachdrücklich genug zu rügende Mangel, in keinem Fall die Beurtheilungskraft und Delikatesse der Herausgeber von einer vortheilhaften Seite zeigt: die Vorsicht nehmlich, *die Namen lebender gelobter oder getadelter* und in beiden Fällen sehr compromittirter *Privatpersonen*, und besonders dann, wenn Privatanekdoten von ihnen mitgetheilt werden, aus solchen Nachrichten hinwegzulassen. Nur in sehr wenig Fällen ist diese Vorsicht bey der Herausgabe dieser Briefe auch nur halb beobachtet, wie z. B. 2ter Th. S. 135 f. in der etwas skandalosen Anekdote, von welcher Rec. überhaupt nicht begreift, wie sie, mit den vorangeschickten Bemerkungen über die schönen und verführerischen Domherrn in Brückenau sich in die Feder der Vf. und in ein Lesebuch zur Bildung junger Frauenzimmer verirren konnte: — die Namen der handelnden Personen sind hier mit den Anfangs- und Schlussbuchstaben bezeichnet. — Rec. muss gestehen, dass ihn diese unter neuern Schriftstellern, und besonders Schriftstellerinnen (man sehe z. B. die übrigens von mehreren Seiten so interessante Reisebeschreibungen der Frau de la Roche) zur Mode gewordnen Indiscretion beym Durchlesen dieser Briefe oft sehr unangenehm gestört hat, und er ist nach seiner Kenntniss der Bescheidenheit und Delikatesse der Vf. überzeugt, dass sie, wenn

sie

sie ihre Briefe noch selbst herausgegeben hätte, wenigstens mehrere solcher Stellen vor dem Druck im Manuscript noch würde geändert haben.

FRANKFURT am MAYN, in der Hermannsch. Buchh.: *Geschichte der merkwürdigsten Reisen, welche seit dem zwölften Jahrhundert zu Wasser und Lande unternommen worden sind*, von *Theoph. Frid. Ehrmann*, Erster Band. 1791. 408 S. 8. (1 fl. 15 kr.)

Gewiss war es ein glücklicher Einfall, eine zusammenhängende, systematisch geordnete Geschichte der merkwürdigsten Reisen dem lesenden Publicum in die Hände zu schaffen. Wer da weiss, wie viel man heutiges Tages selbst von Nichtgelehrten, die aber auf Erziehung Anspruch machen, fodert, und wie viele, für manchen fast unüberwindliche Schwierigkeiten, kostbare Büchersammlungen, anhaltende Lectüre, mit der sich eben der Beruf eines Jeden nicht immer verträgt, damit verbunden sind, um sich nur in den Fächern der angenehm nützlichen Wissenschaften, und auch hier nur wenig mehr als oberflächliche Kenntnisse zu erwerben, der wird dieser Unternehmung seinen Beyfall, und dem Vf., wenn er seinen vorgezeichneten Plan gut ausführt, seinen warmen Dank gewiss nicht versagen. Denn er verspricht uns in der gedrängten Kürze von etwa 24 mäsigen Bänden (es wird aber schwerlich dabey bleiben) in einer guten Ordnung das zu geben, was der Wissbegierige in vielen hundert Bänden erst mühsam zusammensuchen, und in seinem Kopfe in Ordnung bringen müsste. Der Plan ist, so wie er vor uns liegt, ganz gut angelegt; da aber der 1. Band nur erst eine historische Einleitung zu dem Werke ist, so behalten wir uns unser Urtheil bis auf die Erscheinung der Geschichte der Reisen selbst vor. Jedoch auch diese Einleitung, die die ganze alte Geschichte mit beständiger Hinsicht auf Schiffarth, Handlung und Reisen in gedrängter Kürze darstellt, und manche schöne historische Kenntnisse verräth, erweckt schon ein gutes Vorurtheil für das Werk selbst. Indessen sind wir, besonders bey Hypothesen, nicht immer der Meynung des Vf. So setzt er z. B. S. 38. die Allgemeinheit der sogenannten Sündfluth als ausgemacht fest, und stützt seine Behauptung theils auf die Menge zurückgebliebener Spuren, theils auf die Erzählungen (besser Ueberlieferungen) aller Völker von einer solchen Ueberschwemmung. Allein eben diese zurückgebliebenen Spuren beweisen eher eine oder mehrere totale Erdrevolutionen durch Ueberschwemmung, die sich lange vor unserer Zeitrechnung schon zugetragen haben können, ja selbst schon zugetragen haben *müssen*, wenn die bisher darüber gemachten Entdeckungen durch physische Gesetze erklärt werden sollen. Es ist hier weder Ort noch Raum, dieses umständlich auseinander zu setzen; Rec. wird sich aber bey einer andern Gelegenheit ausführlich darüber erklären. Hier sey es ihm nur erlaubt, den bekannten Beweis von den Erdlagen oder Schichten jener Behauptung entgegen zu setzen. Diese an Materie so sehr und mannichfaltig miteinander abwechselnde Schichten, woraus die ganze Oberrinde der Erde bestehet, und unter welchen sich oft erst in der grösten Tiefe ein Seegrund, und eine oder mehrere Lagen von Muscheln findet, scheinen allerdings der Bodensatz von einer Ueberschwemmung zu seyn; allein eine einzige Fluth, wie die Noachische, die langsam kam, und langsam wieder weggieng, konnte doch die Erdrinde nicht bis zu einer solchen Tiefe auflösen und umkehren. Selbst die Festigkeit des Seegrundes ist keine unerhebliche Einwendung dagegen; auch würden sich die so verschiedenen Schichten weder so regelmäsig, noch so bald wieder angesetzt haben. Die Sündfluth scheint sogar den Lauf der Flüsse nicht einmal merklich verändert zu haben; denn man fand, als sich das Gewässer verlaufen hatte, die nemlichen Flüsse meistens wieder, die, nach Moses, schon vor dieser Revolution existirten. Diese Fluth dauerte auch nicht lange genug, dass solche ungeheure Berge von Muscheln und Seegewächsen davon hätten aufgethürmt werden können, wie man sie bis jetzt entdeckt hat, und noch immer neuerdings entdeckt. Selbst die Versteinerung setzt ein höheres Alter voraus, als unsere ganze Zeitrechnung beträgt; und doch sind die Ruinen der allerältesten Gebäude, die sich nur auf der Erde finden, voll solcher versteinerten Seemuscheln. Anderer Einwendungen, selbst des gemeinen Menschenverstandes gegen die Allgemeinheit der Sündfluth zu geschweigen, so sagt selbst Moses, den man gegen alle Einwürfe zur Schutzmauer der alten Meynung macht, weiter nichts bestimmtes darüber, als dass sie 15 Ellen hoch über die höchsten Berge, *die er nemlich kannte*, gegangen sey. Hie und da scheint uns auch der Vf. die Bescheidenheit, eine jetzt so seltene Erscheinung, etwas zu übertreiben. So glaubt er z. B. S. 39. sehr viel zu wagen, wenn er für die babylonische Sprachenverwirrung eine entstandene Uneinigkeit annimmt. Jene war sehr natürlich die Folge von dieser, aber nichts weiter. Sprachenverwirrung wird in der Bibel sehr oft statt Uneinigkeit gebraucht. Verschiedenheit der Sprache entstehet natürlicher Weise durch Absonderung und Trennung der Völker von einander, und ist ein Werk der Natur und der Zeit, aber keines Thurmbaues. Bey Aufstellung einer Hypothese, die nichts weniger als neu ist, die so vieles für sich, und nichts gegen sich hat, war doch warlich nicht viel zu wagen. Doch, dies sind Kleinigkeiten, die Rec. nur zum Beweise der Aufmerksamkeit anführt, mit welcher er diese Schrift durchlas. Endlich dünkt ihn das Urtheil, das der Vf. über die in 4. zu Breslau herausgekommene Geschichte der Handlung und Schiffarth, a. T. auf fremde Autorität hin fället, doch etwas zu hart. Es war doch bisher das einzige brauchbare Buch in diesem Fache, und mit deutschem Fleisse gearbeitet. Rec. bedauerte lange schon, dass die Fortsetzung desselben unterblieben war.

JENA, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

REGISTER

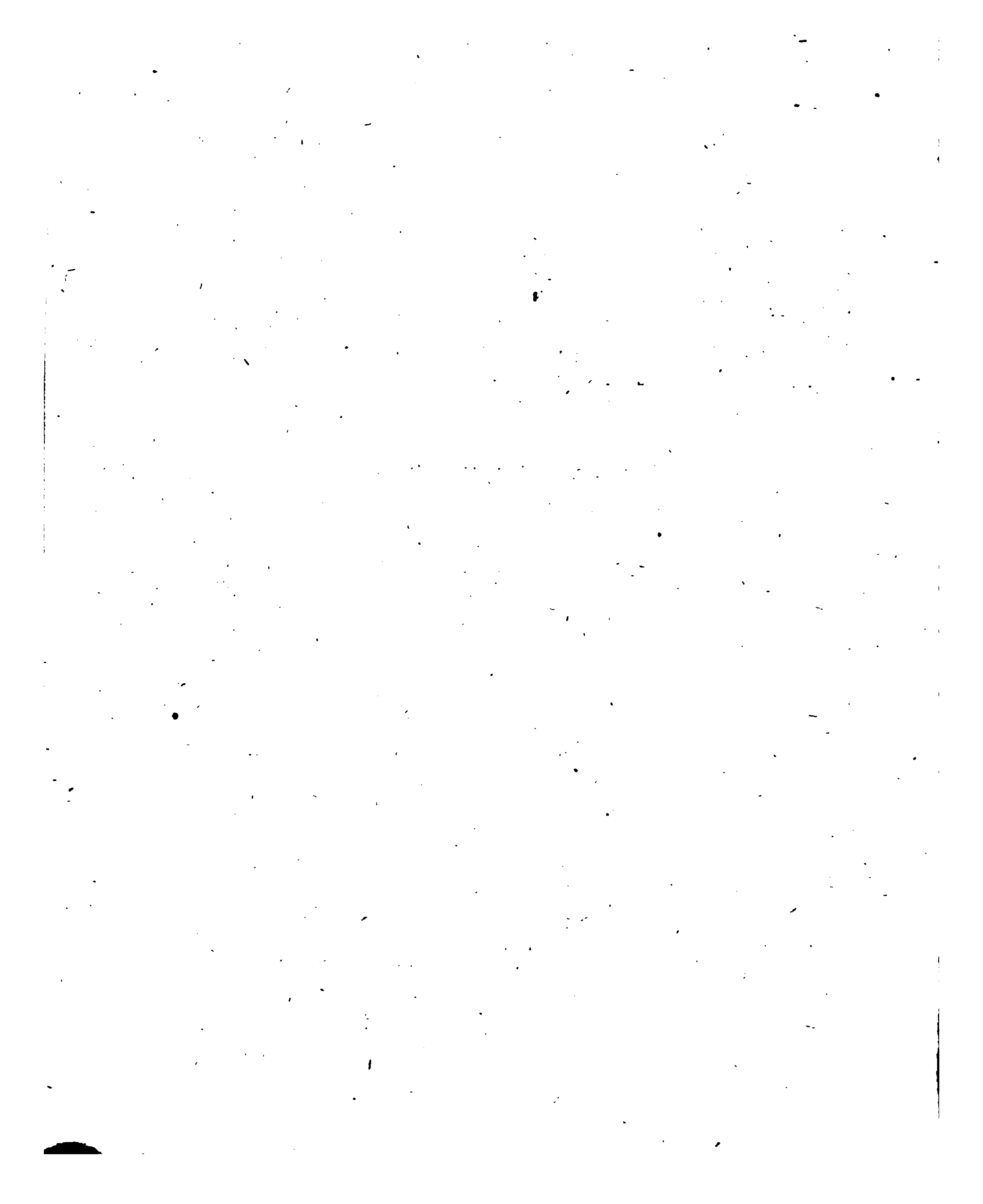
über die

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1791.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürstl. sächs. Zeitungs-Expedition.
1791.



Alphabetisches Register
der
im Jahrgange 1791.
der
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
recensirten Bücher
und angezeigten Dissertationen und Programmen.

Anm. *Die römische Ziffer zeigt den* Band, *die deutsche aber die* Seite *an.*

A.

B.

C.

D.

Dis-

E.

F.

Fa-

H.

I.

M.

Meiners

N.

O.

P.

Polonsky,

Romane,

Schneider,

T.

U.

Ueber

V.

W.

X.

Y.

Z.

Register der merkwürdigsten Sachen.

A.

B.

C.

D.

Dänne-

E.

F.

L.

M.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Y.

Z.

Philologisch critische Bemerkungen über einzelne Stellen der Profanscribenten und Kirchenväter.

Exegetische Bemerkungen über einzelne Stellen des A. u. N. T.

Allgemeines Register

über die im

INTELLIGENZBLATT

zur

Allgemeinen Literatur-Zeitung

enthaltenen vornehmsten Sachen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Belohnungen.

Preisaufgaben und Preisertheilungen.

Todesfälle.

Jacobi

Universitäten Chronik und vermischte Nachrichten.

